This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

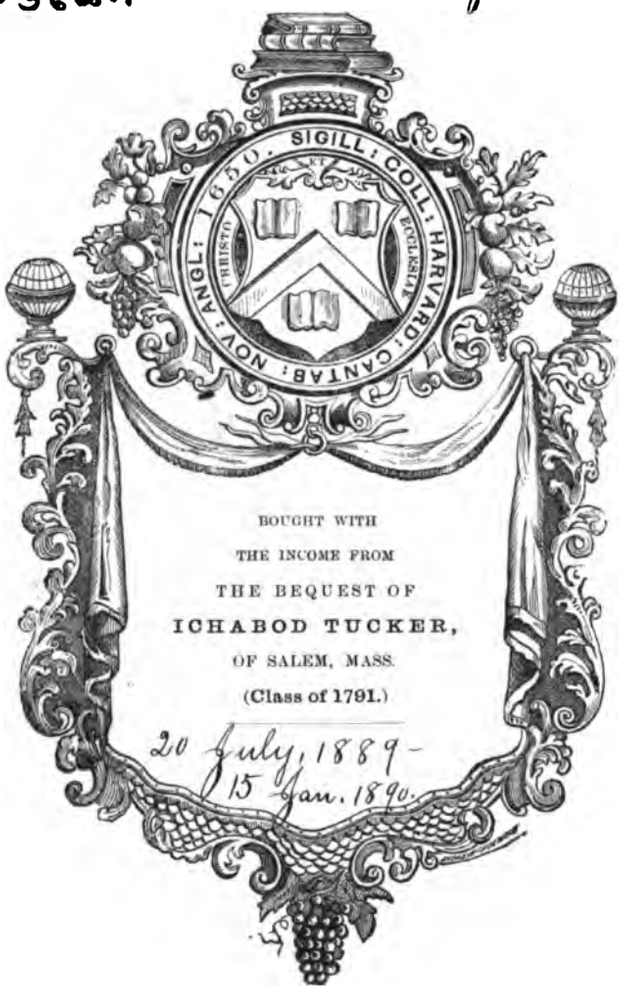
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BP 362.1

Bd. May, 1890.



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)

20 July, 1889 -
15 Jan. 1890.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1889.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1889. 521,-7.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1889.

~~29,179~~
BP362.1

1889, July 20 – 1890, Jan. 15.
Tucker fund.

Register.

Abel, H. F. O., Die deutschen Personennamen. Zweite Auflage, besorgt von W. Robert-tornow. 830.
—— K., Im Lande des Goldes. 551.
Achajus, Der Werth der berliner politischen Presse. 335.
Achleitner, K., Weil ma' in d' Welt taug'n. 744.
Adelmann, A. Graf, Biographie und gesammelte Aufsätze. 581.
—— K., Donna Elvira (in Mozart's „Don Juan") als Kunstideal und in ihrer Verkörperung auf der münchener Hofbühne. 255.
—— Margarethe, Gedichte. Herausgegeben von K. Schrattenthal. Zweite gesichtete und bedeutend vermehrte Auflage. 199.
Adler, F., s. Iriarte.
Ahlfeld, H., Unsrer Kinder Weihnachtslieder. 784.
Alberti, K., Der moderne Realismus in der deutschen Literatur und die Grenzen seiner Berechtigung. 607.
Albon, E. Baron d', Kronprinz Rudolf. Sein Leben und Wirken. 284.
Albrecht, E., Ger und Howa. 105.
Alexander, E., Herzensklänge. 470.
Allmers, H., Fromm und Frei. 486.
Alsberg, M., Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen. Lieferung 4—11. 157.
Altena, K. E. (E. Rzesacz), Der junge Goldschmied. Dritte veränderte und vermehrte Auflage. 150.
Althaus, F., Theodor Althaus. 293.
Altona, H. d', Krauses Zeug. 70.
Amicis, E. de, Herz. Ein Buch für Knaben. Nach der 72sten Auflage übersetzt von R. Wülfer. 46.
—— Unsere Freunde. Nach der dritten Auflage aus dem Italienischen von R. Teuscher. 759.
Amyntor, G. von, Für und über die deutschen Frauen. Zweite Auflage. 599.
—— Die Giselli. 198.
—— Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge. Dritte Auflage. 281.
—— Stahl und Stein. 277.
Anders, N. J., Deutschlands Erwachen. Erste Abtheilung. 451.
Andree, R., Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. 254.
Andresen, K. G., Ueber deutsche Volksetymologie. Fünfte verbesserte und stark mehrte Auflage. 456.
Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen in Einzelabhandlungen. Herausgegeben von H. Neumayer. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste Lieferung. 494.
Anzengruber, L., Der Fleck auf der Ehr'. 774.
—— Heimg'funden. 423.
Apulejus, Amor und Psyche. Aus dem Lateinischen frei übersetzt in Versen von O. Siebert. 92.
Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XII. 363.
Aren, F. M., Geld. 792.
Arends, B. G., Hand- und Lehrbuch für Deutschlands Studentenschaft. 800.
Arndt, E. M. Spät erblüht! Aufgefundene Gedichte. Herausgegeben von A. von Freydorf. 238.
Arnold, H., Novellen. Zweite Auflage. 468.
—— Neue Novellen. Zweite Auflage. 751.
—— Der Umzug und andere Novellen. 27.
Asbóth, J. von, Bosnien und die Herzegowina. 314.
Aub, L. und H. Thom, Gnomen und Kobolde. 573.
Auerbach, L., Aus dem Schwarzwald. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von F. Geßler und E. Scherenberg. 404.
Augier, E., Philiberte. Vom Verfasser autorisirte Bearbeitung von A. Fitger. 25.
Aus meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Aufzeichnungen nach dem Leben u. s. w. von einem jungen Beamten. 216.
Autier, J., Drei Erzählungen. Aus dem Französischen übersetzt von B. M.-K. 420.
—— Marius Maurel. Autorisirte freie Uebersetzung von B. M.-K. 420.
Ayrer, G. H., Gedichte. 807.

Bachem's Novellensammlung. Bd. 34: 445. Band 35. 36: 437. Bd. 37: 342. Bd. 38. 39: 618. Bd. 40: 727.
Bächtold, J., s. Bibliothek.
Bahlsen, L., Kotzebue und Sheridan. 255.
Bahr, H., Die große Sünde. 724.
Balden, F., Ledige Frauen. 386.
Ballestrem, Eufemia Gräfin (Frau von Adlersfeld), Die blonden Frauen von Ulmenried. 524.
Baltisch-Deutsches Dichterbuch, herausgegeben von J. E. Freih. von Grotthuß. 143. 575.
Baltz, Johanna, Der Engel der Barmherzigkeit. 478.
Band, M., s. Unsere Kunst in Wort und Bild.
Baranzewitsch, K. S., Die Sklavin. Deutsch von A. Berger. 638.
Barinkay, S., Liebestraum. Mit einem Geleitswort von M. G. Conrad. 797.
Barsch, P., Fliegende Blätter. 404.
Bartels, A., Gedichte. 324.
—— Johann Christian Günther. 359.
Bastian, A., Die Culturländer des alten Amerika. Dritter Band: Nachträge und Ergänzungen aus den Sammlungen des ethnologischen Museums. Erste und zweite Abtheilung. 396.
Bauer, M., Die Schloßfrau von Ildenau. 793.
Bauermeister, W., Zur Philosophie des bewußten Geistes. Erste Abtheilung: Die Hypothese. 29.
Bauernfeld, E. von, Alkibiades. 727.
—— Poetisches Tagebuch. 105.
Baumann, J., Platon's Phädon philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. 702.
Baumbach, R., Kaiser Max und seine Jäger. Drittes Tausend. 139.
Baumgartner, A., S. J., Island und die Farör. 666.
Bayer, Th. von, Ueber den Polarkreis. 569.
Beaulieu, G. von, Leibeigen. 437.
Beck, M., Allerhand kleine Geschichten. 791.
Becker, A., Der Küster von Horst. 645.
Bedenken, christliche, über modern christliches Wesen. Von einem Sorgenvollen. 127.
Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. Siebentes Heft: Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—76. Von J. Froitzheim. 250. Zehntes Heft: Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Von J. Froitzheim. 475.
Beleuchtung der „Erklärung" in den „Preußischen Jahrbüchern". 206.
Bellermann, L., Schiller's Dramen. Erster Theil. 121.
Beneke, O., Von unehrlichen Leuten. Zweite vermehrte Auflage. 459.

*

Benkard, E., In ferner Inselwelt. 580.
Benko, J. Freih. von, Reise S. M. Schiffes „Albatros" unter Commando des k. k. Fregattenkapitäns Arthur Müldner nach Südamerika, dem Caplande und Westafrika 1885—1886. 341.
Berendt, M., Die rationelle Erkenntniß Spinoza's. 347.
Berendts, E., Volks- und staatswirthschaftliche Anschauungen in Rußland auf der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts. 508.
Berens, A., Frühlingsboten. 628.
Berge, Elisabeth von, Alexei. 66.
Berger, H., Die Herbart-Ziller'schen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht. 301.
—— M. (S. von Follenius), Schloß Hartenfels. 437.
—— W., Aus stillen Winkeln. 661.
Bergner, R., Ungarn, Land und Leute. 44.
Berkow, K., Die Namenlosen. 630.
Bernau, F., Der Böhmerwald. Lieferung 4—7. 63.
Bernheim, E., Lehrbuch der historischen Methode. 555.
Besant, W., Die gute alte Zeit. Uebersetzt von H. Meyer. 135.
Beta, O., Bei der Baronin von Plettenbach. 181.
—— Vor der Meute. 169.
Beyer, C., Friedrich Rückert. 214.
Beyersdorff, R., Giordano Bruno und Shakespeare. 777.
Beyttenmüller, Th., Würtembergischer Liederschatz. 575.
Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 332: Das leidende Weib. Ein Trauerspiel von M. Klinger. Herausgegeben und eingeleitet von L. Jacobowski. 697.
—— des Humors. Herausgegeben von E. O. Hopp. 654.
—— internationale wissenschaftliche. Band 67. 428.
—— älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegeben von J. Bächtold und F. Vetter. Ergänzungsband. Erste Lieferung: Das Schachzabelbuch Kunrat's von Ammenhausen, Mönchs und Leutpriesters zu Stein am Rhein. Herausgegeben von F. Vetter. 373.
Bibus, Ottilie, Mein Tagebuch. 470.
Biedermann, G., Philosophie des menschlichen Lebens. Des Systems der Philosophie dritter Theil. 343.
—— K., Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte, 1815—1840. 687.
—— W. Freih. von, s. Goethe.
Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren eines Ungenannten. Achte Auflage. 111.
Biltz, K., Zur deutschen Sprache und Literatur. 40.
Binder-Krieglstein, C., Világos. 67.
Binding, K., Die Gründung des Norddeutschen Bundes. 138.
Birk, A., In Sturm und Sonnenschein. 808.
Birt, Th., Zwei politische Satiren des alten Rom. 376.
Bischoff, H., s. Kullak.
Bismarck, s. Böhm.
Bismarck-Dynastie, die. Ein Seitenstück zu dem Artikel in der Contemporary Review. 382.
Bissing, Henriette von, Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff. 258.
Björnson, B., Das Fischermädchen. Deutsch von A. Peters. Dritte Auflage. 33.
Blätter, russisch-baltische. Drittes und viertes Heft. 237.
Bleibtreu, K., Der Erbe. 312.
—— Der Kampf ums Dasein der Literatur. 177.
Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Dritter Band. 289.
Blum, H., Aus geheimen Acten. 791.
—— Geheimnisse eines Vertheidigers. 715.
—— Menschenrechte. 641.
Bode, W., Dr. Barnardo's Liebeswerke in London. 463.
—— s. Geschichte der deutschen Kunst.
—— s. Meyer.
—— s. Nordwest-Geschichten.
Bodenstedt, F., Erinnerungen aus meinem Leben. 20.
—— Feona. Zweite Auflage. 519.
—— Sakuntala. 832.
—— Thamar und ihr Kind. Die geheimnißvolle Sängerin. Oheim und Neffe. 386.
—— 70ster Geburtstag. 174. 286.
Böhm, W., Fürst Bismarck als Redner. Siebenter Band. 111. Achter Band. 319.
Böhmert, V., Kampf gegen die Unsittlichkeit. 463.
Böhner, A. N., Monismus. 347.
Boll, H., Vierhundertdreißig deutsche Vornamen, als Mahnruf fürs deutsche Volk zusammengestellt. 301.
Bömers, K., Eiserne Zeit. 808.
Bork, H., Deutschlands große Jahre 1870/71 geschildert in Liedern. 800.
Bormann, E., Leibz'ger Allerlei. Fünfte Auflage. 559.
—— Herr Engemann. Dritte Auflage. 559.
—— Büchlein Komm mit mir. Siebente Auflage. Miniaturausgabe. 759.
Böttger, H., Offen gestanden. 470.
Boy-Ed, Ida, Fanny Förster. 599.
—— Eine Lüge. 277.
Boyen. — Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrage der Familie herausgegeben von F. Nippold. Erster Theil: Der Zeitraum von 1771—1809. 684.
Boyes, F., Gedichte. 711.
Brackel, Ferdinande Freiin von, Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 324.
—— Vom alten Stamm. 618.
Bracklo, O., Zusammenstellung einiger Notizen, betreffend die Warfen und ihre alten heidnischen Besitzer, oder Versuch einiger Blicke in die Urzeit unserer friesischen Heimat. 445.
Brahm, O., Schiller. Erster Band. 84.
Braitmaier, F., Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Discursen der Maler bis auf Lessing. 332.
Brandes, E., Ein Besuch. Deutsch von J. Hoffory. 550.
Brandis-Zelion, Emma von, Aus Heimat und Fremde. 468.
Brandt, M. G. W., Karoline Perthes geb. Claudius. Vierte Auflage. 735.
Brasch, M., Philosophie und Politik. 761.
—— Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberweg's in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. 75.
Brauns, C. W. E., Auf deutschem Boden. 27.
Brecht, Th., Kirche und Sklaverei. 815.
Breidenbach, E. von, Drei Novellen. 727.
Breitner, A., Vindobona's Rose. 233.
Breitsprecher, K., Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. 271.
Brennecke, Die sociale und geburtshülflich-reformatorische Bedeutung der Wöchnerinnen-Asyle. 525.
Brentano, F., Heitere Geschichten. Zweites Bändchen. 661.
—— Vom Ursprung sittlicher Erkenntniß. 415.
—— L., Die classische Nationalökonomie. 155.
—— Ueber die Ursachen der heutigen socialen Noth. Zweite Auflage. 597.
Breymann, H., s. Marlowe.
Breysig, K., Der Proceß gegen Eberhard Danckelmann. 364.
Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von K. Heinemann. 787.
—— von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Ignaz und Charlotte Moscheles. Herausgegeben von F. Moscheles. 87.
Brinckmann, J., Kunst und Handwerk in Japan. Erster Band. 234.
Brociner, M., Jonel Fortunat. 645.
Brockhaus' Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur. 767.
Bruderstamm, ein verlassener. Vergangenheit und Gegenwart der baltischen Provinzen Rußlands von einem Balten. 718.
Brügelmann, W., Ueber den Hypnotismus und seine Verwerthung in der Praxis. 527.
Buch, M. von, s. Bücherschatz.
Bücherschatz, deutscher. Band 3: Der letzte Wendenkönig. Episches Gedicht von M. von Buch. 117. Band 4: Kriemhild. Volksgesang der Deutschen aus dem 12. Jahrhundert. Kritisch wiederhergestellt, ins Neuhochdeutsche übertragen und ästhetisch erläutert von W. Hahn. 696.
Büchi, A., Albrecht von Bonstetten. 697.
Buchwald, G., Der evangelische Bund und dessen zweite Generalversammlung in Duisburg. 174.
Bühnen-Shakespeare. Erster bis vierter Band. 775.
Büller, W. und O. Voges, Engelmann's Rache. 681.
Bülow, Frieda Freiin von, Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. 339.
Bulthaupt, H., Dramaturgie der Classiker. Erster und zweiter Band. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 97.
—— Dramaturgie des Schauspiels. (Dramaturgie der Classiker. Dritter Band.) 740.
Bunge, C., Aus meinem Kriegstagebuch. 284.
Bunsen, E. von, Die Ueberlieferung. Erster Band 193. Zweiter Band. 389.
Burckhard, M. E., Das Lied vom Tannhäuser. 374.
Burckhardt, Th., Geschichte des Gymnasiums zu Basel. 682.
Burns', R., Gedichte in Auswahl. Deutsch von G. Legerlotz. 93.
Bütow, A., Wilhelm Hey. Ein Bild seines Lebens und Dichtens. 374.

Byr, R., Waldidyll. 551.
Byron, Bord, Don Juan. Ueberſetzt von J. von Eden. 567.

Camp, M. du, Die Wohlthätigkeitsanſtalten der chriſtlichen Barmherzigkeit in Paris. Autoriſirte Ueberſetzung nach der zweiten Auflage. 699.
Carel, G., Voltaire und Goethe als Dramatiker. 433.
Carletto, Von Leipzig nach der Sahara. 503.
Carlyle, Th., Die Franzöſiſche Revolution. Zweite durchgeſehene Auflage. 270.
Carnio, L., Die Menſchenſeele. 605.
Caro, J., Geſchichte Polens. Fünfter Theil. 379.
Carriere, M., Jeſus Chriſtus und die Wiſſenſchaft der Gegenwart. 42.
—— Lebensbilder. 728.
Catull's Buch der Lieder in deutſcher Bearbeitung. Von Th. Heyſe. Zweite völlig umgearbeitete Auflage aus des Verfaſſers Nachlaß herausgegeben von A. Herzog. 766.
Cavaleriſtenträume. 461.
Champagnergeiſt. Lieder und Luſtſpiele franzöſiſcher Meiſter. Uebertragen von S. Mehring. 188.
Chiavacci, V., Bei uns z' Haus. 99.
Chriſtian, A., Griffenfeld oder Chriſtian V. und ſein Kanzler. 167.
Cicelak, Th., ſ. Lehnert.
Clareti, J., Fürſt Zilah. Autoriſirte Ueberſetzung von A. Roehl. 321.
Cleß, A., Die Künſtler von Friedrich Schiller, an der Hand des Textes gemeinverſtändlich erläutert. 475.
Colell, W., Dem Lichte zu! 161.
Collins, M., Licht auf den Weg. Ins Deutſche übertragen. Zweite Auflage. 110.
—— Das Lied von der weißen Lotos. Aus dem Engliſchen. 451.
Cölln, E. von, König Harald Blauzahn. 71.
—— F., Der befreite Prometheus. 65.
Combe, T., Electric-Electrac. Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen von E. Bagge. 717.
Conrad, M. G., Fantaſio. 497.
—— Pumpanella. 497.
—— ſ. Barinkay.
Conradi, H., Adam Menſch. 580.
Conwentz, A., Für Geiſt und Herz. 573.
Coppée, F., Geſchichten in Proſa. Deutſch von E. Burger und E. Rather. 808.
Cornelia. Herausgegeben von Karl Pilz. Funfzigſter Band. Erſtes Heft. 110.
Coronini, K. Graf, Zwei epiſche Gedichte. 210.
Coſtenoble, K. L., Aus dem Burgtheater. 1818—1837. 10.
Crole, B. E., Geſchichte der deutſchen Poſt von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 731.
Crome-Schwiening, C., ſ. Reinhardt.
Croonberg-Mayer, Emma, Freya. 264.
Curti, Th., Stimmungen und Gedanken. 161.
Cziesch, F., Haus und Schule. 299.

Dahn, F., Frigga's Ja. 85.
—— Deutſche Geſchichte. Erſter Band: Geſchichte der europäiſchen Urzeit. Zweite Hälfte. 173.
Dalton, H., Zur Gewiſſensfreiheit in Rußland. 506.
Dannenberg, R., Katechismus der Geſangskunſt. 635.
Darimon, A., Beiträge zur Geſchichte des Kriegs von 1870. Autoriſirte Ueberſetzung von Rogalla von Biberſtein. 590.
Daudet, A., Der Unſterbliche. Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen von Emmy Becher. 228.
Degen, A. von, Im Manöver. 461.
Degn, J. B., Iſa. 117.
Dehlen, A., Eberhard, der Franke. 649.
—— Jovius. 166.
Deiters, H., ſ. Jahn.
Delff, H., Die Geſchichte des Rabbi Jeſus von Nazareth, kritiſch begründet. 756.
Delius, N., Abhandlungen zu Shakſpere. 582.
Delpy, G., Die Reiſe des Kölner Männergeſangvereins nach Italien. 542.
Denkſchrift, von der Commiſſion der Aerztekammer der Provinz Sachſen verfaßt u. ſ. w., betreffend die Geburts- und Wochenbettshygieine. 525.
Deſſoir, M., Karl Philipp Moritz als Aeſthetiker. 239.
Devrient, O., Kaiſer Rothbart. 551.
Dewall, J. von, Der Ulan. Dritte Auflage. 239.
Dichtung, deutſch-amerikaniſche. Zweiter Jahrgang. Erſtes Heft. 451.
Dieckmann, J., ſ. Ovidius.
Dieskau, M. von, Eine Quedlinburger Aebtiſſin. 27.
Dieſterweg's populäre Himmelskunde und mathematiſche Geographie. Elfte Auflage. Neu bearbeitet von M. W. Mayer, unter Mitwirkung von B. Schwalbe. Erſte und zweite Lieferung. 494.
Dietzel, H., Karl Rodbertus. Zweite Abtheilung: Darſtellung ſeiner Socialphiloſophie. 152.
Dirkink, J. von, Im Kampf mit der Welt. 727.
Dito und Idem, Rache und andere Novellen. Zweite Auflage. 599.
Dohm, H., Frau Tannhäuſer. 618.
Dohme, R., ſ. Geſchichte der deutſchen Kunſt.
Döllinger, J. von, u. F. H. Reuſch, Geſchichte der Moralſtreitigkeiten in der römiſch-katholiſchen Kirche ſeit dem 16. Jahrhundert mit Beiträgen zur Geſchichte und Charakteriſtik des Jeſuitenordens. 113.
—— Akademiſche Vorträge. 114.
Dorieux-Brotbeck, Betty, Adolf Hellberg. 68.
Döring, A., Philoſophiſche Güterlehre. 392.
Dorn, A., ſ. Lehnert.
Dorneth, J. von, Martin Luther. Sein Leben und ſein Wirken. 388.
Dörr, F., Suchet, ſo werdet ihr finden. 170.
Doſtojewski, F. W., Der Doppelgänger. Aus dem Ruſſiſchen von L. A. Hauff. 581.
—— Der Idiot. Deutſch von A. Scholz. 637.
—— Nettchen Neſwanow. Aus dem Ruſſiſchen von L. A. Hauff. 386.
Dove, A., ſ. Ranke.
Drachmann, H., See- und Strandgeſchichten. Aus dem Däniſchen überſetzt und eingeleitet von J. C. Poeſtion. 199.
Dreher, E., Der Hypnotismus, ſeine Stellung zum Aberglauben und zur Wiſſenſchaft. 655.
Dreher, E., Natur- und Kunſtgenuß. 538.
Dreyer, O., Undogmatiſches Chriſtenthum. 42.
Druskowitz, H., Eugen Dühring. 29.
—— Zur Begründung einer überreligiöſen Weltanſchauung. Neue Ausgabe von „Zur neuen Lehre". 395.
Drygalski, A. von, ſ. Maſſlowski.
Duboc, J., Hundert Jahre Zeitgeiſt in Deutſchland. 520.
Du Bois Reymond, E., Adalbert von Chamiſſo als Naturforſcher. 382.
Dukmeyer, F., Joſeph und Arvid. 451.
—— Pietro Aretino. 548.
—— Spurius Carvilius Ruga. 548.
Düntzer, H., ſ. Goethe.
Dünzelmann, E., Der Schauplatz der Varusſchlacht. 444.

Ebeling, Die Sklaverei. 491.
Ebner, Th., Das deutſche Volkslied in Vergangenheit und Gegenwart. 174.
Ebner-Eſchenbach, Marie von, Neue Erzählungen. Zweite Auflage. 743.
—— Lotti, die Uhrmacherin. Zweite Auflage. 743.
—— Ein kleiner Roman. Zweite Auflage. 727.
—— Die Unverſtandene auf dem Dorfe. Zweite Auflage. 100.
Eckart, R., Lieder und Bilder vom deutſchen Meer. 573.
Eckſtein, E., Nero. Dritte Auflage. 309.
—— Der Referendar. 449.
Eckſtein's Reiſebibliothek. Nr. 38. 484.
Eelbo, B., Sonnige Tage. 161.
Ehlers, O. E., Kornähren der Poeſie. Dritte Auflage. 324.
Eichen, Brenda von, Vier Badereiſen. 69.
Eichenberger, O., Wilde Roſen. Roses sauvages. 404.
Eichendorff, J. Freih. von, ſ. Meiſterwerke.
Eiflia Sacra oder Geſchichte der Klöſter und geiſtlichen Stiftungen u. ſ. w. der Eifel, zugleich Fortſetzung, reſp. Schluß der Eiflia illustrata von Schannat-Baerſch. Bearbeitet von K. Schorn. Abth. VI, Lief. 21—23. 363.
Eimbeck, H. von, Im Lande der Mondſcheinler. 727.
Eißler, H., Edelweiß. 140.
Elbe, A. von der, Ein Sohn. 485.
Elben, A., Vorderöſterreich und ſeine Schutzgebiete im Jahre 1524. 665.
Elcho, R., Der Kurier des Czaren. 724.
Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußiſchen Offiziers aus den Jahren 1876 bis 1887. 604.
Ellinger, G., ſ. Neudrucke, berliner.
Elliot, F., Der rothe Cardinal. 821.
Elſäſſer, B., Unſere Zukunft. 595.
—— Die allgemeinen Urſachen der beſtändigen Vermehrung und der bedeutenderen Umwandlungen der öffentlichen Schuld in den modernen Staaten u. ſ. w. 411.
Ems, Dr. (E. M. Schranka), Prag im deutſchen Lied. 78.
—— Feuilletoniſtiſche Studien, Skizzen und Cauſerien. 78.
—— Die Suppe, ein Stückchen Culturgeſchichte. 78.
Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften. Herausgegeben von Förſter, Kenngott, Ladenburg, Reichenow, Schenk, Schlömilch, Valentiner, Winkelmann und Wittſtein. 493.

Engel, J., Stephania. 66.
—— K., Die Don-Juan-Sage auf der Bühne. 12.
Engelmann, E., Germanias Sagenborn. 317. 818.
Engler, G., Colonniales. 338.
Erbrich, E., Kaiser Karl der Fünfte vor Metz. 263.
Erckmann-Chatrian, Aus dem Leben eines Clarinettenspielers. 353.
Erdmann, G. A., Die Lutherfestspiele. 553.
Erfurth, P., Die deutsche Volksdichtung. 122.
Erhard, E., Onkel Hermann. Zweite Auflage. 239.
Erinnerungen aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 von einem Griechen in preußischen Diensten. Autorisirte Uebersetzung aus dem Griechischen von H. Müller. 732.
Erler, J., Aus der Mappe eines Criminalcommissars. Erster Band. 484.
Ernesti, Luise (M. von Humbracht), Aus den Fluten des Lebens. 599.
Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Band. 26. Dritter Band. 703.
Ernst, O., Gedichte. 324.
—— P., Leo Tolstoi und der slawische Roman. 494.
Eschenbach, A., Die Lehren des Bergwerksstrikes vom Mai 1889. 598.
Euripides' Werke. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von J. Mähly. 91.

Fabri, F., Fünf Jahre deutscher Colonialpolitik. 490.
Fäh, A., Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Dritte Lieferung. 47.
Falke, J. von, Aus dem weiten Reiche der Kunst. Zweite Auflage. 377.
—— s. Geschichte der deutschen Kunst.
Falkenhorst, C., Eldoradofahrer. 784.
Falkson, F., Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—48). 138.
Feiertag, A., Das Haus Trotzenstein. 210.
Feilmann, Johanna, Sturm und Stille. 524.
Felix, G., Die französische Revolution von 1789—95. 447.
Fenselau, O., Grüße aus Südbrasilien. 185.
Ferdinand, M. A., Liebesweben. 199.
—— Zur Psychologie der Liebe. 63.
Ferëus-Grison, Frauenspiegel. 280.
Fernhagel, D. L., Die Wahrheit über das Mormonenthum. 341.
Fey, K., Vaticanische Wissenschaft. 816.
Fiedler, F., Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker. 611.
Filhés, Bertha, Die Frau des Kapitäns. 115.
Firdussi, Jussuf und Suleicha. Aus dem Persischen zum ersten male übertragen von O. Freih. von Schlechta-Wssehrd. 232.
Fischer, F. A., Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und Hannibal Fischer. 138.
—— K., Die Erklärungsarten des Goethe'schen Faust. 529.
—— Kleine Schriften. 479.
—— Ueber den Witz. Zweite Auflage. 479.
—— Shakespeare's Charakterentwickelung Richard's III. Zweite Ausgabe. 582.
Fischer, K., Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. 697.
—— L., Dichtergrüße aus den Alpen. 470.
—— Ottilie, Salve Reginae. 727.
—— W., s. Nordwest-Geschichten.
Fischhof, A., Der österreichische Sprachenzwist. 427.
Fitger, A., s. Augier.
Fitze, A., Kriegstagebuch eines einjährigfreiwilligen Ulanen aus dem Feldzuge 1870—71. 603.
Flach, J., Die Reform der Universitäten. 301.
—— Vergeblich gerungen. 353.
Fleischmann, O., Deutsches Vagabunden- und Verbrecherthum im 19. Jahrhundert. 217.
Flügel, O., Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen. Zweite Auflage. 77.
Fogazzaro, A., Malombra. Frei aus dem Italienischen übersetzt von A. Courth. 562.
Fontane, T., Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. 275.
Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Herausgegeben von R. Koser. Erster Band. Zweite Hälfte. 107. Zweiter Band. Erste Hälfte. 505.
Förster, B., Das Leben Emma Förster's, der Tochter Jean Paul's, in ihren Briefen. 257.
Foucher de Careil, A. Graf, Hegel und Schopenhauer, ihr Leben und Wirken. Aus dem Französischen übersetzt von J. Singer. 218.
Franck, K., Am Feldwege. 711.
Frank, U., Der Kampf ums Glück. 13.
—— B., Rußland, seine Hülfs- und Machtmittel. 123.
Fränkel, A., Der Nachbar im Osten. 509. Zweiter Band. 123.
—— H., Ein neuer Weg zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes. 191.
Franken, A., Rumänische Volkslieder und Balladen. 807.
Frankl, L. A., Friedrich von Amerling. Mit dem Porträt und Wohnhaus Amerling's und einer Charakteristik des Künstlers von C. von Lützow. 669.
Frantz, E., Geschichte der christlichen Malerei. Siebente Lieferung. 47.
Franzos, K. E., Aus der großen Ebene. 93.
—— Aus Halbasien. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 338.
—— Die Schatten. 293.
Frau, die, im gemeinnützigen Leben. Herausgegeben von Marie Loeper-Houselle und Amélie Sohr. Jahrgang 1—3. 110.
Frauenberuf. Herausgegeben von Frau J. Kettler. Dritter Jahrgang. 110. Viertes Heft. 479. Fünftes bis achtes Heft. 703.
Frederking, H., Stromschnellen. 630.
Fredro, Vater, Graf A., Consilium facultatis. — Das Licht ist ausgelöscht. Autorisirte Uebersetzung von H. Loewenthal. 360.
Freese, F., Münchener Künstlernovellen. 716.
Frenzel, F., s. Schelmenweisen.
—— K., Deutschlands Colonien. 339.
Freund, E. S., Räthselschatz. 398.
Freybe, A., Das Leben im Dank. 330.
—— Martin Luther in Sprache und Dichtung. 474.
Freybe, A., Züge deutscher Sitte und Gesinnung. Erstes und zweites Heft. Zweite Auflage. 371.
Freydorff, A. von, s. Arndt.
Freyenstein, H. von, Dativ. 445.
Freytag, G., Gesammelte Aufsätze. Erster Band: Politische Aufsätze. Zweiter Band: Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst. 136.
—— Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Sechste Auflage. 753.
Frick, M., Ein Sieg der Liebe. 311.
Friedmann, A., Lieder des Herzens. 161.
—— Der Todesring. Der Venusdurchgang. Zweite Auflage. 33.
Friedrich, G., Die persönliche Kraft und ihre Bedeutung für die geistige und physische Lebensthätigkeit des Menschen. 495.
—— J., Die Constantinische Schenkung. 254.
Friedrichs, H., An der Pforte der Zukunft. 626.
—— Gestalten und Leidenschaften. 241.
Fritsche, P., Bilderbuch eines Schwermüthigen. 161.
Fritze, L., s. Hitopadeça.
Frohschammer, J., Die Philosophie des Thomas von Aquino. 536.
Froitzheim, J., s. Beiträge.
Frommel, E., Beim Lichtspan. 302.
—— Von der Kunst im täglichen Leben. Fünfte Auflage. 794.
Fuchs, O., Haschisch. 170.
Für Jung und Alt. Erster Jahrgang. Heft 1—6. 15.

Gabelli, A., Rom und die Römer. Aus dem Italienischen übersetzt von R. Lange. 151.
Gaedertz, K. Th., Goethe und Maler Kolbe. 787.
Ganghofer, L., Es war einmal . . . Moderne Märchen. 784.
Garborg, A., Aus der Männerwelt. Aus dem norwegischen Volksdialekte übertragen von E. Brausewetter. 310.
Gau, M., s. Stieda.
Geiger, L., s. Goethe-Jahrbuch.
—— s. Neudrucke, berliner.
—— s. Zeitschrift.
Geißler, W., Iphigenie in Delphi. 357.
Gemäldegalerie in Berlin, s. Meyer.
Gensichen, O. F., Jungbrunnen. 324.
—— Der Madonna! 261.
—— Michael Ney. 724.
Georgov, J., Montaigne als Vertreter des Relativismus in der Moral. 591.
Gerstäcker, F., Ausgewählte Werke. Herausgegeben von O. Theden. 271. Lief. 1—12: 447. Lief. 13—24 (oder 4 Bde.): 639.
Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst, von R. Dohme. II. Die Plastik, von W. Bode. III. Die Malerei, von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich, von C. von Lützow. V. Das Kunstgewerbe, von J. von Falke. 23. bis 28. Lieferung. 539.
Gesellhofen, J., Am Webstuhl der Zeit. 611.
Geßler, F., s. Auerbach.
Gilm, Hermann von. Von H. Attl. 561.
—— Ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von A. von der Passer. 553.
Gizicki, G. von, Kant und Schopenhauer. 217.

Goedeke, K., Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. Fortgesetzt von Prof. Goetze. 654. Achtes Heft. 800.
—— s. Lessing.
Goegg, A., Ueberseeische Reisen. 170.
Goldmann, K., Zur Aesthetik des modernen Ehebruchdramas. 383.
Gomperz, Th., John Stuart Mill. 598.
Gosseck, H., Aus guter Gesellschaft. 86.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. Zehnter Band. 513.
Goethe's Gespräche. Herausgegeben von W. Freih. von Biedermann. 143. Erster Band. 308. Zweiter Band. 787.
—— Tagebücher der sechs ersten weimarischen Jahre, 1776—1782, in lesbarer Gestalt herausgegeben und sachlich erläutert von H. Düntzer. 518.
—— Werke. Ausgabe in zehn Bänden (von Adolf Stern). 817.
—— Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abtheilung. Zweiter, sechster, siebenter Band und funfzehnten Bandes erste und zweite Abtheilung. III. Abtheilung. Zweiter Band. IV. Abtheilung. Dritter Band. 81.
Gottschall, R. von, Die Tochter Rübezahl's. 622. 705.
—— Der Verräther. 717.
Goetze, s. Goedeke.
Gozzi, C., Die Frau als Schlange. Aus dem Italienischen übersetzt von V. Müller. 678.
Grabert, H., Auf Ehre. 342.
Graf, R., Er aa! 141.
Gray, M., Dekan von Belminster. Autorisirte Uebersetzung von L. Koch. 557.
Green's, J. R., Geschichte des englischen Volks. Nach der verbesserten Auflage des Englischen von 1888 übersetzt von E. Kirchner. Mit einem Vorwort von A. Stern. 458.
Greif, M., Gedichte. Fünfte Auflage. 486.
—— Konradin, der letzte Hohenstaufe. 9.
Greinz, R. H., Liederfrühling aus Tirol. 806.
—— Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode. 794.
—— u. J. A. Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln. 745.
Groddeck, E., s. Nachtigal.
Groschel, F. K., Ladislaus Posthumus. 680.
Groß, F., Lieder aus dem Gebirge. 140.
Grosse, J., Episoden und Epiloge. Zweite Auflage. 818.
—— Das Volkramslied. 722.
Groth, Klaus, 70ster Geburtstag. 174. 286.
Grotthuß, J. E. Freih. von, Baltisch-deutsches Dichterbuch. 143.
Grube, H., S. J., August Comte, der Begründer des Positivismus. 763.
Grüllich, Was können wir aus Freytag's „Ahnen" lernen? 303.
Guleke, R., Ueber die mittelalterlichen Cult- und Profanbaudenkmäler der Ostseeprovinzen. 655.
Günther, A., Lustspiele. Fünfter Band. 677.
Günthert, J. E. von, Friedrich Theodor Bischer. 293.
Guntram, E., Dervorgil. 391.
Gurlitt, C., Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland. 378.
Gwinner, W., Denkrede auf Arthur Schopenhauer zu dessen hundertjährigem Geburtstage. 77.

Habrich, L., Deutsches Einheits- und Stammesbewußtsein im deutschen Schriftenthum. 122.
Hackländer, F. W., Der Augenblick des Glücks. 53.
Hager, A., Deutschlands Beruf in Ostafrika. 491.
Hahn, O., Perpetua. 165.
—— W., s. Bücherschatz.
Haidheim, L., Im tiefen Forst. Zweite Auflage. 524.
—— Sich selbst der Nächste. 53.
Haek, D., Arabesken und Grotesken. 759.
Halbe, M., Ein Emporkömmling. 423.
Halden, E., Reseda. 734.
Halpert, D., Literarische Streiflichter. 63.
Hamel, R., Ein Wonnejahr. Dritte vermehrte und zum Theil umgestaltete Auflage. 451.
Hamerling, R., Der König von Sion. Neunte verbesserte Auflage. 238. Illustrirte Prachtausgabe. Erstes Heft. 734.
—— Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 481.
—— †. 527.
Hannas, Philosophie des gesunden Menschenverstandes. 236.
Hansjakob, H., Wilde Kirschen. 69.
Hanstein, A. von, Albert Lindner. 59.
Happe, F., Stimmungen und Gestalten. 391.
Harkut, F., Moderne Argonauten. 567.
Hart, H. und J., s. Jahrbuch.
—— J., Fünf Novellen. 445.
Hartmann, E. von, Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie. 761.
—— Lotze's Philosophie. 605.
—— H., Ueber die Vorlagen zu Sheridan's „Rivals". 683.
—— J., Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848—1871. 767.
Hartwig, G., Farbenspiele des Lebens. 342.
—— Gabriele Erdmann. 321.
—— Der Majoratserbe. 821.
—— Ringkämpfe. 53.
—— R. von, Dichtungen. 324.
Hasenclever, A., Aus Geschichte und Kunst des Christenthums. Erste Reihe. 814.
Hasper, L., Goethe als Dramatiker. 433.
Haufe, E., Briefe an eine Mutter. Zweite vielfach verbesserte Auflage. 269.
—— Die natürliche Erziehung. 778.
Hauptmann, G., Vor Sonnenaufgang. 725.
Haykens, R., Kurze Geschichten. 609.
Hebbel's, Friedrich, Auferstehung. Von F. Lemmermayer. 305.
Heemstede, L. von, Arnold von Brescia. 310.
Heidt, K. M., Zwei Seelen. 611.
Heims, P. G., In stillen Winkeln. 630.
Heinemann, K., s. Briefe.
Heinrich, G., s. Ungarische Revue.
—— Th., Freifräulein Anna von Grundeck. 727.
Heitemeyer, F., Clodoald. 66.
Heitmann, G., Transvaal, das Land, seine Bewohner und seine wirthschaftlichen Verhältnisse. 340.
Heitmüller, F., Blondel. 391.
Held, F., Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder: Die Ehebeichten. 71.
Held, F., Ein Fest auf der Bastille. 724.
Helfert, J. A. Freih. von, s. Marlet.
Hellinghaus, O., s. Meisterwerke.
Hellmund, G., Authari-Sage. 629.
Hellmuth, Martha, Wieland der Schmied und andere Gedichte. 350.
Hellwald, F. von, Illustrirte Culturgeschichte. Erster Band: Haus und Hof. Lief. 8—18. 156.
—— Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung. Lief. 6—10. 158.
Henckell, K., Diorama. 808.
Henke, W., Zeichnen und Sehen. Zweite Auflage. 415.
Herbert, M., Gemischte Gesellschaft. 413.
Herder's Briefe an Johann Georg Hamann. Im Originaltexte herausgegeben von O. Hoffmann. 373.
Herma, A., Rösselsprünge aus deutschen Dichtern. 398.
Hermann, H., Steeple-Chases. 618.
—— R., Straßburg. 22.
Herrmann, P., Christian Schubart. 67.
Hertzberg, G. F., Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. I. Halle im Mittelalter. 617.
Hertzog, A., Rechts- und Wirthschaftsverfassung des Abteigebiets Maurmünster während des Mittelalters. 108.
Herzer, J., Dichterklänge aus dem Alterthum. 558.
Herzka, O., Die Sonne des Lebens. 691.
Herzl, T., Buch der Narrheit. Zweite Auflage. 274.
Herzog, A., Die gnädige Frau. 773.
—— Merrick. 773.
—— s. Catull.
Hesekiel, Ludovica, Der Musterschreiber. 539.
—— Nürnberger Tand. 115.
Hespers, K., s. Schynse.
Hesse's, M., Illustrirte Katechismen, Nr. 1—6, s. Riemann. Nr. 7: 635. Nr. 8. 9: 634.
Hesse-Wartegg, E. v., Canada und Neufundland. 500.
Heßler, K., Die deutschen Colonien. 339.
Heußler, H., Francis Bacon und seine geschichtliche Stellung. 681.
Hevesi, L., Buch der Laune. 342.
Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 17.—19. Bändchen: Die Weisheit Salomo's. Gott schütze mich vor meinen Freunden. Prinzessin Sascha. 56. 20. Bändchen: Weltuntergang. 545. 21. u. 22. Bändchen: Kleine Dramen. Erste und zweite Folge. 771.
—— Gedichte. Vierte neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage. 199.
—— Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. 657.
—— und L. Laistner, Neuer deutscher Novellenschatz. Band 23 und 24. 585.
—— Th., s. Catull.
Himmel und Erde. Populäre illustrirte Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Redacteur W. Meyer. Erstes und zweites Heft. 46.
Hinrichsen, A., s. Mignon.
Hirschberg, J., Von Neuyork nach San-Francisco. 103.
Hirth, G., s. Muther.

Hitopadeça. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von L. Fritze. 280.
Hochstädt, M., Buch der Liebe. 535.
Höffding, H., Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Autorisirte Uebersetzung von H. Kurella. 606.
Hoffmann, F., Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und im Dichten des deutschen Volks. 251.
Hoffmann, H., Iwan der Schreckliche und sein Hund. 484.
—— Von Frühling zu Frühling. 552.
—— O., s. Herder.
Hoffmeister, H., Durch Südspanien nach Marokko. 340.
—— H. W., Ikarosflüge. 381.
Hoffory, J., Eddastudien. Erster Theil. 493.
—— s. Ibsen.
Höfler, E. M., Bilder aus der Französischen Revolution. 364.
—— K. Ritter von, Kaiser Karl's des Fünften Ende. 772.
Hohlfeld, P., s. Krause.
Hoelder, F., Lyrische Dichtungen. 391.
Holeczek, J., s. Lehnert.
Holitscher, Ph., Krone und Leier. 359.
Holm, A., Die Heldin der Saison. 445.
Holmblad, Alexandrine von, Kleine Geschichten. 115.
Holmsen, B. P., Papa Hamlet. Uebersetzt und mit einer Einleitung versehen von B. Franzius. 321.
Holsten, K., Goethe's drei letzte Lebenstage. 787.
Holtzinger, H., Die altchristliche Architektur in systematischer Darstellung. 539.
Homer, s. Jordan.
Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von J. Karsten. Dritte Ausgabe. 92.
Hößlin, G. A. von, Kriegserinnerungen eines Baiern als Freiwilliger im 1. würtembergischen Jägerbataillon aus dem Jahre 1870/71. 732.
Howard, B. W., Guenn. Eine Welle am Strande der Bretagne. Autorisirte Uebersetzung von H. Stern und M. Jacobi. 531.
Hübner, A. Freih. von, Ein Spaziergang um die Welt. Illustrirte Ausgabe. Zweite Auflage. Lieferung 13—18: 62. Lieferung 19—32: 351. Lieferung 33—38: 818.
Hückinghaus, K. A., Gedichte. 199.
Hunfalvy, P., s. Ungarische Revue.
Huschak's, J., gesammelte Schriften. Erstes und zweites Heft: Aus der Wandermappe des Lebens, Ein- und Ausfälle. 573.

I trau mi nit recht! Ollahond Gspassln vom olten Loisl. 391.
Ibsen, H., Die Frau vom Meere. Deutsch von J. Hoffory. 230.
—— Komödie der Liebe. Deutsch von M. von Borch. 725.
—— Die Kronprätendenten. Deutsch von A. Strodtmann. 546.
—— Moderne Dramen. Herausgegeben von J. Hoffory. Erster und dritter Band. 834.
Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Achte Auflage 784.
In Gewissensnoth. Worte eines Balten an seine Landsleute. 718.
In neuer Zeit. Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund. Erstes Heft: Wallende Nebel und Sonnenschein. 702. Zweites Heft: Parademarsch der siebenten Großmacht. 783.
Ipse, H., Der Frosch. Deutsch von O. Erich. 423.
Iriarte, Don Tomas de, Literarische Fabeln. Deutsch von F. Adler. 499.
Irrgang, G., Die Wege der Liebe. 360.

Jacobowski, L., Aus bewegten Stunden. 324.
—— s. Bibliothek der Gesammtliteratur.
Jäger, H., Irmengard, die Rose von Würtemberg. 321.
Jahn, O., W. A. Mozart. Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von H. Deiters. Erster Theil. 463. 828.
Jahrbuch, coloniales. Herausgegeben von G. Meinecke. Erster Jahrgang. 589.
—— kritisches. Herausgegeben von H. und J. Hart. 302.
—— der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von F. A. Leo. 24ster Jahrgang. 582.
—— der Naturwissenschaften. 1888—89. Herausgegeben von M. Wildermann. 638.
Jaenicke, K., Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen. 484.
Jan, H. L., s. Ludwig.
Janitschek, H., s. Geschichte der deutschen Kunst.
—— Maria, Verzaubert. 241.
Jansen, K., Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha aus Schleswig-Holstein 1848—51 auf Grundlage theils bekannter, theils bisher nicht veröffentlichter Zeugnisse. 137.
—— Deutsche Schlachtendenkmäler. Wie sie sind und wie sie sein sollten. 479.
Jemand, Das Maschinenalter. 521.
Jenner. — Gottlieb von Jenner (1765—1834). Denkwürdigkeiten meines Lebens. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von E. von Jenner-Pigott. 215.
Jensen, Wilhelm, als Lyriker. Von B. Rüttenauer. I. 673. II. 689.
—— Der Schwarzwald. 818.
Jodl, F., Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie. Zweiter Band: Kant und die Ethik im 19. Jahrhundert. 365.
Johansen, Chr., Halligenbuch. Zweite Auflage. 691.
John, A., Im Gau der Narisker. 281.
Jokai, M., Was ein Weib vermag. In deutscher Bearbeitung von L. Wechsler. 531.
Jordan, P., Beiträge zur Geographie und Statistik des Gouvernements Estland nebst einem Anhange: „Ueber die Bauerburgen." 509.
—— W., Die Edda. 145.
—— Homer's Odyssee, übersetzt und erklärt. Zweite Auflage. 145.
Jordan's, Wilhelm, 70ster Geburtstag. 47.
Jugend-Erinnerungen eines alten Sachsen. 285.
Jüngst, A., Unterm Krummstab. 210.
Junker von Langegg, F. A., El Dorado. 104.
Junker's, W., Reisen in Afrika 1875—1886. 271.
Kaim, F., Shakespeare's Macbeth. Eine Studie. 812.
Kaiser, P., Gustav Adolf. Zweite Auflage. 772.
Kämmel, O., Deutsche Geschichte. Erstes Heft. 505.
Kammer, E., Ein ästhetischer Commentar zu Homer's Ilias. 442.
Kamp, O., Armeleutslieder. Dritte Auflage. 262.
Kämpfe, deutsch-protestantische, in den baltischen Provinzen Rußlands. 238.
Kant's, J., Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: Kant's mystische Weltanschauung. Herausgegeben von K. du Prel. 477.
Kapferer, J. A., s. Greinz.
Kapff-Essenther, F. von, Allerlei Liebe. 468.
—— Auf einsamer Höhe. 468.
Karlweis, C., Geschichten aus Stadt und Dorf. 342.
Karpeles, G., Heinrich Heine nach seinen Werken, Briefen und Gesprächen. 20.
—— s. Moltke.
Karstedt, F., Lieder. 798.
Karsten, J., s. Horaz.
Kastner, E., s. Tonkünstler- und Opernlexikon.
—— W. A., Sommerlaub. 486.
Kautsky, Minna, Victoria. 420.
Kawerau, W., Culturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung. Erster und zweiter Band. 120.
Kayser, F., Aegypten einst und jetzt. Zweite Auflage. 735.
Keiffen, L., Das düstere Haus. 618.
Keller, G. Gesammelte Werke. 238.
—— L., Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. 195.
Kerfstedt, A., Greta und Svante nebst drei andern Erzählungen für Kinder. Nach der zweiten Auflage des schwedischen Originals von L. Fehr. 46.
Kern, F., Goethe's Lyrik, ausgewählt und erklärt für die obern Klassen höherer Schulen. 374.
Kerner, H., Die Abenteuer des Johannes Reusch. 248.
Keßler, L., Das Wesen der Poesie. 383.
Khuenberg, Sophie von, Nach der Natur. 445.
Kiehne, H., Die Dorfprinzeß. 210.
Kilian, E., Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen vom Jahre 1786. 133.
Kinder-Gartenlaube. Herausgegeben von A. Richter. Sechster Jahrgang. 15. 110. Siebenter Jahrgang. 383. 591.
Kirchbach, W., Der Menschenkenner. 169.
Kirchner, F., Ueber den Zufall. 538.
Kirsten, P., Dox. 198.
Klaucke, P., Erläuterungen ausgewählter Werke Goethe's. Drittes Heft. 299.
Klee, G., Hausmärchen aus Altgriechenland. 734.
Kleinschmidt, A., Charakterbilder aus der Französischen Revolution. 506.
Kleist, H. und A. Freih. von Schrenck von Notzing, Tunis und seine Umgebung. 45.
Klinckowström, A. von, Der Doctor. 524.
Klinger, M., s. Bibliothek der Gesammtliteratur.
Klopstock's, F. G., Oden. Mit Unterstützung des Klopstock-Vereins zu Quedlinburg herausgegeben von F. Muncker und J. Pawel. 222.

Kniest, Ph., s. Nordwest-Geschichten.
Knortz, K., Humoristische Gedichte. Zweite Auflage. 711.
—— Die deutschen Volkslieder und Märchen. 541.
Kobell, F. von, Jagd- und Weinlieder in hochdeutscher, oberbairischer und pfälzischer Mundart. 797.
Koch, M., s. Zeitschrift.
Kohl, H., Dreißig Jahre preußisch-deutscher Geschichte 1858—1888 in amtlichen Kundgebungen. 138.
—— Fürst Bismarck-Gedenkbuch. 283.
Kohler, J., Aesthetische Streifereien. 351.
Köhler, H., Der Herr ist mein Hirte. 799.
Kohut, A., Fürst von Bismarck und die Literatur. 334.
—— s. Worte, goldene.
Kolbe, W., Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Zweite sehr vermehrte Auflage. 330.
Kolde, Th., Martin Luther. Zweiter Band. Erste Hälfte. 387.
Kometenbriefe von Lucifer. 445.
König, A. E., Durch Kampf zum Frieden. Zweite Auflage. 562.
—— E., Die Entwickelung des Causalproblems von Cartesius bis Kant. 28.
Koopmann, W., Die Kunst und das Schöne. 319.
Koser, R., s. Forschungen.
Kosmos, neuer. Herausgegeben von F. von Khaynach und L. Stein. Erstes Heft. 335.
Koettschau, C., Irrthümer des Friedenssoldaten im Feld. Erstes Heft. 733.
Kraus, E., Der dorpater Chargirten-Convent von seiner Gründung bis 1880. 800.
—— F. A. K., Die Gefangenen und die Verbrecher unter dem Einflusse des Christenthums. 665.
Krause, F. W. D., Die Kant-Herbart'sche Ethik. 762.
—— K. Ch. F., Vorlesungen über das System der Philosophie. Erster und zweiter Band. Zweite aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers vermehrte Auflage. Herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. 763.
Kreiten, W., S. J., Den Weg entlang. Zweite vermehrte Auflage der „Heimatweisen aus der Fremde". 185.
Kretzer, M., Bürgerlicher Tod. 68.
Krieg von 1870/71, der, dargestellt von Mitkämpfern. Vierter Band von B. von Pressentin. Fünfter und siebenter Band von K. Tanera. Sechster Band von J. Steinbeck. 459. 800.
Krieg, C., Grundriß der römischen Alterthümer. Dritte wesentlich verbesserte Auflage. 765.
Kronenberg, M., Herder's Philosophie nach ihrem Entwickelungsgange und ihrer historischen Stellung. 345.
Kruse, H., Arabella Stuart. 129.
Kuhlenbeck, L., Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. 319.
Kullak, A., Zur Aesthetik des Klavierspiels. Dritte umgearbeitete Auflage, herausgegeben von H. Bischoff. 828.
Kummer, F., Tarquin. 66.
Kunrat von Ammenhausen, s. Bibliothek.
Kunstwerk, das, als Darstellung einer künstlerischen Vorstellung. 47.
Kurz, Isolde, Gedichte. 17,
—— Florentiner Novellen. 735.
Lahmann, J. F., Auf den Tod Kaiser Friedrich's. 186.
—— Gesänge und Balladen. 799.
Laistner, L., s. Heyse.
Lamb's, C., Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von K. H. Keck. 314.
Lammers, A. und Mathilde, s. Nordwest-Geschichten.
Lampert, F., Aus Alt-Ansbacher Zeit. 519.
Land, H., Die am Wege sterben. 691.
Lang, C., s. Nedschib Sallûm.
—— K. und Lotte, Nix für unguat! 391.
Lange, F., Lothar. 533.
Langen, M., Ihr und ich. 711.
Laòtsee, Taòtekking. Aus dem Chinesischen von F. W. Noak. 280.
Lauff, J., Der Helfensteiner. 71.
Lausch, E., Der kleine Nußknacker. 398.
Lauser, W., Kreuz und Quer. 369.
Laverrenz, V., Wir von der Cavalerie! 603.
Legerlotz, G., s. Burns.
Lehmann, H., s. Stieda.
Lehnert, J. Ritter von, K. Zehden, J. Holeczek, Th. Cicelak und A. Dorn, Die Seehäfen des Weltverkehrs. Heft 1—3. 767.
Leo, F. A., s. Jahrbuch.
—— K., Räthselluft für Jung und Alt. 398.
—— P., Paul Heyse und der Selbstmord. 271.
Leonhard, R., Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht. 459.
Leschivo, A., Hochsommer. 52.
—— Liebe und Leidenschaft. 52.
Lesseps, F. von, Vierzig Jahre Erinnerungen. 5.
Lessing's Werke. Mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von F. Muncker. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 782.
Lewald, Fanny †. 527.
Lichtenow, W. von, Die Ahnen. Dichtung. 535.
Liebknecht, W., Ein Blick in die Neue Welt. 502.
Lienhard, F., Naphtali. 56.
Liliencron, D. Freih. von, Gedichte. 611.
Lindau, P., Im Fieber. 622.
—— Aus dem Orient. 622.
—— Wunderliche Leute. 71.
—— Spitzen. 3.
—— R., Der lange Holländer. 85.
Lindemann's, W., Geschichte der deutschen Literatur. Sechste Auflage. Zweite Abtheilung. Bearbeitet von J. Seeber. 372.
Linden, Ada, Aus vergangenen Tagen. 115.
Lindenschmit, L., Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Erster Theil. Dritte Lieferung. 415.
Lingg, H., Furchen. 519.
Litzmann, B., Schiller in Jena. 436.
Locella, G., Zur deutschen Dante-Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Uebersetzungen von Dante's Göttlicher Komödie. 620.
Loos, J., Die Bedeutung des Fremdworts für die Schule. 778.
—— Das Chorsprechen in der Schule. 778.
Louvier, A. F., Ueber Naturgemäßheit im fremdsprachlichen Unterricht. Dritte erweiterte Auflage. 267.
Löwe, F., Nikephoros. 833.
Löwenberg, J., Gedichte. 324.
Löwick, R., Knackmandeln und harte Nüsse. 398.
Lubbock, Sir J., Die Sinne und das geistige Leben der Thiere, insbesondere der Insekten. Uebersetzt von W. Marshall. 428.
Lucian der Jüngere, Moderne Todtengespräche. 751.
Ludorff, F., Elgeva, Königin von England. 23.
Ludwig, H., Straßburger Kaiserbuch. 749.
—— Straßburg vor hundert Jahren. 749.
Lüning, O., Die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik bis zum Abschluß der Blütezeit. 187.
Luthardt, C. E., Erinnerungen aus vergangenen Tagen. 700.
Lüthi, H., Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion mit besonderer Berücksichtigung der daselbst bestehenden allgemeinen Zustände (Algier und Tonkin 1880—85). 110.
Lützow, C. von, s. Geschichte der deutschen Kunst; Frankl.
Lyon, O., s. Wettiner Balladen.
—— Martin Greif als Lyriker und Dramatiker. 488.

Macaulay's kritische und historische Aufsätze. Deutsch von J. Möllenhoff. Sechster Band: Lord Bacon. 775.
Mackay, J. H., Jenseits der Wasser. Uebertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern. 625.
Mähly, J., s. Euripides.
Maier, J. und W. H. Preece, Das Telephon und dessen praktische Verwendung. 834.
—— W., Moses. Ein biblisches Epos. 297.
Maksa, Ida, Feldblumen. 611.
Mann, N., Gabriel Max' Kunst und seine Werke. 79.
Manssen, W. J., Adolf Friedrich Graf von Schack. Aus dem Holländischen übersetzt. 382.
Mantegazza, P., Die drei Grazien. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. 715.
—— Das heuchlerische Jahrhundert. Aus dem Italienischen von Hulda Meister. 415.
—— Die Kunst nicht krank zu werden. 526.
—— Lebensweisheit für die Jugend. 353.
Marie Magarete, Ues'm Oberland. 141.
Marlet, Mara Coy, Südslawische Frauen. Mit einer Einbegleitung von J. A. Freih. von Helfert. 315.
Marlowe's Werke. Historisch-kritische Ausgabe. II. Doctor Faustus. Herausgegeben von H. Breymann. 529.
Marshall, W., Spaziergänge eines Naturforschers. 123.
—— Die Tiefsee und ihr Leben. 124.
—— Zoologische Vorträge. Erstes und zweites Heft. 429.
Maspero, A., Aegyptische Kunstgeschichte. Deutsche Ausgabe von G. Steindorff. 378.
Masslowski, Die russische Armee im Siebenjährigen Kriege. Erster Theil. (Russisch.)
—— Der Siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung. Erster Theil: Der Feldzug Apraxin's in Ostpreußen. 1756—1757. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. von Drygalski. 316.
Maurenbrecher, W., s. Taschenbuch.
Maurik, J. van, Aus Holland. Ins Deutsche übertragen von Marie Röpius van Zevenhuizen. 483.

Mauthner, F., Der Pegasus. 759.
—— Schmock, oder die literarische Carrière der Gegenwart. 127.
Max, J., Weihnachten. 486.
Mayer, F. M., Steiermark im Franzosenzeitalter. 347.
—— M. W., s. Diesterweg.
Mayet, P., Landwirthschaftliche Versicherung in organischer Verbindung mit Sparanstalten, Bodencredit und Schuldenablösung. Vorschläge zur Besserung der Lage des japanischen Landmanns. 407.
—— Japanische Bevölkerungsstatistik. 407.
Mayr, A., Hundert Lieder. 711.
McMurry, C. A., Die Organisation des höhern Schulwesens in den Vereinigten Staaten Amerikas und in England und die Stellung des Staates zu demselben. 269.
Meding, O., Unter fremdem Willen. 645.
Meerheimb, R. von, Vom Kickelhahn bis zum Brocken und Kyffhäuser. 543.
—— Psychodramen. Mit einem Vorwort herausgegeben von K. F. Wittmann. 41.
—— Psychodramen-Welt. Vierte stark vermehrte Ausgabe der gesammten Monodramen neuer Form. 41.
Mehring, S., s. Champagnergeist.
Meinecke, G., Aus dem Creolenlande. 170.
—— s. Jahrbuch, colonisches.
Meinhardt, A., Weshalb. 197.
Meißner, H., Der Insulaner. 568.
Meister, R., Die Willkür oder Ein Tag des Ringens. Zweite Auflage. 681.
Meisterwerke unserer Dichter. Band 51—53: Gedichte von J. Freih. von Eichendorff. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von O. Hellinghaus. 391.
Mejer, O., Culturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. 730.
—— Wolf Goethe. 789.
Meletemata ecclesiastica, zwar nicht alamodische, aber verhoffentlich nützliche Betrachtung, angestellt von Veracius Rusticus. 540.
Melle, W. von, Gustav Heinrich Kirchenpauer. 86.
Melzer, E., Joh. Jos. Ign. von Döllinger. 270.
Mendelssohn-Bartholdy, F., s. Briefe.
Menghius, M. C., Gedichte. 611.
Mensa-Cultus. Pädagogische Ketzereien eines Unbefugten. 300.
Merbot, R., Forschungsweisen der Geisteswissenschaften. Erster Beitrag. Forschungsweisen der Literaturwissenschaft u. s. w. 473.
Merian, H., Die sogenannten „Jungdeutschen" in unserer zeitgenössischen Literatur. 41.
Merz, W., Der arme Roland. 609.
Methner, J., Poesie und Prosa. 303.
Meyer, J. und W. Bode, Die Gemäldegalerie der königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Dritte Lieferung. 378. Vierte Lieferung. 815.
—— W. A., Sein und Schein. 161.
Miaskowski, A. von, Agrarpolitische Zeit- und Streitfragen. 598.
Michler, K., Buch der Gefühle. 199.
Mignon. Miniaturzeitschrift für unsere Frauen- und Mädchenwelt. Herausgegeben von A. Hinrichsen. Erster Jahrgang. 86.
Milanis, C., Licht und Schatten. 532.
Milow, S., Aus dem Süden. 404.
Mitzenius, A., Johannes. Zweite Auflage. 71.
Mitzschke, P., s. Sigeboto.
Moll, E. von, Vier Novellen. 568.
Möllhausen, B., Das Geheimniß des Hulks. 210.
Moltke. — Graf Moltke als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Moltke's. Chronologisch geordnet, mit Einleitung und Erläuterungen von G. Karpeles. 283.
Montgomery, Florence, Unverstanden. Aus dem Englischen von Lion-Clausius. Dritte Auflage. 557.
Mörder, der. Von ***. 445.
Morf, H., Die Cäsartragödien Voltaire's und Shakspere's. 812.
—— Zur Biographie Pestalozzi's. Vierter Theil. 663.
Morgenstern, Olga, Für gesellige Kreise. 106.
Mörike's, E., gesammelte Schriften. 817.
Moscheles, F., s. Briefe.
Mosen, G., In Dämmerlicht und Sonnenschein. 117.
Moser, E., Hoch-, Mittel- und Niederdeutsche Mundarten und Zungen. 127.
Möser, A., Gedichte. Dritte Auflage. 703.
—— Deutsche Kaiserlieder. 451.
—— Singen und Sagen. Vierte Sammlung. 711.
Motzkau, J., Aus meinem Tagebuch. Criminalnovellen und Skizzen. 245.
—— Dasselbe. Neue Folge. 245.
—— Vetter Fritz auf Reisen. Lustige Bilder aus Thüringen. Neue Folge: Lustige Bilder vom Ostseestrande. 245.
Muche, Klara, Ueber den physischen und moralischen Einfluß der Mutter auf ihr Kind vor der Geburt. 719.
Muff, C., Idealismus. 762.
Mühlheim, J., Die deutschen Kaiser und ihre Zeit mit dem Zwischenreich von 1806 bis 1871. 462.
Müller, A., s. Rückert.
—— H., Grundlegung und Entwickelung des Charakters Richard's III. bei Shakespeare. 811.
—— s. Erinnerungen.
—— sen., M., Ueber die Idee der Wiedergeburt des Menschen, die Geschichte der Menschheit und die diesseitige wie jenseitige Zukunft. 535.
—— M., In ägyptischen Diensten. 504.
—— W., Politische Geschichte der Gegenwart. XXII. Das Jahr 1888. 282.
——-Bohn, H., Graf Moltke. 302.
—— Unser Fritz, Deutscher Kaiser und König von Preußen. 282.
——-Guttenbrunn, A., Gescheiterte Liebe. 661.
——-Guttenbrunn, A., s. Pawikovski.
——-Weilburg, W., Auf der Wanderung. 404.
Muncker, F., s. Klopstock; Lessing.
Münsterberg, H., Der Ursprung der Sittlichkeit. 271.
Muschi, J. B., Anhaltisches Geschichtenbuch. 691.
Münz, S., Aus dem modernen Italien. 151
Muther, R. und G. Hirth, Der Cicerone in der königlichen Gemäldegalerie in Berlin. 686.
Mylius, O., Bienemann's Erben. 70.
—— Die rothe Gräfin. 631.
Nachtigal, G., Sahârâ und Sûdân. Dritter Theil. Herausgegeben von E. Grodeck. 439.
Nathusius, Marie, Ausgewählte Schriften. Volksausgabe. 463.
Nationalliteratur, deutsche. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von J. Kürschner. Lief. 462—491: 372. Lief. 492—501: 473. Lief. 502—521: 695.
Natzmer, G. E. von, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Vierter Band. Zweiter Theil. 107.
Neal, M., Graf Arco. 358.
Nedschib Sallûm aus Hama in Syrien, Trauer-Ode auf den Tod des deutschen Kaisers Wilhelm I. Im transscribirten Urtext herausgegeben, aus dem Arabischen ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von C. Lang. 147.
Neubaur, L., s. Wernicke.
Neubert, E., s. Stieda.
—— K. H., Im Banne Moskaus. 237.
Neubürger, E., Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. 552.
Neudrucke, Berliner. Herausgegeben von L. Geiger, B. A. Wagner und G. Ellinger. Erste Serie. Erster und zweiter Band: F. Nicolai's kleyner feyner Almanach 1777 und 1778. Erster und zweiter Jahrgang. Herausgegeben von G. Ellinger. 59. Dritter Band: N. Peucker's Wohlklingende Paucke und drei Singspiele Chr. Reuter's. Herausgegeben von G. Ellinger. 474. Vierter Band: Musen und Grazien in der Mark. (Gedichte von F. W. A. Schmidt.) Herausgegeben von L. Geiger. 474.
Neuenaar, L. von, Gräfin Isolde. 68.
Neumann, Jenny, Von aner eigenen Rass'. 350.
Neumayer, H., s. Anleitung.
Nicolai, F., s. Neudrucke, berliner.
Niemann, A., Bei Hofe. 594.
—— Des rechten Auges Aergerniß. 562.
—— Die Erziehung des Menschengeschlechts. 235.
—— K., Cœur-As. 170.
Nietzsche, F., Der Fall Wagner. Zweite Auflage. 89.
—— Götzendämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt. 239.
Nippold, F., Katholisch oder jesuitisch? 475.
—— s. Boyen.
Noak, F. W., s. Laòtsee.
Noelting, B. (E. Heldt), Zurück ins Leben. 374.
Nonnemann, F., Elsa. 71.
Nordau, M., Vom Kreml zur Alhambra. Dritte Auflage. 111.
Nordische Bibliothek. Dritter Band. 550. Vierter Band. 546.
Nordlandsharfe. Ein Ueberblick über die neuere Lyrik des Nordens. Uebersetzungen von P. J. Willatzen. 642.
Nordseebäder, die, auf Sylt, Westerland und Wenningstedt; herausgegeben von der Seebadedirection. 382.
Nordwest-Geschichten von W. Fischer, Mathilde Lammers, Ph. Kniest, Gräfin Fr. zu L.-W. und W. Bode. Herausgegeben von A. Lammers. 676.
Nostitz-Rieneck, R. von, Das Problem der Cultur. 346.
Nöthig, Th., Lichter und Schatten. Vierte Auflage. 711.

Nottrott, L., Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs. Zweiter Band. 390.
Nyári, A., Der Porträtmaler Johann Kupetzky. 814.
Nysborg, W. B., Erlebtes und Erträumtes. 691.

Odinga, Th., Das deutsche Kirchenlied der Schweiz im Reformationszeitalter. 698.
Ohlert, K., Räthsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen. 398.
Oelzelt-Newin, A., Ueber Phantasievorstellungen. 687.
Opitz, R., Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer. 602.
Oppenheim, Ida, Epheuranken. 568.
Ortmann, R., Quisisana. 277.
Orzeszko, Elise, Zwei Erzählungen. (Simson der Held. Der Sonnenstrahl.) Aus dem Polnischen. 450.
Osberg, O., Fügungen. 618.
Oskar II., König von Schweden und Norwegen, Gedichte und Gedanken. Uebersetzt von E. Jonas. 51.
Osten, H., Ein Opfer der Liebe. 321.
Oesterreichs Gegenwart und nächste Zukunft. Von einem Reichsrathsmitgliede. 427.
Oettingen, A. von, Zur Duellfrage. 298.
—— W. von, Die Ziele und Wege der neuern Kunstwissenschaft. 207.
Otto-Peters, Luise. 222.
Ouida, Verfehlte Speculationen oder die Leiden einer Anstandsdame. 420.
Ovidius. — Des Publius Ovidius Naso Verwandlungen, metrisch übersetzt von J. Dieckmann. 766.

Pallmann, H., Das Goethehaus in Frankfurt. 559.
Palme, R., Sang und Klang. 415.
Panofka, H., Stimmen und Sänger oder Betrachtungen über die Stimmen und den Gesang. Aus dem Italienischen übersetzt und bearbeitet von E. Engel. 636.
Pasig, P. R., Am Nil. 172.
Passer, A. von der, Hermann von Gilm. Mit Benutzung der Arbeiten von P. Schraffl. 553.
—— s. Gilm.
Pauer, L., Räthselbuch. 398.
Paulitschke, Ph., Harar. Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern. 101.
Paulus, E., Der neue Merlin. 241.
Pawel, J., s. Klopstock.
Pawikovski, G., und A. Müller-Guttenbrunn, Trost- und Trutzbüchlein der Deutschen in Oesterreich. 807.
Pazaurek, G. E., Karl Screta (1610—1674). 814.
Perfall, A. von, Dämon „Ruhm". 792.
—— Justiz der Seele. 551.
—— Ueber alle Gewalten. 277.
Pernerstorfer, E., s. Worte, deutsche.
Peters, F., Andere Uebergangszeiten. 293.
—— K., Die deutsch-ostafrikanische Colonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirthschaftlichen Eigenart. Zweite Auflage. 340.
Peucker, R., s. Neudrucke, berliner.
Pfau, L., Gedichte. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. 611.
Pfeilstücker's, F., Illustrirte Hausbibel. Zweite unveränderte Auflage. 734.
Pfleiderer's Illustrierte Hausbibel. Lieferung 1—4: 62. Lieferung 5—11: 430.
Pfundheller, H., Peter von Cornelius und der Campo santo in Berlin. 718.
Philippi, E., Schiller's lyrische Gedankendichtung. 127.
Philips, K., Localfärbung in Shakespeare's Dramen. 777.
Pierson, W., Preußische Geschichte. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. 686.
Pitaval, der Neue. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring, fortgeführt von Dr. A. Bollert. Neue Serie. 22ster Band. 110.
Planta, P. C. von, Geschichte und Dichtung. 369.
Pogoski, A., Russische Teufelsgeschichten. Aus dem Russischen von Ida Brendel. 618.
Pol de Mont, Zanna. Aus dem Vlämischen von H. Flemmich. 678.
Polko, Elise, Eine fremde Blume. 342.
—— Eine zehnte Sinfonie. 437.
Polle, F., Wie denkt das Volk über die Sprache? 695.
Porta, W. de, Weltlicher Humor in Geschichte, Recht und Gesetzgebung. 376.
Post, A. H., Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts. 668.
—— J., Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Erster Band: Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. 595.
Postumus, K., Unter dem Danebrog. 449.
Preece, W. H., s. Maier.
Preisausschreiben, ein. Künstlernovelletten von H. Lorm, P. Block u. s. w. Herausgegeben von G. Ramberg. 593.
Prel, K. du, s. Kant.
Preser, C., Ulrich von Hutten. 210.
Pressentin, B. von, s. Krieg von 1870/71.
Prieger, E., Echt oder Unecht. Zur Lucas-Passion. 826.
Prölß, R., Shakespeare's Macbeth, erläutert. 812.
Putlitz, G. zu, Vier Novellen. (Ricordo. Die Frau Meisterin. Die Dame mit den Hirschzähnen. Das Frölenhaus.) 33.
Puttkammer, J. von, Kismet. 369.
Pütz, E. von, Maria Angela. 437.
—— Der letzte Schuß. 618.

Quincke, W., Die Costümkunde. 527.

Raabe, W., Unseres Herrgotts Kanzlei. Zweite durchgesehene Auflage. 803.
—— Der Lar. 803.
Rafael, R., Gedichte. Mit einer Einleitung von F. Dahn. 148.
Ramberg, G., s. Preisausschreiben.
Randstriche und Nesselreime von ***. 280.
Rangabé, A., Der Volksverführer. Aus dem Griechischen von O. A. Ellissen. 117.
Ranke, L. von, Weltgeschichte. Neunter Theil. Erste und zweite Abtheilung. Herausgegeben von A. Dove und G. Winter. Erste bis dritte Auflage. 49.
Rapp, M., William Shakespeare und Francis Bacon. 775.
Ratzel, s. Schweinfurth.
Räuber, R., Literarische Salzkörner. 759.
Rauscher, E., Die weiße Rose. Zweite Auflage. 833.
Rautener, A., Hermann und Thusnelda. 356.
Ravaisson, F., Die französische Philosophie im 19. Jahrhundert. Autorisirte deutsche Ausgabe von E. König. 478.
Realismus, der moderne, in seinem Verhältniß zur Bühne. Von H. von Basedow. 769.
Rechtskraft und Rechtsbruch der liv- und estländischen Privilegien. 238.
Redwitz, O. von, Glück. 670.
Rehburg, E., Konrad. Epos aus der Reformationszeit. 265.
Reicke, R., Lose Blätter aus Kant's Nachlaß. Erstes Heft. 344.
Reinhardt, K., Naturgeschichte der weißen Sklaven von Tin-te-hohn-tse. Fünfte Auflage umgearbeitet und ergänzt von C. Crome-Schwiening 79.
Reißmann, A., Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke. 201.
Repertorium für Kunstwissenschaft. Herausgegeben von H. Janitschek. Zwölfter Band. Erstes und zweites Heft. 271. Drittes Heft. 607.
Rethwisch, E., Letzte Jugendlieder. 324.
Reusch, F. H., s. Döllinger.
Reuschert-Metz, F. W., Auf Kaiser Friedrich's Tod. 147.
Reuter, Chr., s. Neudrucke, berliner.
Rhenanus, Kaiser Wilhelm's Ruhmesdenkmale Rheinlands und Westfalens. 110.
Ribbeck, O., Geschichte der römischen Dichtung. Zweiter Band: Augusteisches Zeitalter. 764.
Richter, A., Deutsche Redensarten. 831.
—— H., Märchen aus dem Leben. 79.
Riedel, J., Ueber landwirthschaftliche Ameliorationen in der Herzegovina. 589.
Riedel-Ahrens, B., Tropische Nächte 170.
Riedl, P., Scipio Afrikanus Minor. 423.
Riegels, G., Die Verkehrsgeschichte der deutschen Eisenbahnen u. s. w. 588.
Riehl, A. Giordano Bruno. 606.
—— B., Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Baiern, baierisch Schwaben, Franken und der Pfalz. 190.
—— W. H., Lebensräthsel. Zweite Auflage. 310.
Riemann, H., Katechismus der Compositionslehre (musikalische Formenlehre). Erster und zweiter Theil. 634.
—— Katechismus der Musikinstrumente (Instrumentationslehre). 202.
—— Katechismus der Musikgeschichte, Thl. 1 u. 2. 202.
—— Katechismus der Orgel (Orgellehre). 202.
—— Katechismus der Musik (Allgemeine Musiklehre). 202.
—— Katechismus des Klavierspiels. 202.
Riese, Natalie, Die Waldfee. 821.
Riffert, J., Alexander Borgia. 547.
—— Landgraf, werde hart! 680.
Rinhart, K. (Kathar. Zitelmann), Im Kampf um die Ueberzeugung. 758.
Riotte, F., Theodulf. 210.
Roeber, F., Lyrische und epische Gedichte. Neue vermehrte Auflage. 324.
Roberts, A. Baron von, Revanche! 343.
—— Satisfaction. Das zersprungene Glück. La Speranza. 567.
Robert-tornow, W., s. Abel.
Rochholz, E. L., Reichstreu — Denkfrei. 273.
Rodenberg, J., Unter den Linden. 215.

Roeder, E., Märzveilchen. 199.
Rohrscheidt, G. von, Der letzte Thüringskönig. 247.
Römer, A., Moderne Cultur. 135.
Roquette, O., Cesario. 210.
—— Frühlingsstimmen. 622. 808.
Roscius, F., Herr im Hause oder Ein geplagter Parlamentswähler. 69.
Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Lieferung 1—21: 61. Lieferung 22—37: 686.
—— Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern. Miniaturausgabe. Sechste Auflage. 61.
—— Stoansteirisch. (Neue Folge.) 745.
Rosenmund, R., Aus dem Vermächtniß des Jahres 1888. 281.
Rosenthal-Bonin, H., Die Schlange im Paradiese. 33.
Rosenzweig, A., Der politische und religiöse Charakter des Flavius Josephus. 639.
Roßmäßler, E. A., Die vier Jahreszeiten. Herausgegeben von O. Dammer und U. Dammer. Sechste Auflage. 447.
Rothenburg, Adelh. von, geb. von Zastrow, Die Nähterin von Stettin. Dritte Auflage. 599.
Rubin, S., Geschichte des Aberglaubens. Deutsch von J. Stern. 281.
Rückert, F., Der Koran. Im Auszuge übersetzt. Herausgegeben von A. Müller. 250.
Rudorff, E., An den Stufen des Thrones. 437.
Rumbauer, M., Unter dem Nordlicht. 413.
Ruß, K., Das heimische Naturleben im Kreislaufe des Jahres. Erste Lieferung. 494.
—— Vögel der Heimat. 125.
—— Sprechende Vögel. Erster Band: Die sprechenden Papageien. Zweite vermehrte Auflage. 125.
—— Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. I. Fremdländische Stubenvögel. Dritte, völlig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 126.
Russisches Reich, die im Jahre 1888 erschienenen Schriften, zusammengestellt von L. Pawlenkow. 366.
Rzehák, F., Lyra und Flöte. 677.
—— Prieborn. 321.

Sach, A., Deutsches Leben in der Vergangenheit. Erster Band. 730.
Samarow, G., Die Ritter des deutschen Hauses. 181.
Sammler, A., Studirlampe. Zweite vermehrte Auflage. 759.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Heft 59—64. 110. Dasselbe: Neue Folge. Heft 65—74. 335. Heft 75—77. 479. Heft 79—85. 750.
Sax, E., Die neuesten Fortschritte der nationalökonomischen Theorie. 155.
Schack, A. F. Graf von, Geschichte der Normannen in Sicilien. 457.
Schadek, M., Daß d' Zeit vergeht. 141.
Schafheitlin, A., Der Schwalbe nach. 186.
—— Peregrin. Zweite Auflage. 751.
Schaible, K. H., Shakespeare der Autor seiner Dramen. 582.
Schannat-Baersch, s. Eiflia sacra.
Schanz, Frida, Gedichte. 17.
—— Licht. 51.
—— M., Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. 104.
Schapira, M., Der Ueberfall. 100.
Schärf, H., Lehre vom deutschen Versbau und Heinrich Heine's Stellung innerhalb derselben. 239.
Scharling, H. (Nicolai), Sverre der Priester. Deutsch von P. J. Willatzen. 246.
Schatzmann, G., Schiller's Macbeth, mit dem englischen Originale verglichen. 812.
Schauenburg, L., Die Täuferbewegung in der Grafschaft Oldenburg-Delmenhorst und der Herrschaft Jever zur Zeit der Reformation. 108.
Schawaller, F., Jehu. 451.
Scheffel, J. V. von, Gedichte aus dem Nachlaß. 139.
Scheffelbund, Gründung desselben. 575.
Scheichl, F., Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskriegs 1667—68. 347.
Schelmenweisen. Eine Sammlung humoristischer Dichtungen und Essays ꝛc. Herausgegeben von F. Frenzel. Erster Band. 106.
Scherejew, J. N., Selbstsein. Die ideelle Begründung sittlicher Weltanschauung. 346.
Scherenberg, E., s. Auerbach.
Schierenberg, G. A. B., Der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda oder die Edda eine Tochter des Teutoburger Waldes. 443.
—— Die Kriege der Römer zwischen Rhein, Weser und Elbe unter Augustus und Tiberius und Verwandtes. 142.
—— Das Räthsel der Varusschlacht oder Wie und Wo gingen die Legionen des Varus zu Grunde. 142.
Schiff, Pauline, Die deutschen Schriften des Mittelalters in ästhetisch-literarischer Beziehung. 696.
Schiffner, K., Wilhelm Jordan. 145.
Schikorn, F., Culturbilder aus dem Osten. Zweite Auflage. 734.
—— Vom deutschen Stamme. 568.
Schiller's Werke. Ausgabe in fünf Bänden von F. A. Krais. 817.
Schipper, J., Zur Kritik der Shakspere-Bacon-Frage. 775.
Schlechta-Wssehrd, O. Freih. von, s. Firdussi.
Schlesinger, J., Die geistige Mechanik der Natur. 159.
Schlögl, F., Von den besten Büchern. 463.
Schloßberger, A. von, Politische und militärische Correspondenz König Friedrich's von Würtemberg mit Kaiser Napoleon I. 1805—1813. 225.
—— Prinz Karl von Württemberg, kaiserlich russischer Generallieutenant, geb. 1770, gest. 1791. 754.
Schmarsow, A., Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. 622.
Schmeding, Der Aufenthalt der Neuphilologen und das Studium moderner Sprachen im Auslande. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 268.
Schmidt, C., Michael Schütz genannt Toxites. 215.
—— F. W. A., s. Neudrucke, berliner.
—— J., Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Erster bis dritter Band. 492.
—— L., Gudrun. Eine Umdichtung. 40.
Schmidt, M., Jachenauer in Griechenland. 411.
—— Der Leonhardsritt. 411.
—— R., Novellen. Deutsch von M. von Borch. 450.
—— W., Das Gewissen. 303.
Schmidt-Cabanis, R., Die Frau von Mehreren. 349.
Schmitt, E. H., Das Geheimniß der Hegel'schen Dialektik, beleuchtet vom concret-sinnlichen Standpunkte. 220.
—— Henrik Ibsen als psychologischer Sophist. 348.
Schmoller, G., Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Achter Band. Viertes Heft. 364.
—— Zur Literaturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften. 153.
Schneider, F., Herzog Albrecht. 423.
Schnitter, A., Gewehr heraus! Zweite Auflage. 603.
—— In eigenen Banden. 374.
Schobert, H., Aschenbrödel. 209.
—— Flecken auf der Ehre. 532.
—— Fürstliches Blut. 13.
—— Kreuzdorn. 135.
—— Künstlergewissen. 609.
Schönbach, A. E., Ueber Lesen und Bildung. Dritte Auflage. 721.
Schönberg I., G. von, Geschichte des Königl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg" Nr. 106, von 1836 bis 1886. Für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments bearbeitet. 604.
Schönfeld, P., Berlin als Kunststadt. 703.
Schorn, K., s. Eiflia sacra.
Schottländer's Weihnachts- und Neujahrsbücher. Mit Versen von Eufemia Gräfin Ballestrem. 818.
Schrader, H., Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten. 759.
Schraffl, P., s. Passer.
Schranka, E. M., Das Gelbbuch. 751.
Schrattenthal, K., Unsere Frauen in einer Auswahl aus ihren Dichtungen. 106.
Schrenck von Notzing, A. Freih. v., s. Kleist.
Schriften für das evangelische Volk. Nr. 1—4. 475.
Schroeder, L von, Gedichte. 148.
Schubin, O., Asbeïn. 170.
—— Boris Lensky. Zweite Auflage. 744.
Schuller, G., Meister Lucas. Zweite Auflage. 470.
Schulpe, G. von, Harfe und Harnisch. 374.
Schultz, H., Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache. 553.
Schultze-Klosterfelde, W., Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris. 284.
Schumann, R., Gesammelte Werke über Musik und Musiker. 827.
Schwalb, M., Menschenverehrung und Menschenvergötterung. 399.
Schwalbe, B., s. Diesterweg.
Schwänzler, die patriotischen. Ein dämonischer Maskenscherz von Alexander Vulcanus. 679.
Schwartzkopff, A., Charakterstudien. 21.
—— Shakespeare's Dramen auf ewigem Grunde. 776.
Schwarz, B., Quer durch Bithynien. 667.
—— W., Gelandet. 727.
Schwarzkopf, G., Durch scharfe Gläser. Dritte Auflage. 742.
Schwarzkoppen, Clotilde von, Kurt von François, ein Soldatenleben. Zweite vermehrte Auflage. 461.

Schwebel, O., Geschichte der Stadt Berlin. Achte bis vierzehnte Lieferung. 253.
Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Das Mittelmeer. 172.
Schweinfurth und Ratzel, Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen Emin-Paschas. 834.
Schwetschke, E., Bilder der Erinnerung aus dem Drei-Kaiser-Jahre. 486.
Schwicker, J. H., Geschichte der ungarischen Literatur. (Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen. Zehnter Band.) 302.
Schynse, A., Zwei Jahre am Congo. Herausgegeben von K. Hespers. 667.
Scolar, M., Etwas für dich. 199.
Sebregondi, Maria Lenzen di, Gefehlt. 342.
Seeber, J., s. Lindemann.
Seeberg, R., Ein Kampf um jenseitiges Leben. 697.
Segebarth, J., Das Strafgericht. 395.
Seidl, A., Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffs seit Kant. 333.
Senn, J., Ein Kind des Volks. Aus dem Nachlaß herausgegeben von O. Sutermeister. 293.
—— W., Onkel Fritzens Testament. 591.
Serao, Mathilde, Blüte der Leidenschaft. Deutsch von A. Friedmann. 622.
Seydel, R., Der Schlüssel zum objectiven Erkennen. 537.
Siebert, O., s. Apulejus.
Siegert, G., Kriemhild's Rache. 131.
Sievers, O., Demetrius. 132.
Sigeboto's Vita Paulinae. Zum ersten male herausgegeben und erläutert von P. Mitzschke. 781.
Simon, E., Geschichte des Fürsten Bismarck (1847—1888). Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. 189.
Simson, E. W., Der Begriff der Seele bei Plato. 701.
Sittard, J., Studien und Charakteristiken. Erster bis dritter Band. 632.
Sitte, C., Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. 747.
Soffé, E., Die erlebten und literarischen Grundlagen zu Goethe's dramatischen Jugendwerken. Erstes Heft. 433.
Söhns, F., Die Parias unserer Sprache. 251.
Solloghub, W. A., Große Welt. Aus dem Russischen. 532.
Soltau, F., Die Mythen- und Sagenkreise im homerischen Schiffserepos, genannt Odyssee u. s. w. 362.
Sommer, Margarethe, Skizzen. 470.
Spättgen, Doris Freiin von, Fee. 524.
—— Mater Innocentia. 609.
Specht, F. A., Gastmähler und Trinkgelage bei den Deutschen von den ältesten Zeiten bis ins 9. Jahrhundert. 330.
Spela, Anka, Enthüllungen. 587.
Speyer, O., Italienische Vegetationsbilder. 591.
Spielberg, H. von, Gräfin Langeweile. 609.
Spielhagen, F., Ausgewählte Romane. (Jubiläumsausgabe.) 238. 382. 670.
—— F., Ein neuer Pharao. Vierte Auflage. 401.
—— Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. 818.
Spillmann, J., Wolken und Sonnenschein. Dritte vermehrte Auflage. 28.
Spitta, H., Die psychologische Forschung und ihre Aufgabe in der Gegenwart. 762.
Sprecher, J. A. von, Donna Ottavia. Zweite Auflage. 594.
Spyri, Johanna, Geschichten für Jung und Alt im Volk. Vierte und fünfte Auflage. 751.
—— Was aus ihr geworden ist. 734.
Stahl, F., Mädchenaugen. 724.
Stanley, H. M., Wie ich Livingstone fand. 834.
—— Durch den dunkeln Welttheil. 834.
—— Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. 834.
Steiger, E., Der Kampf um die neue Dichtung. 177.
Stein, H. von, Aus dem Nachlaß. Dramatische Bilder und Erzählungen. 23.
Steinbeck, J., s. Krieg von 1870/71.
Steindorff, G., s. Maspero.
Steiner, R., Goethe als Vater einer neuen Aesthetik. 478.
Steinhausen, G., Geschichte des deutschen Briefs. Erster Theil. 541.
Steinitzer, M., Die menschlichen und thierischen Gemüthsbewegungen als Gegenstand der Wissenschaft. 393.
Stell, B., Lustige Thurgauer G'schichti. 676.
Stengel, K. Freih. von, s. Wörterbuch.
Stern, A., Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung. 706.
—— D., Der Götzendienst der Schönheit. 115.
—— M. R. von, Excelsior. 627.
—— B., Calas. 24.
Sternbanner-Serie. Sechster Band. 531.
Sterne, C., Die alte und die neue Weltanschauung. Dritte bis achte Lieferung. 523.
Stichling, G. W., Aus der Vogelperspective. 629.
Stieda, W., Die deutsche Hausindustrie. Erster Band: Literatur, heutige Zustände und Entstehung der deutschen Hausindustrie. Zweiter Band: Das nördliche Thüringen. Berichte von H. Lehmann, M. Gau und E. Neubert. 409.
Stieler, K., Reisebilder aus vergangener Zeit. 784.
Stillfried, F., De Wilhelmshäger Kösterlüd'. Zweiter Theil. 395.
Stirner, Max, Erinnerungen an ihn. 639.
Stoffregen, W., Unter rollendem Verhängniß. 456.
Stolberg, Christ. u. Fr. Leop. zu, Gedichte. Auswahl von Gräfin F. zu Stolberg. 184.
Storm, Th., Geschichten aus der Tonne. Dritte Auflage. 33.
—— Der Schimmelreiter. Zweite Auflage. 818.
Streibel, K., Balladen und Briefe. 404.
Strindberg, A., Der Vater. Aus dem Schwedischen übertragen von E. Brausewetter. 313.
Strnadt, J., Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus. 473.
Stück Leben, ein. Blätter der Erinnerung an eine Entschlafene. 701.
Studententeuffel, der. Durch Richardum Jowirim. 281.
Studnicźka, F., Kyrene, eine altgriechische Göttin. 765.
Sturmhöfel, N., Vergessene Lieder. 324.
Subert, F. A., Raffael's Liebe. Autorisirte Uebersetzung von E. Grün. 168.
Sudermann, H., Der Katzensteg. 821.
Suppan, P., Kärtner Alpenblüten. Erste Ausgabe. 140.
Suppan, P., s. Senn.
Sutermeister, O., Schwizer-Dütsch. 45stes Heft: Aus dem Kanton Bern. 4tes Heft. 778.
Suttner, A. G. von, Die Adjaren. 793.
—— Anderl. 533.
—— B. von, Erzählte Lustspiele. 100.
Sybel, L. von, Platon's Technik. An Symposion und Euthydem nachgewiesen. 221.
Szczepanski, P. von, Die Falzgräfin. 261.

Taaffe, Graf, 1879—1889. Eine innerpolitische Studie aus Oesterreich. 703.
Tandem, F. (K. Spitteler), Schmetterlinge. 149.
Tanera, K., s. Krieg von 1870/71.
Taschenbuch, historisches. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Achter Jahrgang. 109.
Telmann, K., Aus der Fremde. 611.
—— Dissonanzen und Accorde. 181.
—— Weibliche Waffen. 13.
Thalau, Marie, Frauenleben. Führungen. 468.
Tharau, H., Paul Sudram. 691.
—— Unica Spes. 609.
Theater und Kirche. 607.
Theden, D., s. Gerstäcker.
Theinert-Mickley, E., Die Schauspielkunst ein Kapitel der Seelenkunde. 542.
Thikötter, J., Der Altkatholicismus, dargestellt und nach evangelischen Grundsätzen beurtheilt. 475.
Thom, H., Aus den Hexenküchen der Literatur. 784.
—— Literarische Correspondenz und kritische Rundschau. 207.
—— Realismus. 495.
—— s. Aub.
Thommen, R., Geschichte der Universität Basel. 270.
Timon, Shakespeare's Drama in seiner natürlichen Entwickelung dargestellt. 776.
Tolstoi, Graf L., Die Kosacken. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. 262.
—— Krieg und Frieden. Deutsche Uebersetzung von E. Strenge. Zweite Auflage. 14.
—— Der Tod. Frei nach dem Russischen. 387.
—— Ueber das Leben. Autorisirte Uebersetzung von Sophie Behr. 636.
Tonkünstler- und Opernlexikon, neuestes und vollständigstes. Herausgegeben von E. Kastner. Erstes Bändchen. 204.
Tonndorf, H., Thüringer Sagen. 264.
Topelius, Z., Bernas Rosen. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. 587.
—— Die grüne Kammer auf Linnais. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. 587.
Tourette, G. de la, Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin. Autorisirte deutsche Uebersetzung. 188.
Trabert, A., Deutsche Gedichte aus Oesterreich. Erster Band: Schwertlieder eines Friedsamen. 263. Zweiter Band: Ein Menschenleben. 611.
Trautenheim, E., Briefwechsel zweier junger Mädchen. 599.

Trebitsch, S., Gedichte. 391.
Treuenfels, E., Fata Morgana. 727.
Treumann, J., Vom Hudson bis zum Goldenen Thor. 450.
Trinius, A., Zwischen Wald und Stadt. 197.
Tynan, Katharina, Kleeblätter. Deutsch von Clara Commer. 807.
Tyrolt, R., Chronik des wiener Stadttheaters 1872—1884. 143.

Ueberweg, F., s. Brasch.
Ungarische Revue. Herausgegeben von P. Hunfalvy und G. Heinrich. Achter Jahrgang. 159.
Universal-Bibliothek. Nr. 2382. 2383. 2444. 2494: 775. Nr. 2472. 2473. 2561. 2562: 827. Nr. 2564: 661. Nr. 2570. 2577. 2567. 2565: 717. Nr. 2572: 732. Nr. 2574. 2575: 775. Nr. 2576. 2573. 2563: 724. Nr. 2578—2580: 759.
Unsere Kunst in Wort und Bild. Redigirt von M. Band, herausgegeben von R. Wittmann. Erstes Heft. 639. 818.
Urban, W., Alarich. 369.
Urteile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 30. 94. 174. 222. 286. 366. 430. 510. 623. 670. 735. 834.

Vaihinger, H., Naturforschung und Schule. 778.
Valentin, V., Das Baumwollengenie. Un capriccio criticosimbolico. 383.
—— Der Seelsorger. 661.
—— Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke. 189.
Veltheim, H. von, Die Sühne. 618.
Verbindlichkeit, die, der Lehre vom Kunstschönen. Von Bernhard Münz. 465.
Verein für Massenverbreitung guter Schriften. 191.
Verhandlungen der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik über den ländlichen Wucher u. s. w. Herausgegeben vom Ständigen Ausschuß. 408.
Vetter, F., s. Bibliothek.
Viola, M., Die Nadel der Kleopatra und andere Humoresken. 717.
Vischer, F. Th., Altes und Neues. Neue Folge. 566.
Vitzthum von Eckstädt, K. F. Graf, Shakespeare und Shakspere. 285.
Vogel, V., Franz Liszt. 90.
—— Richard Wagner als Dichter. 90.
—— Th., Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. 83.
Voges, O., s. Büller.
Vogt, Ueber deutsche besonders neuwieder Familiennamen. 330.
—— Hermann, †. 366.
—— K., Pfiffig und Genossen. 595.
Volger, A., Ginevra. 210.
Volkelt, J., Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. 622.
Volkmann-Leander, R. von, Alte und neue Troubadour-Lieder. 796.
Volkshefte, literarische. Herausgegeben von E. Wolff und L. Berg. Nr. 8: 15. Nr. 9: 110. Nr. 10: 319.
Volkshefte, deutsche literarische, herausgegeben von L. Berg. Nr. 1: 404. Nr. 2: Gottfried oder Humor und Realismus. 719.
—— neue literarische. Nr. 1: Der Offizier in der Dichtung. 319. Nr. 2: Die preußische Ader in der deutschen Literatur. 495. Nr. 5: Goethe und noch immer kein Ende. 719. Nr. 6: Geschichte des Naturalismus. 751.
Volkslieder, rumänische, s. Franken.
Volkswohl-Schriften, herausgegeben von V. Böhmert und W. Bode. Erstes bis drittes Heft. 463.
Vollbrecht, C., Der kategorische Imperativ. 618.
Volz, B., H. M. Stanley's Reise durch den dunkeln Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet. 834.
Vorträge, philosophische. Herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Heft 14, 18 u. 19. 538.
Voß, G., Die Entscheidung über die Entwürfe zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm. 746.
—— R., Die neue Circe. 593.
—— R., Nubia. 383.
Vrchlicky, J., Farbige Scherben. Autorisirte Uebersetzung aus dem Czechischen von E. Grün. 717.
—— Pelops' Brautwerbung. Autorisirte Uebersetzung von E. Grün. 549.
Vulcanus, s. Schwänzler.
Vulpinus, Th., Der Ligurinus Gunthers von Pairis im Elsaß. 781.

Wachenhusen, H., Wer ist sie? 420.
Wachs, O., Die politische und militärische Bedeutung des Kaukasus. 733.
Wächter, G., Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche in der Gegenwart. 196.
—— O., Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuer Auswahl. 280.
Wagner, V. A., s. Neudrucke, berliner.
—— G., Streifzüge in das Gebiet der deutschen Sprache. 696.
—— M., Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Nach letztwilliger Bestimmung des Verstorbenen von M. Wagner. 651.
—— R., Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine. 203.
Wald-Zedtwitz, E. von, Aeußerst angenehm! 353.
—— Hurrah! 353.
—— Im Drange der Welt. 353.
—— Sibyllens Eid. 437.
—— Unnahbar. 449.
—— Warum so spät. 449.
Waldberg, M. Freih. von, Goethe und das Volkslied. 787.
—— Die deutsche Renaissance-Lyrik. 59.
Waldburg, S., Daheim und Unterwegs. 117.
Waldheim, C. von, Das Landhaus am See. 199.
Walesrode, Ludwig, †. 222.
Walling, G. (K. Ulrici), Aus den Tagen Karl's des Fünften. 330.
Walloth, W., Der Dämon des Neides. 260.
—— Dichtungen. 486.
—— Dramen. (Gräfin Pusterla. Johann von Schwaben. Marino Falieri.) 56.
—— Der Gladiator. 158.
—— Octavia. 361.
Walter, G., Fernab von der Straße. 27.
—— Th., Um Thron und Krone. 423.
Walther, F., Wissenschaft oder Christenthum? Wer denkt schärfer? 687.
—— W., Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. Erster Theil. 543.
Walther's von der Vogelweide Gedichte, übersetzt von B. Wenzel. 499.
Wanderbilder, europäische. Nr. 143—152. 155—157. 159—163: 543.
Wanderer, G., Sommerfahrt eines Junggebliebenen. 161.
Warmer, R., La Bussière. 358.
Wasserrab, K., Preise und Krisen. 596.
—— Sociale Politik im Deutschen Reiche. 596.
Wasservogel, J., Roderich Klinghart. 70.
Weber, F. P., Alte Geschichten. 661.
Wechsler, E., Gespenster im Sonnenschein. 595.
Weck, G., Unsere Todten. 391.
Wedde, J., Theophilus. Das Faustdrama des deutschen Mittelalters, übersetzt. 249.
Wehl, F., Aus dem frühern Frankreich. 577.
—— Erläuterung bezüglich G. Siegert's „Kriemhild's Rache". 207.
—— Zeit und Menschen. Erster Band. 380. Zweiter Band. 825.
Weil, G., Tausend und eine Nacht, übersetzt. Dritte Auflage 639. 784.
Weiß, B., Der Friede Gottes. 234.
—— Leichte Reizungen. 445.
—— Aus dem Tollhause des Lebens. 445.
—— K., Marksteine deutscher Cultur und Literatur. 248.
—— Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. 683.
Weitbrecht, R., Allerhand Leut. 778.
—— Was ist's mit §. 166? 475.
Welcker, H., Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten u. s. w. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von „Die deutschen Mundarten im Liede". 37.
Welten, O., Wenn junge Frauen durchgehen. 170.
Welzhofer, H., Geschichte des griechischen Volks bis zur Zeit Solon's. 601.
Wendlandt, F., Lampra. 470.
Wenger, J., Unglückschronik in Natur- und Culturleben aller Zeiten. 281.
Wenzel, B., s. Walther von der Vogelweide.
Wenzelburger, K. Th., Geschichte der Niederlande. Zweiter Band. 252.
Werder, H., Circe. 343.
—— Fee. 437.
Werner, V. von, Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. 270. Zweite Auflage. 573.
—— Elisabeth, Ein Gottesurtheil. Zweite Auflage. 293.
—— R. M., Aus dem Josephinischen Wien. Gebler's und Nicolai's Briefwechsel während der Jahre 1771—1786. 59.
Wernigke, Chr., Jugendgedichte. Herausgegeben von L. Neubaur. 59.
Westarp, A. Graf von, Das erste Lied. 568.
Wettiner Balladen und Lieder. Herausgegeben von O. Lyon. 534.
Weyler, T., Denker- und Dichterworte im deutschen Volksmunde. Zweite erweiterte Auflage. 280.
Whitman, S., Physiologie der deutschen Armee. 733.
—— W., Grashalme. In Auswahl übersetzt von K. Knortz und T. W. Rolleston. 404.

Wichert, E. Eins zum andern. 498.
—— Das Grafenkind und andere Novellen. 580.
—— Suum cuique. 260.
—— R. von, Die ewigen Räthsel. Erste Serie. 537.
Widersprüche, die, der Kritik. Von K. Bleibtreu. 737.
Widmann, J. V., Jenseits des Gotthard. 172.
—— S., Eine mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. 474.
Wien 1848—1888. Denkschrift zum 2. December 1888, herausgegeben vom Gemeinderathe der Stadt Wien. 1.
Wilbrandt, A., Gespräche und Monologe. 808.
—— Neue Gedichte. 796.
Wilda, J., Marine-Novellen. Zweite vermehrte und überarbeitete Auflage von „Auf hoher See und an der Küste". 691.
Wildenradt, J. von, Joseph Nassy. 135.
Wildermann, M., s. Jahrbuch.
Wildermuth's, Ottilie, Leben. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid Wildermuth. 429.
Wilhelm, E., Hilde und Hildburg. 247.
Willatzen, s. Nordlandsharfe.
Wille, R., Mosaik. 330.
Willms, Agnes, s. Wildermuth.
Wilpert, J., Principienfragen der christlichen Archäologie. 538.
Wilsdorf, O., Gräfin Charlotte von Kielmannsegge. 259.
Windeker, U., Allerlei neue und alte Gedanken über die Weltordnung. 394.
Winder, E., Rudolf der Stifter in Tirol. 210.
Winkelmann, E., Kaiser Friedrich II. Erster Band: 1218—1228. 616.
Winter, G., s. Dove.
Winterfeld, A. von, Das alte Eulennest. 562.
—— Der bunte Jakob. 821.
Wissmann, H., Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Vierte Auflage. 571.
Witte, J. H., Sinnen und Denken. 536.
Wittmann, R., s. Band.
Wittstock, A., Die Erziehung im Sprichwort oder die deutsche Volkspädagogik. 234.
Wohl, Stephanie, Rauschgold. 136.
Wolf, E., Johann Elias Schlegel. 373.
Wolff, E., Lieder der Treue. 798.
—— K., Allerhand Tollheiten. 719.
—— W., Von Banana zum Kiamwo. 103.
Wolzogen, H. von, Wagneriana. 88.
Wort, ein, für Wagner und Lenz. 653.
Worte, deutsche. Herausgegeben von E. Pernerstorfer. Achter Jahrgang. 110. Neunter Jahrgang. 399.
Worte, goldene, der Wettiner. Zum ersten male gesammelt und systematisch geordnet von A. Kohut. 573.
Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts. In Verbindung mit vielen Gelehrten und höhern Beamten herausgegeben von K. Freih. von Stengel. Erste Lieferung. 334.
Wünsche, A., s. Krause.
Württemberg und sein König 1864—1889. Eine Festgabe zum 25jährigen Regierungsjubiläum Sr. Maj. des Königs Karl von Württemberg. 783.

Zapp, A., Aus meinem Leben. 266.
Zehden, K., s. Lehnert.
Zehnpfennig-Bibliothek. Erstes Heft. 463.
Zeichen, die, der Zeit. Ein Wort für baltische Leser. 236.
Zeise, H., Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. 445.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Freih. von Ungern-Sternberg und G. Schlosser. Dreizehnter Band, Heft 6—8. Vierzehnter Band, Heft 1 und 2. 110.
Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Herausgegeben von F. von Holtzendorff. Heft 39—45: 110. Neue Folge. Heft 46—49: 335. Heft 50. 51: 479.
—— Herausgegeben von J. V. Meyer. Heft 52: 607. Heft 53—56: 750.
Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur. Herausgegeben von M. Koch und L. Geiger. Neue Folge. Erster und zweiter Band. 526.
Zerbst, M., Karl Bleibtreu's pathologischer Roman „Größenwahn". 41.
Ziegler, H., Der alte Gott lebt noch oder die Stellungnahme des menschlichen Herzens zu dem lebendigen Gott. 42.
Ziel, E., Moderne Xenien. 205.
Zimmer, H. W. V., Johann Georg Zimmer und die Romantiker. 553.
Zimmermann, G., Schiller's Aesthetik. 479.
Zobeltitz, F. von, Flittergold. 170.
Zöller, E., Der Gottesbegriff in der neuern schwedischen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung Boström's und Lotze's. 538.
Zolling, Th., Frau Minne. 756.
—— Der Klatsch. 337.
Zorilla, José, als Dichter gekrönt. 303.
Zurlinden, S., Im Morgenland. 504.
Zwei stehende Figuren der heutigen Literatur: Der Lieutenant und der Backfisch. Von F. Freudenberg. 417.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
JUL 20 1889

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 4. Juli 1889.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zwei stehende Figuren der heutigen Literatur: Der Lieutenant und der Backfisch. Von **F. Freudenberg.** — Neue Romane und Erzählungen. Von **J. J. Honegger.** — Dramen. Von **Emil Mauerhof.** — Aus und über Oesterreich. — Zoologische Schriften. Von **O. Taschenberg.** — Ottilie Wildermuth. Von **Eduard Bertz.** — **Feuilleton.** (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zwei stehende Figuren der heutigen Literatur:

Der Lieutenant und der Backfisch.

Auch eine „Controverspredigt an das deutsche Publikum".

Sogenannte „stehende Figuren" hat es in der Literatur von jeher gegeben; nur ist wohl zu unterscheiden, ob man darunter solche begreift, welche blos Eigenthum eines einzelnen, fruchtbaren und vielgelesenen Schriftstellers sind, und seine „Manier" bedeuten, gleich denjenigen, welche z. B. unser verehrter Herr Vorredner Wilhelm Hauff dem Verfasser der Mimili-Romane nachgewiesen hat, oder ob sie vielmehr einer ganzen Kunstrichtung angehören. Im letztern Falle wäre abermals voneinander zu trennen, was aus den formalen Anforderungen einer gewissen Kunstgattung, und was, im Gegensatze hierzu, aus dem wirklichen Leben hervorgegangen ist und als charakteristische Erscheinung seiner Zeit und ihrer Gesellschaft sich einen künstlerischen Ausdruck gesucht hat.

Solchen formalen Bedürfnissen verdankte z. B. der „Gracioso" des alten spanischen Theaters seine häufige Verwendung. Nach Schack diente er dazu, „das Einseitige in den Gesinnungen und Handlungen der Hauptpersonen darzulegen, und das übertriebene Ehrgefühl, die unnatürlich gesteigerten Affecte durch Gegenüberstellung des nüchternen Verstandes zu parodiren". Die commedia dell' arte der italienischen Bühne beruhte geradezu auf stereotypen Masken: Arlecchino, Columbine, Brighella, Tartaglia u. s. w. Auch der englische, von Shakespeare so ungemein geadelte und in eine höhere Sphäre gehobene „Clown" gehört hierher. Im classischen französischen Drama war die „Vertraute" der Heldin eine stehende Figur und hatte den Zweck, lange Geständnisse oder Klagen ihrer Herrin zu ermöglichen, welche in der Regel in einer der ersten Scenen stattfanden und dem Publikum die Kenntniß der Vorgeschichte des Stücks vermittelten.

Einen ganz andern Charakter zeigen diejenigen stehenden Figuren, welche, aus den wirklichen Verhältnissen ihrer Zeit organisch erwachsen, etwa in satirischer Weise die Gebrechen einer Gesellschaftsklasse an den Pranger stellen; man erinnere sich nur des katholischen Pfarrers und seiner Köchin aus der alten derben Volksgeschichte. Andere können als Ausgeburt der seelischen Verstimmung oder gar Erkrankung einer ganzen Generation gelten, wie der Werther mit seiner zahllosen, thränenseligen Nachkommenschaft. Eine dritte Klasse spiegelt ohne weitere Tendenz einfach die gerade herrschenden Sitten und Anschauungen einer Nation ab; so liefern die Cavaliere der spanischen Mantel- und Degenstücke, die Alonzos und Alfonsos, Guzmans, Diegos und Fernandos, die sich alle untereinander zum Verwechseln ähnlich sehen, ein getreues Abbild des damaligen strenggläubigen, königstreuen und galanten Ritterthums.

Gerade diesen letztern in mancher Hinsicht verwandt dünkt uns der Typus des modernen Lieutenants, welcher durch die Unermüdlichkeit seines Auftretens für jeden nicht „militärfrommen" Leser oder Zuschauer nachgerade zur Landplage wird. Es ist wahrlich Zeit, hochverehrtes Publikum, daß du dir einmal Rechenschaft darüber ablegst, wie du eigentlich dazu gekommen bist, diesen übermüthigen Geist in den heiligen Hallen der Kunst sein Wesen oder Unwesen treiben zu lassen, und wie es um die künstlerische

Reinheit deiner hierbei obwaltenden Beweggründe bestellt ist.

Nach dem großen Deutsch-Französischen Kriege wurden unsere ruhmbedeckten Offiziere die Helden des Tages. Dies war nicht mehr als billig und ihren außerordentlichen Verdiensten entsprechend. Glänzend wie Franzosen, Zuaven und Turcos waren auch alle jene altüberlieferten Vorurtheile gegen bornirtes Junker- und Gamaschenthum mit einem Schlage besiegt. Die früher im Bürgerstande weitverbreitete Meinung, die militärische Laufbahn sei hauptsächlich solchen jungen Leuten anzuempfehlen, deren Fähigkeiten für einen andern Beruf nicht ausreichten, hatte sich der bewiesenen Intelligenz unsers ebenso kenntnißreichen als tapfern Offiziercorps gegenüber in eine leere Lächerlichkeit verwandelt. Was Wunder, daß die Begeisterung für das zweifarbige Tuch allüberall in deutschen Landen hohe Wellen schlug und daß zumeist die empfänglichen Gemüther der Dichter und Dichterinnen stürmisch von ihr erfaßt wurden? Tausende von Federn setzten sich zum Lobe der kühnen Vaterlandsvertheidiger in Bewegung; ein Strom meist jugendlicher Marssöhne ergoß sich in die Literatur. Fast keine Novelle, kein Roman ohne einen Helden in Uniform, aber nicht etwa „mit schlanker Taille von acht Zoll, etwas bleich, eine interessante Figur" à la Clauren, über welche sich unser Herr Vorgänger im Amte ereiferte. Gott behüte! War doch die Zeit der schmachtenden Liebhaber ohnedies vorbei und diejenige der trotzigen gekommen, die sich von ihren Damen mitunter gewaltig bitten lassen konnten! Hatte doch auch in der Wirklichkeit die glanzvolle Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs dem jahrzehntelangen Sehnen und Streben des Volks glorreiche Erfüllung gebracht und bot in seiner stattlichen Höhe und Weite einem jeglichen freien Raum zur Entfaltung seiner Kräfte. Der deutsche Michel selbst, der sich bislang nur zu oft als bloßen Träumer gezeigt, war zum kecken Siegfried geworden, der den Hammer schwingt und ohne langes Besinnen drauf losschlägt. Das Vaterland jauchzte ihm zu, und was war natürlicher, als daß Publikum und Dichter sich in der Vorliebe für jugendliche Tapferkeit und fröhliches Selbstvertrauen begegneten? daß anstatt der Melancholie, des thatenlosen, unbefriedigten Weltschmerzes, welche der Stimmung unserer Vorfahren entsprochen hatten, nunmehr die frische, stolze Männlichkeit auf den Schild gehoben wurde? Ein jeder entsinnt sich, wie sie plötzlich in Leihbibliotheken und Familienjournalen aufmarschirten, die sporenklingenden Herren mit und ohne „von"; zuweilen blondbärtig, blauäugig, mit treuherzigem Blick; ein andermal dunkel, mit lachenden braunen Augen, während unter dem Schnurrbarte weiße Zähne hervorblitzten. Fast durchgängig waren sie von Luft und Sonne gebräunt, nur auf der Stirn, die der Helm zu bedecken pflegte, auffallend weiß; dabei von kräftiger Gestalt, mit breiter Brust, in der ein „braves Soldatenherz" wider des Königs Rock pochte. Der lange hagere Adjutant, mit glattrasirtem Gesichte und sehr dünnen Beinen war beliebt als Nebenfigur; die Hauptleute wurden meistens mit Wohlbeleibtheit bedacht, zu welcher sich leicht und natürlich ein Anflug von Asthma gesellte, dergestalt, daß sie häufig „keuchen" mußten.

Mancher war als unreifer Jüngling in den Kampf gezogen; man konnte ihn zum Manne, speciell zum Ehemanne gereift zurückkehren lassen. Nebenbuhler fielen massenhaft in allen Schlachten, und im Gewande barmherziger Schwestern wurden überflüssige Geliebte ehrenvoll beseitigt. Die erbittertsten Feinde waren auf die bequemste Art von der Welt, durch einen stummen Händedruck vor oder nach dem Gefechte zu versöhnen. Kurzum, es ergab sich eine unermeßliche Ausbeute an Motiven, von denen jedes einzelne der Sympathie der Leser von vornherein gewiß sein konnte.

Nun hat sich im Laufe der Jahre die unmittelbare Aufregung über Krieg und Sieg allmählich verloren, aber ebenso wenig wie das linke Rheinufer wird das eroberte Kunstgebiet von den Siegern wieder herausgegeben. Der Lieutenant behauptet seinen Platz in der Literatur. Nur daß man sich inzwischen zu der friedlichen Seite seines Berufs herabgestimmt hat und sich mit dem begnügt, was das Leben des Offiziers in der Garnison und in der Gesellschaft für die epische und dramatische Schilderung abwirft. Ja, auch die Bühne haben diese Unwiderstehlichen im Sturme genommen! In den verschiedensten Uniformen, schwarz, blau, grün, mit rothen oder gelben Aufschlägen, mit oder ohne Reitstiefeln, im Waffen- oder Interimsrocke, sehen wir sie da oben im verführerischen Lampenlichte den Schnurrbart drehen und die Hacken vorschriftsmäßig zusammenschlagen, daß den jugendlichen Zuschauerinnen im Parket das Herzchen „puppert". Wie sollte es auch nicht? Ist solch ein schmucker Junge in knapper Uniform, schneidig gegen das Civil, galant gegen Damen, unerschöpflich an „schnodderigen" Reden, verblüffend leichtsinnig im Schuldenmachen und dabei Gentleman vom schönfrisirten Scheitel bis zur Sohle — ist er nicht „reizend"?

Gewiß, „reizend" ist er, und wenn dies an einem Manne ein so schwerwiegender Vorzug wäre, daß er eine künstlerische Verherrlichung verdiente, so besäße ihn der Lieutenant unserer Lustspiele gewiß in ausreichendem Maße, um ihn zu einem der würdigsten Gegenstände poetischer Darstellung zu machen. Und bestände unser Publikum aus lauter unverheiratheten Damen, so würde er auch niemals das Schicksal alles andern „Reizenden" theilen, nach kurzem Genuß Langeweile und Ueberdruß zu erregen, denn jene würden sich wol nie „satt" an ihm sehen. Allein diese beiden Voraussetzungen treffen bekanntermaßen nicht zu. Für anspruchsvollere Geister ist dagegen die Komik des Lieutenantthums durchaus nicht unerschöpflich, und zwar, weil sie mit der innersten menschlichen Natur nichts zu thun hat, sondern einem rein äußerlichen, conventionellen Wesen entspringt und lauter Angelerntes und Nachgeahmtes, bloße Formen, zu Tage fördert. Diese aber, in ihrer ewigen stereotypen Wiederholung nach und nach zur

Schablone verblaßt, müssen dem bessern Geschmacke auf die Dauer unerträglich werden. Und macht man gar erst einmal den Versuch, sich alle jene „reizenden" Zuthaten hinwegzudenken, so fühlt man sich an die grimmige Enttäuschung jener alten frommen Brüder gemahnt, von denen die Chroniken erzählen, daß der Satan sie durch Vorspiegelung eines schönen Weibes versucht habe, welche aber, als sie dasselbe umarmen wollten, nichts als einen Stock oder ein Todtengerippe zu fassen bekamen; auch hier gähnt uns unter buntem Flitter ein hohler Schädel an! Wir können also nicht umhin, in diesem „Reizenden" eine bloße Speculation auf die Schwäche des Publikums, zumal des weiblichen Theils desselben, für den bunten Rock und für ein „strammes" militärisches Auftreten zu erblicken, für die unser berühmter Vorgänger jedenfalls recht scharfe und höhnische Worte des Tadels gehabt haben würde!

Um den Lieutenant der erzählenden Literatur ist es nicht viel besser bestellt. Auch hier herrscht eine eigenthümliche Abneigung, sich der vielfachen ernsten Conflicte mit sich selbst und mit der Gesellschaft zu bemächtigen, zu welchen der Offiziersberuf vor vielen andern die Keime in sich birgt; einzig und allein die Schulden führen mitunter noch den Leser an den Rand einiger Gemüthsuntiefen. Im allgemeinen aber hat der Geist dieser schneidigen Salonhelden ebenso gut Uniform angezogen wie der Körper. Welch ein Abstand gegen das altspanische Ritterstück, welches wir eben, als zur Vergleichung passend, flüchtig herbeizogen! Dort sehen wir die großartige, ja schreckliche, die Menschen mit unwiderstehlichem Zwange fesselnde Macht, hier nur das Aeußerliche, Kleinliche, Tändelnde des Herkömmlichen. Und wenn die blumenreiche, überkünstelte Ausdrucksweise der Hidalgos auch ganz gewiß nicht mehr nach dem heutigen Geschmacke ist, so erscheint sie doch wahrhaft classisch neben dem beliebten Lieutenantsjargon, welcher das Entzücken der Backfische, der Neid der Commis und für das gebildete Ohr eine Qual ist. Man sage nicht, es sei Pflicht und Recht der Kunst, die Dinge so wiederzugeben, wie sie sich in der Wirklichkeit zutragen, und der Lieutenant müsse dort ebenso wie hier seinen Burschen „anhusten", „anpfeifen" und sich seine Röcke „bauen" lassen. Man sage nicht, diesen Ton zurückweisen sei ungefähr das Gleiche, als wenn man den volksthümlichen Dialekt aus der Kunst verbannen wollte; mit nichten! Die Sprache des Volks ist ernst und treuherzig gemeint, naiv und aufrichtig; das „schnodderige Gardedeutsch" dagegen durch und durch unnatürlich, gespreizt, nach Effect haschend, eine öde Wortwitzelei, welche, indem sie dem albernsten Gefasel einen gewissen trügerischen Aufputz verleiht, die gefährliche Eigenschaft alles Schlechten besitzt, ansteckend zu wirken, sich mit der größten Schnelligkeit zu verbreiten und in weiten Kreisen den Sinn für einfaches und ungezwungenes Sprechen zu untergraben.

Eine ganz besondere Anwendung findet letzteres noch auf den zweiten Gegenstand unserer Betrachtung: auf den Backfisch des modernen Romans und Lustspiels. Während bei unsern Nachbarn, den Franzosen, „la femme de trente ans", d. h. das gereifte, erfahrene, in der Vollkraft der Leidenschaft stehende und sich seinen Empfindungen mit Bewußtsein hingebende Weib, der bevorzugte Gegenstand der Dichter und Schriftsteller ist, hat man bei uns in Deutschland von jeher seine Gunst am liebsten der zarten, unschuldigen und unbewußten Jungfräulichkeit zugewandt.

Goethe's Klärchen und Gretchen sind Kinder. Diese echt germanische Eigenthümlichkeit hat nun aber in der letzten Zeit einen Schößling getrieben, welchen wir in Anbetracht seiner kecken Vordringlichkeit und raschen Ueberwucherung kaum anders denn mit dem Namen eines „Unkrautes" belegen können, womit zugleich die Verschiedenheit von der köstlichen Blüte echter Weiblichkeit und Naivetät gekennzeichnet ist, sowie das Maß von Berechtigung, welches ihm zukommt, sich mit dem Namen dieser letztern zu schmücken. Denn der moderne „Backfisch" behauptet allen Ernstes, naiv zu sein! Die wirkliche Natürlichkeit hat aber nichts als den Anfangsbuchstaben mit dem gemein, was das Wesen der „Naiven" unserer Lustspiele und Erzählungen ausmacht, mit der Naseweisheit nämlich! Es ist in der That recht sonderbar, daß in einem Lande, welches sich auf seine idealen Anschauungen vom Ewig-Weiblichen, auf die Würde und Ehrbarkeit seines Familienlebens soviel zugute thut, in welchem die Achtung vor der Autorität der Aeltern ebenso selbstverständlich gilt als die unbedingte geistige Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts über das weibliche, daß gerade in einem solchen Lande das eben zur Jungfrau heranblühende Mädchen, dessen Platz von Rechts wegen noch in der Kinderstube wäre, berufen worden ist, eine so hervorragende Rolle als Typus der Gesellschaft zu spielen, wie es thatsächlich der Fall ist. Einzig die Annahme, daß das große Publikum unsern jetzigen Lustspielen mit vollkommener Gedankenlosigkeit zusieht, erklärt es, daß strenge Väter und feinfühlende Mütter sich über das Gebaren dieser frühreifen, dreisten, vor keiner Heuchelei zurückschreckenden und dabei gefallsüchtigen Geschöpfe aufrichtig belustigen können. Wir tadeln die Frivolität der Franzosen; ist es etwa nicht frivol, wie in der Person solcher Spottgeburten aus kindischer Sentimentalität und bewußtem Raffinement, an denen uns nichts ehrlich anmuthet als die Ungenirtheit, mit der sie ihren flinken Zungen freien Lauf lassen, ist es nicht frivol, wie durch sie die Ungezogenheit geradezu glorificirt wird? In diese Stücke zu gehen, sollte man seinen Töchtern verbieten, weit eher als in solche von Goethe und Shakespeare. Sicherlich staunt ein junges Mädchen aus den bessern Ständen das Schicksal Gretchen's an, wie etwas, was ihm selbst meilenfern liegt; der elegant gekleidete, von bewundernden Verehrern umdrängte Backfisch dagegen wirkt unendlich viel verderblicher, weil er ihm sehr nahe steht. Dieses böse Beispiel mag schon das Seinige dazu beigetragen haben, daß heutzutage unter den halbwüchsigen Dämchen, wenigstens der großen Städte,

ein Ton herrscht, der einem Anhänger der guten alten Zeit gelegentlich einen Schauder überjagen kann.

Und wenn wir dieser liebenswürdigen Erscheinung auf den Grund gehen, so ergibt sich uns zweifellos als eine der wirksamsten Ursachen die Lust am „Schnoddrigen", welche mit der Popularität des Lieutenants zusammenhängt und vielleicht von dem zunehmenden Einflusse des Berlinerthums überhaupt herzuleiten ist. Weitaus die meisten unserer Lustspiele kommen uns aus der Hauptstadt der Intelligenz zu und bringen uns von dort den trockenen, schneidigen Wortwitz, der neben dem wirksamen Vorzug der Schlagfertigkeit so viel kalte, zersetzende Schärfe enthält und keine Autorität anerkennt, ja darauf ausgeht, jede Autorität lächerlich zu machen. In fast allen diesen Stücken spielen die ältern Leute eine klägliche Rolle, aber niemand nimmt Anstoß daran. Man findet es dagegen allerliebst, wenn ein zartes Fräulein mit „famos" und „Donnerwetter" um sich wirft wie ein Wachtmeister. Freilich, was kann man von dem dürren Holze eines aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Publikums erwarten, wenn sogar das grüne Reis wirklicher Bildung eine so kritiklose Bewunderung der „Schnoddrigkeit" zeitigt, daß man z. B. in dem Romane einer höchst talentvollen, mit Geist und tiefem Gefühl begabten Schriftstellerin als erste Auftrittsrede eines jungen Mädchens in einer Gesellschaft von Offizieren folgende Blumenlese findet: „Schmettau, wie unausstehlich Sie mit der staubigen Feldmütze aussehen! — Ist er (ihr Bruder nämlich) immer mit der richtigen Hose zum Appell gekommen? — Daß ein Lieutenant dünne Beine hat, ist traditionell, aber der da sieht ja aus wie ein Storch." . . . Notabene, dieses reizende Kind ist eine Comtesse!

Es ist nicht zu fürchten, daß von all den Werken, auf die wir hier Bezug genommen, viel auf die Nachwelt gelangen werde, also daß spätere Geschlechter sich mit Kopfschütteln fragen müßten, ob denn wirklich Lieutenant und Backfisch die tonangebenden Figuren unserer Gesellschaft gewesen, eine wunderliche Nachkommenschaft der Generation, die das herrliche Deutsche Reich neugeschaffen! Nein, sie sind so ziemlich alle der schleunigsten Vergänglichkeit verfallen, und es könnte darum manchem thöricht scheinen, eine vorübergehende Manie mit so nachdrücklicher Beschwerde anzugreifen, wie wir es zu thun versucht haben. Allein auch die Mimili-Literatur war nur eine ephemere, und doch fand sich Hauff veranlaßt, in einer energischen, von sittlicher Entrüstung sprühenden Rede dagegen aufzutreten und dem deutschen Publikum ob der Verdorbenheit seines Geschmacks ins Gewissen zu reden. Denn alle derartige Richtungen auf das Seichte, Werthlose, blos äußerlich Effectvolle haben die sehr beklagenswerthe Nebenwirkung, daß das Gute und Gediegene um ihretwillen geringgeschätzt wird.

Damit aber auch unserer Predigt der biblische Text nicht fehle, geben wir denselben unsern Lesern noch hier zum Schluß; er findet sich Sprüche Salomonis, Kapitel 9, Vers 6.

F. Freudenberg.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Drei Erzählungen von Joseph Autier. Aus dem Französischen übersetzt von B. M.-K. Zürich, Schröter u. Meyer. 1888. Gr. 8. 1 M.
2. Marius Maurel. Roman aus der Provence von Joseph Autier. Autorisirte freie Uebersetzung von B. M.-K. Zürich, Schröter u. Meyer. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Victoria. Roman von Minna Kautsky. Zwei Theile. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 5 M.
4. Wer ist sie? Roman von Hans Wachenhusen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 4 M.
5. Verfehlte Speculationen oder die Leiden einer Anstandsdame. Von Ouida. Stuttgart, Spemann. 1889. 8. 1 M.

Alles Bilder aus unserm neuzeitlichen Gesellschaftsleben, spielend in allen Ständen, von oben bis unten.

Die Erzählungen von Joseph Autier (Nr. 1) — auch „Marius Maurel" (Nr. 2) ist eine solche, oder sagen wir Novelle, nicht eigentlich ein Roman — sind wahrhaft schön und haben einen tief ans Herz greifenden Ton. Es liegt etwas Melancholisches auf ihnen, doch gemildert durch kräftig ins Leben ausschauenden Sinn. Zwei von den vier sind nicht in der gewohnten Weise mit einer fertigen Thatsache abgeschlossen, sondern lassen nur die Aussicht ins Unbestimmte offen, und das berührt eigen.

Der reiche Bauer, der auf ungewohntem Wege zu einer zarten schönen Frau kommt, in blinder Eifersucht einen Gewaltstreich begeht, flieht und nach schwerer Zeit als kranker Mann heimkehrt; der angehende Musiker, der nach einem thörichten Liebestraume durch Weh und Leid in seine Künstlerlaufbahn eingeweiht wird; die vornehme Dame, die eine innige Jugendliebe verschmäht, dann glänzt und — leidet und den gesuchten Freund todt findet; der häßliche Clown, der die angebetete schöne Reiterin im Spitale sterben sieht, um dann wieder in sein Nichts zurückzusinken: sie alle sind Gestalten, denen wir herzliche Theilnahme nicht versagen können; sie alle vollständig wahr und unmittelbar aus dem Leben gegriffen, aber mit Farben gezeichnet, welche fein poetischen Duft über sie werfen. Das ist schöne Sprache und schönes Empfinden, rein, klar und wahr, gemäßigt und doch so ergreifend. Wir mögen kaum sagen, daß diese Schicksale viel Außergewöhnliches haben; das ist das Leben, mehr mit seinen Leiden als der Freude; das sind die Gefühle, die uns alle heimsuchen; aber ein nicht gewöhnlicher Ton ist ihnen gegeben worden, denn das Auge des begnadeten Dichters ist über sie hinweggegangen und hat ihnen die besondere Weihe verliehen. Das sind rechte Herzenstöne, nicht gemacht noch gesucht.

Die Charaktere sind einfach, aber fein und anschaulich durchgeführt. Aus dem provenzalischen Bauern- und Seemannsleben — der reiche, ungeschulte, aber dafür geradsinnige und gutherzige Bauernsohn mit dem Selbstbewußtsein dieser seit Jahrhunderten auf ihrem Eigen festgesessenen Rasse und die verwitwete Mutter mit dem bekannten kräftigen, doch starren Wesen, das schwer nachgibt; die speculirenden mehr oder minder derben Schönen des Landes, markig, mit versteckter Leidenschaft; im Gegensatze dazu das doch nicht recht in diese unbeweglichen Kreise passende zarte Seemannstöchterchen, mit dem unmittelbar der Conflict hereingetragen ist; der Schiffskapitän, der die Welt gesehen, weiter blickend, aber auch gerieben und geschliffen, selbstsüchtig und unredlich. In den andern Nummern: der von allen getretene häßliche Bajazzo und Bodenwisch mit dem fühlenden Herzen, von dem die Welt nichts will — das Schlimmste, was dem armseligen Menschen begegnen kann, denn diese von Natur und Welt vernachlässigten Geschöpfe stellen das mit dem Stempel der Lächerlichkeit gezeichnete tragische Element in unserm Gesellschaftsleben dar, ohne Aussicht auf Rettung; diese bleibt immerhin der nächsten Erscheinung, dem zwar noch im Dunkel verlorenen, aber bereits innerlich reifenden Künstler; wogegen die letzte Hauptgestalt, die vornehme Frau, welche fürstlicher Reichthum umgibt, rettungslos das vergehende Weh und Leid des Herzens tragen muß und — vollends das Unglücklichste — durch bewußte eigene Schuld, da es einst in ihrer Hand lag, glücklich zu werden, wenn sie sich nicht durch den trüglich schimmernden Glanz der Aeußerlichkeit blenden und verführen ließ. Das ist ergreifend gesagt.

Als Unicum klingt die kleine Erzählung „Der blaue Vogel", eine liebreizende Geschichte aus der Vogelwelt, worin das ganze Leben und Weben, Fühlen und Wollen der kleinen herzigen Geschöpfe mit überraschendem Verständnisse gezeichnet ist.

Minna Kautsky's Roman „Victoria" (Nr. 3) greift tief in unsere kampfbewegten socialen Tagesströmungen.

Eine große Reihe von Familien- und Gesellschaftsscenen, man möchte sagen von Genrebildern, an und in denen sich eine reiche Zahl von Schicksalen aller Stände abwickelt. Sie spielen in Niederösterreich.

Da treten wir zuerst bei einem bärbeißigen und eingebildeten Sattlermeister ein, der ziemlich hoch hinaus möchte, indeß es abwärts geht. Das Handwerk verfällt; er muß Haus und Garten verkaufen und am Ende herzlich froh sein, daß die anfangs etwas eitle, dann aber durch Erfahrung und Liebe gewitzigte Tochter einen tüchtigen Arbeiter, der sich durch Intelligenz zum Aufseher aufgeschwungen, zum treu sorgenden Manne bekommt, während der mit theuern Kosten geschulte Sohn, „der Professor", als Pferdebahnbilleteur das schäbige Dasein fristen muß. Da hätten wir an dieser Familie also das eine recht sprechende Zeitbild — das Kleinhandwerk, erdrückt von der Maschinenconcurrenz.

Dann erscheint auf dem Vordergrunde als Exempel hauptsächlich eine Arbeiterfamilie, wie sie tiefer und tiefer sinkt: die einmal gar nicht unschön gewesene Frau in Kummer und Schmuz gealtert und zur unleidlichen Keiferin geworden; der Mann erst im kraftraubenden und geisttödtenden Alltagsdienste zur Maschine, dann ganz ohne Brot zum Trunkenbold heruntergesunken, bis er anderwärts noch einen jämmerlichen Dienst findet; die junge Brut ohne Aufsicht und Leitung ungezogene Rangen; das Häuschen ein Bild trostlosester Häßlichkeit und Verkommenheit. Eine Zeit lang wird es noch vom Bruder der Frau nothdürftig zusammengehalten, bis das Schicksal trennend eingreift und diese tüchtigere Natur davor bewahrt, unter ganz nutzlosen Opfern auch mit in das unheilbare Elend heruntergezogen zu werden. Das wäre sonach das eine Bild aus dem Leben unserer Maschinenarbeiter; wir sehen deren noch mehr. Ein Streik mit förmlichem Arbeiteraufstande, blutig ausgehend, führt mitten ins Kampfgetriebe hinein. Und ein kokettes Waschweib mit ihrem Zuhälter stellen die nackte rohe sittliche Verkommenheit dar.

Nun in höhern Sphären — der Krach. Ein unglücklicher Großindustrieller, von der auch hier erdrückenden Concurrenz besiegt, aber verständig genug, sich hernach in bescheidener Existenz wohl zu fühlen. Schlimmer ein Finanzfürst, der beim Zusammenbrechen seines stolzen Hauses zugleich den Verstand verliert. Im Angesichte dieser erschütternden Auftritte loben wir uns am Ende das Leben des sich selber als Faulenzer taxirenden ewig jovialen Pechsammlers, eines niemals speculirenden Naturmenschen gesundesten Schlags.

An die zweite große Katastrophe knüpft das Schicksal eines zum Ruhme aufsteigenden Künstlers an, den der Börsenkönig in sein Haus aufgenommen und gar mit der einen schönen Tochter verlobt hat. Erst ein wenig Geck und durch das ungeahnte und unverdiente Glück verzogen, entwickelt sich der junge Mann eigenartig und zu seinem Vortheile: ihm ist in den geschraubten Kreisen, wo er doch keine echte Liebe findet und nicht hinpaßt, nie recht wohl. In den Bergen trifft er ein liebliches Naturkind, dem er alles wird, und nach schweren Prüfungen, als er die ihm aufgelegte Kette entschlossen abgeworfen, wird aus den zwei geläuterten und in der harten Schule des Lebens gezogenen Seelen ein glückliches Paar. Die vornehme Schöne aber, durch den furchtbaren Fall ihres Hauses ebenfalls gereinigt, gibt ihre Hand jenem gewesenen Großindustriellen, den sie ehemals verschmäht hatte. Sie mag da noch glücklich werden; schlimmer steht es um die an einen schäbigen Baron, den wir innerlich und äußerlich Herrn von Lump taufen müssen, hingeworfene Schwester; übrigens verschachert sie der Kerl, als die Mittel des Schwiegerpapa zu Ende sind, ungescheut als Geliebte an einen englischen Lord, welcher dafür natürlich Hunde und Pferde und Tänzerinnen herschaffen soll.

Reich genug ist dieses Gemälde, ein großes Gesammtbild unsers Gesellschaftslebens neuesten Stils. Als solches muß es anziehen, denn es spricht zu lebhaft zu unsern

innen und außen mächtig aufgestörten kämpfenden Interessen. Sinn und Geist sind übrigens wahr und gemäßigt, wie das weiblicher Hand ziemt. Ueberschritten ist dieser Ton nur einmal, in der einseitig übertriebenen Zeichnung des Arbeiterloses (Theil 2, S. 75); das paßt denn doch nicht in den Mund eines tüchtigen Arbeiters, trifft sein Los nicht; da reden übertriebener Stolz und die Verbitterung, und sie beide sind keine objectiven Beobachter. Die Achillesferse des Werks ist folgende: einzelne Scenen sind zu nackt oder genauer gesagt zu gewaltsam hingeworfen; die seelische Motivirung, die allgemein über der rasch und heftig abrollenden Handlung zu kurz gekommen, entbehrt jener poetischen Feinheit der Zeichnung, welche den literarischen oder künstlerischen Werth der Arbeit erhöhen könnte. Aber Gehalt und Wahrheit wird ihr nicht absprechen, wer das schwer bewegte Kampfleben unsers Industriezeitalters kennt.

Der Roman von Hans Wachenhusen „Wer ist sie?" (Nr. 4) ist nicht weniger moderner Art, bringt eine ganz eigenartige Combination, die jedenfalls den Vortheil hat, neu zu sein; es ist zu bezeichnend, wenn das erste Kapitel den Titel trägt „Ein amerikanisches Geschäft"; ja, ja, amerikanisch ist das, wir könnten auch sagen californisch.

Zwei in ihrem Vaterlande gescheiterte Deutsche sind nach Amerika gegangen, haben da das bekannte Abenteurerleben durchgemacht, sind endlich Geschäftstheilhaber und reich geworden, beide mit einem Gewissen ebenso weit wie ihre Taschen. Der eine stirbt, hinterläßt eine Tochter mit großem Vermögen und verordnet, daß sein überlebender Genosse sie heirathe. Nun hat sich dieser inzwischen schon verehelicht, möchte aber doch das hübsche Vermögen der nach Deutschland zurückgereisten Erbtochter kapern, darum ersinnt er folgenden Streich. Ebenfalls in Amerika treibt sich sein trotz aller verzweifelten Versuche blutarm gebliebener Neffe herum; diesen beredet der saubere Onkel, daß er seinen Namen annehme, nach Deutschland reise, die reiche Tochter heirathe und dann das Vermögen mit dem Rathgeber theile! Die Sache wird eingefädelt, verwickelt sich aber: erstlich hat der Neffe, der trotz allem ehrenhafter geblieben, gegen den betrüglichen Streich, in den er nur aus zwingender Noth gewilligt, Bedenken und benimmt sich dabei ungeschickt. Zweitens hat die Erbtochter, von vornherein einer aufgezwungenen Heirath abgeneigt und bestrebt, ihr zu entgehen, einen fremden Namen angenommen und erfährt da wechselschwere, auch widrige Schicksale, kommt gar in schweren Verdacht und unliebsame Berührung mit der Polizei. Endlich aber löst sich die Spannung zu allgemeiner Befriedigung und dem Glücke aller, auch des Reuigen, der sich gründlich gebessert und eine völlig neue Laufbahn eingeschlagen hat. Zwei deutsche Familien, eng in die Geschichte hereingezogen, werden ebenfalls reichbeglückt. Nur der saubere Amerikaner und sein Agent sind die Geprellten, thun uns aber wahrlich nicht leid.

Schon dieser nackte Umriß kann einen Begriff geben von der Reichhaltigkeit und dem spannenden Interesse aller der Ereignisse, die da bis zur Lösung des schwer verschlungenen Knotens mitspielen. Auch die Mehrzahl der Personen, an der Spitze oder im Mittelpunkte die beiden wider Willen Verlobten, der schwer herumgeworfene junge Mann trotz aller Fehler, die er begangen, sind durchaus sympathische Gestalten. Das alles wäre sonach schön und gut, würde nur die Feinheit der Ausführung dem Gewichte der Materie entsprechen. Aber das ist nicht der Fall. Der Hauptfehler, den wir der Arbeit entgegenhalten, lautet: Unklarheit, ja Verworrenheit in Durchführung der gesammten Handlung, durchaus ungenügende Motivirung; das eine hängt am andern. Bis zum Schlusse hin, der unstreitig das Beste und Schönste an der Arbeit ist und endlich die arg verwickelten Verhältnisse klarlegt, ist es unmöglich, sich ohne schweres Kopfzerbrechen vorzustellen, warum die einzelnen Personen im gegebenen Augenblicke so oder so handeln und die Dinge gerade so sich entwickeln, wie sie es thun. Ja, in einem Falle hält es schwer, nur die Identität der Personen festzuhalten. Das ist ein starker Mangel: der Verfasser hat sich in keiner Weise bemüht, die Geisteseigenschaften der handelnden Personen und die daraus fließenden Gründe ihres Handelns klarzustellen, noch auch die äußern Verhältnisse und Beziehungen anschaulich ins rechte Licht zu bringen; das ist eine Unterlassungssünde, die sich an der Arbeit rächt. Und was wir meinen, war zu leisten gar nicht schwierig: oft hätte ein einziger Strich in der Zeichnung oder ein Satz in der Erzählung genügt. Wir wollen uns aber angesichts eines Romans mit der Entwickelung unklar gelassener Verhältnisse nicht den Kopf zerbrechen, als hätten wir mit einem mathematischen Problem zu thun oder mindestens eine Gleichung dritten Grades zu lösen.

Ouida's neuestes Werk: „Verfehlte Speculationen oder die Leiden einer Anstandsdame" (Nr. 5), ist ein ziemlich nichtssagendes Ding.

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, das gesellschaftliche Treiben der großen Welt nach einer bestimmten Richtung zu zeichnen; nun wohl, sie mag es getroffen haben, aber das Bild ist nichts weniger als anmuthend. Ganz überwiegend bringt es nur die häßlichen Seiten dieser hohlen und flatternden Gesellschaftswelt zur Anschauung, unausgesetztes Ränkespiel, das wir ein Lustspiel oder Posse heißen würden, wenn es nur lustig wäre.

Im Mittelpunkte steht eine sehr vornehme und herzlich gutmüthige alternde Dame, welche die Schwäche hat, immer ein heirathsfähiges Mädchen ihrer Bekanntschaft unter ihre Flügel zu nehmen und nach ihrem Kopfe unter die Haube zu bringen, wobei sie entschieden mehr Herzensgüte als Geschick entwickelt; das sind ihre Leiden. Das Stück verläuft genau in drei Acten, und eigentlich fällt es alle dreimal durch: das erste mal reißt der eifrig von ihr gesponnene Faden ohne allen Erfolg ab; beim zweiten tritt allerdings ein Erfolg ein, aber der direct und bestimmt von ihr bekämpfte; beim dritten wird ihr eigener Sohn, der sich bis

dahin als grundsätzlicher Ehefeind benahm, in Flammen gesetzt und dann wirklich ein recht glücklicher Gatte; doch ist auch das gegen Willen und Einsicht der guten Mama gelaufen.

Die Mehrzahl der Personen im Stücke sind häßlich, leichtfertig oder dann ganz gleichgültig und interesselos. Beste Zeichnung scheint uns eine mit ihrem Wohlthun und der ausgesucht christlichen Frömmigkeit Staat machende vornehme Dame von der bekannten und weitverbreiteten Sorte, die den Teufel im Herzen und Gift auf der Zunge führt.

Bedenken wir, daß wir uns in der ausgesucht vornehmen und feinen Gesellschaft bewegen sollen, so war es, scheint uns, nicht gerade nothwendig, da und dort eine Sprache einzuführen, welche die unverheiratheten Müßiggänger und Lebemänner höchstens beim Turf oder Sport, oder eigentlich auch da nicht, sondern blos bei und mit ihren Hunden und Pferden brauchen sollten. Es stößt uns denn doch vor den Kopf, wenn wir da namens der eleganten Herren und Damen über das Heirathen lesen: „Wenn ein Mann sich selbst aufhängen soll, so ist es selbstverständlich, daß er den Strick so lange von sich fernhält, als es geht"; oder über eine der jungen Damen aus dem familiären Heirathsbureau unserer guten Gräfin: „Er warf einen prüfenden Blick auf das scheinbar unverkäufliche junge Fohlen des Marabart'schen jährlichen Ausverkaufs." Und so eine Reihe ähnlicher Ungezogenheiten.

Höchstens einem Gecken imponirt es, wenn uns die Verfasserin über Feinheiten der vornehmen Welt mit Angaben wie die folgenden belehren will:

Sie heftete den bien conservé-Blick aus ihren freundlichen Augen auf ihr kostbares Négligé. — Ein stupides Wesen, diese Despréaux, welche oérise mit rosa, malvengelb mit Magenta und himmelblau mit Azur garnirt und gar keine andere Empfehlung aufzuweisen hat, als daß sie so häßlich wie Medusa ist. — Sollte vielleicht jemand finden, daß ihre herrlichen großen Augen ein wenig zu ausdruckslos, daß ihre Wangen, obgleich vollständig frei von Maréchale powder, Blanc de Perle und Carmin, selten mit ihren Gedanken und Empfindungen die Farbe wechseln, so hätte er ja recht, aber ...

Tiefer greifen Bemerkungen wie die folgende:

Ach, wie viele Lippen haben schon gebebt, wenn sie beim Chambertin lachten, und gezittert, wenn sie mit dem perlenden Naß des Champagnerglases in Berührung kamen. Der Wein hat ja genug frohe Feste verherrlicht, wenn die Thränen in den Augen mit den Tropfen im Glase an Glanz wetteiferten, ohne daß es von den andern Trinkern bemerkt worden wäre.

Wie wahr! Wer jemals Anlaß hatte, in jenen vornehmen Kreisen nicht blos flüchtig zu verkehren, sondern vertrauter mit ihnen zu werden und hinter die Coulissen zu schauen, findet unter dem unvermeidlichen Lächeln so viel bitteres Herzeleid und quellende Thränen verborgen, daß er das gleißende Glück nicht mehr neidet. Aber Wahrheiten von dieser Tiefe sind bei der Verfasserin eine seltenste Ausnahme. Die Sprache ist manierirt.

In Summa — ein Porträt von Nichtigkeiten, das sich in keiner Weise über seinen faden Gegenstand heraushebt.

J. J. Honegger.

Dramen.

1. Um Thron und Krone. Historisches Drama in fünf Aufzügen von Theodor Walter. Prag, Dominicus. 1888. 8. 2 M.
2. Herzog Albrecht. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Schneider. Prag, Dominicus. 1889. 8. 3 M.
3. Scipio Afrikanus Minor. Schauspiel in fünf Acten von Peter Riedl. Prag, Calve. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Der Frosch. Familiendrama in einem Act von Henrik Ipse. Deutsch von Otto Erich. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 1 M.
5. Heimg'funden! Wiener Weihnachtskomödie in 3 Acten von Ludwig Anzengruber. Dresden, Pierson. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Ein Emporkömmling. Sociales Trauerspiel in vier Acten von Max Halbe. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 3 M.

Man möge mir verzeihen, wenn ich diesmal von einer jeden Einreihung in beliebte Klassen absehe und nur insofern wähle, als ich von dem Schwächsten anhebe und mit dem Bedeutungsvollsten schließe.

„Um Thron und Krone" (Nr. 1) behandelt das allbekannte Verhältniß zwischen Saul und David. Wer die Kenntniß desselben unmittelbar aus der alten Ueberlieferung geschöpft hat, wird diese neueste Offenbarung kaum sehr schmackhaft finden. Obschon sich Theodor Walter in seinem Prolog zum Drama verschämt bald einen „Musensohn", bald einen „Liebling der Götter" nennt, so will ich doch in lebhafter Besorgniß und um seinetwillen nur wünschen, daß Apollo ihn nicht gehört haben möge. Es besteht ja wol und nicht zum geringsten Theile auch unter unsern „Dichtern" der Glaube, daß schon eine zum mindesten drei Stunden währende Wechselrede das beste Kennzeichen eines Dramas sei — und solches nicht mit Unrecht, solange man nur mit dem Auge urtheilt: nehme ich aber darüber hinaus noch meinen Verstand zu Hülfe, so muß ich doch sagen, daß sich, abgesehen von jenem ausschlaggebenden Merkmale, in dem Stücke dieses Dramatikers auch nicht der leiseste Ansatz zu einer dramatischen Gestaltung der Fabel vorfindet. Sie kommen ja alle darin vor, wie sie die hebräische Erzählung nennt — Jonathan und Micha, die Hexe von Endor und auch der Geist des alten Samuel: nur weiß man nicht recht, warum sie eigentlich vorkommen; sie, ja alle könnten ebenso gut fehlen. Auch die Sprache — wie natürlich, fünffüßige Jamben — ist vielfach unbeholfen. Nach einer solchen Ausstellung wird es vielleicht verwunderlich richtig klingen, wenn ich sage, daß die gereimten Verse gleichwol das am wenigsten Ungereimte an der ganzen Sache sind.

In „Herzog Albrecht“ (Nr. 2) handelt es sich, oder besser soll es sich um den Zwist Kaiser Friedrich's III. mit seinem Bruder Albrecht handeln. Auch hier bleibt es in der dramatischen Form bei dem rein äußerlichen Aussehen und Zuschnitt. Ein Plus hat die Arbeit Franz Schneider's vor der andern in der Sprache voraus. Dieselbe ist durchweg eine gebildete; die Verse haben glatten Fluß, haben dafür aber auch nichts, das zu hören der Mühe werth wäre.

Eine ähnliche akademische Bildung zeigt „Scipio Afrikanus Minor“ (Nr. 3). Wir haben es hier mit dem Untergange Karthagos zu thun. Wahrscheinlich, daß auch Peter Riedl irgendwo Professor der deutschen und lateinischen Sprache an einer Schule Böhmens ist. Ja, wenn die Akademie und die Liebhaberei den Dichter machte! Dieses Römerstück mag nach der dramatischen Seite hin ungefähr die gleiche Bedeutung wie das vorhergenannte haben. Es enthält einen wirklichen, wenn auch herzlich schwachen Versuch zu einer Fabelbildung; dagegen läßt es in der charakterisirenden Kunst reinweg alles zu wünschen übrig. Wenn man bedenkt: welche Verschwendung an Zeit und Geld auf solche Nichtigkeiten! Und dabei behalten sich die Herren ausdrücklich — alle Rechte vor. Sie sollten zu Gott flehen, daß sich wirklich jemand fände, der sie ihnen mit Erfolg streitig zu machen verstände.

Auf das belanglose Gerede dieser langweiligen Puppenkomödien wirkt „Der Frosch“ (Nr. 4) wol über sein Verdienst hinaus wie erfrischender Gewitterregen. Es ist ja blühender Unsinn, dieses „Familiendrama“, aber stellenweise doch recht lustig anzuhören. Und so manche geheimnißvolle Weisheiten Henrik Ibsen's hat Otto Erich in der That in die rechte Beleuchtung zu rücken verstanden.

„Heimg'funden“ (Nr. 5) ist eine Weihnachtskomödie von Ludwig Anzengruber. Schon der Titel allein muß von vornherein jede Kritik entwaffnen. In der That ist diese Komödie nichts anderes als eine einzige breit ausgesponnene Scene. Der Hauptvorzug derselben besteht darin, daß die Menschen des Stücks alle ungefähr so sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Es ist beileibe keine Herrlichkeit, die sich da vor unsern Sinnen aufthut, aber nach dem abscheulichen empfindsamen Dusel ließe man sich selbst die glatteste Wirklichkeit gefallen. Wer weiß, wie reizend, gemüth- und humorvoll die wiener Mundart ist und wie glücklich dieselbe schon durch den bloßen Ton wirkt, weiß damit auch, daß der Dichter in dieser Mundart gleich von vornherein halbgewonnenes Spiel hat. Die Komödie ist ohne alle Kunst und zeigt wenig Kraft, und hätte sich dieselbe durchweg in hochdeutscher Sprache vorzuführen, so würde sie fraglos recht matt erscheinen. Frau Kande jedoch, Mutter Hammer und deren Sohn Thomas sorgen dafür, daß ein paar der Figuren zum wenigsten etwas Farbe erhalten, obschon der letztere als ein weniger „guter Bekannter“ sich unzweifelhaft noch weit vortheilhafter ausnehmen würde. Die verbrauchtesten Possenfiguren, diese unverwüstlichen Lieblinge der Galerien gelegentlich brandzuschatzen: das war nicht schön, Herr Ludwig Anzengruber. Ist der Ausdruck im allgemeinen natürlich genug, so dünken mich dagegen die Vorgänge fast durchgehend ausnehmend unwirklich und widerwärtig. Dieser ausgemachte Lump als Held eines Stücks ist ein wahrer Ekel. Es soll ja etwas ganz Wunderliebliches sein um Söhne, die verloren gingen und sich dann wiederfanden. Aber dieser Herr Hammer hatte nie die Gelegenheit gehabt, sich blos zu verirren; er war überhaupt von Haus aus ein Nichtswürdiger: solche kennen weder Reue noch Besserung, und am widerlichsten ist stets die empfindsame Canaille! Und daß sich die sogenannten Freunde eines Hauses als geladene Gäste zusammenfinden, um den Gastgeber, dessen Frau und Tochter ob des nahe bevorstehenden sichern Ruins zu hänseln, zu verhöhnen und sich im ganzen weiblich lustig darüber zu machen — o! Herr von Anzengruber, solche Dinge sind doch wol nur in einer Weihnachtskomödie für große Kinder angänglich.

Nach solchen Erscheinungen, die weit besser nie hätten auftauchen sollen, ist es doppelt erfreulich, einer Leistung zu gedenken, die alle Züge des Tüchtigen an sich trägt. Ich spreche von Max Halbe's socialem Trauerspiele: „Ein Emporkömmling“ (Nr. 6). Warum der Verfasser sein Drama ein sociales genannt hat, ist mir unerfindlich geblieben. Es sollte zweifellos damit ein Unterschied gekennzeichnet werden: aber ein solcher kann sich in dem Bereiche wirklicher Dramen überhaupt nie geltend machen, denn diese alle sind ausnahmlos stets von der gleichen Art, heben unabweichlich von socialen, d. h. von gesellschaftlichen, wirklichen oder natürlichen Zuständen an, und „Othello“ und „Coriolan“ sind ebenso wol sociale Tragödien wie etwa der „Erbförster“ Otto Ludwig's oder Hebbel's „Maria Magdalena“. Nur für die Gesellschaft der Wachsfiguren würde wahrscheinlich eine Etikette von nöthen sein, weil eine solche in ihrer Art oder Abart etwas vorzustellen pflegt, was ein lebendiger Sinn für sich allein nur misverstehen könnte.

Der Inhalt des vorliegenden Dramas ist kurz folgender: Der „Emporkömmling“ ist hier der reichgewordene Großbauer Kuhn, der als Sohn eines Eigenkäthners ganz klein angefangen und es durch seine unermüdliche Thatkraft und Energie dahin gebracht hat, der erste seines Dorfs zu sein. Der widerwillig anerkannte Erste! Denn von seinen neuen Standesgenossen wird er scheel angesehen, und es ist insbesondere der protzige Großbauer Marx, der ihn von jeher zu ducken, sein Aufkommen auf jegliche Art zu hindern und ihm allerwege Steine in den Weg zu werfen versucht hatte. Erbitterung, Feindschaft und Haß ist schließlich zwischen den beiden Menschen schier ins Unermeßliche gewachsen. Marx höhnt und beleidigt nach wie vor den „Knecht“, wo er nur Gelegenheit findet, und der Eigenkäthnerssohn lechzt nach der Gelegenheit, es jenem noch einmal einzutränken. Und diese Gelegenheit kommt. Der dickthuerische Großbauer hat ein liederliches Leben ange-

fangen und ist zum unverbesserlichen Spieler geworden, worüber es mit seiner Wirthschaft immer mehr bergab geht. Der früher reichste Mann der Gegend steht nahe vor seinem Ruin. Derselbe hat in seiner Verlegenheit einen Wechsel über eine hohe Summe an einen Juden in der benachbarten Stadt unterschrieben. Kuhn hört davon — und hiermit beginnt das Stück —, fährt auf der Stelle in die Stadt, bringt den Wechsel an sich und strahlt vor Wonne in dem Gedanken, den Todfeind, welcher gänzlich außer Stande ist, den Schein zum fälligen Termine einzulösen, nach Belieben in seiner Hand vorerst nur zappeln zu lassen. Das Unglück will es aber, daß Kuhn einen Sohn und Marx eine Tochter haben. Die Kinder lieben sich. Mit dem Sohne hat der erstere hoch hinaus wollen. Derselbe studirt und die Dörfler sollen späterhin, sobald er erst Rechtsanwalt geworden ist, einander verwundert zurufen: so etwas ist bei uns noch nicht dagewesen. Leider ist der junge Kuhn diesem stolzen Plane von Haus aus abhold. Nachdem er ein paar Jahre in Berlin zugebracht hat, benutzt er die letzten großen Ferien dazu, seinem Alten zu erklären, daß ihm das Studium ein Ekel und daß er Landwirth werden müsse, wenn er nicht verkommen solle. Dem hochfahrenden und hartnäckigen Sinne des Vaters ist diese Erklärung wie ein Stoß ins Herz. Es scheint jetzt beinahe schon zum Aeußersten kommen zu sollen, als die Mutter dazwischentritt und der unnachgiebige Alte beugt sich hier zum ersten und wie er schwört, zum letzten male. Da er sich aber einmal doch hat beugen müssen, so soll dafür der Todfeind seine Hand in ihrer ganzen Schwere zu fühlen bekommen: denn Vater Kuhn hält die Tochter desselben für die eigentliche Ursache jener Sinneswandlung, die ihm von seiten seines Sohnes soeben die furchtbarste Täuschung bereitete. Der Fälligkeitstermin ist der nächste Tag und nichts soll ihn abhalten, den Marx sammt der ganzen Familie von Haus und Hof zu jagen. Vergebens erklärt sich der ruinirte Großbauer zu jeder Demüthigung bereit, vergebens fleht die Tochter desselben um Schonung: der erbitterte Kuhn treibt sie unter Hohnreden schlimmster Art aus seinem Hause hinaus. Vergebens stellt sich auch zuletzt noch der eigene Sohn mit seinen leidenschaftlichsten Bitten ein. Es kommt zu einem vollständigen Bruche und beide Männer sagen sich völlig voneinander los. Und das Ende ist da — unheimlich schnell und räthselhaft. Der Sohn weiß nichts anderes zu thun als sich — dem Anscheine nach — zu erhängen. Die Mutter des Unglücklichen scheidet sich von ihrem Manne, was schon verständlicher ist. Eins! zwei! bricht Feuer in dem Hause des alten Kuhn aus. Der Mann scheint dann plötzlich verrückt oder doch für den Augenblick wenigstens so gut wie verrückt zu werden, erschlägt seinen Todfeind, der ihm zufällig in die Quere kommt und der auch möglicherweise das Feuer angelegt haben mag — und bricht dann endlich an der Leiche seines Sohnes zusammen — mit andern Worten, es wird hier auf ein paar Seiten, zum Theile sogar nur deutungsweise abgethan, was der Sache nach zum mindesten den gleichen Raum wie alles Frühere mit Recht beanspruchen durfte.

Ein wirklicher Dramaturg wird nach dieser kurzen Inhaltsangabe sofort wissen, wo er die Schwächen des Werks zu suchen hat. Ein guter Anfang, eine mangelhafte Mitte, ein verkümmertes Ende. Die Einführung und der Aufbau des Stücks sind bis gegen die Mitte hin ganz vortrefflich. Die Entwickelung ist eine stetige, im höchsten Sinne vernünftige, kurzum, eine einwandsfreie. Der Aufstieg ist natürlich im ganzen zu breit ausgeführt. Das Meiste hätte straffer gefaßt werden müssen und die Figur des Heinrich Sandow hat keinen rechten Platz, zum wenigsten in dem künstlerischen Organismus des Werks. Hält man sich jedoch lediglich an das Einzelne und wie ein jedes von diesem gegeben ist, so wird man nur rühmen können. Allerdings leidet auch der Anfang — nebenbei bemerkt neun Zehntel des ganzen Stücks —, sobald man im Hinblick auf die endlichen Wirkungen den strengsten Maßstab an die tragische Natur einer Dichtung legt, unter einem nicht unwesentlichen Mangel: irgendein ausschlaggebender Grund zu der tödlichen Erbitterung zwischen den beiden Bauern hätte dramatisch in einer grell wirkenden Scene vorgeführt werden müssen, oder wir werden das Thun und Lassen des alten Kuhn innerlich nicht vollkommen verstehen. Und was wir hier zum großen Theile nur hören und im wenigen auch wirklich sehen, ist nicht stark genug, um unserm Gefühle die wahnsinnig gesteigerte selbstmörderische Rachsucht des Bauern als schlechthin selbstverständlich erscheinen zu lassen. Dies ist ein Punkt, auf den der angehende Dramatiker ganz besonders zu achten hat: die große That der Leidenschaft muß in den Vorgängen für das allgemeine Gefühl vollauf begründet werden. Aber wie steht es nun mit dieser That der Leidenschaft in dem Werke selbst? Der Dichter ist derselben, sei es aus Kleinmuth oder Misverstand, wunderlicherweise weit aus dem Wege gegangen. Man stelle sich vor! Zwei tödlich verfeindete Väter; deren Kinder, die sich lieben; der eine der Väter vor dem völligen Ruin — der andere mit einem Scheine in der Hand, um jenen unter Schimpf und Hohn unerbittlich ins Elend zu stoßen — und man erkennt sofort, daß es hier nur des Meisters bedürfte, um mit wenigen markigen Strichen ein dramatisches Bild zu schaffen, das von höchster Macht gewesen wäre. Bei der Zwangsversteigerung des Hofs hätten die Gegensätze in Charakter und Gefühl aufeinanderschlagen müssen, daß die Funken stoben. Ereignisse wie Charaktere drängen hier zu der gewaltigsten Scene. Möglich daß es dem jungen Verfasser noch an der Kraft zu einem so wild bewegten Massenbilde gebrach: denn Dahingehöriges wird wol einzeln und im kleinen abgethan, aber die Hauptsache unterbleibt.

Nach diesem Misgeschick ist es dann auch nicht weiter sonderlich erstaunlich, daß die zweite Hälfte der Tragödie so gut wie ganz fehlt. Ueberhastig wird das Allernothwendigste nur noch angedeutet und erzählt. Die Wendung

zum Leide wie die Darstellung dieses letztern ist nur der allerflüchtigsten Skizze gleichzuachten. Nichts genügt und vieles bleibt völlig unverständlich. Daß der junge Mann z. B. nichts Besseres zu thun vermag, als sich sofort zu erhängen, ist in der That ein Hauptstück der Ueberraschung. Dazu war ja vorderhand gar keine Ursache. Es so zu thun, wie er es thut, kann gar nicht anders als kindisch und erbärmlich genannt werden. Vielleicht wendet der Dichter uns hier ein, daß doch solche Erscheinungen keineswegs unwirkliche seien. Ganz richtig, keineswegs! Nur daß diese kläglichen Erscheinungen höchst schwierig dem tragischen Falle anzupassen sind. Der Tod des Sohnes müßte den Vater seelisch überschwer belasten; aber wie ist dies möglich, wenn jener wie ein richtiger Jammermensch endet? Es ist damit sicherlich noch nicht gesagt, daß der verliebte Student unter keinen Umständen so abschließen dürfte — durchaus nicht; nur müßte der Leser oder Zuhörer darauf wie auf etwas schlechthin Unvermeidliches und auf das sorgfältigste vorbereitet werden. Die Poesie ist ja eine Kunst, und es geht nicht an, daß man in ihrem Dienste blindlings Personen und Ereignisse aus der Wirklichkeit zusammengreift. Nur solches taugt, was der dramatischen Idee dient und förderlich ist, und Menschen wie Handlungen haben sich dem herrschenden Zwecke gemäß bedingungslos zu formen.

Nach all solchen Ausstellungen wird vielleicht mancher verwundert fragen: wie man von einem solchen Stücke denn überhaupt noch weiter reden könne? Allein das Werk ist zu allererst in der That eine Dichtung, und so mislungen es auch als Tragödie sein mag, es ist nichtsdestoweniger ein Drama — unvollkommen, es ist wahr, aber auch damit schon etwas Außerordentliches. Denn schwerlich hat uns unsere Literatur seit Hebbel und Ludwig mit mehr als einem Dutzend unvollkommener Dramen beschenkt, von den vollkommenen ganz zu schweigen, und zu diesem schwachen Dutzend gehört auch Max Halbe's „Ein Emporkömmling", und zwar als eines der ersten. Denn das Stück ist zugleich eine ausgezeichnete schriftstellerische Leistung. Der Ausdruck läßt fast durchgehends nichts zu wünschen übrig; die Sprache ist eigenartig, lebendig, kräftig, bestimmt; es gibt da nichts Erlerntes, Gekünsteltes; alles stellt sich als etwas Selbsterlebtes und -Empfundenes dar, und diese Empfindung selbst schöpft überall aus der Tiefe. Sie ist zudem mannichfaltig, sie bewegt sich in Gegensätzen, ohne jedoch dabei an Wahrheit und Energie zu verlieren, sie ist als Besonderheit vornehmlich die des Tragikers. Ganz besonders in Hinsicht auf diese naturechte Empfindung gehört das Stück zu dem weitaus Gelungensten, das mir seit langer Zeit vor Augen gekommen. Es gibt da keine Phrase, keine Empfindsamkeit; allerorten schlichter Ernst, Wahrhaftigkeit und unverdrossenes Streben nach dem Ideal. Den Liebesscenen freilich gebricht es noch an vollkommener Poesie. Und was ich diesem jungen Dichter ganz besonders hoch anrechne, das ist der völlige Mangel an Gefallsucht und Eitelkeit. Da ist nichts vorhanden, das auf eine äußerliche Wirkung berechnet erschiene. Mit größerer Reife wird allerdings der Verfasser lernen, daß bei dem echten Dramatiker das dramatisch Höchste auch zugleich das für die Bühne Wirksamste ist, und daß der Vorwurf, nach scenischen Ueberraschungen gesucht zu haben, lediglich den Komödiantenschreiber treffen kann. Aber das allererste, was Max Halbe zu thun hat, ist, sich über die dramatische Kunstform völlig klar zu werden, und er muß das Aeußerste daran setzen, um dieser Schwierigkeit sobald wie möglich Herr zu werden, um seine dramatischen Gebilde harmonisch gliedern zu können. Die Acteintheilung ist vorläufig eine ganz willkürliche und das Stück könnte ebenso gut acht wie vier Aufzüge haben. Die ganze Zukunft dieses Dichters als Dramatiker hängt von dem Umstande ab, daß er künstlerisch zu bauen lernt. Es wäre schmerzlich, bei einer spätern Gelegenheit wiederum auf dem Titelblatte „vier Acte" verzeichnet zu finden. Denn so äußerlich auch dieses Merkmal dem Unkundigen scheinen mag, der Kunstverständige weiß danach sofort, daß es mit der Architektur des Stücks schlimm bestellt sein muß und daß darunter vornehmlich die Vollkommenheit der zweiten Hälfte zu leiden hat. Vielleicht daß unser Dichter gelegentlich und später noch einmal zu dem alten Plane greift, um das Werk auch noch tragisch zu vollenden.

Neben diesem Werke ist mir neuerdings nur noch der „Tarquin" Friedrich Kummer's (vgl. d. Bl. f. 1889, Nr. 5) als wirklich merkwürdig erschienen. Was die Herrschaft über die äußere Kunstform anbetrifft, läßt dieser letztere sogar den andern weit hinter sich zurück, indem derselbe seinen Stoff in einer Weise tragisch zu gestalten verstanden hat, die geradezu überraschend genannt werden muß. Freilich hat Friedrich Kummer die vollkommene Schale noch nicht gleichwerthig zu füllen vermocht. Der Inhalt zeigt starke Mängel, indem dieser sich noch zu häufig bald phantastisch, bald empfindsam, bald gefallsüchtig äußert. Immerhin sind die Tullia und der stolze Tarquin nicht ohne echte Größe, und sollte der jugendliche Dichter die tragische Gestalt seiner Dichtung mehr ahnungsvoll als erklügelt richtig erfaßt haben, so würde solches unleugbar für eine allerhöchste Begabung sprechen. Vorderhand arbeitet derselbe noch zu sehr mit einer ungebändigten Phantasie, während die größern Vorzüge Max Halbe's vorzugsweise auf seiten der Empfindung liegen.

Es ist natürlich unmöglich, nach Erstlingswerken — und um solche handelt es sich hier — sofort endgültig zu entscheiden und selbst das letzte vorauszusagen. Mögen wir uns daher weise in der Hoffnung bescheiden, Max Halbe noch einmal als ganzen Dichter wiederzufinden und auch an Friedrich Kummer fürderhin nichts anderes als eitel Freude zu erleben. Beide haben solches versprochen: es ist vornehmlich an ihnen, die Verheißung wahr zu machen.

Emil Mauerhof.

Aus und über Oesterreich.

1. Oesterreichs Gegenwart und nächste Zukunft. Von einem Reichsrathsmitgliede. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Eine Sammlung gedankenreicher und patriotischer Aufsätze über den österreichisch-ungarischen Kaiserstaat und dessen jüngste Geschichte, die jeder Gebildete mit Interesse lesen — und die dennoch jeder Gebildete unbefriedigt aus der Hand legen wird. Nicht um des Buchs selbst willen, sondern wegen des Gegenstandes, den dasselbe behandelt. Der Verfasser zeigt sich nämlich gescheit und unbefangen genug, um die ungeheuere Schwierigkeit einer auch nur halbwegs befriedigenden Lösung des österreichischen Nationalitätenhaders ihrem ganzen Umfange nach zu verstehen und einzugestehen: eine bestimmte, sofort anwendbare Lösung hat er ebenso wenig anzugeben vermocht, wie irgendein zeitgenössischer Staatsmann. Nicht als ob der deutsch-österreichische Patriot an seinem Staate oder an dem allendlichen Siege seiner Partei verzweifelte und als ob er nicht für den Fall solchen Sieges Vorschläge für erfolgreiche Benutzung desselben bereit hielte: daran fehlt es nicht. Des Verfassers ausführliche Nachweisungen über Verschlungenheit, Lebenskraft und Wachsthum der nationalen Gegensätze und deren Verquickung mit den rein politischen Parteien stellen sich indessen so direct und so wirkungsvoll in den Vordergrund der Betrachtung, daß es schwer möglich ist, dieselbe mit den Hoffnungen zu beschließen, die am Ausgange des Buchs bekannt werden.

Schuld oder doch Mitschuld an dem peinlichen Eindrucke, den die heutigen Zustände Oesterreichs dem Beschauer hinterlassen, trägt ein Umstand, den der Verfasser andeutet, aus naheliegenden Gründen indessen nicht beim vollen Namen nennt: die außerordentlich bedenkliche Richtung, welche die „deutsche" Partei (im Gegensatz zur deutsch-österreichischen) neuerdings einzuschlagen begonnen hat. Daß man an maßgebender Stelle fortfährt, dem slawischen Föderalismus Vertrauensvotum über Vertrauensvotum zu ertheilen, erklärt sich mit zunehmender Deutlichkeit aus dem tief gewurzelten und nicht unbegründeten Mistrauen der Dynastie gegen österreichische Gesinnung und politische Zuverlässigkeit der „sich insbesondere als deutsche bezeichnenden Partei" (a. a. O., S. 314). Daß diese Partei die gefährlichste Feindin der deutschen Sache in Oesterreich ist und daß ihr Gebaren die ihr zunächst stehenden Parteien schwerer bloßgestellt, ärger geschädigt hat, als Fehler und Verfehlungen des unglücklichen „Bürgerministeriums" und Verleumdungen der Klerikalen irgend vermochten — das kann für Unbefangene kaum mehr zweifelhaft sein. Aus dem Labyrinth von Schwierigkeiten und Irrungen, durch welche der Verfasser der vorliegenden Schrift seine Leser führt, den Ausweg zu finden, erscheint nahezu unmöglich, nachdem der als rettend bezeichnete deutsche Faden noch dünner geworden ist, als er von vornherein gewesen und nachdem sich eine Richtung aufgethan hat, die diesen Faden zu zerschneiden im Begriff ist. Dem Reichsdeutschen, der auf dem Boden der Bismarck'schen Politik und des Dreibundes steht, werden die Thoren, die im October des Jahres 1888 schwarz-roth-goldene Fahnen auf die Bürgerhäuser der Reichshauptstadt Wien pflanzen wollten, für noch gefährlichere Feinde, noch schlimmere Verräther an der Sache unsers engsten Bundesgenossen gelten als die alt- oder jungczechischen Schwärmer für Rußlands slawische Hegemonie und slawischen Beruf. Das Blut des österreichischen Staatskörpers droht vergiftet, das Mark des deutsch-österreichischen Volksthums angefressen zu werden, wenn die Staatstreue aufhört Erkennungszeichen deutscher Oesterreicher zu sein!

Unzweifelhaft denkt der Verfasser der vorliegenden Schrift über diesen Punkt ebenso, wie diesseit der böhmischen Berge gedacht wird. Dem deutschen Erfolge seiner Schrift wäre darum zugute gekommen, wenn er diesem Gedanken unverblümten Ausdruck hätte geben wollen; daß in Oesterreich noch heute andere Rücksichten in Betracht kommen, erscheint nicht eben ermuthigend. Immerhin hat der Verfasser so treffende Wahrheiten zu sagen, so zahlreiche verwickelte Verhältnisse zu entwirren und klarzustellen gewußt, daß seinem Buche weite Verbreitung zu wünschen ist. Diesem Wunsche steht die Erwägung nicht entgegen, daß man sich voraussichtlich noch eine Weile damit wird zufrieden geben müssen, wenn die österreichischen Dinge in der Schwebe bleiben und wenn keine der um die Führung des Kaiserstaats werbenden, mehr oder minder selbstsüchtigen Parteien stark genug ist, an der innern und der äußern Nothwendigkeit des Reichs der „europäischen Mitte" zu rütteln.

2. Der österreichische Sprachenzwist. Ein Wort aus Anlaß der diesjährigen historischen Gedenktage an seine Mitbürger gerichtet von Adolf Fischhof. Wien, Manz. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vor einem Jahre zu bestimmtem Zwecke erschienen, wird die vorliegende Schrift eines Veteranen unter den Politikern Oesterreichs auch heute noch nicht verspätet besprochen. Denn das Wort Fischhof's an seine Landsleute, auf dem von ihm gewiesenen Wege zum Frieden zu gelangen, ist ohne Widerhall geblieben und die erhoffte Wirkung des Buchs steht noch völlig aus; sein Vorschlag ist kaum ernstlicher Erörterung unterzogen. Der ging aber dahin, angesichts des vierzigsten Jahrestages der wiener Volkserhebung und des vierzigsten Jahrestages der Thronbesteigung des Kaisers, im Reichsrathe den Entwurf eines alle nationalen Gegensätze versöhnenden Sprachengesetzes einzubringen und derart durch alle Stadien zu leiten, daß es sich am 2. December der Krone zur Genehmigung hätte unterbreiten lassen. Der Begründung der Nothwendigkeit

und der Möglichkeit des angerathenen Verfahrens ist die Schrift gewidmet.

Der Nachweis des ersten Erfordernisses beruht auf Fischhof's gut österreichischer Gesammtstaatsgesinnung und auf seinem ebenso guten deutschen Volksbewußtsein wie auf der klaren Erkenntniß der thatsächlichen Machtverhältnisse der Deutschen in Oesterreich, die sie nicht aus sich selbst die Herrschaft gewinnen lassen, und auf der Einsicht, daß sie die Führerschaft haben müssen, wenn sie selbst und der Staat erhalten bleiben sollen. Die Möglichkeit einer die nationalen Lebensinteressen ausgleichenden Gesetzgebung schließt der seiner Heimat kundige und von Leidenschaften freie Verfasser aus der Betrachtung der verschiedenen Berührungssphären des öffentlichen Verkehrs und dem Vergleiche der Lösung, welche die Sprachenfrage in andern Ländern unter gemischter Bevölkerung gefunden hat. Mit vollem Fuge hat Fischhof auch auf das Sonderrecht der Ostseeprovinzen hingewiesen, wie es bestand, so lange die russische Regierung das Land zu verwalten und nicht, wie jetzt, zu vernichten beflissen war. Auch mit den Einschränkungen, wie sie der Allerhöchste Befehl vom 4. November 1869 brachte, ließ sich dort noch ganz wohl leben und war doch der Staatssprache die ihr gebührende Berücksichtigung gewahrt. Bezweifeln möchten wir, daß in Finland sich „der nationale Ausgleich vollzogen habe" (S. 18); unserer Ansicht nach haben die Finnen unter der Gunst des Generalgouverneurs die Schweden vergewaltigt und werden bald genug dafür das gleiche Geschick von den Russen erleiden. Der trefflichen realpolitischen Schrift des alten Kämpen wünschen wir in Oesterreich aufmerksame, leidenschaftslose Leser; es sind in ihr Bahnen gezeichnet, die wol zum Heile führen könnten.

Zoologische Schriften.

1. Die Sinne und das geistige Leben der Thiere, insbesondere der Insekten. Von Sir John Lubbock. Uebersetzt von W. Marshall. Autorisirte Ausgabe. Mit 118 Abbildungen in Holzschnitt. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 67. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 6 M.

Ein neues Buch aus Sir John Lubbock's Feder wird jederzeit mit Freude begrüßt, mit Interesse gelesen und mit Befriedigung aus der Hand gelegt. Daß es einem Gelehrten, welcher mit so viel Geschick und Ausdauer durch Beobachtung und Experiment den geistigen Fähigkeiten von „Ameisen, Bienen und Wespen" nachgeforscht, ein Bedürfniß war, sich in das Studium der thierischen Sinne und ihrer Organe zu vertiefen, muß sehr begreiflich erscheinen, und wenn er uns als Frucht langjähriger Arbeit eine zusammenfassende Darstellung dieses anziehenden Kapitels aus der Morphologie und Physiologie vorlegt, so darf er des Dankes dafür von vornherein versichert sein. Lubbock's Werkchen ist nicht nur durch das belehrend, was es als Zusammenfassung unserer derzeitigen Kenntnisse und eigener neuer Beobachtungen bietet, sondern auch durch Hinweisung auf das, was wir nicht wissen. Und wie viel ist dies gerade auf jenem Gebiete. So sagt unser Verfasser gelegentlich:

Wir haben fünf Sinne und bilden uns bisweilen ein, daß weiter keine vorhanden sein könnten; aber es ist klar, daß wir bei den engen Grenzen, die uns Menschen gezogen sind, das Unendliche nicht ermessen können. Wenn wir die Frage von der andern Seite betrachten, so finden wir bei Thieren Sinnesorgane, reichlich mit Nerven ausgestattet, deren Function wir indessen bisjetzt außer Stande sind, erklären zu können. Es kann funfzig Sinne geben, die so verschieden von den unserigen sind, wie es das Hören vom Sehen ist, und auch innerhalb der Grenzen unserer Sinnenwelt mögen unendlich viele Töne vorhanden sein, die wir nicht hören, und Farben, so verschieden voneinander wie Roth und Grün, für die wir kein Empfindungsvermögen besitzen. Diese und tausend andere Fragen harren noch der Lösung. Die uns umgebende Welt, mit der wir vertraut sind, kann in andern Thieren einer gänzlich verschiedenen Platz machen, sie kann voll sein von einer Musik, die wir nicht hören, von einer Farbenpracht, die wir nicht sehen, von Gefühlseindrücken, die wir nicht empfinden.

Verschieden mag auch der Eindruck sein, den diese trefflichen Worte Lubbock's auf seine Leser machen! Wer mit Wagner seufzt: „Ach Gott, die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben", dem mag wol bange dabei werden; aber man denke darüber, wie man will, schön ist es, Wahrheit gefunden zu haben, schöner, danach zu suchen. In diesem Sinne bietet das vorliegende Buch sehr viel Anregendes. Der Verfasser hat selbst den Weg aufs glücklichste betreten, welcher hier zum Ziele führen kann, und hat seinem Standpunkte der Naturforschung gegenüber so beherzigenswerthe Worte verliehen, daß wir uns nicht versagen können, dieselben zur allgemeinen Kenntniß zu bringen:

Ausgestopfte Vögel und Säugethiere in Glasschränke setzen, Insekten in Kästen einordnen oder trockene Pflanzen in Schubladen ist nichts weiter als die Plackerei und die Handlangerarbeit in der Wissenschaft, aber die Lebensgewohnheiten der Thiere beobachten, ihre Beziehungen zueinander verstehen lernen, ihre Instincte und geistigen Fähigkeiten studiren, ihre Anpassungserscheinungen und ihr Verhältniß zu den Naturkräften erklären, deutlich machen, was ihnen die Welt ist — das heißt, wie mich wenigstens dünkt, das wahre Interessante an der Naturgeschichte, und es kann uns selbst den Schlüssel zum Verständnisse von Sinnen und Empfindungen geben, von denen wir zur Zeit noch keine Ahnung haben.

Das Buch zerfällt in vierzehn Kapitel, deren sieben erste den bekannten fünf Sinnen: Gefühl, Geschmack, Geruch, Gehör und Gesicht gewidmet sind; das achte handelt über „Zweifelhafte Sinnesorgane" und die folgenden bringen hauptsächlich neue Beobachtungen des Verfassers unter den Ueberschriften: „Die Bienen und die Farben", „Ueber die Grenzen des Sehvermögens bei den Thieren"

(Ameisen und Farben, Versuche mit Daphnia), „Das Wiedererkennen bei den Ameisen", „Ueber die Instincte der einsam lebenden Wespen und Bienen", „Ueber den muthmaßlichen Richtungssinn" und endlich „Die Intelligenz beim Hunde". Wenn wir zum Schlusse hinzufügen, daß sich das Ganze wie ein deutsches Originalwerk liest, so glauben wir William Marshall für die Mühe seiner Uebersetzung den besten Dank zu sagen. *)

2. Zoologische Vorträge, herausgegeben von W. Marshall. Erstes Heft: Die Papageien (Psittaci). Mit einer Karte. Zweites Heft: Die Spechte (Pici). Mit einer Karte. Leipzig, Freese. 1889. 8. Jedes Heft 1 M. 50 Pf.

Mit diesen Heftchen beginnt der unsern Lesern wohlbekannte Verfasser eine neue Reihe seiner gemeinverständlichen Darstellungen. Daß sich sein rühmlichst bewährtes Talent für diese Art wissenschaftlich-populärer Schriftstellerei auch hier nach jeder Richtung hin zu erkennen gibt, bedarf für uns nicht der besondern Versicherung. Der Vortrag über die Papageien ist ein abgerundetes Bild von der Naturgeschichte, Lebensweise und geographischen Verbreitung dieser mit Recht an die Spitze der Vögel gestellten Ordnung. Es muß für jeden Gebildeten anziehend und belehrend sein, eine Thiergruppe, die er vielleicht wegen des bunten Gefieders und der hohen geistigen Beanlagung längst zu seinen Lieblingen gezählt hat, an der Hand einer wissenschaftlichen Darstellungsweise wirklich kennen zu lernen; denn unser Verfasser begnügt sich nicht mit einer einfachen Wiedergabe der Lebensweise der Papageien, wie sie in zoologischen Gärten heutzutage so leicht zu beobachten ist oder sich in den Werken der reisenden Gelehrten beschrieben findet, sondern er schildert dieselbe als die nothwendige Folge der innern Organisation und lehrt so das verstehen und begreifen, was bei laienhafter Betrachtung höchstens angestaunt und bewundert wird.

Diesem Vortrage ist sehr bald ein zweiter im Drucke gefolgt. Derselbe behandelt eine in sich ebenso abgeschlossene und in ihrer Organisation nicht minder interessante Ordnung der Vögel: die Spechte (Pici). Außer der allgemeinen unterhaltenden und belehrenden Darstellung gibt uns der Verfasser auch hierin zum Schlusse ein sehr schätzenswerthes und reiches Material über die geographische Verbreitung dieser Thiere.

Da diese Vorträge nur die ersten einer in Aussicht gestellten größern Anzahl solcher sind, so dürfen wir auf weitern Genuß von dieser Seite rechnen und unserm Verfasser versichern, daß wir seine Gaben mit derselben Freudigkeit entgegennehmen, welche er in seinem geistigen Schaffen an den Tag legt. O. Taschenberg.

*) Nur beiläufig sei zur Berichtigung bemerkt, daß es auf S. 77, wo von einem Graber'schen Experimente die Rede ist, nicht Wasserkäfer, sondern Wasserwanze heißen muß, ein Irrthum, der wahrscheinlich durch das im Englischen in beiderlei Bedeutung gebrauchte „bug" entstanden ist.

Ottilie Wildermuth.

Ottilie Wildermuth's Leben. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid Wildermuth. Mit drei Abbildungen. Stuttgart, Gebr. Kröner. 1888. 8. 5 M.

Deutsche Frauen haben der schwäbischen Schriftstellerin, die den Beruf des Weibes durch christliche Lebensweisheit verklärte, vor kurzem in Tübingen ein Denkmal gesetzt. Galt dies vornehmlich ihrer ethischen Bedeutung, so wurde von urtheilsfähigen Männern auch eine andere Seite ihres literarischen Charakters freudig gewürdigt. „Diese Geschichten", schrieb Friedrich Gustav Klemm von den Bildern aus Schwaben, „werden noch in 300 Jahren manches Herz erfreuen und dem Culturhistoriker von unschätzbarem Werthe sein, da sie Zustände schildern, für die öffentliche Denkmale nicht vorhanden sind."

Nach beiden Richtungen enthüllt sich Ottilie Wildermuth's Gestalt noch einmal in den Aufzeichnungen, die als der Schlußstein ihres Lebenswerkes und letzte Gabe von ihrer eigenen Hand betrachtet werden dürfen. Mit der alten Frische und herzlichen Gemüthlichkeit schildert uns das von ihr fertig hinterlassene erste Drittel des Buchs ihre Mädchenjahre. Die Erzählung ihrer spätern Schicksale ist theils der Hauschronik, die sie während ihres ganzen Ehelebens geführt, theils Briefen entnommen. Mit Pietät haben die Töchter den Nachlaß geordnet und ihre Zusätze sind unentbehrliche thatsächliche Ergänzungen.

Ist das Buch in dieser Form keine eigentlich literarische und am wenigsten eine kritische Biographie, so darf es um so mehr ein Spiegel des menschlichen Wesens einer der edelsten Frauen genannt werden. Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, das Glück gehabt hat, ihren persönlichen Umgang zu genießen, wird in jedem Zuge ihr liebes, lebenstreues Bild erkennen. Vollkommenste Weiblichkeit war ihre hervorstechendste Eigenschaft; sie würde wol lieber allen Ehren ihres geistigen Schaffens, als der treuesten Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter entsagt haben. Wie es das bewußte Ziel ihrer Schriften war, den Reiz der Alltäglichkeit zu enthüllen, so besaß sie selbst das genügsame Herz, das helle Auge für des Lebens kleine Freuden, welches nicht sich allein, sondern auch andere beglückt. Ihr ganzes Thun und Denken ruhte auf dem Grunde des christlichen Glaubens; aber ihr Christenthum war die frohe Botschaft; darum nahm sie frohen Antheil an allem, was das Leben Schönes bietet. Große Leidenschaften waren ihr fremd; aber eine stille, selbstvergessende Liebe regierte alle Schritte dieser wahrhaft harmonischen Natur.

Die Poesie war ihr angeboren und äußerte sich schon

in ihrer frühesten Kindheit, obwol sie erst im Alter von dreißig Jahren als verheirathete Frau absichtslos und im Scherze die Schriftstellerei begann. Sie hatte das seltene Glück eines unmittelbaren und immer wachsenden Erfolgs. Dennoch standen die Forderungen ihres häuslichen Berufs ihr obenan, und es war nicht Eitelkeit, was sie zu fortgesetztem Schaffen trieb, sondern der sichtbare Segen, den ihr Evangelium der Zufriedenheit in weiblichen Kreisen wirkte. Als sie gegen das Ende ihrer Laufbahn die große goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft erhielt, sagte sie: „Ich habe schon Briefe bekommen von Armen, Verkümmerten, vom Leben Verkürzten, denen meine Bücher haben Trost und Frieden mit erwerben helfen — das ist mir noch mehr werth, als ein golden Denkzeichen aus Königshand." Sie erkannte auch bescheiden die Grenzen ihrer Begabung. So erklärte sie, tiefgehende Charakteristiken zu schreiben, sei eine Aufgabe, der sie sich durchaus nicht gewachsen fühle; — ein Urtheil, welches die Kritik bestätigen muß; denn trotz aller Wahrheitstreue des äußern Hintergrundes sind ihre Erzählungen in ihrer moralischen Tendenz einseitig und der fromme Optimismus ihrer Heldinnen ist subjectiv.

Ihre Lebensgeschichte ist um deswillen so erfreulich, weil uns darin eine ganze Natur entgegentritt, niemals ein Widerspruch zwischen Wahrheit und Dichtung. Sie schrieb nur, was sie innerlich erlebt hatte, und das Höchste, was sie lehrte, fand in ihrem täglichen Leben Ausdruck. In unserer skeptischen, unbefriedigten Zeit werden solche demüthig gläubigen, genügsamen, selbstlosen Gemüther, deren innere Harmonie auch das niedrigste Los verklärt, immer seltener. Wenn man das stille Glück und die durch keinen Zweifel gebrochene Kraft dieser einfach christlichen Seele mit der friedlosen Genußsucht unserer Tage vergleicht, so wird man an die Worte erinnert, mit denen Lecky seine Geschichte des Rationalismus beschließt: „Wir haben etwas verloren, während wir fortschritten."

Eduard Bertz.

Feuilleton.

Von der „Illustrirten Hausbibel", herausgegeben von Dr. Rudolf Pfleiderer (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut), liegen uns zu den besprochenen ersten vier sieben weitere Lieferungen vor; sie reichen bis ins 11. Kapitel des 2. Buchs Mosis. Es ist eine wahre Freude, den Fortgang des gediegen schönen Werks zu verfolgen, der sorgsamen Auswahl der Bilder zuzustimmen und ihre vortreffliche Wiedergabe anzuerkennen. Hinsichtlich letzterer dürfte wol kaum irgendetwas zu erinnern sein. Die Auswahl aus dem ganzen Gebiete christlicher Malerei wird, wie früher erwähnt, unter dem Gesichtspunkte der Vereinigung wahrhaft frommen Geistes und kirchlicher Haltung mit künstlerischem Werthe getroffen. Fällt sie hie und da anders aus, als dieser oder jener erwartet, so mahnt der Herausgeber an die Schwierigkeiten, welche an manchen Stellen die Beschaffung von Bildern, ihre künstlerische Wiedergabe und die Erlangung der Erlaubniß zu solcher verursachen. Trotz derselben wird man von dem Gebotenen recht befriedigt sein dürfen. Unter den Vollbildern erwähnen wir die Phototypien nach Stichen von Rafael's Vision des Ezechiel und der Bestrafung des Zauberers Elymas aus den Cartons zu den vaticanischen Teppichen; die Holzschnitte Brend'amour's nach den Fresken der Casa Bartholdy, nach dem Wandgemälde Bernardino Luini's: Christus unter den Schriftgelehrten, nach Rembrandt's: Jakob segnet die Söhne Joseph's, und die erste Veröffentlichung der Handzeichnung Joh. Friedr. Müller's: Maria mit dem Kinde zu seinem Kupferstiche der Sixtinischen Madonna vom Jahre 1808. Ferner die Sintflut nach einer Kreidezeichnung von Wilhelm Kaulbach, Bileam's Eselin nach einer Zeichnung Alfred Rethel's u. a., zuletzt Tizian's Zinsgroschen. — Im Texte läuft die Wiedergabe der Rafael'schen Loggienbilder in Schnitten Brand'amour's fort im Wechsel mit Holbein'schen Vignetten und Bildern neuerer Künstler aus der Cotta-Brockhaus-Bibel, aus Pfannschmidt's Mosescyklus und im letzten Hefte mit ganz originellen Darstellungen der ägyptischen Plagen, wie sie einer Lutherbibel von 1560 und Joachim Sandrart's „Gantz neue biblische Ergötzung" entnommen sind. — Kann nun auch in der Folge der Text natürlich nicht fortlaufend in so reichem Maße bildlich veranschaulicht werden, wie es bis hierzu geschieht, so sollen doch auch die lehrhaften und an Darstellungsstoff ärmern Theile der Heiligen Schrift mit Illustrationen „in einer bisher noch nie gebotenen Weise" bedacht werden. Nach der Behandlung der Aufgaben, die das Werk sich gestellt hat, und seiner Ausstattung ist es warm zu empfehlen. Die Lieferung kostet 50 Pf.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue internationale" vom 10. Mai 1889 spricht Ernest Tissot über Kuno Fischer's Schrift „Goethe's Iphigenie" (vgl. d. Bl. f. 1888, S. 755) und knüpft daran eine Betrachtung über die deutsche Kritik: „Indem Fischer auf das genaueste die Trauerspiele Goethe's und Euripides' vergleicht, ist er weit mehr Aesthetiker als kritischer Psycholog nach der Art Taine's oder Vernon-Lee's. ... Die deutsche Kritik (überhaupt) ist fast rein ästhetisch geblieben; sie studirt die Werke nach dem von den alexandrinischen Griechen übernommenen Verfahren, welches für jede der fernen Vergangenheit oder der Gegenwart entnommene Frage eine erstaunliche Fülle von Belegschriften, richtigen und feinen Beobachtungen und alle nur irgend wünschenswerthen Aufklärungen beibringt, aber wenig allgemeine Gesichtspunkte und fast niemals eine treffende Erfassung der Zeit liefert. Monographien von der Gelehrsamkeit und der überzeugenden Genauigkeit wie diejenige Fischer's über «Iphigenie» sind in Deutschland sehr häufig, dagegen hat Deutschland nichts aufzuweisen, was den Arbeiten Taine's, Bourget's u. a. gliche. Mit einem Worte: die deutsche Kritik scheint auf zeitgenössische Literaturwerke dasselbe wesentlich analytische Verfahren anzuwenden, welches bei der classischen Literatur angewandt wird."

— Die „Revue des Deux Mondes" vom 1. Mai 1889 bringt einen langen Aufsatz Paul Stapfer's über Jean Paul. Die Urtheile Goethe's und Schiller's über diesen Dichter werden als richtig anerkannt, und es wird zugegeben, daß Jean Paul entweder zu hoch oder zu wenig geschätzt worden sei. Er wird ein Dichter voll Sonderbarkeiten genannt, der anstößige Ungeheuerlichkeiten und Uebertreibungen neben einer Anzahl glücklicher Erfindungen von unbestrittener Schönheit geliefert habe. „Der Humorist ist es, der uns jetzt allein noch anzieht" ..., und den der französische Ge-

lehrte Firmery zum Gegenstande eines ausführlichen Werks gemacht hat, das leider nur wenig Anführungen enthalte, und doch „ist Jean Paul nur bruchstückweise von Werth und kann nur gewinnen, wenn er so vorgeführt wird". Im Anfange „war Jean Paul erstaunlich verständig, kalt und trocken gewesen.... Da leiteten ohne irgendwelchen Uebergang die «Grönländischen Processe» jenen Hexensabbat von Bildern, Tönen und Farben ein ..., der den berühmten Humoristen kennzeichnet. Die «Grönländischen Processe» sind eine tödlich langweilige Satire, aus Gemeinplätzen zusammengesetzt, wie man sie von einem so jungen Manne erwarten konnte, der nur unklare Vorstellungen von der Welt hatte. «Siebenkäs» und «Quintus Fixlein» sind die besten und am wenigsten gekünstelten seiner Werke. Wie die «Auswahl aus des Teufels Papieren» einen Verleger finden konnte, ist mir unklar, denn es fehlt diesem Werke jeder Zusammenhang, jeder greifbare Stoff. Wir sehen in seiner Schreibweise eine Form ohne irgendwelchen Inhalt. Sein Stil ist unnachahmlich und einzig ohne Zweifel deshalb genannt worden, weil außer Jean Paul niemand so gründlich abgeschmackt war wie er. Er ist ein stilistischer Seiltänzer, denn es kommt ihm nicht darauf an, die geeignetste Form für den beabsichtigten Inhalt zu finden, auf den es der Leser doch zunächst abgesehen hat, sondern er sucht im Gegentheile durch allerhand Kunststücke die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Inhalt ab- und auf die Form hinzulenken, soweit er jene nicht für sich in Anspruch nimmt, von dem er unablässig spricht.... Zu diesen Thorheiten mußte der unbeschränkte Subjectivismus der Romantiker führen. Jean Paul macht sich über die ganze Welt mit vernichtender Skepsis lustig, und macht dabei mit sich den Anfang. Carlyle vergleicht Jean Paul ... mit einem Circuskünstler, welcher mit Feuer, Wasser, Luft und Erde seine Kunststücke macht; Philarète Chasles nennt seine Sätze von drei Seiten, seine dreizeilenlangen Worte, das Gewirr seiner dunkeln Ellipsen und die unentwirrbaren Verflechtungen und Unterfätze einen jungfräulichen Urwald." Durch sein Excerpiren hatte Jean Paul sich große Kenntnisse angeeignet, deren Umfang man aber in Anbetracht der Abgerissenheit nicht überschätzen darf. Eigenthümlichkeiten seiner Schreibweise sind: die Zusammendrängung nicht zusammengehörener Dinge, wobei überdies noch das Verständniß erleichternde Bindeglieder weggelassen werden. „Ich frage mich, ob die Sonderbarkeiten der neuen Schule (in Frankreich), welche man die symbolische oder die verfallende nennt, nicht in der seltsamen Rhetorik Jean Paul's wurzelt? Aber Jean Paul ist klarer und er handelt nicht dem Geiste seiner Sprache zuwider wie diese, welche unsere Sprache schänden und entehren. Das Deutsche gewährte durch die Biegsamkeit seiner Sätze und die sprachliche Weitherzigkeit für zusammengesetzte und neugebildete Wörter, sowie infolge des Mangels einer wirklich wissenschaftlichen Prosa den Kühnheiten Jean Paul's ein unbebautes Feld, welches er, ohne ein Verbrechen zu begehen, um und um wenden konnte. Er hat niemals einen Vers zu machen verstanden. Es fehlte ihm hierzu nicht etwa die Phantasie, sondern vielmehr der Sinn für den Wohllaut, das Gleichmaß — die Vollendung.... Die Unbestimmtheit ist das Merkmal seiner Gedanken und seiner Schreibweise." Als ein weiteres Merkmal der Schreibweise Jean Paul's wird richtig herausgefunden, daß er für ganz einfache Ausdrücke oft solche von hoher, wissenschaftlicher Genauigkeit wählt und hierdurch komisch wirkt, so z. B. wenn er von der Braut sprechen will, die vor dem Altar ihr Jawort gibt, und dies durch Erwähnung des Nickmuskels sterno-cleidomastoideum ausdrückt.

Mit der „Unsichtbaren Loge" wird Jean Paul Romanschreiber, in seinem Aeußern gleichzeitig Romantiker. Er will anfangen, den Geist durch das Gefühl zu ersetzen, „er lernte aber erst sehr nach und nach Geist und Gefühl in zweckmäßiger Weise zu mischen, sodaß das Groteske liebenswürdig" und Humor, Ironie u. s. w. verständlich werden. Trotzdem hatte Jean Paul mit dem Gefühl mehr Glück als mit dem Geiste, wofür der Erfolg dieses Werks den Beleg gibt. Dieser Erfolg wird dadurch erklärt, daß Jean Paul der Vertreter des romantischen Deutschthums, des alten Deutschland, gegenüber dem neuen Goethe'schen Classicismus gewesen sei. „Jean Paul gegen Goethe, ganz Deutschland gegen Griechenland! Jean Paul: die Leidenschaft für alles, was verschwommen, unklar und regellos war, entfesselt sich gegen Goethe: das Formvollendete, das Maßvolle, die Selbstbeherrschung." Es gibt keine größern Gegensätze als Goethe und Jean Paul; ihr ganzes Leben, ihre Neigungen bestehen aus solchen.

Hochinteressant sind auch die Ausführungen über die musikalische und malerische Veranlagung Jean Paul's, deren Wiedergabe zu weit führen würde. Das durch Stapfer wiedergegebene Werk Firmery's ist nun in seiner Art gekennzeichnet; wir haben es als eine ebenso gründliche als aufrichtige Arbeit erkannt, deren Studium empfohlen werden kann.

Bibliographie.

Arzgebärgsches. Schtine salberschtgemachte Baarsch vun dan Chamtzer Bättern. 1stes Hft. Chemnitz, Wiede. 12. 30 Pf.

Bahr, H., Die große Sünde. Ein bürgerliches Trauerspiel. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bellermann, G., Beweis aus der neueren Raumtheorie für die Realität von Zeit und Raum und für das Dasein Gottes. Mit 1 Figuren-Tafel. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Besser, A. v., Geschichte des Garde-Schützen-Bataillons während der ersten 75 Jahre seines Bestehens. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Kleine Strassburger Chronik. Denckwürdige Sachen alhier in Strassburg vorgeloffen und begeben 1424—1615. Aus einer Handschrift der Strassburger Stadtbibliothek herausgegeben von R. Reuss. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dembowski, J., Mittellungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des gräflichen Egloffstein'schen Familien-Archivs zu Arklitten. Lyck, Wiebe. 4. 1 M. 50 Pf.

Felsberg, O., Die Ermordung des Herzogs Friedrich von Braunschweig im Jahre 1400. Ein Beitrag zur Reichsgeschichte des XV. Jahrhunderts. Leipzig, Fock. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Günther, Wibodari. Dramatisches Gedicht in 2 Aufzügen. Zur Aufführung für die Jugend. Berlin, H. Steinitz. 8. 1 M.

Hafner, P., Die Reichsabtei Hersfeld bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Hersfeld, Hoehl. 8. 2 M.

Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. 1ster Bd. Charlottenburg, Mahler. 12. 6 M.

O'rell, M., und J. Allyn, Bruder Jonathan und sein Land. Die amerikanische Gesellschaft. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, Engelhorn. 8. 3 M. 50 Pf.

Pasig, G., Unter dem Rautenkranz. Historische Erzählungen aus dem Sachsenlande. Leipzig, Böhme Nachf. 8. 2 M.

Prölß, R., Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. 9tes Bdchn.: Shakespeares Macbeth, erläutert. Leipzig, Wartig's Verl. 12. 1 M.

Prümer, K., Geschichten und Gestalten ut Westfolen. Nebst Liederanhang. Norden, Soltau. 8. 2 M.

Rieß, O., Nach Dänemark und Schweden. Eine vergnügliche Touristenfahrt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 8. 1 M. 50 Pf.

Rudolph, M., Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon, nebst Geschichte des Rigaer Theaters und der musikalischen Gesellschaft. 1ste Lfg. Riga, Kymmel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rundle-Charles, Mrs., Bilder des Lebens aus christlicher Geschichte. Uebersetzt von Elis. Klee. Anklam. Gr. 8. 5 M.

Schanz, J., Neu-Deutschland. Ein Kolonial-Handbüchlein. Mit 1 Karte. Kreuznach und Leipzig, Voigtländer. 12. 1 M.

Schwarz, B., Quer durch Bithynien. Ein Beitrag zur Kenntniß Kleinasiens. Mit 1 Karte. Berlin, H. Peters. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Soldan, F., Die Zerstörung der Stadt Worms im Jahre 1689. Im Auftrage der Stadt Worms dargestellt. Mit 12 Lichtdruck-Tafeln. Worms, Kräuter. 4. 4 M.

Toscalio, F. M., Meine Jugend. Gedichte. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M.

Geographische Universal-Bibliothek. Neue Folge. Nr. 24: Indus und Hindukuh. Beleuchtung der militärischen und geographisch-politischen Verhältnisse in Zentral-Asien. Von A. Freih. von Schweiger-Lerchenfeld. Weimar, Geographisches Institut. 16. 30 Pf.

Die Ursachen der Kriege und die Wege zum Frieden. Von *** Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Weißbuch. VI. Thl. 2te Lfg. Samoa. (Fortsetzung.) Berlin, C. Heymann. Hoch 4. 90 Pf.

Wundt, W., System der Philosophie. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Stenemann.

Jahrgang 1889. **Siebentes Heft.**

Inhalt: Norwegische Landschaften und Profile. Reiseeindrücke von Leonhard Marholm. — Eduard von Hartmann als Religionsphilosoph. Von Gustav Portig. — Aus der römischen Steppe. Von Dr. Werner Sombart. — Internationale Fabrikgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Die Schweiz und der Canton Tessin. Von Dr. Emil Blösch, Oberbibliothekar in Bern. — Leconte de Lisle, ein französischer Dichter des Pessimismus. Von Wilhelm Weigand. — Zwei russische Staatsmänner. Von Victor Frank. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Mechanik. (Mit 2 Abbildungen.) Von W. H. Uhland. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Jahrgang 1889, 1. Band (Heft 1—6) geb. in Halbfranz 7 M. 50 Pf.

20 Pf. Jede Nr. **Musik**alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern.
Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Sten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Von der Wiege
bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Verbindender Text und Katalog gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

7 **C. L. Flemming** 7
Klebenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.
Illustr. Preislisten gratis! Fabrik f. Wagen, Kinderschlitten, div. Holzwaaren.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

CACAO-VERO.

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreff. Cacao.
Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Die 116. Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter **100,000** Nummern **50,000** Gewinne im Betrage von **18,185,000** M., dabei Haupttreffer von
500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in **Leipzig** stattfinden wie folgt:

die erste	zweite	dritte	vierte	fünfte
am 8. und 9. Juli	5. und 6. August	9. und 10. September	7. und 8. October	vom 4.—25. November 1889.

Original-Lose dazu sind von dem Unterzeichneten zum Planpreise zu haben, welcher beträgt:

für Voll-Lose:
210 M. — Pf. für 1/1, 105 M. — Pf. für 1/2, 42 M. — Pf. für 1/5

für Klassen-Lose:
42 M. — Pf. für 1/1, 21 M. — Pf. für 1/2, 8 M. 40 Pf. für 1/5.

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen **eingeschriebenen** Zusendung. — Wird solche **franco** und nach Beendigung der Lotterie **noch** die amtliche Gewinn-Liste gewünscht, so sind außer dem Planpreise noch 55 Pf., vom Ausland 75 Pf., für Porto und Liste beizufügen. — Für **Voll-Los-Nummern,** welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung des Gewinnbetrags gleichzeitig mit zurück vergütet. **Klassen-Lose** gewähren nur Anspruch auf **Gewinne** in der **Klasse,** auf welche solche lauten und sind daher zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — **Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit. — Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort.**

Reinhold Walther in **Leipzig,** Pfaffendorfer-Strasse No. 5,
concessionirter K. S. Lotterie-Collecteur.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

JUL 29 1889

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 11. Juli 1889.

Inhalt: Neue Schriften über Goethe und Schiller. Von Wilhelm Buchner. — Erzählungen. Von Lina Vagt. — Der Schlußband von Nachtigal's Reisewerk. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Alterthums- und Vaterlandskunde. Von J. Mähly. — Leichte Reizungen. Von Wilhelm Rullmann. — Naturwissenschaftliches. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie.— Anzeigen.

Neue Schriften über Goethe und Schiller.

1. Die erlebten und literarischen Grundlagen zu Goethe's dramatischen Jugendwerken. Von Emil Soffé. Erstes Heft: „Erwin und Elmire." Brünn, Knauthe. 1888. Gr. 8. 50 Pf.
2. Voltaire und Goethe als Dramatiker. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von George Carel. Berlin, Gaertner. 1889. Gr. 4. 1 M.
3. Goethe als Dramatiker von L. Hasper. Leipzig, Fock. 1889. 8. 75 Pf.

Es ist allbekannt, daß Goethe selbst seine Gedichte als Gelegenheitsgedichte bezeichnet hat; man hat sie Bekenntnisse genannt und sofern der Dichter seine Gestalten aus dem Schatze des Selbsterlebten und Selbstbeobachteten erschafft, ist jede Dichtung in höherm oder geringerm Maße ein Bekenntniß. Ganz besonders aber gilt dies für Goethe, und es hat von jeher zu den Vergnügungen findiger Forscher gehört, besonders in Goethe's Jugendwerken, dem „Werther", „Egmont", „Satyros", „Pater Brey", „Faust", aber auch in der Lyrik, dem „Wilhelm Meister", „Hermann und Dorothea" u. s. w. den Nachweis zu versuchen, inwiefern diesen Dichtungen Selbsterlebtes zu Grunde liegt, die auftretenden Gestalten auf Goethe selbst oder ihm nahestehende Persönlichkeiten hinweisen. Es ist dabei viel Geistreiches, viel Wunderliches, viel Widersprechendes zu Tage gekommen, und zwar deswegen, weil man den Dichter nicht als schöpferischen Genius auffaßte, sondern als einen mehr oder minder geschickten Photographen, dessen Kunstwerke gelungene Aufnahmen nach dem Leben sind. Der Dichter ist aber ein Künstler und kein Photograph, der mit todten Chemikalien arbeitet. Wer dieses übersieht, kommt in die Gefahr, freie dichterische Gestalten für Porträtfiguren zu nehmen, wie dies allzu oft geschehen ist, ein Verfahren, welches doppelt bedenklich erscheint, wenn etwa jede einzelne unliebsame Eigenschaft einer solchen dichterischen Gestalt auf die Persönlichkeit übertragen wird, welche man unter derselben verborgen glaubt.

Jacobi's „Iris" brachte im Märzhefte 1775 die erste Bearbeitung von Goethe's „Erwin und Elmire"; er selber hat bekanntlich nachmals, und nicht gerade mit Glück, die zierliche Prosadichtung völlig in Poesie umgearbeitet. Das Singspiel ward im Mai 1775, während Goethe mit dem Grafen Stolberg seine erste Schweizerreise machte, in Frankfurt aufgeführt, ohne sonderlichen Beifall zu finden. Goethe war damals verlobt mit Lili Schönemann; er hatte das Stück für sie, seine Belinde, geschrieben und war sehr begierig zu vernehmen, welche Aufnahme das Stück gefunden und ob Lili der Vorstellung beigewohnt; Johanna Fahlmer's Antwort auf seine Anfrage ist leider verloren.

Es ist erklärlich, daß man von jeher über das Stück, welches in seinen ersten Anfängen wol vor der Verlobung mit Lili entstand, aber während derselben vollendet ward, auf Goethe und Lili gedeutet hat, zumal nachdem noch im Herbste desselben Jahres 1775 die Verlobung in so räthselhafter Weise ihre Lösung fand. Nun ist die nächste Quelle des dichterischen Stoffs die in Goldsmith's „Landprediger von Wakefield" vorhandene Romanze von Edwin und Angelina; schon im Sommer 1773 erwähnt Goethe in einem Briefe an Kestner, daß er ein Lustspiel mit Gesängen bald fertig habe, welches „ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl auf den Horizont unserer Acteurs und unserer Bühne gearbeitet" sei, eine sehr treffende Selbstbeurtheilung. Wenn der Verfasser der kleinen Schrift die Vergleichspunkte zwischen Goldsmith's Romanze und Goethe's Singspiel nachweist, so ist das schön und gut. Ebenso liegt die Annahme nahe, der Dichter habe den beiden Liebenden des kleinen Stücks manches aus dem Liebesleben Elmire-Lili's und Erwin-Goethe's untergelegt. Das ist sicherlich das Recht des Dichters; aber es scheint mir doch recht bedenklich, nun auch so ziemlich all und

jedes Wort Elmirens als Beitrag zur Schilderung von Lili's Charakter zu betrachten. Und das bringt uns zu einer alten Streitfrage, und ich genüge nur einem Drange des Herzens, indem ich für die vielgeschmähte Lili eintrete.

Es ist meines Erachtens tief zu bedauern, daß Goethe in „Dichtung und Wahrheit" nur mit einigen gezwungenen Worten der Aufhebung seiner Verlobung gedenkt; diese Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" sowie einzelne Stellen in den damals entstandenen Liedern haben leider zu der vornehmlich durch Lewes landläufig gewordenen Ansicht geführt, Lili sei eine Kokette gewesen, welche den Dichter bald unsäglich angezogen, bald mit unerhörter Launenhaftigkeit gequält habe. Soffé theilt diese Anschauung durchaus; er spricht von Lili's Flatterhaftigkeiten; er nennt sie ein schönes, jedoch kokettes, leichtherziges Mädchen; er bezieht auf Lili alle jene Selbstanklagen Elmirens, daß sie ihren Verehrer Erwin so abstoßend behandelt habe: all das meines Erachtens mit völligem Unrechte. Wenn Lili, die Tochter eines reichen, von Freunden aus der Ferne vielfach besuchten Hauses die Pflichten einer Wirthin mit harmloser Liebenswürdigkeit erfüllte, so war sie darum nicht entfernt eine Kokette; gegenüber dem Einspruche der beiden Aelternhäuser erklärte sie sich bereit, wenn es sein müsse, mit Goethe nach Amerika zu gehen, was damals so ziemlich das Aeußerste war, wozu ein altsässiger Deutscher sich entschließen konnte. Aber in Goethe regte sich gegenüber dem holden Mädchen, das er von Herzen liebte, eine bis zu äußerster Launenhaftigkeit und Unliebenswürdigkeit getriebene Eifersucht, ein auf die Dauer nicht zu bändigender Freiheitsdrang; der alte Weislingen-Clavigo wachte in Goethe wieder auf, der kaltverständige Carlos; das Verhältniß löste sich, wie, das wissen wir nicht. Goethe's Briefe an Auguste von Stolberg sind unschätzbare, ganz anders als die abgeblaßten Erinnerungen in „Dichtung und Wahrheit" wirksame Zeugnisse für Goethe's damaligen Seelenzustand. Der siebente, Sommer 1775, enthält aus einer vom wüthendsten Sturme aufgewühlten Seele heraus die in Lili's eigenem Zimmer geschriebenen Worte: „Welche Verstimmung! O, daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!" Und eine andere Stelle vom 18. September: „Lili heut' nach Tisch gesehen — in der Komödie gesehen. Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredet! — Wär' ich das los! O Gustchen — und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte!" Solche Aeußerungen Goethe's selbst sollten uns doch warnen davor, daß wir mit Lewes Lili eine Kokette nennen. Nicht Lili's Mängel ließen das Verhältniß unhaltbar erscheinen; Goethe's unbesieglicher Freiheitsdrang riß ihn von der trotz alledem Geliebten, von welcher der Hochbetagte noch 1830 zu Eckermann sprach: „Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!"

Es ist ohne Zweifel erstaunlich verführerisch, aus Goethe's Briefen, lyrischen und dramatischen Dichtungen des Jahres 1775 mislaunische Aeußerungen zusammenzusuchen zur Bemäkelung der „koketten" Lili, zur Ehrenrettung von Prometheus-Goethe. Die reiche Elmire liebt zwar den unbegüterten Erwin, aber sie treibt mit ihm ein kokettes Spiel des Anziehens und Abstoßens, bis er endlich voll Verzweiflung entweicht, unbekannt wohin, ähnlich wie Goethe im Frühling 1775 eine lange Schweizerreise antrat, ohne sich nur von der Braut zu verabschieden. Wenn dann im Stücke Elmire spricht: „Armer Erwin! Sie wissen nicht, was ihn quälte, sie kannten sein Herz nicht! — Weh dir, Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachtest! Wie rein, wie zärtlich war seine Liebe! War er nicht der Edelste von allen, die mich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung begegnen, bis sein Herz brach, bis er, in dem Ueberfalle des heftigsten Schmerzes, seine Mutter, seine Freunde und ach! vielleicht die Welt verließ — schrecklicher Gedanke! er wird mich ums Leben bringen!" Und ähnlich an andern Stellen. Ist das nicht eine prächtige Gelegenheit — Soffé thut dies übrigens nicht — zu sagen: Seht, so hat die kokette Lili den armen Goethe gequält, bis er es nicht länger aushalten konnte! Dazu im Singspiele die verborgenen Spitzen gegen die Erziehung der vornehmen weiblichen Jugend, sowie Aeußerungen aus den Liedern, aus Lili's Park! Ich bin geneigt zu der Annahme, daß Goethe Lili gegenüber, wie früher gegenüber Käthchen Schönkopf, ein zu Zeiten sehr liebenswürdiger, zu andern Zeiten unerträglich eifersüchtiger und launenhafter Liebhaber war, der sich ab und zu wol im Unrecht fühlen mochte, gemeiniglich aber sehr im Rechte fühlte. Und doch konnte er, damals wenigstens, sich nicht zum Bruche entschließen. „Noch", schreibt er am 22. Mai aus Straßburg an J. Fahlmer, „fühl' ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm' ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Thor, allein drum bin ich's doch — und warum soll man auch das Lämpchen auslöschen, das einem so artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet und dämmert?" Ein nicht eben warmherziger Vergleich. Uebrigens bin ich gleichfalls der Meinung, daß Goethe in „Erwin und Elmire" sein Herzeleid und eine Mahnung an die Geliebte niederlegte, denn er schreibt am 24. Mai an „Tante" Fahlmer: „(Ich) hoffe von der Vorstellung Erwin's —, kein Wort als Autor!" Das kann doch wol nur heißen, daß Goethe-Erwin hofft, Lili-Elmire werde fortan gegen ihren Bräutigam minder wetterwendisch sein. Feinfühlend und ge-

schmackvoll kann ich freilich eine solche Mahnung von der Bühne aus nicht finden.

Daß dem Singspiele Beziehungen auf Lili zu Grunde liegen, ist demnach nicht zu bezweifeln; andererseits vermuthet Wilmanns darin deutliche Anspielungen auf Herder's Liebesverhältniß zu Karoline Flachsland; Goedeke hat Beziehungen auf Käthchen Schönkopf darin gesucht; je nach diesen Vermuthungen wird man Elmirens Mutter Olimpia auf Frau Schönemann, Bernardo als Merck deuten; mancher Charakterzug bei Olimpia erinnert auch an die Räthin Goethe. Daß Erwin mit einem guten Theile gar nicht Goethe'scher Empfindsamkeit behaftet, daß eine innere Aehnlichkeit mit Herder kaum vorhanden ist, darüber kann kein Zweifel sein. An Vermuthungen fehlt es demnach nicht und dennoch beweist das meines Erachtens, wie wenig es im allgemeinen fruchtbringend ist, solchen persönlichen Beziehungen eines Dichterwerks ins einzelne nachzuspüren. Ich leugne nicht, daß Goethe in das Stück nach seiner Art Selbsterlebtes — oder was er als selbsterlebt betrachtete — hineingeheimnißt hat und das mochte demselben für den Dichter eine Bedeutung geben, für welche die Hörer im Schauspielhause kein Verständniß hatten; aber wir halten es doch für sehr bedenklich, nach einer derartigen künstlerischen Darstellung den Charakter einer ganz bestimmten Persönlichkeit, hier Lili's, und zwar zu deren schweren Ungunsten, feststellen zu wollen; vergessen wir nicht, daß die Darstellung einer launischen Liebenden schon in der leipziger Zeit eine Lieblingsbeschäftigung des sehr launischen Liebhabers Goethe war.

Abgesehen von diesen sachlichen Bedenken ist das Büchlein von Soffé recht hübsch gearbeitet, auch die Beziehungen des Singspiels auf Shakespeare und Percy überzeugend dargelegt. Nur muß ich schließlich um Verzeihung bitten für diese lange Auseinandersetzung; aber die Gelegenheit, für die arme liebe Lili eine Lanze zu brechen, lasse ich nicht vorübergehen.

Die Abhandlung von George Carel: „Voltaire und Goethe als Dramatiker" (Nr. 2) ist die wissenschaftliche Beilage zu einem Osterprogramm der berliner Sophienschule. Es wird wol erklärlich erscheinen, wenn d. Bl. einer Schulschrift kürzer gedenken, welche zunächst für den engern Kreis der Schulgemeinde bestimmt ist. Und das ist gerade hier recht schade, denn der Aufsatz verdient weitere Verbreitung. Mit umfassender Belesenheit und eindringendem Geiste spricht der Verfasser über die beiden Dichter, von welchen der jüngere trotz aller Grundverschiedenheit sich dem Einflusse des ältern nicht entziehen kann, ihre Eigenart als Schriftsteller, ihre Stellung in ihrer Zeit; es fallen dabei geistvolle Bemerkungen über Goethe's, Schiller's, Voltaire's Dichterpersönlichkeit; wir finden eine sehr eindringende Vergleichung zwischen dem französischen und deutschen Absolutismus, eine ähnliche zwischen Voltaire's und Schiller's Richtung auf praktisches Wirken in der Gegenwart u. s. w. Daß die Zeugnisse über Goethe's Beschäftigung mit Voltaire sorgfältig zusammengeordnet sind, daß seine auf der Höhe des Mannesalters, um dem Geschmacke des weimarischen Hofs zu entsprechen, gefertigten Bearbeitungen des „Mahomed" und „Tancred" eine Beleuchtung erfahren, versteht sich von selbst; kurz, diese Arbeit von 38 stattlichen Quartseiten würde mit einigen Kürzungen wol würdig erscheinen, eine Stelle im „Goethe-Jahrbuch" einzunehmen, und es ist sehr erfreulich, daß sie als Gelegenheitsschrift einer höhern Mädchenschule erscheint. Ich habe nur eine Ausstellung zu machen. Es heißt S. 9: „Den Dichter verurtheilte trotz seiner Berührung mit aller Welt seine Eigenart zur Einsamkeit, zur Sonderung von der Menge. Der Patriciersohn in Frankfurt hatte keine Berührung mit der Plebs gehabt, der Freund des Fürsten erfuhr sie nicht, der Minister fand sie erst recht nicht; den Menschen und den Dichter interessirten zeitlebens nur seine Freunde, und die waren seines Standes." Das ist in mancher Weise richtig, andererseits nicht. Goethe war eine durchaus vornehme Natur, die sich alles ihr Fremdartige vom Leibe hielt. Aber darum hatte der Dichter, welcher die schönen Worte schrieb:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut —

doch zugleich ein lebhaftes Gefühl herzlichsten Wohlwollens für seine Mitmenschen und waren sie noch so bescheidenen Standes. Der Geheimrath, der Minister Goethe, er suchte sogar geflissentlich Leute, die nicht seines Standes waren, auf, um in diese anders gearteten Verhältnisse hineinzublicken, sich an dem stillen und nützlichen Wirken dieser Armen am Geiste zu erfreuen. Wenn Goethe nur die eine Stelle in dem bekannten Briefe Ausgang 1777 von der Harzreise im Winter an Frau von Stein geschrieben hätte:

Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren —

Wenn ein Genius wie Goethe solches schreibt — zahlreiche ähnliche Aeußerungen und Züge aus Goethe's Leben mögen unerwähnt bleiben —, so haben wir jedenfalls nicht die Berechtigung zu sagen: den Menschen und den Dichter interessirten zeitlebens nur seine Freunde, und die waren seines Standes. Der Mensch Goethe war ebenso groß und herrlich wie der Dichtergenius Goethe. Bei alledem, die Abhandlung von Carel, auch wenn sie hier nur kürzere Erwähnung finden kann, ist ein tüchtiges, geist- und kenntnißreiches Stück Arbeit.

Das Schriftchen von L. Hasper: „Goethe als Dramatiker" (Nr. 3), ist ein Heft von 24 Seiten, welches die wichtigsten dramatischen Schöpfungen Goethe's überschaut und beurtheilt. Ausgehend von der oft gemachten Bemerkung, daß Goethe's Dramen eine Reihe von Selbstbekenntnissen seien, weist der Verfasser dies am „Götz", der „Iphigenie", dem „Egmont", „Tasso" und „Faust"

nach. Einen zweiten Vorzug von Goethe's dramatischer Kunst erkennt Hasper in der plastischen Darstellung der geschichtlichen oder mythischen Verhältnisse, welche den Hintergrund seiner Dramen bilden; dieselben sind aber nicht blos vortreffliche Zeitbilder, sondern allgemeine großartige Weltbilder, „die weit hinausragend über den Rahmen dieser oder jener Zeit, über den unruhigen Wechsel öffentlicher und privater Zustände in ihrer Wahrheit und Großartigkeit zu allen Zeiten ihre Geltung behalten". Indem der Verfasser dies in einer Reihenfolge feinsinniger Betrachtungen über Goethe's fünf hauptsächliche Dramen nachweist, erkennt er zugleich als einen Mangel, daß „Goethe als Dramatiker die religiösen Motive, die in den seinen großen Dramen zum Hintergrunde dienenden Geschichtsepochen liegen, nicht richtig zu würdigen gewußt hat", eine Forderung, deren Berechtigung nicht ein jeder anerkennen wird; jedenfalls kann der Berichterstatter es dem Dichter nicht als Fehler anrechnen, wenn er es vermieden hat, im „Götz" durch schärfere Beleuchtung der Reformation seine eigenen Kreise zu verwirren. Die weitern Bemerkungen über den dramatischen Aufbau von Goethe's Dichtungen, den Mangel eigentlichen dramatischen Lebens und damit den Mangel einer Wirkung auf die große Masse des Volks wird man wol gelten lassen dürfen. Ohne wesentlich Neues zu bringen, führt doch die Abhandlung die im Vorstehenden kurz zusammengefaßten Gedanken gedankenreich und ansprechend aus.

4. Schiller in Jena. Eine Festgabe zum 26. Mai 1889 von Berthold Litzmann. Jena, Mauke. 1889. 8. 1 M. 80 Pf.

Den Veröffentlichungen über Goethe schließen wir eine Schrift an, welche sich mit Schiller beschäftigt. Bekanntlich feierte am 26. Mai 1889 die jenaer Hochschule die hundertjährige Wiederkehr des Tags, da Schiller den Lehrstuhl bestieg; so lag der Gedanke nahe, was über die Beziehungen Schiller's zu der Stadt, welche ihn zehn Jahre lang beherbergte, in seinen, Lottens und andern Briefen aufgezeichnet ist, als Festgabe zusammenzustellen. Als Director der neuern Abtheilung des deutschen Seminars an der Universität Jena sah sich Professor Litzmann um so mehr dazu veranlaßt, als er, seit einigen Jahren erst daselbst wirkend, um so deutlicher empfand, wie die örtliche Ueberlieferung im Laufe der Zeit verblaßt war, sodaß es wünschenswerth erschien, noch rechtzeitig manche Fragen der Localforschung zu beantworten. Diese wurden hauptsächlich ins Auge gefaßt; die geistigen Beziehungen des Dichters zu Goethe, W. von Humboldt, den Gebrüdern Schlegel, zu Griesbach, Reinhold, Fichte und andern Lehrern der jenaer Hochschule fanden nur nebenbei Berücksichtigung. So handelte es sich im wesentlichen zunächst darum, aus Schiller's Briefwechsel mit Körner, Lotte, Goethe und Reinwald diejenigen Stellen, welche sich auf des Dichters Lebensverhältnisse in den jenaer Jahren beziehen, zu sammeln und nach der Zeitfolge zu ordnen, selbstverständlich mit Benutzung etwaiger anderer minder reichfließender Quellen. Es war das eine Arbeit, welche drei Schüler Litzmann's im deutschen Seminar auf sich nahmen; die Gesammtbearbeitung des also zusammengebrachten Stoffs hat Studiosus Edmund Reich, einer der drei jungen Leute, „unter gelegentlicher Beihülfe des Herausgebers" geliefert.

Es liegt nahe, daß wir nach dieser im Vorworte gegebenen Darlegung über die Entstehung des Buchs im wesentlichen nur eine Zusammenordnung der hierher gehörigen brieflichen Mittheilungen zu erwarten haben, die hübsch und lesbar gearbeitet, keinerlei Anspruch erhebt, Neues oder Tiefgegründetes über Schiller's geistige Entwickelung während des jenaer Jahrzehnts zu geben. Wem diese Dinge einigermaßen vertraut sind, wird wol allermeist Bekanntes finden, aber es ist immerhin erwünscht, diese Aeußerungen im Wortlaute beisammen zu haben, umfassender als das in den Lebensbeschreibungen Schiller's möglich ist.

Vom Herausgeber selbst ist verfaßt der zweite Abschnitt „Schillerhäuser". Man weiß, wie leicht sich in Beziehung auf Geburts- oder Wohnhäuser bedeutender Menschen ein Mythus bildet und wie zweckmäßig es ist, derartiger Mythenbildung noch rechtzeitig durch genauen Nachweis entgegenzutreten. Das hat denn auch Litzmann gethan; die vier Wohnungen Schiller's in Jena sind festgestellt, auch durch Abbildungen erläutert, von welchen allerdings die letzte, diejenige von Schiller's Gartenhaus an der Leutra, nicht glücklich ausgefallen ist. Das Gartenhaus, in welchem Schiller während des Sommers 1793 gewohnt hat, zu ermitteln, ist dem Verfasser nicht gelungen.

Der dritte Abschnitt des Buchs bringt eine Reihe von Urkunden und Actenstücken über Schiller's akademische Thätigkeit, theilweise bereits früher veröffentlicht und hier zusammengestellt. Zunächst das weimarische Rundschreiben an die drei andern zur Pflege der Hochschule Jena vereinigten herzoglich sächsischen Regierungen. Sodann ist zu erwähnen Schiller's lateinisches Dankschreiben für die Zulassung zum Lehramte, mit angehängter schriftlicher Eidesleistung, Schiller's Bestallung als Professor ordinarius honorarius, zum ersten male gedruckt, sein Dankschreiben in gegen die bisher bekannte Fassung berichtigter Gestalt, das Verzeichniß der von ihm gehaltenen Vorlesungen. Alles das Actenstücke, welche bisher nicht in dieser Weise gesammelt waren und in Verbindung mit den brieflichen Zeugnissen des ersten Abschnitts wie der Untersuchung über Schiller's Wohnungen uns eine vielfach erweiterte Anschauung von Schiller's Lebensverhältnissen in Jena gewähren.

Wilhelm Buchner.

Erzählungen.

1. Leibeigen. Novellen von G. von Beaulieu. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.
2. Fee. Novelle von Hans Werder. Berlin, Janke. 1888. 8. 3 M.
3. Sibyllens Eid. Familienroman von E. von Wald-Zedtwitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1889. 8. 10 M.
4. An den Stufen des Thrones. Roman von E. Rudorff. Eine zehnte Sinfonie. Novelle von Elise Polko. Maria Angela. Novelle von E. von Pütz. (Bd. 35 von Bachem's Novellensammlung.) Köln, Bachem. 1888. 8. 1 M.
5. Schloß Hartenfels. Roman von M. Berger (S. von Follenius). (Bd. 36 von Bachem's Novellensammlung.) Köln, Bachem. 1889. 8. 1 M.

G. von Beaulieu's Buch „Leibeigen" (Nr. 1) enthält zwei Novellen: „Ihm gleich" und „Das Kleinod des Passerino". Die Verwickelung, welche den Stoff der erstern gestaltet, entsteht aus der großen Aehnlichkeit der Gesichtszüge von zwei Brüdern. Die Kinder beider, die eine romantische Verkettung von Umständen zusammenführt, lieben einander und der Wahn, die leibliche Schwester zu lieben, drängt den Helden der Erzählung, den Schriftsteller Herbert Volkmar, von der Geliebten, dem Fräulein Cordelia von Westerade, zurück; letztere führt den Namen ihrer Mutter, weil ihr Vater, ein Maler und etwas verlorener Charakter, bei ihrer Geburt nicht ausfindig gemacht werden konnte. Die Aufklärung, daß beide nicht die Kinder eines Vaters, sondern die zweier Brüder sind, räumt die Hindernisse ihrer Liebe aus dem Wege und sie verheirathen sich.

Es geht manchen Büchern wie manchen Gesellschaftskreisen, manchem Dasein, manchen Menschenseelen. Wir treten in jene ein und finden lauter achtbare und ehrenhafte Leute, lauter wohlanständige Formen, nur gefällige Pinselstriche, überall einen warmen, weichen Farbenton, einen milden, nicht allzu scharfe Kanten herauskehrenden Anlauf zum Humor und alles bemüht sich vor uns, nicht aus dem Gleise zu kommen. Wie in einer Gegend, in der nichts das Auge verletzt, tritt Bild an Bild dem durch die Druckzeilen wandernden Leser entgegen. Diese Bücher sind wie eine sorgfältig zubereitete Hausmannskost, die dem Magen und der Zunge nicht allzu viel zumuthet. Aber nachdem wir das liebenswürdige Buch, auf dessen Gattung niemand etwas sagen kann, zugemacht haben, durchzuckt uns gleich einem elektrischen Schlage die Erinnerung an dieses und jenes andere Buch mit seinen ungewöhnlichen Gesichtspunkten, seinen uncorrecten Individualitäten, seinen scharfen Schatten, seinen den Leser fast überwältigenden Eigenartigkeiten, seinem Reichthum an Gegensätzen, seinen Phantasmagorien, die bald jenem, pilgert er durch die Blätter, erschütternde wilde Eindrücke geben, bald ihn durch die ganze Tonleiter des Seelenlebens zwingen — und, so schlecht es auch erscheinen mag, wir finden die Bücher dieser Gattung, trotzdem, daß sie häufig über das Gleis gehen, anziehender als die des erstern.

Dem Verfasser entging etwas für eine Novelle Wesentliches; er schränkte seine Farben nicht genug auf die seinem Stoffe zu Grunde liegende Thatsache ein. Wir hören z. B. über Herbert Volkmar:

> Er war mehr als ein geistreicher Feuilletonist, er war ein echter wahrer Dichter, einer der Dichter von Gottes Gnaden, die aber meist nicht von Volkes Gnaden sind, wenigstens nicht zu ihren Lebzeiten. Ganz dazu angethan, der Liebling und Stolz seiner Nation zu sein, fühlte er sich doch nicht glücklich, denn er kämpfte mit einem proteusartigen riesenstarken Wesen, mit dem Vorurtheil und der Gedankenlosigkeit der Menge. Er hätte so gern sein Herzblut für sein Volk hingegeben, aber das Volk verlangt nur von dem Krieger Herzblut — von dem Schriftsteller will es Tinte, gallige, beißende Tinte; es will Unterhaltung, Sinnenkitzel, Witz, Schmeichelei. Wem es ernst mit der Dichtung ist, der wird der Masse unbequem; wer ihr den Spiegel vorhält, in dem sie ihre Schwächen und Laster erkennt, den schilt sie einen Schwarzseher, den schilt sie empfindsam und straft ihn durch Nichtachtung.... Selbst Herbert Volkmar's Feinde mußten zugeben, daß er ein bedeutender Mensch sei, und dennoch fand er nicht die Anerkennung, welche ihm gebührte. Warum das? Weil er die Wahrheit höher stellte als die Lüge, weil er auch der mächtigen Unwissenheit ebenso rücksichtslos gegenübertrat wie der stützelosen, weil er die literarischen Cliquen verachtete und das Lob der Freunde verschmähte.

Hält der Verfasser es für gut, uns das von seinem Helden zu sagen, so erwarten wir ein Problem, mit welchem diese an sich gut beobachtete Darlegung in Beziehung steht. Jedoch der literarische Ritter Georg, der die Lanze aufhebt, um den Lindwurm der durch Cliquenthum und Indifferentismus verschuldeten Nichtachtung zu treffen, findet in der Erzählung keine Gelegenheit, sie zu werfen; denn hier handelt es sich um die Liebe, und Herbert Volkmar gibt sich im Herzenskampfe gleich einem gewöhnlichen Menschen.

Eine sehr gut erzählte Novelle ist die zweite des Buchs: „Das Kleinod des Passerino."

Ein alter Herr, der in seiner Jugend von der für die germanische Rasse unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Lande, „wo im dunkeln Laube Goldorangen glühen", über die Alpen geführt worden war, erzählt einem jungen Freunde ein Liebesabenteuer, in welchem in Concetta, der Italienerin, eine Variante der „Cameliendame" auftritt. So verschieden der italienische Frauentypus vom französischen ist, so anders geartet ist die Halbwelt des einen vom andern. Die Poesie wirft ihr Licht in der Novelle nicht auf die von Genuß zu Genuß taumelnde Libelle der Seinestadt, sondern auf das unschuldige Kind, dessen Verhängniß seine Armuth und seine Unerfahrenheit ist. Der deutsche Herr findet Concetta im Hause eines Mannes, der im Volksmunde „Passerino" — kleiner Sperling — heißt und der nicht mehr als die Fratze eines Mannes ist. Er durchlebt einen Liebestraum, ohne zu wissen, was sie ist; mit der Erkenntniß hört dieser auf.

Die Frau, die in Glückssehnsucht es über sich vermag,

den Geliebten zu täuschen, ist ganz das unter der Herrschaft des Blutes stehende Weib des Südens. Als der Passerino stirbt und ihr Geliebter längst in seiner deutschen Heimat ist, läßt der Verfasser sie darum einem armen ungebildeten Bauern ihres Landes die Hand reichen, weil sie fürchtet, wie sie an jenen schreibt, er, „so edel, so gut, werde die arme Concetta in das Schloß am kühlen grünen Meere führen wollen. Ich darf nicht, mein einziger, mein angebeteter Mann, ich darf dich nicht unglücklich machen, denn du würdest dich doch später meiner schämen, wenn du es mir auch verschwiegest." Dies ist ein falscher Zug in ihrer Individualität; der leidenschaftlich empfindenden Italienerin wird damit eine Sentimentalität gegeben, die keine südländische Frau besitzt.

In „Fee", Novelle von Hans Werder (Nr. 2), lernen wir die Schicksale einer Frau kennen, welche sich an der Schuld ihrer Aeltern verblutet.

Der Gang der Begebenheiten ist sehr ansprechend erzählt. Der Verfasser besitzt eine zarte, gewandte Pinselführung, die allen Gegensätzen das Befremdende nimmt. Sein Stil ist fließend, seine Gestaltungsgabe ausgiebig. Wir haben hier nichts Großartiges, Erschütterndes vor uns, sondern eine dieser liebenswürdigen Herzensgeschichten, die weniger unsere Phantasie als unser Gemüth gefangen nehmen. Fee, die Heldin der Novelle, mit ihrem eng begrenzten Dasein im Invalidenhause, wo ihr Vater, der Oberstlieutenant Gravenhorst, Commandant ist, gemahnt an eine liebliche Blume, welche das Ganze verschönernd inmitten des steinichtsten Bodens aufwächst. Alles, das Mädchen, die Färbung der Einzelscenen, die Stimmung, die mit glücklicher Folgerichtigkeit dem Verfasser festzuhalten gelungen ist, gleicht den Aquarellbildern mit ihrem durchsichtigen Colorit, ihren feinen Linien und ihrer sinnigen, allen alltäglichen Effecten abgewandten Art. Indem wir von der künstlerischen Behandlung des Stoffs eingenommen sind, müssen wir jedoch einem Zweifel Wort geben. Fee ist das bekannte schwindsüchtig beanlagte Mädchen, welches in der Naturgeschichte der Romanheldinnen seine Rolle spielt. Jedermann kennt es, sowol in seinen Urbildern des Balzac und seiner Nachfolger als in den Nachahmungen bei uns. Fee liebt den Mann, der vor Zeiten ihren Vater als falschen Spieler entlarvte; als dieser auf dem Todtenbette liegt, entwindet er ihr das Versprechen, jenem niemals anzugehören. Nachdem sie es gegeben hat, bekommt sie die Schwindsucht und stirbt, auch ihre Mutter starb daran. Sicher hatte dieser krankhafte körperliche Zustand stets Einfluß auf ihre Handlungen. Ist es einem Autor gestattet, aus einem unfreien Charakter, der unter dem Einflusse physischer Ungesundheit steht, eine Heldin zu machen? Darf er, wenn er jenen ästhetisch verwerthet, das, was aus einem Mangel der Naturanlage kommt, für eine sittliche Vollkommenheit ausgeben?

„Sibyllens Eid", Familienroman von E. von Wald-Zedtwitz (Nr. 3), fängt so an:

Das Oelbild über dem großblumigen Sofa des sogenannten blauen Saals in Schloß Falkenburg war von der untergehenden Sonne scharf beleuchtet. Von weitem erschien es wie eine große flimmernde Fläche und man konnte nicht erkennen, was es darstellte. Trat man demselben näher, so gewahrte man einen Frauenkopf vom edelsten Halbrund. Wunderbare Züge! Ueber einer hohen, gewölbten Stirn thürmte sich schwarzes, welliges Haar, leicht mit Puder bestäubt. Perlenschnüre zogen sich hindurch; Nase und Mund zeigten sich feingeformt. Letzterer war ein wenig geöffnet und ließ perlfarbene Zähne sehen. Die Dame lächelte frostig, ihre dunkeln Augen schauten unheimlich in die Welt; ihr Ausdruck stimmte mit dem Lächeln überein.... Bei Tagesbeleuchtung erschienen die Wangen bleich, aber wenn am Abend im Kamin der Holzstoß loderte, dann verliehen die wechselnden Widerscheine dem Gesichte Leben; die Augen glänzten, es war, als ob die Lippen sich bewegten und der Mund sprechen wollte. Man hatte dem Bilde den Namen „die Katze" gegeben.

Eine Sage verknüpft dieses Bild mit dem Geschicke der gräflichen Familie von Bärwald, die die Falkenburg bewohnte. Mit diesem Eingange wirft der Verfasser einen Schlagschatten auf seine Erfindung, der auch heute trotz unserer modernen Aufklärung seinen Eindruck nicht verfehlt. Die polizeilich uncontrolirbare Welt übersinnlicher Ursachen und Wirkungen, das Gebiet der Geister, das auf keiner Landkarte zu finden ist, haucht den Leser vom Bilde an. Eigentlich sind wir „des Ritts ins alte romantische Land" schon etwas lange entrathen, aber derjenige, welcher ein Requisit davon hervorholt, wird immer noch einen Versteck in der Phantasie des Hörers finden, wo jener hineinschlüpfen kann.

Der dreibändige Roman steht unter dem Einflusse dieser beim Beginne glücklich angeregten Stimmung. Die Heldin, Sibylle von Sendeck, die Nichte des Barons von Schöndorn, des Besitzers vom benachbarten Gute, eine Vertreterin weiblichen Streberthums, die problematische Natur des Romans, gleicht dem Schloßdämon, „der Katze", unverkennbar in ihren Gesichtszügen. Dieser Fingerzeig aus der Geisterwelt bestätigt die Sage, indem an ihr, dem Mensch gewordenen Bilde, Glück und Glanz der Falkenburg zerschellen. Man würde jedoch fehlgreifen, wenn man glaubte, der Verfasser führe den Leser in der Erzählung durch alle alten Scharteken romantischer Situationsmalerei. Er begnügt sich mit einem Pinselstriche und bleibt dann aller Nebelhaftigkeit abhold. Wir erhalten moderne alltägliche Lebensbilder, Charaktere von heute, und selbst das Ereigniß, welches im vollsten geschichtlichen Lichte der Gegenwart steht und das Staat und Gesellschaft zur Stunde gestaltet hat, der Deutsch-Französische Krieg, ist in glücklicher Weise mit dem Faden der Erzählung verknüpft.

Neben Sibylle, dem katzenartig sich Stellung und Bedeutung erkämpfenden Weibe, stellte der Verfasser zwei andere Frauen, in Gräfin Lola Oldenkamp die verständige, aller Lüge abgeneigte Frau und in Blanka von Bärwald das unschuldig tändelnde weibliche Wesen, welches nur der Stunde lebt; im Grafen Arndt von Bärwald den verliebten Greis, in Alhard den Heißsporn, in Herrn von

Felsing den verliebten knapp dotirten Lieutenant, in Dr. Kay von Hissen den geistreichen Philosophen des Salons, und beweist damit, daß ihm die Verwerthung des Kunstprincips, durch Gegensätze zu wirken, wol geläufig ist. Das bunte Spiel des Lebens, durchzittert vom Dominantaccord, der vom gespensterhaften Weibe ausgeht, entwickelt sich zu einem Schlusse, wo der durch Lüge gewonnene Erfolg Sibyllens davon zusammenbricht, daß sie sich mit der sittlichen Allmacht des ewigen Richters in Streit setzt. Die Unterdrückten richten sich auf, die Verleumdeten kommen zu ihrem Rechte; durch einen falschen Eid verfällt die Heldin einem furchtbaren Geschicke.

Die Gruppirung des Romanstoffs ist eine wohlgelungene und der Stil des Verfassers ein lebendiger und frischer. In dem Bestreben, drastisch zu sein, ging er jedoch zuweilen etwas zu weit. In der Beschreibung einer der Schlachten des Deutsch-Französischen Kriegs heißt es:

Buuummmm—buuumm—buuuummm — herüber und hinüber. Zschzschzschzschzsch—krack—krack—bumm. Eisenbälle durchsausen wie die Raubvögel die Lüfte. Doch nur eine undenkbar kurze Zeit besitzt das Auge die Fähigkeit, sie zu erfassen. Das Kleingeschwätz steigert sich mehr und mehr, knack—knack—knack—rrrrrrrrrr—rrrrrrrrrrr—rrrrrrrrrrrrr—rummmmmm—buuuuuum—buuuuuuuuuum— die Hölle ist in die Gesellschaft gefahren.

Diesen vermeintlichen Realismus der Darstellung finden wir nicht zulässig.

Der fünfunddreißigste Band der Bachem'schen Novellensammlung (Nr. 4) gibt von E. Rudorff, der sinnigen und gehaltvollen Erzählerin, eine weniger durch überraschende Ereignisse als durch anmuthige und gefällige Erzählungsweise mustergültige Novelle: „An den Stufen des Thrones", bei welcher vornehmlich die Zuspitzung als neu und fein bezeichnet werden muß. In „Eine zehnte Sinfonie" erzählt uns Elise Polko eine ihrer Künstlergeschichten in ihrer bekannten, hier recht anziehend auftretenden Manier. Ueberaus fesselnd ist „Maria Angela" von E. von Pütz sowol durch den Stoff als durch seine präcise und knappe Behandlung. Man glaubt einen der trefflichen ältern Erzähler der romanischen Literatur in der Novelle zu hören.

„Schloß Hartenfels" (Nr. 5), Roman von M. Berger (S. von Follenius), enthält die Bekehrung des einen weiblichen Charakters durch den andern. Die Baronin Erna, die zweite Frau des im Staube seiner Bibliothek vegetirenden, den Anforderungen des Lebens abgestorbenen Barons, stellt die leichtlebige Frau des Salons, ihre Stieftochter Charlotte die tiefer angelegte weibliche Individualität dar. Beide erringen und erkämpfen Erfolge, die eine durch Prunk, Pracht und Schein mit dem Opfer des Vermögens ihres Gatten und ihrer Stieftochter, die andere durch die samariterhaften Tugenden, deren „Gewinn nicht von dieser Welt" ist. Die Verfasserin entwickelt ihren Stoff in gefälliger Abwechselung und gewinnt ihm das Interesse des Lesers.

Etwas jedoch müssen wir als nicht erlaubt bezeichnen. Jeder Erzähler muß bei seinem „Griff ins volle Menschenleben" die Wirklichkeit hervorziehen und seine Conflicte aus vorhandenen Zuständen nehmen. Der Knotenpunkt dieses Romans ist die Belastung des Besitzthums vom Baron mit Schulden durch die Baronin und der unrechtmäßige Verbrauch des Vermögens der Stieftochter. In beiden Fällen sind die Besitzer mit der Aneignung ihrer Rechte unbekannt. Welche Welt schwebte dabei der Verfasserin vor? Mit Hypotheken belastet man kein Gut, wenn man nicht Eigenthümerin davon ist und Vermögenstheile kann man sich nicht aneignen mit „La bourse ou la vie".

Lina Vagt.

Der Schlußband von Nachtigal's Reisewerk.

Sahârâ und Sûdân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Von Gustav Nachtigal. Dritter Theil. Herausgegeben von E. Groddeck. Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Theil. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 15 M.

Mit freudigster Ueberraschung haben die zahlreichen Verehrer unsers unvergeßlichen Dr. Nachtigal, hat die ganze geographische Welt in diesem Bande die Vollendung des classischen Reisewerks „Sahara und Sudan" begrüßt. Die anfangs gehegten Hoffnungen, daß aus dem Nachlasse des 1885 im opfermuthigen Dienste für das deutsche Vaterland uns entrissenen Verfassers der noch ausstehende dritte Theil dieses Meisterwerks sich vielleicht werde zusammenstellen lassen, verkümmerten, da Jahr um Jahr verstrich, ohne daß den 1879 und 1881 erschienenen Bänden die ersehnte Schlußfolge zutheil wurde. Und nun auf einmal liegt das kaum noch Erhoffte stattlich in Form eines 548 Seiten starken Bandes doch vor uns!

Wir verdanken diese Sehnsuchtsstillung der sachkundigen Mühewaltung der Frau Geheimrath Groddeck, der Erbin von Nachtigal's literarischem Nachlasse. Aus dem von ihr verfaßten Vorworte erfahren wir, daß der Verewigte trotz der vielfältigen Ablenkung seiner Thätigkeit während der Schlußzeit seines Lebens nach ganz andern Richtungen hin gleichwol den ihm so sehr am Herzen liegenden Abschluß seines „Sahara und Sudan" vorbereitete, indem er zunächst den Bericht über seine Reise von Bornu nach Wadaï und Dar-For und von da nach Kordofan einem Stenographen in die Feder dictirte. Außerdem freilich lagen nur noch vereinzelte Bausteine vor, um den Ausbau dieses dritten Bandes zu vollführen: Nachtigal's Tagebücher und Aufzeichnungen aus Bornu, Wadaï, Dar-For, Entwürfe

zu den Vorträgen, welche derselbe nach der Heimkehr über seine große Reise von Tripolis quer durch die Wüste, von Bornu und Bagirmi bis zum Nil gehalten, endlich eine eigenhändige Kartenskizze Nachtigal's von Dar-For sowie Abschriften von Briefen aus Wadaï und For.

Die Herausgeberin hat es vorzüglich verstanden, dieses höchst ungleichartige Material zu einem Ganzen zu verschmelzen, in welchem auf jeder Seite der ganze Nachtigal uns entgegentritt: seine schlichte Klarheit und treffende Anschaulichkeit, mit welcher er Selbstgeschautes, Selbsterlebtes oder mit eisernem Fleiße Erkundetes darzustellen verstand, die echt wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der Großes und Kleines, Natur wie Volk und Volkssitte, Staat und Wirthschaft geschildert wird, nicht am wenigsten die herodoteische Treue, welche den Thatsachenbericht durch keinerlei theoretischen Subjectivismus vertrübt, Menschen und Völkern allezeit gerecht wird, auch wo sie sich gegen den Reisenden selbst recht unliebenswürdig benahmen, kurz aufs strengste die Wahrheit verkündet in allen Dingen.

Auch der Verlagshandlung gebührt volle Anerkennung für die würdige, den von einem andern Verlage stammenden frühern Bänden voll ebenbürtige äußere Ausstattung dieses Bandes. Zu illustrativen Zuthaten fehlte leider jeglicher Anhalt, und es ist nur zu billigen, daß infolge dessen jede Bilderbeigabe verschmäht wurde, abgesehen von einem Porträt, welches den muthigen Forscher in seinem sudanischen Prachtkleide (nach einer photographischen Aufnahme) darstellt; unglücklicherweise sind nur die Augen auf diesem Bilde so verschwommen und fast wie träumerisch halb geschlossen, daß hierdurch dem Gesicht ein naturwidriger Ausdruck verliehen ist; gerade im scharfen, durchdringenden Blicke der lebhaften, dunkeln Augen lag ein gut Stück von Nachtigal's Charakter ausgeprägt.

Gegen die angehängte Karte, deren Herstellung allerdings bei der noch ungenügenden Aufnahme des ganzen östlichen Sudans, insbesondere der Lande Wadaï und For, auf beträchtliche Schwierigkeiten stoßen mußte, läßt sich wol mancherlei einwenden. Sie steht in mehrfachen Einzelangaben geradezu im Widerspruche mit Nachtigal's Text, ohne daß an den betreffenden Stellen des letztern versucht wäre, den Widerspruch zu heben oder wenigstens anzudeuten, ob er thatsächlich verursacht ist durch Mangel an Uebereinstimmung zwischen Nachtigal's schriftlicher und kartlicher Eigenangabe.

In der Stoffanordnung leitete erfreulicherweise nach dem Vorbilde der beiden vorangegangenen Bände der wohlthuende und zugleich leichterer Uebersichtlichkeit zugute kommende Wechsel zwischen Kapiteln, welche die Reise und den Aufenthalt des Reisenden in den Hauptstädten der geschilderten Reiche beschreiben, und andererseits solchen, welche der zusammenfassenden Darstellung über Land und Volk, Geschichte und Verfassung gewidmet sind.

Zunächst werden wir in das centralsudanische Reich Bornu, nach dessen Hauptstadt Kuka versetzt und genau eingeweiht in die dortigen Zustände während des Winters von 1872 zu 1873 bis zu Nachtigal's Abschied von seinem treuen Beschützer, dem Landesfürsten Sultan (oder vielmehr „Scheich") Omar, welchem die Ehrengeschenke König Wilhelm's von Preußen zu überreichen bekanntlich die Veranlassung zur ganzen innerafrikanischen Forschungsreise Nachtigal's gegeben hatte.

Zu Anfang März 1873 werden endlich die Kamele zur längst ersehnten Reise nach dem östlichen Nachbarlande Bornus, nach Wadaï, beladen. Herzlich verabschiedet sich unser Forscher von dem „liebenswürdigen" Negerfürsten, dessen Gastfreundschaft er so lange genossen, und von Hunderten in Kuka gewonnener Freunde wird ihm beim Aufbruch in das gefürchtete Land des Märtyrertodes Dr. Eduard Vogel's glückliche Reise gewünscht, „mit einer Herzlichkeit", fügt Nachtigal hinzu, „welche mir bewies, wie fern ihnen in diesem Augenblicke religiöser Fanatismus lag; der ganze liebenswürdige und harmlose Charakter der Leute kam bei diesem Abschied zu Tage." Freilich war das alles nur das natürliche Echo der seltenen Meisterschaft, mit welcher Nachtigal, ohne jemals den Europäer, den Christen zu verleugnen, die afrikanischen Eingeborenen zu behandeln verstand, als echter Deutscher ausnahmslos in ihnen ohne Unterschied von Hautfarbe, äußerlicher Culturform und Glauben den Menschen ehrend, womöglich ihnen trotz beschränktester eigener Mittel freigebig von seiner Habe mittheilend und ohne jegliches Entgelt ihnen ärztlichen Beistand leistend.

Die etwa 1000 Kilometer messende Wegstrecke um die Südgestade des Tsadsees bis nach Abesche, der Residenz des Wadaïherrschers Ali, entrollte das Landschaftsbild des trockenern steppenhaften Sudan, des Uebergangs vom wald- und savannenreichen Theile Aequatorialafrikas zur nördlichen Wüste. Bezeichnet ist dieser Uebergangsgürtel durch rinderzüchtende Stämme in seinem immer noch besser befeuchteten Süden, durch kamelzüchtende in seinem Norden. An langes Ertragen von Trockenzeit angepaßte Gewächse, wie die eigenthümlich cactusähnlich umgebildeten Euphorbien, vor allem feinlaubige Akazien walten unter den höher aufragenden Elementen der nicht eben mannichfaltigen Pflanzendecke vor. Geselliger Baumwuchs ist meist eingeschränkt auf die Ufer der (in der trockenen Zeit wasserarmen) Flüsse und auf Muldentiefen des Bodens. Man vermißt hier schon den in den westafrikanischen Tropenwäldern so häufigen grauen Papagei; aber Strauße jagen über die offene oder buschbedeckte Flur, Giraffen weiden das Akazienlaub ab, das Nashorn ist noch so wenig ausgerottet wie Löwe und Hyäne, bisweilen trifft man auf die urzeitlichen Gestalten des Erdschweins oder des Ameisenbärs; auch der seltsame Klippdachs fehlt nicht, ein Vielhufer, der in Aussehen und Lebensweise eher dem Murmelthiere gleicht.

Ueberaus bunt gemengt zeigt sich die Bevölkerung, auch die von Wadaï selbst und von dem ihm ostwärts benachbarten Dar (d. h. Land) For. Bald sind es arabische Nomadenvölker, gewöhnlich durch ihre kühnen Raubzüge,

die „Ghasien", gefürchtet, bald wohnen friedliche Ackerbauer von negerdunkler Hautfarbe verschieden tiefer Schattirung in Dörfern aus thönernen Rundhütten mit spitzem, zuckerhutförmigem Strohdach und bauen Baumwolle nebst Getreide, und zwar meist Duchn (Penicillaria), eine Getreideart, welche leichtern Sandboden liebt, nur auf schwererer, d. h. mehr thoniger Bodenart das bekanntere (an Mais erinnernde) Büschelgetreide, die Durra, das sogenannte Negerkorn. Doch keineswegs scheidet sich so einfach die Bewohnerschaft dieses östlichen Sudans in schweifende Zugewanderte arabischer Abkunft und in altansässige Neger. Gar mancher Araberstamm ist auf sudanischem Boden zum Ackerbau übergegangen; vielfach hat Sittenausgleichung und Blutmischung mit den Negern stattgefunden. Gerade darin liegt das wissenschaftliche Hauptverdienst, welches sich Nachtigal um die Völkerkunde erworben hat, daß er unvoreingenommen von irgendeiner Theorie das helle Licht der Wahrheit hat eindringen lassen in dieses mittel- wie ostsudanische Völkerchaos, in welchem selten noch rein erkennbar der Negerbestandtheil sich abhebt vom arabischen, seitdem die Annahme des Islam die Grenze zwischen beiden in jenen Sudanstaaten verwischt hat, sodaß stets nur die „südlichen Heiden", d. h. die im Süden von jenen Reichen wohnenden nichtmohammedanischen Stämme als unvermischte Neger gelten können. Lehrreiche Beispiele deckt unser Forscher auf, wie ein Volk auf neuem Boden mit oder ohne Blutmischung mit Stammesfremden so gründlich sich in Lebensweise, Sitte und Sprache zu wandeln vermag, daß höchstens vielleicht eindringendere anthropologische Untersuchung die ursprüngliche Rassenzubehör zu enthüllen im Stande wäre. Zum Glück erwies sich König Ali von Wadaï dem fremden Ungläubigen gegenüber nicht im mindesten unfreundlich; er nahm ihn unter seinen mächtigen Schutz, erwies ihm die üblichen Gnadengeschenke, namentlich in Speiselieferungen nach seinem Obdach in Abesche bestehend, und erfreute sich gern an der Unterhaltung mit dem klugen weitgereisten Manne, der ihm eine so ganz wunderbare fremde Welt, diejenige unserer Gesittung, verständlicher machte.

Nachtigal beschreibt die erste Audienz, welche glückverheißend das Siegel von seiner nächsten Zukunft löste, ganz eingehend. Durch verschlungene Wege des gebäudereichen Königspalastes gelangte er erst in den Wartehof und hockte dort nach Landessitte nieder. Niemand erwiderte seinen Gruß, alles rückte argwöhnischen Blickes von ihm weg. Doch nicht lange, nachdem er dem König gemeldet worden, kam der Königsbote, kniete vor ihm nieder und forderte ihn, leise in die flachen Hände schlagend, mit den Worten: „Der König, unser Herr, ruft dich", zum Eintreten auf. Durch lange Gänge, unter mehrfachen Stoffvorhängen durchkriechend, gelangte Nachtigal nunmehr in einen großen quadratischen Hof:

Genau in der Mitte des Hofes befand sich ein weites Schattendach, unter welchem große Krüge mit dem Wasservorrath aufgestellt waren. Zwischen diesem Schattendach und den den Hof zu beiden Seiten begrenzenden Gebäuden saß auf einer mit Teppichen bedeckten Matte der gefürchtete Herrscher von Wadaï in einem einfachen Baumwollenhemde, ebensolchen Beinkleidern und mit einem kleinen Tarbusch auf dem Kopfe, ohne von Höflingen und Großwürdenträgern umgeben zu sein, während ich die früher von mir besuchten Herrscher nie ohne einen großen Theil ihrer Dienerschaft gesehen hatte. Ein Bild höchster Einfachheit! Am Eingange in den Hof, nahe der Thür, hockte ich nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte dem König, der Sitte gemäß, langes Leben, Sieg und Gesundheit. Sein Anblick und noch mehr seine ersten Worte gaben mir meine ganze Sicherheit wieder. Er dankte einfach für meine Glückwünsche, forderte mich auf, mich dicht bei ihm niederzusetzen, fragte nach dem Wege, nach den Strapazen desselben, ob es wahr sei, daß ich bei seinem Feinde, dem König von Bagirmi, gewesen sei und das Heidenland Somraï besucht habe, wo er selbst seinerzeit gewesen war, und unterließ nicht sofort hinzuzufügen, bei ihm und unter seiner Herrschaft würde ich die vollständige Sicherheit genießen; ja er fügte hinzu, ich könne, wenn ich es wünsche, sein ganzes Land „beschreiben", er wisse wohl, daß Europäer zur Bereicherung ihrer Kenntnisse in die weitesten Gegenden reisen und diesen Gewohnheiten überall treu bleiben, und wenn er auch den Zweck und Nutzen nicht begreife, würde er mir kein Hinderniß in den Weg legen. Auch die äußere Erscheinung des Fürsten war nichts weniger als abstoßend. Er war ein kräftiger, breitschulteriger Mann von etwa fünfundbreißig Jahren, mit spärlichem Barte, einer ins Röthliche spielenden dunkeln Hautfarbe, mäßig entwickelter Nase, wenig hervortretenden Backenknochen und im ganzen eher hübschen als häßlichen Gesichts mit etwas Neigung zur Fettbildung. Das Schönste an ihm waren die großen, klug und bestimmt blickenden Augen.

Da Nachtigal nur eine kürzere Südstreife von Abesche aus durch Wadaï unternahm, so sind seine Mittheilungen über die Natur dieses Landes naturgemäß nur fragmentarisch. Aber da sie ein bisher der Wissenschaft ganz verschlossen gewesenes Land betreffen, so sind dieselben doch von hohem Werthe; noch mehr indessen gilt das von den ungleich umfassenderen Nachrichten über die bunte Musterkarte des Wadaïvolks und dessen Zustände. Man erkennt deutlich auch hier den gar nicht zu unterschätzenden Cultureinfluß des Islam. Selbst das kleinste und ärmlichste Wadaïdörfchen hat mindestens eine als Moschee zu betrachtende Hütte, in welcher Schule abgehalten wird, und wo zugleich die im Lande umherziehenden Gelehrten (gewissermaßen Bettelstudenten) wohnen und Reisende (wie oftmals auch unserm Nachtigal geschah) Herberge finden. In größern Dorfschaften gibt es drei öffentliche Hütten: eine für die Alten, eine für die Männer vom fünfundzwanzigsten bis funfzigsten Jahre und eine für die Jünglinge. Seltsam genug hat der Mann eine eigene Behausung eigentlich nur für die Nacht. Die Privathäuser gehören den Frauen; diese verlassen das Haus nur um Holz und Wasser zu holen oder zur Feldarbeit. Letztere liegt jedoch mehr den Männern ob, die man außerdem tagsüber im gemeinsamen Clubhause ihrer Altersgruppe fleißig Baumwolle spindeln, weben und nähen sieht.

Auch sehr merkwürdige, zäh aus der Urzeit unsers Geschlechts erhaltene Sittenzüge betreffs der ehelichen Beziehungen entdeckte Nachtigal in Wadaï. Der Ehemann z. B. ißt nicht in Gegenwart seiner Schwiegermutter und

beobachtet vor dem Schwiegervater die gleiche Zurückhaltung mehrere Jahre lang nach Schließen des Ehebundes. Auch die Frau darf niemals weder in Gegenwart der Schwiegerältern noch der Schwäger und Schwägerinnen essen, wenn dieselben älter sind als sie selbst. Mit dem Ehemanne zusammen oder in seiner Gegenwart niemals; wenn sie ißt, so geschieht dies vielmehr in solcher Entfernung, daß der Gatte sie weder essen sehen noch hören kann.

Bis herab zum urzeitlichen Entfachen des Feuers mittels Quirlens eines Holzstabes in der Rinne eines größern glatten Holzstückes findet sich hier Altes und vom Islam, viel weniger von Europa eingeführtes Neue beisammen. In den Gewerben offenbart sich die auffälligste Unselbständigkeit. Das For-Land hat doch wenigstens eine Besonderheit in seinen hübschen Stroharbeiten und Korbflechtereien, Wadaï dagegen erzeugt gar nichts Eigenes von besonderem Werthe; daher ist auch sein Handel ins Ausland allein beschränkt auf Elfenbein, Straußenfedern und — Sklaven. Will jemand in Wadaï eine bessere Strohhütte oder ein Erdhaus gebaut haben oder sollen europäische Stoffe verarbeitet werden, so wendet er sich an einen Mann aus Bornu oder Bagirmi; will er sich gut kleiden, so kauft er Bornu- oder Haussafabrikat.

Ganz oder fast unbewohnte Oeden trennen das Land For im Westen von Wadaï, im Osten von Kordofan. Der landschaftliche Eindruck bleibt auch bei Fortsetzung der Reise gen Osten im wesentlichen der frühere. Etwas steigt der Boden ostwärts empor. Abesche liegt ungefähr auf münchener Seehöhe (dies ist zugleich die Durchschnittshöhe der Sahara), der Norden Fors liegt 150—250 Meter höher, das Marragebirge gipfelt mit Brockenhöhe, blieb jedoch von Nachtigal's Weg rechts hin entfernt.

Erkundigungen neben eigenen Erfahrungen während des Aufenthalts in der forischen Hauptstadt el-Fascher brachten abermals für die Völkerkunde erkleckliche Ausbeute. Die räthselhafte Stellung der Schmiede kam auch in diesem Lande zur Beobachtung (sie findet sich in dem ganzen Länderzuge vom Sudan durch das östlichste Afrika bis nach Südarabien); einerseits wie eine Pariakaste von den übrigen verachtet, spielen sie eine auf dunkle Vorzeit zurückweisende Vorzugsrolle, aber stets nur in hohlen, jetzt nichts mehr bedeutenden Formen; in Dar-For tritt bei gewissen Ceremonien sogar der „König der Schmiede" dem regierenden Fürsten nächst zur Seite. Der so weit über die Erde verbreitete Zwang zur Witwenheirath ist in For dahin formulirt, daß der Sohn seine verwitwete Stiefmutter zu heirathen verpflichtet ist (und bei der üblichen Polygamie hat die Mutter neben eigenen auch gewöhnlich Stiefsöhne). An grausige Kannibalensitte früherer Geschlechter mahnt der heilig forterhaltene Brauch, daß bei dem alljährlichen „großen Paukenfest" ein Hammel geschlachtet wird, dessen Eingeweide und Augen mehrere Tage nach dem Schlachttage, also im angefaulten Zustande, mit scharfem rothen Pfeffer gewürzt, von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hofstaats verzehrt werden müssen. Das bringt uns Isaak und den Widder ins Gedächtniß, denn die erwähnte ekelhafte Satzung soll nur die Milderung eines Menschenopfers bedeuten: in der heidnischen Zeit (manche behaupten noch bis in den Anfang unsers Jahrhunderts) mußte bei jenem Feste eine kaum mannbar gewordene Jungfrau als Opfer geschlachtet und ihr Eingeweide in der nämlichen Weise verschlungen werden wie nun das des Hammels. So kräftig der Islam die Menschenfresserei zurückgedrängt hat im kannibalenreichen Afrika, so gelten noch heute die Massalit Ambus an der forischen Südwestgrenze als unbekehrte Kannibalen. Aus sicherer Quelle erfuhr Nachtigal, daß noch jetzt zuweilen kleine, aus Menschenhaut gemachte Wasserschläuche (wie sie sonst aus Ziegen- oder Rindshaut verfertigt werden) von dort in Handel kommen. Alfred Kirchhoff.

Zur Alterthums- und Vaterlandskunde.

1. Ein ästhetischer Commentar zu Homer's Ilias. Von E. Kammer. Paderborn, F. Schöningh. 1889. 8. 4 M.

Die Aesthetik pflegen sonst die Philologen — außer etwa die Literarhistoriker unter ihnen — den Männern von Fach, d. h. den Philosophen zu überlassen, und wenn sie ihr suchen aus dem Wege zu gehen, so kann man es ihnen nicht eben übelnehmen, denn — vestigia terrent. Es haben sich so viel unberufene Schöngeister zu diesem Fache gedrängt, daß die ästhetische Betrachtung und Ungründlichkeit für Zwillingsschwestern, wenn nicht gar für ein Wesen gehalten wurden und von vielen jetzt noch gehalten werden. Es gibt auch Philologen, denen sogar Lessing's Aesthetik, wenn sie sich über philologische Fragen verbreitet, nicht zusagen will, weil er — kein schulgerechter Philologe gewesen sei. Nur bei Homer hat sogar Lachmann, sonst wahrlich kein Freund schöngeistiger Erörterungen, an der Aesthetik nicht ganz und gar vorbeigehen können, er hat sie, wenn auch so knapp und karg als möglich verwerthen müssen im Dienste der Kritik von echt und unecht, der sogenannten höhern Kritik. Seine Nachfolger, die vielleicht zahlreicher sind als wünschenswerth ist, haben natürlich dieses Gebiet auch streifen, sogar ordentlich betreten zu müssen geglaubt, oft auf eine Art, daß selbst menschliche Wesen sich darüber „betreten" zeigten. Mag aber getrieben werden was da will, Hauptsache bleibt immer die Frage: Was ist dabei herausgekommen? Was hat der ästhetische Wettlauf schließlich, d. h. bisjetzt, eingetragen? Die Antwort lautet: Verhältnißmäßig nicht viel, wenigstens nicht viel, was allgemein als sicheres Ergebniß anerkannt wäre. Im übrigen ein Heer von Ver-

muthungen, Behauptungen, die oft feindlich aneinanderprallen, die nicht siegen und nicht unterliegen, wenn sie nicht zerstieben und verwehen. Es ist kein erhebendes Schauspiel, und wer nicht noch andere Waffen, als die blos ästhetischen, in den Kampf bringt, wird selten mit Ehren bestehen.

Und das uns vorliegende Buch? Sein Verfasser hat sich als eifriger Verfechter der „Einheit der Odyssee" erwiesen. Diesmal hat er sich eine andere Rolle gewählt. Das ist kein Widerspruch a priori. Die „Ilias" kann ja ganz andere Schicksale gehabt haben, bevor sie zu dem Ganzen zusammenwuchs, das jetzt diesen Namen führt. Da ist, wenigstens nach des Verfassers Ansicht, von den vierundzwanzig Büchern kaum eins, das nicht im Laufe der Zeit größere oder kleinere Veränderungen (Interpolationen) erfahren hätte, eine Anzahl derselben ist „größtentheils spätere Dichtung", eine noch stattlichere ganz und gar „spätere Dichtung", das Echte und Ursprüngliche wird kaum die Hälfte des großen Ganzen ausmachen. Der Verfasser hat sich ein großes Ziel gesteckt: die ursprüngliche „Ilias" nämlich aus dem Schutte der Ueberlieferung, welche die Herrlichkeit der Dichtung oft bis zur Unkenntlichkeit verdeckt hat, hervorzuziehen, und er glaubt es (vgl. Vorrede) erreicht zu haben (allerdings nicht blos durch die Mittel der Aesthetik; er meint, überall wo ästhetische Bedenken auftreten, gebe sich auch der sprachliche Ausdruck als ein bedenklicher zu erkennen). Schon manche vor ihnen haben dasselbe geglaubt, zuletzt, wenn wir nicht irren, W. Christ, blos daß dessen Commentar lateinisch geschrieben ist und auch noch andere Fragen behandelt. — Unsers Wissens gab es bisher noch keinen „ästhetischen Commentar" zur „Ilias". Ob zu einem solchen auch die „Realien" gehören, welche der Verfasser seiner Untersuchung vorangeschickt hat, darf bezweifelt werden, um so mehr, da sie nur längst Bekanntes enthalten und höchst summarisch, wenig methodisch gegliedert sind. Wer diese Realien nicht kennt, für den ist der zweite, kritische Theil des Buchs nicht geschrieben, wennschon der Verfasser sich alle Mühe gibt, alles gelehrte Rüstzeug beiseite zu lassen und seine Untersuchung jedem Denkenden zugänglich und genießbar zu machen.

Der Werth des Buchs liegt im zweiten Theile, wo Buch für Buch der Reihe nach besprochen wird. Eine Art Einleitung zum Ganzen — wir sagen absichtlich eine Art, denn sie ist eigentlich das Ergebniß, das Facit der ganzen Untersuchung, könnte übrigens auch knapper gehalten sein — die Einleitung also bildet eine Skizzirung der „ursprünglichen «Ilias»", und die Frage ist nun: Ist diese aus dem Ganzen so ausgeschält und ausgeschieden, daß alles Ueberflüssige und Ungehörige weggefallen, der Kern aber völlig unversehrt geblieben ist? Wenn dies die Meinung des Verfassers ist, so können wir ihm leider nicht beipflichten. Es gibt einzelne (nicht zu viele) in alter und neuer Zeit gefundene durchschlagende Kriterien, gegen welche der zäh conservative Aberglaube von der Vollkommenheit alles Homerischen vergebens ankämpft. Diese hat Kammer natürlich auch verwerthet, hat aber dann auch manche andere, die höchstens auf einen Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen können, zugezogen — und solcher Kriterien gibt es, im eigentlichen Sinne, mehr als genug. So trivial es auch klingen mag: es läuft so manches, so gar manches, auf das bekannte de gustibus u. s. w. heraus, und wenn der eine Kritiker des andern Geschmack belächelt und bezweifelt, so ist auch das — Geschmacksache. Früher galt — und, wer weiß, bei vielen gilt vielleicht jetzt noch — die sogenannte „Mauerschau" im dritten Buche für ein exquisites Meisterstück des Dichters, jetzt, d. h. nach Kammer's Ansicht, hat der Dichter dieses Motiv einem andern Gesange entlehnt und „lange nicht so lebendig zu gestalten gewußt". Ein andermal wird aus dem gleichen Umstande ein entgegengesetzter Schluß gezogen. Im fünften Gesange nämlich „redet Apollo ohne weiteres den auf dem Schlachtfelde weilenden Ares an, ohne daß eine Rückkehr auf den Kampfplatz gemeldet wird" — und das soll für „spätere Dichtung" sprechen; im ersten Gesange dagegen wird das Opfer in Chryse einem Nachdichter zugeschoben, „der daran Anstoß nahm, daß zwar die Entsendung des Odysseus erwähnt wird, nicht aber seine Rückkehr"; dieser Nachdichter nämlich „empfand nicht die künstlerische Feinheit Homer's, Selbstverständliches und Unwesentliches der poetisch gestimmten Phantasie des Hörers zu überlassen". Hier also ist das Schweigen des Dichters eine Schönheit! — Unsereiner dagegen darf und will trotzdem nicht verschweigen, daß Kammer's Buch eine Anzahl feiner und treffender Bemerkungen enthält. Ob und wie viel Neues darunter ist, wird freilich nur der wissen, der den weiten Ocean der Homer-Literatur zu überschauen vermag — und wie viele können sich dessen heute noch rühmen?

2. Der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda oder die Edda eine Tochter des Teutoburger Waldes. Von G. Aug. B. Schierenberg. Frankfurt a. M., Reitz u. Köhler. 1889. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Grundzug vorliegender neuer Untersuchung des ehrwürdigen Verfassers — wenn sie überhaupt in ihrer Mischung von Altem und Neuem, das sich durch verschiedenen Druck und verschiedenes Papier buntscheckig genug ausnimmt, als „neu" bezeichnet werden darf — ist ein anerkennenswerther sittlicher und wissenschaftlicher Ernst und eine man möchte sagen heilige Ueberzeugung, wenn auch recht unerquickliche Seiten (Polemik bis zu Injurienklage u. a.) sich in das Convolut eingeschlichen haben. Der Verfasser hat schon wiederholt, in frühern Veröffentlichungen, seinen Standpunkt in der Eddafrage klar und deutlich bezeichnet, er hält, kurz gesagt, die Römerkriege für die Grundlage der germanischen Götter- und Heldensagen; er meint, die einzelnen Helden seien gezwungen worden, maskirt, unter falschem Namen aufzutreten, um den Dienern der Inquisition nicht Verdacht einzuflößen. Das ist nun

allerdings ein gar völlig neuer, origineller und überraschender Standpunkt, und wenn er als richtig bewiesen werden kann, so ist dies eine wissenschaftliche That ersten Ranges. Aber mir will es scheinen, als stelle der Verfasser so hohe Forderungen an die Phantasie des unbefangenen Lesers, daß dieser, will er ihnen genügen, vor allem sein verstandesmäßig Nachdenken und Nachprüfen für eine Zeitlang verabschieden muß. Unter einem „unbefangenen" stelle ich mir fürs erste einen solchen Leser vor, der mit der speciellen Eddaforschung nicht vertraut ist und die Götter- und Heldensagen der Edda, wie die Theogonie irgendeines andern Volks als Product mythischen (oder, was dasselbe ist, poetischen) Denkens naiv auf sich einwirken läßt. Aber auch der Germanist kann sich, soll sich sogar als wissenschaftliche Forderung seine „Unbefangenheit" wahren, ja, er gelangt gerade durch sein Forschen zu einem noch höhern Grade von „Unbefangenheit". Ich zweifle, daß der Verfasser in einer der beiden Klassen Gläubige finden werde. Wenn es auch ziemlich sicher sein mag, daß die Eddalieder nicht im Norden, sondern in Deutschland entstanden sind, so trägt doch Sigurd, trägt Fafnir ein so entschieden mythologisches Gepräge, daß man nicht an den bloßen dünnen Faden einer beiläufigen Erwähnung (eines isländischen Abtes um 1150), die Gnitaheide, d. h. der Schauplatz des Kampfes zwischen Sigurd und Fafnir, liege bei Paderborn, das Schwergewicht einer Behauptung hängen darf, wie die ist: Sigurd sei nur ein anderer Name für Arminius und im Drachen Fafnir sei die römische Macht personificirt!

Der Verfasser hat freilich auch eingesehen, daß er seine Aufstellung beweisen muß und hat „Beweise" beigebracht — aber welche! Auch nicht einer scheint mir stichhaltig, kann es gar nicht sein, denn die ganze Beweisführung ruht von vornherein auf einem falschen Untergrunde. Statt daß ihn einzelne augenfällige und entscheidende unzweifelhafte Thatsachen geschichtlicher Symbolik hätten zum Forschen reizen und ihm den „Ariadnefaden" in die Hand geben sollen zur Auffindung des Princips, bewaffnet er sich gleich am Eingang mit dem völlig unerwiesenen Princip und sucht nun nach diesem alles und jedes zu modeln, indem er eine Symbolik zusammenschweißt, daß es uns schwarz vor den Augen wird. Vor seinen Augen freilich ist klarer blauer Himmel und er wird uns der Blindheit zeihen wollen. Aber nur wer leugnen will, daß seit einem Jahrhundert die wissenschaftliche Methode im allgemeinen, Etymologie und Mythendeutung im besondern Fortschritte gemacht haben, wird der Beweisführung des Verfassers folgen können. Mag jene topographische Angabe des Abtes über die Gnitaheide uns noch so merkwürdig und unerklärlich erscheinen, so berechtigt sie uns doch nicht im entferntesten zu einem topographischen Schluß auf die Varusschlacht oder zu einer Identificirung des Drachenkampfes mit derselben, und vollends zu der weitern Schlußreihe: Loki = Segestes, Etzel = Italicus (Arminius' Neffe), Esche Yggdrasil = Irmensäule u. s. w. Daß ein „berühmter Mann", Leopold von Ranke, die Ansicht des „Dilettanten" (wie sich der Verfasser selber nennt) über den Hergang der Varusschlacht theilt, mag für diesen eine große Genugthuung sein; aber jedenfalls hat Ranke andere Anhaltspunkte als die mythische Gnitaheide und die vermeintlichen maskirten Eddafiguren! Ich fühle mich nicht berufen, in der Eddafrage auch nur das kleinste Wort mitzusprechen, aber wenn denn die Verfasser der Lieder aus Furcht vor der Kirche bestrebt waren, ihre alten heidnischen Ueberlieferungen unter einer Maske zu verstecken, so darf ich doch die sehr natürliche Frage mir erlauben, warum sie glaubten, mit diesem ganzen Haushalte des Götterhimmels, wie ihn die Edda beut, der Kirche unter die Augen treten zu dürfen? Waren denn jene alten Arminiuslieder so viel heidnischer und anstößiger als diese vermeintlichen Maskenspiele eines Odhin sammt Sippe? Und das Volk sollte verstanden haben, was die Geistlichkeit, der man doch sonst, nicht mit Unrecht, einen feinen Spürsinn zuschreibt, nicht merkte? Das sind mir Räthsel, oder aber — ich müßte den Verfasser falsch verstanden haben.

Ich schließe mit dem Ausdrucke des Bedauerns, in der vorliegenden Schrift trotz des Forschereifers und der Belesenheit ihres Verfassers den „Ariadnefaden" durch das Labyrinth der Edda nicht finden zu können.

3. Der Schauplatz der Varusschlacht. Von E. Dünzelmann. Gotha, F. A. Perthes. 1889. Gr. 8. 60 Pf.

„Toujours perdrix!" möchte man nun bald ausrufen angesichts der jährlich anschwellenden Literatur über die „Teutoburgerschlachtfrage", um deren Ruhm sich nun bereits mehr Oertlichkeiten Deutschlands streiten als weiland Griechenstädte um die Geburtsehre Homer's. Wer aber vollends sieht, mit welchen Mitteln solche Aneignungsversuche vorgenommen werden, möchte sich zu einem „quousque tandem"! veranlaßt fühlen. Und in letzterm Falle befindet sich der einsichtige Leser gegenüber dem allerneuesten Versuch E. Dünzelmann's. Wenn Autoritäten wie Th. Mommsen ihr Votum in einer Sache abgegeben haben, so sollte zum mindesten Vorsicht geboten erscheinen, ehe ein neuer entgegengesetzter Anlauf unternommen wird, es sollte irgendein neuer Fund, eine neue bisher unbekannte Quelle, kurz etwas von Belang vorliegen — aber immer wieder im alten Gleise marschiren, und die erste beste Möglichkeit am Wege auflesen und sie unverfroren als entscheidendes Moment ausgeben, während sie auch nicht einen Schatten von Anspruch darauf erheben kann, das heißt die Geduld des prüfenden Lesers auf eine harte Probe stellen. Etwas Neues hat der neue Forscher freilich zu Tage gefördert, aber niemand wird es anerkennen wollen, denn es ist so unwahrscheinlich als möglich. Mit der Zurückweisung dieser Hypothese (welche übrigens diesen Namen kaum verdient) fällt aber die ganze Schlußfolgerung des Herrn Doctors. Nämlich: der Fluß Lupias (wie ihn der Grieche Strabo, Lupia, wie ihn die römischen Historiker und Geographen nennen) soll nicht, wie

bisher unbedenklich und ausnahmslos angenommen wurde, die Lippe, sondern — hört! — die Hunte sein! Ferner soll das Castell Aliso bei Hunteburg gelegen haben und der Schauplatz der Varusschlacht in die Nähe von Lemförde (in der ehemaligen Grafschaft Diepholz) zu verlegen sein. „Daß die Hunte im Laufe der Jahrhunderte ihren Namen gewechselt hat, kann an sich nicht befremden", meint der Verfasser. Wir meinen dagegen: gar sehr. Es würde dem Verfasser schwer fallen, auch nur mit einem Beispiel diesen Fall zu illustriren, er hätte den Mendere in der Troas anführen können, von welchem ein namhafter Forscher behauptet hat, er sei, was er etymologisch auf jeden Fall ist, thatsächlich nicht der alte Skamander, sondern — der Simois — aber so viel ich weiß, glaubt ihm das niemand.

4. Zusammenstellung einiger Notizen, betreffend die Warfen und ihre alten heidnischen Besitzer, oder Versuch einiger Blicke in die Urzeit unserer friesischen Heimat. Conferenzvortrag mit Anmerkungen von O. Bracklo. Emden, Haynel. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Als „Conferenzvortrag mit Anmerkungen" wird vorliegendes Schriftchen vom Verfasser bezeichnet und in der That bilden die Anmerkungen, welche von einer höchst achtungswerthen Belesenheit zeugen, leicht den werthvollern Theil derselben, insofern der Text nicht viel Neues bietet, allerdings auch (vgl. Titel) keinen Anspruch darauf macht. Die „Landratten" freilich werden manchen Fund thun, aber nur an Worten. Da wimmelt es von Aen und Een, Rieden und Leiden, Blinken und Warfen, Hieseln und Plaggen, von Pack- und Pültwerk und andern nautischen und marinen Terminis, daß es unsereinem ganz bange werden kann.

Gehandelt wird von den ältesten Zuständen, häuslichen, öffentlichen und gottesdienstlichen, Ostfrieslands, des Landes der Chauken, mit dessen „Schliekrande" der kühne Entdeckungsreisende Pytheas von Massilia unter den Ausländern (um 350 v. Chr.) wenn auch nicht zuerst, so doch als einer der ersten in Berührung kam. Wir erfahren Näheres über die Pfahlbauten des Volks, seine Abstammung und Herkunft, natürlich auch von seinen Warfen (welche übrigens der Verfasser zu Nutz und Frommen ungelehrter Leser hätte „verdeutschen" oder verdolmetschen dürfen), ferner von seinen religiösen Vorstellungen, gewöhnlich „Heidenthum" genannt, und hier ist der Verfasser am ausführlichsten, weil er über die Grenzen des Friesenthums hinausschweift und dieses in dem Germanenthum aufgehen läßt. Dagegen wird sich aus dem einfachen Grunde nichts einwenden lassen, weil Specielleres über die Chaukenmythologie nicht überliefert ist und letzteres wieder aus dem ebenso einfachen Grunde, weil die Chauken in ihrer Götterverehrung schwerlich etwas Besonderes werden gehabt haben, was zu erwähnen der Rede werth gewesen wäre.

J. Mähly.

Leichte Reizungen.

1. Leichte Reizungen. Gereimtes und Ungereimtes von Julian Weiß. Leipzig, Werther. 1888. 8. 1 M.
2. Aus dem Tollhause des Lebens. Zeitgenössische Satiren von Julian Weiß. Leipzig, Werther. 1888. 8. 1 M.
3. Fünf Novellen von Julius Hart. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1888. 8. 3 M.
4. Kometenbriefe von Lucifer. Jena, Costenoble. 1888. 16. 2 M.
5. Der Mörder. Von *** Großenhain, Baumert u. Ronge. 1888. 12. 1 M.
6. Dativ. Roman von H. von Freyenstein. Die Heldin der Saison. Novelle von A. Holm. (Bachem's Novellensammlung. Band 34.) Köln, Bachem. 1888. 8. 1 M.
7. Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Von Heinrich Zeise. Mit dem Porträt und dem Facsimile Zeise's. Altona, Reher. 1888. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
8. Nach der Natur. Skizzen in Prosa. Von Sophie von Khuenberg. Graz, Pechel. 1889. 8. 3 M.

Gutzkow beklagt sich in einem Briefe an einen literarischen Freund darüber, daß im stuttgarter „Morgenblatt" seine „Ritter vom Geist" von einem Recensenten besprochen worden seien, der einleitend ausdrücklich bemerkt, „daß er diesen Roman auf der Reise von Frankfurt nach Eisenach im Postwagen gelesen". „Denken Sie sich", ruft Gutzkow aus, „neun Bände in aller Eile zwischen Frühstück und Abendessen im Postwagen gelesen! Und der Mensch will ein Urtheil über ein Werk fällen, an dem ich im Schweiße meines Angesichts über ein Jahr lang gearbeitet habe!"

Wie seltsam berührt uns eine derartige Aeußerung in einer Zeit, in der man so manches Erzeugniß unsers literarischen Büchermarktes ganz bequem in dem Coupé eines Eilzugs zwischen zwei Stationen lesen kann! Die neunbändigen Romane sind nicht mehr nach dem Geschmacke unsers raschlebenden Zeitalters; sie sind ebenso in die historische Rumpelkammer verwiesen wie der Thurn und Taxis'sche Postwagen seligen Andenkens, die „Reichspostschnecke", die einst Börne zum Gegenstande einer satirischen Humoreske machte. Der einbändige Roman nach dem englischen und französischen Muster beginnt auch bei uns sich einzubürgern, eine einfach ersonnene Liebesgeschichte, deren Held und Heldin nach Ueberwindung der unerläßlichen Schwierigkeiten im letzten Kapitel glücklich vereinigt werden, entspricht dem Lesebedürfnisse unsers Publikums, dessen Geschmack nur noch für „leichte Reizungen" empfänglich zu sein scheint. Wir brauchen wol kaum hinzuzufügen, daß wir unter diesem Publikum nur jene große Masse verstehen, über die man stets raisonnirt und mit der man doch stets rechnen muß, der geneigte Leser ist selbstverständlich immer ausgenommen.

Zu dieser „Eilzugsliteratur", deren Erzeugnisse man bequem zwischen zwei Stationen genießen kann, rechnen wir vor allem die feuilletonistischen Plaudereien, die keinen andern Zweck haben, als dem Leser über eine Stunde der Langeweile hinwegzuhelfen. Wir genießen derartige leichte Waare mit Behagen unter dem Striche der Tagesblätter; daß sie auch auf der literarischen Börse ihren Curs behauptet, ist eine Thatsache, die auch derjenige gelten lassen muß, der an der Ansicht festhält, daß mit diesen Eintagsfliegen eines flüchtigen und oberflächlichen Schaffens die literarische Bewegung im edlern Sinne des Worts wenig oder nichts gemein hat. Und diejenigen, denen man vielleicht allzu leichtfertige „Büchermacherei" vorwerfen möchte, dürfen sich immerhin auf das bekannte Wort Voltaire's berufen: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux."

Die beiden Werkchen von Julian Weiß, denen wir den Vortritt gelassen haben, sind typisch für diese Gattung der Tagesliteratur. Die Titel verrathen wenig oder nichts von dem Inhalte und sie könnten ganz gut vertauscht werden, denn die „Leichten Reizungen" (Nr. 1) sind am Ende auch nichts anderes als flüchtig hingeworfene „Skizzen aus dem Tollhause des Lebens" (Nr. 2). Julian Weiß ist ein witziger Kopf, dem es indessen auch auf einen Kalauer mehr oder weniger nicht ankommt. Um nur ein paar Beispiele anzuführen: Einer, der in der „Pessimistengesellschaft" einem andern ein Bierkrügel an den Kopf wirft, wird der reine „Schopenhauer" genannt; auch muß sich ein junges vorlautes Mitglied der Gesellschaft „Pessimistbub" schelten lassen. Julian Weiß ist eben ein echter Feuilletonist, der für den Raum der Tageblätter unter dem Striche eine ganz vorzügliche Kraft ist; daß man an seine „Humoresken" und „Satiren" nicht den kritischen Maßstab legen darf, mit dem man Erzeugnisse der Literatur abzuschätzen pflegt, braucht nach dem früher Bemerkten kaum noch gesagt zu werden. Weiß ist ein unterhaltender „Causeur", der de omnibus rebus et quibusdam aliis mit Grazie zu plaudern versteht. In dem Schlußkapitel der „Leichten Reizungen" — das sich „Kleine Pfeile" betitelt und das manches artige Epigramm bringt, läßt er einen Dichter sagen: „Ich habe Nächte durchgewacht — als ich dies Buch für euch gemacht", und die Leser läßt er antworten: „Drum sind wir schläfrig wohl gewesen — als wir versucht, dies Buch zu lesen." Sicherlich hat Julian Weiß keine Nacht durchgewacht, als er für seine Leser diese beiden „Bücher machte"; aller Wahrscheinlichkeit nach hat er diese heitern Skizzen und Feuilletons nach einem guten Frühstück bei einer guten Cigarre geschrieben. Andererseits darf er freilich auch sicher sein, daß keiner seiner Leser bei dieser Lektüre so leicht einschlafen wird.

Auch die „Fünf Novellen" (Nr. 3) von Julius Hart geben sich als anspruchslose Unterhaltungslektüre, und doch verräth sich in ihnen ein echtes dichterisches Talent, das der neuen realistischen Schule nicht sehr fern steht. In der ersten Novelle „Die Anklägerin" ist der Grundgedanke breit ausgeführt, bei andern, wie in der „Trennungsstunde" bleibt es bei einer novellistischen Skizze; aber überall tritt uns das entgegen, was man Stimmung nennt, in den beiden ersten Novellen vielleicht etwas zu viel Stimmung. Hart läßt keinen Menschen über die Straße gehen, ohne daß sich mit den Wolken, mit den Silberfäden des Mondlichts u. s. w. die merkwürdigsten Dinge ereignen, ohne daß alles umher weint, lacht, schluchzt, brennt oder zu Eis erstarrt. Das Rankenwerk der Natur- und Stimmungsmalerei überwuchert stellenweise die Handlung vollständig. In den spätern Sachen hat er seine reiche, glühende Phantasie mehr in der Gewalt. Im ganzen ein schönes, vielversprechendes Erzählertalent, das in einer echt dichterischen Begabung wurzelt.

Die „Kometenbriefe" (Nr. 4) von Lucifer sind Phantasiestücke in Jules Verne's Manier, aber ohne die Kunst des Franzosen, die Vorgänge, die geschildert werden, auch einigermaßen glaubhaft zu machen. Die Phantasie des Verfassers ist klein, obwol sie sich auf ungemessenen Bahnen bewegt, und da, wo er satirisch zu werden versucht, gelingt es ihm manchmal, recht langweilig zu werden.

„Der Mörder" (Nr. 5) von *** behandelt die Geschichte einer Frau, die — ja, wie sollen wir den Inhalt dieser Erzählung in einer Zeitschrift wiedergeben, die vorzugsweise von Männern gelesen wird? Wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß der Verfasser dieses Büchleins eine Verfasserin ist, und man weiß, daß Ausschweifungen der weiblichen Dichterphantasie oft auch für die reifere männliche Jugend etwas Bedenkliches und Anstößiges haben. Die Verfasserin ist von glühendem Hasse gegen die Männer beseelt, „die ohne das nicht leben können", und sie vertritt die Ansicht, daß man jungen Frauen den „Persönlichen Schutz" von Laurentius oder ähnliche Bücher in die Ehe mitgeben soll als Schutzmittel gegen gewisse Möglichkeiten. Genug! Entweder man hat unsere Andeutungen verstanden, und dann haben wir schon zu viel gesagt; oder man hat uns nicht verstanden, und in diesem Falle bedauern wir, nicht so deutlich sein zu können, wie es die Verfasserin des „Mörders" gewesen ist.

Zwei sehr reinliche Erzählungen, die man zur Anschaffung für die Hausbibliotheken höherer Töchterschulen nicht genug empfehlen kann, bringt der vierunddreißigste Band von Bachem's Novellensammlung (Nr. 6): „Dativ", Roman von H. von Freyenstein, und „Die Heldin der Saison", Novelle von Albert Holm. Dativ ist der seltsame Name des Helden der ersten Erzählung, in der sehr viel gebetet wird und in der alle auftretenden Personen wie die Fliegen dahinsterben, sodaß zuletzt nur die beiden Liebenden übrig bleiben, die nach Gottes unerforschlichem Rathschluß für einander bestimmt sind; und auch sie entgehen kaum der — Katastrophe des Ringtheaterbrandes, deren anschauliche Schilderung den Schluß des Romans bildet. Will man den Unterschied zwischen Roman und Novelle erfassen, so mag man mit diesem „Romane" die „Novelle" von Holm, „Die Heldin der Saison", vergleichen; man wird dann finden, daß dieser Unterschied gar nicht vor-

handen ist, denn beide Erzählungen sind gleich lang und gleich langweilig, und sie gleichen sich auch in Bezug auf Charakterzeichnung, Sprache u. s. w. wie eine hohle Nuß der andern.

Für die Bewohner von Altona und Umgebung, die den norddeutschen Poeten kennen und wol auch zu schätzen wissen, dürften Heinrich Zeise's Mittheilungen „Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten" (Nr. 7) von gewissem Werthe sein. In den Kapiteln „Gelehrte und Dichter, die in Hamburg gelebt haben", „Die Gräber von Ottensen" u. a., bringt es auch Beiträge von allgemeinerm Interesse, doch ist der locale Gesichtspunkt überall vorwiegend.

Ende gut, alles gut! Wir dürfen das bekannte Wort anführen, wenn wir schließlich noch den Skizzen in Prosa „Nach der Natur" von Sophie von Khuenberg ein paar empfehlende Worte widmen. Ob der Titel gut angebracht ist, darüber läßt sich streiten; aus der Lektüre dieser wahrhaft poetischen „Skizzen in Prosa" dürften jedoch die Leser nur erfreuliche Eindrücke schöpfen. Es wäre eine Uebertreibung, wenn wir sagen wollten, dies Büchlein sei ein Schmuck von Perlen, die alle von gleichem Werthe seien; aber neben unbedeutendern Sachen und Sächelchen, wie „Der Begleiter" und „Aus dem Papierkorb", finden sich hier ganz allerliebste Stimmungsbilder jener Gattung der feuilletonistischen Skizzen, die sich das literarische Bürgerrecht erworben hat und die sie hoch über den Werth der „leichten Reizungen" erhebt.

Wilhelm Rullmann.

Naturwissenschaftliches.

Die vier Jahreszeiten von E. A. Roßmäßler. Herausgegeben von Otto Dammer und Udo Dammer. Sechste Auflage. Stuttgart, Weisert. 1888. Gr. 8. 5 M.

E. A. Roßmäßler's „Die vier Jahreszeiten", von welchen die erste Auflage vor etwa dreißig Jahren erschien, haben sich längst einen festen Platz unter den Werken volksthümlich naturwissenschaftlicher Richtung erworben. Und thatsächlich ist es denn auch dem Verfasser in seltener Weise gelungen, Unterhaltung und Belehrung miteinander zu verbinden. Das Buch liest sich wie ein Feuilleton, ohne dabei oberflächlich zu werden.

Schon lange schien es dem Verfasser — so schrieb derselbe im Prospecte zur ersten Auflage — eine lohnende und verlockende Aufgabe, eine lebendige Schilderung der deutschen vier Jahreszeiten zu versuchen. Es schwebte ihm dabei eine ästhetisch-naturwissenschaftliche Auffassung vor der Seele und als Strebziel der Wunsch, durch die Schilderung Auge und Sinne seiner Leser auf die von so vielen nicht erkannte Quelle ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten zu lenken. Wenn der Mensch durchaus nur das Erzeugniß der auf ihn einwirkenden Außenwelt ist, so muß hierbei der Wechsel der ihn umgebenden physischen Natur den nächsten und allergrößten Antheil haben. Der Verfasser wollte aber zugleich Liebe zu dieser Natur, die uns von der Wiege bis zum Grabe pflegend umfaßt, im deutschen Volke wecken und nähren und an die Stelle des unklaren Dranges nach fernen Zonen bewußte Würdigung der heimischen setzen; er wollte dem schweifenden Spaziergänger die Weise aufmerksamen Achtens, er wollte den Sinnen Anregung zu edler Uebung geben.

Wir haben diese Worte von neuem abdrucken lassen, weil dieselben — einst das Ziel des Verfassers darlegend — jetzt als beste Schilderung des Erreichten gelten können! Das Werk ist reich illustrirt und von den Herausgebern dem heutigen Stande der Wissenschaft angepaßt.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig ist soeben, kurzgefaßt, volksthümlich gehalten, erschienen: „Die französische Revolution von 1789—95" von G. Felix, unter welchem Pseudonym sich ein hochangesehener Historiker verbergen soll. Der Inhalt des Buchs widerspricht der Angabe nicht, die Darstellung scheint nach Ludwig Häusser's Vorlesungen gearbeitet, gibt ein ungeschminktes Bild der Vorgänge und Zustände und führt von gesunder sittlicher und staatlicher Anschauung aus offene Sprache. 15 Textabbildungen und ein Titelbild vergegenwärtigen Personen und Ereignisse der denkwürdigen Zeit, die eigentlich nur bis zur Hinrichtung des Königs behandelt ist, die letzten Jahre zusammenfassend berührt. Der Preis der hübsch ausgestatteten Schrift beträgt 2 M.

— Die wohlfeile Volks- und Familienausgabe von Friedrich Gerstäcker's ausgewählten Werken, neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Theden (Jena, Costenoble), in Lieferungen zu 30 Pf., schreitet rasch vor. Es sind bereits 12 Lieferungen erschienen, welche die prächtigen Schilderungen aus dem Waldleben Amerikas enthalten: „Die Regulatoren in Arkansas" und „Die Flußpiraten des Mississippi". Als dritter Roman hat im letzten Doppelhefte begonnen das californische Lebensbild: „Gold".

Bibliographie.

Bayer*, Th. von, Ueber den Polarkreis. Mit fünf Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Beta, O., Die Gräuel der „französischen Revolution", ihre Naturgeschichte und Pathologie der Gegenwart. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 3 M.

Blumenthal, A., Offener Brief an Herrn Professor Franz Delitzsch, Geh. Oberkirchenrath in Leipzig. Frankfurt a. M., A. J. Hofmann. 8. 50 Pf.

Cohen H., Kants Begründung der Aesthetik. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 9 M.

Dopffel, H., Kaisertum und Papstwechsel unter den Karolingern. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 4 M.

Frohschammer, J., Die Philosophie des Thomas von Aquino kritisch gewürdigt. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Schuberth, G., Gvozdec = Großenhain, ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Hauses Wettin und der Mark Meißen. Herausgegeben im Jubiläumsjahr 1889. Großenhain, Hentze. Gr. 8. 75 Pf.

Wagner, M., Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Gesammelte Aufsätze. Nach letztwilliger Bestimmung des Verstorbenen herausgegeben von M. Wagner. Basel, Schwabe. Gr. 8. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

8. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten. Es hat deshalb ganz besonderes Interesse für alle, welche Schweden und Norwegen besuchen wollen oder besucht haben, darf aber auch andern Kreisen als anziehende Lectüre empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sahârâ und Sûdân.

Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.

Von

Dr. Gustav Nachtigal.

Dritter Theil (Schluss). Herausgegeben von **E. Groddeck.**

Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Theil.

8. Geh. 15 M. Geb. 16 M. 50 Pf.

Der vorliegende lang erwartete Band bringt das classische Werk Gustav Nachtigal's: „Sahârâ und Sûdân“ zum Abschluss. Er umfasst die Heimreise von Kûka durch Wadâï und Dâr-Fôr. Gerade Wadâï und Dâr-Fôr sind durch die mahdistische Bewegung allen Europäern unzugänglich geworden, weshalb Nachtigal's eingehende Schilderungen um so werthvoller geworden sind. Ein ausführliches Register zu allen drei Bänden erhöht den Werth des Bandes.

20 Pf. Jede Nr. **Musik**alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Sten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

· Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“ ·

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**
Verbindender Text und Katalog gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sansibar. Ein ostafrikanisches Culturbild. Von **Dr. Karl Wilhelm Schmidt.** 8. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

G. E. Höfgen
Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.

Patent-Kinderwagen
mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.

Kranken-Fahrstühle
neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
Preise v. 36—350 M.

Eiserne Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. 12—60 Mk.

Cataloge mit Abbildungen und Preisen auf Verlangen an Jedermann.
Engros. Detail. Export.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blau.
Illustr. Preisliste gratis. Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

AUG 6 1889
LIBRARY.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 18. Juli 1889.

Inhalt: Erzählende Literatur des In- und Auslandes. Von Fritz Lemmermayer. — Neuere Dichtungen. Von M. Benfey. — Zur Literatur. Von Heinrich Löbner. — Historische Werke. Von Friedrich Bienemann. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Erzählende Literatur des In- und Auslandes.

1. Unter dem Danebrog. Schleswig-Holsteinischer Roman von Karl Postumus. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1889. 8. 5 M.

Dieser Roman spielt in der Zeit, als Schleswig-Holstein noch unter dänischer Herrschaft, unter König Christian VIII. schmachtete. An den Schicksalen deutscher und dänischer Familien werden die nationalen Gegensätze und Zerwürfnisse veranschaulicht. Die Erfindung ist zwar geschickt, aber die Entwickelung der Fabel an dem sich allzu oft unkünstlerisch verwirrenden Faden der Handlung ist so breit, langsam und schleppend, von so vielen unwesentlichen und ermüdenden Gesprächen unterbrochen und in ihrem Laufe gehemmt, daß sowol die Composition darunter leidet, als die Theilnahme erlahmt und schließlich ein leeres Gähnen zurückbleibt. Jedoch muß die mitunter kernige Charakteristik, sowie eine gewisse, wenn auch etwas unbeholfene Eigenart des Ausdrucks anerkannt werden.

2. Warum so spät? Sechs Erzählungen von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.

Die erste der Geschichten, welche dem Büchlein den Namen gab, ist nett und anspruchslos. Ein junger Mensch will Dichter werden, geht Studirens halber in die Welt, lebt recht gemüthlich, aber locker und oberflächlich, und verabsäumt auch die nothwendigsten Freundschaftspflichten. Seinem Vater wollen die ersten literarischen Versuche des Sohnes nicht recht behagen; „erlebe erst etwas", sagt er ihm. Im Genuß und Taumel seines allzu flüchtigen Lebens vernachlässigt das junge Dichterlein in herba auch seine Base, die er doch liebt und der er einmal das Heirathen versprochen. Als er nach Jahren in die Heimat zurückkehrt, verlobt sie sich eben einem andern. Er kommt zu spät. Nun schreibt er plötzlich auch einen guten Roman; er hat etwas erlebt. Uns aber will es bedünken, gar tief und herzwarm werde dieser Roman nicht ausgefallen sein, denn wer so ganz jedes Sinnes entbehrt für die zarten, sinnigen Reize und Wonnen des Lebens im Kleinen und Alltäglichen, wer kaum eine Ahnung hat von den feinen und innigen Fühlfäden, die von Mensch zu Mensch sich schlingen, der ist zum Dichter wol nicht geboren. Es ist sonderbar, daß der Verfasser der Geschichte daran nicht gedacht hat. Nun, tief ist seine Geschichte eben auch nicht, und typisch ist sie nicht, aber, wie gesagt, nett und anspruchslos erzählt, flott, frisch und fröhlich. Und wie die erste, so sind sie alle; und was sie gewähren, ist ein Stündchen leichter Unterhaltung.

3. Unnahbar. Erzählung von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.

Diese Erzählung hat keinen Anspruch auf ernsthafte kritische Beurtheilung. Ein Bild aus dem Gesellschaftsleben der höhern und höchsten Stände, ist sie so ungeordnet, so hastend und sprunghaft in der Entwickelung der Handlung, so unbestimmt in der Charakterzeichnung, daß man froh ist, die Lesung beendet zu haben. Kaum hat der Verfasser mit einem Ereignisse uns überrumpelt, geschieht eine oder zwei Seiten später ein ebenso unvorbereitetes. Willkür und Unordnung anstatt Folgerichtigkeit und künstlerischer Darstellung. Die Personen sind wie Würfel, die in einen Becher gethan und aufs Gerathewohl ausgeschüttet werden. An der Wende des 18. Jahrhunderts hätte eine Erzählung wie „Unnahbar" nicht geschrieben werden können; sie ist ein echtes Erzeugniß des schnellen Zeitalters der Rohrpost und des Telegraphen.

4. Der Referendar. Novelle von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M.

Ein niedliches Geschichtchen, in welchem behaglich erzählt wird, wie ein junger Maler sein reizendes Weibchen

von der Eifersucht heilt. Im Einverständnisse mit einem Freunde bringt er seine Isa mit diesem in eine Lage, in welcher er das Recht hat, selbst den Eifersüchtigen zu spielen und die Unschuldige ein wenig zu ängstigen. Das Mittel scheint wirksam zu sein, denn am Schlusse löst sich alles in eitel Wohlgefallen auf, und der Leser klappt das Buch gut gemuthet zusammen, allerdings um es nie wieder zu öffnen.

5. Vom Hudson bis zum Goldenen Thor. Ernste und heitere Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von Joseph Treumann. Zwei Bände. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 5 M.

Diese Geschichten könnten ebenso gut wo anders als in Amerika spielen. Mit den Sitten und Gebräuchen der Neuen Welt macht uns der Verfasser nur sehr sparsam vertraut, eine specifisch amerikanische Färbung ist so gut wie nicht vorhanden, weder in landschaftlichen oder örtlichen Schildereien, noch in der Eigenart der vorgeführten Personen. Im übrigen sind die ernsten Erzählungen nicht erschütternd, die heitern nicht sehr zum Lachen. Das Geleise des Gewöhnlichen wird nur selten verlassen und nur selten das Interesse mehr als flüchtig erweckt. Ursprünglichkeit, wunderseltsame Eigenschaft in der gegenwärtigen deutschen Literatur! Ursprünglichkeit, möchtest du doch das Schablonenhafte verdrängen und den kritischen Beurtheiler zwingen, anders als schablonenhaft seines Amtes zu walten!

6. Novellen von Rudolf Schmidt. Deutsch von M. von Borch. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 3 M.

Was an diesen dänischen Novellen vor allem angenehm auffällt, ist eine scharfe, deutlich umrissene Charakteristik. Die Menschen haben Fleisch und Blut, sogar Lymphe, sie leben. Etwas breit ist die Zeichnung, weitschweifend und eine Menge kleiner Züge mit einbeziehend, aber fest, sicher glaubwürdig. Dagegen ist alles, was Erfindung, Handlung, Schürzung und Lösung des Knotens anbetrifft, dürftig und faserig; von Composition, von Kunst der Form in höherm Sinne ist der Verfasser weit entfernt. Ein Menschenbild hinzustellen, das ist seine Absicht und sein Talent. In der Novelle „Die Kammerherrin" z. B. handelt es sich um nichts anderes, als um die genau durchgeführte Schilderung eines Frauencharakters. Die Kammerherrin, interessant und hübsch, hält sich für eine Witwe und für frei, weil ihr Gatte blödsinnig ist. Schöngeistigen Sinnes, ist sie immer von einer Schar von Künstlern und Dichtern umgeben, die sie umschwärmen, ohne daß ihr Ruf dadurch geschädigt würde; denn sie begeistert sich nur für das Ideale, ist sonst aber kühl und gewährt den Männern nicht die kleinste Gunst. Am Schlusse aber stellt sich heraus, daß sie sich einem Athleten, einem taubstummen Tischler, ergeben hat. Das ist alles.

Die Novellen von Rudolf Schmidt bilden den zweiten Band einer „Nordischen Bibliothek", welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die deutsche Lesewelt mit modernen Erzählungen und Schauspielen aus dem Dänischen, Schwedischen und Norwegischen vertraut zu machen. Das Unternehmen verdient Aufmerksamkeit; denn die nordische Literatur, wenn auch gegenwärtig in Deutschland wie alles Fremdländische überschätzt, ist eine sehr merkwürdige, ausgezeichnet besonders dadurch, daß sie sich mit den socialen Problemen unserer Zeit eingehend und tiefdringend beschäftigt und eine erstaunliche psychologische Kraft aufweist.

7. Zwei Erzählungen von Elise Orzeszko. (Simson der Held Der Sonnenstrahl.) Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen. Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Die erste der beiden Erzählungen, „Simson der Held", ist eine Judengeschichte, wie die deutsche Literatur deren viele und bessere besitzt von Kompert und Sacher-Masoch, Franzos und anderen. Die Anlage ist gut, gegen das Ende aber tritt eine gewisse Verflachung ein. Wir werden in eine jüdisch-polnische Familie eingeführt. Was wir gewahren, ist eine bald rührende und anziehende, bald lächerliche und abstoßende Tragikomödie. Die Charakteristik jedes einzelnen Familiengliedes, von dem jüngsten Baby an bis zum Oberhaupte Schimschel, ist vortrefflich und bis ins Kleinste durchgeführt. Schimschel ist ein Gelehrter; seine Welt ist der Talmud, für ihn gibt es nichts als die Bücher der esoterischen Lehre des Judenthums. Dunkle Stellen zu deuten, Tag und Nacht darüber zu brüten, zu 110 vorhandenen Schlüssen einen 111. zu finden, das ist sein Lebensberuf. Unterbrochen wird die trostlose, öde Grübelarbeit mitunter durch Klagen und Weinen über die Zerstörung von Jerusalem durch Titus und über die babylonische Gefangenschaft der Juden. Sympathie vermag Schimschel kaum zu erregen, aber Mitleid. Mit kleinlichen Düfteleien, mit unfruchtbarer Forschung, mit leerem, beschränktem, albernem Wissen ein ganzes Leben vergeuden — man wendet sich fast unwillig ab: denn lieber gar kein Wissen, als ein todtes und seelenloses, als ein dumpfes und stumpfes, welches nicht Fleisch und Blut wird und nicht in voller Lebendigkeit auf die Menschen wirkt, sie fördernd in der Bahn geistiger Entwickelung und sie veredelnd. Achtenswerther als dieser Schimschel ist Tschipa, sein thatkräftiges Weib. Steht er den realen Anforderungen des Lebens hilflos gegenüber, so ist Tschipa die praktische, die industrielle und commerzielle Klugheit selbst. Ihren bei seinem Geistesträdel seelenzufriedenen Mann und ihre fünf Kinder ernährt sie mit Hilfe eines Kramladens. Die Arbeit hat sie vor der Zeit alt gemacht. Sie arbeitet ununterbrochen; zu allem gibt sie sich her, sogar zu Betrügereien und Fälschungen in ihrem Laden — alles für die Familie. Was diese in Schmuz und Elend lebenden Menschen nun eigentlich in der Erzählung thun? Nichts. Elise Orzeszko stellt sie uns nur vor. Die Erfindung ist nicht ihre starke Seite, die Handlung ist sehr dürftig. Die Juden führen „Sim-

son", eine Art von Oper auf, und Schimschel spielt den Helden. Die Theatervorstellung ist sehr ergötzlich beschrieben. Das Ergebniß ist, daß Schimschel, nachdem er das Schicksal Simson's mit tragischer Würde erfüllt hat, eine Umwälzung in seinem Innern erleidet. Er verachtet das müßige Grübeln und kommt zur Erkenntniß, daß Thatkraft, herzhafte Arbeit, volles Leben und Lieben doch mehr bedeute, als sein gehirnmarterndes Nichtsthun. Seinem Jüngsten wünscht er, daß er werde wie Simson, der Held. Damit ist die Erzählung zu Ende. Sie ist als Charakterskizze zu betrachten. Schimschel mag eine Art Typus sein; denn in irgendeinem weltvergessenen Judenviertel mag es solch sonderbare Käuze geben. Im übrigen besteht das jüdische Wesen in dem geraden Gegentheile. Geschäftsklugheit, praktischer Sinn, das Talent, alle Verhältnisse klug speculirend auszunutzen und aufs höchste zu verwerthen, ein fast genialer Verstand im Gelderwerbe: das ist der nationale Charakter der Juden, und er dürfte wol die Hauptursache sein, daß sie sich vom Anbeginn ihres weltgeschichtlichen Auftretens bis zum heutigen Tage die allgemeine Achtung und Sympathie nicht zu erringen vermochten.

Die zweite Erzählung, „Der Sonnenstrahl", beweist nicht minder das Vermögen der Verfasserin, lebendige Menschen zu zeichnen.

Fritz Lemmermayer.

Neuere Dichtungen.

1. Jehu von Fritz Schawaller. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1889. 16. 1 M.
2. Deutschlands Erwachen. Ein Heldengedicht in drei Abtheilungen von N. J. Anders. Erste Abtheilung: Deutsche auf Jütland. (1864.) Oranienburg, Freyhoff. 1889. 12. 1 M. 20 Pf.
3. Deutsche Kaiserlieder von A. Möser. Der Reinertrag ist bestimmt für das Nordwestdeutsche Kaiser Wilhelms-Denkmal auf der Porta Westfalica. Leipzig, H. Klemm. 1889. 8. 1 M.
4. Ein Wonnejahr. Von Richard Hamel. Dritte, vermehrte und zum Theil umgestaltete Auflage. Halle, Tausch u. Grosse. 1889. Gr. 8. 4 M.
5. Joseph und Arvid. Gedichte von Friedrich Dukmeyer. Köthen, Schettler's Erben. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Deutsch-Amerikanische Dichtung. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Neuyork. 1889. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 6 M. 30 Pf.
7. Das Lied von der weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. Leipzig, Th. Grieben. 1889. 8. 1 M. 80 Pf.

Mannichfach ist der Stoff, welcher der heutigen Besprechung zu Grunde liegt; England, Amerika sogar liefern einen Beitrag zu dem heimischen. Das erste Wort sei der Dichtung gewidmet, die aus erhabenem Quell geschöpft hat. „Jehu" von Fritz Schawaller (Nr. 1) ist der Bibel entlehnt. Im Geiste unserer Zeit wird hier einer jener Stoffe behandelt, wie sie das Alte Testament in starrster Kraft und energischer Furchtbarkeit, in jener Unmittelbarkeit der Darstellung bietet, welche nur den ursprünglichen Erzeugnissen eines Volksgeistes eignen, die in voller Frische dem Jugendborn entströmen. Jenen alten eisenharten Gestalten wird das moderne lyrische Princip untergeschoben. Diesem modernen Motiv entspricht dann auch Stimmung und Färbung des Ganzen. Wem die unerbittliche Energie jener biblischen Erzählung nicht lebendig gegenwärtig ist, der vermag sich möglicherweise dieser Darstellung zu freuen, die in schöner Sprache — das Eigenartigste darin ist freilich aus dem Urquell, Psalmen und Hohelied, geschöpft — einen Stoff, dessen Unerbittlichkeit unsere empfindlichen Nerven abschreckt, in eine Beleuchtung rückt, welche unserm Gesichtspunkte angemessener scheint. Den Eindruck der, wie gesagt, gewählten Sprache stört eine große Geschmacklosigkeit, die sich vom Ausdruck auch auf den Gedanken überträgt:

Du hast mir das Herz genommen,
Meine Schwester, liebe Braut,
Mit deiner Augen einem.

Doch hier auch eine der gelungeneren Seiten:

Vom Himmel steigt hernieder
Baal auf goldenem Wagen,
Daß zu dem Meer ihn wieder
Die schnellen Rosse tragen.
Die blauen Wogen thuen
Freudig die Arme auf,
Da soll der Müde ruhen
Nach heißem Tageslauf.
Und dunkle Schatten fallen
Aufs weite Meer hinab,
Und flüsternd die Wellen wallen
Und wogen auf und ab.
Wenn vom Gesang der Wellen
Gewiegt er in süßen Traum,
Dann glätten die Sänger, die schnellen,
Den weißgekrönten Saum.
Zu tiefem Schlummer sinken
Auch sie in das endlose Meer
Und liebliche Sterne blinken
Vom Himmel freundlich einher.
So steigt der Gott hernieder,
Doch freudig steigt er auf.
Der Mensch, er steigt nicht wieder,
Führt abwärts ihn sein Lauf!

Schade, daß der Schluß so gar platt ausklingt!

Nun ein weiter Sprung aus altgeschichtlicher Vergangenheit in die Geschichte der jüngsten Gegenwart: „Deutschlands Erwachen" von N. J. Anders (Nr. 2). Apollo Musagetes möge jeden Helden und jede Heldenthat davor bewahren, in „Heldengedichten" gleich diesem besungen zu werden. So gut die Absicht, so schlimm ist die Ausführung. Zu einem Gedichte gehört doch vor

allem, daß es Poesie sei, kunstreiche Form, in die ein poetisches Gemüth Empfundenes und Gedachtes gießt. Hier fehlt es an beidem, Gehalt wie Form; der Bedeutung des Stoffs wird beides nicht gerecht. Nicht ein einziger origineller Gedanke, nicht eine einzige individuell gefärbte und vertiefte Empfindung. Das tausendfach Dagewesene in tausendfach hergebrachter Weise gefaßt. Und nun der Ausdruck! Da heißt es vom Liebespaare:

So schauten sie von ihrer Höhe nieder,
So lauschten sie der heil'gen Poesie,
Die sie in Worte kleideten, und die doch wieder
Ein jedes Wort erhabne Melodie.

Oder drehorgelmäßig:

Drum freut der tapfere Degen,
Der Preußenprinz, sich sehr.
Sein Heer ist kühn, verwegen,
Voll Todesmuth, wie er.

Da wird es auch gelingen,
So Gott es gütig fügt,
Daß er kann Nachricht bringen:
Der Feind, er ist besiegt!

. . . . . .

Der König, der ihn kannte,
Der hofft auf ihn allein,
Und der ihn immer nannte,
Den tapfern Neffen sein u. s. w.

Poetisch und rhythmisch schön wirkt ferner eine Stelle wie:

Guten Morgen, Kameraden! —
Guten Morgen, königliche Hoheit!

Von gleich geschmackvoller Wirkung sind schon ihrer Seltenheit wegen prosaisch bestimmte Bezeichnungen wie:

So währt's sieben Stunden —
Jetzt ist's zehn Uhr.

Ob der „Dichter" wol jemals den Gedanken gehabt hat, daß es eine Kunst der Sprache gibt und daß eine „Dichtung" sich über die Plattheit des Alltäglichen erheben muß in Gehalt wie Form? Nähme er doch, bevor er an die Ausführung der beiden weitern Abtheilungen dieses „Heldengedichts" geht: „Durch Nacht zum Licht" (1866), „Das ganze Deutschland soll es sein!" (1870—71) —, denn „Deutsche auf Jütland" ist nur die erste Abtheilung des geplanten „Deutschlands Erwachen" — nähme er all seinen Muth zusammen, und Muth ist entschieden die Eigenschaft, an der es ihm am wenigsten gebricht, und suche durch Kenntniß in die Erkenntniß des Dichtens einzudringen. Da wird er selbst am deutlichsten sehen, wie es ihm an allem fehlt, was eine poetische Darstellung fordert.

Wie anders die „Deutschen Kaiserlieder" von Albert Möser (Nr. 3)! Möser's gedankliche Tiefe wie seine Beherrschung der schönen, stets dem Stoffe angemessenen Form sind anerkannte Thatsache. Zum größten Theile sind diese Kaiserlieder — worauf auch hingewiesen wird — schon vor einer Reihe von Jahren in der Sammlung „Schauen und Schaffen" (Stuttgart 1881) erschienen. Der patriotische Zweck, zu dem sie sich so vorzüglich eignen, hat den Dichter sicher zu dieser Sonderausgabe veranlaßt, die er durch bedeutende Hinzufügungen bereichert hat. Gerade unter diesen ist manches besonders Schöne, wie „Die Locke der Constanze" (S. 66), die ergreifende Feier von „der Liebe Macht", die allein dem Vernichter Zeit widersteht, dem „des Kaisermantels Purpurglanz" und aller „Weltmacht eitler Tand" zum Opfer fiel. — Der Prolog, eine liebevolle Widmung an den Fürsten Bismarck, hat eine wohlthuende persönlich charakteristische Farbe. Anfang und Schluß sei hier mitgetheilt:

In Göttingen am Leinestrand,
Der alten Stadt, dir wohlbekannt,
Kaum daß du geschieden aus ihren Thoren,
Bin ich vor Zeiten zum Licht geboren. —
— — — — — — — — — —
Kommt dir dies Büchlein ins Haus geflogen,
Weis' es nicht ab, nein, sei ihm gewogen!
Als Gruß sieh es an von der Leine Gestaden,
Wo du einst schrittest auf Jünglingspfaden,
Aus Freude am Reich nach der Jugendzeit Schmerzen
Entstiegen dem treuesten göttinger Herzen.

Besonders gelungen in sinniger Schönheit des Rhythmus ist der Epilog „In Goslar", in dem noch einmal jene Bilder der Größe wie des Verfalls und neuer ungeahnter Herrlichkeit an dem Sinnenden vorüberziehen. Die Länge verwehrt die Mittheilung. Dafür sei ein anderes Gedicht im Balladentone gegeben:

Die deutschen Reichskleinodien.
(1796.)

Es rasten drei Männer im Böhmerwald,
Rings rauschen die Eichen, die Nacht ist kalt.

Drei Rathsherrn sind es von Nürnberg, der Stadt,
Sie schlummern, vom nächtlichen Wege matt.

Den Schläfern zu Häupten ruhet ein Schrein,
Drauf schimmern viel Runen im Mondenschein.

Die uralte Truhe, gebettet ins Moos,
Sie birgt die Kleinode des Reiches im Schos.

Es nahten die Franzen mit wildem Geschrei,
Da flohn mit dem Schatz, mit dem hehren, die drei.

Tief schlafen die Männer, entrückt der Gefahr,
Da steigt aus der Erde der Zwerge Schar.

Sie öffnen den Schrein, sie holen hervor
Die prunkenden Schätze und singen im Chor:

„Willkommen, willkommen im rauschenden Wald,
Wie glitzert die Krone, vom Mondlicht umwallt!

„Wir schmiedeten einst sie am heimlichen Ort,
Wir nahmen das Gold vom Niblungenhort.

„Drauf trug sie der Kaiser, Herr Karl, der Held,
Bald beugten sich ihr alle Völker der Welt.

„Drauf hat sie umstrahlt manch' kaiserlich Haupt,
Oft war sie vom Lorber des Sieges umlaubt.

„Oft strahlte sie blinkend im deutschen Dom,
Zog über die Alpen ins heilige Rom.

„So schwand ein Jahrtausend, stets strahlte sie gleich,
Nun neigt sich zu Ende das alte Reich.

„Der Habsburg, der letzte, wird steigen vom Thron,
Nach Norden, nach Norden nun wandert die Kron'.

„Im Norden schreitet mit adligem Sinn
In Hoffnung die süßeste Königin. *)
„Sie trägt unterm Herzen ein blühendes Kind,
Zum Leben weckt es der Märzenwind. **)
„Dem sind sie beschieden, dem sind sie beschert,
Das Scepter, die Krone, der Apfel, das Schwert.
„Hochherrlich erneut er das Deutsche Reich
Und bändigt die Feinde mit kräftigem Streich."
So singen die Zwerge, der Tag erwacht,
Da tauchen sie schweigend zurück in die Nacht.

Zu dem Brennpunkte der Entwickelung alles staatlichen Lebens, zu seinem innersten Kerne — der Familie — führt „Ein Wonnejahr" von Richard Hamel (Nr. 4). Eine poetische Schöpfung, die in dritter Auflage erscheint und eine Fülle höchst lobender Besprechungen als eine freilich durchaus nicht neue Art Einleitung enthält, tritt mit so vielen Vortheilen auf, daß der Beurtheiler sie eigentlich nur günstig betrachten darf. Es gehört in der That Muth dazu, diesen überzeugend scheinenden Gründen gegenüber noch eine eigene und sogar abweichende Ansicht auszusprechen. Leider muß ich diesen Muth meiner Meinung bewähren; sie ist ja auch nur eine subjective und sehr möglich eine irrige. Gern will ich bekennen, daß ich es auch nicht gewagt habe, dem ersten, vorwiegend ungünstigen Eindrucke sofort zu vertrauen. Angesichts all dessen, was meiner Ansicht widersprach, habe ich dem ersten sehr aufmerksamen Lesen ein zweites folgen lassen mit dem lebhaften Wunsche, dadurch zu einem andern Ergebnisse zu gelangen, doch ward nur der erste Eindruck bestätigt und vertieft.

Dem Verfasser ist dichterische Begabung durchaus nicht abzusprechen, aber seine Weltanschauung ist noch nicht genügend geklärt und gefestigt. In die bibelgläubige christliche Grundlage, auf der das Ganze aufgebaut ist, wollen Aussprüche wie:

Du genießest rein und lauter und bist also der seligen, epikurischen, in sich beruhigten, rein genießenden Gottheit näher als ich. — Das Leben wäre erst dann völlig der Natur, dem Schicksal, Gott zu verzeihen, wenn u. s. w. —

durchaus nicht passen. Und wie der Gedankengehalt es an Bestimmtheit fehlen läßt, so die Form an Gleichmäßigkeit. Die poetische Prosa, die vorwiegt, enthält neben manchem Schönen auch nicht selten Gekünsteltes: „Das Morgenroth ist die Schamröthe der Sterne über die Schönheit der Sonne"; Unschönes: „Die kleinsten Ohren, die Flügelblättchen des Blumengesichts"; Unwahres: „Der Winde gleich ist deine Liebe, die zarteste Blume sonder Duft. Die blumigste Blume, die aus Zartheit nicht zu duften wagt"; die wilde, also ursprüngliche Winde hat einen sehr zarten, aber ganz entschiedenen Duft. Formell weit besser ist im ganzen die gebundene Rede, der Zwang größerer Concentration läßt kaum Breite für Geschmacklosigkeiten; Form und Inhalt decken sich hier meist, und das oft Anmuthige steigert sich hie und da zum leidenschaftlich Bewegten, ja Bedeutenden (Flagellantenlied).

Dies „Wonnejahr" will den Austausch von Gedanken und Gefühlen, wie ihn das erste Einleben mit einer geliebten Frau hervorbringt, in dichterische Form fassen:

Die Liebe verklärt alles, sie taucht die ganze Welt in ihren Glanz und ihre Wonne. Aber auch das Herrlichste verfällt der Vergänglichkeit mit ihrem Schmerz und Leide und aus ihren Tiefen taucht die verklärte Erinnerung und die erhabene Ergebung. Dies ist der Sinn dieser Dichtung.

Dieser Gedanke an sich ist dichterisch und die Ausführung bietet Mannichfaches aus geistig bewegter Interessensphäre, ideell zusammengehalten durch das Band anregender Liebe: manch fein eingehende Bemerkung über Kunst, manch sinnige allgemeine Beobachtung, die, wenn auch nicht neu an Gehalt, doch zierlich ausgedrückt ist. Trotz alledem läßt sich der Eindruck nicht verwinden, daß dieses „Wonnejahr" nie und nimmer erlebt worden; der Stempel des Gemachten, des Gekünstelten ist ihm zu unverkennbar aufgeprägt, und wenn der Mann sich auch so ziemlich in seine Rolle hineingedichtet hat, wird doch die blasse, leblose Abstraction der Frauengestalt nicht durch die geringste spontane, individuell empfundene Wendung belebt. Die dichterische Anschauung, die aus Erträumtem Lebendiges schafft, ist nur dem großen Dichter geworden, und im Angesichte dessen, was unsere Großen darin geleistet, ist es kaum thunlich, in den Wunsch des Verfassers einzustimmen, daß:

über unsern frühern geistigen Besitzthümern ein neuer Boden geschaffen werden muß, tief genug, daß die nachkommenden Geschlechter nach Herzenslust in ihm graben und bauen können.

Das heißt also, daß das Große, was wir besitzen, und dem der Verfasser hier („Das Schöne und der Staat", S. 81 fg.) den Vorwurf macht, daß es nicht nationaldeutsch genug sei, vorerst begraben werden soll, um Raum zu geben für Neues, seiner Ansicht nach Noththuenderes. Es gibt aber Menschen und Dinge, denen nicht wir ein Urtheil sprechen, wenn wir über sie reden, sondern denen gegenüber jeder Versuch, uns zu ihnen zu stellen, gleich einem unbestechlichen Werthmesser unser eigen Urtheil ausspricht. Und wenn man Aussprüche nebeneinanderstellt, wie:

Dem Dichter ist das Geheimniß des reinen Handelns der Natur erschlossen, welches sie selbst nur verworren in Thaten gebiert. Man hat vom Bildhauer und Maler gesagt, sie enthüllten uns in ihren Werken die ideale Schönheit, wie sie die Natur in der immer im Flusse befindlichen Materie nicht hervorzubringen vermag. So zeigt uns der Dichter die ideale, d. h. die reine, unverworrene Handlung und führt das Handeln der Natur über sich hinaus zum idealen Abschluß. Der Dichter ist die erhöhtere handelnde Natur selbst. Der Mann der That gibt ihm die verworrenen Fäden der Handlungen in die Hand; der Dichter legt sie erst in ihren Tiefen bloß und entwickelt sie zum reinen, von der Natur abgelösten Abschluß. Denn in der praktischen Wirklichkeit gebiert That That ohne Ende. Der Dichter aber fesselt die That. In ihm weiß die Natur, was sie Höchstes will u. s. w. (S. 110).

Und:

Höhere Geister sehen die zarten Spinnweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die

*) Luise.
**) 22. März 1797.

entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Factum sieht (Schiller.) —

dann wird es begreiflich, daß die neuen Arbeiter tabula rasa machen möchten. Doch auch der Vorwand, unter dem es hier geschehen soll, ist nicht stichhaltig. Vor allem denken wir und dachte sicher auch der Verfasser bei seinem Eintreten für die „vorhandenen Talente", welche das „nationale Schriftthum" schaffen sollen im Gegensatze zu deren Classikern, die das gerade gründlich beseitigen, was wir schaffen wollen und was uns so überaus noththut, an die beiden Dioskuren, denen wir doch — wie jeder Backfisch schon in der Literaturstunde lernt — schließlich die Erweckung des Einheitsgefühls danken durch den geistigen Gemeinbesitz, den sie uns geschaffen. Doch Goethe und Schiller sind nicht die einzigen unserer ältern Dichter. Unter denen, die den Knaben Wolfgang begeisterten, steht die große Gestalt Klopstock's, der mit seinem lebhaften Vaterlandsgefühle gerade in nationaler Beziehung Unvergänglicheres geleistet als mit seiner ebenso allgemein genannten wie thatsächlich allgemein ungekannten Messiade. Der Dichter, der im stolzen Bewußtsein seines Deutschthums den griechischen Olymp durch den germanischen ersetzte, der die begeisterten Oden an die Sprache, an die Muse seines Vaterlandes schuf, als beide noch im Werden begriffen, brauchte doch zur Strafe für antideutsche Dichtung nicht begraben zu werden.

Wie ist es überhaupt möglich, daß ein Dichter so klein denken mag von der Dichtung, dem Spiegel wie der höchsten Blüte der geistigen Entwickelung: „Der erleuchtete Wille des Kaisers — und eine neue Epoche geistiger Entwickelung in Deutschland beginnt." Noch nie hat ein Mäcen Dichter geschaffen. Deutschland hat länger als ein halbes Jahrhundert an der Spitze der Culturarbeit gestanden; andere Strömungen machen sich geltend. Während die schöpferisch geistigen Fähigkeiten zu ruhen scheinen, hat es sich praktischer Arbeit zugewandt, wie sie die Nothwendigkeit des staatlichen Lebens heischt. In dem Volksindividuum wie in dem Einzelnen fordern die verschiedenen Fähigkeiten Spielraum der Entfaltung und nach der Anstrengung Ruhe. Hoffen wir, daß auch den höhern geistigen nach der Pause eine neue Blütezeit komme. Herbeizwingen läßt sie sich nie und nimmer durch äußere Mittel. Aufmerksame Beobachter der Entwickelung von Staat und Cultur haben wiederholt die Ansicht ausgesprochen, daß selten hohe politische Bedeutung eines Volks mit der Blüte seines wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens Hand in Hand gegangen. (?? D. Red.) — Doch zurück zu unserm Dichter, der in seinen Bemerkungen über Goethe besonderes Unglück hat. In seiner überaus gut gemeinten Abhandlung „Goethe und die Ehe" (S. 113 fg.) geschieht ihm so ziemlich das Schlimmste, was dem Lyriker überhaupt geschehen kann: er wird philiströs. Nachdem er darin Genie und Ehe, Werthschätzung des Guten gegenüber dem Schönen abgehandelt, kommt er zu dem Schlußsatz: „Die Ehe endlich mit allen ihren Pflichten und idealen Aufgaben nach der Auffassung der höchsten Cultur ist die unbedingte Grundlage der sittlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechts, mithin des sichern Fortschritts zum Göttlichen, wie das denn ein Verslein aus der «Zauberflöte» hölzern, doch tiefsinnig folgendermaßen ausdrückt:

Mann und Weib, und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an."

Sollte es nicht gewagt sein, Zustände, wie unsere Gegenwart sie bietet, die so unendlich viel Jammer, Noth und Verzweiflung zeitigt, als „höchste Cultur" zu bezeichnen, von der Moral unserer Zeit als der Moral zu sprechen, ohne zu bedenken, daß alles, was sich in allmählicher menschlicher Entwickelung gestaltet hat, auch im Flusse des Werdens sich weiter bewegt.

Doch genug und zu viel der Worte über das Buch; geben wir dem Dichter Gelegenheit, in einigen seiner gelungeneren lyrischen Ergüsse für sich selbst zu sprechen:

Der Weisheit Gipfel.

Der Weisheit Gipfel ist die Liebe: sie ist stumm,
Denn sie hat keinen Grund, und fraget nicht: Warum.

Sie wirket still und fromm; aus heiliger Sehnsucht Bronnen
Ist lichtfroh diese Welt von Sternen ihr entronnen.

Und du, kleinmüthig Herz? Sehnst du dich thätigstumm?
O wirktest du wie sie, du frügest nicht: Warum.

Das Wort des Lichts.

Wie während der Schöpfung
Der Weltgeist schwebte
Ueber dem Chaos —
Wunderbar ruhte
Die Macht seines Wesens
Auf meiner träumenden Seele.

Ewigen Willens
Dunkles Wirken
Formte die Welt,
Und in mir
Schuf deine Liebe
Die Welt der Idee.

Plötzlich erscholl das mächtige Lichtwort,
Der jungen Sonne erster Strahl
Traf die Welten —
Und durch den Raum ergoß
Herrliche Bläue sich,
Wölbend den Himmel,
Und goldenes Licht
Tranken die Erden,
Tranken, und selig leuchteten sie.

Das Wort der Liebe,
Der Liebe gewaltiges
Wort des Lichts
Ertönte auch mir.
Der Strahl der Liebe
Durchzuckte mein Herz,
Ein warmer Blitz,
Blick und Kuß.

Da wölbte sich hoch
Mein seliger Himmel,
In köstlicher Bläue,
Die Phantasie.
Da strahlten empor
Der Sonne zum Preise
Die Sterne der heiligen
Poesie.

Wenn in dem anspruchsvoll auftretenden „Joseph und Arvid" von F. Dukmeyer (Nr. 5) ein tieferer Sinn verborgen sein sollte, dann ist er so tief versteckt, daß er dem einfachen Verstande unauffindbar bleibt. Merkwürdig, wie häufig Selbstüberhebung gerade da spricht, wo kaum Grund zum Selbstgenügen vorhanden:

Statt des aufgewärmten Kohles
Einmal Frisches zu genießen —

zu geben, meint der Verfasser. Ich muß gestehen, daß ich vergebens nach Frischem ausgeschaut, dagegen aber „Kohl" genug gefunden habe. Mehr als einmal drängte sich die Frage auf, wie dies alles eigentlich gemeint sei: als Scherz?, da fehlt Witz und Leichtigkeit. Als Ernst ist es, trotz hingeworfener trüber Schilderungen aus russischen und lettischen Lebenszuständen, welche der Feder eines Eingeborenen der Ostseeprovinzen zu entstammen scheinen, zu inhaltleer, zu flach. Zum Danke für seine rührenden Worte an Deutschland:

Deutschland, o nimm mich auf, den strebenden, irrenden Sünder,
Wie am Heiland der Christ, richt' ich an dir mich empor.
Sei mir Vaterland, Gott, ein Richter strenge und menschlich,
Sei mein rettender Port, stoße mich kalt nicht zurück!
Dafür will ich dir dienen, dich preisen, lieben und achten, —
Gib mir im Leben ein Dach, gib mir im Tode ein Grab! —

sei dem Poeten das Zugeständniß gemacht, daß seine leichte Behandlung von Vers und Rhythmus eine gewisse dichterische Anlage kundgibt. Sollten Gedanke und Empfindung die leichte Form dereinst mit Inhalt erfüllen, dann mag sie zu wirklicher Dichtung sich erheben.

Dem Deutschthum in Amerika zu dienen, ist die „Deutsch-Amerikanische Dichtung" (Nr. 6) bestimmt, eine Zeitschrift, deren erste Nummer des zweiten Jahrgangs vorliegt:

Wir wollen, wie bisher, der deutsch-amerikanischen Dichtung zum festen Sammelpunkte dienen und durch gegenseitige Anregung und fachmännische, unparteiische Kritik auf die Entwickelung der deutsch-amerikanischen Poesie und Literatur fördernd zu wirken suchen.

Dies Bestreben ist anerkennenswerth, schon vom nationalen Standpunkte eines Zusammenhalts mehr in solcher Ferne von der Stammheimat. Doch nicht allein der Zusammenhang der Deutschen in Amerika soll gefördert werden, auch zwischen Deutschland und Amerika möchten diese Blätter ein Band werden durch „weitere Verbreitung der englisch-amerikanischen Poesie in Deutschland" und vor allem durch die Vereinigung deutsch-amerikanischer mit deutschen Dichtern, von denen mehrere hier vertreten sind: Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Emil Rittershaus. Das Gebotene zeichnet sich nicht durch Originalität und hervorragende Bedeutung aus, ist aber durchschnittlich angenehmes Mittelgut. Ueber die umfassendste der mitgetheilten Dichtungen „Bürgerkrieg" (erster Abschnitt aus dem vierten, noch ungedruckten Gesange der epischen Dichtung „Hermann") von Theodor Kirchhoff läßt sich kaum etwas sagen, da eine epische Dichtung doch nur der Gesammtheit der Anlage und Ausführung nach beurtheilt werden kann: eine breite Fülle leicht fließender Verse, nicht frei von prosaischen Wendungen. Am ansprechendsten berührt das Sonett „Der Dichter" von H. Rittershaus. Hier ein überseeisches Thema von einem überseeischen Dichter, Hugo Reimund in Cincinnati, mit einem leisen Anklang an einen unserer ältern, bei uns leider zu wenig beachteten Sänger, Hölderlin:

Urwaldjägers Beruhigung der Geliebten.

Sorge nicht, Geliebte, dein Trauter fürchtet
Nicht die Nacht. Den finstern Pfad zu wandeln,
Der durch Wald und ödes Gefild sich hinschleicht,
Fürchtet er nimmer!

Mögen auch Gefahren des Urwalds dräuen,
Panther ihn umlauern mit glüh'nden Blicken
Und vom Ast des Baumes der grimme Luchs
Zum Sprunge sich rüsten. —

Alles, alles fürchtet er nicht! Die sichre
Büchse und das Auge sind scharf, die Sehnen
Stark und fest das Herz, um das schwerste Wagniß
Kühn zu bestehen.

Locket doch den Jäger der Liebe Zauber,
Der ihn treibt durch Schluchten voll Graus zu dringen,
Der ihn treibt zur traulichen Hütte, wo du,
Süßeste, harrest.

Sieh, der Weg geleitet ihn flüchtig dorthin,
Wo dein Arm, dein liebender, ihn umschlinget,
Wo an deinem klopfenden Herzen sel'ge
Wonne er athmet.

Sorge nicht, denn hoch an dem Himmel leuchtet
Silberglanz dem Wanderer. Sternenaugen,
Die der treuen Liebe den Steg erhellen
Ueber den Waldbach,

Wachen über ihn und geleiten sicheren
Fußes deinen Freund, dem der Liebe Sehnsucht
Flügel leiht. So sorge nur nicht, er eilet,
Dich zu umarmen!

Eine Novelette, die Biographie von Th. Kirchhoff, ein Bericht über das deutsche Theater in Neuyork und einige Besprechungen schließen sich der Poesie an. Möchte dem Unternehmen, das sich solch wünschenswerthe Ziele gesteckt, bester Erfolg werden.

Zum Schlusse sei einer Uebersetzung aus dem Englischen gedacht: „Das Lied von der Weißen Lotos" von Mabel Collins (Nr. 7), einer seltsamen Schwärmerin, wie sie unter den modernen Staaten wol nur noch in England möglich ist, das die größten Gegensätze in sich birgt. Mit voller Freiheit verfügt die Phantasie über jeden Spielraum, den sie erwählt, aber erwählen muß sie einen. Jede Schöpfung, sei sie der wirklichen, sei sie einer erdichteten Welt Gebild, bedarf eines Bodens, in

dem sie wurzelt, aus dem sie hervorwächst. Dieser seltsamen phantastisch-mystischen Dichtung fehlt jede Wirklichkeit eines solchen. Aegypten wird freilich öfter genannt, aber, wenn überhaupt nach einer irdischen Stätte, so weisen die wenigen Aeußerlichkeiten, welche einen Zusammenhang mit unserer Welt andeuten, mehr nach Indien als nach Aegypten. Und jene Unwirklichkeit, die jede Möglichkeit ausschließt, das Bild einem festen Rahmen einzufügen, herrscht nicht allein in dem Gebiete, in dem sich die Gestalten bewegen, sondern mehr noch in den vorgeführten Figuren selbst. Schemenhaft wie die Göttinnen, die leuchtende der Wahrheit und des Lichts, die finstere des Trugs und der Begierde, gleiten auch die Priester, ja der Held selbst in wesenloser Nichtmenschlichkeit vorüber. Keiner ist genügend individualisirt, um wahren menschlichen Antheil zu wecken, und all die allegorischen Spielereien, so echt englisch bitter ernst sie gemeint scheinen, verschwimmen eindruckslos, wie zerrinnende Wellen vorüberrauschen. Möglich, daß das Original in mancher Einzelheit eine schöne Weichheit des Ausdrucks besitzt, die auch der Uebersetzung im leichtfließenden Blankvers nicht mangelt, aber der dürftige Inhalt ist eines solchen Aufwandes schöner Worte und Bilder kaum werth.

M. Benfey.

Zur Literatur.

1. Ueber deutsche Volksetymologie. Von Karl Gustav Andresen. Fünfte, verbesserte und stark vermehrte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1889. 8. 5 M. 50 Pf.

Das naive Sprachgefühl will keinen Klang ohne Sinn, kein Wortbild, bei dem es sich nichts vorzustellen wüßte. Darum wandelt sich im Munde des Volks der fremde Laut, gleichgültig ob einer fremden Sprache oder einer frühern Periode der eigenen Sprache angehörig, die aber abgestorben ist, in einen bekannten, der sich an bekannte Vorstellungen anlehnt. Solche neu entstehenden Lautbilder fallen in das Gebiet der Volksetymologie, „welche als eine Kraft zu bezeichnen ist, durch welche zwei etymologisch in der Regel ganz unverwandte Wörter miteinander verknüpft werden". Sie finden sich in allen Sprachen; aus dem Griechischen und Lateinischen führt der Verfasser Beispiele an, ebenso aus dem Französischen; sehr stark vertreten sind sie in der englischen Sprache. Die Volksetymologie verfährt keineswegs nach einem System, sondern vielfach mit äußerster Laune und Willkür; der erste beste sich einstellende Anklang wird festgehalten, gleichgültig ob ein Sinn herauskommt oder nicht, z. B. „Blutigel". Man kann mehrere Arten der Volksetymologie unterscheiden; erstens, die Umwandlung geschieht rein formell nach der Seite eines naheliegenden Gleichklangs hin, der mit dem Begriffe des ursprünglichen Wortes nichts zu thun hat. Das wäre objective Volksetymologie; das Beispiel nannten wir schon. Die zweite, subjective Art sucht durch die Umwandlung der Bedeutung des umgewandelten Wortes beizukommen — das alte Wort ist nur etymologisch, nicht sachlich unverstanden —: z. B. „Jubeljahr" für „Jobeljahr", „Sündflut" für „Sintflut", „Friedhof". Die ganze Erscheinung beruht auf der unablässigen Selbstbethätigung des Sprachbewußtseins und bietet dem Forscher höchst interessante Probleme, sie läßt in die Seele des Volks blicken. In frühern Zeiten war man geneigt, die Volksetymologie als verwirrend gänzlich beiseite zu schieben und sich in zweifelhaften Fällen ganz auf die Gelehrsamkeit zu verlassen. Andresen dagegen möchte in solchen Fällen, wo sie den Begriff des Wortes rein erfaßt hat, vor der Hand sich beruhigen. Wegen „Meerkatze" auf das Sanskrit zurückzugehen, kann man mit Recht als Schrulle bezeichnen. „Knote" ist eben einfach ein „Knote" und ebenso übertragen wie „Bengel"; das altdeutsche „genôt" herbeizuziehen, kann wohl für pedantisch gelten. — Nachdem so die Bodenverhältnisse, möchte man sagen, geregelt sind, bringt Andresen die Beispiele selbst, sachlich geordnet. Zuerst Localbegriffe; z. B. wenn ein Haus „Totenjuden" heißt, wo man früher sagte „to den Juden", oder eine Gasse „Regensgasse, die nach einer Familie „Regis" benannt wurde, so bethätigt sich dabei der Hang, nichts Unverstandenes in der Sprache zu dulden. Weiter kommen Städte, Dörfer, Burgen an die Reihe, Personennamen, z. B. „Liebhold" aus „Liutbold", dann Appellativa. Den größten Raum nehmen Substantiva ein, wegen ihres greifbaren Inhalts; sie müssen einen Sinn haben, weil sonst einer den andern nicht versteht. Daran schließen sich die übrigen Wortklassen.

Daß Andresen's Buch bereits in fünfter Auflage vorliegt, ist ein erfreuliches Zeichen für das Interesse, welches das größere Publikum dem Stoffe entgegenbringt; die Auflage ist gegen die frühern (vgl. d. Bl. f. 1876, S. 488; f. 1879, S. 154 und 830) nicht unbedeutend vermehrt; ein umfangreiches Register, über 7000 Stichwörter enthaltend, macht das Buch nicht nur für jeden Sprachforscher unentbehrlich, es ermöglicht vor allen Dingen dem Laien, in die verlorensten Winkel seiner eigenen Sprache wissenschaftlich hineinzuleuchten, wo das Wörterbuch zuweilen im Stich läßt.

2. Unter rollendem Verhängniß. Tragische Naturen und Shakespeare-Charaktere von Wilhelm Stoffregen. Bremen, Selbstverlag des Verfassers. 1889. 8. 2 M. 60 Pf.

Es war zu erwarten, daß die moderne Aesthetik auch den Begriff des Tragischen einer gründlichen Revision unterziehen würde. An dem Dogma von der tragischen Schuld hat man mit Erfolg gerüttelt, und es ist nur die

letzte Folgerung aus diesen fortgesetzten Bemühungen, wenn der Verfasser des vorliegenden, geistvoll geschriebenen Buches behauptet: überall da, wo reines Menschenthum ungehemmt in die Erscheinung treten will, ist ein tragischer Conflict vorhanden. Tragische Charaktere sind solche, in denen irgendein bestimmtes typisch Menschliches auf Kosten anderer Elemente zur Alleinherrschaft strebt, Menschen, um es einfacher auszudrücken, die ganz auf einen Trieb gebaut sind, mit der Neigung, diesen Trieb rücksichtslos zur Geltung zu bringen. Solche Charaktere hat am besten Shakespeare geschaffen, und an Shakespeare's Charakteren versucht der Verfasser die Probe auf seine Theorie zu machen. Die Drangnatur des Othello geht zu Grunde an ihrem eigenen ungestümen Lebensdrange, der ihn ins Ungemessene und Irre treibt, ihm den Blick fürs Leben verdunkelt und auf jeden leisen Anstoß von außen ihn zu wilder Bethätigung treibt in der Richtung, welche man ihm aufzwingt. Coriolan ist ganz auf das Gefühl der Männlichkeit gebaut; der Mann zu bleiben, der er ist, das ist sein Bestreben und darin liegt sein Verhängniß. Brutus geht zu Grunde an seiner eigenen tiefinnerlichen, aufrichtigen und schweren Natur: sein Gefühl für das Recht macht ihn unfähig, das Unrecht, das nothwendig ist, zu seinem Zwecke auszunutzen. Lear ist die Tragödie des Größenwahns, was schon andere hervorhoben. Hamlet geht als Idealist an der Nichtswürdigkeit dieser Welt zu Grunde. Macbeth dagegen gehört nicht zu den tragischen Naturen; wohl ist er auf den Ehrgeiz gebaut, aber „er ist ein beliebiger Mann, der einmal Ehrgeiz fühlt und vom Geschick geschwind beim Worte genommen wird." Ihm fehlt die Größe, das Typische. Andere urtheilen über Macbeth gänzlich abweichend. Der Leser wird von Stoffregen's Buche vielseitige Anregung empfangen; er wird zuweilen freilich zum Widerspruche geneigt sein, aber immer wird er seine Freude daran haben, wie geschickt, wie geschmackvoll und wie interessant der Verfasser für seine „tragischen Naturen" einzutreten versteht.

Heinrich Löbner.

Historische Werke.

1. Geschichte der Normannen in Sicilien. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1889. Gr. 8. 10 M.

Eine Geschichte der Normannen in Sicilien vom Verfasser der „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien" spannt von vornherein die Erwartung und sie wird durch das Vorwort gesteigert, in welchem Graf Schack bekennt, daß der Plan, sie zu schreiben, seit dem ersten Besuche der Insel in seinem vierundzwanzigsten Jahre ihn beschäftigt habe. Dazu zieht er die Umrisse seiner Aufgabe in so reizvoller Weise und hebt die springenden Punkte ihres Inhalts, den Zusammenprall charakteristischer Gegensätze und ihre Ausgleichung auf dem schönen Eilande, so treffend hervor, daß der Leser den Genuß der Beschäftigung mit dem Werke des feinfühligen und hochgesinnten Dichters und eindringenden Kunstforschers schon im voraus empfindet. Wol mag er bei dem Ausspruche stutzen, daß mit dem normannischen Reiche eine seltene Geistesfreiheit und schöne Anfänge einer höhern Cultur auf dem Gebiete des Wissens, der Kunst und Poesie „durch die brutale Gewalt eines entarteten Hohenstaufen auf so grauenvolle Weise zu Grunde gehen" mußten, und einen Augenblick fragt er sich zweifelnd, ob es ein Traum sei, was er je und allewege über die Herrschaft eines Friedrich II. im sicilianischen Königreiche erfahren. Doch findet er sich bald in der Erwägung zurecht, daß die Phantasie des Dichters in der Vorliebe für den Gegenstand seiner Betrachtung dem ruhigen Urtheile des Geschichtsforschers den Vorrang abgelaufen habe. Und das wäre ein Sieg, der um so weniger schädlich wirkt, als er nach der Lösung der Aufgabe erfolgt ist, welche die Entstehung und Blüte des Normannenreichs umfaßt, und als er die Gewähr bietet, daß die dichterische Anschauung des Verfassers seiner Darstellung die schöne Greifbarkeit und Ausdrucksfülle der Sprache verleiht.

Diese Voraussicht trifft denn auch im ganzen zu: die Einleitung über die Normannen im Norden und die Wikingerzüge ist, wenngleich vielleicht zu weit ausholend, glänzend geschrieben; dann Robert Guiscard's und Roger's Kämpfe auf Sicilien, die Persönlichkeiten beider Roger überhaupt — nur daß im Fortgange des Buchs sich eben geltend macht, was Graf Schack zu Beginn desselben gesteht: „Wie anziehend dieser historische Stoff bei der ersten Betrachtung für mich war, so fand ich doch, als ich mich näher mit demselben beschäftigte, daß er auch minder fesselnde Partien enthalte." Doch nicht nur solche fallen, erklärlich genug, in der Erzählung ab; mehr überrascht es, daß die Feder der vollen Farbentöne bei der landschaftlichen Schilderung entbehrt, der plastischen Deutlichkeit bei der Beschreibung der Bauwerke, daß sie hier auf Anschaulichkeit verzichtet oder sie durch wiedergegebene Aeußerungen von Zeitgenossen hervorzurufen sucht. Das führt auf die stärkste Enttäuschung, die der Leser vielleicht erleidet. Die Bilder der vorhandenen arabisch-griechischen Cultur, welche die Normannen vorfanden, wie derjenigen, welche sie selbst allmählich erzeugten, verblassen vor der Erzählung der politischen Vorgänge und kriegerischen Ereignisse. Und da diese im wesentlichen bekannt sind oder ihre Kenntniß unschwer zu erlangen ist, hat man vom Grafen Schack sicherlich eine in die Augen springende Darlegung des culturellen Umwandlungsprocesses erwartet, den die Nordmänner vom Seineufer auf Sicilien an sich

durchmachten und für die ältern Bewohner herbeiführten. Es finden sich im ganzen Buche aber nur zwei bis drei Stellen, die hiervon handeln (I, 238—254; II, 27—60). So wenig hat aber der Verfasser es darauf abgesehen, daß er (II, 214) ein unumgängliches dürftiges Eingehen auf die Baukunst, weit zurückstehend hinter dem, was schon Schnaase geboten, als „eine kleine Abschweifung" bezeichnet. Die zahlreichen Mittheilungen aus arabischen Schriftstellern, namentlich die außerordentlich anziehende aus dem Reiseberichte des Ibn Dschubair unter der Regierung Wilhelm's II., wie einige wenige eingestreute Uebertragungen arabischer Gedichte fesseln sehr, aber sie sind nicht in die Darstellung verwoben. Daß die Mischung und Ausgleichung griechischer, orientalischer, nordischer und fränkischer Geistesströme, Sagenschätze, Religionsvorstellungen und Sitten stattfand, wird gesagt, aber der Werdegang auf seinen Einzelstufen nicht erkennbar gemacht.

Das zweibändige Werk des Grafen Schack ist immerhin recht brauchbar und lesbar; aber es erweist nicht den Beruf des Verfassers zum Geschichtschreiber, weder in der Unterwerfung des Forschers unter das Gewicht der Thatsachen, noch in der unumgänglichen Sorgfalt der Ausrüstung und Genauigkeit des Verfahrens. Seiner „Inconsequenz" in der Schreibweise orientalischer Namen klagt er sich selbst an; die angegebenen Beispiele lassen sich leicht vermehren, so wechselt „Hidschret" mit „Hedschra". Aber auch die occidentalen Namen werden vertauscht, so II, 157 Salerno für Palermo; so wird der Erzbischof von Mainz Christian von Buch fast immer Christoph genannt und die richtige Benennung an der einzigen Stelle (II, 206) erscheint fast als ein Druckfehler. Solcher Lässigkeiten stärkste findet sich im Verzeichnisse der benutzten Literatur, wo es wörtlich heißt:

> Ein französisches Werk über die Eroberung Siciliens durch die Normannen bis zur Thronbesteigung Roger's II. Den Titel dieses im Jahre 1850 (sage 1846) erschienenen Buchs, dessen Verfasser Bazancourt heißt, vergaß ich leider zu notiren.

Als ob es keine Postkarte gäbe, die durch Anfrage bei irgendeiner Buchhandlung oder Bibliothek die Lücke ausgefüllt hätte! Auf Einzelheiten der geschichtlichen Erzählung sei hier nicht eingegangen.

2. John Richard Green's Geschichte des englischen Volkes. Nach der verbesserten Auflage des Englischen von 1888 übersetzt von E. Kirchner. Mit einem Vorwort von Alfred Stern. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, Cronbach. 1889. Gr. 8. 10 M.

Wer des Englischen gar nicht oder nicht mächtig genug ist, um bei der Beschäftigung mit einem Buche in dieser Sprache, durch kein Hinderniß des Verständnisses aufgehalten, einzig dem Inhalte und seiner Behandlung sich hingeben zu können, wird der Uebertragung von Green's rasch berühmt gewordener „Geschichte des englischen Volks" ins Deutsche seinen vollen warmen Dank zollen müssen. Denn er lernt durch sie ein Werk kennen, welchem in der Kunst der Darstellung nicht leicht Ebenbürtiges an die Seite zu stellen sein dürfte. Auf nicht vollen tausend Seiten ist die Geschichte Englands von dem Einfalle der Angeln und Sachsen bis zur Schlacht bei Waterloo nach jeder Richtung hin in stets gleichmäßig fließender, fesselndster Weise erzählt. Der Titel des Buchs „Geschichte des englischen Volkes" könnte im Vereine mit dem Vorworte des Verfassers, in welchem dieser es ablehnt, eine „Trommel- und Trompetengeschichte" zu schreiben, zur Annahme verleiten, als habe er einseitig die Entwickelung der großen Masse oder die culturgeschichtliche Seite seiner Aufgabe ins Auge gefaßt. Dem ist keineswegs so. Es herrscht vielmehr das vollkommene Gleichmaß der Berücksichtigung aller für die Geschichte der Nation in Betracht kommenden Factoren, seien dieselben Persönlichkeiten oder Ereignisse kriegerischer, politischer oder cultureller Natur. Ueber die angelsächsische Literatur findet man gerade so Belehrung wie über die Einrichtung des normannischen Königthums, über Simon von Leicester wie über John Wiclif, über die Rosenkriege wie über die Dichter des Zeitalters der Elisabeth, über die puritanische Bewegung wie über Wilhelm III. oder Horace Walpole, und alles an seiner richtigen Stelle im Flusse der Erzählung, nie etwas in besonderer Ausführung oder in einer Abschweifung, sondern so, daß man eine Lücke empfinden würde, stände das Einzelne nicht gerade an dem ihm gewiesenen Orte. So eingehend und anschaulich die Erzählung ist, darf man natürlich bei dem Plane des Verfassers, zum ganzen gebildeten Volke zu reden, und bei dem Umfange, in welchem er seinen Plan verwirklicht hat, nicht die Behandlung von Einzelheiten erwarten. Dafür hat der Verfasser jedem Abschnitte eine Angabe der Quellen und der wichtigsten Literatur vorangestellt und der Uebersetzer diese ergänzt. Auf die hervorragenden deutschen allgemein bekannten Werke weist Professor Alfred Stern im Vorworte hin. Mit dem Stande der englischen Geschichtsforschung nicht im einzelnen vertraut, kann ich um so weniger etwaige Irrthümer aufdecken, als bei der Uebersetzung eine Anzahl derselben „stillschweigend verbessert" ist. Auf das Vorhandensein noch etlicher solcher kommt es bei diesem Werke auch gar nicht an, um dessen Besitz nicht nur wir Deutsche England beneiden könnten. Im Takte der Auswahl des Stoffs, in dem nicht übertroffenen Geschick seiner Gruppirung, in der Kunst der schlichten, sich nur in kurzen Sätzen bewegenden und doch so ungemein plastischen Darstellung scheint das Buch mir ein Gegenstand, des eifrigsten Studiums werth. Denn wenn auch die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung Naturgabe ist, so können und sollen die andern Eigenschaften, durch die Green's Geschichte sich auszeichnet, erworben werden. Dazu kommt dann freilich ein viertes Erforderniß, das in Deutschland immer seltener zu finden ist, die Allgemein-, auch nur die historische Allgemeinbildung, welche zur Schaffung eines solchen, in hohem Grade patriotischen Werks Voraussetzung ist. Nur auf das wärmste ist die „Geschichte des englischen Volkes" zu empfehlen. Sie gewährt literarischen Hochgenuß und reiche Belehrung.

3. Von unehrlichen Leuten. Culturhistorische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste. Von Otto Beneke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. 1889. 8. 6 M.

Als ob es gestern gewesen, so deutlich steht mir Otto Beneke's kleines Buch „Von unehrlichen Leuten" vor Augen, und doch wird durch den jetzt erschienenen stattlichen Band, der diese tief aus der sittlichen Volksanschauung geschürften Culturbilder in zweiter, stark vermehrter Auflage bietet, ins Bewußtsein gerufen, daß es sechsundzwanzig Jahre her ist, seit sie mit mir viele andere Leser erfreut haben. Auf ihrem zweiten Gange, wohl ausgewachsen, im neuen Gewande, werden sie sich nicht weniger Freunde erwerben. Versteht der Verfasser es doch gar gut, in seiner gemüthvollen Anschauung der Sache, in seiner humoristischen Darstellungsweise die Lebenslage jener Berufsklassen deutscher Vergangenheit uns vorzuführen, die unter dem Banne, mitunter wol auch unter dem Fluche des Geruchs der ihrem Gewerbe anhaftenden, „oftmals sehr spießbürgerlichen" Unehrlichkeit standen, mochten die betreffenden Persönlichkeiten so wackere Männer sein, wie nur einer. Es handelt sich neben Hirten, Schäfern und Müllern, Spielleuten, Badern und Barbieren, Leinwebern und andern Handwerkern, neben Zöllnern, Todtengräbern, Thürmern und Bettelvögten, Nachtwächtern und Schergen, vor allem um den Scharfrichter und seine Gesellen, der denn auch mit allem Zubehör mehr als die Hälfte des Buchs in Anspruch nimmt und die ihm gewidmete Ausführlichkeit durch das Interesse, welches er bietet, vollauf rechtfertigt. Das hamburger Stadtarchiv bot dem Verfasser ein besonders reiches Material zu lebhaftester Illustrirung seines Themas. Wir schließen diesen kurzen Hinweis mit den Worten des Vorworts zur neuen Auflage:

Der ernste Blick auf den Hochbau deutscher Socialpolitik wie überhaupt auf die bedeutsamen Interessen der Gegenwart möge sich in den zu culturgeschichtlichen Betrachtungen geneigten Geistern einmal abwärts senken zu den (erwähnten) Gestalten der vaterländischen Vergangenheit. Vielleicht erkennt man auch hier manch Echtdeutsches, nämlich Sinniges, Tüchtiges, Edles; auch hier unter starren Trümmern ein sonniges grünes Idyll und unter dem Unkraut der Kreuzwege manch Blümlein Ehrenpreis und Vergißmeinnicht.

4. Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. Vierter Band: Straßburg unser! — Bis ans Meer. Von Botho von Pressentin. Mit mehrern Karten. Fünfter Band: An der Loire und Sarthe. Von Karl Tanera. Mit einer Karte. Nördlingen, Beck. 1889. 8. Jeder Band 2 M.

Das in den ersten Büchern so glücklich gelungene, echt volksthümliche und dabei mit aller Kenntniß des Gegenstandes und der Lebendigkeit der persönlichen Anschauung geschriebene Werk ist zu zwei weitern Bänden gediehen, welche den Festungskrieg im Osten Frankreichs und die Feldzüge im Norden und Süden von Paris behufs Abwehr der zur Befreiung der Landeshauptstadt unternommenen Versuche schildern. Dem neueingetretenen Mitarbeiter, „einem alten Cavalieristen", wie Botho von Pressentin sich bezeichnet, ist es sehr Dank zu wissen, daß er sich dazu verstanden, der Darstellung des Nordfeldzugs noch die Beschreibung der Belagerungen vorangehen zu lassen, welche naturgemäß den wenigst anziehenden Theil der großartigen und wechselvollen Ereignisse bilden. Selbst die Geschichte von Straßburgs Umschließung vermag die Theilnahme nicht so zu fesseln wie die der Bewegungen im offenen Felde; das große Ergebniß der beschwerlichen Arbeit, nicht diese selbst, zieht den Leser an. Noch entsagungsvoller ist die Mühwaltung des Erzählers gegenüber der langen Reihe der andern von unsern tapfern Truppen genommenen Festungen, von denen der erforderlichen Vollständigkeit wegen doch keine ausgelassen werden durfte. Es läßt sich dem Verfasser nachfühlen, wie er aufathmete, als er in frischem Zuge von Amiens, der Hallue, von Bapaume, von Saint-Quentin berichten konnte, aus dem reichen Schatze eigener Erinnerungen das hingeworfene Bild zu beleben vermochte. Die Kämpfe um Orléans, die unendlich ermüdenden, immer wieder aufs neue erforderlichen Hin- und Herzüge bis zum dreitägigen Ringen bei Le Mans hat dann Karl Tanera mit gewohnter Meisterschaft und erquickender Wärme vergegenwärtigt und der im Ertragen der Mühen und Leiden nicht weniger als im todesmuthigen Kampfe hervorleuchtenden Größe unsers Heers ein Denkmal gesetzt. Denn daß dieses Werk in den weitesten Kreisen heimisch werden wird, läßt sich um so eher annehmen, als die genauen Angaben über die an den einzelnen Begebenheiten betheiligten Truppen es jedem Mitkämpfer und seiner Familie zu einem persönlichen Erinnerungsbuche machen. Noch in diesem Jahre soll das Ganze vollendet sein.

5. Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht. Ein Ueberblick über die Geschichte des römischen Staats in ihrem Zusammenhange mit dem gegenwärtigen Rechtsleben. Eine Festschrift. Von Rudolf Leonhard. Leipzig, Veit u. Comp. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Es erscheint sehr ansprechend, daß die marburger Juristenfacultät zur Feier des sechzigjährigen Doctorjubiläums des Mannes, der an der Spitze der Rechtsprechung in Deutschland steht, seine geschichtliche Stellung und seinen volksthümlichen Namen aber seiner Theilnahme am politischen Leben verdankt, des Präsidenten des Reichsgerichts Dr. von Simson, die Veröffentlichung gerade dieser Schrift gewählt hat. Denn ihr Verfasser, ein Glied jener Facultät, hat sich die Aufgabe gestellt, seine Wissenschaft, das römische Recht, dem gebildeten Leserkreise näher zu bringen, indem er klarzulegen versucht, daß der Inhalt der römischen Rechtsquellen der Niederschlag der römischen Culturgeschichte sei, das Rechtsbewußtsein der Gegenwart aber auf der römisch-byzantinischen Gedankenwelt mit breiter Sohle fuße, somit

das römische Alterthum eine unumgängliche Lehrmeisterin der Gegenwart, nicht eine Merkwürdigkeit sei, die einem engen Kreise gebührt, sondern ein Gemeingut, dem jeder, auch der Geringste im Volke, den Zoll der Dankbarkeit schuldet.

Je ferner eine Wissenschaft, wie es ja wol bei der juristischen Romanistik zutrifft, dem allgemeinen Geistesleben steht, um so dankenswerther ist das Bestreben, letzteres von ihr befruchten zu lassen, zumal wenn es in so geistvoller Weise, in so blühender Sprache geschieht, wie im vorliegenden Buche, welches bei seinen 200 Seiten leichter einen Einblick in den abliegenden Stoff vermittelt als das umfangreiche Werk des großen Vorgängers unsers Verfassers in diesem Bemühen, Rudolf von Ihering's.

Der Plan des Buchs ist von einleuchtender Klarheit:

Unser Ziel, die Erklärung des gegenwärtigen Rechtslebens aus der Vergangenheit, weist unserer geschichtlichen Wanderschaft die Richtung und die Ruhepunkte an. Der Werth Roms für die Gegenwart erreicht seinen Höhepunkt nicht da, wo es sich selbst am glücklichsten fühlte, sondern dort, wo es das Werthvollste für die Nachwelt erzeugte, in dem Weltreiche des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Das heidnische kaiserliche Weltreich bildet also den Mittelpunkt der Darstellung. Ihm voran geht der Aufschwung des römischen Staats zur Weltherrschaft und die Umbildung des Nationalstaats in ein Weltreich, zwei Perioden, denen die nächsten beiden Abschnitte gewidmet sein sollen. Der vierte Abschnitt soll die Umwandlung des heidnischen Weltreichs in ein christliches schildern, der letzte die Umformung des heidnischen Weltreichs in ein christliches in Byzanz.

Letzterer Satz wäre vielleicht schärfer formulirt als „die Ausgestaltung des christlichen Weltreichs zu Byzanz".

Die geschichtliche Betrachtung der Einzelperioden unter dem Gesichtspunkte ihrer Ausgiebigkeit für die Bildung des Rechtslebens ist nun von hohem Interesse. Bei dem und jenem Kapitel wird solches ganz außerordentlich gesteigert, so bei den „Römische Emporkömmlinge" und „Der Sieg des Weltbürgerthums" überschriebenen, um dann in den beiden letzten der oben bezeichneten Abschnitte unentwegt gefesselt zu werden. Es gehört in der That Selbstbeherrschung dazu, von der Mittheilung vieler überraschender Gedanken, die den Leser zur Theilnahme zwingen müßten, abzustehen. Aber je weiter man im Buche kommt und je mehr man den letzten Seiten sich nähert, wird — und damit gelangen wir zu seiner unsers Erachtens schwachen Seite — doch die Frage rege, wo denn der Raum bleibt, „Deutschlands Recht", wie der Titel verheißt, in das Verhältniß zu Roms Vergangenheit zu setzen? Im §. 56: „Das Fortleben römischer Ereignisse", der auf zwei Seiten das Schlußergebniß zieht, muthet es uns an, als ob nicht mehr der bewanderte Kenner des Römerthums, sondern der von der Begeisterung für seine Wissenschaft hingerissene und — einseitige Romanist spräche. Für das Empfinden und Erkennen geschichtlichen Zusammenhangs kann der Verfasser leicht ebenso, aber nicht mehr empfängliche Leser finden als den gegenwärtigen Berichterstatter. Aber gerade dessen geschichtlicher Sinn und historische Einsicht widerstrebt der ungeschichtlichen Hervorhebung des einen, wenn auch noch so wichtigen Factors des heutigen Rechtsbewußtseins, wie sie den genannten Paragraphen durchzieht, wie sie am schroffsten im Satze hervortritt:

Und als endlich ein fremder Eroberer unsere Heimat knechtete, da fand die altrömische Wehrpflicht einen Scharnhorst und die altrömische Selbstverwaltung einen Stein, welche sie neu belebten.

Die Ungeheuerlichkeit der Nichtberücksichtigung der germanischen Grundlage unserer Rechtsanschauung wird denn auch nicht durch ein Zugeständniß, wie das folgende, ausgeglichen:

Diese römisch-byzantinische Gedankenwelt bildet freilich nicht den vollen Inhalt des Schatzes, welchen wir unser Rechtsgefühl nennen. Ueberreste der altdeutschen Heidenzeit, die Kirche und die Wissenschaft des Mittelalters, der deutsche Lehnstaat, die Fürsorge der Landesfürsten, endlich die neue Gedankenwelt, welche von einer schöpferischen Wissenschaft und Dichtung auf dem Boden der wiedergewonnenen Redefreiheit ausgebildet worden sind, alle diese Mächte haben weiter gearbeitet, um dasjenige, was Rom und Byzanz schufen, zu vervollständigen und zu vermehren. Ihre Wirksamkeit soll nicht verkleinert werden, aber hier ist nicht die Gelegenheit, sie zu schildern. Die Grenze des Buchs ist ebenso festgesteckt wie sein Ziel, die Erörterung des Werths, welchen die Geschichte des römischen Staats noch jetzt für uns hat.

Es ist, als ob wir den Standpunkt der Commission für die Ausarbeitung des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs dargelegt sähen. Der Verfasser kann sich nicht entschließen, den Gesammtinhalt dessen, was er als einzelne Factoren der Ergänzung des Rechtsbewußtseins anführt, klar und bündig als deutschen Rechtsgedanken zu bezeichnen, ihn, für das deutsche Volk wenigstens, als völlig ebenbürtig der römisch-byzantinischen Gedankenwelt an die Seite zu setzen. Auf die mislichen praktischen Folgen eines solchen Standpunktes haben wir hier nicht einzugehen. Die Kritik, welche der Entwurf des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs hat erfahren müssen, deckt sie ja deutlich auf. Für das vorliegende schöne Buch bedauern wir nur, daß jener Standpunkt ihm zu einem Titel verholfen hat, der sich nicht mit dem Inhalte deckt, ihn nicht bezeichnet. „Die Entwickelung des römischen Rechts zum Weltrecht" wäre vielleicht um so mehr eine geeignetere Bezeichnung gewesen, als der Verfasser selbst „den eigentlichen Schwerpunkt seiner Untersuchung in der Bekämpfung des Irrthums erblickt", dem der Sieg des Christenthums nicht als eine bedeutende Verbesserung des menschlichen Wohls, sondern als dessen Verfall erscheint,

wie diejenigen meinen, welche einige Lichtbilder des Alterthums in quellenwidriger Weise verallgemeinern und diesem eine Glückseligkeit aller Volksklassen andichten, die in Wahrheit nur ein kleiner bevorzugter Kreis genoß.

Friedrich Bienemann.

Militärschriften.

1. Cavalleristenträume. Rathenow, Babenzien. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

> Ich zweifle nicht, daß in dem Ding
> Manch Zifferlein verkehrt ist
> Und manchem wol auch mancherlei
> Zu theuer und gelehrt ist.
> Was schadt's! Wenn die Gedanken nur
> Zutreffend, echt und recht sind.
> Ein andrer find't die Formen schon,
> Die hier noch vielfach schlecht sind.

Dies Motto aus dem „Neujahrstraum eines alten Cavalleristen" ist dem Werkchen mit Recht vorgesetzt worden: die Gedanken, welche es entwickelt, sind zum großen Theile „zutreffend, echt und recht", während ihre Form allerdings, wenn auch nicht „vielfach schlecht", so doch mindestens hie und da etwas zu wenig gefeilt ist. Bedenklicher, wenigstens für den praktischen Erfolg der Schrift, ist es, daß die Befürchtung, die der erste Theil jenes Mottos ausspricht, nur zu begründet ist; es wird „mancherlei" von dem Vorgeschlagenen ganz sicherlich „Manchem zu theuer" vorkommen. Der Verfasser geht von dem wahren Satze aus, daß nicht der Carabiner, nicht die Lanze, nicht der Säbel die Waffe des Reiters sei, sondern das Pferd. Den Cavalleristen in dem Gebrauche dieser Waffe, also in der Beherrschung und Ausbildung des Pferdes während der Dienstzeit, möglichst hoch zu bringen, müsse das Ziel jedes cavalleristischen Befehlshabers sein. Dieses Höchste in der Ausbildung des Mannes und seines Pferdes zu erreichen sei aber nur möglich, wenn auch der Lehrer, also der Offizier, einen gewissen Grad von Vollkommenheit als Reiter erreicht habe, ehe er zu lehren beginne. Hierzu reiche die kurze Dienstzeit des Avantageurs und Fähnrichs vor dem Besuche der Kriegsschule nicht aus, die Kriegsschulzeit mit ihren Anforderungen für den theoretischen Unterricht lasse bestenfalls das früher bei der Truppe Erlernte nicht wieder verlernen, daher solle der Cavalleriefähnrich nicht gleich nach abgelegter Offiziersprüfung zu seiner Truppe zurückkehren, sondern auf einer Reitschule, neben welcher als „Reitakademien" die bekannten Reitinstitute in Hannover und München zu bestehen hätten, einen einjährigen Reitcursus durchmachen; er sei dabei in dem Fähnrichsrange zu belassen und später mit seinen den andern Waffen angehörigen Altersgenossen gleichmäßig zu patentiren.

Es ist richtig, daß auch die Offiziere der Feld- und Fußartillerie, sowie des Ingenieurcorps und der Pioniere ihre Fachkenntniß in einem ein-, bezw. zweijährigen Cursus auf der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin oder München erwerben, ehe sie als ausgebildet gerechnet werden. Allein bei ihnen handelt es sich um Erwerbung theoretischer Kenntnisse, nicht, wie für jene Cavalleriefähnriche, um denjenigen praktischer Fertigkeit. Einen ganzen Jahrgang Cavallerieoffiziere ein Jahr lang dem Truppendienste entziehen und ihn in besondern Reitschulen auszubilden, würde wirklich recht kostspielig werden, und es liegt überdies die Befürchtung nahe, daß die Truppe an der reiterlichen Erziehung des zu ihr Zurücktretenden doch wol noch das Beste thun müßte oder thun zu müssen glauben würde, was im Erfolg auf dasselbe hinauskäme.

Sehr beherzigenswerth dürfte das sein, was der Verfasser über Fütterung und Pferdewartung beibringt; er steht dabei in mehr als einer Beziehung mit dem trefflichen von Krane, dem Verfasser von „Pferd und Wagen", auf einem Boden. Doch ist der Inhalt dieses Kapitels wie der übrigen über „Einzelausbildung", „Verminderung des vom Cavaleriepferd zu tragenden Gewichts", „Die Unteroffiziere" und „Campagnereiten, Schleppjagden", zu ausschließlich fachlicher Natur, um an dieser Stelle besprochen werden zu können. Für den Pferdebesitzer und Reiter, auch den Nichtmilitär, wird das Schriftchen eine anregende und nutzbringende Lektüre sein.

2. Im Manöver. Adjutantenerinnerungen von Alexander von Degen. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1889. 8. 1 M.

Das Buch bildet einen, den siebenundvierzigsten Band der Eckstein'schen „Reisebibliothek" und will auch wol nichts weiter, als über die Langeweile einer Eisenbahnfahrt hinweghelfen. Dies leistet es in echt munterer und flotter Weise. Als die gelungensten der sechs kleinen Erzählungen, die das Bändchen bilden, möchten wir „Entfernt vom Balle" und „Mein neuer Bursche" bezeichnen. „Mein neuer Bursche" ist gleichzeitig eine neue Figur in der heitern militärischen Literatur; denn Jochen, so heißt der „neue Bursche", ist weder von jener Burschendummheit, noch von jener Burschenpfiffigkeit, wie sie uns ältere Erzählungen mehrfach typisch vorgeführt haben; Jochen ist vielmehr der „überlegende" Bursche, der mit Naphthalin um sich streut, in seines Lieutenants feine Wäsche die bekannten Ruppiner gedruckten Namenszettel einnäht u. s. w., nie aber „ohne Grund handelt" und „immer Recht hat".

3. Karl von François. Ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwarzkoppen. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Eisenschmidt. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Daß das vorgenannte Buch in zweiter Auflage hat erscheinen können, darf als im hohen Grade erfreulich angesehen werden; denn es bietet, so spannend die vorgeführten Lebensschicksale seines Helden auch sind, dennoch nicht sowol eine unterhaltende, als vielmehr eine im wahrhaften Sinne des Worts erhebende Lektüre. Wenn man das kurze, von der Herausgeberin, einer Tochter Karl von François', herrührende erste Kapitel des Buchs nicht ohne Antheilnahme an dem damaligen Jüngling François wird lesen können, so wandelt sich diese Antheilnahme beim Lesen der folgenden, von ihm selbst geschriebenen Kapitel

gar bald in eine achtungsvolle, ja bewundernde Sympathie für den duldenden und kämpfenden, heldenhaften Mann. Und daran trägt nicht die Art des Erzählten, etwa eine besonders schwunghafte Sprache oder gar jene so vielen Memoirenschreibern eigene Art eitler Selbstbespiegelung, die Schuld, sondern das Erzählte selbst.

Nach dem Frieden von Tilsit aus der preußischen Armee, der er als Secondlieutenant angehört hatte, geschieden, trat François als Oberlieutenant in würtembergische Dienste. Misgunst der Kameraden gegen den fremden Eindringling und „Glücksritter", sowie zum Theil auch das leidenschaftliche Temperament François', dessen Fehler nie auf Mangel an Empfindung, sondern stets auf ein „Uebermaß von Empfindung" zurückzuführen waren, führten zu einem Conflict schwerster Art, der mit der Verurtheilung François' zum Tode endete. Die Schützen hatten ihre Gewehre schon fertig gemacht, als der Pardon ankam. François erzählt:

Man hat mich später oftmals gefragt, was ich in den Augenblicken gedacht und empfunden habe, die ich nach menschlicher Voraussicht für meine letzten halten mußte. Wenn ich gewissenhaft die Stimmung derselben zergliedere, so finde ich dreierlei: ernste Wehmuth, den festen Willen, heroisch zu sterben, meinen Feinden keinerlei Schwäche zu zeigen, und endlich, die beiden andern Gefühle überdauernd, eine gespannte, mit einer Art von Neugier untermischte Erwartung des Augenblicks, wo Leib und Seele sich voneinander trennen würde.

Ueber die Begnadigung schreibt er: „Der Zeitpunkt war vorüber, so schien es mir, wo selbst der König das Recht hat, Gnade zu üben." Ja, als er sich bewußt wurde, daß mit dem „Pardon" zugleich er zur Cassation und sechsjähriger Festungshaft verurtheilt worden war, rief er seinem bisherigen Regimentscommandeur zu:

Ich verfluche den König und seine Gnade. Er ist ein Ungeheuer, das seine Freude daran findet, Menschen zu Tode zu peinigen. Geh und melde es ihm.

Für diese schwere Majestätsbeleidigung wurde François zu lebenslänglicher Einkerkerung als Staatsgefangener verurtheilt.

Mit erstaunlicher, aber erst nach wochenlanger stumpfer Verzweiflung erwachter Energie betrieb er, nur im Besitz von Messer und Gabel, sowie eines Paars Stiefelhaken und eines Stuhlbeins als Werkzeug, die Vorbereitungen zu seiner Flucht, die ihm endlich in einer rasch hergestellten Verkleidung als Essenkehrer gelang. Er wandte sich nach Baden und setzte über den Rhein, um, nach Durchwanderung Frankreichs, in Spanien Kriegsdienste zu nehmen. Rührend klingen die schlichten Worte, mit denen er der damaligen Bootsfahrt über den Rhein gedenkt: „Selbst des Raubvogels erinnere ich mich noch, der hoch über mir in den Lüften kreiste und den ich um sein einsames Felsennest beneidete. Er wußte doch, wo er daheim war. . . ."

Die französischen Siege in Spanien zwangen François zur Rückkehr nach Deutschland. Aller Baarmittel entblößt, verdiente er sich zeitweise sein Brot als Balletmeister bei einer freiburger Schauspielergesellschaft, und erst nach langer Zeit und unter drohendsten Gefahren erreichte er den heimatlichen Herd (die Familie besaß das Gut Niemegk im Sächsischen). Auch hier hielt es ihn nicht lange; er nahm am Zuge Schill's theil nnd ging endlich 1810 in russische Kriegsdienste. Hier brachte er es in wenigen Jahren zum Rittmeister, trat nach beendeten Feldzügen in preußische Dienste zurück und starb als General außer Dienst 1855 in Potsdam.

Nur 154 Seiten sind es, auf denen sein bewegtes Leben geschildert wird; manches — so der furchtbare Rückzug der Franzosen 1812 — wird nur in einzelnen knappen Sätzen berührt; manches, so die spätere Friedensdienstzeit, ganz mit Stillschweigen übergangen. Dennoch darf das Buch als ein ganz ungewöhnlich fesselndes und lesenswerthes von neuem empfohlen werden.

Victor Kurs.

Feuilleton.

„Die deutschen Kaiser und ihre Zeit mit dem Zwischenreich von 1806 bis 1871. Kurz zusammengefaßt für den Gebrauch der Jugend von Joh. Mühlheim. Mit 54 Bildnissen" (Gotha, F. A. Perthes, 1889). Der mit dem Bilde Kaiser Wilhelm's II. gezierte hübsche Leinwandband zu 4 M. ist ein ganz leidliches Buch und dünkt uns für Knaben von zehn bis vierzehn Jahren geeignet. Mustergültig aber möchten wir es doch keineswegs nennen. Es geht dem Verfasser der sichere Blick für das Mittheilbare und das Ueberflüssige, Beschwerende ab. Eine ganze Reihe unnützer Angaben hätte fortbleiben, anderes ausführlicher zur Darstellung gelangen können. Der Schulleitfaden, der dem Gedächtnisse den Anhaltspunkt für den Vortrag geben soll, hat dem Erzähler zu oft den Weg gekreuzt. Wozu soll der Knabe erfahren, daß König Heinrich I. dem Herzog Giselbert von Lothringen seine Tochter Gerberga zur Gemahlin gab? daß derselbe die unverbürgte Absicht gehabt habe, nach Italien zu gehen? Vier Zeilen über die Schlacht gegen die Ungarn hätten ihm mit Recht mehr gegolten. Daß Rheinfelden und Freiburg sich Bernhard von Weimar ergaben, hätte ja der Kenntniß des kindlichen Lesers genügt. Wozu wird Röteln dazwischengeschoben? Ebenso reicht Graf Colloredo als Erzieher Kaiser Franz' II. völlig aus. Baron Schliesnig und Exjesuit Diesbach dazu sind überflüssig, folglich vom Uebel. Solche Beispiele ließen sich verzehnfachen. Die Bilder sind dem für eine höhere Altersstufe bestimmten Pochhammer'schen Werke desselben Verlags entnommen. Von Karl V. an sind sie historische Porträts und alles Lobes werth. Vorher ließe sich bei manchem und namentlich bei den zugefügten Unterbildern Einwendung erheben. Gegen den unverbrüchlich sein sollenden Grundsatz der Illustrirung, kein Bild zu bringen, dem nicht eine Textstelle entspricht, ist mehrfach gefehlt; am stärksten vielleicht bei Karl IV.; da ist der Königstuhl von Rense bildlich dargestellt und noch dazu fälschlich als Stätte der Königswahl, und im Buche wird nicht von ihm gesprochen. Was soll nun der Junge daraus machen? Er muß dem Texte gemäß das Bild nach Frankfurt a. M. versetzen und dabei stört ihn billig der Hintergrund des Rheinthals mit seinen hochragenden Ufern. Solch ein Verfahren kann einem

ordentlichen Menschen und nun erst einem Pädagogen wenn auch nicht unbegreiflich, so doch unleidlich sein. Das Druckfehlerverzeichniß ist schon lang, bedarf aber noch der Vervollständigung.

— Von Marie Nathusius' beliebten Erzählungen ist eine Volksausgabe ausgewählter Schriften (in 25 Lieferungen zu 20 Pf.) durch Gustav Fock's Verlag in Leipzig eröffnet. Sie beginnt mit „Langenstein und Boblingen" und soll ferner enthalten: „Christfried und Julchen", „Die alte Jungfer", „Elisabeth", „Joachim von Kamern", „Tagebuch eines armen Fräuleins".

— Von Otto Jahn's Mozart-Biographie wird die durch den Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig unternommene dritte Auflage angekündigt. H. Deiters hat der Bearbeitung und Ergänzung des Werks sich unterzogen.

— „Von den besten Büchern" heißt ein Gutachten, welches Friedrich Schlögl zu geben sich veranlaßt gefühlt hat (Wien, Hartleben, 1889). Da Sir John Lubbock die hundert besten Bücher aller Zeiten und Literaturen aufgestellt hatte, richtete ein deutscher Verleger (F. Pfeilstücker in Berlin) an ungefähr hundert deutsche Schriftsteller die Aufforderung, auch ihr Votum in dieser Angelegenheit abzugeben. Da läßt nun Schlögl sein besonderes Gutachten hier im Einzelabdruck erscheinen. Er hat sein siebenundsechzigstes Lebensjahr vollendet; von Jugend auf sehr viel gelesen, sieht sich aber außer Stande, heute apodiktisch anzugeben, welche Bücher auf ihn von bestimmender und dauernder Wirkung gewesen sind. Er kann sich nur eine Rangliste der Schriften als möglich denken, welche von subjectivem Werth ist, weil nach dem Lebensalter der Antragsteller zusammengesucht. Er ist überzeugt, daß viele der heutigen „besten Bücher" als solche nicht bleiben werden; er ist empört über die heutige Reclame; er beklagt schmerzlich das riesig angewachsene heutige Zeitungswesen, weil dieses schon die physische Möglichkeit benimmt, sich in die Lektüre von Büchern zu vertiefen. Das ist gewiß einer der wundesten Flecke unserer heutigen „Bildung"; wüßte unser Publikum, wie die meisten Zeitungen „gemacht" werden, und wie eine von Geldspeculation freie, idealen Interessen dienende Presse immer seltener wird — es würde doch vielleicht sich entschließen, wie unsere Väter, wieder mehr gute Bücher zu lesen.

— Victor Böhmert und Wilhelm Bode geben im Verlage von Duncker u. Humblot in Leipzig seit 1888 kleine „Volkswohl-Schriften" heraus. Die Reihe hat Victor Böhmert mit dem „Kampf gegen die Unsittlichkeit" eröffnet. Im dritten Hefte schildert Wilhelm Bode „Dr. Barnardo's Liebeswerke in London" (à 60 Pf.). Liest man dieses mit 20 Bildern ausgestattete Heft, so weiß man nicht, ob man die Größe des londoner Elends oder die Leistungsfähigkeit der christlichen rettenden Barmherzigkeit mehr bewundern soll. Barnardo ist ein von deutschen Aeltern abstammender Arzt, welcher jetzt in dreiundzwanzigjähriger Thätigkeit gegen 13000 Kinder vom Verderben gerettet hat. Er gründete 36 besondere Hülfs- und Rettungsanstalten, von denen 28 in London, 5 im übrigen England, 3 in Canada sich befinden. Das Geld zur Erhaltung dieser Anstalten bekommt er von guten Menschen aus allen Theilen der Welt, vornehmlich von Engländern. Die rechnenden Engländer sagen sich nämlich, daß Barnardo etwa 500 M. braucht, um aus einem verwahrlosten Straßenjungen einen tüchtigen Arbeiter zu machen; für denselben Jungen aber als Landstreicher brauchten sie etwa 1600 M. jährlich! Die Art, wie Barnardo immer von neuem Hülfe empfangen hat, ist geradezu wunderbar. Wir empfehlen die Lektüre derartiger Schriften auf das dringendste!

— In Berlin erscheint eine „Zehnpfennig-Bibliothek" in Duodezformat à 64 Seiten (Commissionsverlag der Actiengesellschaft für automatischen Verkauf). Das erste Heftchen enthält heitere Liebesgeschichten, das zweite Winterbilder aus Weltstädten. Nach Prüfung des Inhalts müssen wir gestehen, daß gelungene Auswahl des Stoffs, Schlagkraft der Sprache, pikante Darstellung den hier abgedruckten Erzählungen und Schilderungen allerdings nachgerühmt werden darf. Hervorgehoben sei noch, daß das Unternehmen besonderes Gewicht auf die Zeitereignisse, die Jahreszeiten, die Erscheinungen des Zeitgeistes legen will.

Bibliographie.

Althof, H., Angilberts Leben und Dichtungen. Münden, Augustin. 1888. Gr. 8. 1 M.

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preussischen Officiers aus den Jahren 1876 bis 1887. Breslau, Kern. 8. 10 M.

Bélot, A., Die Frau von Eis. Pariser Salonroman. Deutsch von B. Heichen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 1 M. 50 Pf.

Das vornehme Berlin. Bilder aus dem High-life der Reichshauptstadt. *** Berlin, Eckstein Nachf. 8. 4 M.

„Bismarck wird alt!" Von einem Deutschen im Auslande. Leipzig, Grunow. 8. 1 M.

Bodemann, E., Der Briefwechsel des Gottfried Wilhelm Leibniz in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover, beschrieben. Hannover, Hahn. Gr. 8. 12 M.

Ein verlassener Bruderstamm. Vergangenheit und Gegenwart der baltischen Provinzen Rußlands von einem Balten. Berlin, Deubner. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Canstatt, O., Drangsale der Stadt Worms und deren Zerstörung durch die Franzosen am 31. Mai 1689. Zum 200jährigen Gedenktage. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet. Mit 24 Bildertafeln. Worms, Reiß. Gr. 8. 4 M.

Derblich, W., Ein Menschenalter Militärarzt. Erinnerungen eines k. k. Militärarztes. 1ster Thl. Hannover, Helwing. 8. 2 M.

Dirksen, C., Ostfriesische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten mit historischen und sprachlichen Anmerkungen. 1stes Hft. Ruhrort, Andreae u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Domeier, V., Die Absetzung Adolfs von Nassau. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dostojewski, F. W., Des Onkels Traum. Roman. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Eggers, K., Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen. Mit 6 Lichtdruck-Tafeln. Berlin, Fontane. Gr. 8. 5 M.

Föhrenbach, W. A., Das Selkethal im Harz nebst Umgebung. In sechs Gesängen geschildert. Bernburg, Mehrhardt. Gr. 16. 50 Pf.

Forel, A., Der Hypnotismus, seine Bedeutung und seine Handhabung. In kurzgefasster Darstellung. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Friedrich, H., 95 Thesen wider Sprachverrohung und Deutschtümelei. Waren, Kaibel's Nachf. 12. 50 Pf.

Gomperts, T., Hermann Bonitz. Ein Nachruf. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Grabowka, W. Freih. v., Feder und Degen. Humoristische Erzählungen. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. Von der Zeit Justinian's bis zur türkischen Eroberung. 2 Bde. Stuttgart, Cotta Nachf. Gr. 8. 20 M.

Hansjakob, H., Dürre Blätter. I. Heidelberg, Weiß. 8. 2 M. 20 Pf.

Hartwig, G., Haß und Liebe. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Jahrbuch des k. k. Hofburgtheaters für das Jahr 1889. Herausgegeben von C. Bannholzer, J. Philippi und Lina Mänuel. Wien. 8. 1 M. 60 Pf.

Jensen, W., Jahreszeiten. Ein Roman. 2 Bde. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 10 M.

Karpeles, G., Die Zionsharfe. Eine Anthologie der neuhebräischen Dichtung in deutschen Uebertragungen. Leipzig, Roßberg. 8. 4 M.

Koniecki, H., Fredegod oder Godofred ohne Cothurn, auch ein zeitgemäßes Märchen. Halle, Starke. 8. 1 M. 50 Pf.

Luther, P., Rom und Ravenna bis zum 9. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Papstgeschichte. Berlin, Speyer u. Peters. Gr. 8. 2 M.

Maltzan, H. Freih. v., Die Errichtung deutscher Volksbühnen eine nationale Aufgabe. Vortrag. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Mejer, O., Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar, Böhlau. 8. 1 M. 50 Pf.

Mosapp, H., Herzog Christoph von Württemberg. Ein Lebensbild, zur Enthüllung seines Denkmals in Stuttgart gezeichnet. Barmen, Klein. 12. 1 M.

Oertel, O., Neue Gedichte. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Pietsch, L., Erinnerung an die Klause. Mit 30 Abbildungen nach den in der „Klause" befindlichen Gemälden, Skulpturen ꝛc. Berlin, Bong. Gr. 8. 1 M.

Runze, G., Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft. 1stes Hft. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 6 M.

Schönemann, P., Ausflüge um Soest. Naturwissenschaftliche Spaziergänge. 1stes Hft. Soest, Nasse. 12. 60 Pf.

Schultz, K. L., Aus Officier-Kreisen. Novellen. Augsburg, Gebr. Reichel. 8. 3 M. 50 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Irrwege. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 1 M.

Sommer, K., In Haß erstarrt. Novelle. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Der Elefanten-Lord. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Walter, J., Ursprung und Zweck der Liebe. Neue Elemente zur allgemeinen Physiologie. Moskau, Deubner. 1887. Gr. 8. 40 Pf.

Walther, F., Wissenschaft oder Christentum? Wer denkt schärfer? Ein Aufruf an die Denkenden in beiden Lagern. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Philosophie des Thomas von Aquino

kritisch gewürdigt von

J. Frohschammer.

8. Geh. 10 M.

Der durch seinen Kampf mit dem Papste und dem Erzbischof von München berühmte hochbejahrte Philosoph und Theolog Professor Jakob Frohschammer in München hat in diesem Werk die Philosophie des Thomas von Aquino, welche seit der päpstlichen Encyclica vom 4. August 1879 in allen katholischen Schulen zu Grunde gelegt werden muß, zum ersten male in systematischer Weise dargelegt, kritisch gewürdigt und bekämpft. Das Werk ist somit geeignet, in katholischen wie in protestantischen Kreisen Aufsehen zu erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser in diesem Werke mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenienſischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Sten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

20 Pf. Jede Nr. **Musikalische Universal-Bibliothek!** 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck. stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Verbindender Text und Katalog gratis.

Ein junger, tüchtiger Linguist besorgt Uebersetzungen wissenschaftl. oder belletrist. Werke bewährter spanischer, französischer und italienischer Schriftsteller, wie auch sehr ausgedehnter Handelscorrespondenzen jeder Art. Beste Referenzen. Prompte Bedienung. Nachzufragen bei **Ad. Knabenhans** in **Lützen.**

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Illustr. Preisliſten Gratis! empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Fabrik f. Wagen, Bürstenbinder u. div. Holzwaaren.

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

AUG 10 1889

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 25. Juli 1889.

Inhalt: Die Verbindlichkeit der Lehre vom Kunstschönen. Von Bernhard Münz. — Frauenschriften. Von Karl Schrattenthal. — Verschiedenes Poetische. Von Karl Spitteler. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. — Antiultramontana. Von Karl Sallmann. — Philosophische Literatur. Von Th. Achelis und Konrad Hermann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Verbindlichkeit der Lehre vom Kunstschönen.

Ob wol der Lehre vom Kunstschönen in dem erhabenen Heiligthume der Wissenschaften ein Platz gebührt? Die Frage mag an der Schwelle des 20. Jahrhunderts recht seltsam klingen; nichtsdestoweniger kommt ihr Berechtigung zu, weil es eine aufdringliche Anschauung gibt, welche keinen Anstand nimmt, sie zu verneinen. Dieselbe steht auf dem Standpunkte, wonach sich über den Geschmack so wenig streiten läßt als über die Façon des Seligwerdens. Das Schöne ist ihr füglich durch den Eindruck, welchen es in unserm Gemüthe hervorruft, bedingt; wir erkennen es an der gehobenen, freudigen Stimmung, welche es in uns verbreitet, an der Seligkeit, in welche es uns taucht. Die Lust ist jedoch ein gar flüchtiges, unbeständiges, veränderliches und launenhaftes Ding, sie ist individuell, gleichwie das höchste Gut, das Glück, von den verschiedenen Individuen mit verschiedenem Maße gemessen wird. Die einfachsten Erscheinungen von Lust und Schmerz sind anders in jedem andern gebildet. Nicht der Mensch als solcher, der einzelne Mensch ist sohin zum Richter über das Schöne bestellt; nicht ein einheitliches Wissen, das vielgestaltige Meinen entscheidet über dasselbe. Und zum Beweise hierfür dient jener Anschauung die Thatsache, daß wir einer Unendlichkeit von Formen, Farben, Tönen und Gedanken gegenüberstehen, die den Menschen, selbst gebildeter Länder, in den verschiedensten, von voller Theilnahmslosigkeit bis zur höchsten Begeisterung wechselnden Abstufungen Lustgefühle erregen. Diese Thatsache ist nun freilich für denjenigen, welcher Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, unanfechtbar. Wir dürfen uns jedoch dadurch, daß selbst Kunstverständige sich über das Kunstschöne nicht verständigen können, nicht einschüchtern und beirren lassen. Auch Männer, welche ihr ganzes Leben der Pflege des Kunstschönen weihen, können in einem ästhetischen Irrthume befangen sein. Einen deutlichen Beweis dafür liefern die Vertreter des äußersten Naturalismus, welchen gesunder, vorurtheilsloser Sinn nie und nimmer den Preis des Schönen zuerkennen wird, weil die Aufgabe des Kunstschönen nie und nimmer die nackte, unverhüllte Vorführung häßlicher und widriger Daseinsformen sein kann. Es gibt wol einen Spruch, der da lautet: Das Naturgemäße ist nicht häßlich (Naturalia non sunt turpia). Dieser Spruch gibt indeß zu bedenken, ob das, was in dem Rahmen der Wirklichkeit sich vorfindet, darum auch schon natürlich ist, ob das Sein als solches schon einen Rechtsgrund für das Sein bildet, die Seinsberechtigung in sich schließt. Dies muß jedoch entschieden verneint werden. Natürlich ist nicht schlechthin das, was in der Wirklichkeit vorhanden ist, sondern was das Maß nicht überschreitet, was im Einklange mit der Natur, mit dem in dem kreisenden Wechsel der Erscheinungen beharrenden ewigen und ehernen Geiste sich vollzieht. Auf Naturgemäßheit im vollsten Sinne des Wortes hat nur das Wesen Anspruch, welches von den ihm verliehenen Fähigkeiten den reichsten und ausgiebigsten Gebrauch macht, das Schicksal, zu welchem es nach Maßgabe seiner Beschaffenheit berufen erscheint, ganz und voll erfüllt. Dieses Wesen allein ist im Grunde naturtreu, weil es, ein getreuer Eckardt seiner Natur, diese zu ihrer Vollkommenheit entwickelt und entfaltet. Demgemäß trägt aber auch im Grunde nur diejenige Kunst dem „Verismus" Rechnung, welche nicht nach der Einheit des Ausdrucks mit dem Objecte, sondern vielmehr nach der Einheit des Ausdrucks mit der dem Object zu Grunde liegenden Idee ringt.

Das Schöne wäre Geschmackssache? Es käme eben nur auf den Standpunkt an? Je nun, dann ist Ziel und Zweck der Kunst dem Belieben des Einzelnen anheimgegeben, und die Friedens- und Heilsbotschaft derselben,

welche sich in der Vorführung der in ihrer Art vollkommenen Natur erfüllt, hat keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Ohne sie ist die Kunst aber nun einmal nicht zu denken, sie begibt sich in Ermangelung derselben jedes Rechts auf den Namen der Kunst, mit welcher sich der Begriff des selbständigen Schaffens, nicht des Nachschaffens, des freien Gestaltens, nicht des Abbildens, des Producirens, nicht des Photographirens verknüpft. Die Kunst verhält sich als solche zu der Natur, wie der Wein zur Traube. Die Verschiedenheit der Gefühle sollte dem Nichtvorhandensein eines Schönen an sich das Wort reden? Wohlan, dann müßte folgerecht auch das glänzende Gestirn der Idee des Guten lediglich auf ein Wahngebilde zurückgeführt werden; denn die Glückseligkeit, welche die einzige Triebfeder alles menschlichen Thuns und Treibens bildet, und demgemäß den sittlichen Wandel des Menschen zu bestimmen allein in der Lage ist, ist, wie schon oben angedeutet wurde, ein allgemeiner Titel für die verschiedensten subjectiven Bestrebungen. Mozart fand sein Lebensglück im Meere der Töne, Leonardo da Vinci schwelgte im Reiche der Farben. Dem einen gewährt dies Schaffen die höchste Freude, einem andern ein anderes; dem einen eröffnet das Aufgehen in der Religion die Schleusen des Himmels, einen andern erhebt zur höchsten Sphäre der Seligkeit ein Trunk aus Hippokrenens Quell, einem dritten hinwiederum geht das beschauliche Leben über alles, und in dieser Weise geht es fort je nach den natürlichen Neigungen. Der Schein spricht also dafür, daß nicht ein höchstes Gut, sondern viele höchste Güter in Frage kommen, und zwar so viele, als es Individuen gibt. Ja noch mehr, ihre Zahl scheint hiermit gar nicht erschöpft zu sein, es entspricht außerdem noch jeder Altersstufe des Menschen ein besonderes höchstes Gut.

Wie mithin der sich an den Geschwüren des gesellschaftlichen Körpers begeisternde und — mit Verlaub zu sagen — begeilende zügellose Realismus in der Kunst sich der Schönheit nicht rühmen kann, so hat auch das gerade Widerspiel desselben, der die Menschen zu typischen Heiligen und schablonenhaften Engeln verklärende überschwängliche Idealismus in der Kunst, wie er in der Romantik zum Ausdruck kommt, mit der Schönheit nichts gemeinsam. Weist der der Kunst zukommende erlösende und befreiende Beruf sie an, nicht unter das Allgemein-Menschliche herabzusteigen, so weist er sie nicht minder auch an, nicht über dasselbe hinauszugreifen:

> Der Dichter klärt, was uns das Herz erregt,
> In Leid und Lust oft dunkel nur bewußt
> Das Menschenherz tief innerlich bewegt.
> Er läßt uns blicken in die eigene Brust.

Es gibt freilich widerstreitende Kunstrichtungen, zwischen denen dem Kunstrichter eine Wahl zu treffen unsagbar schwer fällt. So mag es ihm recht ängstlich zu Muthe sein im Angesichte der Wagner'schen Musik, welche auf der einen Seite als eine erlösende That, als ein Wendepunkt auf dem Gebiete der Tonkunst, als Zukunftsmusik gepriesen wird, während sie andererseits als Ausbund grauer Einförmigkeit und Langeweile, als Vorweltmusik verschrien wird. Die Schwierigkeit, sich in einem solchen Falle mit voller Unbefangenheit zu einer bestimmten Anschauung zu bekennen, braucht uns jedoch um den wissenschaftlichen Charakter der Aesthetik nicht bange zu machen. Wagner's Bild schwankt eben noch von der Parteien Haß und Gunst verwirrt in der Geschichte. Die die ira und das studium dämpfende Zeit wird das die gegenwärtige Erörterung beherrschende persönliche Moment langsam und allmählich hinter das sachliche und gegenständliche zurücktreten lassen, und dann wird die Entscheidung getroffen werden, welche von den beiden erwähnten Ansichten Anspruch auf Wahrheit hat, und ob überhaupt einer von ihnen Wahrheit innewohnt. Die Natur des Menschen bringt es füglich mit sich, daß ihm nur betreffs dessen eine unbefangene Würdigung gelingt, was im Schose der Vergangenheit ruht, in seine Zeit nicht hineinragt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Sie hat allen von ihren Zeitgenossen vielverlästerten Reformatoren Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie unter die Genien der Menschheit aufgenommen. Sie wird dereinst auch ihr Urtheil darüber abgeben, ob Wagner's Platz unter ihnen ist.

Jawohl, die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Dieses Weltgericht hat aber unbestritten und unangefochten gar manchen Priester der Kunst zum Classiker gestempelt. Mögen die Menschen auch einer Unendlichkeit von Formen, Farben, Tönen und Gedanken mit verschiedenen Gefühlen gegenüberstehen, vor Lessing, Schiller und Goethe, Gluck, Mozart und Beethoven, und wie die epochalen Heroen der einzelnen Künste auch alle heißen mögen, beugt sich die Menschheit in ihrer Gesammtheit ehrfurchtsvollst, sie bringt ihnen feierliche Huldigungen dar, errichtet ihnen Monumente u. dgl. Also gestehen dieselben Menschen, von deren Auseinandergehen in Sachen der Kunst Anlaß genommen wird, die Lehre vom Kunstschönen aus dem hehren Vereine der Wissenschaften zu verbannen und die ernste Würde des ästhetischen Gewissens unter die Menge zu werfen, unisono nur einem Geschmacke als dem alleinigen Maße des Schönen Berechtigung zu, und mächtig tönt es im millionenstimmigen Chorus: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt."

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Vorschriften für das künstlerische Gestalten nach Maßgabe der vielen Besonderheiten innerhalb der einzelnen Künste zu einer solchen Weitschichtigkeit gediehen sind, daß sie nicht in ein System gebracht werden können. Selbst die kümmerlichen Regeln der Metrik, die Stilgesetze der Architektur, die Regeln der Tonkunst, die doch wenigstens so weit zu einem übereinstimmenden Kanon führten, daß die Erkenntniß desselben von Ausübenden für nützlich befunden wird, sind zu solcher Besonderheit angewachsen, daß sie ausschließlich in den Händen des Künstlers, von ihm geschaffen, von ihm gebraucht werden. Die Schwierigkeit solcher Verallgemeinerungen ist schon daran ersichtlich, daß die Malerei

nicht in gleicher Art, wie die Tonkunst, von Künstlern in Regeln gebracht werden konnte. Diese hat es mit Gruppirungen von Tönen in bestimmter Zahl zu thun, jene unterscheidet in jeder Farbe noch eine Tonscala, deren Verbindungen sich ins Unendliche vervielfachen. Heißt ein Gesetz der Tonharmonie, daß zwei Töne unter gewissen Bedingungen einen Misklang geben, so sind aus jenen zwei Tönen hier zwei Farben in hundertfältigen Abstufungen geworden, die alle dem Auge vorgeführt werden müßten, um verständlich zu werden. Diese Abstufungen erfahren überdies eine große Bereicherung durch Formen- und Gedankenverbindungen, für deren Mannichfaltigkeit die Tonkunst nur schwache Aehnlichkeiten bietet. Wie indeß aus dieser Thatsache etwas gegen die Berechtigung der Aesthetik als Wissenschaft folgen soll, ist mir wahrhaftig ganz unbegreiflich. Es geht aus ihr nur das eine hervor, daß die Aesthetik aufhört, Aesthetik zu sein, sobald sie in alle Besonderheiten des künstlerischen Schaffens eindringen will, daß die Aesthetik für die Kunst nur die Bedeutung der Logik für die Wissenschaft haben kann. Und eine andere Rolle maßt sich die Aesthetik füglich auch gar nicht an. Sie beansprucht nichts anderes als die Erkenntnißtheorie, sozusagen, für die Kunst zu sein, sie lauscht der Kunst ihre Richtung ab, um ihr alsdann die Richtung zu geben. Da ist zunächst die allgemeine Aesthetik. Ihr kommt es darauf an, erfahrungsgemäß festzustellen, welches Verhältniß die Kunst zur Natur und den die Erkenntniß der Natur verfolgenden Wissenschaften einnimmt, um auf unser Gemüth im Sinne einer Ableitung und Entladung der Erregung zu wirken. Sie bemüht sich um die Erkenntniß der dem künstlerischen Wirken zu Grunde liegenden Lebens- und Weltanschauung, aus welcher heraus das künstlerische Wirken erfolgt und sich pathologisch bewährt. Wie die Natur und das Leben in den in uns den Eindruck des Kunstschönen hervorrufenden Kunstwerken verarbeitet und gestaltet wird, darauf ist ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Also macht sie uns mit dem Wesen der Idee des Schönen vertraut. An diese Lehre von der Kunst schließen sich die Lehren von den einzelnen Künsten, an die allgemeine, theoretische Aesthetik reiht sich die praktische, angewandte Aesthetik, welche sich um die allgemeinen charakteristischen Bedingungen bekümmert, nach welchen der der Kunst angemessenen Anschauung der Natur die Natur dienstbar zu machen ist. Sie lehrt die grundlegenden, einschneidenden Gesetze, nach welchen in den mannichfachen Ausdrucksmitteln die Idee des Schönen niedergelegt, die schönen Formen in den verschiedenen Stoffen verwirklicht werden. Sie bestimmt in großen Zügen, wie die Idee des Schönen sich in Wort und Bild ausprägt, wie die Töne, um sich ihr anzuschmiegen, sich miteinander zu vereinigen haben u. s. w. Sie ist Harmonielehre im großen Ganzen, die Prüfung der symphonischen Gewebe auf die Hauptfäden der Symphonie. Nach alledem hat die Aesthetik lediglich die Bedeutung eines Leitfadens für den Künstler, welcher ihn in den Stand setzen soll, bewußt zu schaffen, zweckentsprechend seinen Genius zu entfalten. Sie ist berufen, ihm die Richtung zu zeigen, welcher er sich zuzuneigen hat, seinen künstlerischen Drang durch gegebene Leitmotive zu klären. Sie zielt nicht darauf ab, schaffende Künstler zu züchten, sie ist kein Conservatorium und keine Akademie der bildenden Künste; sie stattet dafür den Kunstjünger mit einem kritischen Blicke aus, sie gibt ihm einen Prüfstein an die Hand, mittels dessen er sich über sein Thun und Treiben Rechenschaft ablegen, sich Aufklärung darüber verschaffen kann, ob, inwieweit und wodurch seine Werke Abbilder der Idee des Schönen sind. Die Lehre vom Kunstschönen ist keine Rechenkunst des Schönen, sondern die Probe der Rechnung. Hierdurch ist aber auch der Einwand, wonach einige Definitionen, mögliche Begriffsbestimmungen und mühselige Beobachtungen beim Zustandekommen von vollendetern Kunstwerken, die Schönheit der Wellenlinie und des goldenen Schnittes keine Richtschnur für den Genius abgeben könnten, zum Schweigen gebracht. Was von diesem Einwande zu halten ist, erhellt schon aus dem lebhaften und werkthätigen Antheile, welchen die Dichter an den Bestrebungen der Aesthetik und ihrer Entwickelung genommen haben. Den Reigen eröffnete Horaz mit seinem Briefe an die Pisonen, in welchem unter allerlei Seitenhieben auf damalige literarische Zustände und Persönlichkeiten Roms eine kurze Geschichte und Theorie der dichterischen Gattungen in ungezwungenster Weise entworfen wird. Sein Beispiel zog in Frankreich, wo Aristoteles durch Corneille und er selbst durch Boileau seine Auferstehung feierte. Addison, Voltaire und andere folgten. Und brauche ich erst daran zu erinnern, wie nach der durch Baumgarten begonnenen planmäßigen Inangriffnahme des Studiums des Schönen und der Kunst in Deutschland Lessing die durch Winckelmann ins Werk gesetzte Bewegung glänzend weitergeführt, wie sein Vorgehen auf Herder, Schiller, Goethe und viele andere anregend und befruchtend gewirkt, wie später in Oesterreich Grillparzer zur Aesthetik im allgemeinen, der Poesie im allgemeinen, der Dramaturgie, der Musik und ganz flüchtig auch zu der Malerei Stellung genommen hat? Die übrigen Künstler sind wol viel spärlicher im Rathe der Kunsttheoretiker vertreten. Immerhin begegnen wir in demselben einem Vitruv, Leonardo da Vinci, Perrault, Hogarth, Reynolds, Mengs, Führich und Wagner.

Die Aesthetik ist, da sie die leitenden Gesichtspunkte des künstlerischen Schaffens feststellt, in einem ähnlichen Falle wie die Ethik, welche dem Menschen das Grundgesetz seines ganzen Handelns vorführt, ohne indeß auf eine Zergliederung und Regelung des Handelns selbst einzugehen, welches Geschäft sie der Moral oder Pflichtenlehre überläßt. Und doch ist es niemandem in den Sinn gekommen, gegen die Ethik daraus eine Waffe zu schmieden, daß sie über das führende allgemeinste Gebot nicht hinausgeht!

Bernhard Münz.

Frauenschriften.

1. Frauenleben. Führungen. Originalerzählungen von Marie Thalau. Paderborn, Junfermann. 1888. 12. 1 M. 80 Pf.
2. Aus Heimat und Fremde. Novellen von Emma von Brandis-Zelion. Paderborn, Junfermann. 1889. 12. 2 M. 40 Pf.
3. Novellen von Hans Arnold. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 4 M.
4. Allerlei Liebe. Sechs Novellen von F. von Kapff-Essenther. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1889. 8. 5 M.
5. Auf einsamer Höhe. Roman in vier Büchern von F. von Kapff-Essenther. Jena, Costenoble. 1889. 8. 5 M.

Wer Einblick genommen in die geistliche Frauenlyrik unserer Tage, der wird mit Genugthuung zu dem Ergebnisse gelangt sein, daß nur sehr wenige unserer Dichterinnen sich in den Schranken confessioneller Einseitigkeit bewegen. Die zarten lyrischen Formen sind eben nicht geeignet, den mit der Hefe der Tendenz durchgewalkten dichterischen Teig in sich aufzunehmen, man greift lieber nach dem derbern und breitern Modell der Prosa. Da entsteht denn eine Menge sogenannter „christlicher Erzählungen", bei deren Lesung man unwillkürlich Heine's Worte citirt:

Und sieh! da tanzen
Sie den feierlichen Hochtanz,
Hochtanz, wo der Strahl der Gnade
Das Talent entbehrlich macht,
Und vor Seligkeit die Seele
Aus der Haut zu springen sucht.

Eine solche Tendenz macht sich besonders in dem ersten der vorliegenden Werke breit.

Marie Thalau bietet in „Frauenleben. Führungen" (Nr. 1) zwei „Originalerzählungen", die aber durchaus kein eigenartiges Gepräge haben. Alles ist Schablone. Wir haben es hier mit einer Schriftstellerin gewöhnlichen Schlags zu thun. Sie ist entweder eine junge Anfängerin, die, mit den Grundgesetzen der Sprachlehre nicht ganz vertraut, „die hübsche Fräulein" sagt und im Imperativ unentwegt „spreche, helfe, sehe" gebraucht, oder sie ist eine herzensgute Tante, die in der Wiedergabe des Liebesglücks und Liebesleides anderer ihre Altersfreude findet, dabei wol auch oft ihre eigenen Erinnerungen mit hineinverwebt und trotz des Gebots den Namen Gottes eitel nennt.

Die Marlitt selig hat Schule gemacht; sie hat einen ganzen Generalstab weiblicher Autoren herangezogen — aber man hat ihr doch nur fleißig abgeguckt, wie sie sich räusperte; das aber, was an ihren Erzählungen stets fesselte, was dieselben trotz der vielen Mängel zur anziehenden Lektüre machte, das blieb unnachahmlich. So haben wir denn auch in Thalau's „Frauenleben" einen weiblichen Helden, der natürlich nach Marlitt'schem Recepte ein Ausbund aller Tugenden ist und nur den einen Fehler begeht, daß er aus gekränktem Stolze Heimat und Familie verläßt. Selbstverständlich ist diese Heldin der schöne Sproß eines Adelsgeschlechts, belesen, malt und musicirt ausgezeichnet, was wunder, wenn ihr auf der Irrfahrt durch die Welt alles gelingt und sie im Handumdrehen eine vorzügliche Erzieherin wird. Das geht nun trotz des Leides, welches ihr Durchgehen vom Hause zur Folge hat, alles glatt und gut und es soll nicht geleugnet werden, daß die Verfasserin an mancher Stelle dieser Schablonengeschichte einen warmen Herzenston anschlägt. Die katholische Tendenz, die sich in der Erzählung hie und da kundgibt, tritt aber in „Führungen" in unangenehmer, oft ganz unmotivirter Weise in den Vordergrund. Wenn die Thatsache, daß ein junger Mann seinem Glücke, das geliebte Mädchen heimzuführen, aus dem Grunde entsagen will, weil sie Protestantin ist, wenn diese wenig Sympathie erweckende Thatsache zur bewegenden Kraft einer Geschichte gewählt wird, dann muß es der Verfasser verstehen, zu motiviren und zu überzeugen. Marie Thalau hat in ihren beiden Erzählungen nur den Beweis geliefert, daß die Frauen sich selbst in den wichtigen, so tief ins Leben eingreifenden religiösen Fragen nur von Aeußerlichkeiten bestimmen lassen. Oder heißt es, das Wesen, den Kern der Religion erfassen, wenn in einem Gespräche der Protestantin folgende Erklärung gegeben wird?

„Lieben Sie Ihren Glauben, gnädige Frau?" frug Annie und heftete ihre dunkeln Augen fest auf die Angeredete. — „Ob ich ihn liebe? Sie wissen nicht, Kind, wie glücklich der Katholik ist; glücklich im Sonnenschein des Lebens, aber auch glücklich, wenn Prüfungen und Schmerzen sein Theil sind. Es gibt Stunden im Leben, in denen unser schwaches Herz zu brechen droht und kein Freund hienieden uns zu helfen vermag; dann eilen wir zur Kirche, zum Tabernakel, dort wissen wir Gott, unsern ewig treuen Frennd, immer gegenwärtig; wir glauben an ihn, fühlen seine segenspendende Nähe und getröstet, in seinen Willen ergeben, verlassen wir das Gotteshaus."

Schließlich ist die zum Katholicismus bekehrte Protestantin auch noch stolz darauf, daß ihr Geliebter sie seinem Glauben zum Opfer bringen wollte.

Bedeutend höher steht „Aus Heimat und Fremde" (Nr. 2). Die erste und größte Novelle „Die Ahnfrau von Burg Eichenkron" erinnert sehr an Konrad Telmann's „Margarethe", ohne das Vorbild zu erreichen. Es will damit nicht gesagt sein, als habe Emma von Brandis-Zelion letztere Novelle gelesen und sich dadurch bestimmen lassen; denn der Grundgedanke: eine emancipirte, verwöhnte, oft eigensinnige, dabei aber schöne und edel veranlagte junge Dame durch den Einfluß der Liebe zu einem Manne, wie sich der Mann ihn denkt, in die Grenzen wahrer Weiblichkeit für immer zurückzuführen — bildet die Grundlage gar vieler Novellen. Die Verfasserin hat aber dieser Schablone keinen eigenartigen Zug beigemischt, es wäre denn das Psalmodiren des Helden, eines Hauptmanns von Banner, und dies regt nicht eben sympathisch an. Eine gut erzählte Geschichte ist „Frau Minne als Lehrerin", und die Humoreske „Der hat's also gleich richtig verstanden" ist in der That gar nicht übel. Am meisten

anziehen dürfte „Die Jettatrice" durch den zwar fremd, aber originell anmuthenden Grundzug, den die Freiin E. von Dincklage in ihrer Novelle „Der Jettatore" übrigens kräftiger zu verwerthen wußte. Wenn ich sagte, daß das Brandis'sche Buch das Thalau'sche überragt, so gründet sich diese Behauptung auf die geschultere Darstellung, auf die gelungenere Charakterzeichnung besonders der weiblichen Helden und schließlich auf den Umstand, daß die confessionelle Richtung nicht so breitspurig durch die im allgemeinen flotter erzählten Geschichten einherschreitet.

Die „Novellen" (Nr. 3) von Hans Arnold sind nun in der zweiten Auflage erschienen und es zeigt uns diese Thatsache deutlich, daß derartige mit einer gewissen schriftstellerischen Fertigkeit erzählte, hie und da von liebenswürdigem Humor durchhauchte Geschichten, ohne durch besonders eigenartiges Gepräge zu fesseln, doch einen großen Leserkreis finden.

In F. von Kapff-Essenther tritt uns ein hervorragendes Erzählertalent entgegen, das wurde zur Genüge auch in diesen Blättern anerkannt. Seit die beliebte Schriftstellerin mit dem Feuilleton „Am Abgrunde" den ersten Preis gewann, gehört sie zu den vielbeschäftigten. Ein Buch nach dem andern wächst ihr unter den Händen hervor. Diese und jene Zeitung verlangt einen Beitrag; die Erzählungen häufen sich und so entstehen ganze Bände. Inzwischen kommt hie und da auch ein Roman vor die literarische Rampe. Leider sieht man es den einzelnen Erzeugnissen an, daß die feine künstlerische Feile nicht angelegt werden konnte, weil es der Verfasserin an Zeit zur Durcharbeitung und Glättung mangelte. Man fühlt dies besonders bei „Allerlei Liebe" (Nr. 4). Jede einzelne der in dem Buche enthaltenen sechs Erzählungen trägt den Stempel Kapff-Essenther'scher Erzählungsweise; wir haben eine Schriftstellerin von ausgeprägter literarischer Physiognomie vor uns — diese Anerkennung dürfte ihr niemand versagen. Sie hat die Gabe, den einfachsten Stoffen, die nichts weniger als auf die allbeliebten Verwickelungen aufgebaut sind, durch originelle Wendungen, durch eigenartige Behandlung ein Gepräge zu verleihen, das sie zur angenehmen, anregenden, ja zur spannenden Lektüre macht. In Blättern, bei welchen, wie sie selbst in einer der einfachen Geschichten bemerkt, Erzählungen mit großem Ueberflusse an edler Gesinnung und ebenso großem Mangel an lebendiger Wahrheit allzu beliebt sind, sind ihre schriftstellerischen Erzeugnisse wol kaum unterzubringen. Ich leugne nicht, daß ich all diese Novelletten mit großem Interesse gelesen, doch mußte mir der Umstand auffallen, daß die männlichen „Helden" zumeist recht charakterarme, farblose Personen sind und allzu oft unter dem bemutternden Einflusse ihrer Heldinnen stehen. Daß der Grundton realistischer Natur ist, bedarf wol nicht der Erwähnung, es müßte denn besonders hervorgehoben werden, daß er diesen poetischen Erzeugnissen Kraft und Mark verleiht.

Ganz anders verhält es sich bei dem Romane derselben Verfasserin: „Auf einsamer Höhe" (Nr. 5). Imelda wächst bei ihrem Großvater, dem Grafen vom Walde, auf wie eine wilde Hummel. Nun aber naht die Zeit, wo der alte Herr seine Enkelin aus dem doppelten Grunde gern verheirathet sehen würde, weil sie erstens nicht das gesetzliche Kind seines Sohnes ist — wovon sie jedoch nichts weiß —, fürs zweite, weil der alte Herr nur noch einen Sprossen seines Namens hat, dem er das Vermögen und die Hand Imelda's geben will, während sonst sein verwöhntes Enkelkind leer ausgehen müßte. Der einzige und rechtmäßige Erbe wird denn auch gefunden, erscheint im einsamen Waldschlosse und willigt endlich auch ein, Imelda zu seiner Gattin zu machen. Alles geht vor sich, wie es der alte Graf erwünscht, nur zwischen Odilo und Imelda bleibt trotz des Segens der Kirche eine Scheidewand. Odilo, ein in Marlitt'schen Farben gezeichneter Realist — man verzeihe den Widerspruch — hat ein gesundes, frisches, junges Mädchen zwar nicht zu seiner Frau gemacht, dazu ist sie ihm nicht gebildet genug, aber sie hat ihm einen hübschen Buben geschenkt, und so lebt er denn weiter mit ihr. Noch am Hochzeitstage muß sich Imelda davon überzeugen; die Folge ist das getrennte Leben der beiden Gatten. Odilo lebt theils im Schlosse, theils auf einem Jägerhause bei seiner Geliebten; die junge Gräfin hingegen trachtet die Zeit in den Gesellschaftskreisen der österreichischen Residenz todtzuschlagen. Gern begegnete der Leser einer oder der andern edlern Figur: es ist aber nur eine äußerst hohle Welt, in die er durch die Verfasserin geführt wird. Imelda hält sich trotz alledem tapfer, sie ragt über die aristokratischen Dummköpfe weit hinaus. Ihr Hofmeister erglüht in leidenschaftlicher Liebe zu ihr, sie aber läßt ihn ziehen, ohne ihn zu erhören: und jetzt tritt der Wendepunkt in der Geschichte ein, die bisher spannend erzählt ist:

Als sie sich nach einigen schlaflosen fieberhaften Stunden von ihrem Bette erhob, war Julian fort (der Hofmeister) — anstatt seiner erschien Graf Meers in ihrem Boudoir. Er fand sie blaß, müde — willenlos und als er seine Liebesbewerbung erneuerte, ließ sie ihn mit mattem Lächeln gewähren. Mit einem male brauchte er nur die Hand auszustrecken, um sie zu erreichen — die Gräfin Sphinx?! Sie wollte es mit ihm — „versuchen". Zwei Wochen hindurch „versuchten" sie es, einander zu lieben. Als nach Ablauf derselben Meers ihr ein Telegramm vorwies, das ihn an das Bett seiner jungen Frau berief, die ihn mit einem Töchterchen beschenkt hatte — bat sie ihn dringend zu reisen, seine Frau zu versöhnen, ein guter Familienvater zu werden. Und er reiste ab — nach Abazzia — Imelda nach dem Waldschlosse. Sie waren einander müde.

Dem Leser fällt das Buch aus der Hand. Er fragt sich: Wozu der Lärm? Wozu der Aufwand an in der That sehr interessanten Zwischenfällen, an oft reizenden Naturschilderungen? Er liest weiter, aber das Kommende läßt ihn kalt. Daß sich schließlich die beiden Gatten vereinigen, nachdem Odilo durch einen strammen Jäger die Mutter seines Söhnchens losgeworden, das war so ziemlich vorauszusehen. Weniger verständlich ist der Ausspruch Odilo's: „Ich habe jetzt die Lösung deines Räthsels, ich begreife alles: du liebst mich, du hast mich immer geliebt!

Arme Kleine, wie viel hast du gelitten!" Und nun begegnet sie seinem Blicke unendlicher Güte, mitleidsvoller Zärtlichkeit, stößt einen tiefen Seufzer aus, umschlingt ihn mit wilder Geberde und erstickt ihn mit ihren Küssen. Also ein Weib, das liebt, ist im Stande, es mit einem andern, mit einem blasirten Roué zwei Wochen lang zu „versuchen". Ich bin zu wenig Kenner des weiblichen Herzens, um das zu erfassen. Wenn die Verfasserin recht hat, dann ist's allerdings traurig bestellt um das Frauengeschlecht. Es ist nach alledem wol natürlich, daß Imelda nach der ersten „schrecklich süßen" Nacht an der Seite Odilo's nicht weiter zu leben vermag, denn die ganze schwere, dunkle Bitterniß des Vergangenen steigt vor ihr auf und das strahlende Licht der Zukunft erlischt. Sie tödtet sich. Ruhe ihrer Asche! Ich gestehe, daß mir die Pflicht, ein Buch zu besprechen, nie so schwer fiel, um so schwerer, da ich zu den Verehrern der Kapff-Essenther'schen Muse zähle; dieses Werk hat mich abgestoßen. Wie ganz anders nimmt sich der ebenfalls realistische Roman „Victoria" von Minna Kautsky aus. **Karl Schrattenthal.**

Verschiedenes Poetische.

1. Dichtergrüße aus den Alpen. Neue Lieder von Leo Fischer. Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. 1889. 12. 2 M. 50 Pf.
2. Herzensklänge. Von Edward Alexander. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1889. 16. 2 M.
3. Mein Tagebuch. Gedichte von Ottilie Bibus. Wien, Perles. 1889. 8. 3 M.
4. Meister Lucas. Ein Bild aus der Vorzeit der siebenbürger Sachsen. Von Gustav Schuller. Zweite Auflage. Hermannstadt, Michaelis u. Seraphin. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.
5. Skizzen von Margarethe Sommer. Zürich, Schröter u. Meyer. 1889. 8. 1 M.
6. Offen gestanden. Epigramme von Hugo Böttger. Braunschweig, Goeritz. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Lampra. Epische Dichtung aus der Zeit des Perikles von Franz Wendlandt. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 4 M.

Leo Fischer's „Dichtergrüße aus den Alpen" (Nr. 1) dürfen geradezu als religiöse Lieder bezeichnet werden, denn nicht allein enthält das letzte Drittel des Buchs („Festgesänge") die Verherrlichung der Hauptweihetage des Jahres, nach katholischem Kalender, sondern auch der erste Theil („Sängerfahrten"), welcher vorwiegend lyrische Stimmungsbilder aus der Schweiz bringt, knüpft häufig an die Naturgemälde eine christlich-transscendentale Betrachtung. Kurz, die „Dichtergrüße aus den Alpen" sind Erzeugnisse katholischer Andacht, ernst von Gesinnung und daneben gewissenhaft, obschon nicht meisterhaft in der Ausführung. — Die Behandlung des Verses und der Strophen zeigt Eigenthümlichkeiten, die um so mehr zum Nachdenken anregen, als sie zu den Merkmalen der modernen schweizerischen Poesie gehören. Ich denke hierbei an die Vorliebe für unmittelbar nebeneinanderliegende Reime, für Binnenreime und Aehnliches; ferner an ein gewisses naives, von der deutschen Ueberlieferung unberührtes Tasten in der Wahl der Vers- und Strophenform, eine Erscheinung, zu welcher die auffallende Begünstigung der allereinfachsten lyrischen Maße durch die beiden großen züricher Meister die Ergänzung bildet; endlich an manches andere, was nachgerade die Beachtung eines aufmerksamen Beurtheilers verdiente. Ueberzeugender als die mitunter übereinfachen, andere male verkünstelten Lieder des zweiten Theils wirken die vorwiegend epischen Motive der ersten Abtheilung: „Aus alter und neuer Zeit". Die Elegie „Der Löwe von Luzern" wäre werth, in der Heimat des Dichters zum Volkslied erhoben zu werden:

Am waldumsäumten Teiche
Vom Lärm der Gassen fern,
Da liegt des Löwen Leiche,
Des Löwen von Luzern.

Den Speer ins Herz vergraben,
So liegt der edle Leu;
Im Tode noch erhaben,
Im Tode noch getreu.

Die Lilienbanner sanken,
Das seine sank zuletzt,
Und mit den starren Pranken
Bewacht er es noch jetzt.

Die Krone war verloren,
Für die er blutend rang,
Doch ward sein Ruhm geboren
Aus Blut und Untergang.

Die Schrift auf Felsengrunde
Bewahret den Bericht,
Wie er die Todeswunde
Empfing im Dienst der Pflicht.

Und wäre auszumerzen
Die Inschrift aus dem Stein,
Sein Denkmal in den Herzen
Wird unverwüstlich sein!

Der Muth, mit welchem junge Herzen ihre vierzeiligen Schmerzen stets von neuem in die böse Welt hinaussenden, als gäbe es keinen Spott und keinen Ueberdruß, ist bewunderungswerth. Nur die gänzliche Unerfahrenheit des Rekruten kann ihn gebären. Nun erscheint mir allerdings kein Sport unrühmlicher, als die Verhöhnung der Anfänger oder Dilettanten, denn diese Kunst ist zu wohlfeil und dieses Vergnügen zu grausam. Den „Herzensklängen" von Edward Alexander (Nr. 2) etwas anderes nachzurühmen als Gutartigkeit des Inhalts und Sauberkeit der Mache, kann mir gleichwol beim besten Willen nicht gelingen. Das kleine, nur 54 Seiten zählende Büchlein stellt nach Form und Wesen eine wahre Reincultur der berüchtigten Goldschnittlyrik vor. Eine Probe zum Beweis:

Blumen, Blumen, unsrer Sonne,
Unsrer Erde zarte Triebe,
Hauchet, hauchet tausend Küsse
Duftend aus auf meine Liebe!

Welket, welket nicht zu frühe,
Bis ihr, Blumen, ihr zur Freude
Tausend Grüße von dem Liebsten
In den Farben meldet heute.

Sommer, Sommer, tausend Blüten
Streue aus auf deine Wiesen,
Und laß jede dieser Blumen
Tausendmal mein Liebchen grüßen.

Daß „Mein Tagebuch" (Nr. 3) an Umfang die soeben behandelte Sammlung um das Sechsfache übertrifft, wird ihm in Anbetracht des Inhalts kaum zur bessern Empfehlung gereichen. Ein Berichterstatter jedenfalls bedarf großer Selbstbeherrschung, um der Urheberin dieser zweihundert enggedruckten, ebenso anspruchsvollen als unreifen und meistens zugleich nichtssagenden Seiten nicht herzlich gram zu werden. Anspruchsvoll aber nenne ich es, die Oeffentlichkeit mit Briefen und Antworten an Ungenannte, mit Familienbegebnissen zwischen Unbekannten, endlich mit Schosthieren behelligen zu wollen. Namentlich mit letzterm Verfahren gibt sich die Dichterin gar unbesonnen der Kritik auf Gnade und Ungnade preis. Wer an Ottilie Bibus Rache nehmen wollte, brauchte blos die sieben ebenso unglückseligen wie unglücklichen Lieder „Mein Kukuk" wörtlich dem Leser vorzusetzen. Naheliegende Wortspiele mit diesem Thiere würden sich dann schon von selbst einstellen. — Das wollen wir nun freilich unterlassen, um vielmehr dem wenigen Genießbaren nachzuspüren, das sich unter der Fülle des Unkrauts versteckt. Dabei erweist es sich dann, daß die ernstern und ergreifenden Gedichte fast ausnahmslos dem besondern Gefühlskreise weiblicher Empfindung entsprungen sind, ein Urtheil, welchem die geehrte Verfasserin beiläufig entnehmen mag, daß die Kritik keineswegs weiberfeindlich gesinnt ist, wie sie irrthümlicherweise argwöhnt. Eine Innigkeit edler Selbstvergessenheit, wie sie auf S. 12 („Du Mädchen bist's") und S. 41 („Nein, senke nicht die Stirn"), eine Bitterkeit der Wahrheit, wie sie auf S. 195 („Der treue Mann") zu finden sind, kann nur in einem weiblichen Gemüth so schön und voll gedeihen:

Du Mädchen bist's, das er mit heißer Seele liebt!
O, laß dich wie ein Heiligthum berühren,
Das unserm kranken Herzen Muth und Glauben gibt,
Das uns vermag dem Unheil zu entführen.
Du bist ein selig Wesen, bist von Gott geweiht,
Seitdem er dich erwählt, seitdem er freudig
Dir seine Lieb' gestand, seitdem ihr glücklich seid.
Wend' dich nicht ab, ich geh', wenn dir unleidig
Mein Antlitz ist.... An die den Himmel ich verlor,
du Mädchen bist's!
Wohl fühlst du nicht, was ich vermiss' im Leben,
Denn dir ist sein Besitz nur ein Brillant im Ohr,
Der dir vermag erhöhten Reiz zu geben ...
Doch, die er will zu seinem Weib erheben:
du Mädchen bist's!

Das angeführte Beispiel kann zugleich als Probe für die Behandlung der Form gelten. Dieselbe ist zwar nicht gerade auffallend ungeschickt, wie sich denn unter anderm in der Sammlung einige recht saubere Sonette befinden; allein der Reim, abgesehen von seiner Reinheit oder Unreinheit, beherrscht doch gar häufig Gedanken und Ausdrücke (vgl. oben: den „Brillant im Ohr"), und die beabsichtigte Geschlossenheit der Gedichte wird mehr vorgetäuscht als erzielt, indem die Verfasserin zufällige Anfangszeilen am Schlusse des Gedichts wiederholt. Wenn eine solche Wiederholung in unserm Beispiel einem kräftigen Gefühl ihren Ursprung verdankt, so bedeutet dergleichen leider nicht die Regel, sondern eine Ausnahme.

„Meister Lucas" von Gustav Schuller (Nr. 4) ist, kurz gesagt, eine brave, fleißige, aber stark verwässerte Scheffelei, nach den bekannten Recepten. Ein Zug kann zur Kennzeichnung der Erfindung genügen: der alte Burgvogt von Hermannstadt bläst sein dreißigjähriges Liebesleid schulgerecht mittels der Neßler'schen Trompete von der Schloßmauer, immerhin, vorsichtigerweise, nur bei schönem Wetter:

Wenn die Winterszeit vorüber,
Saß allabendlich der Burgvogt
Wingolf auf der Mauerzinne
Seinen Blick der Abendsonne
Letzten Strahlen zugewendet,
Und der Wind, der aus den finstern
Schluchten kühlend sich erhoben,
Spielte dann in seines Bartes
Langen silbergrauen Haaren.
Jedes Frühlingswehen brachte
Seiner Seele trübe Stimmung,
Und dann nahm er aus der Lade
Seine alte Feldtrompete,
Blies darauf so voll und kräftig
Seine wundersamen Weisen,
Daß es weithin in die Berge
Wie ein Liebeslied erklang.

Nachdem der Burgvogt einem Besucher seine Liebesgeschichte erzählt, setzt er richtig vor dessen Augen wieder das Blech an den Mund und gibt ihm sein Solo zum besten; hierauf hebt das Gespräch von neuem an. Wenn das in der deutschen Poesie so weiter geht, dann werden nächstens unsere Gretchen und Dorotheen ihre Liebesgeständnisse auf der Baßgeige säuseln. — Der Vers erscheint mit ansehnlicher fleißiger Sauberkeit, die Schilderung der Einzelscenen mit einiger Farbigkeit behandelt; auch darf der Einfall, einen Küfermeister (Lucas) zum Heldenvater zu ernennen, angesichts der modischen Weinseligkeit entschieden ein glückliches heißen. Dagegen leidet der Dialog an prosaischer Geschwätzigkeit; die Handlung ihrerseits fällt in getrennte Stücke auseinander und ebenso hastig als gezwungen wird zum Schlusse übers Knie geheirathet. Daß ein solches kreuzbraves, aber auch stockdürres Machwerk eine zweite Auflage erleben konnte, bleibt hoffentlich allein der Seltenheit siebenbürgischen Localcolorits zuzuschreiben.

Wie „Meister Lucas" einen verwässerten „Trompeter von Säckingen", so geben uns die „Skizzen" von Margarethe Sommer (Nr. 5) einen homöopathisch verdünnten Andersen. Zwar die religiöse und sentimentale Note erscheint hier verstärkt, dagegen ist die Phantasie bis auf einen schwachen Hauch verduftet. Diese Miniaturbildchen würden sich zu nichts verflüchtigen, wenn nicht einige fremdartige, theils merkwürdige, theils sonderbare Züge hie und da die Aufmerksamkeit fesselten. Ich meine einen gewissen Fatalismus, der zu der übrigen christlichen Gottesfürchtigkeit seltsam stimmt (z. B. „Der Gehängte"); ferner eine überraschende Kraft in flüchtiger, aber zureichender Bewältigung schwieriger psychologischer Aufgaben („Der Flüchtling", „Der Verrückte"). Die eingestreuten Gedichte sind vom Uebel. Die Winzigkeit mancher Motive und die Knappheit der Ausführung ermöglichen es, ein Probestück unverkürzt wiederzugeben.

Aus dem Bilderbuch.

Sie saß am Fenster auf seinen Knien und quälte ihn mit unendlichen Fragen, auf die er liebreich stets eine Antwort hatte. „Du weißt mehr als ich", sagte sie plötzlich, „denn du bist groß und ich bin klein, wenn ich aber groß bin, dann habe ich auch so viel gelernt. Aber", fügte sie fragend hinzu, „dann bist du wol wieder größer?" — „Größer nicht, Kind, aber älter." — „Wenn ich ganz groß bin, weiß ich viel, und wenn du ganz alt bist — dann?" — „Dann sterbe ich." — „Was ist sterben?" — „Wer weiß es?" erwiderte er, denn er wollte ihre Kinderseele nicht mit trüben Gedanken erfüllen: „Wer weiß?" — „Sterbe ich auch einmal?" — „Ja, später — spät auch du." — „Weißt du, dann bleibe ich lieber klein wie jetzt und lasse mich von Mama lieb haben; bleibe du lieber auch hier." — „Siehe, wie deine Mutter dich", erwiderte er, „liebt mich dann Gott." Beide sahen zu mir auf und ich küßte das blonde Haupt des Kindes und die Locken des Dichters.

Hätte Hugo Böttger in seinem „Offen gestanden" (Nr. 6) irgendetwas gestanden oder auch nur gesagt, so würden wir etwas darüber mittheilen können. Allein, offen gestanden, das Büchlein enthält nichts; denn ein paar Reimwitzchen und einige vierzeilige Anspielungen an literarische Namen ergeben noch keinen Inhalt. Die Form der kurzen Sprüchlein ist durchweg recht gut, die wenigen Gedanken dagegen sind matt; wenn nicht matt, dann schief.

Tanz erfreut den Mann, die Weiber
Durch die Congruenz der Leiber.

Was soll das bedeuten? Hoffentlich gar nichts; das ist in diesem Falle noch die günstigste Auslegung.

Es gähnt der dunkle Theaterraum
Ob der Leere — und ob deiner Musen Traum. —
Noch immer gehört zu unmöglichen Sachen,
Mit leerem Geschwätz volle Häuser machen.

Die Antithese lautet hübsch, doch der Satz erweist sich nach täglicher Erfahrung als falsch. Hofft doch auch dieses Büchlein, obschon es sich in demselben Falle befindet, auf zahlreiche Leser.

Der gewöhnliche Bildungsmensch betrachtet das Hellenenthum als eine junge, schöne, morgenröthliche Idealwelt, in welcher beim Klange eines olympischen Harmoniums die Griechen mit maßvollen Geberden vornehm einherwallen, gleich lebendigen, schneeweißen Statuen. Wer aus dieser Anschauung heraus für eine erzählende Dichtung einen altgriechischen Vorwurf wählt, destillirt vor allem sorgfältig alles Unedle und Unschöne aus seinem Stoffe weg. Hieraus entsteht eine klare durchsichtige Flüssigkeit, blank und blaß und dünn und duftig, der man nachträglich noch etwas Romanrosenwasser zusetzt, um sie dem modernen Geschmacke anzupassen. Dahin gehört Franz Wendlandt's „Lampra" (Nr. 7). Es ist dies ein anständiges, edles und vornehmes Geliebel, moderner Gefühlskleinklatsch in griechische Gewänder drapirt, mit religiöser Andacht für hellenische Namen und Alterthümer durchhaucht und, den Schluß des Buchs ausgenommen, mit Fleiß, ja sogar mit Hingebung ausgearbeitet. Lampra ist lieblich anzuschauen, allein sie leidet an unheilbarer Blutleere; wir fürchten, die gelehrte schwindsüchtige Tochter der Schack'schen „Plejaden" sei zu schlank für diese Erde. Wie sauber übrigens die Verse und wie erlesen die Worte klingen, dafür mag folgendes Beispiel zeugen:

Und wie der Jüngling an dem Lager
Des kranken Mannes steht, versinkt
Er selbst in stille Träumerei.
Er denkt daran, wie er vor Jahren
Einst in Olympia beim Feste
Des Zeus das schöne Mädchen sah,
Schön wie die schaumgeborne Göttin,
Der Blume gleich, die sich im Lenz,
Wenn Frühlingslüfte lieblich wehen
Und wenn im hellen Sonnenstrahl
Die bunten Schmetterlinge spielen,
In schönster Farbenpracht entfaltet.
Die Jahre flohn, und aus dem Mädchen
Ist eine Gattin nun geworden,
Geschimpft, gehöhnt von ihrem Gatten.
Dann denkt er wieder an die Zeiten,
Wo er, ein Knabe noch, mit seinen
Gespielen an den Bergabhängen
Des Parnon muntre Spiele spielte:
Da hatte er noch liebe Aeltern,
Doch jetzt: verlassen und allein!
Und auf den Kranken fällt sein Blick.
„Ist er nicht auch allein?" u. s. w.

Karl Spitteler.

Zur deutschen Literatur.

1. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 492—501. Stuttgart, Spemann. 1889. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

In immer beschleunigterm Tempo rückt dieses große, weitaussehende Unternehmen, dem aber die Kräfte des Herausgebers sich vollständig gewachsen zeigten, vorwärts. Geheimer Hofrath Professor Kürschner, dem seit meinem letzten Berichte über die „National-Literatur" verschiedene Auszeichnungen für seine Leistungen zutheil geworden sind, ist mittlerweile auch literarischer Director der Hallberger'schen Verlagsanstalt zu Stuttgart geworden; es mögen also wol auch äußere Gründe im Spiele sein, die ihm eine rasche Zu-Ende-Führung dieses Unternehmens wünschenswerth erscheinen lassen; genug, ich kann als sein Mitarbeiter versichern, daß das Publikum nicht mehr lange in die Tasche zu langen haben wird, um, wenn dann auch der Buchbinder seine Schuldigkeit gethan haben wird, eine stattliche abgeschlossene Reihe von Bänden edelster Geistesfrüchte auf seinem Bücherbrete vor sich zu sehen.

Ueber die Trefflichkeit der Piper'schen Ausgaben (Lief. 492 fg.: „Geistliche Dichtung des Mittelalters", Bd. 2) ein Wort noch zu verlieren, ist unnütz. Daran reiht sich in der geschichtlichen Folge Gottfried's von Straßburg „Tristan und Isolde", dessen zweiter Band mit Lief. 499 zu Ende geführt ist, die ganze Dichtung, von Golther herausgegeben, also nunmehr abgeschlossen vorliegt. Der Ausgabe ist ein sehr brauchbares Namensverzeichniß beigegeben. Ein gleichfalls abgeschlossener Band ist Lief. 494—496 und 500: „Martin Opitz" (in Auswahl), herausgegeben von Oesterley, mit einer höchst sorgfältigen Biographie des Dichters, von der Oesterley mit Recht sagt:

Die vorliegende Darstellung wird voraussichtlich für längere Zeit den Abschluß dieser Literatur bilden, da die Zeit zu einer umfassenden und wirklich wissenschaftlichen Biographie noch nicht gekommen zu sein scheint.

Endlich drei Lieferungen des elften Bandes meiner Lessing-Ausgabe, auf deren Abschluß das Publikum gleichfalls nicht mehr lange wird zu warten haben.

2. Forschungsweisen der Geisteswissenschaften. Erster Beitrag. Forschungsweisen der Literaturwissenschaft, insbesondere dargelegt an den Grundlagen der Liedertheorie von Reinhold Merbot. Frankfurt a. M., Könitzer. 1889. Gr. 8. 1 M.
3. Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus. Ein kritischer Beitrag zu „Minnesangs-Frühling". Vortrag, gehalten am 14. April 1889, von Julius Strnadt. Linz, Ebenhöch. 1889. Gr. 8. 1 M.

Beide kleinen Schriften gehen besonders das Nibelungenlied an. Die erste scheint von einem jungen Feuerkopfe herzurühren, dem „das Blut heftig in den Adern braust", und der wie Don Carlos etwas zu zerstören haben möchte. Er will mit der Lachmann-Wolf'schen Liedertheorie aufräumen und weist nicht ohne Geschick auf deren Schwächen hin; aber die Forderungen, die er an eine künftige Literaturwissenschaft stellt, sind maßlose Utopien eines jugendlichen Träumers. Dabei thut er, wie ein hölzerner Wegweiser, auch nicht den geringsten Schritt, uns dem von ihm gesteckten Ziele zuzuführen, obgleich er sich einbildet, dergleichen gethan zu haben. Denn er sagt auf der letzten Seite:

Diesen Theilwissenschaften, sowie den alten schon vorhandenen gehört aber eine einheitliche, gute Methode, die hier beschrieben und verlangt worden.

Verlangt wol, aber nicht beschrieben, noch weniger die Anwendbarkeit und Ausführbarkeit einer solchen gezeigt. Forderungen, nichts als Forderungen! Da der Verfasser auf dem Titel noch mit mehr „Beiträgen" droht, so ist ihm nachdrücklich zu Gemüthe zu führen, daß er sich bemühen möge, denselben auch einen positiven Inhalt zu geben.

Ganz anders stellt sich der Inhalt der zweiten Schrift. Auch hier wird nur zerstört, und zwar, wie schon der Titel zu verstehen gibt, die Pfeiffer'sche Hypothese vom Kürenberg, als dem Verfasser des Nibelungenliedes. Aber dies geschieht an der Hand von Urkunden, die der Verfasser so geschickt und in so vernichtender Weise ausgebeutet hat, daß der Kürenberg als Verfasser der „Nibelungen" nun wol für immer unter den Trümmern seines vermeintlichen Schlosses bei Linz begraben bleibt. Schade darum! Auch wir außerösterreichischen Deutschen müssen es bedauern, daß durch die Zerstörung dieser Annahme ein Band zugleich zerschnitten ist, welches das deutsche Oesterreich an das Deutsche Reich knüpfte. Aber freilich, der Verfasser hat recht:

Die Wissenschaft kennt keinen Particularismus; ihr gilt die Wahrheit um der Wahrheit willen für das Höchste.

Ob der Verfasser mit seiner zerstörenden Kritik nicht etwa zu weit gegangen ist, mögen Kundigere beurtheilen; wenigstens was den Kürenberg betrifft, kann ich keine Lücke, keinen falschen Schluß in seiner Beweisführung entdecken; nur Dietrich von Eist, einer der frühesten Minnesänger, dessen österreichische Abkunft der Verfasser gleichfalls vernichten will, könnte, denke ich, noch für Oesterreich gerettet werden; hier scheint mir die Beweisführung nicht so schlagend. Den reichen Inhalt der Schrift, aus der man nebenher noch manches andere erfährt und lernt, wiederzugeben, ist auf engem Raume nicht gut möglich; zudem wird jeder, der sich mit der Nibelungenfrage beschäftigt, sie sich anschaffen. Für den Fernerstehenden wird es genügen, das verneinende Ergebniß der urkundlichen Forschungen des Verfassers mit dessen eigenen Worten hier wiederzugeben (S. 54):

Hat demnach in Oberösterreich im 12. Jahrhundert kein ritterliches Geschlecht von Kürenberg, ja nicht einmal eine Burg Kürenberg bestanden, dann ist auch der negative Beweis erbracht, daß

der Liederdichter von Kürenberg fürderhin nicht in Oberösterreich gesucht werden darf.

So wichtig der Inhalt der Schrift und so dankenswerth der Druck derselben ist, so mögen doch die Zuhörer dieses Vortrags die Aufzählung der Urkunden und deren Inhaltsangabe nicht mit gleichem Danke entgegengenommen haben. Allerdings wird der Stil bisweilen auch schwungvoll; aber dies bringt nur Ungleichheit in denselben. Für einen Vortrag hätte wol die Aufzählung der Ergebnisse genügt. Um so lauter aber muß die Literaturforschung dem Verfasser ihren Dank für den Druck der wichtigen Arbeit zurufen.

4. Martin Luther in Sprache und Dichtung. Von Albert Freybe. Gütersloh, Bertelsmann. 1889. Gr. 8. 2 M.

Auch diese Schrift ist eine höchst erfreuliche Arbeit. Dr. A. Freybe, von dem ich schon einige Schriften in diesen Blättern mit Anerkennung anzuzeigen erfreuliche Gelegenheit hatte, macht nicht selbständige Forschungen, aber er weiß mit großem schriftstellerischen Geschick einen Durchschnitt durch anderer Forschungen zu legen, und, was die Hauptsache ist, er ist immer mit ganzem Herzen bei der Sache. Den Lesern dieser Blätter ist schon bekannt, daß er seine Stoffe meist aus dem Gemüthsleben des deutschen Volks in seiner Vorzeit nimmt; und wenige dürften mehr als er dazu berufen sein, diese Schätze aus Deutschlands Vergangenheit für das gegenwärtige und zukünftige Geistes- und Herzensleben der Deutschen zu heben und zu verwerthen. Alles ist klar, übersichtlich und, wie gesagt, es fließt aus einem warmen Herzen und spricht deshalb zum Herzen. Daß dafür Luther ein sehr dankbarer Stoff ist, sieht man leicht ein. Auch machen die vielen Lutherschriften, die besonders in den letzten sechs Jahren erschienen sind, die vorliegende noch keineswegs entbehrlich, wenigstens faßt sie in wohlthuender Weise zusammen, was anderswo nur zerstreut zu finden ist. Wer Luther noch nicht lieb hat, ihn aber lieb gewinnen will, der schaffe sich dieses Buch an!

Weniger bedeutend für die Geschichte der Reformationszeit, obgleich auf gründlichen Studien beruhend und mit Gewissenhaftigkeit bearbeitet, ist:

5. Eine mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels und der Literatur des 16. Jahrhunderts, auf Grund von bisher unbekannten Briefen geliefert von Simon Widmann. Mit zwei Holzschnitten. Paderborn, F. Schöningh. 1889. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine gewisse Wichtigkeit dieses Beitrags kann ich höchstens für die Geschichte des Buchhandels, nicht aber für die Literatur, auch nicht eines besondern Jahrhunderts, zugeben. Der Verfasser hat, wie er uns im Vorworte ausführlich berichtet, einen handschriftlichen Fund gemacht, und, wie das ja so natürlich, ebenso wol die Freude darüber als die Mühe, die ihm dessen Bearbeitung machte, haben ihn die Bedeutung desselben überschätzen lassen. Es war ein Theil des Briefwechsels des mainzer Buchdruckers Franz Behem, der bisher so gut wie unbekannt war, und dieser Fund veranlaßte nun den Verfasser, gründliche Untersuchungen über das Leben und den Verlag dieses Mannes anzustellen, deren Ergebnisse er uns hier vorlegt. Freilich verlegte Behem auch wichtige Werke, wie „Kaiser Ferdinand's neue Münzordnung", verschiedene Reichstagsabschiede, das katholische Gesangbuch von Michael Vehr, aber doch verhältnißmäßig nur wenige; sonst war er so ziemlich der ständige Verleger von Georg Wicel, Cochläus und andern Gegnern Luther's. Aber das sorgfältige Verzeichniß des Behem'schen Verlags macht die Schrift für jede größere öffentliche Bibliothek unentbehrlich, und auch in Buchhändlerkreisen mag sie hie und da Anklang finden und zu weitern Forschungen anregen; auch hält sie sich frei, wenn nicht von Ueberschätzung, so doch von religiösen Vorurtheilen.

6. Berliner Neudrucke. Herausgegeben von L. Geiger, B. A. Wagner und G. Ellinger. Erste Serie. Dritter Band: Nicolaus Peucker's Wohlklingende Paucke (1650—75) und drei Singspiele Christian Reuter's (1703 und 1710). Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel. 1888. Gr. 8. 3 M.

7. Dasselbe. Vierter Band: Musen und Grazien in der Mark (Gedichte von F. W. A. Schmidt). Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. Gr. 8. 3 M.

Wieder eine neue Sammlung von Neudrucken! Diese soll nach der Ankündigung ihren Namen „Berliner Neudrucke" nicht blos nach dem Verlagsorte, sondern auch danach führen, daß sie eine Reihe von Werken veröffentlichen,

welche, in enger Beziehung zu Berlin stehend, selten geworden, bedeutsam oder seltsam gewesen und geblieben sind, und welche daneben einen wichtigen Einfluß auf die Cultur- und Literaturströmungen ihrer Zeit ausgeübt haben.

Es ist nur eigenthümlich, daß dergleichen Sammlungen bisweilen, vielleicht weil gerade das Manuscript nur dazu vorliegt, mit minder Wichtigem anfangen. So darf man auf Nr. 4 der Ankündigung: „Der gelehrte Artikel der «Vossischen Zeitung» während Lessing's Leitung" von B. A. Wagner, als auf einen wichtigen Beitrag zur Lessing-Literatur von dem berufensten Herausgeber, höchst gespannt sein, sowie auf Nr. 6: Mylius' „Wahrsager", von dem der Lessing-Biograph Erich Schmidt nur ein Blatt in die Hände bekommen hat. Das Unternehmen im ganzen ist also warm zu empfehlen, und auch die jetzige Nr. 4, die von Goethe verspotteten Gedichte Schmidt's von Werneuchen, würden eine solche warme Empfehlung verdienen, wenn — der verehrte Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs möge mir diese Ausstellung verzeihen! — nicht eine Auswahl aus Schmidt's Gedichten, sondern die ganze von Goethe in seinen „Musen und Grazien in der Mark" verspottete Ausgabe des „Kalenders der Musen und Grazien" (Berlin 1795), aber auch nur

diese, abgedruckt hätte. Aus der weimarischen Goethe-Ausgabe wird Professor Geiger erfahren, daß Goethe oder Schiller noch an einer dritten Stelle Schmidt verspotten, um derenwillen ich gern etwas über „das Dorf Döbritz" erfahren hätte. In der vorliegenden Auswahl wird dies nur einmal gelegentlich als Wohnort eines Freundes von Schmidt erwähnt (S. 67). Auch das Gedicht auf Havelberg, welches für mich jetzt ein besonderes Interesse gehabt haben würde, habe ich vergeblich gesucht. Auswahlen sind eben immer mislich.

Peucker ist ein Gelegenheitsdichter, nicht besser und nicht schlechter als unzählige andere. Die vorliegende Sammlung wurde erst nach seinem Tode unter obigem Titel von seinen Freunden zusammengestellt, mit Anspielung auf seinen Namen (Peucker = Pauker), der auch den einer bekannten Persönlichkeit aus Weimar's Glanzzeit erklärt, denn auch Peucker schreibt sich bisweilen: Peucer. Berühmter ist freilich, besonders durch seinen „Schelmuffsky" und durch Zarncke's anziehende Entdeckungen über das Leben und den Namen des Verfassers, Christian Reuter; aber seine hier gegebenen Werke sind unbedeutend. Anziehend ist gleichfalls durch seinen drolligen Inhalt Peucker's im Anhange mitgetheiltes „Weiber-Privilegium", mit welchem sie auf drei Jahre über ihre Männer, bei nachgesetzter Pön und Strafe, zu herrschen begnadigt sind. Und so sei denn die ganze Sammlung dem kaufenden Publikum, besonders in der Mark, warm ans Herz gelegt!

8. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. Zehntes Heft. Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goethe-Forscher, von Johann Froitzheim. Straßburg, Heitz. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Es war zu befürchten, daß der verdienstvolle Forscher der elsässischen Landeskunde in ihren Beziehungen zu der Glanzzeit unserer Literatur sich durch sein Forscherglück und durch den Beifall der Kritik, den seine Mittheilungen fanden, zu gewagten Behauptungen hinreißen lassen würde, wie schon seine Mittheilung über Lenz und Cleophe Fiebig angedeutet hatte. Diese Befürchtung war begründet, wie das vorliegende Heft zeigt, in welchem er Goethe nicht blos als „Dichter" von „Dichtung und Wahrheit", sondern geradezu wegen seiner Erklärung, nicht er, sondern H. L. Wagner sei der Verfasser von „Prometheus-Deukalion und seine Recensenten" als Lügner hinstellen will. Er versteigt sich S. 67 sogar zu der Aeußerung:

> Nicht zu rechtfertigen ist es, daß er als Sechzigjähriger, ohne äußere Veranlassung, jene Unwahrheit nochmals wiederholte und in einem Werke, das zu seiner Verherrlichung dienen sollte, so rücksichtslos mit dem Andenken verstorbener Freunde verfuhr.

Wenn der charakterlose Freund Goethe's, Jakob Lenz, Klingern bittet, sich für den Verfasser seiner, Lenz', „Soldaten" auszugeben, so ist dies ein wesentlich anderer Fall. Lenz war, wie Froitzheim's eigene Forschungen beweisen, schon sittlich ganz verkommen, ehe er auch geistig verkam, und seine „Soldaten" waren, das beweisen wiederum Froitzheim's Forschungen, wenn er auch aus Rücksichten auf Ueberlebende sich gescheut hat, diese Folgerungen zu ziehen, ein durchaus naturwahres Gemälde von Lenz' eigener und von seiner Zöglinge Gesunkenheit. Je mehr die „Soldaten" durch Froitzheim's Forschungen an dichterischem Werthe verlieren, desto mehr gewinnen sie an culturgeschichtlichem. Hätte ich das Leben Lenz' zu schreiben, so würde ich die „Soldaten" geradezu als Belegstück gebrauchen. Daß Lenz bei einem solchen Stücke seine Urheberschaft gern verleugnet hätte, ist begreiflich. Da Froitzheim so rücksichtslos gegen Goethe's Andenken verfährt, so wird er gestatten müssen, daß man seine Forschungen gegen ihn selbst und gegen seine sonderbaren Günstlinge, Lenz und Wagner, kehrt und die Rücksichten beiseite setzt, die ihn gehindert haben, die letzten Ergebnisse aus seinen Untersuchungen zu ziehen.

9. Die Künstler von Friedrich Schiller, an der Hand des Textes gemeinverständlich erläutert von Alfred Cleß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 2 M.

Das Schriftchen ist herzlich unbedeutend und eigentlich nur lehrreich, insofern es zeigt, wie man ohne großen Aufwand von Zeit und Geist ein Buch macht. Erst wird das ganze Gedicht abgedruckt, dann jede einzelne Strophe, dann jede zu erläuternde Stelle. Die Erläuterungen selbst sind verständig, kurz und bündig, geben dem Buche aber noch keine Berechtigung zum Dasein. Zudem irrt sich der Verfasser in seiner Behauptung, es sei bisjetzt ein allgemein brauchbarer besonderer Commentar der Schiller'schen „Künstler" nicht erschienen. Wir besitzen sogar einen sehr sorgfältigen Commentar von Dr. Imelmann (Berlin 1875). Robert Borberger.

Antiultramontana.

1. Katholisch oder jesuitisch? Drei zeitgeschichtliche Untersuchungen von F. Nippold. Leipzig, Reichardt. 1888. Gr. 8. 4 M.
2. Was ist's mit §. 166? Von Richard Weitbrecht. Barmen, Weitbrecht. 12. 60 Pf.
3. Schriften für das evangelische Volk. Nr. 1—4. Barmen, Klein. 12. Je 10 Pf.
4. Der Altkatholicismus, dargestellt und nach evangelischen Grundsätzen beurtheilt von Julius Thikötter. Barmen, Klein. 8. 60 Pf.

Das nach Bedarf lärmende oder schleichende Vordringen der römischen Propaganda längs der ganzen Linie gebietet der evangelischen Kirche eine kräftige, wachsame Abwehr. Die jüngsten Errungenschaften gegenüber dem preußischen Staate sind den Römlingen offenbar zu Kopf gestiegen. Was sie gegenwärtig leisten, stellt doch alles frühere Gebaren in den Schatten und verdient nicht blos tiefer gehängt, sondern auch mit blanker Waffe zurückgewiesen zu

werden. Die Erkenntniß der von Rom drohenden Gefahr bricht sich denn auch in immer weitern Kreisen des deutschen Protestantismus Bahn. Die Zurückdrängung minder wichtiger Parteifragen im eigenen Lager, die Zusammenraffung von Kräften, die aus übelangebrachter Vertrauensseligkeit und strafwürdiger Gleichgültigkeit nur zu lange schlummerten, die Stiftung des Evangelischen Bundes sind erfreuliche Zeichen dafür, daß der evangelischen Kirche noch dieselbe unverwüstliche Lebenskraft innewohnt, durch die sie einst ins Dasein gerufen. Mit Freuden ist daher auch jedes schriftstellerische Zeugniß zu begrüßen, welche das gute Recht des Protestantismus hütend die religiöse Armseligkeit und Wahrheitswidrigkeit, die Verlogenheit und sittliche Verrohung der Jesuitenkirche in das rechte Licht rückt.

Unter den obengenannten Schriften gebührt nach Umfang und Bedeutung die erste Stelle F. Nippold's Schrift „Katholisch oder jesuitisch?" (Nr. 1). Der verdiente Verfasser, der seit Jahr und Tag den Römlingen auf die Finger paßt und ihren Pfiffen und Kniffen schon so manches mal zur rechten Stunde sein „Hände weg!" zugerufen hat, darf stolz darauf sein, zu den bestgehaßten protestantischen Männern im römischen Lager zu zählen. Die vorliegende Schrift wird hoffentlich dazu beitragen, die Zahl der jesuitischen Gegner, die sich getroffen fühlen, beträchtlich zu vermehren. Dieselbe zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste, ein erweiterter Sonderabdruck aus dem „Theologischen Jahresbericht", unterzieht unter nachträglicher Beibringung der nöthigen Belege die innerkatholische Entwickelung der Literatur aus dem Jahre 1887 einer eingehenden Besprechung. Am gründlichsten ist der abendländische Katholicismus behandelt, indem die Fortsetzung des vaticanischen Eroberungskriegs auf den verschiedensten Gebieten nachgewiesen wird, in der infallibilistischen Geschichtschreibung, Philosophie, Naturforschung, Jurisprudenz, der jesuitischen Pädagogik, den jesuitischen Classikern, den Flugschriftencyklen der ecclesia militans, der Einschmuggelung neujesuitischer Weltanschauung in belletristischem und journalistischem Gewande. Was der Verfasser in diesem Abschnitte und in dem von dem Martyrium des Altkatholicismus handelnden beibringt von thatsächlichen Beweisen für die echt loyolistische Herabwürdigung und Beschimpfung aller unabhängigen, selbständigen, nur von ihrem wissenschaftlichen Gewissen geleiteten Männer als Vorbedingung dazu, die „deutschen Geschichtslügen" durch papale Legenden zu verdrängen, ist geradezu haarsträubend.

Nachdem dann noch das katholische Vereinswesen der Gegenwart und dessen jesuitisches Princip in der zweiten Abtheilung des Buchs beleuchtet ist, wirft die dritte in einem offenen Schreiben an Döllinger von hoher Warte einen Blick auf die Zukunftsaufgabe der interconfessionellen Forschung als vergleichender Confessionsgeschichte. Hier sowol wie in den frühern Abschnitten beweist Nippold dieselbe Gründlichkeit der Forschung, dieselbe gerecht abwägende Wahrheitsliebe, dieselbe echt protestantische Weitherzigkeit, aber auch dieselbe unerbittliche Verurtheilung aller jesuitischen Praktiken, die wir in seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten schätzen gelernt haben. Daß er in diesem oder jenem Einzelfalle wol auch einmal über das Ziel hinausschießt, ließ sich wol kaum vermeiden. Böser Wille hat sicher nicht seine Hand dabei im Spiele. Zu diesen verfehlten Urtheilen rechnen wir unter andern das S. 89 erwähnte und 106 abgegebene über eine in Nr. 12 des Jahrgangs 1886 von „Unsere Zeit" erschienene Novelle. In dieser heißt es: „Im Mai wurden Wilhelm und Margarethe ein Paar. Katholische Glocken, die der Pfarrkirche zu Fünfhaus, läuteten ihren Segen dazu. Denn Wilhelm war der Geliebten zu Liebe seiner Jugendreligion untreu geworden, aus treuer Liebe zu ihr, seiner Margarethe." Hier soll, wenn auch unabsichtlich, die Redaction von „Unsere Zeit" den Uebertritt eines ernsterzogenen Protestanten zur Papstkirche aus äußern Motiven glorificirt haben. Aber wie das aus diesen Worten herauszulesen, ist schwer erfindlich, zumal der Verfasser der Novelle schwerlich dem Verdachte des Kryptojesuitismus verfallen dürfte. Gleichgültigkeit gegen jedes kirchliche Bekenntniß und die Uebermacht der Liebe über die religiösen Jugendeindrücke treten daraus hervor. Das ist alles.

Richard Weitbrecht weist in seiner Schrift „Was ist's mit §. 166?" (Nr. 2) überzeugend nach, wie durch den vielberufenen §. 166 des neuen deutschen Reichs-Strafgesetzbuchs die protestantische Kirche wesentlich ungünstiger gestellt wird als die römisch-katholische, so zwar, daß dieselben Strafbestimmungen, welche dieser weitgehenden Schutz gewähren, für jene zu einer unerträglichen Fessel werden. Der Paragraph lautet in seiner gegenwärtigen Fassung: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergerniß gibt oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Corporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgemeinschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft." In der römisch-katholischen Kirche gipfelt die Lehre vorwiegend in Ceremonien und Einrichtungen. Wenn also die evangelische Kirche wider die Lehren der römischen streitet, so kann das nicht geschehen, ohne daß sie fort und fort die auf dieselben sich gründenden Einrichtungen und Gebräuche, wie z. B. Papstthum mit seiner Unfehlbarkeit, Cölibat, Klosterwesen, Uebungen der Marien- und Reliquienverehrung, Processionen, Wallfahrten u. s. w., mittrifft, und wenn dann die römische Kirche gegen jeden Ausdruck, der ihre Einrichtungen oder Gebräuche tadelt, sobald sie in demselben eine Beschimpfung sehen will, den Schutz des §. 166 anruft, so finden sich, wie die Erfahrung lehrt, Staatsanwälte, welche die wächserne Nase des Beschimpfungsbegriffs so lange drehen, bis ein Strafantrag begründet

ist, und finden sich Gerichtshöfe, welche auf Grund solchen Strafantrags zu einer Verurtheilung kommen. Die Processe des Pfarrers Thümmel geben zu denken. Da ist in der That nicht anders zu helfen, als daß der die beiden christlichen Confessionen mit ungleichem Maße messende Paragraph einfach wieder aufgehoben werde. Hierfür spricht sich auch Weitbrecht aus und es darf die Hoffnung gehegt werden, die darauf gerichtete Petition werde bei Kanzler und Reichstag die gebührende Berücksichtigung finden.

Daß aber für diese und ähnliche Fragen in den Massen der protestantischen Bevölkerung das nöthige Verständniß gewonnen werde, dafür möchte die durch Herausgabe der Schriften „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" rühmlichst bekannte, unermüdlich thätige Verlagshandlung von Hugo Klein in Barmen sorgen, indem sie nun auch begonnen hat, unter dem Titel „Schriften für das evangelische Volk" (Nr. 3) religiöse und kirchliche Fragen von Bedeutung in ansprechender, populärer Darstellung durch berufene Federn behandeln zu lassen. Gleich die ersten vier Hefte, welche vorliegen, lösen ihre Aufgabe äußerst glücklich und dürfen hoffentlich bei ihrem beispiellos billigen Preise auf weiteste Verbreitung rechnen. Dieselben behandeln die Themen: „Der evangelische Bund und seine zweite Generalversammlung zu Duisburg im Lichte der ultramontanen Presse", von Georg Buchwald; „Die Verehrung des heiligen Joseph in der römischen Kirche"; „Vom Hausgesinde oder Martin Luther's Dienstbotenspiegel", von Buchwald; „Die Volksschule und die Reformation".

Auch die Schrift von Julius Thikötter über den Altkatholicismus (Nr. 4) gehört in diese Reihe. Denn in seiner Weise ist der Altkatholicismus ein Mitzeuge und Mitstreiter der protestantischen Kirche gegen die Verleugnung und Unterdrückung der evangelischen Wahrheit durch eine verweltlichte, den Jesuiten ausgelieferte Papstkirche. Der deutsche Zweig der altkatholischen Gemeinschaft umfaßte nach der letzten amtlichen Zählung etwa 53000 Seelen; Geistliche waren es außer Bischof Reinkens 56, Gemeinden 101. In der Schweiz betrug die Seelenzahl etwa 75000 mit 62 Gemeinden unter Bischof Herzog. Die Geschichte des Altkatholicismus ist bisher eine Märtyrergeschichte. Doch es wohnt ihm so viel wahrhaft evangelisches Wesen ein, daß Fortbestand und allmähliches Wachsthum ihm gesichert sind, und wäre es auch nur, um durch sein Dasein Protest einzulegen gegen die Gewaltthätigkeiten und Machtsprüche des Vaticanum und seines infallibeln Papstes.

Karl Sallmann.

Philosophische Literatur.

1. Immanuel Kant's Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: Kant's mystische Weltanschauung. Herausgegeben von Karl du Prel. Leipzig, Günther. 1889. Gr. 8. 3 M.

Vor einigen Jahren suchte E. von Hartmann den Weisen von Königsberg als den eigentlichen Vater des Pessimismus zu erweisen, eine seltene Ehre, die sich der alte Herr gewiß nicht hat träumen lassen: jetzt wird er von dem rührigen Begründer der Mystik in Deutschland, von dem Verfasser des vorliegenden Buchs, als Mystiker beansprucht und zum Beweise dessen die obige Schrift neu herausgegeben. Du Prel ist sich offenbar seiner bedenklichen Stellung wohl bewußt, wenn er mit folgenden Worten einem landläufigen Angriffe zu begegnen sucht:

> Schwache Parteien suchen ihr Ansehen dadurch zu verstärken, daß sie die zu ihren Gunsten lautenden Aussprüche berühmter Männer anführen oder wol gar die ganze Persönlichkeit derselben als einen Vorläufer hinstellen und für sich reclamiren. Ich bin denn auch darauf gefaßt, daß die nachfolgende Untersuchung über Kant's mystische Weltanschauung aus dem Schwächegefühl meiner eigenen Mystik heraus erklärt werden wird. (Einleitung S. xv.)

Allerdings ist der Hinweis unantastbar, daß die verschiedenartigsten Systeme aus Kant hervorgewachsen und daß in ihm die „Keime dazu beschlossen sind, wie in einer biologischen Urform", aber trotzdem werden wenige dem Verfasser in der Meinung beistimmen: „Es besteht kein Widerspruch zwischen der Kritik der reinen Vernunft, die dem menschlichen Geiste Schranken zieht und es ihm verwehrt, auf reflectivem Wege in die intelligible Welt einzudringen, und den übrigen Schriften, welche mystische Bestandtheile enthalten. Aller dogmatischer Metaphysik gegenüber bleibt die Kritik in Geltung" (S. lxi). Gerade durch die verwegenen Folgerungen der Mystik werden ja aber diese klaren Schranken eingerissen und einer wilden Phantastik Thür und Thor geöffnet. Im übrigen wollen wir die gelegentlichen mystischen Anwandlungen Kant's durchaus nicht bestreiten; aber diese genügen doch nicht, den strengen Grenzhüter der empirischen, der Wissenschaft allein zugänglichen Welt zu entthronen, und welches Mistrauen er gegen die Zuverlässigkeit und Unbestechlichkeit der mystischen Erscheinungen ganz allgemein hegte, das zeigen die warnenden Worte, mit denen er seine Vorlesungen schließt:

> Die Maxime der gesunden Vernunft ist diese: alle solche Erfahrungen und Erscheinungen nicht zu erlauben, sondern zu verwerfen, die so beschaffen sind, daß, wenn ich sie annehme, sie den Gebrauch meiner Vernunft unmöglich machen, und die Bedingungen, unter denen ich meine Vernunft allein gebrauchen kann, aufheben.... Allgemein führen wir noch an, daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern, sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden, und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird. (S. 96.)

Th. Achelis.

2. Die französische Philosophie im 19. Jahrhundert von Felix Ravaisson. Autorisirte deutsche Ausgabe von Edmund König. Eisenach, Bacmeister. 1889. 8. 5 M. 60 Pf.

Auf dem Gebiete der Philosophie können die Leistungen Frankreichs in diesem Jahrhundert denjenigen Deutschlands nicht irgendwie als gleichwerthig an die Seite gestellt werden. Es würde nichtsdestoweniger unrichtig sein zu sagen, daß dieselben nicht auch von deutscher Seite, ja vielleicht zum Theil nur zu sehr berücksichtigt worden seien. Der gegentheiligen Ansicht des Uebersetzers dieses französischen Grundrisses wird daher wol kaum beigepflichtet werden können. Allerdings wird uns in ihm ebenso wie in den ähnlichen Arbeiten von Taine und Janet das Ganze der neuern französischen Philosophie mehr im Zusammenhange vorgeführt. Alle einzelnen Strömungen des französischen Geisteslebens machen sich natürlich auch in der Philosophie geltend, aber das Ganze davon bietet doch durchaus nicht ein so einheitlich geschlossenes geordnetes und bestimmten höchsten Zielen oder Idealen zustrebendes Bild an sich dar als dasjenige der deutschen Philosophie in diesem Jahrhundert. Der französische Geist hat früher zuerst durch Cartesius und seine Schule und dann durch Condillac und seine Nachfolger bestimmend auf den allgemeinen Gang der europäischen Philosophie eingewirkt. Durch Kant und seine Nachfolger aber ist alles dieses unbedingt überholt und in den Schatten gestellt worden. Diese neuere deutsche Philosophie hat einen ganz andern strengern und mehr wissenschaftlichen Werth und Charakter gehabt als alles, was ihr früher im europäischen Leben vorausgegangen war. Eigentlich zu lernen gibt es aus den einzelnen mehr oder weniger einseitigen und überspannten Richtungen der französischen Philosophie jetzt nichts mehr für uns. Es handelt sich jetzt für uns nicht mehr blos darum, alles Formale zu kennen, sondern auch darum, es nach seinem wahren Werthe und seiner richtigen Bedeutung für uns zu würdigen und zu schätzen. Der eigentlich wissenschaftliche Charakter der neuern deutschen Philosophie aber ist in Frankreich niemals richtig aufgefaßt und vollkommen verstanden worden. Die ganzen dortigen Richtungen bewegen sich in scharf gespannten und auf die Spitze gestellten Extremen und es ist ihnen der ganze tiefliegende und oft schwärmerische Idealismus des Erkennens unserer Philosophie im allgemeinen fremd. Jener Richtungen sind es im ganzen nach dem Verfasser drei, ein scharf ausgeprägter Spiritualismus im Anschlusse an Descartes, ein katholischer Ontologismus im Anschlusse an Malebranche und der neuere Sensualismus und Materialismus im Anschlusse an Condillac. Alles dieses aber sind doch nur Nachklänge und Fortsetzungen früherer Richtungen und Epochen im Leben des französischen Geistes. Es muß dieses alles eben mit dem Maßstabe des französischen Geistes und der französischen Lebensverhältnisse beurtheilt und gemessen werden. Alle Wege unsers und des französischen nationalen Lebens aber sind, wie es scheint, jetzt im Begriffe, immer weiter auseinanderzugehen, und es wird daher wol auch kaum für uns möglich sein, mit der ganzen neuern französischen Philosophie noch eine wahre, innige und lebendige Fühlung zu gewinnen.

Konrad Hermann.

Feuilleton.

Eine dankenswerthe Veröffentlichung ist die Sonderausgabe von Rudolf Steiner's Vortrag: „Goethe als Vater einer neuen Aesthetik", aus E. Pernerstorffer's Zeitschrift „Deutsche Worte". Der Verfasser geht davon aus, daß die moderne Wissenschaft wol im einzelnen über Goethe hinausgegangen ist, aber Goethe's Art, die Probleme zu stellen und zu lösen, sich dauernd aneignen sollte. Die philologische und kritische Forschung allein thut es nicht; wir müssen uns vielmehr der Goethe'schen Ideenfülle bemächtigen. Steiner bekämpft mit Recht die poetische Theorie des Plato und des Aristoteles. Die griechische Kunst war nur eine Fortsetzung des Lebens innerhalb der Natur; wie nun aber das Griechenthum alles in der Natur gefunden hat, so das Mittelalter gar nichts. Da will nun Goethe in der Welt nur ein großes Ganzes erblicken, in welchem Natur und Geist keineswegs Gegensätze sind. Es ist die Aufgabe des Künstlers, die Natur gleichsam nachzuerschaffen. Während die bloße Erfahrung zur Versöhnung der Gegensätze nicht kommen kann, weil sie wol die Wirklichkeit, aber noch nicht die Idee hat, so kann die Wissenschaft zu dieser Aussöhnung nicht kommen, weil sie wol die Idee, aber die Wirklichkeit nicht mehr hat. Zwischen beiden bedarf der Mensch eines neuen Reichs, in welchem das Einzelne schon, und nicht erst das Ganze, die Idee darstellt. Dieses Reich ist die Welt der Kunst. Die Schelling'sche Erklärung des Schönen ist falsch: „Das Kunstwerk ist nicht um seiner selbst willen schön, sondern weil es die Idee der Schönheit abbildet." Im Sinne Goethe's aber ist das Schöne nicht das Göttliche in einem sinnlich-wirklichen Gewande; es ist vielmehr das Sinnlich-Wirkliche in einem göttlichen Gewande. Die Aesthetik der Zukunft wird auf der Goethe'schen Weltanschauung ruhen; das Schöne ist nach Goethe die Manifestation geheimer Naturgesetze, die ohne dieses ewig wären verborgen geblieben; es gibt durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit.

— Johanna Baltz hat eine Dichtung verfaßt: „Der Engel der Barmherzigkeit" (Münster, H. Schöningh, 1889). Sie hat ihr Thema in lebenden Bildern mit Begleitung von Musik und Versen dargestellt. Die Erlaubniß zur Aufführung ertheilt außer der Verfasserin auch der bekannte Maler H. W. Schmitz in Düsseldorf. Als Einleitung dient ein Hymnus von Mozart; dann tritt der Engel der Barmherzigkeit auf und bereitet auf die lebenden Bilder vor. Es folgt ein vierstimmiges Lied von Mendelssohn, und nun wird in einer Reihe von ergreifenden Bildern und dazu gehörigen Declamationen der ganze Jammer der Sklaverei der Schwarzen vorgeführt. Diese Scenen heißen: Vor dem Aufbruch der Karawane, Sklavenjagd und Brand eines Negerdorfes, Sklaventransport durch die Wüste, Auf dem Sklavenmarkt, Im Hause des Pascha, In Aganda, In mächtigem Schutz. Das Ganze soll die Herzen und Hände der Christen öffnen, damit sie zur Abschaffung der Sklaverei das Ihrige beitragen. Die Verse sind von mehr als gewöhnlicher Bedeutung und die lebenden Bilder wirken meist erschütternd. Wir zweifeln auch nicht, daß das niedere Publikum,

besonders in katholischen Ländern, für die Absicht der Verfasserin sich leicht wird gewinnen lassen. Wir können aber nicht verschweigen, daß die Erregung von moralischen oder religiösen Trieben durch die Häufung von drei Künsten für unser Empfinden etwas Peinliches hat. Das ist denn doch ähnlich, wie wenn viele für Nothleidende sich im Schweiße ihres Angesichts tanzend, trinkend, spielend u. s. w. „amusiren".

— Aus der von uns mehrfach rühmlich erwähnten Monatsschrift für die Interessen der gebildeten Frauenwelt: „Frauenberuf", herausgegeben von Frau J. Kettler (Weimar, Frauenberuf-Verlag), heben wir ausnahmsweise ein Heft hervor (viertes Heft des dritten Jahrgangs), welches sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts ganz besonders auszeichnet. Es sind nicht weniger als dreizehn Aufsätze darin enthalten, obendrein ein praktischer Anzeiger für die Frauenwelt.

— Heft 50 und 51 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen", Neue Folge, enthält eine sehr interessante Abhandlung des Professors K. Jansen über das Thema „Deutsche Schlachtendenkmäler. Wie sie sind und wie sie sein sollten". Desgleichen heben wir hervor aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", Heft 75—77 der Neuen Folge, worin die Themen behandelt sind: „Der Reichstag zu Speier 1526", von Dekan Julius Ney; „Aus dem Strafen- und Gefängnißwesen Nordamerikas", von P. F. Aschrott; „Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht", von Dr. Georg Cornet (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1889).

— Der berühmte Geschichtschreiber der Philosophie Kuno Fischer in Heidelberg hat in seiner Jugend (jenenser Periode) sich gern und erfolgreich mit ästhetischen Fragen beschäftigt. Nun gibt er in seinem Alter jene ästhetischen Erzeugnisse unter dem Titel „Kleine Schriften" zum zweiten male heraus. So ist denn auch 1889 seine Arbeit „Ueber den Witz" in zweiter durchgesehener Auflage erschienen (Heidelberg, C. Winter). Wir sind der Ansicht, daß Kuno Fischer's geistige Eigenart ihn ganz besonders befähigt, diesen Ausschnitt der philosophischen Aesthetik zu behandeln, während wol F. T. Vischer und andere ungleich mehr berufen waren, das Wesen des Humors darzulegen. Kuno Fischer erörtert die Entstehungsart des Witzes und in einem zweiten Abschnitte die Entwickelungsformen desselben. Vielleicht verliert er sich in allzu viele Unterabtheilungen, aber jedenfalls behandelt er seinen schwierigen Stoff mit einer solchen Meisterschaft, daß seiner Abhandlung die Bezeichnung der Classicität (im Lessing'schen Geiste) zuerkannt werden muß.

— Gustav Zimmermann hat eine Studie geschrieben, worin er den Versuch macht, eine „Schiller'sche Aesthetik" aufzubauen (Leipzig, Teubner, 1889). Der Verfasser darf von der Kritik Milde beanspruchen, insofern er noch in jugendlichem Alter steht, Strenge aber denn doch auch, weil er ein bereits vielfach bearbeitetes Thema behandelt. Ohne Zweifel hat er mit viel Liebe und großem Fleiß sich seiner sehr dankbaren Aufgabe hingegeben; aber oft genug tritt schwulstige Phrase an die Stelle eines Gedankenkerns, und über das Dilettantenhafte gelangt er nirgends heraus. Zimmermann entwickelt Schiller's ästhetische Ansichten unter folgenden Ueberschriften: „Die Zeit der Ruhe", „Die Zeit des Kampfes", „Die Zeit des Friedens", „Anhang", „Einleitung", „Uebersicht der Urtheile Schiller's über Bildnerkunst, Malerei und Musik", „Das Wesen des Schönen", „Die Offenbarungsformen des Schönen", „Das Wesen der Kunst", „Ueber Philosophie, Kunst und Religion". Zur Selbstcharakteristik des Verfassers heben wir einigen Stellen heraus: „Schiller trug die neue Aufgabe einer Wiedergeburt der Menschheit im Zusammenhange vor und übertrug ihre Lösung der Kunst." „Kant betonte die unbegrenzte Macht (?) und Freiheit der Persönlichkeit." „Religion ist ewiger (!) als Menschengedanken, ist schrankenlose Hingabe an die Gott-Natur." Im übrigen schreibt Zimmermann fast nur den verbindenden Text zu Stellen aus Schiller's Werken, Briefwechsel u. s. w.

Bibliographie.

Abel, C., Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Der Hypnotiseur. Lustspiel. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Der rothe Seppel. Schwank. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. 16. 50 Pf.

Besi, A., Die Beerdigung und Verbrennung der Leichen, betrachtet vom Standpunkte der Religion, der Geschichte, der Hygieine, der Gesetzgebung, der Oekonomie und des Gefühles. Uebersetzt von Emerike Holzinger von Weidich. Regensburg, Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Besser, M., Luther im Augustinerkloster zu Erfurt. Ein Festspiel. Halle, Mühlmann. 8. 60 Pf.

Betemann, Clelie, Sprüche, Strophen und Stimmungsbilder. Leipzig, Abel. 8. 1 M.

Brassey's, Annie, Letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken, in Lithographie ausgeführt. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Cloos, W., Das versunkene Schloß. Gedicht. Kleve, Knipping. Gr. 8. 25 Pf.

Crome-Schwiening, C., Mit dem Musterkoffer. Lustige Geschichten eines alten Reiseonkels, nacherzählt. Mit 4 ganzseitigen Illustrationen. Leipzig, Werther. 8. 1 M.

Degen, A. v., Der Lieutenant als Zugführer, Familienvater und Point. Leipzig, Werther. 8. 1 M. 50 Pf.

Dilthey, R., Der wirthschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika. Düsseldorf, A. Bagel. 8. 60 Pf.

Eggers, K., Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen. Mit 6 Lichtdruck-Tafeln. Berlin, Fontane. Gr. 8. 5 M.

Eisenberg, L., und R. Groner, Das geistige Wien. Mittheilungen über die in Wien lebenden Architekten, Bildhauer, Bühnenkünstler, Graphiker, Journalisten, Maler, Musiker und Schriftsteller. Mit einem Sachregister. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 8. 4 M.

Pädagogische Episteln von Orbilius Empiricus. Wiesbaden, Kunze's Nachf. Gr. 8. 1 M.

Ernesti, Luise (M. v. Humbracht), Aus den Fluthen des Lebens. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Fleischmann, O., Das Christentum und seine Gegner. Eine wissenschaftliche Untersuchung. Leipzig, F. Richter. 8. 3 M.

Geiger, L., Vor hundert Jahren. Mittheilungen aus der Geschichte der Juden Berlins. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Heidt, K. M., Zwei Seelen. Gedichte. Großenhain, Baumert u. Ronge 8. 2 M.

Heine, C., Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Heyden, A. v., Die Tracht der Kulturvölker Europas vom Zeitalter Homers bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts. Mit 222, theilweise vom Verfasser gezeichneten Abbildungen. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Heydenreich, E., und P. Knauth, Die Beziehungen des Hauses Wettin zur Berghauptstadt Freiberg. Festschrift. Herausgegeben und dargebracht von der Stadt Freiberg. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 1 M. 50 M.

Hofmeister, G. E., Das Haus Wettin von seinem Ursprung bis zur neuesten Zeit in allen seinen Haupt- und Nebenlinien, nebst einer genealogischen Uebersicht der alten Markgrafen von Meissen, der alten Herzöge von Sachsen bis zum Jahre 1423, der alten Landgrafen von Thüringen bis zum Jahre 1247. Nach den Quellen bearbeitet. Festgabe. Leipzig, Spamer. Gr. Fol. 12 M.

Kautsky, K., Die Klassengegensätze von 1789. Zum 100jährigen Gedenktag der großen Revolution. Stuttgart, Dietz. 8. 50 Pf.

Klapp, L., Religion und Unsterblichkeit. Vortrag. Hamburg, Seippel. Gr. 8. 50 Pf.

Kegel, M., Ferdinand Lassalle. Gedenkschrift zu seinem 25jährigen Todestag. Mit einem Porträt Lassalle's. Stuttgart, Dietz. 8. 50 Pf.

Leuteritz, O., und M. Rachel, Bilder aus Freiberg's Vergangenheit. Festspiel. Auf Veranlassung des Rates der Stadt Freiberg. Freiberg, Craz u. Gerlach. 8. 75 Pf.

Loewengard, M., Plaudereien und Nörgeleien in musicis. Gesammelte Feuilletons. 1stes Bdchn. Leipzig, Grandpierre. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Keine Märchen. Berlin, Hennig u. Eigendorf. Qu.-8. 2 M.

Nover, J., Mainz. Ein Städtebild. Illustrirt von C. Sutter. Mainz, Diemer. Fol. 40 Pf.

Paulsen, F., Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin, Hertz. 8. 80 Pf.

Rosenberg, W., Die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers. Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Salburg, E., Scheinehre. Ein Lustspiel. Graz, Pechel. 8. 2 M.

Schmauß, A. v., Nachtviolen. Gedichte. Zweites Buch. Hamburg, Scharbius. 8. 6 M.

Siegert, G., Problematische Kindesnaturen. Eine Studie für Schule und Haus. Kreuznach u. Leipzig, Voigtländer. 12. 1 M.

Voß, P., Die pädagogische Vorbildung zum höheren Lehramt in Preußen und Sachsen. Ein Reisebericht. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M.

Walter, G., Zu Zweien. Zwei Novellen. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

8. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten. Es hat deshalb ganz besonderes Interesse für alle, welche Schweden und Norwegen besuchen wollen oder besucht haben, darf aber auch andern Kreisen als anziehende Lectüre empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N). 43. Theil. (**Leibeigenschaft—Ligatur.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Unter den Artikeln, welche dieser neue Band des berühmten Werks enthält, nehmen besonders hervorragendes Interesse in Anspruch: **Leibniz** (Gottfr. Wilh., Freih. von), von W. Windelband; **Lenz** (Jak. Mich. Reinhold), Dichter der Sturm- und Drangperiode, von P. Th. Falck; **Leo** (byzant. Kaiser), von G. Hertzberg; **Leo** (röm. Päpste), von L. Will; **Leopardi** (Giacomo, Graf), von G. A. Scartazzini; **Lepcha-Sprache**, von G. von der Gabelentz; **Lerma** (Herzog von), von M. Philippson; **Lessing** (Gotth. Ephraim), von M. Koch; **Letten** (Volksstamm), von P. Th. Falck; **Leviten** (Nachkommen Levi's), von E. Kautzsch; **Libanon**, von G. Rosen; **Lifu-Sprache**, von G. von der Gabelentz.

Die Erste Section des Werks (A—G), die 99 Theile umfaßt, ist vollständig erschienen; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 43. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu **6 M.**, von mehr als 50 Theilen zu **5 M.**, von mehr als 100 Theilen zu **4 M.**

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im Sten Versandjahre 1888 wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Verbindender Text und Katalog gratis.

Ein junger, tüchtiger Linguist besorgt Uebersetzungen wissenschaftl. oder belletrist. Werke bewährter spanischer, französischer und italienischer Schriftsteller, wie auch sehr ausgedehnter Handelscorrespondenzen jeder Art. Beste Referenzen. Prompte Bedienung. Nachzufragen bei Ad. Knabenhans in Lützen.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7,—, 12,—, 18,—M. pr. St. blau.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Illustr. Preisliste gratis! Fabrik f. Wagen, Bürstenbinder u. div. Holzwaaren.

G. E. Höfgen

Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.

Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.

Patent-Kinderwagen

mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.

Preise von **12—180 Mk.**

Kranken-Fahrstühle

neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.

Preise v. 36—350 M.

Eiserne Netzbettstellen

für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.

Preise v. 12—60 Mk.

Cataloge mit Abbildungen und Preisen auf Verlangen an Jedermann.

Engros. Detail. Export.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 31. 1. August 1889.

Inhalt: Robert Hamerling's „Lebenspilgerschaft". Von Teodor Wehl. — Erzählungsliteratur. Von Adolf Fleischmann. — Gedichte. Von Emil Mauerhof. — Coloniale Aufgaben des Deutschen Reichs. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Naturwissenschaftliche Werke. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Robert Hamerling's „Lebenspilgerschaft".

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Von Robert Hamerling. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 6 M.

Robert Hamerling, den man wol ohne Zweifel zu den hervorragendsten Dichtern in Deutschlands gegenwärtiger Literaturperiode zählen durfte, hat in einem Buche von 447 Seiten eine Darstellung und Geschichte seines Lebens gegeben, die unter allen Umständen die Theilnahme der gebildeten und literarisch bewanderten Lesewelt in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

Zwar ist diese Darstellung und Geschichte in keiner Weise sensationell, weder durch Abenteuerlichkeiten, noch durch irgendwelche Ausschreitungen der Leidenschaft ausgezeichnet, sondern einfach und schlicht, mehr Schilderung von Gemüths- und Seelenzuständen, als von Begebenheiten und Ereignissen der äußern Welt. Hamerling schreibt selbst an einer Stelle seines neuen Buches:

Meines Erachtens dienen Biographien — der gewöhnlichen Meinung zuwider — weniger dazu, die äußern Umstände, durch welche einer „geworden" ist, was er ist, nachzuweisen, als das, was er nun einmal ist, in seiner Wesenheit, seinen ursprünglichen Keimen, Anlagen und Anfängen anschaulicher, verständlicher zu machen. Du lieber Himmel! man „wird", wozu man geboren ist, wozu man von Natur Beruf und Neigung hat; die Verhältnisse haben noch keinen zum Dichter oder Künstler gemacht. Wer könnte die Macht der Einflüsse leugnen? Aber Hunderttausende haben dieselben Einflüsse erfahren, haben in denselben Verhältnissen gelebt, ohne das zu werden, was der eine geworden. Selbst die besondern Eigenthümlichkeiten eines Poeten oder Künstlers haben ihre Wurzel weit mehr in dem auf die Welt Mitgebrachten als in den Verhältnissen. So halte ich das, was ein Dichter oder Künstler aus seiner Kindheit und Jugend erzählt, nicht insofern für lehrreich, als man dadurch über die Ursachen, die bestimmenden Gründe seines Werdens, seines Talents und Wesens aufgeklärt würde, denn diese bleiben doch immer ein Naturgeheimniß. Ich finde es in ganz anderer Weise charakteristisch. Hunderte, ja Tausende von Einzelheiten entschwinden dem Gedächtniß; aber das, wodurch das keimende Wesen eines Menschen sich früh sympathisch angesprochen fühlte, was ihn geheimnißvoll anregte, während anderes ihn kalt ließ und darum auch in seinem Gedächtniß nicht haftete — das ist, so unbedeutend es scheinen mag, das eigentlich Bedeutende, Bezeichnende für ein Talent, einen Charakter.

Diesen Standpunkt, von dem Hamerling ausgeht, muß man kennen, um seine Arbeit vollauf zu verstehen und zu würdigen. Was er beabsichtigt und bezweckt, ist ein möglichst getreues Bild seiner Psyche und der Entwickelung zu liefern, die sie in sich selber durchgemacht hat. Es ist gleichsam der Werdeproceß von Hamerling's Poesie, der geboten wird. Der Leser gewahrt mit seinem geistigen Auge sie gewissermaßen aus ihrer natürlichen Verpuppung nach und nach hervorwachsen; er gewahrt, wie sie sich dehnt und streckt, wie sich ihre Fittiche ansetzen, wie sie diese übt und versucht und endlich zum hochgehenden Fluge erhebt.

Es ist ein reizendes Schauspiel, das sich enthüllt. Was man liest, ist weniger die Geschichte Hamerling's als die seines Genius, den man aus den Schleiern einer ärmlichen, einsamen und stillen Kindheit und den goldenen Träumen einer oft recht trübseligen Jugend langsam die großen leuchtenden Augen zum vollen Bewußtsein seiner selbst aufschlagen sieht. Dieser Augenaufschlag ist von entzückender Innerlichkeit und Tiefe, und zeigt die ganze Fülle und keusche Schönheit von Hamerling's Muse. Seine Muse erscheint voll Glut und berauschender Sinnlichkeit, aber in aller Sinnlichkeit und Glut durchpulst von strenger Anmuth und maßvoller Beherrschung. Es ist eine Muse ohne Ausschreitungen. Das zeichnet sie aus und stellt sie so hoch.

Der Ursprung und die Veranlassung dazu liegen in des Dichters Natur und Dasein gegeben. Es ist eine Natur, die früh auf Entsagung gestimmt worden und im Dasein reiche Gelegenheit fand, sie auszuüben.

Am 24. März 1830 in dem kleinen niederösterreichischen Marktflecken Kirchberg am Walde geboren, das Kind armer Leute, verlebte er auf dem Lande zwischen Kornfeldern, auf Weidegründen und in dunkeln Forsten seine ersten, vielfach durch Erkrankungen getrübten Jahre. Ein blasses, mageres, geschwisterloses Knäbchen, liebte er allein oder mit einem Spielgenossen frei umherzuschweifen oder sinnend sich ins Gras oder unter einen Baum zu legen. Sehr ansprechend erzählt er seine ersten frühen Erlebnisse und Abenteuer: einmal ist er in Gefahr, in einem Wassertümpel zu ertrinken, ein anderes mal von einem Wehr, das Spielkameraden vorwitzig geöffnet, in den Teich zu stürzen; von einem Hofhunde wird er zu Boden gerissen, von einem Pferdchen über den Haufen gerannt. Alles aber läuft glücklich ab und hat keine wesentlich nachtheiligen Folgen für ihn. Tiefer berührt ihn eine erste Enttäuschung, welche ihm das Theater verursacht.

Eine herumziehende Schauspielergesellschaft ist in sein Dorf gekommen und hat den „Aegyptischen Joseph" aufgeführt, an welcher Aufführung eine schöne Bäckerstochter des Orts sich in einer hervorragenden Rolle betheiligte. Dieselbe wurde seine erste Schwärmerei, und zwar in so hohem Grade, daß er eine Art Heilige in ihr sah. In prächtige Gewänder gekleidet, glich sie „einem der weißen Engel, welche auf dem Altar in der Kirche standen". Zum Unglück muß er jedoch diese beim abendlichen Nachhausegange mit seiner Mutter an ihrer Hausthür „im Nachtgewande mit einem Burschen plaudern und schäkern finden".

Diese Beobachtung zerstört mit einem Schlage seine erste fromme Liebe und verursacht ihm den ersten Schmerz, aus dem ihn ein günstiges Geschick durch eine Hühnersuppe in vorsorgender Weise wieder bald genug erlöst hat. Er berichtet:

> Einmal bekam ich — Gott weiß durch welchen Zufall — Hühnersuppe zu kosten. Von da an wollte ich keine andere Suppe mehr als Hühnersuppe. Meine Mutter wußte Rath. Sie versprach mir täglich Hühnersuppe, und mittags stellte sie mir jede beliebige Suppe mit den Worten vor: „Iß! da ist Hühnersuppe!" Dies Zauberwort wirkte auf meine kindliche Einbildungskraft so, daß ich jede Art von Suppe in demselben festen Glauben und mit demselben Appetit für Hühnersuppe aß, wie die Hypnotisirten des Herrn Hansen rohe Kartoffeln auf sein Wort für süße Birnen nehmen und verspeisen!

Solcher kleinen Vorgänge und Züge aus seiner Kindheit führt unser Verfasser seinen Lesern gar manche vor, und sie alle beweisen mehr oder minder, wie lebhaft und über sein Alter hinaus er Eindrücke in sich aufnahm, und wie stark und mächtig schon damals seine Vorstellungsgabe war: zwei Eigenschaften, die als Grundbedingungen dichterischer Befähigung anzusehen sind.

Auch regte sich die letztere früh genug in ihm. Er hatte die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen, als er bereits zu fabuliren und Geschichten zu erdenken anfing. Einsam und sich selbst überlassen aufwachsende Kinder pflegen, wie tausend Beispiele darthun, sich gewöhnlich eigenartig und phantastisch heranzubilden und der Dichtung oder der Kunst zuzuwenden. Robert Hamerling hat überdies von seinem Vater her eine künstlerisch gestaltende Hand ererbt. Von Haus aus Weber, hat der letztere Geschick zur Holzschnitzerei besessen und dasselbe später, da er durch den Sohn der Noth und drückender Sorgen enthoben war, bestens vervollkommnet. Das plastische Formtalent ging auf den Sprößling über und entwickelte sich nach und nach, wenn auch ziemlich langsam und unter Umständen, welche hundert Andere zu Grunde gerichtet.

Robert Hamerling hat eine schwere Jugendzeit, ein bedrücktes, entbehrungsreiches Knabenalter durchgemacht, wie uns die Schilderung seiner Schultage im Cistercienserstift Zwettl vom Jahre 1840 bis 1844 beweist. Er wurde streng gehalten, mußte allein und abgesondert in dunkler, im Winter ungeheizter Kammer schlafen, mit schmaler Kost vorlieb nehmen und manche Unbill der Lehrer und Verhältnisse ertragen. Sein Trost war schon damals, dem zehnjährigen Bürschchen, die Poesie. Wie diese beschaffen, belegt ein Verschen, das er als Probe seiner Leistungsfähigkeit einem seiner Gönner, dem Pater Hugo, zustellte, als er ein Weib mit frischen Kirschen an der Kirchthür des Klosters hatte sitzen sehen. Es lautete:

> Jeder kommt da heut' gelaufen,
> Jeder will sich Kirschen kaufen,
> Kirschen ißt ja jeder gern,
> Doch von Geld ist mancher fern.

Wie bezeichnend ist dies Gedicht! Es schlägt in seinen vier Zeilen zwei große, blaue begehrliche Kinderaugen auf, unter denen in den Kummergrübchen der Armuth das holde Lächeln der Entsagung spielt, ein Lächeln, das Hamerling niemals los geworden und das auch bis zuletzt auf den Zügen des ausgereiften Mannes seinen Sitz behauptete. Wodurch hätte es auch vertrieben werden können? Das Schicksal hat nur spärliche Lebensfreuden auf seinen Weg gestreut, ihn dafür aber reichlich mit Arbeit, Mühe und Kränklichkeit gesegnet. Nachdem er in Wien das Gymnasium zu den Schotten besucht und später zu akademischen Studien übergetreten war, entschloß er sich endlich, der Lehrthätigkeit obzuliegen. Zunächst in Wien, dann in Graz lehrend, erhielt er zuletzt (1855) eine feste Anstellung als Professor am Gymnasium in Triest. In dieser Stellung verblieb er bis 1866, in welchem Jahre ihn körperliche Leiden nöthigten, den Staat um Enthebung von seinem Lehramte und um den ihm zustehenden Ruhegehalt zu ersuchen, den die Gnade des Kaisers, in Ansehung seiner inzwischen errungenen dichterischen Erfolge, um das Doppelte erhöhte. Seitdem lebte er in stiller Zurückgezogenheit wieder in Graz mit seiner Mutter, nachdem er am 25. Mai 1879 seinen achtzigjährigen Vater durch den Tod verloren. Ihm ist er, nachdem dieses geschrieben, am 13. Juli d. J. in das Grab gefolgt.

Dies ist in kurzen Zügen Hamerling's äußeres Leben. Es ist ebenso einfach und schlicht, als sein inneres geistig reich und beweglich genannt werden muß. Nachdem er im Revolutionsjahre von 1848 als studentischer Legionär

„mit Wehr und Waffen, Calabreser und Legionsrock und einem schwarz-roth-goldenen Bande um die Brust" eine bescheidene Rolle „im Dienste der Freiheit" gespielt, die damit endigte, daß die wieder zur Geltung gelangte Reaction ihn und viele andere, „gleichviel ob Professor oder Student" — echt österreichisch kleinlich — durch die Polizei aufgreifen und von Amts wegen das langflatternde Haar kurz scheren ließ, entsagte er dem politischen Treiben, um sich ganz den Wissenschaften und der Literatur zu widmen.

Ueber diese Widmung gibt er die ausführlichste Kunde in dem Abschnitte „Lehrjahre und Wanderjahre". In ihm erfahren wir von seinen Studien und ersten wirklichen Dichtungen. Er schreibt in Bezug auf die letztern:

Breite, sogenannte Reflexionslyrik war nicht meine Sache. Ich versuchte mich am liebsten im Liede, neben welchem fast nur noch die Sonettform bei mir sich einschmeichelte. Goethe's Lyrik und das Volkslied waren mir vor allem werth.

So entstanden seine ersten Gedichte, die in „Sinnen und Minnen" und „Venus im Exil" Aufnahme gefunden haben. Sie wurden keineswegs günstig beurtheilt. Eine kritische Stimme meinte: „Verse, wie man sie auf Ladenschachteln zu setzen pflegt." Hamerling's literarischer Ruf hat sich nur langsam und nicht ohne Schwierigkeit entwickelt. Wir erinnern uns noch gar wohl der Zeit und besitzen Schreiben, in denen der Dichter über Mangel der Anerkennung und darüber Klage führt, für seinen „Ahasver in Rom" keinen Verleger finden zu können. Seine Epoche beginnt erst mit dem Erscheinen dieses Epos, das J. F. Richter in Hamburg in Verlag nahm. Damit faßte er zuerst sichern Fuß in der Literatur unserer Zeit und errang sich eine Stellung darin, die heute als eine dauernde bezeichnet werden kann, denn sie ist ihm von den hervorragendsten Stimmführern der Kritik zugesprochen worden. Es ist nicht Eitelkeit oder Ruhmsucht, wenn der Poet in seinem Werke dies eingehend mittheilt, sondern aufrichtige Dankbarkeit für die ihm erwiesene Aufmunterung und Förderung, die er ebenso bedurft hat, als er ihrer würdig war. Jung schon leidend, hat sich früh über sein Haupt ein verdüsternder Schleier gelegt, welcher ihn der Gesellschaft, dem Vergnügen, ja der Liebe entzog. Es sind tief ergreifende und rührende Kapitel, in denen er das mittheilt. Weibliche Zuneigung ist ihm zwar öfters und zuweilen in wahrhaft berauschender und hinreißender Weise entgegengebracht worden, stets aber unter so eigenthümlichen Umständen, daß besonnene Klugheit oder die Ehre ihm den Verzicht zum Gesetz machen mußten. Sein Herz lernte empfinden, nur um dieser Empfindung sich zu entschlagen. Feinfühlige Gemüther werden diese Seiten seines Buchs nicht ohne innige Theilnahme und leise Wehmuth lesen. Hat sie der Verfasser doch mit großer Zartheit und jener keuschen Zurückhaltung geschrieben, wie sie nur edeln und reinen Geistern zu Gebote stehen. Sie athmen einen Reiz und Zauber der Gesinnung, die unwiderstehlich wirken und selbst verhärteten Charakteren Theilnahme abzuringen im Stande sein werden. In diesen Stellen enthalten die „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" Darlegungen, die man mit vollem Recht „Bekenntnisse einer schönen Seele" wird nennen und, trotz ihrer Weltlichkeit, denen der frommen Freundin Goethe's dürfte an die Seite setzen können.

Die Schrift Hamerling's ist, im ganzen genommen, keine glänzende, auch, wie schon gesagt, keine sensationelle, keine auf geistreiche Aussprüche zugespitzte und auf Effect berechnete, sondern eine Schrift, in welcher ein echter und großbegabter Dichter in schlichter und geradezu naiver Ausgestaltung der literaturliebenden und -verstehenden Lesewelt den Entwickelungsgang seiner poetischen Natur vor Augen stellt. Indem man den Menschen verstehen lernt, lernt man seine Muse in ihrer ganzen Bedeutung erfassen und begreifen. Das ist der eigentliche Werth des Buchs.

Feodor Wehl.

Erzählungsliteratur.

1. Aus Holland. Novellen und Skizzen von Justus van Maurik. Ins Deutsche übertragen von Marie Röpius van Zevenhuizen, geb. Aub. München, Callwey. 1889. 8. 3 M.

Die in dem Buche von 261 Seiten enthaltenen sieben Novellen athmen in der Mehrzahl die unglückschwangere Luft des Lebens verschiedener Gesellschaftsklassen. Irgend etwas dem Herzen Wohlthuendes findet man nicht darin. Auch die schönsten Charaktere sind meist so trüb angehaucht, daß man sich sagen muß: da ist's freilich das Beste, man stirbt! Bei dieser Gemüthsrichtung des Erzählers muß es einen wundernehmen, daß er in einem Anfluge von Humor in der Novelle „Der Schnupfen" diesen als Geist personificirt und sogar zum Ehestifter macht, indem das verliebte Paar in den Verdacht bei den Aeltern des Mädchens geräth, durch einen Kuß des verschnupften Jünglings angesteckt worden zu sein. In der letzten Novelle fällt aber der Verfasser so in seinen Weltschmerz zurück, daß er die Unglückliche die Worte ausrufen läßt: „Wer das wahre Glück nie gekannt hat, ist noch tausendmal unglücklicher als jener, der seinen Verlust betrauert." Das mag nun freilich ganz wahr sein. Aber es ist — trotz aller Lieblichkeit der Erzählungsform und trotz aller Vortrefflichkeit der Uebersetzung — ermüdend, fast immer grau in grau, oder eigentlich, wenn dies technisch oder optisch verstellbar wäre, schwarz in schwarz gemalte Bilder anzusehen. Mehr zu denken gibt das folgende Werkchen:

2. Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen. Von Karl Jaenicke. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1889. 8. 3 M.

Es sind vier wunderschöne Erzählungen. Die erste, „Der Enthusiast", eine liebenswürdige Posse, nicht an sich, sondern im Vergleiche mit den andern. „Die Beichte", die Geschichte einer unglücklichen Liebe; unglücklich nur deshalb, weil sie nicht zum ersehnten Ziele führte, denn die jungen Leute sind kraft ihrer kerngesunden Naturen ungebrochen daraus hervorgegangen und haben ihre Kräfte dem Leben in aller Ausgiebigkeit gewidmet. Der Mann beichtet diese Geschichte nach langen Jahren seiner Frau mit welcher er sehr glücklich lebt. Dabei ist die Erzählung verwoben mit den anziehendsten und unterhaltendsten kleinern Zügen des geselligen Lebens der höhern Kreise. Die dritte Geschichte: „Im Waffenstillstand", spielt 1871 vor Paris. Der Krieg ist aber lange nicht die Hauptsache; nur in wenigen Zügen wird seiner gedacht — sondern zwei Männer, ein Theologe und ein ehemaliger Schmied, beide jetzt in den Lazarethen, jener ganz, dieser nur vorübergehend, thätig, sind es, die ihre Geschichte erzählen: der Theolog, warum er Theolog geworden und an ein persönliches Walten Gottes glaubt; der Schmied, warum er von dieser Richtung nichts wissen will, und die Aeußerung des Theologen von einem „gütigen Gott und der Vergeltung des Guten" einfach und kurzweg „Phrase" nennt. Jede Geschichte steht für sich allein, beide streiten nicht etwa, sondern jeder erzählt ganz selbständig, verschieden nach Zeit und Ort. Jede berichtet Erlebnisse und Thatsachen hier erhebender, dort niederschmetternder Natur. Der Erzähler des Ganzen („Im Waffenstillstand"), ein Freiwilliger im Schlesischen Jägerbataillon Nr. 6, findet aber, daß im Grunde beide Richtungen in den Personen ihrer Vertreter zu demselben Ergebnisse gelangen:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut u. s. w.

Man kann diese Erzählung nicht aus der Hand legen, ohne aufs tiefste ergriffen zu sein. Jaenicke hat das größte Problem der Menschheit so geschickt, takt- und geistvoll auf das Gebiet der Thatsachen hinübergeführt, daß jeder Leser, namentlich aber der sensitiv angelegte, von der Macht dieser Thatsachen hin- und hergeschleudert, am Schlusse wahrhaft beruhigt aufathmet, wenn ihm der beruhigende Tropfen, die Versöhnung, in jenen Goethe'schen Versen gereicht wird. Denn das sind eben jene beiden Gegner: edel, hülfreich und gut. Darum trägt auch die Erzählung das Goethe'sche Motto: „Wie einer ist, so ist sein Gott." Die letzte Geschichte: „Der melancholische Sünder", wird niemand ungelesen lassen, der sich an den ersten erfreut hat. Deshalb hier nur die kurze Bemerkung, daß sie ebenso fesselt wie die andern, daß aber, wenn wir im Charakter dieses Sünders Wahrheit finden sollen, uns denn doch eine zu große Zumuthung gemacht zu werden scheint. Möge der Leser selbst richten.

Die Bestrebung des Dichters, classisch zu sein, ist ihm vielfach gelungen und man erkennt sie, auch wo sie es nicht ist, an seiner pietätvollen Anlehnung an Goethe, den er nicht nur öfter treffend anführt, sondern dessen heitere, in „Dichtung und Wahrheit" erzählte gesellschaftliche Jugendspiele in Frankfurt er sogar in der ersten Erzählung nachbildet. Er steht, wie alle besten Epigonen des Altmeisters, unter dem steten Einflusse seines Geistes. Andere decken mit ihm nur ihre Blößen.

3. Eckstein's Reisebibliothek. Nr. 38: Aus der Mappe eines Criminalcommissars. Von J. Erler. Erster Band. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1889. 8. 1 M.

Mit sogenannter Reiseliteratur und Coupélektüre haben die hier vorliegenden zwölf Erzählungen eigentlich nur das gemein, daß sie hübsch kurz sind und daß sich das Büchlein bequem in die Tasche schiebt. Sonst sind sie doch großentheils zu ernst, wenn auch noch so flott erzählt, und wer gibt sich auf Reisen gern mit dem Verbrecherthum ab? Scenen wie diejenige in Monaco, S. 90 fg., sind ohne jeden Werth für gemüthliche Unterhaltung, und man glaubt nicht einmal an ihre Wahrheit. Sollte wirklich eine ganz solid erzogene junge Frau, die sich mit ihrem Manne auf der Hochzeitsreise befindet, so vom Spielteufel überrumpelt werden können, daß sie während eintägiger, geschäftsmäßiger Abwesenheit ihres Gatten das ihr von ihm zur Aufbewahrung übergebene Sümmchen von 20000 Frs. (Notabene fremdes Geld!) in einem Zuge verspielt?

4. Iwan der Schreckliche und sein Hund. Roman von Hans Hoffmann. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1889. 8. 3 M.

Dieser Iwan ist nicht etwa jener russische Tyrann, sondern ein junger Lehrer der Mathematik am Gymnasium einer kleinen Stadt. Er hat einen Hund, ebenso häßlich wie sein Herr; von diesem aber wird er wie ein Freund geliebt. Der Lehrer hat einen so verzweifelt ernsten und Furcht erregenden Blick, daß die Schüler den ihm bereits zugedachten trommelnden und jolenden Empfang in der ersten Stunde, die er nach seiner Berufung zu geben hat, nicht auszuführen wagen. Der Ruf dieser geistigen Macht über das junge Volk bringt sogar die Leiterin eines Mädcheninstituts auf den Gedanken, ihn für einige ihrer reifern Schülerinnen, denen man allenfalls Mathematikunterricht bieten dürfe und unter denen sich ein wunderschöner, aber wilder, bisher ungezähmter Backfisch befindet, als Lehrer zu gewinnen. Richtig! der kleine Wildfang wird zahm, studirt den pythagoräischen Lehrsatz, verliebt sich in den Lehrer und er in sie. Im Augenblicke, wo es auf einem Eisfeste zur Erklärung zu kommen scheint, springt der Hund an das elegante Mädchen hinan — sie ist inzwischen nach Ablauf der Institutsjahre eine vielumworbene Dame geworden —, beschmuzt sie, der Herr wehrt die Bestie nicht ab, und hieran, sowie an dem — wie soll ich sagen — staxigen (? D. Red.) Benehmen des Lehrers zerschellt das erhoffte Glück. Es war aber nur ein scheinbares,

beiderseits Taumel, und der Freund, d. i. der Hund, hat sich ein Verdienst erworben; denn unbewußt hat sich zwischen dem Lehrer und Helene, der Tochter seiner Hauswirthin, eine wahre und vernünftige Liebe angesponnen. Der Hund wird von einem Offizier, dem er sein Pferd scheu macht, vom Pferde herab angeschossen. Der Lehrer entreißt ihm den Revolver und endet die Leiden des armen Thiers. Er macht Anstalt, den Hund im Hofe seiner Wohnung bei Nacht zu begraben. Die Tochter der Wirthin kommt dazu. Bis hierher können wir der Erfindung keinen erheblichen Vorwurf machen, wenn es auch nicht recht einleuchten will, daß die jungen Bengel in der Klasse, nachdem sie sich Monate lang unter dem Banne der ernsten Erscheinung ihres Lehrers wohl befunden und gut betragen haben, ihren ursprünglich geplanten Unfug doch noch loslassen, als ihnen bekannt geworden, daß jener bis über die Ohren verliebt und so schwach sei, daß er nicht einmal der Dame zu lieb seinen abscheulichen Hund geprügelt habe — und daß der Lehrer, so gut er sich den Jungen gegenüber bei der Katastrophe benimmt, durch letztere seine Stellung am Gymnasium verliert. Aber gegen den Schluß der Erzählung drängen sich doch ernstere Bedenken auf. Denn über dem Grabe des Hundes, an dessen noch offenem Rande, kommt es zur Erklärung zwischen dem Lehrer und Helene. Sie selbst, die immer einen Heiligenschein trägt und, nachdem sie Untreue erfahren, sich keiner Liebe mehr für fähig hält, ruft das beiderseitige Bekenntniß an diesem Orte hervor — fast in satirischen Worten. Sie ist sogar in Gefahr, durch ein Ohngefähr selbst in die Grube zu fallen. Er muß sie auffangen u. s. w.

Nur diese wenigen Thatsachen der an Handlung sehr reichen Erzählung, die den Leser übrigens durch den frischen, muntern Vortrag angenehm unterhält, ja fesselt, und mehrere psychologisch sehr treffende Bemerkungen und Scenen aufzuweisen hat, konnten und mußten wir hier herausgreifen. Sie charakterisiren eben das ganze Werkchen in der angedeuteten Weise. In unserer ernsten Zeit thut es schon wohl, sich an dem sprudelnden, wenn auch nicht immer weiblichen, jugendlichen Uebermuthe jenes zur Dame gewordenen Backfisches, der bestrickenden Alma, zu erfreuen, in deren Augen das Leben sich ausnimmt wie ein nie welkendes Paradies.

5. Ein Sohn. Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Kiepert. 1889. 8. 8 M.

Bei der Beurtheilung dieses Werks ist man in Verlegenheit, in welcher Reihe man seine Vorzüge aufzählen soll, um sie unter sich in einen gewissen Zusammenhang zu bringen. Zunächst fesselt die vornehme Einfachheit und Klarheit der Stilisirung. Kein unschöner, schwerfälliger Satz, keine Längen und Breiten, alles maßvoll, treffend, oft in zwei Worten ein Bild, z. B. Bd. I, S. 92. — Die Handlung ist eine Familiengeschichte. Sehr geschickt ist der Wechsel der dramatischen Form und des erzählenden Tons gewählt. Der Leser fühlt, wenn jene und wenn dieser eintreten muß, und dann kommen sie auch ganz bestimmt. Von der sogenannten großen Welt erfahren wir nur sehr wenig. Erst die Katastrophe spielt sich in ihr ab. Dann werden wir wieder in den Schos der Familien, in die kleinen Verhältnisse des ländlichen Lebens zurückgeführt, in denen die Geschichte in der Hauptsache beginnt. Ein weiterer Vorzug ist, was von anderer Seite freilich oft getadelt wird, daß man im großen und ganzen mit aller Bestimmtheit die Entwickelung der Geschichte vorhersieht, sobald man mit den Charakteren der handelnden Personen bekannt geworden ist, und dies letztere geschieht sehr schnell, worin der nachher zu erwähnende dritte Vorzug des Romans besteht. Sobald man Charlotte hat reden hören, namentlich mit Arthur — das ist eben „der Sohn" und zwar der Sohn ihrer Schwester Wilhelmine —, steht auch fest, daß sie sich durch nichts davon abbringen läßt, das kleine Gut zu kaufen und sich von dort aus ihrer Schwester und deren Kindern nützlich zu machen, da sie selbst unverheirathet ist; ebenso steht für den Leser sofort fest, daß Arthur, der Gardelieutenant, seine Mutter und Geschwister und sich selbst ruinirt; jener ist sofort klar, daß die unvernünftige Liebe Wilhelminens zu diesem Sohne sie die größten Ungerechtigkeiten gegen ihre Töchter begehen läßt u. dgl. m. Daß man dies alles voraussieht und weniger gespannt ist, *was* geschehen wird, sondern *wie* es dargestellt werden wird, hat seinen Grund in jenem dritten Vorzuge: in der meisterhaften Charakterzeichnung der auftretenden Personen, von deren Wesen keins dem der andern auch nur annähernd gleicht. Jede denkt, fühlt, spricht und handelt in ihrer scharf und schön gezeichneten Eigenart; nirgends ein Widerspruch, nirgends eine Folgewidrigkeit; allenthalben Klarheit, Menschenkenntniß, Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit. Mag sein, daß man über Wilhelminens Charakter zweifeln kann, ob es nicht zu weit gegangen ist, daß sie die Tochter, die sich durch ihre Genialität ins Unglück stürzt, in ihr Haus aufzunehmen verweigert, aber den Sohn, dessen elendes Gebahren sie stets beschönigt, mit offenen Armen empfängt, nachdem er seine Festungsstrafe verbüßt und seinen Abschied hat nehmen müssen. Man wird doch zugeben, daß von *dieser* Mutter, wie wir sie kennen gelernt haben, nichts anderes zu erwarten war. Endlich der vierte Vorzug — und wir könnten, wenn es der Raum erlaubte, noch mehr aufzählen: die Anschaulichkeit der gesellschaftlichen und geselligen Verhältnisse und Einzellagen. Wir werden mitten in die Kreise hineingezogen und es ist uns, als nähmen wir persönlich theil an der Unterhaltung. Adolf Fleischmann.

Gedichte.

1. Gedichte von Martin Greif. Fünfte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1889. 8. 4 M.
2. Fromm und Frei. Eine Ostergabe in religiösen Dichtungen von Hermann Allmers. Oldenburg, Schulze. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Weihnachten. Bilder aus der Weltgeschichte des Christenthums von Julius Max. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.
4. Sommerlaub. Epische Dichtungen von Willy Alexander Kastner. Wurzen, Thiele. 1889. 8. 4 M.
5. Dichtungen von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 2 M.
6. Bilder der Erinnerung aus dem Drei-Kaiser-Jahre. Vaterländische Gedichte, herausgegeben zum ersten Herrscher-Geburtstage unsers Kaisers Wilhelm II. von Eugen Schwetschke. Halle, Schwetschke. 1889. 4. 60 Pf.

Gelegentlich der Buchausgabe von Martin Greif's letztem Trauerspiele hatte der J. G. Cotta'sche Verlag auch die „Gedichte" (Nr. 1) desselben Dichters von neuem angezeigt. In dieser Anzeige hieß es:

> Schon nach zwei Jahren folgte der dritten Auflage von Greif's Gedichten diese vierte — der beste Beweis, welche Volksthümlichkeit dieser Sänger in weiten Kreisen sich erworben hat, in einer Zeit, die doch im allgemeinen dem lyrischen Schaffen höchst gleichgültig gegenübersteht. Ja, er hat nach dem übereinstimmenden Urtheile der Kritik und des Publikums nachgerade einen Ruf als Classiker in der Art Uhland's und Lenau's erlangt und gilt unbedingt als der bedeutendste Lyriker unter den Lebenden. Wenn er trotzdem nicht ausruht, sondern sich fort und fort entfaltend, wie jeder seiner Auflagen, so auch dieser vierten, den wachsenden Schmuck neuer Blätter und Blüten von höchster Schönheit hinzufügt, so brauchen wir zur Empfehlung dieses Schatzes der deutschen Nation nichts weiter hinzuzufügen.

Das war im Jahre 1888. Unterdeß ist die fünfte Auflage der „Gedichte" erschienen — noch immer wenig genug — in Anbetracht ihres Werthes! Aber so sehr ich auch von der Würdigkeit des Gegenstandes überzeugt bin — der Auslassung seitens des Verlegers vermag ich nicht irgendwelchen Geschmack abzugewinnen, da diese in gleicher Weise ungehörig und unkritisch ist. Eine Buchhandlung, die sich selbst achtet, sollte immer nur die eine Aufgabe kennen, das Buch, welches sie verlegt, anzuzeigen, doch nicht öffentlich zu beurtheilen. Man wird derselben es gewiß nicht verdenken dürfen, sollte sie, um die Aufmerksamkeit der Leserwelt nachdrücklich zu erregen, in der Wiedergabe des Inhalts auch jedes Maß verkennen: nur den Urtheilsspruch muß sie durchaus der Kritik überlassen oder — die Anzeige wird zur Reclame. Denn da die Herausgabe eines Buchs für sie ein Geschäft ist, so würde sie sich, indem sie urtheilen wollte, unvermeidlich dem Verdachte aussetzen, in bewußter Richtung auf Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit ein eigennütziges Lob gespendet zu haben, da, verständlich genug, der Tadel ihrerseits völlig ausgeschlossen ist. Und sie wird dadurch nicht blos sich in einen übeln Geruch bringen, sondern dazu auch noch den Schriftsteller verdächtigen. Ich kann gerade an dieser Stelle aus Erfahrung sprechen, denn es ist mir genau so mit den Gedichten Martin Greif's ergangen, bis ich, und dies ganz zufällig, mit ihnen genauere Bekanntschaft machte. Die Posaunenstöße, mit denen die „Allgemeine Zeitung", bekanntlich ein Organ des Cotta'schen Verlags, vor Jahren die neue dichterische Erscheinung ankündigte, hatten in mir den Eindruck hinterlassen, als handle es sich dabei lediglich um eine Buchhändlerreclame, sodaß ich die Gedichte gar nicht in die Hand nehmen und noch weniger lesen mochte. Und so wie mir muß es ja tausend andern ergehen. Man erkennt leicht daraus, wie sehr man zu schaden vermag, wenn man in ungehöriger Weise nützen möchte. Daß es dagegen dem Verleger durchaus unbenommen bleiben muß, bereits abgegebene Urtheile einer freien und anständigen Presse zu Gunsten des Buchs bei erneuter Auflage aufzuführen, ist nur selbstverständlich.

Aber jene Auslassung der Buchhandlung ist dazu noch in höchst belustigender Weise unkritisch. Denn was soll das heißen, von „einer Zeit" zu reden, „die doch dem lyrischen Schaffen im allgemeinen höchst gleichgültig gegenübersteht" — das that jede Zeit — und daraus schwerwiegende Schlüsse abzuleiten? oder schon bei der vierten Auflage in etwa zwanzig Jahren die Augen ob solcher Volksthümlichkeit zu verdrehen, als hätte es niemals einen Julius Wolf, Baumbach, Scheffel gegeben, die leicht nach hunderten in einem gleichen Zeitraume zählten? oder nach solch nachdrücklichen Beweisen von Unverstand und Lauheit dennoch mit dem übereinstimmenden Urtheile von Kritik und Publikum groß zu thun, denen gemäß Martin Greif „nachgerade einen Ruf als Classiker in der Art Uhland's und Lenau's erlangt haben" solle? Das letztere ist vielleicht das Schlimmste von allem, denn die Phrase ist zweideutig, sie verführt zu Vergleichen und macht die Menschen erst recht stutzig. Es ist schwer erkennbar, worin Martin Greif Uhland oder Lenau gleichen sollte. Freilich erinnert er vielleicht an einen Dichter, ohne denselben jedoch je nachgeahmt zu haben, und dieser Dichter ist Goethe.

Die Verwandtschaft liegt vornehmlich in der Art, wie sich bei beiden Dichtern Wort für Wort lediglich von dem Herzen zu lösen scheint: und die Folge davon in allem ausnahmslos der vollkommene Sinn, der tiefe, innerliche Ton und die zwingende Stimmungsgewalt:

> Abendnebel ziehn und wallen
> Um der stillen Berge Schnee,
> Ferne Glocken überm See
> Klingen sehnlich und verhallen.
>
> Was ich floh, das faßt mich wieder,
> Ach, ich fühl' mich so allein!
> Himmel, gieß den goldnen Schein
> Deiner Sterne auf mich nieder!

Wer anders außer Goethe hätte so noch singen können! Oder wenn es im „Geistesflug" heißt:

Gebirg und Wolkenzug
Erhaben glühn.
Wär' dort des Adlers Flug
Auch mir verliehn!

Wär' ich ins Element
Der Luft gebannt,
Daß ich mich heben könnt'
Ueber Meer und Land!

Schwebt' ich im Abendroth
Der Bande frei!
Noch fänd' ich, wie dem Tod
Zu trotzen sei,

Thät' nicht der Sonne gleich,
Die dort noch blinkt
Und trüb ins Nebelreich
Hinuntersinkt.

Ist das nicht herrlich! Es zeigt sich hier bei Martin Greif wie bei Goethe die gleiche Kraft, innere und äußere Natur lebendig ineinander aufgehen zu lassen, um so von der letztern oftmals die erhabensten Eindrücke zu empfangen. Angesichts der schlichten Natürlichkeit des Ausdrucks, die so einem jeden Naturdichter eigen ist und als das köstlichste Darstellungsmittel überhaupt gelten muß, ist es dann dem einen oder dem andern, dessen Geschmack die pompöse Künstelei schon ganz verdorben hatte, beigefallen, den jüngern Sänger in der Sprache zuweilen hart und ganz allgemein in der Form etwas spröde zu finden. Auf solchen Einfall vermag ich nicht besser als mit folgenden Versen zu antworten:

Schimmernd in der Morgenhelle,
Myrthen im entrollten Haar,
Stellet sich an Lethes Welle
Einer Jungfrau Schatten dar.
Vorgeneigt und dennoch säumend,
Träumend
Naht sie Schritt für Schritt;
Vor ihr zieht es ewig schäumend
Neue Erdenbilder mit.

Bist du ungeliebt geschwunden
Aus des Lichtes Götterschein?
Sei versöhnt, denn nur Sekunden
Nennst du dieses Herz noch dein.
Zu der Sohle schwillt schon reiche,
Weiche
Volle Flut heran —
Und des Schattenlandes Reiche
Haben sich dir aufgethan.

Ist denn der melodische Fluß dieser Sprache zu übertreffen? Gibt es nach dieser Seite hin überhaupt Besseres? Ich habe einmal gelegentlich einer Betrachtung über das Goethe'sche Lied folgenden Ausdruck gebraucht: „Die dichterische Sprache Goethe's ist nicht, was die Welt für gewöhnlich «schön» nennt, der blumige Ausdruck, der schwungvolle Stil, die zierlichen und schmückenden Beiwörter der Heine und Horaz sind ihr so gut wie fremd: sie ist im äußersten Maße einfach, völlig ungesucht und ungekünstelt — wie das Gefühl, das sie verkündet — bloße Natur, aber gerade darum von der seelischen Schönheit derart durchleuchtet und veredelt, daß der Prunk der Kunstdichter ihr gegenüber gemein erscheint", — und ich wüßte keinen Würdigern, auf den ich das Gleiche mit demselben Rechte anzuwenden verstünde wie auf Martin Greif. Wenn ich denn dazu noch auf „Das klagende Lied" desselben Dichters verweise, so geschieht das natürlich auch nicht, um damit dessen wirkliche Meisterschaft in den verschiedenartigsten Versarten besonders rühmend hervorzuheben, sondern um vornehmlich an diesem Beispiele zu zeigen, was das hervorstechendste Kennzeichen echten Dichterthums ist. Herrschaft über antike, romanische, germanische Maße u. s. w. erreicht ebenso gut häufig genug ein jeder Artist: was dieser aber niemals kann und immer nur der Dichter von Gottes Gnaden vermag: das ist Stimmung zu schaffen und zu verbreiten. Ein jedes Blatt der „Gedichte" gibt lebendigste Kunde von dieser seltenen Macht. Die malerische Kraft, mit welcher dieser Dichter in der Phantasie des Lesers oder Zuhörers das mitredende Bild erzeugt und so ein jedes mitfühlende Gemüth unwiderstehlich in die zweckmäßige, alleinherrschende Stimmung zwingt, hat sich vielleicht am glänzendsten in einer Strophe des schon soeben genannten „Klagenden Liedes" bewährt:

O Hirte mein, o Hirte mein,
Du flötest auf meinem Todtenbein!
Mein Bruder erschlug mich im Haine.
Nahm aus meiner Hand
Die Blum', die er fand,
Und sagte, sie sei die seine,
Er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart —
Hat ein Grab gewühlt, hat mich hier verscharrt —
Mein Bruder in jungen Tagen.
Nun durch deinen Mund
Soll es werden kund,
Will es Gott und Menschen klagen.

So sang die Flöte traurig bang,
Dem Hirten das zu Herzen drang,
Nachdenklich wurde der Knabe.
Die Augen naß
Er zog fürbaß,
Halb träumend an seinem Stabe.
Und wo er sie blies, kein Vogel mehr rief,
Die Heerde folgte, als wenn sie schlief',
Kein Bienlein thut mehr summen;
Wohin er kam,
Da schien vor Gram
Die ganze Welt zu verstummen.

Die zwingende Kraft des Ausdrucks an dieser Stelle ist in der That ein ganzes Wunder: denn auch uns überfällt ein gleicher Gram. Ich muß mich leider beschränken und andern Rücksichten gehorchend hier Kleinod für Kleinod unerwähnt lassen; nur auf den Liederkreis „Der Zweifler" sei es mir vergönnt, noch mit ein paar Versen zu verweisen:

Grabesstille wundersam,
Wo er schläft am Kreuzesstamme.

Ampelschein und Blumenduft
Füllen ihm die rauhe Gruft.

Dicht davor in langen Reihn
Knien, die ihm Seufzer weihn.

Ich nur stehe aufrecht da,
Fühle nicht den Heiland nah.

Demuth mangelt meinem Sinn,
Aller Glaube starb dahin.

Herr, wenn es noch kann geschehn
Laß mit dir mich auferstehn.

Je mehr man sich in diese Lieder vertieft, desto inniger gestaltet sich das Verhältniß zu ihnen und man verdankt ihnen zuletzt den einzig reinen, tiefgehendsten Genuß, den man seit langem den Erzeugnissen der modernen Literatur entnommen hat. Aber man muß ihnen auch Empfänglichkeit für echte Poesie entgegenbringen. Neider, Stümper, Kritikaster, die ihren Flachsinn mit allerlei stolzirenden Redensarten und zierlichen Witzeleien genügend vertieft zu haben meinten, haben das ihnen ganz Unzugängliche, wie begreiflich bald hier, bald dort herabzusetzen versucht. Martin Greif hat solchen Leuten in einer Weise zu antworten verstanden, die an Werth ganze Bände kunstphilosophischer Abhandlungen aufwiegt:

Dichter.

Sage mir, Amsel, liebevoll,
Wie ich denn anders singen soll,
Weise tadelten oft mich schon,
Daß ich nicht treffe den rechten Ton.

Amsel.

Singe nur stets aus voller Brust
Deine Bedrängniß, deine Lust,
Machst du Innerstes offenbar,
Ist es das Rechte, glaub' fürwahr.

Dichter.

Aber sie finden auch zumeist,
Daß mir gebricht der hohe Geist,
Der die Brüder verbessert und lehrt,
Ihrer Gedanken Reich vermehrt.

Amsel.

Bist du Magister, sage mir?
Singe nur herzlich für und für,
Die Getrösteten bleiben stehn,
Die andern laß vorübergehn.

Singe nur herzlich! Ja, da ist es. Alles übrige ist, zum wenigsten in der Poesie, eitel Plunder. Und „so herzlich" versteht unser Dichter zu singen, daß er hierin keinen Vergleich, selbst mit dem Größten, zu scheuen braucht. Es ist ja wahr: Goethe's Welt ist eine weitere, dem andern fehlt vornehmlich des letztern stark angeregte Sinnlichkeit und Lebenslust; aber in seinem begrenztern Raume waltet Martin Greif mit gleicher Meisterschaft. Er ist gar nicht geistreich, ebenso wenig wie es Goethe war; aber er hat Tiefe, er ist durch und durch gesund, klar, natürlich, ohne eine Spur von Empfindsamkeit, überall sinnvoll; Wille und Können sind stets eins. Da gibt es nirgends eine Albernheit, nirgends ein leeres Gerede. Die Innigkeit des Tones ist unübertrefflich.

Die öffentliche Aufmerksamkeit hat sich neuerdings mit erhöhtem Interesse unserm Dichter zugewandt. Zeugniß davon legt neben anderm auch eine kleine Schrift ab, die „Martin Greif als Lyriker und Dramatiker" behandelt und vor kurzem in Leipzig erschienen ist.*) Was diesen Aufsatz ganz besonders werthvoll macht, ist die große Liebe zur Sache; weniger zureichend dünkt mich zuweilen das Urtheil, das sich als ein völlig verfehltes darstellt, wo es sich um Martin Greif als Dramatiker handelt. Denn so sehr man es auch dem letztern schon aus äußern Gründen wünschen möchte, Dramatiker im eigentlichen Sinne zu sein, er ist solches nicht, und noch weniger Tragiker. Unser Dichter ist ein ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller und beides findet sich auch in seinen Trauerspielen allerorten bestätigt, aber als Ganzes sind diese — rein akademische Schöpfungen, in denen sich früher der Einfluß Shakespeare's, jetzt derjenige Schiller's erkennbar geltend macht. So ganz eigenartig und auf sich selbst gestellt Martin Greif als Lyriker ist, in seinen Dramen ist er bloßer Nachahmer. Und für den Kenner kommt dies keineswegs überraschend. Wer sich je genauer mit den Gedichten desselben bekannt gemacht hatte, wußte damit von vornherein, daß hier keine Keime zu einem Tragiker lagen. Dafür ist die Natur dieses Dichters zu einheitlich, zu maßvoll, zu harmonisch gestimmt — die liebenswertheste Erscheinung, die man sich nur wünschen kann: ehrlich, kräftig, harmlos, treu, höchst innerlich, aber nicht wild bewegt; entsagungsvoll und religiösen Gemüthes, auch tief, sehr tief sogar, aber man schaut durch das klarste und reinste Element bis auf den allerletzten Grund; da gibt es kaum Dissonanzen, nicht Räthsel und keine dunkeln Gewalten, und gerade diese müssen vorhanden sein oder man wird kein Dramatiker, geschweige ein Tragiker sein. Es gehört viel Zwiespalt und viel tosende Begehrlichkeit zu einer solchen Natur, und Martin Greif weiß es am allerbesten, daß er den Vorzug hat, eine — schöne Seele zu sein. Auch das Drama muß ebenso wie das kleinste Lied ganz von der Innerlichkeit des Dichters erfüllt, als Ganzes aus dessen tiefstem Wollen hervorgegangen sein, und die Schauspiele Martin Greif's stehen in ihrem Ursprunge außer allem Zusammenhange mit dessen innerstem Wesen; nicht das Herz hat Antheil an ihnen, sondern lediglich der Verstand: darum leben sie auch nicht. Wer weiß, ob nicht die Novelle das Gebiet wäre, auf dem sein Wesen ganz zu Hause sein würde?

Es ist ein hartes Ding, von so viel Vortrefflichkeit und aus dieser Tiefe zu der Oberflächlichkeit eines Hermann Allmers aufsteigen zu müssen. Er ist einer von denen, die am liebsten Staub aufwirbeln. Er „dichtet" wol eigentlich nur zu dem Zwecke. Nicht ohne Selbstgefälligkeit schreibt er in seinem Vorworte: „Wie vorauszusehen, werden manche — Gedichte — in gewissen christlichen Kreisen viel Staub aufwirbeln, vielleicht noch mehr, als es schon eine dieser Dichtungen, die «Weihe», that." Und in dem Tone des Biedermanns fügt er hinzu: „Meine

*) „Martin Greif als Lyriker und Dramatiker" von Otto Lyon (Leipzig, Teubner, 1889).

Seelenruhe wird dadurch nicht gestört werden; weiß ich doch, daß in keiner Zeile irgendein unlauterer Gedanke enthalten und mein Streben auf dem Gebiete der Religion nicht gegenseitige Anfeindung und Kampf, sondern gegenseitige Anerkennung und Frieden ist." Der Herr hat seine Dichtungen als eine „Ostergabe" herausgegeben und sie „Fromm und Frei" (Nr. 2) benannt. Mich will es bedünken, als hätte ein F genügt, und das sollte „Frech" heißen. Und um zu verhüten, daß sich nicht Leser ob der Freiheit entrüsten, die ich mir hier zu nehmen scheine, beeile ich mich, eine Probe zum besten zu geben:

Das Schiff versank mit Mann und Maus,
Nur ich blieb wunderbar erhalten.
Im Wogendrang, im Sturmgebraus
Pries ich den Himmel und sein Walten.
Denn: „Ruf mich an in deiner Noth,
So will ich gnädig mich erweisen,
Will retten dich aus Noth und Tod,
Und du sollst dankerfüllt mich preisen."

Es lehrt die Schrift, daß Gott so spricht,
Der uns erschuf nach seinem Bilde,
Und ich, ich sollte streben nicht:
Ihm gleich zu sein an Huld und Milde?

Nun sieh, mein Sohn: Jetzt stoß' ich dich
In diesen tiefen Wassergraben;
Gib Acht: gleich wirst du sicherlich
Genug geschluckt vom Wasser haben.
Doch eh' verlischt dein Lebenslicht,
Reiß' ich dich rasch heraus am Kragen.
Nun aber ist es deine Pflicht,
Mir ewig Preis und Dank zu sagen.

Ist das eine schöne, „fromme Ostergabe"! Wie man sieht: an „Freiheit" der Haltung dem lieben Gott gegenüber fehlt es dem Herrn nicht, obwol er doch schon einem ältern Geschlechte als die Jüngsten angehört. Man stellt ja so wie so nur die allergeringsten Ansprüche an den Aufklärichter, aber er sollte sich doch wenigstens nicht geradezu aberwitzig geberden. Schade um die metrische Gewandtheit, die der Verfasser solch erbaulicher Dinge zeigt; sie wäre einer bessern Sache würdig gewesen.

Unter dem Titel „Weihnachten" (Nr. 3) hat Julius Max Bilder aus der Weltgeschichte des Christenthums zusammengestellt. Da gibt es zuerst eine Einleitung, darauf „Weihnacht", „Die Märtyrer", „In Deutschlands Wäldern", „Im blutigen Streit", „Die Bekehrung", „Elf", „Heinrich IV. in Canossa", „Friedrich II. in Jerusalem", „Die Hexe", „Die Bibelübersetzung", „Sturm und Noth", „Aus der Revolution", „Sechs Jahre", „Paris" und endlich Schluß. Weiter läßt sich darüber nichts sagen.

Gleiches gilt von Willy Alexander Kastner's epischen Dichtungen „Sommerlaub" (Nr. 4). Sie enthalten 1) Künstlernovellen: „Carina Bionda", „Kypris Madonna", „Sphinx"; 2) Mythen: „Vor der Morgenröthe", „Grenzen des Lebens" („Buddha's Abschied", „Ahasverus und das Kind"), „Sintflut", „Idyllion".

Auch von den Dichtungen Wilhelm Walloth's wäre genau so viel zu sagen. Indessen ein Umstand zwingt mich, bei dem letztern ein wenig länger zu verweilen. An die Werke dieses außerordentlichen Dichters hat die „Frankfurter Zeitung" gelegentlich folgende Betrachtung geknüpft:

Die Walloth'schen Dichterwerke sind unvergänglich, denn sie zaubern uns mit wunderbarer, oft fast beängstigender und doch entzückender Deutlichkeit wirkliche Bilder vor die Phantasie, die wir gern immer und immer wieder sehen, weil sie uns ganz von dem Drucke und den Sorgen des alltäglichen Lebens befreien und uns wie in eine andere, schöne und heitere Welt versetzen, was eben die Aufgabe aller wahren Dichtung ist.

Ein Herr G. Christaller soll das geschrieben haben. Man sollte meinen: dies wäre schon das Aeußerste an begeisterter „Kritik", das ein Menschengehirn überhaupt auszubrüten vermag; die „Kölnische Zeitung" aber erweist sich hierbei noch um ein gut Theil bacchantischer. In deren Spalten hatte man einst Gelegenheit Folgendes zu lesen:

Wilhelm Walloth beherrscht den Knotenpunkt der lyrischen Composition: mit einer einzigen Vorstellung, die er unmittelbar anregt, ruft er die volle Harmonie von zehn andern aus ihr entstehenden Vorstellungen wach. In knapper Form, oft nur in zwei Strophen, wird uns eine unendliche Fülle von Inhalt geboten. Diese Lieder stehen auf Goethe'scher Höhe. — Noch stolzer und siegesgewisser entfaltet der Dichter sein Banner in der Ode. Die Höhe der Klimax ersteigt Walloth aber in seinen Elegien....

Nun weißt du doch, glückseliges Deutschland, was du an deinem Walloth hast. Die Reclame, die hier getrieben wird, ist so unsinnig schandbar, daß man weiter zu forschen eigentlich nicht mehr nöthig hätte. Gleichwol trieb es mich, doch noch etwas genauer zu ermitteln, wie weit man sich in unserm geliebten Vaterlande wol vergessen darf, und ich begann zu lesen: die ersten und die letzten Gedichte Walloth's, seine Dramen, seine Romane — und? Ich möchte nun nicht behaupten, daß dieser „große Dichter" aller dichterischen Eigenschaften völlig bar sei — er besitzt z. B. eine wüste Sinnlichkeit, eine ungezügelte Phantasie, einen mangelhaften Verstand, ein unzureichendes Sprachvermögen und ein — Nichts an Empfindung. Außer den Göttern werden es wol zuversichtlich nur noch die Kölnerin und eine Frankfurterin zu erklären verstehen, wie man es mit solchem Gehalte blos zu dem „allergrößten Dichter" bringen konnte.

Völlig würdig, nur noch Wilhelm Walloth nachzustehen, sind Eugen Schwetschke's „Bilder der Erinnerung aus dem Drei-Kaiser-Jahre" (Nr. 6). Ich bitte Herrn Schwetschke dringend, wohl zu bedenken, bevor er wieder reimt, in welch schwere Noth er das theure Vaterland mit Gedichten wie die seinigen zu stürzen verstünde. Denn wo er noch einmal sänge, daß ihn jedermann hören müßte,

Da möchte leicht vor Gram
Das ganze Land verstummen —

und das kann Herr Schwetschke doch unmöglich wollen.

Emil Mauerhof.

Coloniale Aufgaben des Deutschen Reichs.

1. Fünf Jahre deutscher Colonialpolitik von F. Fabri. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 2 M. 60 Pf.

Mit Sachkunde und echt patriotischer Offenheit entwickelt der bekannte Verfasser der zu den Bahnbrechern unserer colonialen Aera zählenden Broschüre „Bedarf Deutschland der Colonien?“ in dem vorliegenden, ganz ähnlich populär gehaltenen Büchlein den Gang der deutschen Colonialpolitik seit 1884 und charakterisirt sehr zutreffend den Wendepunkt derselben, bei welchem wir nunmehr angelangt sind.

In recht wohlthuendem Gegensatze zu dem widerwärtigen Hader der politischen Parteien, welche unsere durchaus nationale, folglich ihrem Wesen nach über den Parteien stehende Colonialbewegung zu ihren selbstischen Zwecken auszubeuten streben, zeigt sich der Verfasser weder als einen blinden Verehrer aller Maßnahmen, welche unsere Reichsregierung bisher auf dem Gebiete der Colonialpolitik ergriffen hat, noch als Vertreter einer pessimistisch gefärbten anticolonialen Richtung. Vielmehr gibt er der Wahrheit die Ehre. Er bekennt sich durchaus zu der Ansicht, daß unsere Reichsschutzgebiete, richtig verwaltet und zweckmäßig ausgenutzt, einen gewaltigen Reichthumsschatz für die Zukunft unserer Nation bergen, daß sie aber einerseits ohne Entfaltung der im Nothfalle kriegerischen Machtmittel unsers Reichs keinen dauernden Bestand verheißen, andererseits die pflichtmäßige Wahrung unserer nationalen Interessen keineswegs entbinden von der Fürsorge für Leitung der noch Jahr für Jahr auf eine Kopfzahl von 100 bis 200000 sich beziffernden Massenauswanderung nach wirthschaftlich nicht blos den Auswanderern, sondern auch dem Reiche frommenden Zielen. Denn unsere Reichscolonien bieten solche bekanntermaßen eben nicht.

In knappem Rahmen werden uns zunächst die Anfänge unserer Colonialpolitik vorgeführt: die ausschlaggebende Stellung der Lüderitz'schen Erwerbung bei der „kleinen Bucht“ (Angra Pequena) unter Reichsschutz, die Flaggenentfaltungen Nachtigal's in Togo und Kamerun, die große ostafrikanische Erwerbung, die so ganz anders, viel ruhiger vollzogene in der Südsee. Darauf wird das ursprüngliche Programm der Regierung erörtert, welches auf einen die Geld- und militärischen Kräfte des Reichs möglichst wenig in Anspruch nehmenden Schutz kaufmännischer oder verwandter Unternehmungen hinauslief. Es wird gezeigt, wie die Vorgänge in Ostafrika, auch die zur Zeit recht schmachvolle Verdrängung unserer Reichsbehörde im deutschsüdwestafrikanischen Schutzgebiete auf den englischen Boden an der Walfischbai, gebieterisch militärische Machtentfaltung fordert, also ein entschiedenes Hinausgehen über das ursprüngliche Programm.

Die hieran anschließenden Vorschläge Fabri's verdienen jedenfalls eingehende Beachtung. Sie gipfeln in dem Doppelvorschlage, ein „fliegendes Seebataillon“ von etwa 1000 Mann zu errichten, welches die Bestimmung erhalte, möglichst rasch zu militärischem Einschreiten bereit zu sein, sobald Wirren in irgendeinem unserer Reichsschutzgebiete ausbrechen, und die ganze Pflege der überseeischen Funktionen der deutschen Reichsregierung abzuzweigen von dem bereits allzu sehr belasteten Auswärtigen Amte, sie lieber einem eigenen „Colonialamte“ zu übertragen.

Wir wollen nur einen kurzen Abschnitt über die unsers Erachtens sehr verständig beurtheilte deutsche Auswanderungsfrage herausheben:

Als erster Gesichtspunkt empfiehlt sich die Herabminderung der Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Unsere Millionen dort wohnender Landsleute sind unaufhaltbar mit ihrer Arbeitskraft, befruchtet von dem reichen Kapital der Yankees, unsere Concurrenten auf industriellem wie agrarischem Gebiete geworden. Noch heute aber vereinigt Amerika so vielerlei Bedingungen für das Fortkommen des Einwanderers, daß eine Rückbildung nur allmählich sich vollziehen kann. In letzterer Zeit wird dieselbe allerdings auch durch die Unionsregierung, sowie durch die nativistische Bewegung, welche seit mehrern Jahren in Nordamerika sich regt, stark gefördert und beschleunigt. Die Umstände erschweren sich für den Einwanderer immer mehr. Die Landpreise, unter dem Einflusse großer Speculanten, steigen von Jahr zu Jahr und bereits ist der neue Präsident damit beschäftigt, vermögenslosen Einwanderern überhaupt die Thüre zu weisen. Wohin dann mit unserer Auswanderung, wenn Nordamerika, das über neun Zehntel derselben bisher aufgenommen hat, sich mehr und mehr verschließt? Die großen englischen Siedelungscolonien Canada, Australien, Neuseeland bieten freilich noch Raum, obwol der Proceß der Entwickelung dieser Länder in den letzten zwei Jahrzehnten sich außerordentlich beschleunigt hat und im Blicke auf die Landesculturverhältnisse, z. B. in einigen Theilen Australiens, früher als man erwartete, sie für Masseneinwanderung schließen wird. Die deutsche Auswanderung in diesem Gebiete, wie ausgedehnt sie sein mag, wird aber in den folgenden Geschlechtern, so gut wie in Nordamerika, anglisirt werden und dem Mutterlande wirthschaftlich wie national kaum etwas austragen. Anders ist es, wenn wir unsern Blick auf die südliche Hälfte des südamerikanischen Continents, auf Südbrasilien, Paraguay, Uruguay, Argentinien, Chile lenken. Es kann und darf in keiner Weise das Bestreben Deutschlands sein, in diesen Richtungen irgendwelche, den betreffenden Staaten bedenkliche Politik zu treiben. Nicht politische, nur wirthschaftliche und allgemein nationale Gesichtspunkte können hier in Wirksamkeit gesetzt werden, und für diese ist Südamerika, das eines starken, lange währenden Zuflusses europäischer Einwanderung bedarf, überaus geeignet. Die germanische Rasse ist nicht nur in Absicht auf Production in allen Gebieten der dortigen halbromanischen wie auch der sonstigen dort eingewanderten Bevölkerung überlegen; sie verschmilzt sich auch nicht mit dieser, sie bewahrt deutsche Sprache und Sitte und sucht den bleibenden wirthschaftlichen Zusammenhang mit dem Heimatlande. So ist, seit Deutsche in Südbrasilien unter günstigen Bedingungen leben (heute etwa 200000), auch der Handel Südbrasiliens, man kann sagen vollständig, in deutsche Hände übergegangen. Aber wir sollten uns daran nicht genügen lassen. Wo deutsche Auswanderung sich niederläßt, sollte auch deutsches Kapital in allerlei Productionsweisen arbeiten. In Nordamerika ist dazu bei dem Reichthum und der Kühnheit in der Verwendung des Yankeekapitals kein Raum, desto mehr in Südamerika. England hat hier keine Auswanderung zu stützen und doch enorme Kapitalien, wie gezeigt, angelegt. Wir müßten hierin ihm folgen und würden damit nicht nur unsere Auswanderung stärken, sondern ihre Arbeit für das Mutterland doppelt fruchtbar

machen. Von einem Wettbewerbe Südamerikas mit uns auf wirthschaftlichem oder gar industriellem Gebiete kann aber nach Lage der Verhältnisse dort nicht die Rede sein. Es ist unter diesen Umständen geradezu seltsam, daß heute noch das sogenannte von der Heydt'sche Rescript von 1859 in Preußen in Wirkung steht.

2. Die Sklaverei. Von Ebeling. Paderborn, Schöningh. 1889. 8. 1 M.

Jeder weiß, wie der von den arabischen Sklavenhändlern im deutschen Ostafrika angezettelte Aufstand unsere Nation unerwartet unter die Vorkämpfer gegen die Verruchtheit der arabischen Jagd auf Neger und des schimpflichen Schachers mit Menschen als willenloser Waare gebracht hat.

Bei dem somit jetzt weiter als je unter uns verbreiteten Interesse an der Sklavereifrage wird das oben genannte Büchlein manchem erwünscht kommen, wenn es auch nichts wesentlich Neues darbietet.

Zuerst werden die geschichtlichen Phasen der Sklaverei seit der römischen Kaiserzeit und diejenigen der Antisklavereibewegung seit dem Vortritte Pennsylvaniens (1780) und dem Auftreten des edeln Wilberforce uns vorgeführt. Es folgt eine Reihe von Schilderungen über die Greuel, welche sich am Ursprungsherde des Negerhandels nach Amerika und nach der mohammedanischen Welt in Afrika selbst begeben. Nachdem der Verfasser hierüber einige der bekanntesten Afrikaforscher (zum Theil in wörtlichen Aushebungen aus deren Schriften) zum Worte verstattet hat, berichtet er schließlich nach eigenen Eindrücken und Selbsterlebnissen von der mildern wie härtern Form des ehemaligen Loses der Sklaven in Brasilien und von dem (zwar in laut schallenden Proclamationen vom Khedive Taufik abgeschafften, trotzdem aber heimlich weiter getriebenen) Sklavenhandel in Aegypten.

Das Ausklingen der Schrift in eine begeisterte Skizze der vom Cardinal Lavigerie im verflossenen Jahre neubelebten Agitation zur Aufnahme des Vernichtungskampfes gegen die schnöde Vergewaltigung am schwarzen Menschen behufs niedriger Gewinnsucht wird man nicht verwunderlich finden, zumal der Verfasser Katholik ist. Nur möchte man mehr, als derselbe gibt, erfahren über den eigentlichen Plan des sogenannten „Kreuzzugs" gegen die afrikanische Sklaverei, wie ihn Lavigerie im Schilde führen soll. Denn der Name „Kreuzzug" an sich ist doch nicht geeignet, die Besorgnisse zu zerstreuen, daß hier für einen durchaus großen Zweck, ja für Lösung einer Aufgabe, welche den führenden Nationen der Menschheit geradezu zur Pflicht gemacht werden muß, phantastisch unklare Mittel gewählt werden möchten.

Nur über Gründung und Zweck des „Afrika-Vereins deutscher Katholiken" erfahren wir etwas Näheres. Dieser Verein war die nachreifende Frucht der großartigen Octoberversammlung des vorigen Jahres, welche im Gürzenichsaale zu Köln über die brennende Tagesfrage abgehalten wurde. Unser Verfasser sagt darüber:

Viele hundert größere und kleinere Zweigvereine in Rheinland und Westfalen haben sich diesem (in Köln begründeten) Hauptverein sofort angeschlossen, sogar in den Dörfern sind schon welche entstanden und die Zahl derselben wächst noch beständig. Die Statuten sind kurz und einfach; der Zweck: Unterdrückung des Sklavenhandels und der Sklaverei, die Mittel zur Erreichung desselben, Sammlung von Beiträgen (der geringste 1 Mark jährlich) zur Unterstützung von Expeditionen, zur Bildung fester und gesicherter Wohnsitze für die bedrohten Neger, zur Gründung von Missionen, von Waisen-, Kranken- und Erziehungshäusern, überhaupt zur Christianisirung der Neger. Zunächst wird der Verein seine Thätigkeit auf Deutsch-Ostafrika richten.

3. Deutschlands Beruf in Ostafrika. Von A. Hager. Hannover, C. Meyer. 1889. 8. 80 Pf.

Diese kleine, vortrefflich geschriebene Broschüre ist die Frucht eines eindringenden Quellenstudiums über die Geschichte des heute zum großen Theil deutschen Ostafrika namentlich während der arabischen und portugiesischen Aera.

Sie lehrt uns die große Handelsbedeutung dieses Küstenlandes kennen, welches seit den Tagen der Ophirfahrten durch seine Gold- und Spezereischätze den Seehandel auf sich zog, sodaß schon die Altägypter hier landeten, die Griechen eine ganze Reihe von Hafencolonien hier gründeten bis hin nach Rhapta, gegenüber Sansibar. Sie führt uns aber vor allem die handels- und somit die culturgeschichtliche Stellung unserer eigenen Besitzergreifung daselbst vor Augen: dem arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler, welcher Ostafrika nach dem Eingehen der altgriechischen Kauffahrtei rücksichtslos ausbeutete, entrissen die Portugiesen das dortige Monopol; doch nachdem Portugal 1580 unter die spanische Krone gefallen, lebte das arabische Monopol wieder auf, bis die Dynastie von Maskat einen förmlichen arabischen Handelsstaat von Sansibar aus organisirte, welchen die Engländer gedachten durch Mediatisirung des Herrschers von Sansibar in die Tasche zu stecken — als wir Deutsche im November 1884 auf der Bühne erschienen.

An uns ist es nun, nachdem friedlich unser ostafrikanisches „Interessengebiet" vom englischen abgeschrankt worden, der Sultan von Sansibar durch bloße Flottendemonstration zur Anerkennung unserer Gebietsansprüche am gegenüberliegenden Festlande gezwungen worden — an uns ist es, diesen großartigen Erwerb nicht wieder zurückfallen zu lassen in die Hand der Araber, unter deren Einfluß etwa zwei Drittel jenes Länderraums schon vor dem Aufstande im vergangenen Herbste lagen.

Der Verfasser weist vollkommen richtig nach, wie gerade dieses unser größtes Colonialgebiet durch die große Mannichfaltigkeit von Klima und Boden und durch den Besitz der Handelsstraßen nach dem Tanganjika wie nach den Nilseen das allerzukunftsreichste ist, zugleich aber dasjenige, welches wir grausamer Barbarei anheimgeben, falls wir die Hand von ihm zurückziehen. Er schließt, von unverheucheltem Patriotismus getragen, mit dem Bekenntnisse:

Unsere Ehre wie unser wirthschaftlicher Vortheil erfordern es, das Kaiserwort von Frankfurt auf unser Ostafrika anzuwenden — „daß wir von dem, was wir erworben, nichts herausgeben, nicht einen Stein!"

Alfred Kirchhoff.

Zur Literaturgeschichte.

1. Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Von Julian Schmidt. Erster Band: 1670—1763. Zweiter Band: 1763—1781. Dritter Band: 1781—1797. Berlin, Hertz. 1886—88. Gr. 8. Jeder Band 7 M.

„Einer ist berufen, aber viele wären auserwählt! Nur darum habe ich ihn als den Bedeutendsten herausgegriffen, um ihn zur Kennzeichnung seiner ganzen Bande öffentlich zu enthüllen und ihn zu deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammeltem Volk zu schlachten, sicher, daß mir kein Engel in den Arm fallen und das geschwungene Schlachtschwert zurückhalten soll." — Als Ferdinand Lassalle am 22. März 1862 mit diesen Worten seine „Setzer-Scholien" zu Julian Schmidt's Literaturgeschichte dem Druck übergab *), da that er solches sicherlich mit der felsenfesten Ueberzeugung, dem verhaßten Werke den Todesstoß gegeben zu haben: seit jenem Tage aber ist es nicht weniger als zweimal auferstanden. Das ist Beweis genug, daß sein innerster Kern ein gesunder und trotz Lassalle's scharfsinnigen, oft nur zu haarspalterischen, überall aber formlosen Glossen zu zahlreichen Flüchtigkeiten und Verkehrtheiten des Buchs ein lebensfähiger war. Nun sind jene „Setzer-Scholien" halb vergessen und nur der und jener, der sich nicht besser helfen konnte, griff noch einmal in diese „Lassalle'sche Cloake", um sich für souveräne Geringschätzung oder ein Paar schallende Maulschellen des derben Julian nach Bubenart zu rächen; die „Setzer-Scholien" sind halb vergessen, aber „Herr Julian Schmidt der Literarhistoriker" lebt in seinem Werke. Es stellt sich der Kritik d. Bl. zum sechsten male; zum sechsten male sei es willkommen geheißen. Der Verfasser selbst ist inzwischen heimgegangen, aber er hat doch noch die Freude erlebt, das Hauptwerk seiner Kraft, an dem er ein Menschenalter gearbeitet hatte, in neuer Gestalt ins Leben treten zu sehen und Bernhard Suphan für manche Hülfe seinen Freundesdank zu zollen. Er hat diese neue Ausgabe, welche er an Stelle seiner beiden ältern Werke „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" und „Geschichte der deutschen Literatur von Lessing's Tod bis auf unsere Zeit" treten ließ, nicht als sechste Auflage bezeichnet, weil die gegenwärtige Bearbeitung ein völlig neues Werk sei und als solches aufgefaßt zu werden wünsche. Aber diese Wandlung erstreckt sich doch mehr auf die äußere Form und Gruppirung als auf die Charakteristik der das Ganze tragenden Größen und die Spiegelung der geschichtlichen Perioden. Völlig wandellos blieb Stil und Sprache; und gerade diesen beiden hätte es nichts geschadet, wenn sie in leichtern und leidenschaftlosern Fluß gebannt worden wären. Die Einleitung holt zu weit aus. Um Leibniz und seine Zeit zu schildern, bedarf es keines Rückgreifens in Mittelalter und Renaissance; derartige Ausholungen rächen sich dann zu leicht durch Misverhältnisse der architektonischen Gliederung und eine Abgerissenheit im einzelnen, welche eher verwirrt als fördert. Ein Hauptvorzug des fernern Auf- und Ausbaues ist hingegen die umfängliche culturhistorische Grundlegung. Jeder Genius, jedes Werk bildet sich vor unsern Augen aus den sittlichen Elementen und dem geistigen Urstoffe seiner Zeit. Freilich — ἄνδρωπος μέτρον ἁπάντων. Nicht überall stimme ich der besondern Würdigung der einzelnen Größen zu und nicht immer billige ich das Ergebniß ihrer Abwägung gegeneinander. Aber dies erstreckt sich mehr auf die Glieder, nicht auf die Gesammtschilderungen der Epochen, deren Wechselbilder, in großen Zügen mit kräftiger Hand al fresco gezeichnet, in scharfem, mitunter zu grell wirkendem Lichte an uns vorüberziehen, sodaß ihre Schatten nur um so düsterer erscheinen. Abschweifungen freilich laufen überall nebenher und wissen auch dann nicht völlig mit ihrer Ausdehnung zu versöhnen, wo in der That es geboten war, der einzelnen Strömung ins Ausland nachzugehen, um zu ihren Quellen zu gelangen. Auch hat es etwas Misliches, geistige Bewegungen, hauptsächlich solche innerhalb der schönen Literatur, in Daten der Profangeschichte einzuzwängen, wie es nicht nur im zweiten Buche des ersten Bandes geschieht, welches geradezu „die Zopfzeit" genannt ist. Gerade die Poesie dieser „Zopfzeit", die Julian Schmidt von 1720 bis 1748 rechnet, ist am allerwenigsten verzopft und ganz unabhängig von den Zöpfen und Spießruthen der preußischen Armee. Nicht minder befremdlich wird dort eine Rubrik 2 unter dem Titel „Englisch-französische Einwirkungen" abgegrenzt und in die Daten 1732—36 eingezwängt; englisch-französische Einwirkungen aber beherrschen mehr oder weniger leitend das ganze Jahrhundert. Und so gäbe es genug, sogar an der Eintheilung des Großen und Ganzen zu bemängeln, so geistreich sie erscheint und so unanfechtbar sich ihre Jahreszahlen hinstellen: alle diese feinen Abgrenzungen fallen ja in sich zusammen, da wol im politischen Leben der Völker derlei Daten neue Epochen voneinander scheiden, sei es mit dem Tode oder dem Wechsel eines Herrschers, dem Wandel der Verfassungsform u. dgl., aber niemals Episoden im Geistesleben, am wenigsten literaturgeschichtliche Einschnitte von einem Kalendertage zum andern sich bemessen lassen. Aber es ist angesichts dieses ehrwürdigen neuen Monumentalwerks der deutschen Literaturgeschichte nicht mein Wille, mich in Einzelheiten zu verlaufen und an Einzelheiten zu mäkeln, wo der ideale Eifer, der das Ganze trägt, die weite Fülle von Kenntnissen und das reiche Aufgebot von Scharfsinn zu Verehrung und Dankbarkeit zwingt, ganz abgesehen von dem rastlosen Fleiße, der nach einer fast funfzigjährigen Bethätigung in den vorliegenden drei Bänden zur letzten Krönung gelangte. Der Verfasser kennzeichnet die Richtung, der er in seinem

*) „Herr Julian Schmidt der Literarhistoriker mit Setzer-Scholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle" (Berlin, Jansen, 1862).

Werke treu geblieben, in der Vorrede selbst und seine Worte mögen in ihrem schlichten Selbstbewußtsein hier eine Stelle finden zum Zeugnisse dessen, was er erstrebte und erreichte:

Ich habe es nicht blos mit Büchern, sondern mit Menschen zu thun. Die Ideen, wenn sie auch ihren Ursprung aus dem dunkeln Quell der Volksseele schöpfen, gewinnen wirkliche Gestalt erst in den Köpfen und Herzen lebendiger Menschen. Den großen Männern, die ihrem Volk und ihrer Zeit eine neue frohe Botschaft verkündet, näherzutreten, ist das reinste Glück des Geschichtschreibers; ihr Bild, wie es in seiner Seele lebt, den Lesern zu zeigen, und diese mit ihnen zu befreunden, seine fruchtbarste Aufgabe. Diese Gottbegnadeten zu ehren, ist gut, aber sie lieben zu lernen, bringt einen höhern Gewinn. Ich habe mich in ihr Schaffen und Treiben eingelebt, ich glaube sie zu hören, mit ihnen zu verkehren, ihre Gestalten sind mir näher, sinnlicher, als die vieler Mitlebenden. Nicht sie anzustaunen will ich meine Leser anleiten, sondern den Pulsschlag ihres Herzens mitzuempfinden, sich zu wärmen an ihrer Glut, ja mitzulachen bei ihren Scherzen. Die Ueberzahl der Wohlmeinenden aber Gleichgültigen muß vor diesen echten Repräsentanten des geistigen Lebens in den Hintergrund treten.

Einem so ernsten Führer mag man sich denn willig überlassen. Vor Schönfärberei und Schönrednerei bleibt man bewahrt, schlagen auch mitunter die Wogen des Stils in zu hohem und zu erregtem Flusse dem Leser über den Kopf. Die Flagge sittlicher Strenge indessen hält der Steuermann überall hoch und heilig; denn er weiß, wie die Sünden unserer Poesie nicht blos im Bereiche der Kunst bleiben, sondern auch auf unsere sittlichen Grundsätze, auf unsern Instinct, auf unsere Ideale, ja auf unsere Geschichte den unheilvollsten Einfluß ausgeübt haben. Julian Schmidt verdankt unsere Generation jene Losung einer „durch Vernunft geläuterten Leidenschaft der Kritik". Sein Buch zeigt den Weg, wie sie zu lernen und zu üben sei.

2. Eddastudien von Julius Hoffory. Erster Theil. Mit 3 Tafeln. Berlin, G. Reimer. 1889. 8. 4 M.

Den Inhalt des Hefts bilden vier gründliche, leider nicht immer kühlen Gleichmuth bewahrende Untersuchungen, die theils ehrerbietig an den fünften Band von Müllenhoff's „Deutscher Alterthumskunde" anknüpfen, theils selbständiger über zwei Voluspastrophen, Vigfusson's „Corpus poeticum boreale" und den „Germanischen Himmelsgott" handeln. Sämmtliche vier Stücke haben ein nur fachwissenschaftliches Interesse, über welches hinaus sich höchstens die vierte Nummer, und auch sie nur mäßig, erweitert. Ein gut Theil dieser Forschungen zweigt sich ab aus Müllenhoff'schen Bahnen, von deren Bedeutung der Verfasser auf das tiefste und ehrfurchtvollste erfüllt ist. Leider nur muß er seinen Meister selbst an einer wesentlichsten Stelle seiner Unsterblichkeit weniger auf das peinlichste verbessern, als ihm vielmehr nachweisen, daß ihm eine Strophe der Voluspa trotz allen Herumexperimentirens völlig verschlossen, jedenfalls dunkler als dunkel geblieben ist. Wo Müllenhoff in seiner Unzulänglichkeit, den Dichter zu erklären, eine „Dummheit" irgendwelches Interpolators witterte, um die unglücklichen Verszeilen zum Spottziele so feiner Witze zu machen, wie sie nur ihm gelangen, da findet Hoffory — das Ei des Columbus! — mit Heranziehung der Erscheinung der Mitternachtssonne auf dem Wege einer so geistvollen wie überzeugenden Deutung vernünftigen Sinn und wahrhaft poetische Schönheit. Möchten ihm auf dem nämlichen fruchtbaren Pfade noch zahlreiche solcher schönen Funde erblühen. Die Müllenhoff'sche Gudrunkritik und Scherer's Nibelungen- und Fausttheorien dürften reiche Ernten verheißen und den Muth des Zweifels herrlich lohnen. Im übrigen sind diese Aufsätze so anmuthend und fesselnd wie sachlich geschrieben und ihre Haltung wird nur hier und dort durch grell poetisirende Aufträge geschädigt. Bedeutung für ein weiteres Publikum ist ihnen nicht zu eigen und auch für die Literatur und die Sagengeschichte an sich ist ihr Gewinn, wie es die Ergebnisse derartiger Arbeiten zu bleiben pflegen, ein nur mittelbarer. Adalbert Schroeter.

Naturwissenschaftliche Werke.

1. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von den Professoren Förster, Kenngott, Ladenburg, Reichenow, Schenk, Schlömilch, Valentiner, Winkelmann und Wittstein. Breslau, Trewendt. 1887—1889. In Lieferungen zu 3 Mark.

Seit unserer letzten Anzeige sind eine große Zahl von Lieferungen des umfangreichen Werks wiederum erschienen. Zunächst ist die Eröffnung der dritten Abtheilung, welche in ihrer ersten Lieferung mit der Physik beginnt, zu erwähnen. Das „Handbuch der Physik", das von Professor Winkelmann (Jena), unter Mitwirkung lebender Physiker, herausgegeben wird, ist dem Umfange nach zu etwa 120 Druckbogen, welche 15 Lieferungen, bezw. 3 Bände füllen sollen, geplant. Es soll den Physikern ein Nachschlagewerk geboten werden, in welchen die einzelnen Abschnitte von Specialisten bearbeitet sind; es soll den ganzen Stoff nach den besten und neuesten Quellen in kurzer Form darbieten! Aber auch auf den Laien, dem eine „gewisse naturwissenschaftliche Bildung" zur Seite steht, wird bei der Bearbeitung Rücksicht genommen werden. Vorausgesetzt ist bei der Lektüre des neuen Werks die Kenntniß der Elemente der höhern Analysis. In der ersten Lieferung finden sich von Auerbach (Breslau) Kapitel aus der Mechanik, z. B. „Grundbegriffe", „Einfache Maschinen", „Fall und Wurf", „Wage und Wägung", sowie von Professor Overbeck (Greifswald) eine Bearbeitung der „Absoluten Maße und Einheiten". Wir sind auf die weitern Erscheinungen aus der „Physik" gespannt.

Das Ladenburg'sche „Handwörterbuch der Chemie" beschließt mit der 44. und 45. Lieferung den fünften Band.

Lieferung 46—50 umfassen den sechsten Band und mit den beiden neuesten Heften 51 und 52, welche das Werk bis zum Artikel „Milch" führen, wird der siebente Band eröffnet. Aus der großen Zahl der Bearbeitungen sei zunächst auf einige Darstellungen aus der physikalischen Chemie, auf die Artikel „Isomorphie" und „Lösungen", die von E. Wiedemann herrühren, hingewiesen. Die Technologie ist durch den sehr ausführlichen und auch für weitere Kreise interessanten Aufsatz „Leuchtgas" vertreten. Aus der Chemie der Metalle nennen wir nur die umfangreichen Darstellungen über Kalium, Kupfer, Kobalt, Lithium, Mangan und Magnesium. Die Arzneimittellehre sei durch den von Liebreich bearbeiteten Artikel „Lanolin" vertreten. Wir beschließen die Aufzählung mit denen der organischen Chemie zugehörigen Beschreibungen der „Kohlenwasserstoffe", „Kohlenhydrate", der „Mercaptane" und des „Kautschuk". Wir können nicht umhin, unsere Bewunderung darüber auszusprechen, mit welcher Eleganz es die meisten der Verfasser verstanden haben, ein umfangreiches Quellenmaterial in verhältnißmäßig engem Rahmen mit seltener Klarheit zu verarbeiten.

Das von Professor Schenk herausgegebene „Handbuch der Botanik" beschließt mit der 20. und 21. Lieferung den dritten Band. In ihnen ist die Abhandlung „Ueber die Morphologie und Physiologie der Pflanzenzelle" von A. Zimmermann vollendet. Wir erhalten in derselben eine klare Darstellung eines Gebiets, dem die Botaniker in unserer Zeit ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Durch den Rest der 21. Lieferung, sowie durch Heft 22 und 23 ist der vierte Band des Werks eröffnet. Es findet sich in demselben ein sehr umfangreicher Aufsatz vom Herausgeber „Ueber die fossilen Pflanzenreste". Auch in weitern Kreisen, als in denen der Fachbotaniker — vorzüglich von seiten der Geologen und Geographen —, wird man diesem noch so wenig bearbeiteten Gegenstande, der uns hier in so fesselnder Form vorgeführt ist, gewiß ein andauerndes Interesse bezeigen! Am Schlusse der 23. Lieferung beginnt ein reich illustrirter Artikel „Ueber die Pilze" von Professor W. Zopf.

2. Diesterweg's populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Elfte Auflage. Neu bearbeitet von M. Wilhelm Mayer, unter Mitwirkung von B. Schwalbe. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Vollbildern und Sternkarten. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Goldschmidt. 1889. Jede Lieferung 60 Pf.

Die Diesterweg'sche „Himmelskunde" gibt bekanntlich nicht nur Schilderungen der himmlischen Erscheinungen und Vorgänge, wie die Werke verwandter Art, sondern sie versucht auch Beweise für die Lehren der Wissenschaft, und zwar ohne mathematische Voraussetzungen, zu bringen. Daß die Bearbeitung in dieser Form dem berühmten Pädagogen gelungen ist, dürfte schon die große Zahl der Auflagen beweisen. Die Namen der Herausgeber der elften Auflage bürgen dafür, daß die Neubearbeitung dazu beitragen wird, den Ruf des Buchs noch zu erweitern und seinen Inhalt zu vertiefen.

3. Das heimische Naturleben im Kreislaufe des Jahres. Ein Jahrbuch der Natur. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten und Kenner. Von Karl Ruß. Erste Lieferung. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 80 Pf.

Die erste uns vorliegende Lieferung enthält eine Schilderung des Januar, an welche sich übersichtliche Tabellen anschließen, die Aufschluß geben über Begattung, Geburt, den Winterschlaf der Thiere, Wanderung der See- und Süßwasserfische u. dgl. m. Umfangreiche Kapitel sind sodann dem Ackerbau, dem Obstgarten, der Gemüse- und Blumengärtnerei gewidmet. Der Abschnitt endet mit einer astronomischen und meteorologischen Uebersicht. Die übrigen Monate sollen in gleicher Weise behandelt werden. Bei diesem wie dem folgenden Werke scheint der Herr Verleger, indem er sich mit der Einsendung der ersten Lieferung begnügt hat, den Unterschied zwischen einer kritischen Zeitschrift und einem Anzeigeblatte nicht zu erfassen.

4. Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen in Einzelabhandlungen, verfaßt von P. Ascherson, A. Bastian, C. Börgen, H. Bolan, O. Drude, G. Fritsch, A. Gärtner, A. Gerstäcker, A. Günther, J. Horn, G. Hartlaub, R. Hartmann, P. Hoffmann, W. Jordan, O. Krümmel, M. Lindeman, Ritter von Lorenz-Liburnau, von Martens, A. Meitzen, K. Möbius, G. Neumayer, A. Ortls, F. von Richthofen, H. Schubert, G. Schweinfurth, H. Steinthal, F. Tietjen, R. Virchow, E. Weiß, H. Wild, H. Wittmack und herausgegeben von H. Neumayer. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände in 21 Lieferungen. Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 lithographirten Tafeln. Berlin, Oppenheim. 1888. Gr. 8. 34 M.

Uns liegt die erste Lieferung der zweiten Auflage des berühmten Werks vor. Aus dem Prospecte ist zu ersehen, daß neue Abhandlungen der Sammlung eingefügt worden sind. Die erste Lieferung enthält „Geographische Ortsbestimmung" von Tietjen.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Nr. 1 der „Deutschen Literarischen Volkshefte", herausgegeben von Leo Berg (Berlin, Brachvogel u. Ranft), bringt einen Aufsatz von Paul Ernst über „Leo Tolstoi und der slawische Roman". Die neuere russische Literatur will nur das wirkliche Leben mit allen seinen Interessen abspiegeln; das Slawophilenthum will den alten Ackerbaustaat mit seiner patriarchalischen Form der Gesellschaft und starren Religiosität vertheidigen gegen den modernen Industriestaat mit der durch den Kapitalismus gegebenen Ordnung und seiner Beweglichkeit des geistigen Lebens. Tolstoi's Begeisterung aber gilt nicht dem russischen Volke, weil es russisch, sondern weil es Volk ist. Für ihn existirt in seinen Schriften nur das Gesetz, Einheit der Stimmung zu erzielen; er zeichnet realistisch,

er theilt seine Romane nach Art eines Dramas in Scenen. Ihm kommt es nur auf den einzelnen Moment an, den er so erschöpfend wie möglich darzustellen sucht; alles Dazwischenliegende füllt er durch einfachen Bericht aus. Er bezweckt, daß seine Leser das Gedichtete förmlich schauen. Tolstoi erstrebt für die Menschen volles Glück im diesseitigen Leben, und darum haben alle seine Erzählungen eine lehrhafte Richtung. Eine kritische Zergliederung der Werke Tolstoi's macht das Heftchen werthvoll.

— Nr. 2 der „Neuen Literarischen Volkshefte" (Berlin, Eckstein Nachfolger) bringt eine sehr gediegene Abhandlung über das Thema „Die preußische Ader in der deutschen Literatur" von ungenanntem Verfasser. Aus dem frischen, geistsprühenden Aufsatz greifen wir folgende Hauptgedanken heraus: Ein Dramatiker, welcher heutzutage ein Stück deutscher Geschichte auf die Bühne bringen will, muß direct oder indirect die geschichtliche Nothwendigkeit derjenigen Partei anerkennen, auf deren Idealen unsere heutigen Zustände aufgebaut sind. Diese Partei hält fest an der Ueberzeugung, daß das Preußenthum die führende Macht in Deutschland geworden ist. E. von Wildenbruch ist der Vertreter eines modernen Hohenzollern-Dramas. Er überläßt die culturhistorische Porträtähnlichkeit dem Romane, erstrebt eine dramatische Gestaltung der historischen Kämpfe der Hohenzollern in seinem „Die Quitzows", aber führt den aufgenommenen Conflict nicht völlig durch, sondern zerhaut den Knoten. Wildenbruch's Drama ist ein patriotisches Stück, aber zum nationalen Werke fehlt ihm der nationale Held. Der durch Lessing und Heinrich von Kleist begonnene preußische Stil ist berufen, der neudeutsch-nationale Stil zu werden; er hat einen durchaus realistischen Grundzug, darf aber nie zur bloßen Genremalerei herabsinken. Die Idee darf nicht bloße Tendenz sein, sie muß Leben geworden sein. Ideal-Realismus ist nicht eine bloße Verbrämung der Wirklichkeit mit romantisch-sentimentaler Schwärmerei, sondern der Reflex des Wirklichen im poetischen Gemüthe des Dichters.

— Hermann Thom hat bei Armin Bouman in Leipzig eine zeitgemäße Betrachtung unter dem Titel „Realismus" veröffentlicht, worin er in treffender Sprache und vollkommen sachgemäß das Verhältniß der Parteischlagworte „Idealismus" und „Realismus" in der Kunst abwägt. Er sagt: „Streng genommen erfinden alle ihre Stoffe viel weniger, als sie diese Stoffe oder Motive finden. Andererseits verwerthet kein echter Künstler die Stoffe vollkommen so, wie sie ihm die Wirklichkeit bietet. Jeder große Künstler wird stets Realist und Idealist zugleich sein müssen. Realismus ist etwas Höheres als bloße künstlerische Photographie; Idealismus ist etwas anderes als die conventionelle Form. Wahrheit und äußere Wirklichkeit sind sehr verschiedene Dinge. In den meisten Fällen wird die Wahrheit durch die äußere Wirklichkeit arg geschädigt. Wer im wahren Sinne des Wortes ein Hohepriester unsers Schriftthums werden will, der muß nicht nur Talent und Genie haben, der muß auch wahrhaft arbeiten. Das haben freilich die heutigen jungen Streber noch nicht gelernt. Ein großer Theil unserer heutigen Romanschriftsteller hat die erkannten, ewig gültigen Grundsätze wahrer Poesie dem Zeitgeschmack geopfert. Die schonungsloseste Kritik ist nöthig, damit in der Flut des Mittelmäßigen nicht auch das Bessere ersäuft wird. Vertuschung und Schönfärberei sind ebenso wenig Idealismus, wie absichtliches Entstellen und Verzerren, Wühlen im Schmuz und Unrath mit Realismus bezeichnet zu werden verdient."

— Eine dilettantenhafte Auslassung bietet Georg Friedrich in München in eigenem Verlag in der Broschüre „Die persönliche Kraft und ihre Bedeutung für die geistige und physische Lebensthätigkeit des Menschen" (1889). Das Ganze ist ein Gemisch von Citaten und abgestandenen Gemeinplätzen, überdeckt mit dem Philosophenmantel tiefsinniger Grübelei.

Bibliographie.

Geographische Abhandlungen, herausgegeben von A. Penck. 3ter Bd. 3tes Hft.: Der Einfluss einer Schneedecke auf Boden, Klima und Wetter. Von A. Woeikof. Wien, Hölzel. Lex.-8. 6 M.

Bodenstedt, F., Priuthina. Hugo und Hulda. Zwei Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Gaedeke, A., Zur Feier des 800jährigen Regierungs-Jubiläums des Hauses Wettin. Festrede. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 8. 80 Pf.

Goegg, A., Zur religiösen und sozialen Frage. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 25 Pf.

Hecker, C., Casino-Geschichten. Illustriert von H. Schlittgen. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Heigel, K. v., Der Weg zum Himmel. Roman. 2 Tle. in 1 Bde. München, Bassermann. 8. 5 M.

Heims, P. G., In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder. Kiel, Haeseler. 8. 2 M. 50 Pf.

Israëls, L. B., „Wat de Kiewit sprook". Döntjes un Riemels in ostfrys' Plattdütsch. Oldenburg, Stalling. 16. 75 Pf.

Keller's, G., Gesammelte Werke. 1ste bis 6te Lfg. Berlin, Hertz. 8. à 1 M.

Kniest, P., Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Oldenburg, Stalling. 8. 3 M.

Koppel-Ellfeld, F., Albrecht der Beherzte. Romantisches vaterländisches Schauspiel. Leipzig, Verlag der Literarischen Gesellschaft. Lex.-8. 2 M.

Köppen, F. v., Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- und Lebensbild. Volks-Ausgabe. Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern und dem Bildnis Bismarcks in Stahlstich. 1ste Abtlg. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 2 M.

Köstlin, K., Prolegomena zur Aesthetik. Tübingen, Fues. 4. 2 M. 80 Pf.

Krause, R., Adolf Diesterweg und seine Verdienste um die Entwickelung des deutschen Volksschullehrerstandes. Ein Gedenkblatt. Borna, Jahnke. 8. 2 M. 50 Pf.

Krieg oder Verständigung? Ein Beitrag zur politischen Lage der Gegenwart. *** Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 1 M. 20 M.

Laukhard, F. C., Eulerkappers Leben und Leiden; eine tragisch-komische Geschichte. Nach der Ausgabe von 1804 neugedruckt. Gießen, Ricker. 8. 2 M. 50 Pf.

Leist, F., Zur Geschichte der auswärtigen Vertretung Bayerns im XVI. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Gesandtschaftswesens überhaupt. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 3 M.

Lermontow, M., Der Dämon. Eine morgenländische Sage. Aus dem Russischen frei übertragen von C. Fischer. Breslau, Maruschke u. Berendt. 8. 1 M. 50 Pf.

Maurer, K., Die Lateinfrage oder in welcher Richtung muss die Reform des Gymnasiums sich bewegen? St. Gallen, Huber u. Comp. 1888. Gr 4. 1 M. 60 Pf.

Meienberg, Marie, Suema, die kleine afrikanische Negerin. Drama, frei nach dem Französischen bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 80 Pf.

Merx, O., Thomas Münzer und Heinrich Pfeiffer 1523—1525. Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkrieges in Thüringen. 1ster Thl. Thomas Münzer und Heinrich Pfeiffer bis zum Ausbruch des Bauernkrieges. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Morgan, C., Kreuz und quer durch Bulgarien. Reise-Skizzen. Leipzig, Baldamus. Gr. 16. 2 M.

Müller, A. E., und E. Friese, Feldblumen. Lustige Geschichten. Norden, Soltau. 8. 2 M.

Müller, E., Otways, Schillers und St. Réals Don Carlos. Tübingen, Fues. 1888. Gr. 8. 80 Pf.

Posse, O., Die Hausgesetze der Wettiner bis zum Jahre 1486. Festgabe der Redaction des Codex diplomaticus Saxoniae regiae zum 800jährigen Regierungs-Jubiläum des Hauses Wettin. Mit 109 Tafeln in Lichtdruck, nach den photographischen Aufnahmen des Verfassers ausgeführt von Stengel und Markert in Dresden. Leipzig, Verlag der Literarischen Gesellschaft. Fol. 160 M.

Prätorius, E., Haideblumen. Lyrische Erstlinge. Göttingen, Dieterich. 16. 2 M. 25 Pf.

Rocke, P., Die sächsischen Landesfürsten und die Universität Leipzig. Festschrift zur 800jährigen Jubelfeier des Fürstenhauses Wettin. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 8. 40 Pf.

Sachs, H, Josef Lanner. Ein Lebensbild. Wien, Eberle u. Comp. Gr. 8. 40 Pf.

Schmidt-Cabanis, R., Nervöse Humoresken. Mit Illustrationen von W. Sprenger. Berlin, Lazarus. 8. 1 M.

Tafel, Eugenie, In der Familie. Novelle. Langenberg, Joost. 8. 1 M. 25 M.

Vogt, H., Drei Merksteine preußischer Heeresgeschichte. I. Das Heer des Großen Kurfürsten. II. Die Friedericianische Armee. III. Die preußische Armee der Befreiungskriege. Mit vielen Abbildungen von R. Knötel. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Voisin, P., Im Lande der Teutonen. Nach dem Französischen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 40 Pf.

Wagener, H., Der Niedergang Napoleons III. Berlin, George u. Fiedler. Gr. 8. 4 M.

Wels, H., Rudelsburg. Novelle. Illustrirt mit Ansichten der Burg und des Corpsstudenten-Denkmals. München, Verlag der Akademischen Monatshefte. 8. 2 M.

Werner, R. von, Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 13 M.

Wolf, T. L., Walthari und Gertrudis. Ein Sang aus der Hohenstaufenzeit. Plauen, Neupert. 8. 1 M. 20 Pf.

Zobeltitz, F. v., In der Welt verloren. Roman nach den Aufzeichnungen eines Konsulatsbeamten. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Philosophie des Thomas von Aquino

kritisch gewürdigt von

J. Frohschammer.

8. Geh. 10 M.

Der durch seinen Kampf mit dem Papste und dem Erzbischof von München berühmte hochbejahrte Philosoph und Theolog Professor Jakob Frohschammer in München hat in diesem Werk die Philosophie des Thomas von Aquino, welche seit der päpstlichen Encyclica vom 4. August 1879 in allen katholischen Schulen zu Grunde gelegt werden muß, zum ersten male in systematischer Weise dargelegt, kritisch gewürdigt und bekämpft. Das Werk ist somit geeignet, in katholischen wie in protestantischen Kreisen Aufsehen zu erregen.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im 8ten Versandjahre 1888 wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Unterzeichnete haben eine

Heilanstalt für Hautkrankheiten

in **Leipzig-Lindenau**, Bernhardtstraße 15, eröffnet.

Die Anstalt liegt vollkommen abgeschlossen in einem alten Parke und ist von Leipzig aus durch zwei Pferdebahnen in 15 Minuten bequem zu erreichen. Prospecte besagen das Nähere und stehen auf Verlangen zur Verfügung.

Leipzig, im Juli 1889.

Dr. med. M. Ihle. **Dr. med. P. Taenzer.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Alte Geschichten.

Kleine historische Novellen.

Forschung und Dichtung von

Friedrich Perry Weber.

291 S. 8°. Geh. 5 M. Fein geb. 6 M.

Auf getreu gezeichnetem historischen und landschaftlichen Hintergrunde spielen sich frei erfundene Erzählungen in Prosa und Versen anziehend ab. „Im Pfalzgrafenschloß" führt uns in das altheidelberger Studentenleben; die „Vitalienbrüder" in die Hansazeit; das „Venusbild" stellt die Erlebnisse eines deutschen Humanisten und das Landsknechtsleben mit anmuthigen landschaftlichen Schilderungen aus Oberitalien und den Alpen dar.

Ein junger Mann mit tüchtiger und allgemeiner Bildung, der an selbstständiges Arbeiten gewöhnt ist, **sucht, gestützt auf beste Zeugnisse, Stellung bei der Redaktion einer Zeitschrift.** Offerten unter **L. 7055** an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

– 7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Illust. Preisliste gratis. Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigk. 7.—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau. Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Von der Wiege

bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Verbindender Text und Katalog gratis.

Neue interessante Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ionel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

2 Bände. Preis geh. M. 7. —; fein geb. M. 9. —

Dieser Roman tritt unter besonders günstigen Auspicien vor das deutsche Publikum, insofern die Handlung des, an der Münchener Hofbühne in Vorbereitung befindlichen, von Brociner im Verein mit Ludwig Ganghofer verfaßten Dramas: „Die Hochzeit von Valeni", demselben entnommen ist.

Unter fremdem Willen.

Roman von

Oskar Meding (Gregor Samarow).

3 Bände. Preis geh. M. 10. —; fein geb. M. 13.—

Meding-Samarow schildert hier in außerordentlich spannender und geistvoller Art und Weise jene durch Hypnotisirung hervorgerufenen geheimnisvollen Zustände der menschlichen Seele und die ungeheure Macht, welche ein mit dieser Kraft begabter Mensch ausüben kann.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

CACAO-VERO.

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per	2/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditorien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
AUG 26 1889
LIBRARY

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 8. August 1889.

Inhalt: Erzählungsliteratur. Von Adalbert Schroeter. — Uebersetzungen. Von Karl Spitteler. — Länder- und Völkerkunde. — Historisches. Von Walther Schultze. — Baltisch-russische Schriften. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Erzählungsliteratur.

1. Fantasio. Geschichten und Lebensbilder von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 5 M.
2. Pumpanella. Ein Buch für geistreiche Leute, die abseits gehen. Von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 5 M.

Die beiden Bände enthalten eine Reihe von allerlei theils novellistischen, theils biographischen, theils kritischen und antikritischen, theils politisch raisonnirenden, theils über dies und das und alles Mögliche nörgelnden, scheltenden, polternden, schimpfenden und fluchenden Aufsätzchen. Sie alle sind mit flinker, schreibfertiger Journalistenhand aufs Papier gestrudelt und ein origineller, frischer, urwüchsiger Geist macht sich in allen bemerkbar, wenn man auch bei den meisten dieser Skizzen des Goethe'schen Worts gedenken muß: „Sie peitschen den Quark, daß er Crême werde", d. h. 1) man behält bei den meisten dieser Artikelchen den Geschmack einer faulen käsigen Säure auf der Zunge, statt das prickelnde Aroma und den feinen Geschmack des gesunden Witzes eines wohl stilisirten Feuilletons, und 2) manches der hier aufgereihten Stücklein hat so wenig Inhalt überhaupt oder doch so wenig neuen Inhalt, daß nur die drastisch-komische Schreibart und die unverfrorene Nacktheit und Dreschflegelhaftigkeit ihres Ausdrucks dem Stoffe das Interesse einer unterhaltenden Curiosität verleiht. So überwiegen Spreu und Stroh in diesen Heften; aber es sei mir fern zu behaupten, daß sich nicht auch vollsaftiges Weizenkorn darunter finde.

So bietet uns Conrad unter dem Titel „Das Volk beweint den König" (1886) ein kunstmäßig abgerundetes, stimmungsvolles Genrebildchen, wie er denn ohne Frage für die novellistische Skizze ein ansprechendes Talent besitzt. Dies beweisen unter anderm seine „Drei Geschichten, frei nach Zola"; der dritten freilich gebricht es an irgendwelcher Daseinsberechtigung. Andere dieser Cultur- und Lebensbilder sind in sich zu verschwommen und ihr Eindruck ist daher der der Leerheit. So gebricht es, trotz allem heißen Bemühen, so originell wie treffend zu charakterisiren, dem „Münchener Atelierbesucher" gerade an Plastik der Anschaulichkeit und Herausarbeiten der springenden Punkte der verschiedenen künstlerischen Sonderarten und nicht mit ganzer Schärfe und zwingender Logik ist dem berner Kritiker nachgewiesen worden, daß er sich an Conrad's in Norddeutschland wenig bekanntem Romane „Was die Isar rauscht" versündigt habe. Uebrigens war es durchaus rechtlos, aus der Thatsache, daß die züricher Polizei ein Böcklin'sches Bild zurückwies und der Kritiker Widmann Conrad vorwarf, er sei der literarische Nachtkönig Münchens geworden, gegen die schweizerische Kritik im allgemeinen einen Fehdezug zu inscenciren unter dem Banner „Wie die Schweizer kritisiren". Mit Conrad's Roman selbst hoffe ich mich alsbald einmal auseinanderzusetzen und werde zu entscheiden suchen, ob Widmann's herbem Worte irgendwelcher Anspruch auf Gültigkeit zukommt. Daß es eine besondere Wonne unserer Naturalisten bildet, der Natur auch im Kothe nachzugehen, ist ja leider eine ganz unumstößliche Thatsache, sodaß es mich nicht wundern wird, wenn ich auch auf diesem Wege dem Führer unserer neuesten Realisten an der Spitze begegne. Im sonstigen weht aus diesen Blättern ein ehrliches, patriotisches, romhaßgeschwängertes Wesen. Aber die Quintessenz seiner sonst flüssigen und um poetische Wendungen nicht eben verlegenen Dialektik bleibt ein schwarzgalliges Misvergnügen, ein sauertöpfisches und murrköpfiges Grollen und maulendes Raisonniren. Similia similibus, denke ich. Conrad ist ein Meister in abwechselungsreichem Schelten und Schimpfen, Wettern und Zetern. Der Sätze, die kein Schelt-, Rüge- oder Spott- und Fluchwort enthalten, sind wenige auf diesen Seiten. Kein deutscher schriftstellernder Zeitgenosse, vielleicht Bleibtreu ausgenommen, trifft den literarischen

Barfüßer- und Kapuzinerton so effektvoll wie Michael Georg Conrad. Er ist sonder Frage der rauhfüßigste Stilist unserer Tage. Man glaubt sich auf einem politisch-ästhetischen bajuvarischen Pfingstbier, auf einem ästhetisch-kritischen Kegelabend in der Gesellschaft dieses Essayisten; zuweilen auch beim Rüpelspiele in einem Kasperletheater. Sein Erfindungsgeist im Gebiete des Schimpfworts ist wahrhaft entmuthigend. Nur einige wenige dienen zur Probe. Da tummeln sich „verhackte Dütenkrämer" und „angefettete Auch-Idealisten" neben „Schmierfinken und Preßbanditen und literarhistorischen Maulwürfen", „Nichtdichter und bare Prosaiker" neben „Stockphilistern und andern vollkommenen Schöpsen". Da wird hier gezetert gegen „eifersüchtige Neidboldinnen" und dort gegen „hosentragende Literaturbasen" oder gegen „kritische Bibelhusaren und Moralfexe", gegen „Kunstmucker, zeitungschreibende Tugendbolde und vernagelte Recensenten". Man wähnt sich in einem Zeitalter des literarischen Bundschuhs. Diese Muse gleicht einer keifenden Xantippe, die widerwärtig heisere Gardinenpredigten kreischt; mag da wirklich manches faul im Lande sein, gleichviel, dies macht ihr Toben nicht liebenswürdiger und schädigt ihr Ansehen selbst dort, wo man gern mit ihren besonnenern Auslassungen übereinstimmt. Im sonstigen erscheint mir gerade sie, die so hochgeschürzt und barfuß daherschreitet, wenig berechtigt, Moral zu predigen. Wie will sie Lebensart lehren, die so wenig Lebensart kennt? deren zweites Wort ein Schimpf- und Keifwort ist, das sich keineswegs scheut, Anleihen bei der Zote zu machen? So heißt es an einer süßen Stelle des „Fantasio":

Ja, die Schwärmereien hol' der Teufel. Ich hatte auch so einen kleinen stumpfnäsigen Dämon mit überaus geistreichen Beinchen. (Sic! Es ist aber nicht Original, sondern Variation eines H. Heine-Motivs.) Mordselement, habe ich mit dieser krauslockigen Muse — sie hatte einen Stich ins Rothe und ein Fleisch wie das gesundeste Milchschweinchen (!!) — geniale Sprünge gemacht.

Dieses ist eine bescheidene Probe unsers jüngstdeutschen Naturalismus. Und mit dieser Kunstrichtung soll („Fantasio", S. 90) diejenige Adolf Menzel's und Richard Wagner's verwandt oder identisch sein? „der großen germanischen (Garborg? Bleibtreu??) und russischen Schriftsteller nicht zu gedenken"? Da sende, Genius der deutschen Dichtung, einen neuen Weisen zur Klärung der verwirrten Begriffe! Aber ich höre seine Erwiderung: „Sie haben ja Bernays und Carriere und Schack und Paul Heyse! Laß sie dieselbigen hören!" Ach, der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande! Was gelten diese unserm Fantasio, dem ja selbst ein Lessing nur ein „spitzfindiger Halbrabbiner" ist! Doch darüber mehr, wenn wir einmal im besondern prüfen „Was die Isar rauscht". Zum einzelnen sei diesmal nur zu S. 188 fg. noch bemerkt, daß Napoleon's berühmtes Wort an Goethe nicht „Voilà un homme!" sondern „Vous êtes un homme!" lautete. Es ist dies eine Kleinigkeit, welche Fantasio von seinen vielgeschmähten „literarhistorischen Schubfachüberschreibern" hätte lernen können, und wenn Conrad Max Nordau's unglaubliche Liebesergüsse mit gerechtem Spotte glossirt, so hätte man seinerseits erwarten sollen, daß er nicht selbst so lendenlahm dahinwatschelnde Would be-Trochäen in die Welt setze, wie die der Einleitung zu seiner „Pumpanella" sind, welche ein gleiches Grauen für Poesie wie Prosa bilden. Daß der Dichter das erste der hier angezeigten Bücher seinem ehrwürdigen Vater mit der Widmung „Meinem herrlichen Alten" stiftet, wird in den komischen Annalen der deutschen Kritik eine Perle bilden und das Werk zu einem bibliothekarischen Unicum erheben.

Es ist schade, daß so zahlreiche Geschmacklosigkeiten den literarischen Werth zweier Bücher so tief herabdrücken, dessen Verfasser ein kernfrisches Empfinden und eigenthümliches Denken, ein offener gerader Sinn und ein wenn auch mitunter etwas schwerfälliger, so doch gesinnungstüchtiger Idealismus trotz aller naturalistischen Schrullen und gellenden Zetermordios so wenig abzusprechen ist, wie sich seine Schreibweise sehr wohl zu tadelloser Glätte und edelm Schwunge zu erheben weiß. Vor allem aber ist Conrad nachzurühmen, daß alles, was und wie er es immer sage, ihm aus innerstem Herzen strömt, und daß, wo immer er kämpft, er mit ehrlichen Waffen unter dem Zeichen des Ideals für das streitet, was ihm als Wahrheit gilt. So ist er einer der biedersten und immerhin auch schlagfertigsten Kämpen unserer Literatur. Seine Art, es ist wahr, streift oft an Klopffechterei und an ein Sichherumbalgen mit Chimären; aber oft genug auch trifft er dem Scheine und dem Lug, dem Faulen und Gemeinen, dem Gefährlichen und Verderblichen, mit besonderer Lust und Sicherheit aber dem Hohlen und Gleißenden mit lachendem Grimme tödlich ins Herz.

3. Eins zum andern. Novellen von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.

Ernst Wichert ist ein Meister der novellistischen Composition. Die Glieder seiner Erzählungen fügen sich mit fein berechneter Regelhaftigkeit ineinander und mit zwingender Nothwendigkeit ergeben sich die Folgen der mit allen Wahrscheinlichkeiten in Einklang gebrachten Voraussetzungen. Die dichterischen Charaktere sind von vornherein in bis ins einzelnste abgewogenen Grundzügen vorgebildet, sodaß dem Verfasser nicht leicht ein Widerspruch in ihrer Entwickelung begegnet. Mit innerer Naturgewalt ergibt sich eins aus dem andern und es entsteht somit ein greifbares, fest in sich gefügtes Stück wahrhaftigen Lebens, freilich nicht immer ein Stück ganzer oder auch nur halber Poesie. Die Wichert'sche Novelle ist rein realistisch. Kein größerer Unterschied beispielsweise zwischen ihr und der Goethe'schen oder der Tieck'schen, die rein poetisch sind. Wichert ist Realist. Aber das Stück „Welt und Leben", das er ab- oder nachschreibt, ist stilisirt. Dies Moment trennt ihn mit tiefem Einschnitte von den Naturalisten. Die Stoffe der Wichert'schen Dichtungen sind in sich geklärt und ausgegoren. Hauptsächlich sind sie von allen Bestand-

theilen befreit und gesäubert, die nicht in innigstem und nothwendigstem Zusammenhange mit seinem Vorwurfe stehen. Daher der sichere, zielgewisse Gang seiner Erzählungen. Nur der Dialog ist leider nicht immer naturrichtig abgestuft und der scharfsinnige, juristisch geschulte Dialektiker wird mitunter vernehmbarer als seine Figuren. So überwiegt auch der Gedankenstoff zumeist den Empfindungsgehalt und die nüchterne Wahrheit die poetische Farbe: die Grundlinien der übermalten Vorlage, die das Leben bot, verrathen sich trotz aller Gründlichkeit des Auftrags und der Lackirung. Schon an anderer Stelle habe ich mich ähnlich auszusprechen Veranlassung gefunden. Damals war es ein Roman, der mir sie bot, dieses mal sind es vier Novellen, von deren jeder — das Phantasiestück „Sylvesterspuk" ausgenommen — mein Urtheil bestärkt wird. In diesem seinem begrenzenden Sinne aber sind vorliegende Stücke kleine Meisterwerke, hohen Preises werthe Muster lebenswahrer Erzählungskunst. Gespräche z. B. wie diejenigen der Geheimräthin und der Frau des Fabrikanten in „Die Mütter" dürften in ihrer feinen Komik ihresgleichen suchen, wie die gesammte in Anlage und Ausführung gleich vortreffliche Novelle. Gekünstelter ist „Zwei Wege", prosafarbener „Das Kind" — das Gepräge eines tüchtigen Realismus aber tragen sie alle und seien deshalb allen Freunden eines solchen insbesondere empfohlen.

Adalbert Schroeter.

Uebersetzungen.

1. Die Gedichte Walther's von der Vogelweide, übersetzt von Bodo Wenzel. Plauen, Neupert. 1889. 8. 2 M.
2. Literarische Fabeln von Don Tomas de Iriarte. Deutsch von Friedrich Adler. Leipzig, Ph. Reclam jun. (Universal-Bibliothek.) 1888. 16. 20 Pf.

Bodo Wenzel's Walther von der Vogelweide (Nr. 1) ist eine bedeutende, mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit und, was wol einem Dichter gegenüber noch schwerer wiegt, mit Geschmack ausgeführte Arbeit; die wohlthuende, zu der großen Leistung in schönen Gegensatz tretende Bescheidenheit des Herausgebers erwirbt ihm neben dem Dank noch die Sympathie des Lesers. Bescheidenheit ziert übrigens auch einen Berichterstatter, sodaß ich mir nicht anmaße, den unvergänglichen Werth der Gedichte Walther's von der Vogelweide erläutern zu wollen; das Urtheil hierüber gebührt der Aesthetik und Literaturgeschichte. Was hingegen die Uebersetzung betrifft, so gehört es nicht blos zur Befugniß, sondern auch zur Pflicht des Berichterstatters, seine Ansicht zu äußern. Diese aber lautet: abgesehen von den Schwierigkeiten des Unternehmens, deren Würdigung Fachzeitungen vorbehalten bleiben muß, stellt der Text Bodo Wenzel's ein stilistisches Meisterstück vor; eine bessere Verdeutschung oder Verhochdeutschung erinnere ich mich überhaupt nicht gelesen zu haben. Hier trifft endlich einmal der oft misbrauchte Spruch zu: die Uebersetzung liest sich völlig wie ein Original. Oder wäre vielleicht Versen wie die folgenden, die ich aufs gerathewohl herausgreife, im mindesten die Uebersetzung anzuspüren?

Der Zinsgroschen.

Als Gottes Sohn hienieden war,
Versucht' ihn oft der Juden Schar.
So eines Tages auch mit dieser Frage,
Ob sie, die Edeln und die Freien
Dem König Zins auch schuldig seien?
Da brach er ihre List mit Einem Schlage:
Er ließ ein Geld sich weisen
Und sprach: „Was ist hier eingegraben?" —
„Des Kaisers Bild", so sprach die tück'sche Rotte.
Da rieth er den Unweisen,
Daß sie den Kaiser ließen haben
Sein Kaiserrecht, und gäben Gott, was Gotte.

Und nun man einen Walther von der Vogelweide besitzt, von einer Frische und Duftigkeit, als wäre es gestern geschrieben, so genieße und studire man ihn auch; denn es ist manches von ihm zu lernen.

Auch von den „Literarischen Fabeln" des Iriarte (Nr. 2) gilt theilweise was von dem vorerwähnten Buche, daß die Bedeutung des Inhalts über dem Eindruck stehe, welchen der einzelne davon erhalten mag. Immerhin erheischt die Unbekanntheit und Fremdartigkeit des Stoffs eine kurze Beschreibung, von welcher sich eine Schätzung unmöglich trennen läßt. Vor allem muß bestätigt werden, daß der Titel buchstäblich aufzufassen ist, da sämmtliche 75 Fabeln ohne Ausnahme auf die Schriftstellerei Bezug nehmen, selbstverständlich vorwiegend in satirischer Weise. Nun beruht der Werth einer Fabel auf verschiedenartigen Tugenden: der Lehrgehalt, die „Tendenz" muß bedeutend sein, die Thiererzählung wiederum muß selbständige, von dem Lehrgehalt unabhängige Anmuth aufweisen und die Form muß leicht und natürlich erscheinen; weiß der Dichter außerdem neue Gleichnisse in seinem eigenen Garten zu finden, statt auf der äsopischen Allmend zu weiden, so wird das seinem Ruhme sicherlich nichts schaden. Von den vier genannten Haupterfordernissen oder -Wünschen treffen wir nun hier drei in erstaunlicher Vollendung verwirklicht, während, was wir etwa an dem vierten, nämlich an der Form, vermissen, in der Verpflanzung aus fremdem Sprachboden seine Erklärung erhält. Das fabula docet bei Iriarte ist durchschnittlich von großer Vornehmheit und mitunter von scharfer Triftigkeit; die Thiergeschichten selber sind reich, anmuthig und anschaulich; da wird nicht mit der gewöhnlichen stereotypen Fabelmenagerie gewirthschaftet, sondern das gesammte Thierreich bis zu den Käfern herab dient dem Verfasser, der ungemein genau

und selbständig beobachtet, zum Mittel. Nicht selten auch vereinigen sich Lehrgehalt und Erzählung zu einem einzigen, vollkommenen, unzertrennlichen und unvergeßlichen Bilde. Hiervon ein Beispiel:

Die zwei Kaninchen.

Mitten durchs Gebüsche
Vor den Hunden fliehend,
(Lief kann ich nicht sagen)
Nein, flog ein Kaninchen.

Aus dem Schlupfloch eben
Kommt ein zweites, sieht es,
Ruft ihm: Halt, mein Freundchen,
Sag mir doch, was gibt es?

Was es gibt? Den Athem
Fürcht' ich zu verlieren,
Auf den Fersen folgt mir
Jach ein paar Windspiele. —

Ja, sagt drauf das andre,
Kann sie schon erblicken;
Doch Windspiele sind's nicht. —
Nein? — Jagdhunde sind es. —

Was Jagdhunde? Kann man
So was glauben, diese?
Windhund ist's und Windhund,
Hab's gleich unterschieden. —

Nein, Jagdhunde! — Schweig' nur,
Du verstehst nichts, Liebster.
Sind Windhunde, sag' ich —
Ach, Jagdhunde sind es. —

Während die so streiten,
Sind schon flugs bei ihnen
Beide Hunde, zausen
Unsre zwei Kaninchen.

Die um Kleinigkeiten
Lassen seitwärts liegen,
Was von ernstem Werthe,
Mögen drin sich spiegeln.

Zwischen Spanien und Deutschland liegt eine weite Kluft, und zwar trennt uns nicht blos die Sprache, sondern auch das Versgefühl. Kein Wunder, wenn in der Uebersetzung Friedrich Adler's manches gesucht lautet, was im Original anmuthig und neckisch klingen mag. Wir dürfen übrigens schließen, daß der Uebersetzer der richtigen Lösung seiner schwierigen Aufgabe nicht blos nach Kräften, sondern auch nach Möglichkeit nahe gekommen ist, da wir ihn Versgeschicklichkeit und im besondern eine ansehnliche Reimfindigkeit entwickeln sehen.

Karl Spitteler.

Länder- und Völkerkunde.

1. Canada und Neufundland. Nach eigenen Reisen und Beobachtungen von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit 54 Illustrationen und einer Uebersichtskarte. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 8. 5 M.

Je mehr in der seitherigen deutschen Literatur die nördliche Hälfte des nordamerikanischen Continents vernachlässigt geblieben ist, desto mehr wird dieses schöne Werk Hesse-Wartegg's, der „das große einsame Land" auf wiederholten Reisen nach verschiedenen Theilen Canadas aus eigener Anschauung kennen gelernt, auf freundliche Aufnahme rechnen dürfen. Denn „das ausgedehnte, großer Besiedelung entgegenschreitende Land mit seinen wasserreichen Strömen und Seen, seinen unendlichen Wäldern und Prärien, seinen eigenartigen Großstädten und Ansiedelungen, sowie mit seiner bunt zusammengewürfelten, an Gegensätzen reichen Bevölkerung" muß lebhaftes Interesse erwecken, besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo die europäische Auswanderung immer mehr sich auf die Prairien von Canada richtet.

Begleiten wir unsern Führer ein wenig auf seinen Wanderungen, z. B. nach Montreal. Wer Montreal besucht, bekommt nicht nur eine der schönsten Städte der Neuen Welt, sondern auch eine ihrer landschaftlich schönsten Gegenden zu sehen. Freilich ist diese landschaftliche Schönheit eine sehr verschiedene, je nachdem man im Sommer oder im Winter hingelangt. Hesse-Wartegg hat beides erprobt. Im Sommer preist er den Anblick von Montreal mit seinen terrassenförmig von dem seegleichen St.-Lorenz aufsteigenden Häusermeer, seinen zahlreichen Thürmen und Kuppeln ... zu Füßen in den meilenlangen Docks längs des Stroms ein dichter dunkler Wald hoher bewimpelter Masten; auf der ausgedehnten Wasserfläche des Stroms auf- und niedereilende Dampfboote oder gewaltige Oceanriesen.... Das ganze Panorama hoch überragt von dem hinter der Stadt emporsteigenden stolzen Mont-Royal, jenem Granitkoloß, welcher der Stadt zu seinen Füßen den Namen gegeben.

Aber ganz anders ist es im Winter! Da ist der Lorenzstrom oberhalb der Stadt auf Meilen zugefroren, unterhalb derselben aber so sehr mit Eisschollen, ja Eisbergen bedeckt, daß der Zugang zur Stadt nur noch durch eine Eisenbahnlinie möglich ist. Eins der Bilder zeigt uns anschaulich dieses winterliche Kleid der Stadt. Ueberall Eis und Schnee! Schwere Schneepflüge bahnen mühsam einen Weg durch die weißen Massen, das Auge wird geblendet von diesem hell von der Sonne beschienenen Leichentuche, das sich über Stadt und Gegend gelegt hat. Und der Winter ist so lang und so streng! Fünf lange Monate hat er die Herrschaft. Indessen weiß man sich gegen ihre Unbilden zu trösten. Davon berichtet uns der Abschnitt „Der Carneval von Montreal":

Die Kälte scheint den Canadiern dabei nichts auszumachen. Im Gegentheil: je kälter, desto besser. Das Eis ist dann um so sicherer, der Schnee desto trockener, und die kolossalen Prachtbauten, die man gelegentlich des Carnevals in Montreal aus großen Eisblöcken errichtet, bleiben desto länger stehen.

Der canadische Winter ist gar nicht so schlimm; er ist, behaupten die Canadier — und Hesse-Wartegg ist „beinahe ihrer Meinung" —, angenehmer als der italienische. Warum? In Italien gibt es so raschen Wechsel der Temperatur, schöne Tage, dann wieder Regen, Wind und Frost, in Canada ist das anders. Da steigt zwischen November und März das Quecksilber selten über den Gefrierpunkt. Also gleichmäßige Kälte! Ja, in neuerer Zeit schickt man, um dieser Gleichmäßigkeit der Kälte willen, Brustkranke aus den Vereinigten Staaten lieber nach Canada als nach dem subtropischen Florida! Das halten wir für ganz richtig und praktisch. Ist ja doch bei dieser gleichmäßigen Kälte jedenfalls stets eine klare, reine Luft.

Und an die Kälte gewöhnt man sich:

In Montreal fährt man z. B. nur in den wärmern Jahreszeiten in geschlossenem Wagen. Im Winter sind Schlitten, Miethwagen und Equipagen durchweg offen. Die Fenster sind ausgehängt und niemand denkt daran, sich in geschlossene Kutschen pferchen zu lassen.

Unter diesen eigenthümlichen Winterverhältnissen sind denn auch die Wintervergnügungen von besonderer Art. Die Canadier sind die vorzüglichsten Schlittschuhläufer. Sehr beliebt ist das Toboganning,

der fashionabelste Wintersport, dem sogar der Generalgouverneur, die Minister und die zeitweilig Canada besuchenden englischen Prinzessinnen huldigen.

Der Toboggan ist ein dünngehobeltes Bret, 60 Centimeter breit, 2—2½ Meter lang, dessen eines Ende wie ein Schlitten aufwärts gebogen und durch Riemen in dieser Lage erhalten wird. Hinter diesem Bug wird ein langes weiches Kissen aufgeschnallt, auf welchem die Fahrenden sitzen. Zwei bis vier Personen sitzen auf diesem Schlitten, hintereinander, sie halten sich dabei an der Taille des Vordermannes oder der Vorderdame. Der Leiter des Ganzen ist entweder der Vorderste oder der Hinterste. Mit Windeseile saust dieser Schlitten den steilen Abhang hinab; häufig stürzt er um und die Insassen kollern in den Schnee. Das gibt dann lustige Scenen, neckende Zurufe der Zuschauer, und — kein Uebelnehmen der also, ungefährlich, Verunglückten. Sind es Damen, die in den Schnee geworfen werden, so machen auch sie gute Miene zum fröhlichen, nicht einmal bösen Spiel, und die herrliche Bewegung in der Winterluft röthet ihre Wangen und erhöht ihre Schönheit. Wahrhaftig, manche deutsche Leser und wol auch einige Leserinnen denken mit Vergnügen und einiger Wehmuth zurück an ihre einstigen Schlittenkunststücke — die mit dem Toboganning allerlei Aehnlichkeit haben —, denen sie sich in der schönen Knaben- und Mädchenzeit so harmlos hingeben durften. Schade, daß sich das bei uns von einem gewissen Alter an „nicht mehr schickt" — es wäre doch auch uns so gesund, wie den Canadiern!

Aus Veranlassung dieser kräftigen Liebhabereien kommt unser Buch zu folgender Charakteristik der canadischen Damenwelt im Vergleich mit der amerikanischen:

Die typische Amerikanerin arbeitet wenig oder nichts. Sie setzt sich in lifts oder Aufzüge, statt die Treppen emporzusteigen; sie fährt spazieren, statt zu gehen; sie nascht Süßigkeiten oder Fruchteis und trinkt Limonade, statt kräftige Nahrung zu sich zu nehmen. Sie kann weder Wärme noch Kälte ertragen, thut nichts, um ihren Körper zu kräftigen, leidet endlos an allerhand Nerven- und Magenkrankheiten und ist in der zweiten Hälfte ihres Lebens sich und andern eine Last. (Natürlich gibt es auch zahlreiche Ausnahmen, besonders unter jenen deutscher Abstammung.) . . . Die Canadierin hingegen ist einfach und anspruchslos in ihren persönlichen Bedürfnissen, . . . sie liebt den Sport nicht als einfache Zuseherin, sondern nimmt an all den kräftigen Uebungen der Männerwelt in noch höherm Maße theil als die Schottin. Sie jagt, reitet, rudert, schwimmt, fährt im Winter auf Tobogganschlitten oder Schlittschuhen mit den Männern um die Wette, scheut weder Regen, Sturm noch Kälte — sie ist mit einem Worte eine Amazone außer dem Hause, dabei aber auch eine in jeder Hinsicht glänzende Salondame im Hause selbst. Sie hat die gleiche Anmuth und Grazie, die man in der englischen Gesellschaft so häufig antrifft, sie ist jedoch eine stattlichere Erscheinung, von kühnerem Wuchs und blühenderer Weiblichkeit.

Noch allerlei zum Ruhme und Lobe Canadas enthält unser Buch. Wir wollen aber dies dem Leser zu genauerer Beachtung empfehlen und nur noch einen kurzen Blick auf das werfen, was der Verfasser von Neufundland sagt. In diesem armen öden Lande hat der Verfasser allerdings nicht selbst sich länger aufgehalten — er besuchte nur kurz die Hauptstadt St.-Johns —, seine Mittheilungen entnahm er dem, was er von den gastlichen Einwohnern und von den Offizieren der englischen dort stationirten Kriegsschiffe erfuhr.

Das Innere dieses Landes ist noch fast ganz unerforscht. Schon wenige Kilometer von der Küste beginnt das Land, das noch keines Weißen Fuß betreten hat. Bisjetzt ist Leben vorhanden einzig und allein an der Küste. Es sind vielleicht 200000 Küstenbewohner. Sie leben nur vom Fischfange. Der jährliche Ertrag der Fischereien kann auf 20 Millionen Dollars angeschlagen werden, wovon auf die neufundländischen Fischer etwa 8 Millionen entfallen:

Wohin man schaut, ist Stockfisch König. Sein Bild ziert das neufundländer Wappen, wie die neufundländer Banknoten, und auf den Münzen findet sich auf einer Seite das Bild der Königin, auf der andern jenes des Stockfisches aufgeprägt. Am Stockfisch hängt, nach Stockfisch drängt sich alles, ja er wird mitunter sogar an Geldesstatt angenommen, sodaß man beinahe fürchten muß, beim Wechseln einer neufundländischen Banknote unter dem Kleingeld ein paar geräucherte Stockfische zu bekommen. . . . Alles lebt, ernährt sich und bereichert sich von Stockfisch.

Aber freilich, dieses „bereichert sich" gilt nur von wenigen, selbst das „lebt, ernährt sich" nicht von allen. Zwar besitzen die Bänke von Neufundland, denen Neufundland allein seine Besiedelung und seine ganze Existenz verdankt, „geradezu unerschöpfliche Fischereien". Aber in manchem Jahre fällt doch auch der Fischfang weniger günstig und reich aus und dann tritt augenblicklich Armuth ein. Aber auch der glückliche Ausfall der guten Jahre wird den Fischern sehr beeinträchtigt durch das „grausame Truckfystem der St.-Johnser Rheder und Handelsherren". Der Verfasser sagt mit Recht: „So lange die

Bevölkerung ausschließlich vom Fischfang abhängig bleibt, ist auf Besserung nicht zu rechnen." Er verlangt, man solle die armen Bewohner Neufundlands wenigstens im Schafzüchten unterrichten, die Weiber spinnen und weben lehren, damit sie doch „in den langen Wintermonaten die nöthigsten Kleidungsstücke herstellen können, und ihre Kinder nicht während des strengsten Winters halb nackt müssen umherlaufen lassen". Im Innern der Insel sollen „weite, fruchtbare Strecken, große Wälder, bedeutende Erzlager, fischreiche Seen und Flüsse zu finden sein". „Große Heerden von Renthieren und Hirschen, zahlreiche Biber, Füchse und andere Pelzthiere hausen im Innern" u. s. w. Aber trotzdem ist an eine Besiedelung des einförmigen Innern von Neufundland kaum zu denken. Hier sind eben die Künste des Menschen ohnmächtig gegenüber der Urgewalt der Natur!

Ein interessanter Anhang zu dem ganzen Buche gibt noch werthvolle Bemerkungen über die Regierung, das Unterrichtswesen, die Gerichtspflege u. s. w., welche wol besonders für diejenigen wichtig sind, welche bei ihren Auswanderungsgedanken Canada ins Auge gefaßt haben.

2. Ein Blick in die Neue Welt. Von Wilhelm Liebknecht. Stuttgart, Dietz. 1887. 12. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser sagt im Vorworte:

Nicht ein Buch, nicht Studien über Amerika werden dem Leser vorgelegt, sondern genau, was der Titel besagt. Ich hatte leider nur Zeit, einen Blick in die Neue Welt zu werfen, und was ich im Flug, in mühsam erhaschten Pausen zwischen harter, anstrengender Arbeit niedergeschrieben, das konnten natürlich nur Augenblicksbilder sein.

Wir finden, daß diese Augenblicksbilder etwas sehr Frisches, Lebhaftes und Scharfes haben. Man liest das Büchlein sicherlich gern, es übt einen eigenen Reiz aus, es hat einen genialen Zug. Vieles freilich überrascht, fordert zum Widerspruch auf und läßt Zweifel entstehen, ob das „Augenblicksbild" nicht blos ein zufälliges sei, ob sich auf dasselbe so, wie der Verfasser thut, ein allgemeines Urtheil gründen lasse. Liebknecht sagt aber: „So voreilig mein Urtheil oft erscheinen mag, es ermangelt trotz alledem nicht einer gewissen soliden Grundlage." Denn Amerika ist ihm, wenn auch diese Reise (Herbst 1886) seine erste dorthin war, kein fremdes Land, und

dazu kommen dreizehn Lehrjahre in England. Wer England kennt, hat den Schlüssel zur Neuen Welt, einen Schlüssel, welchen der des englischen Wesens unkundige Deutsche drüben sein ganzes Leben lang nicht findet.

Aus dem Buche spricht eine große Bewunderung für Amerika. Es ist „ein Riesenreich, ein Weltreich". Der Größe desselben entspricht das Volk:

Das Volk hat das Bewußtsein dieser Größe. Jeder Amerikaner, Mann, Frau und Kind, ist felsenfest, bis in die innerste Faser davon durchdrungen, daß Amerika das größte, schönste, reichste, bestregierte und bestverwaltete Land der Welt ist; und — das unterscheidet den Amerikaner von einem hohlen Prahlhans — jeder Amerikaner, Mann, Frau und Kind, wirkt mit Anspannung aller Kraft darauf hin, Amerika zum ersten Lande der Welt zu machen. . . . Ein solches Volk muß das erste Volk der Erde werden — wenn es das nicht schon ist, was ich fast glaube. . . . Bei keinem andern Volke der Erde habe ich den Durchschnitt der Bildung und Gesittetheit auch nur annähernd so hoch gefunden, wie bei den Amerikanern. Natürlich darf ich einen amerikanischen Farmer und Kleinstädter in puncto der Manieren nicht mit einem europäischen Legationsrath vergleichen. . . . Wir müssen das relativ Gleichartige miteinander vergleichen: den amerikanischen Farmer mit dem deutschen Bauern, den amerikanischen Kleinstädter oder Provinzler mit dem deutschen Kleinstädter u. s. w. Und da kommt allerdings unsere deutsche Bildung sehr schlecht weg. . . . Und des Weitern stehe ich nicht an, zu behaupten, daß die Zahl der Gentlemen und Ladies im höchsten Sinne des Wortes, d. h. edel gebildeter Menschen, in keinem Lande der Erde absolut und relativ größer ist als in den Vereinigten Staaten.

Ist dies richtig (wir hegen unsere bescheidenen Zweifel), so muß wol als Grund davon auch das richtig sein, was Liebknecht sagt über die Vortrefflichkeit der amerikanischen Erziehung, der amerikanischen Volksschule. Sein „gewissenhaftes" Urtheil lautet dahin:

Die amerikanische Volksschule leistet mehr als die deutsche. . . . Die Kinder, Knaben und Mädchen, welche die primary- und grammar-Schule (beide zusammen umfassen ungefähr dieselben Altersklassen und Unterrichtsgebiete, wie unsere deutsche Volksschule) durchgemacht haben, lesen, schreiben und rechnen im Durchschnitt besser, als die deutschen Kinder, welche unsere Volksschule durchgemacht haben. . . . Aber Lesen, Schreiben und Rechnen ist nicht alles. In Geographie und Geschichte fand ich den Unterricht vortrefflich, und was Heimatskunde angeht, die Kenntniß des eigenen Landes und seiner Zustände und Einrichtungen, so können wir uns mit den Amerikanern in keiner Weise messen. . . . Ferner: in der amerikanischen Schule ist weit weniger Gedächtnißkram, als in der deutschen, und die Anregung zu selbständigem Denken zieht sich wie ein rother Faden durch den ganzen Unterricht.

Auch der amerikanischen Sitte, daß der Unterricht in der Volksschule fast ausschließlich in den Händen von Lehrerinnen ist, zollt Liebknecht seinen vollen Beifall.

Indessen schränkt der Verfasser sein Lob der „amerikanischen Volksschule" später bedeutend durch die Bemerkung ein, daß er nur die Schuleinrichtungen des Staats Neuyork näher kennen gelernt habe. (!) Er gesteht doch auch zu, daß in manchen Staaten der großen amerikanischen Republik das Schulwesen noch sehr im argen liege; nach diesem Geständnisse erscheint denn freilich das obige allgemeine Urtheil, daß die amerikanische Volksschule mehr als die deutsche leiste, sehr auf einem „Augenblicksbild" und augenblicklichen Eindrucke zu ruhen. Hier wird dann aber, glaubt er, der Mangel ersetzt durch die großartige Lehrerin: die freie Presse, welche in keinem Lande der Welt so reichlich benutzt werde wie in Amerika, während bei uns ein großer, wo nicht der größere Theil der Bevölkerung gar keine Zeitungen, ja überhaupt nichts lese. (?)

An Schulweisheit mögen wir — sagt er —, d. h. unsere sogenannten „classisch Gebildeten", den Amerikanern überlegen sein; allein es gibt zwei Volksschulen: außer der, in welcher die Jugend erzogen wird, noch die, in welcher das ganze Volk seine Erziehung empfängt: die Schule des öffentlichen Lebens. Und diese Schule, in welcher der hellenische Culturfrühling erblühte, fehlt den Culturvölkern der Alten Welt entweder ganz oder ist nur in kümmerlichen Anfängen vorhanden.

Interessant ist ein Urtheil, das Liebknecht von einem amerikanischen Freund über englische und deutsche Arbeiter hört:

Der englische Arbeiter, d. h. der englisch-amerikanische, ist etwas leistungsfähiger als der deutsche; er ist an viel intensiveres Arbeiten gewöhnt, und bei den aus Deutschland kommenden Arbeitern dauert es einige Zeit, ehe sie sich an das schnelle amerikanische Tempo gewöhnt haben. Mit dem englischen Arbeiter ist im ganzen besser fertig werden als mit dem deutschen, weil er mehr Selbstgefühl hat und auch die Rechte des andern mehr anerkennt. Er läßt sich nichts bieten, fordert aber auch nichts Unbilliges. Der deutsche Arbeiter ist mehr wechselnd in seinem Wesen und Temperament. Er läßt sich häufig zu viel gefallen, wird dann aber mitunter bockbeinig und übermüthig. Die deutschen Arbeiter der zweiten Generation sind den englischen vollständig gewachsen. Es ist überhaupt merkwürdig, wie rasch der Deutsche sich hier amerikanisirt und an Charakter gewinnt. Nach einem Jahre erkennt man die Leute nicht mehr; sie sind entschiedener, weniger laut, und haben eine stolzere Haltung, aufrechtern Gang.

Wie die Arbeiter, so rühmt Liebknecht auch die amerikanische Art zu arbeiten, d. h. die großartige und umfassende Benutzung der Maschinenarbeit auf allen Gebieten. Freilich hat Liebknecht auch die Schattenseiten dieses glänzenden Bildes der Industrie gesehen:

Um 12 Uhr, wo (sic!) die Fabriken für die Mittagspause schließen, befand ich mich zufällig in der Nähe einer der größten „mills" und sah die „hands" an mir vorbeigehen. Erst Männer in dichten Scharen, nur wenige Frauen und Mädchen dazwischen; dann immer mehr Frauen und Mädchen und Kinder, und endlich nichts als Frauen, Mädchen und Kinder. Die Vereinigten Staaten haben keine Gesetze, welche die Frauen- und Kinderarbeit beschränken, und von den Einzelstaaten haben nur Connecticut und Massachusetts Schutzgesetze erlassen. Hier in Newhampshire ist die Frauenarbeit ganz unbeschränkt und auch die Kinderarbeit, vorausgesetzt, daß das Kind das 12te, ich schreibe: das zwölfte Jahr zurückgelegt hat.... Als diese Armee von Frauen und Mädchen und Kindern an mir vorüberzog, und ich auf dem Antlitz der Frauen und Mädchen den Stempel der Sorge und erschlaffender Arbeit erblickte, und auf dem Antlitz der Kinder schon den traurigen Ernst des Kampfes um das Dasein — da steckte ich meine Bewunderung Amerikas um einige Pflöcke zurück, und das Sternenbanner, welches mir gegenüber im Herbstwinde flatterte, erschien mir nicht mehr so sauber wie vorher.

Wir wiederholen es, das Buch ist eine hübsche, fesselnde Lektüre. Man findet vieles Originelle in der Auffassung und Beurtheilung, und wird man auch in manchem sich nicht von dem Verfasser überzeugen lassen, so erhält man doch häufig neue Belehrung. Unter dem vielen, was über Nordamerika immer geschrieben wird, nimmt dieses Buch einen ehrenvollen Platz ein.

3. Von Leipzig nach der Sahara. Reiseschilderungen aus Frankreich, Spanien, Algerien und den Ziban-Oasen von Carletto. Mit einem Vorwort von F. von Hellwald. Mit über 100 Illustrationen. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1887. Lex.-8. 6 M.

Der Verfasser hat F. von Hellwald um ein Vorwort gebeten. Hellwald sagt aber selbst, dieses Buch habe es eigentlich nicht nöthig, daß eine fremde Feder ihm zu Gevatter stehe. Wir stimmen dem vollständig zu. Der Reisende versteht es vortrefflich zu reisen und von seiner Reise zu plaudern, damit zu fesseln und zu belehren.

Die Beschreibung beginnt mit Berlin und einzelnen seiner Sehenswürdigkeiten. Dann geht es rasch nach Paris, wo er in Sarah Bernhardt „eine außergewöhnliche, gottbegnadete Künstlerin" sah, „die alle durch das herrliche Spiel begeisterte".

Wie er auf den Straßen Madrids dem König Alfons, einem „kränklich aussehenden, schmächtigen jungen Mann", und seiner Gemahlin, einer „junonischen Gestalt, einer von Gesundheit strotzenden Reiterin" begegnet, fällt ihm auf, wie geringes Interesse die Leute hier an der königlichen Familie hatten. „Niemand grüßte, kaum daß jemand dem königlichen Zuge einen Blick nachsandte." Ob er da richtig beobachtet hat? oder aus einem einzelnen Falle nicht zu rasche Schlüsse gezogen hat?

Aufs angenehmste fühlte sich der Sachse berührt, als er in Madrid in mancher Weise durch eigene Erfahrung sich davon zu überzeugen Gelegenheit hatte, wie außerordentlich groß die Masse der sächsischen Fabrikate ist, die in Madrid abgesetzt werden. Da die spanische Industrie sehr im argen liegt, findet man fast nur ausländische Waaren, und dabei macht Deutschland seit lange schon Frankreich und England empfindliche Concurrenz. Allerdings der Zwischenfall mit den Karolineninseln schadete ungeheuer dem deutschen Geschäftsverkehr auf der Halbinsel. Aber durch den Vergleich, der zu Gunsten der Spanier vom Papst entschieden wurde, kam die Sache bald wieder in Ordnung und jetzt sind die feindlichen Brüder wieder so intim wie zuvor.

Cordoba, Malaga, Valencia, Barcelona sind weitere Stationen der spanischen Reise. Dann geht es nach Marsaille, „dieser reichsten Stadt Frankreichs, welche sich vermaß, die geforderten 5 Milliarden Kriegsentschädigung 1870—71 nöthigenfalls allein aufbringen zu können".

In Algier selbst und bis in die Sahara hinein werden Ausflüge gemacht und die abwechselungsreichen Erlebnisse dieser Fahrten in anziehender Weise berichtet. Gern lesen wir das günstige Urtheil über die französische Verwaltung in Algier.

In einer der Oasen — El Chetma — besuchten die Reisenden den Scheich. Während die Männer von demselben mit ausgezeichnetem Kaffee bewirthet wurden, wurden der einzigen Dame, die sich in der Gesellschaft befand, die Frauen des Harem gezeigt. Lange weilte sie nicht darin, mit allen Zeichen des Entsetzens kam sie zurück und erzählte ihre Erlebnisse. Nach Passirung einer wahren Hühnerstiege gelangte sie in einen großen, jeden Comforts entbehrenden Raum, der etwa mit einem Stalle zu vergleichen wäre. Dahin kamen die vier alten Weiber des Scheichs, eine immer häßlicher als die andere, und übten Gastfreundschaft aus. Die eine steckte ihr Nüsse mit Honig bestrichen in den Mund, die andere Datteln, die auf dieselbe Weise versüßt wurden, während die dritte ein Nargileh anbot und die letzte stark versüßten Kaffee braute. Die Pausen wurden mit Buttermilchtrinken ausgefüllt. Die Illusionen von der Haremsherrlichkeit waren der kühnen Berlinerin vollständig geraubt.

Eine schönere Erinnerung nimmt unser Reisender selbst in die Heimat mit. Es war in Batna, wo die Vorbe-

reitungen zu einem großartigen Wettrennen getroffen wurden, als der Reisende eben dort weilte. Da sah er vor seinem Gasthof einen Schimmelhengst von ganz vollendeter Schönheit.

Bald darauf öffnete sich das Thor und eine Gestalt trat herein, die selbst auf den Bretern eines königlichen Schauspielhauses Aufsehen erregt haben würde, ohne ein Wort zu sprechen. Schlank wie eine Palme, Bewegungen eines Königs würdig, ein durchgeistigtes Gesicht, schön wie Apoll trat der Besitzer des Schimmels heran. Ein schneeweißer Burnus aus kostbarem Stoff wallte wie ein Königsmantel von der schlanken Gestalt hernieder. Die Füße waren mit koketten Saffianstiefeln bekleidet, an denen Silbersporen klirrten. Ein phantastischer Kopfputz zierte das edle Haupt, und kostbare Ringe bedeckten die zarten, feinen Hände, die eine mit goldenem Knauf versehene Reitpeitsche hielten. So hatte sich meine Phantasie immer den edeln Araber vorgestellt, hier stand er verkörpert vor mir, der Nachkomme der Abencerragen, Zegris oder eines andern edeln Geschlechts. Es war der Sohn des Scheichs von Biskra, eine hochverehrte Persönlichkeit, der zum Rennen nach Batna gekommen war.

Eine große Zahl von schönen Illustrationen macht die angenehme Reiseschilderung zu einem kleinen Prachtwerk.

4. In ägyptischen Diensten. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers. Von Max Müller. Mit 10 Abbildungen und einer Karte von Unterägypten. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 3 M.

Der Verfasser dieses hübschen Büchleins war einige Jahre lang Beamter bei der ägyptischen Küstenwache. Längs der ganzen Nordküste von Aegypten zieht sich eine Kette von Küstenwachstationen, welche den Schmuggel verhindern soll. Eine derselben befehligte Müller, welcher von dem (englischen) Generalinspector der ägyptischen Küstenwache, Major Morice, bei einer zufälligen Begegnung angeworben worden war. Was Müller von seinen Beobachtungen und Erlebnissen mittheilt, ist nach vielen Seiten hin anziehend und dankenswerth.

Die Schmuggelwaaren, gegen deren heimliche Einfuhr die Küstenwache hauptsächlich ankämpft, sind besonders Taback (dessen Eingangszoll 20 Procent seines Werthes beträgt, von welchen die Schmuggler 10—15 Procent ersparen), Opium und Haschisch, in zweiter Linie Pulver und Schrot. Bei der weiten Ausdehnung der Küste ist es natürlich für die Wächter keine kleine Aufgabe, Landungs- und Ausschiffungsversuche der Schmuggler zu bemerken und zu vereiteln. Da gab es wol auch manchen ernsten Kampf auf Leben und Tod zwischen der Küstenwache und den für ihren Gewinn kämpfenden Schmugglern. Von diesen Kämpfen berichtet der kampflustige deutsche Offizier mit herzlicher Freude, und sie sind alle für ihn glücklich und ehrenvoll abgelaufen, so gefährlich auch manchmal die Lage war. Viel schwieriger als diese Kämpfe, die mit Pulver und Blei ausgefochten wurden, fand der an deutsche Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnte Offizier die verlotterten Zustände, die ihm überall entgegentraten: Wie waren z. B. die Pferde auf seiner Station so traurig vernachlässigt!

Ich war ganz entsetzt und angewidert, als ich hiervon Kenntniß genommen. Am liebsten hätte ich meine Sachen gepackt und wäre mit dem nächsten Zuge wieder nach Alexandrien gefahren, besonders auch, da sich die Berührung mit den arabischen Soldaten und der eintägige Aufenthalt in dem unsaubern Stationsgebäude durch Anwesenheit von allerlei Ungeziefer selbst an meinem Körper schon unangenehm bemerklich machte. Nein, so schlimm, so verlottert hatte ich mir die ägyptischen Zustände nicht entfernt träumen lassen, und lediglich die Absicht, das von Morice in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, und der Wunsch, mein Bestes zu thun, um in die verrotteten Verhältnisse der mir übergebenen Menschen und Thiere einige Ordnung zu bringen, bestimmten mich, nicht blos zu bleiben, sondern auch gleich energisch der Unordnung und dem Unrath zu Leibe zu gehen.

Freilich fand der wackere Kämpfer in diesem Feldzuge einen unerwarteten Gegner in den religiösen Vorurtheilen seiner mohammedanischen Untergebenen:

Der Koran enthält die Vorschrift, kein Thier unnütz zu tödten. Die braven, orthodoxen Koranausleger erklären demnach die Tödtung von Thieren nur dann als erlaubt, wenn diese entweder dem Menschen als Nahrung dienen sollen oder sein Leben bedrohen. Da nun Mücken und andere Plagegeister des Menschen sein Leben nicht direct bedrohen, so dürfen Muselmanen sie nicht tödten. Reinliche Mohammedaner erwehren sich nun in der Weise des überaus zahlreichen Ungeziefers aller Art, daß sie es täglich von ihrer Kleidung ablesen und neben sich auf den Erdboden setzen, es daselbst seinem Schicksal überlassend. Aber es gibt auch fanatische Leute unter ihnen, welche die Barmherzigkeit den Thieren gegenüber so weit treiben, daß sie es für sündhaft erklären, dem am menschlichen Körper lebenden Ungeziefer dadurch den Unterhalt zu entziehen, daß sie es den Unbilden der Erde grausam aussetzen.

Zur Entschädigung für diese häßliche Vorstellung setzen wir aus dem mannichfaltigen Inhalte des Buchs noch etwas bei, was jeden guten Deutschen aufs angenehmste berühren muß, nämlich daß man auch in Aegypten große Hochachtung vor Deutschland hat:

Von deutschen Militärverhältnissen hörten die Leute sehr gern erzählen; hatten doch die Deutschen die allen Moslems verhaßten Franzosen und deren Sultan Napoleon selbst gefangen genommen. Vor dem greisen Sultan der Deutschen, Wilhelm, welcher noch selbst die Schlachten zu Pferde geleitet habe, und vor dessen Hauptpaschas Bismarck und Moltke hatten sie alle Hochachtung und wünschten immer von neuem, daß Aegypten auch mal solche Leute bekommen möchte.

Und für unsern Fürsten Bismarck hat unser Verfasser eine Huldigung eigener Art wahrgenommen, wenn er schreibt:

Der Name Bismarck ist in Aegypten identisch geworden mit der Bezeichnung alles Brauchbaren und Guten. In Alexandrien und Kairo bringen die Eseljungen, welche ihre Thiere einem Deutschen empfehlen wollen, den Namen Bismarck mit ihrem Langohr zusammen und preisen ihre Esel als Bismarck-Esel an, eine Combination, die den patriotischen Deutschen anfänglich unangenehm berührt, die jedoch harmlos und in dem guten Sinne aufgefaßt werden muß, wie sie von den intelligenten Erfindern gemeint ist.

5. Im Morgenland. Reisebilder von Samuel Zurlinden. Basel, Spittler. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.

In fünf Abschnitten: „Nach Jerusalem", „Nach Damaskus", „Durch Phönizien", „Am Orontes", „Auf dem Libanon", schildert hier in hübscher lebendiger, frischer Weise ein junger schweizer Lehrer, der in Beirut angestellt

ist, seine Wanderungen an diesen classischen Stätten, nach welchen schon von früh auf Sehnsucht ihn gezogen hat. Ein einstiger Lehrer des fröhlichen Reisenden, ein berner Pfarrer, hat dem Büchlein ein kurzes Vorwort beigegeben, worin er bezeugt:

... Es ist ein reizendes Mitfahren auf dem mondbeleuchteten Meer oder den stillen Seen des Gelobten Landes, ein lieblich Mitreisen durch Palästinas Gefilde und auf altberühmten Höhen des Libanon, ein belehrendes Mitwandern durch enge Straßen, hohe Tempel, fremde Städte oder heimatliche Colonien, wo überall das „Einst" und „Jetzt" traumhaft duftig sich in unserer Seele mischen.

Gewiß werden die Leser gern mitreisen und mitwandern.

Historisches.

1. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit F. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. von Taysen und H. von Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Zweiter Band, erste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 6 M.

Derjenigen Richtung der modernen Historiographie, die sich als Hauptaufgabe stellt, auf dem Wege umfassender Durchforschung des in den Archiven ruhenden Materials eine zuverlässige Grundlage für die neuere Geschichte des deutschen Großstaats und von ihm ausgehend Deutschlands überhaupt zu gewinnen, einer Richtung, die ihren Hauptsitz in Berlin hat und die uns in den letzten Jahren mit einer Reihe bahnbrechender, zum Theil geradezu classischer Geschichtswerke beschenkt hat, hatte es lange genug an einem besonderen Organe für ihre Bestrebungen gefehlt. Ganz offenbar hat sie jetzt ein solches in der hier vorliegenden Zeitschrift gefunden, deren dritter Halbband wissenschaftlich durchaus auf derselben Höhe steht wie die beiden vorhergehenden. Man kann sagen, daß wir hier mitten hineingeführt werden in den Kreis der Studien, deren Höhepunkt etwa Lehmann's „Scharnhorst" oder Stölzel's „Rechtsverwaltung" bilden. Allerdings in einer Beziehung unterscheidet sich der neue Halbband etwas von seinen Vorgängern: noch weit mehr als in diesen fällt in ihm der Schwerpunkt auf die Seite der exacten wissenschaftlichen Forschung, und die Arbeiten, die geeignet sind, das Interesse weiterer Kreise anzuregen, treten dem gegenüber sowol an Zahl wie an Inhalt zurück. Eigentlich ist sogar in dieser Hinsicht nur ein einziger Aufsatz zu nennen, Koser's Darstellung der preußischen Politik während des Krimkriegs. Wenn auch der Verfasser hier nichts Neues bringt und bringen will, so hat er doch das in den werthvollen Veröffentlichungen der letzten Jahre zerstreute Material in anregender Weise zu einem Ganzen gestaltet und dabei namentlich den Gegensatz zwischen den Anschauungen des Prinzen von Preußen und des preußischen Gesandten am Bundestage, von Bismarck, hervorgehoben. Mancherlei Interesse bietet auch die Abhandlung H. von Treitschke's über die preußische Politik bei der 1831 von Frankreich her drohenden Kriegsgefahr. Hatte man früher angenommen, Preußen habe diese Gelegenheit zu benutzen gesucht, um die Idee eines engern Bundes der Verwirklichung nahe zu bringen, so tritt Treitschke dieser Auffassung entgegen und zeigt, daß in den ganzen Verhandlungen über die Kriegsrüstungen von politischen Absichten der preußischen Staatsmänner nicht die Rede ist, daß es sich lediglich um militärische Interessen handelt, indem Preußen von den drei aufzustellenden Armeen eine direct, eine mittelbar leiten will und nur über eine den Oberbefehl Oesterreich zu lassen geneigt ist. Von dem sonstigen recht mannichfaltigen Inhalte des Halbbandes sei angeführt, daß Petersdorff aus einem Protokolle über die Contributionen und Kriegskosten in Oberbarnim allerhand interessante Beiträge zur Wirthschaftssteuer- und Heeresgeschichte der Mark Brandenburg während des Dreißigjährigen Kriegs macht: unter anderm ersehen wir klar, wie während des letzten Theils des Kriegs die Heere in erster Linie aus Cavalerie bestehen; Koser schildert ausführlich die Gründung des auswärtigen Amts, des „Departements der auswärtigen Affairen" durch Friedrich Wilhelm I.; Stölzel gibt Mittheilungen über eine berliner wissenschaftliche Gesellschaft, die „Mittwochsgesellschaft", in der 1795 von Gebhard die Aufhebung der Universitäten beantragt wurde, wogegen sich indeß alle übrigen Mitglieder erklären, ohne freilich ihrerseits die theilweise Reformbedürftigkeit der Universitäten in Abrede zu stellen. Wol der schwächste Aufsatz ist der von Tollin, wo in breiter Ausführlichkeit und in gesucht geistreichem Stile ein sehr unbedeutendes Ereigniß geschildert wird: ein Proceß, der von einer Ohrfeige ausgeht, die ein Offizier einem Kaufmann versetzt hat.

2. Deutsche Geschichte von Otto Kämmel. Erstes Heft. Dresden, Höckner. 1889. 8. In Heften zu 1 M.

Das vorliegende Buch wird „endlich einmal dem Bedürfnisse aller Gebildeten gerecht", stellt, „aus ureigener Kraft geschaffen, in fesselnder und doch tief ernster Weise das Werden und Sein unsers Volksthums vor Augen", sein Verfasser zeichnet sich aus durch „tiefes politisches Denken, ruhige Besonnenheit des Antheils, feines Verständniß für wirthschaftliche und culturgeschichtliche Fragen, eine markige plastische Sprache, gepaart mit überzeugender Wärme". So urtheilt über das „einzig artige Buch" — die Verlagsbuchhandlung. Leider können wir uns dieser liebevollen Kritik — bald hätten wir gesagt Anpreisung — nicht ganz anschließen. Gern seien die Vorzüge der neuen deutschen Geschichte anerkannt. Die Darstellung ist leicht und gefällig, was freilich nicht besagen soll, daß wir in formaler Hinsicht ein besonderes Kunstwerk vor uns haben;

inhaltlich steht der vorliegende Anfang wenigstens im allgemeinen, wenn auch keineswegs in allen einzelnen Punkten, auf dem Boden der neuern Forschung; es kann somit in der That das Buch als ganz wackere populäre Darstellung solchen empfohlen werden, die nicht Lust haben, sich mit ausführlichern Werken abzugeben. Nur darf nicht der Anschein erweckt werden, als hätten wir hier eine ganz besondere Leistung vor uns: das schon lange der Lösung harrende Problem einer wirklich abschließenden deutschen Geschichte bleibt auch nach Kämmel bestehen. Wenn man daneben etwa die dieselben Partien behandelnden Abschnitte aus Ranke's Weltgeschichte liest, so empfindet man, wie sehr unser Buch hinter dem Ideal zurückbleibt. Die wirklich tiefsten Probleme — die letzten Ursachen der sogenannten Völkerwanderung, die Art und Weise, wie die römische Cultur auf die innern Verhältnisse der Germanen einwirkt u. dgl. — werden kaum gestreift. Wie es so häufig geschieht, weiß uns Kämmel ausführlich da zu erzählen, wo wir die Berichte des Tacitus haben, thut dann aber die ganze für das Verständniß der Völkerwanderung hochwichtige Zwischenperiode sehr summarisch ab, kürzer als es bei dem jetzigen Stande der Forschung nöthig war. Andererseits hat der Verfasser die Neigung, möglichst alles wissen zu wollen, und dies verführt ihn mehrfach, auch da positive Ansichten auszusprechen, wo unsere Ueberlieferung nicht hierzu ausreicht. Namentlich gilt dies von dem Abschnitte über die innern Verhältnisse der alten Germanen, wo beispielsweise allerlei über die Einrichtung des Hauses und Hofs erzählt wird, was erst für weit spätere Zeiten bezeugt ist. Ueberhaupt macht der Verfasser aus spätern Zuständen Rückschlüsse auf frühere, wie er viel zu sehr die Edda für die germanische Mythologie verwerthet. Gerade in einem populären Werke ist es bedenklich, wenn über Punkte, über die wir nicht bestimmt urtheilen können, in zuversichtlichem Tone Ansichten vorgetragen werden, die im besten Falle Hypothesen sind. Bei dieser Sachlage sollte ich meinen, daß eine derartige Lobrede der Verlagsbuchhandlung, wie die oben angeführte, die den ehrlichen Kritiker geradezu zwingt, schärfer, als es ihm lieb ist, auf die Schwächen hinzuweisen, dem Herrn Verfasser selbst nur unerwünscht sein kann.

3. Charakterbilder aus der Französischen Revolution. Von Arthur Kleinschmidt. Mit acht Porträts. Wien, Hartleben. 1889. Gr. 8. 3 M.

Ein vorzügliches kleines Buch und unter den uns bisher zu Gesicht gekommenen Schriften, welche die Säcularfeier der Revolution veranlaßt, nach unserer Ansicht die beste. Wohl wird kein neues Material geboten, werden keine neuen bedeutsamen Resultate vorgeführt, aber selten haben wir in der neuern Literatur so scharf umrissene, alle wesentlichen Züge markant wiedergebende Skizzen historischer Persönlichkeiten gelesen. Der gewählte Titel „Charakterbilder" trifft hier in der That vollkommen zu. Nur ein Aufsatz tritt aus diesem Rahmen heraus; es ist von allen der am glänzendsten geschriebene, ein kurzer Essay über die Revolution selbst. Als Probe vom fesselnden Stile des Verfassers seien die Schlußworte dieser kleinen gedankenreichen Skizze mitgetheilt:

Sobald es sich in der Gesellschaft des ancien régime nur rührte, die dem Despotismus als Basis diente, so mußte er zusammenbrechen; dann aber, wenn dies stolze Bauwerk fiel, öffneten sich seine Verliese und man mußte vor denen erzittern, die wie Geister aus dem Grabe ihnen entstiegen; ein Volk von Heloten ward dann frei, welches die Freiheit nicht begriff, sie nicht benutzen konnte, um auch sittlich frei zu werden und seine Geschicke verständig mitzuleiten, welches nur Frevel im Namen und unter dem Deckmantel der Freiheit beging, in wilder Leidenschaft Staat, Kirche, Eigenthum, Menschenrecht zerstörte, sich gegenseitig unter die Guillotine schleppte und nicht eher in seinem fluchwürdigen Treiben rastete, bis es zu Tode gehetzt, ins Netz des kaiserlichen Jägers gerathen war.

Inhaltlich der bedeutsamste Aufsatz ist der über Ludwig XVI. und Marie Antoinette, der, ohne das rein menschliche Mitgefühl, das uns ihr Schicksal einflößt, außer Acht zu lassen, doch in erster Linie beide als Herrscher schildert und innerhalb des großen Ganzen der weltgeschichtlichen Bewegung betrachtet, wobei es dann natürlich nicht ohne scharfe und herbe Kritik abgeht. Denn auch das ist ein Vorzug dieser Charakterbilder, daß der Verfasser im Gegensatze zur herrschenden Schule vor einem offenen Urtheile keineswegs zurückscheut. Weiter werden uns noch vorgeführt: Montesquieu, Mirabeau, Necker (wol die schwächste dieser Skizzen, die den sachkundigen Leser nicht recht befriedigt), Danton, Ludwig XVII., die Herzogin von Angoulême. Es ist nicht gesagt, ob der Verfasser beabsichtigt hat, eine einigermaßen vollständige Auswahl der leitenden Persönlichkeiten der ersten Periode der Revolution zu bieten; nach einer Stelle der Vorrede scheint es indessen so: war dies aber sein Plan, so dürften Rousseau und Robespierre nicht fehlen; daß wir ihre Charakteristiken vermissen, ist das einzige, was wir an dem Buche auszusetzen finden.

Walther Schultze.

Baltisch-russische Schriften.

1. Zur Gewissensfreiheit in Rußland. Offenes Sendschreiben an den Oberprocureur des russischen Synods Herrn Wirklichen Geheimrath Konstantin Pobedonoszeff von Hermann Dalton. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

In diesem „Offenen Sendschreiben" hat die schnöde und freche Erwiderung, welche der fanatische Günstling des „weißen" Zaren im Namen seines Kaisers als amtlicher Vertreter der griechischen Kirche Rußlands dem Vorsitzenden des schweizer Centralcomité der evangelischen Allianz auf ihre Bitte um Gewissensfreiheit im vorigen Jahre zutheil

werden ließ, endlich einmal die gebührende Antwort erhalten.

Dr. Hermann Dalton ist weder Balte, noch Lutheraner; sein Urtheil ist nicht „das eines Angegriffenen, der sich der erlittenen Vergewaltigung zu erwehren versucht, vielmehr eines Mannes, der hinzukommt und nicht zusehen kann, daß der Bruder neben ihm mishandelt wird". Er hat seines Amtes als Prediger der deutschen reformirten Gemeinde zu St.-Petersburg dreißig Jahre lang bis zur jüngsten Osterzeit in hoher Achtung gewartet; er ist in vielfache Berührung mit der griechischen Kirche wie mit den regierenden Kreisen getreten; er hegt „eine herzliche und aufrichtige Liebe zu Rußland". Er hat endlich dem jetzigen Oberprocureur des Synods einst nahe gestanden; er hat einem „herzlichen Worte an die Jugend", das derselbe unmittelbar nach der Ermordung Kaiser Alexander's II. an die Zöglinge der Seminare und geistlichen Akademien gerichtet, „gern einen Geleitsbrief bei seiner Wanderung durch Deutschland mitgegeben". Er ist auch noch jetzt in seinem Urtheile weit entfernt, in der Thätigkeit des Oberprocureurs „nicht eine rege Vaterlandsliebe, eine warme Anhänglichkeit an seine Kirche anzuerkennen"; es verlangt ihn gar nicht, „vielleicht auch noch andere selbstsüchtige Beweggründe aufspüren zu wollen, die ihn wie mit einem scharfen Stachel weiter und weiter treiben". Um so mehr wird Dalton's Zeugniß und Nachweis Geltung beanspruchen dürfen, daß „die Waffen des Kampfes", den der Oberprocureur unter den Augen und mit der Billigung und Aufmunterung seines Kaisers wider die Gewissensfreiheit und wider die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen führt, „den Stempel erkennen lassen, welchen Rom und die Jesuiten ihrem Geräthe eindrücken".

Solcher Waffen sind zuerst die einfache Geschichtsfälschung:

> Mit der geradezu verblüffend wirkenden Kunde überraschen Sie die Welt, daß Rußland das Bollwerk gewesen ... die ganze muselmanische Welt, gegen welche der Occident vergeblich angestürmt, von Europa abzuhalten, endgültig ihre elementare Macht zu brechen. Nur mit einem Gefühle der Beschämung haben nicht wenige ernstgesinnte russische Geschichtsforscher solche Nachricht hingenommen. Ihre fleißigen und gewissenhaften Studien schienen ihnen eines bessern Loses würdig, als durch solch eine kühne Behauptung eines hochgestellten Staatsmannes, dazu noch in einem Schreiben, das als Antwort des Kaisers zu gelten hat, in so peinlicher Weise vor aller Welt bloßgestellt zu werden. Selbst die Sage Ihres Landes reicht einer so vermessenen und ungeschichtlichen Rede keine hülfreiche Hand. Das russische Volk hält in anderer Weise die Erinnerung an das furchtbare Tatarenjoch fest: wo einst die Zelte der goldenen Horde gestanden, geht heute noch um die Trümmer und Kurgane die Sage um und flüstert in leisem Tone ein Gegenbild zu dem, was die Raben am Kyffhäuser Jahrhunderte hindurch dem deutschen Volke ins Ohr geraunt.

Als auf die zweite Waffe des Vertrauensmannes des Kaisers weist Dalton auf die Lüge und Verleumdung hin, mit welcher der Oberprocureur in seiner durch den „Regierungsanzeiger" veröffentlichten Denkschrift gegen den baltischen Adel und die lutherische Geistlichkeit zu Felde zieht:

> Im Namen unsers gemeinsamen Herrn Christus wer und was gibt Ihnen das Recht, den baltischen Adel, die baltische evangelische Geistlichkeit unter den Augen ihres Kaisers des Hochverraths zu beschuldigen, daß sie die lettische und finnische Bevölkerung wider Rußland aufreizen, die Staatskirche verfolgen, das Heiligthum ihres Bekenntnisses zum Deckmantel entweihen, darunter ihre Herrschaftsgelüste und hochverrätherischen Pläne zu verbergen? ... Ihre schwere Anklage verpflichtet Sie als Christ, als Mann der Ehre dazu ... zeigen Sie den über solche Anschuldigung bis in das innerste Mark erregten Gewissen dort in den Ostseeprovinzen, weiter in der ganzen Welt, wohin immer die öffentlich ausgesprochene Anklage aus dem Munde eines kaiserlichen Vertrauensmannes gedrungen, auch nur einen einzigen Fall, in welchem die beiden von Ihnen aufs ärgste geschmähten Stände sich wider die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, widerrechtlich aufgelehnt hätten!

Die Seiten, auf welchen der Verfasser die Lügen Pobedonoszew's in ihrer Bodenlosigkeit aufdeckt, haben ihren Werth als Gutachten eines völlig unparteiischen Beobachters, der durch kein anderes wie immer geartetes Interesse zu seinem Zeugnisse gedrungen ist, als durch den Drang, der Wahrheit die Ehre zu geben. Bei dieser Freiheit des Verfassers von jeder Parteistellung wird es dann von besonderm Gewichte sein, wenn er als die dritte Waffe des Mannes, dem der Selbstherrscher Rußlands sein Vertrauen hingegeben, die nackte Urkundenfälschung — in jedem andern Staate mit dem Zuchthause bedroht — kennzeichnet.

Jeder Balte, der die Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre seines Landes kennt, wußte das, sobald die Erwiderung Pobedonoszew's bekannt gewarden. Dalton hat die Kenntniß der vom Oberprocureur unternommenen Fälschung der Landtagspredigt des Bischofs Walter im Jahre 1864, die zum Ausgangspunkte der Russificirung der Ostseeprovinzen genommen ward, erst durch Studien gewonnen; er schreibt:

> Die erstaunliche Entdeckung wirkte zunächst geradezu lähmend auf mich. Selbst nach Wochen und Monaten nun schon kann ich des unsagbar bittern Schmerzes kaum Herr werden, Sie auf solch einem Wege ertappen zu müssen.... In gewöhnlichen Fällen zerreißt ein solcher Vorgang auch einen starken Faden des Zwiegesprächs. Welchem Ehrenmanne kann an seiner Fortsetzung gelegen sein? Um des Ernstes der Sache willen überwinde ich das Widerstreben und fahre in der Auseinandersetzung fort. Denn es handelt sich um die Waffen, mit welchen eine treue Provinz in ihren tüchtigsten Söhnen vor dem Kaiser verdächtigt wird....

Ueber ein Drittel der Schrift haben wir erst berichtet. Vielleicht regt das Gebotene einen Leser d. Bl. an, die Schrift selbst zur Hand zu nehmen. Manchen lehrreichen Vergleich zieht noch der Verfasser mit der heutigen kirchlichen Politik Rußlands; vor allem stellt er ihr die Regierungsmaßregeln Ludwig's XIV. zur Seite, die der Aufhebung des Edicts von Nantes vorausgingen; er hebt ferner den schmachvollen Rückgang des griechisch-orthodoxen Christenthums im Osten des Reichs gegen den Islam hervor, während die gesammte Staats- und Kirchenmacht sich gegen die germanisch-evangelische Cultur im Westen wendet. Er kennzeichnet das Gebaren der gegenwärtigen Gewalthaber als dem russischen Volke und der griechischen

Kirche widersprechend. Hier könnten wir auf Aeußerungen stoßen, denen wir unsere Zustimmung versagen müßten, bei denen wenigstens wir uns genau zu verständigen hätten, was als Volk und Kirche aufzufassen sei. Wir brechen daher ab mit dem Wunsche, daß jeder, der die kommende Stunde mit Verständniß erleben will, die vorliegenden Auseinandersetzungen reiflich in Erwägung ziehen wolle. Wir müßten ohnehin ausführlicher sein und in das Amt der Tageszeitungen und politischen Organe übergreifen, da diese ihres Berufs hierin selten warten. Die übergroße Mehrzahl derselben hat nicht einmal der einfachen Pflicht der Berichterstattung genügt, indem sie die vom Professor Dr. Luthardt verfaßte Resolution der lutherischen Pastoralconferenz in Leipzig über die Bedrängniß der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen, soweit es an ihr lag, todtzuschweigen versucht hat. Dieser Beschluß lautet nach der „Kreuzzeitung" unter anderm:

Daß man diejenigen, welche den Gehorsam gegen die Obrigkeit, den unsere Kirche uns lehrt, nie verleugnet und anerkanntermaßen zu den Treuesten der Treuen im russischen Reiche stets gehört haben, beinahe wie eine Rotte von Verschwörern und Aufwieglern behandelt, das tritt der Ehre unserer Kirche nahe und fordert unsern Protest. Vollends aber, daß man unsere lutherische Kirche selbst fast wie eine gemeinschädliche Anstalt ansieht und danach behandelt, ihre einfältigen Glieder durch List und Betrug zum Abfall vom Glauben ihrer Väter verleitet und die Verleiteten dann mit Gewalt am fremden Glauben und Altar, von dem sie nichts wissen wollen, festhält, sie dadurch herzlos in die schwersten Anfechtungen des Gewissens bis zur Verzweiflung stürzt; daß man unsere Kirche ihres langjährigen rechtlichen Besitzes willkürlich beraubt und ihr das Los der Armuth bereitet; daß man ihre Diener zum Lohne ihrer pflichtmäßigen Treue, ohne sie ihren Anklägern gegenüberzustellen und ihnen Raum der Verantwortung zu gewähren, nach willkürlichem Spruche in die Verbannung schickt und dem Elende preisgibt; daß man eine der schönsten und blühendsten Provinzen der lutherischen Kirche der Verödung und Verwüstung weiht: zu solchen unerhörten Gewaltthaten können wir nicht länger schweigen, sondern erheben vereint unsere Stimme und klagen die Bedränger unserer Brüder an vor Gott und den Menschen, vor dem Gerichte Gottes des Allwissenden und Gerechten, vor der Kirche unsers lutherischen Glaubens in allen Landen, vor allen christgläubigen Genossen, vor allen redlichen Seelen.

2. Volks- und staatswirthschaftliche Anschauungen in Rußland auf der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts. Archivalische Studie von Eduard Berendts. Mitau, Behre. 1888. 8. 2 M.

Der in Moskau lebende Verfasser hat sich durch seine Erstlingsschrift „Kritische Dogmengeschichte der Grundrente" (Leipzig 1868) vortheilhaft bekannt gemacht und ein ehrenvolles Zeugniß in Wilhelm Roscher's „Geschichte der Nationalökonomik" errungen. Seiner jüngsten „archivalischen Studie" kann die Anerkennung nur in recht eingeschränktem Maße zutheil werden. So mislich es bei vielen historischen Thematen ist, sie nur auf Grund der vorhandenen Literatur zu bearbeiten, ohne archivalisches Material zu Rathe zu ziehen — noch schlimmer ist es, auf archivalische Funde allein ohne Berücksichtigung der einschlagenden Literatur die Darstellung aufzubauen. Dieses aber hat der Verfasser merkwürdigerweise grundsätzlich gethan. Er erhielt Zutritt in das Archiv des Domänenministeriums, welches nach seiner Angabe das Material zu einer vollständigen Geschichte der Agrarpolitik Rußlands während eines ganzen Jahrhunderts enthalten soll, was wir nach der vorliegenden Probe zu bezweifeln einige Ursache haben. Diese Probe umfaßt eine während der Regierungszeit der Kaiser Paul und Alexander I. eingereichte Reihe volks- und staatswirthschaftlicher Vorschläge und Pläne nebst den darüber verfaßten Gutachten höherer Regierungsautoritäten, welche vom Verfasser der vorliegenden Schrift mehr oder weniger eingehend wiedergegeben und mit kritischen oder auch unkritischen Bemerkungen begleitet werden. Das hätte einen ganz dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomik in Rußland ausgemacht, auch wenn das Gebotene „nur aphoristisch die Anschauungen eines beschränkten Kreises schildert"; nur hätte der Verfasser über seinem Material stehen müssen, und wenn er thatsächlich nicht diesen erhöhten Standpunkt einnimmt, sondern im Gegentheile von seinem gefundenen Stoffe abhängig ist, so wird die entschiedene Erklärung:

Ich lasse gänzlich die wirkliche Literatur beiseite, d. h. die einen wissenschaftlichen Charakter tragenden gedruckten Bücher, und ziehe weder die Memoiren und Briefe der Zeitgenossen, noch die Arbeiten der von Katharina II. gegründeten Freien ökonomischen Gesellschaft hinzu —

diese Erklärung wird um so unbegreiflicher und bedauernswerther, als keine Zeile des Büchleins verräth, daß „die wirkliche Literatur", d. h. nach unserer Auffassung im vorliegenden Falle die die wirthschaftlichen Verhältnisse im russischen Reiche zur betreffenden Zeit wissenschaftlich darstellenden Bücher, dem Verfasser bekannt ist.

Immerhin sind die Mittheilungen, welche er uns gibt, sehr anziehend; nur wird der Leser gut thun, sie einfach zur Kenntniß zu nehmen und sie nicht unter den irreführenden Beleuchtungsstrahlen des Verfassers zu beobachten. Zu solchen zählen wir den S. 11 geführten „Beweis, daß nicht alle kleinen Beamten Rußlands im 18. Jahrhundert dem Kartenspiel und Trunk ergeben waren", weil — Baron Steinheil, ein estländischer Edelmann, in „diesen arg misachteten Stand" nach Kamtschatka verschlagen war und sich als einsichtsvoller Mann erwies. Vor allem aber bekundet der Verfasser auf S. 39 und 41, daß ihm die baltische Agrargeschichte, zumal die mit dem Jahre 1802 in Estland, 1803 in Livland anhebende und ununterbrochene fortgesetzte Arbeit der Ritterschaften zur Verbesserung der Lage des Bauernstandes völlig unbekannt geblieben ist:

Auch nicht ein Wort von der Möglichkeit der Aufhebung der Leibeigenschaft finden wir in der Reihe der Maßregeln, die der livländische Landtag projectirte u. s. w. — Wie in mancher Reformfrage, so stand auch diesmal die russische Regierung allein u. s. w.

Immer wieder das alte Märchen!

Wollte der Verfasser sich doch gefälligst überzeugen, daß die Geschichte der baltischen Bauernbefreiung, und zwar auf recht wohlgefügtem Fundamente und unter allen einschlagenden Gesichtspunkten geschrieben, bereits seit 1880

veröffentlicht vorliegt. Was soll man von den Volksverführern und russischen Zeitungsschreibern sagen, wenn deutsche Jünger der Wissenschaft in gleicher Weise verfahren?

3. Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland. Von Arthur Fränkel. Drei Bände. Hannover, Helwing. 1887—1889. 8. 7 M. 50 Pf.

Mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande ist ein Buch abgeschlossen, das „allen denjenigen Gebildeten, welche keine Specialstudien auf diesem Gebiete machen, aber sich doch eine eingehende Kenntniß der wichtigsten Seiten des russischen Culturlebens verschaffen wollen", in der That zu dienen vermag. Wem die großen Werke von Mackenzie Wallace, in welchen nur zu sehr das Wohlwollen des Verfassers für den Gegenstand seiner Betrachtung das Wort führt, und von Leroy-Beaulieu, der für die deutschen Bestandtheile des Reichs kein Auge hat, zu viel und zu schwer werden, ist bei Fränkel gut aufgehoben. Wird er auch lange nicht so systematisch geleitet wie von jenen fremden Schriftstellern, die sich die Kenntnißnahme Rußlands zur besondern Aufgabe setzten, so gewinnt er doch einen recht zuverlässigen Gesammteindruck durch die leichten Erzählungen eines Mannes, der seine Wahrnehmungen während seines ganzen Lebens gewonnen hat und in gefälliger, lebhafter Weise wiederzugeben weiß. Eigene Anschauung und Erfahrung und fleißige Benutzung der Literatur, neben der deutschen namentlich der russischen realistischen Erzähler und der Provinzialcorrespondenzen der petersburger und moskauer Blätter sind seine Quellen. Schildernde, darlegende Abschnitte wechseln mit novellistischen Skizzen, Anekdoten; Thatsächliches mit Dichtung, deren Vorwurf ein Charakterbild aus dem Volke bildet. Das Ganze unterhält und belehrt.

Die ersten 44 Seiten sind der Heimat des Verfassers, den Ostseeprovinzen, dem Embachthale, Dorpat gewidmet. Land und Leute und ihre Sitten werden anheimelnd gezeichnet. Es folgt das russische Land, ein Blick auf seine Culturentwickelung bis auf Alexander II., eine Reihe von Einzelscenen aus der nikolaitischen Zeit, eine Betrachtung der Wirkungen des russischen Nationalcharakters auf das russische Leben. Der zweite Band bringt die Reformära Alexander's II. und ihre Ergebnisse auf dem Lande und in den Erscheinungen des Panslawismus und Nihilismus. Der Schlußband fährt in diesen Illustrationen fort durch Bilder aus dem russischen Städte-, Verkehrs- und Soldatenleben. Die russische Kirche, das Beamtenthum, der Bildungsstand des Volks wird in Kürze gezeichnet. Wie Rußland Sibirien verwerthet hat, ist der letzte Eindruck, mit dem der Leser vom Buche scheidet, das, wie richtig gesagt worden, entschieden dazu beitragen kann, „unsere Werthschätzung des slawischen Nachbars gebührend zu regeln".

4. Beiträge zur Geographie und Statistik des Gouvernements Estland nebst einem Anhange: „Ueber die Bauerburgen." Von Paul Jordan. Reval, Wassermann. 1889. 8. 4 M.

Estland hat seit langen Jahren das Glück, die Leitung seiner statistischen Arbeiten und Veröffentlichungen in den bewährten Händen eines der trefflichsten und mit praktischem Blick und Geschicke begabten Statistiker zu sehen, des Secretärs des estländischen statistischen Gouvernementscomité, Paul Jordan. Ueber die Grenzen seines engern Wirkungskreises hinaus hat ihn die Organisation, Durchführung und Bearbeitung der Volkszählung der estländischen Städte im Jahre 1871 bekannt gemacht; es war die erste Zählung, bei welcher die heute allerwärts üblichen Zählkarten zur Anwendung gelangten und sich in ausgezeichneter Weise auch in der Bearbeitung bewährten. Das Verdienst des Gedankens gebührt unstreitig dem Geheimrath Dr. Ernst Engel, aber Jordan adoptirte die Idee und kam durch den Eintritt des Deutsch-Französischen Kriegs, infolge dessen die geplante Zählung in Deutschland aufgeschoben werden mußte, in die Lage und unterzog sich der Verantwortung, die neue Methode zuerst zu erproben. Sie glückte, wie gesagt, aufs schönste, und die klare, außerordentlich belehrende Beschreibung des Zählungs- und Verarbeitungsactes erregte in den betreffenden Kreisen ganz Europas Aufmerksamkeit. Es geschah diese Berichterstattung in dem Werke: „Die Resultate der Volkszählung der Stadt Reval am 16. November 1871" (Reval 1874).

Zehn Jahre später schloß sich hieran die Zählung des ganzen Landes am 29. December 1881 nach einem mit den Schwesterprovinzen Liv- und Kurland vereinbarten gemeinsamen Plane, der sich auch auf die annähernde Gleichförmigkeit der Verarbeitung der Zählungsergebnisse erstreckte. Diese liegen in drei umfänglichen Werken *) vor, in denen ungeachtet mancher doch eingetretenen Verschiedenheit der Anordnung dem persönlichen Ermessen der Bearbeiter immerhin ziemlich enge Grenzen gesteckt waren. Um so mehr sah sich Jordan bewogen, nach Vollendung seines Antheils an jenem großen Unternehmen, welches das Rohmaterial sorgfältig geordnet der Wissenschaft und Verwaltung zur Verwerthung bereit gelegt hatte, seiner besondern Neigung folgend die Ergebnisse der estländischen Volkszählung in textlicher Beleuchtung dem großen Publikum verständlich, anziehend und werthvoll zu machen. Es beruht in dieser die Grund- und Procentzahlen mit erklärenden und vergleichenden Bemerkungen begleitenden Weise die eigenartige Gabe der statistischen Darstellung Jordan's, durch welche er die weiten Kreise, auf deren Mitwirkung er bei der Erhebung statistischer Zahlen angewiesen ist, für ihre Betheiligung zu interessiren versteht und für seine Wissenschaft eine Popularität erzielt, deren sie sonst in der Regel zu entbehren pflegt.

Seine neueste Veröffentlichung, das obengenannte Schriftchen von 96 Seiten, mußte als amtliche Publication des statistischen Gouvernementscomité nach den jetzigen

*) Ergebnisse der baltischen Volkszählung vom 29. December 1881.
Theil I: Ergebnisse der livländischen Volkszählung. Von Fr. von Jung-Stilling und W. Anders (Riga 1883—85).
Theil II: Ergebnisse der estländischen Volkszählung. Von Paul Jordan. (Reval 1888—85).
Theil III: Ergebnisse der kurländischen Volkszählung (Mitau 1884—86).

Verhältnissen in russischer Sprache erscheinen. In deutscher Privatausgabe hat der Verfasser sie lebendig gemacht. Sie ist von großem Werthe für jeden, der sich über Estland nach geographischer und statistischer Richtung hin belehren will. Die ersten 19 Seiten des saubern und handlichen Büchleins sind der Geographie des Ländchens gewidmet, das sich doch immerhin der Größe nach fast völlig mit Würtemberg deckt. Weitere 19 Seiten sind der Bevölkerung gewidmet. Die folgenden Abschnitte handeln von der Landwirthschaft, der Industrie, dem Handel und Verkehr, dem Unterrichtswesen während der Jahre 1882—87. Die Ergebnisse der russischen Regierungspolitik, deren Dauer der Kaiser noch unlängst durch sein Wort: „Nicht einen Schritt zurück!" verheißen hat, zeigen sich bereits im ersten Jahre staatlicher Schulverwaltung (1887) im Niedergange des Schulwesens, in der Verminderung der Lernenden um 1189 gegen das Vorjahr. Wie mag es jetzt nach weitern 1½ Jahren dieser Wirthschaft aussehen!

Während auf den letzten 22 Seiten über die in Estland im Jahre 1887 erschienenen Zeitungen und Zeitschriften, die Wohlthätigkeitsanstalten, das Vereinswesen, die Leistung der Militärpflicht, das Medicinal- und Gefängnißwesen berichtet wird und eine Gebäudestatistik die durchaus auf zuverlässigen Zifferangaben beruhenden Mittheilungen schließt, gestatten wir uns aus dem Unterrichtswesen eine kleine belehrende Tabelle abzudrucken.

Unter den über 14 Jahre alten Personen waren 1881 in Estland

	bei den Russen		bei den Deutschen		bei den Esten	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich
des Lesens und Schreibens unkundige .	40,41	46,73	0,93	0,96	5,68	2,80
nur des Lesens kundige	8,59	12,44	1,04	3,03	48,37	70,33
des Lesens und Schreibens kundige . .	51,00	40,83	98,03	96,01	45,95	26,87

In diesen Ziffern ist ausgedrückt, welches Geschick heute das unglückliche Land trifft, und das seichte Geschwätz zurückgewiesen, mit welchem man den baltischen Deutschen dieses Geschick als Strafe für angebliche Verschuldung gegen die Eingeborenen anrechnen will.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 6. Juli 1889 bringt einen langen Aufsatz über deutsche Literatur vom Juli 1888 bis Juni 1889. Es heißt da, daß sich im ganzen das Bestreben kundgibt, kurze Werke zu schaffen, daß Schriften von dem Umfange von Gutzkow's „Ritter vom Geist" und von Freytag's „Ahnen" jetzt unmöglich sind. „Kurz und eilig wie unser Zeitalter selbst haben unsere Novellen den Umfang von mäßigen Erzählungen und die Erzählungen denjenigen eines großen Feuilleton erhalten. Einer der besten und ursprünglichsten Dichter dieser Richtung war Theodor Storm, der kurz nach Begehung seines siebzigsten Geburtstages am 4. Juli 1888, wo sein ganzes Volk ihn gefeiert hatte, starb. Mit Ausnahme von Paul Heyse verstand es niemand so gut wie Storm, im kleinsten Rahmen ein packendes Ereigniß oder einen bemerkenswerthen und anschaulichen Charakter zu zeichnen. Für den Binnenländer liegt ein besonderer Reiz in den Schilderungen der See und der Marschen, welche sich in fast allen seinen Erzählungen finden", wie dies beim Nordseeländer natürlich erscheint. Anerkannt wird ferner seine Meisterschaft in der Zeichnung der äußerlich harten und dornigen, innerlich aber weich empfindenden Dithmarschen mit ihrer Neigung für die See und ihre Schrecken, für die nebeligen Torfmoore mit ihrem Geisterspuk und Aberglauben. Besondere Erwähnung findet das nach Storm's Tode veröffentlichte Werk „Der Schimmelreiter", dessen Inhalt sogar wiedergegeben wird. Es heißt von demselben: „Ein tragisches Verbrechen und tragische Sühne werden scharf auf den düster nebeligen, geisterhaften Hintergrund jener Nordküste gezeichnet und gefärbt mit der seltsam mannichfaltigen Tiefe der friesischen Natur. Des Schriftstellers Geschicklichkeit löst mit wunderbarem Erfolge das schwierigste Problem des zeitgenössischen Erzählers, welcher wie seine Leser längst die Welt der Wunder aufgegeben hat und es doch versteht, das Wunderbare natürlich und das Natürliche wunderbar zu gestalten."

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", das beweist auch die königliche Dichterin Carmen Sylva. „Ihre lyrischen Gedichte zeigen, daß unter dem königlichen Purpur die menschlichen Gefühle nicht aufgehört haben, daß sie es gelernt hat, das Leben von Gesellschaftsklassen zu erfassen und Theilnahme dafür zu empfinden, welche weit unter ihr stehen. Edle Anlage, natürliche Reinheit und vorurtheilslose Kühnheit, Eigenschaften, die nicht nur bei gekrönten Häuptern selten sind, kennzeichnen ihren sittlichen Standpunkt. Scharfe Beobachtungsgabe, lebhafte Schilderung und gewandte Ausführungen der Charaktere, welche der Erzählung eingefügt sind, kennzeichnen ihre Künstlernatur. Ihre Novelle in Briefform: «Feldpost», ist wegen der Mäßigung bemerkenswerth, mit welcher die Verfasserin der naheliegenden Versuchung zu einseitiger Kriegslust widersteht. Das soldatische Schauspiel bildet nur den Hintergrund, auf welchem ein Gefühlsdrama dargestellt wird, welches, obgleich einfach, uns in seiner Zartheit und Reinheit an Lessing's «Emilia Galotti» erinnert. Unter ihren letzten Erzählungen, welche unter dem Titel «In der Irre» veröffentlicht wurden, ist «Eine Nacht in den Karpaten» eine packende Natur- und Gefühlsschilderung, während «Die Schwiegermutter» ein lebenswahres Abbild von Land und Volk in der rumänischen Heimat der Verfasserin bietet. E. Geibel (?) pflegte zu sagen, daß des Dichters Platz neben dem Könige sei. In Carmen Sylva finden wir eine Königin, welche sich zu den Dichtern gesellt hat."

„Unter den Meissoniers der Literatur müssen wir die Baronin von Ebner (Eschenbach) und Ferdinand von Saar mit ihren fein ausgearbeiteten Cabinetsstücken nennen. Die erstere erzielt überaus großen Erfolg in der humoristischen Ausführung absonderlicher, aber gutmüthiger Charakterskizzen. Ihre «Kapitalistinnen» sind ein Meisterwerk von Jean Paul'scher Kleinmalerei ohne Jean Paul'sche Schreibweise. Saar's «Drei Novellen aus Oesterreich» bieten in «Lieutenant Burda» das deutlich entwickelte Bild eines Menschen, der von anscheinend unschuldiger Eitelkeit befallen wird,

die sich aber nach und nach zu tragischer Geistesumnachtung steigert. In «Seligmann Hirsch» wird das lebenswahre Bild eines jüdischen Emporkömmlings gezeichnet, welcher durch den Geldmarkt in die höchsten Kreise geführt wird, sich aber auf dieser Höhe nicht erhalten kann."

Als Localnovellen, in denen fast allein noch der Particularismus in Deutschland Ausdruck zu finden vermag (wie herrlich, daß dies jetzt im Auslande immer mehr anerkannt wird! Der Berichterstatter) werden rühmend erwähnt: J. H. Mackay's „Berliner Novellen", M. G. Conrad's „Was die Isar rauscht" und E. Marriot's (Mataja) „Die Unzufriedenen", welche letztere das wiener Leben der Mittelklassen schildert, während „die zu übermäßiger Modernität neigende, aber begabte Ossip Schubin (Kirschner) dasjenige des österreichischen Adels in „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" zeichnet, in „Asbein" dagegen Musiker zum Vorwurf nimmt, deren Vorbilder Liszt und Rubinstein waren.

Bei der Erwähnung von Th. Fontane's „Irrungen und Wirrungen" wird hervorgehoben, daß der Verfasser die örtliche Färbung oft so weit treibt, daß er in die berliner Mundart verfällt. Desselben Schriftstellers „Fünf Schlösser" werden „lebenswahre geschichtliche Bilder" genannt und inhaltlich gekennzeichnet.

„W. Jensen, ein geschickter Erzähler, wählt auch geschichtliche Stoffe. «Aus schwerer Vergangenheit» gibt Einzelbilder aus dem Dreißigjährigen Kriege. Unter diesen ist «An der See» bemerkenswerth wegen der Einfachheit des Entwurfs und der anschaulichen Schilderung der nordländischen Küstenlandschaften." Wegen der klaren Schreibweise werden gerühmt die „Novellen" des Dramatikers H. Bulthaupt, sowie diejenigen des Lyrikers Konrad Telmann, ferner E. Wichert's „Suum cuique" und Ida Boy-Ed's „Eine Lüge" als Schriften, welche das Ehekapitel behandeln, und H. Lorm's „Das Leben kein Traum", welcher die Liebe in ganz anderm Lichte sieht, was von diesem Schriftsteller besonders rühmend anerkannt wird.

Spielhagen's „Ein neuer Pharao" hat auf den ersten Blick enttäuscht, weil der Titel — den Zeitgeist bedeutend — irre führt. Eine kurze Inhaltsangabe ohne Urtheil wird gegeben.

Von Georg Ebers' „Gred" heißt es: „Man kann sich nichts Natürlicheres und Reizenderes denken als diese selbstverfaßte Lebensbeschreibung. Die immer wechselnden Bilder des Haus- und Landlebens in der Kunst- und Handelsstadt Nürnberg ziehen an dem Leser wie Bilder einer Laterna-magica vorüber." Bei aller Heiterkeit fehlt es doch auch nicht „an düstern Schatten, ja selbst nicht an tragischen Ereignissen, indessen durchdringt ein Gefühl von sonniger Fröhlichkeit das Ganze".

Der Novelle „Dahiel der Convertit" von R. Voß gewinnt „The Athenaeum" wenig Geschmack ab. Es wird die Vorliebe des Verfassers hervorgehoben für „herbe, fast Entsetzen erregende Bilder, schmerzliche Conflicte und erschreckende Entwickelungen. Es ist bedauerlich, daß so seltene dichterische Gaben, eine ungewöhnliche Befähigung, anschaulich die Natur und die Menschen zu schildern, sowie eine ursprünglich moralische Absicht, welche den Stempel der Ueberzeugung trägt, auf einen kirchlichen Gegenstand verschwendet worden ist, den man nach der Voß'schen Darstellung «ein Zerrbild des Heiligsten» nennen muß."

Von poetischen Werken wird namentlich Erwähnung gethan der „kräftigen, aber etwas lehrhaften" „Lieder aus dem Süden" von Steph. Milow; ferner wird genannt „Reichstreu — Denkfrei" des trotz seiner achtzig Jahre bemerkenswerth frischen E. L. Rochholz. J. H. Mackay's erzählendes Gedicht «Helene» „enthält sehr realistische, local gefärbte berliner Bilder".

Heinrich Hart's „Nimrod", der zweite Theil seines „Liedes von der Menschheit", „steht hinter dem ersten Theile dieses dem «jüngsten Deutschland» entsprossenen Werks unzweifelhaft zurück".

C. Bleibtreu's „dünkelhaftes Selbstvertrauen" wird hervorgehoben, sein Talent ein „schlecht gezügeltes" genannt, dessen Früchte „Die Tochter Lord Byron's" und „Schicksal" die Theorie nicht rechtfertigen, daß der Verfasser der Schöpfer des zukünftigen Theaters sein werde. Nicht einmal die gegenwärtigen Dramatiker Wildenbruch, A. Wilbrandt, R. Voß, A. Fitger u. a. stelle er in den Schatten.

Von A. Wilbrandt's „Der Meister von Palmyra" heißt es: „Dieses Stück hat eine philosophisch lehrhafte Färbung, was bei einem gelehrten Dichter nicht wundernehmen kann, obgleich ich von einem ehemaligen bühnenvertrauten Theaterleiter nicht erwartet hätte, daß es ein mehr episches als dramatisches Gepräge trüge." Und nach der Inhaltsangabe: „Wir finden keinen dramatischen Conflict und keine zusammenhängende Handlung; es ist nur eine Reihe von fünf getrennten Bildern, die sich zeitlich folgen, aber sich nicht auseinander entwickeln und nicht durch die Einheit der Handlung verbunden sind, sondern nur durch die Person, vor der sich letztere vollzieht. Tiefe Gedanken und schöne Verse — schöner als ich sie von dem Verfasser erwartet hätte — vermehren den Reiz des Stücks, aber können den Mangel eines leitenden Fadens nicht verschmerzen lassen. Das ganze Problem ist eben mehr metaphysisch als dramatisch."

„Die Rosen von Tyburn" A. Fitger's werden als überreich an Handlung in Gegensatz zu dem genannten Werke gesetzt. Der Kritiker meint, daß mit dem Ausschlusse Radley's von der allgemeinen Amnestie das Stück eigentlich hätte zu Ende sein müssen, daß die bei Fitger weiter folgende Handlung weder nöthig noch zu billigen und eines französischen romantischen Melodramas würdiger sei als eines Heldendramas. „Es ist schade, daß der Verfasser ein gut angelegtes Drama durch die unbegreifliche Handlungsweise der Heldin verdarb." ... Die Opferung Radley's bedeutet „das völlige Fehlen jeder Begründung oder vielmehr die einzige Begründung, welche man zu finden vermag, ermangelt jeder dramatischen Würde, da sie einfach sinnlich ist."

In C. Karlweiß' Lustspiel „Bruder Hans" wird die Handlung als unwahrscheinlich bezeichnet und gesagt, daß der Knoten darin nicht gelöst, sondern entzweigeschlagen werde.

H. Kruse's „Fastnachtsspiele" sind als „lediglich possenhaft" kurz angeführt. (Vgl. dagegen F. Wehl's Urtheil in Nr. 31 d. Bl. f. 1888. D. Red.)

Aus dem neunten Bande des „Goethe-Jahrbuchs" findet besonders Paul Heyse's Gedicht „An das Goethehaus zu Weimar" rühmende Erwähnung.

Bibliographie.

Berens, A., Frühlingsboten. Gedichte. St. Charles, Mo. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 3 M.

Hérisson, Graf M. v., Neues Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers. Die Commune. Autorisirte Ausgabe. Augsburg, Gebr. Reichel. 8. 4 M.

Loesche, G., Jan Amos Komensky (Comenius), der Pädagoge und Bischof. Populärer Vortrag. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 50 Pf.

Mylius, O., Die rote Gräfin. Roman in 3 Bdn. Leipzig, Friedrich. 8. 12 M.

Pape, J., Der Tod. Ein Beitrag zur Aufhellung seines Dunkels. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ritzhaupt, F., Der Sternhimmel mit seinen Veränderungen, nebst einer Darstellung über die Vertheilung des Sonnenlichtes auf der Erdoberfläche. Gemeinfaßlich erläutert. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 40 Pf.

Schramm, C. A., Rodbertus, Marx, Lassalle. Eine socialpolitische Studie. München, Viereck. 8. 1 M. 20 Pf.

Spättgen, Doris Freiin v., Mater Innocentia. Historischer Roman. Leipzig, Reißner. 8. 3 M. 50 Pf.

Teichmüller, G., Neue Grundlegung der Psychologie und Logik. Herausgegeben von J. Ohse. Breslau, Koebner. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Vor acht Jahrhunderten. Drei Bilder aus der Zeit der Meißner Mark, zusammengestellt für die Feier des Wettiner Jubiläums 1889. Plauen, Neupert. 12. 40 Pf.

Richard Wagner und der fliegende Holländer. Essay von B. Hartogensis. Berlin, Stilke. Gr. 8. 50 Pf.

Wolf, F., Kastell Alteburg bei Köln. Geschichtliches Denkmal der ältesten Römerzeit am Rhein, festgestellt und beschrieben. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1889. **Achtes Heft.**

Inhalt: Hälften. Novelle von O. von Oberkamp. — Die Wehrgesetzvorlage im ungarischen Reichstage. Von Professor Dr. J. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest. — Das Stammland der Hochalpenpflanzen. Von Ernst Sturm. — Das Nationalmuseum in München und dessen Director Professor Dr. W. H. von Riehl. Von Adolf Fleischmann in München. — Literarisches in der wiener Tagespresse. Ein Herzenserguß von B. von Suttner. — Das Problem der Bühnenausstattung. Von Hans von Basedow. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Mechanik. Von W. H. Uhland. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Jahrgang 1889, 1. Band (Heft 1—6) geb. in Halbfranz 7 M. 50 Pf.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

IN HEFTEN à 50 PFENNIG.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

16 Bände und 1 Supplementband.

MEHR ALS 400 TAFELN.

JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M., HALBFRANZ 9½ M.

Unterzeichnete haben eine

Heilanstalt für Hautkrankheiten

in **Leipzig-Lindenau**, Bernhardtstraße 15, eröffnet.

Die Anstalt liegt vollkommen abgeschlossen in einem alten Parke und ist von Leipzig aus durch zwei Pferdebahnen in 15 Minuten bequem zu erreichen. Prospecte besagen das Nähere und stehen auf Verlangen zur Verfügung.

Leipzig, im Juli 1889.

Dr. med. M. Ihle. **Dr. med. P. Taenzer.**

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Sten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** **4**te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Verbindender Text und Katalog gratis.

Verlag von O. Wigand, Leipzig:

Erklärungen der Tollheit.

Von **John Haslam.** Aus dem Englischen von Dr. **F. Wollny.** Preis 1 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von **E. Erman.**

Drei Theile
in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Die bisher erschienenen Lieferungen 1—9 sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Ein junger Mann mit tüchtiger und allgemeiner Bildung, der an selbstständiges Arbeiten gewöhnt ist, **sucht, gestützt auf beste Zeugnisse, Stellung bei der Redaktion einer Zeitschrift.** Offerten unter **L. 7055** an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

---

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. **kleine Leiterwagen** f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

Illustr. Preisliste gratis! Fabrik f. Wagen, Bürstenbinder u. div. Kohlwaaren.

1 gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
AUG 31 1889
LIBRARY

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 15. August 1889.

Inhalt: Neue Schriften über Goethe. Von Wilhelm Buchner. — Novellen. Von M. Benfey. — Ueber den Wechsel des Zeitgeistes. Von Bernhard Münz. — Frauenerzählungen. Von Theodor von Sosnosky. — Zur Gesundheitspflege. — Zur vergleichenden Literaturgeschichte. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Schriften über Goethe.

1. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zehnter Band. Mit dem vierten Jahresberichte der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Löning. 1889. Gr. 8. 10 M.

Einen neuen Band des „Goethe-Jahrbuchs" nehmen wir immer mit gespannter Aufmerksamkeit zur Hand, vornehmlich nachdem das Goethe-Archiv demselben seine Schätze zur Veröffentlichung darbietet. Betrachten wir den Inhalt des vorliegenden zehnten Bandes.

Derselbe wird eröffnet durch Mittheilungen aus dem Goethe-Archiv, und zwar zunächst die einer Anzahl von Briefen an August von Goethe, welcher zu Ostern 1808 die heidelberger Hochschule bezog und daselbst anderthalb Jahre verweilte. Das gibt denn der Familie Veranlassung zum Schreiben, vor allen Dingen der Mutter, die in ihren Briefen als eine einfache warmherzige Frau erscheint, deren fabelhafte Rechtschreibung der Herausgeber B. Suphan in die gegenwärtige umgewandelt hat; andere hat Frau Christiane einer Hausgenossin, Karoline Ulrich, dictirt. Goethe selbst erscheint mit neun Briefen, welche sämmtlich Riemer dictirt sind; außerdem ist der Oheim Chr. A. Vulpius und schließlich August's bisheriger Erzieher Riemer mit etlichen Briefen vertreten. In dem einleitenden Briefe, welchen Suphan an den Herausgeber des Jahrbuchs richtet, bemerkt er, es sei Zeit gewesen,

einmal auch eine Seite in den Vordergrund zu rücken, welche bisher weniger zur Geltung gekommen: Goethe in seinen nächsten menschlich häuslichen Beziehungen. Wie er den Sohn, den er zum ersten male aus seiner Obhut entläßt, aus der Ferne zu leiten und zu schulen fortfährt und so ihn geistig in der Hand behält. Wie Christiane, nun auch vor der Welt als Lebensgefährtin anerkannt, in fürsorglicher Mütterlichkeit ihre Stelle neben ihm, dem „guten Vater", zu wahren versteht. Wie Sorge und Freude der Aeltern von den nächsten Hausgenossen getheilt wird. Als ein fröhliches Weltkind erscheint der Jüngling, dem das alles sich zuwendet; ein Bild der Gesundheit, aufgeschlossenen Sinnes, zutraulich, sorglos, harmlos, leutselig. Eine glückliche Zukunft vor ihm ausgebreitet nach menschlichem Ermessen. In guter Laune hat der Vater für sein gütig-läßliches erzieherisches Walten sich ein Urbild ersehen in einer Figur der jüngern attischen Komödie. Sein Wahlspruch ist der des Micio: „Pudore et liberalitate liberos Retinere satius esse credo quam metu."

Aus den hier dargebotenen Briefen und aus August's Aufzeichnungen hätte sich nach des Herausgebers Bemerkung ohne sonderliche Mühe ein Bild gestalten lassen über des jungen Goethe Leben und Wesen in Heidelberg; Suphan hat das weislich dem Leser überlassen, indem er den Briefen eine Reihe eingehender Anmerkungen beifügte, welche das Dargebotene durch weitere Mittheilungen aus den Schreiben der Freunde oder August's Tagebüchern ergänzen. August war durch die Empfehlungen Goethe's bei J. H. Voß eingeführt, an dessen Sohn Heinrich er sich innig anschloß, sowie in dem Thibaut'schen Hause; vom Vater bequemlich ausgestattet, benutzte er mehrfach schöne Sommerwochen zu Ausflügen in den Schwarzwald und Odenwald, nach dem Rhein bis Koblenz, wobei er nach des Vaters Anweisung ein Tagebuch führt, sichtlich bemüht, auch in Schönschrift und Rechtschreibung dem Vater Genüge zu thun, sonst „eine bescheidene Leistung" des Zwanzigjährigen, daher dieser Tagebücher nur kurze Erwähnung geschieht. August von Goethe schließt sich der Landsmannschaft der Westfalen an, unter deren Senioren er im Sommer 1809 erscheint. Ende September dieses Jahres kehrt er in die Heimatstadt zurück.

Selbstverständlich sind die Briefe des Dichters an seinen Sohn für uns von besonderer Bedeutung. Der erste derselben ist ein sehr langer vom 3. Juni 1808 aus Karlsbad; es mögen hier einige für Goethe bezeichnende Stellen hervorgehoben werden:

Wir leben nach unserer alten Weise still und fleißig, in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, besonders auch was den Wein betrifft; wobei mir denn lieb ist, aus Deinem Briefe zu sehen, daß Du Dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in Acht nimmst, das mehr als man glaubt einem besonnenen, heitern und thätigen Leben entgegenwirkt. Ebenso lobe ich, daß Du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beim Studiren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Ueberlieferte über den Kopf wächst, so wird man entweder dumpf oder verdrießlich und kommt gar leicht in Versuchung, alles abzuschütteln. Daß auch Deine Studien einen historischen Gang nehmen, ist mir sehr angenehm zu erfahren; wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt, ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf die Weise zu ergreifen, anticipirt das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das Allgemeine gibt sich auf diesem Wege von selbst, denn in dem irdischen Kreise ist denn doch alles wiederkehrend. Daß Du Deiner eigenen Natur nach auf diesem Wege bleiben wirst, ist mir sehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß Du Dich auf die philosophischen und religiösen Fratzen einlassen möchtest, welche jetzt in Deutschland sogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen. Lebe besonnen und vergnügt auf dem Segmente der Erdkugel, wo Dich Dein gutes Geschick hinführt. An Spiralen und noch wunderlichern Linien ist ohnehin kein Mangel.

Es folgt dann ein Brief vom 17. August. Im Herbst 1808 kommt die Kunde, daß die alte Frau Räthin zu Frankfurt gestorben ist und Frau Christiane dorthin reist zur Ordnung der Nachlaßgeschäfte; dort sucht August im October die Mutter auf, wird aber in Frankfurt krank. Eingang November besucht Christiane ihren Sohn in Heidelberg; gleichzeitig trifft ein Brief des Vaters vom 7. November ein, welchem im December ein weiterer folgt. Das Jahr 1809 ist mit Briefen vom 5. Februar, 31. März, 10. Juli und 24. August vertreten; Goethe erweist sich in all diesen Schreiben als ein treumeinender, an den Studien wie an den Reisen des Sohnes herzlichen Antheil nehmender, stets zu gutem Rathe bereiter, in Geldsachen nicht karger Vater, und so dürfen wir diese Briefe als eine willkommene Bereicherung unserer Kenntniß betrachten; angefügt sind denselben drei Empfehlungs- und Dankbriefe Goethe's an Thibaut im Entwurfe von Riemer's Hand.

Ein gar wunderliches Stück Arbeit ist die zweite Mittheilung, eine Handschrift von J. M. R. Lenz, dem seltsamen Jugendbekannten Goethe's in der straßburger Zeit, mit der Ueberschrift: „Moralische Bekehrung eines Poeten, von ihm selbst aufgeschrieben", fünf Foliobogen mit funfzehn „Selbstunterhaltungen" des unglücklichen verkehrten Genies, welches schließlich im Wahnsinne endete. Zweifellos begabt für lyrische und dramatische Dichtung, aber völlig ohne Schule und Selbstzucht, ein, um Faust anzurufen, „übersinnlich sinnlicher Freier", ein in seiner Weise harmloser Geselle, der doch die Gabe besaß, durch seine „Affenstreiche" jeden Augenblick Anstoß zu geben, ein Mensch, der nach Wieland's bezeichnendem Worte „alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich machte und sich dann darüber wunderte wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat"; so beschaffen hauste dieser eben fünfundzwanzigjährige Livländer, welcher selbst eines Mentors recht gründlich bedurfte, als Mentor dreier junger Herren von Kleist in Straßburg, eigentlich eine etwas sonderliche und lächerliche Persönlichkeit, aber mit einem Stich in die Genialität, behaftet mit der Liebhaberei, sich an kräftigere Geister wie Goethe, Lavater, Schlosser anzuhängen, nicht minder mit der Neigung, jedes Halbjahr eine neue Liebesgeschichte einzufädeln. Kurz, nach der Ausdrucksweise jener Zeit, ein Genie, aber ein recht herzlich wirres Genie.

Im December 1773 reiste Johann Georg Schlosser mit seiner jungen Frau Cornelie, Goethe's Schwester, nach Emmendingen in der badischen Markgrafschaft. Wol im Sommer 1774 machte dann Schlosser mit seiner Frau zu Straßburg die Bekanntschaft des jungen Lenz, dessen erste Lustspiele zu Ostern dieses Jahres veröffentlicht worden waren. Obgleich befangen in einer heftigen Neigung für die Straßburgerin Cleophe Fibich, verliebte Lenz sich in Cornelie Schlosser und glaubte auch auf sie, die Schwester seines schwärmerisch verehrten Freundes Goethe, einen unverlöschbaren Eindruck zu machen. Es entspricht ganz seinem aufgeregten Wesen, daß er sich in ein förmliches Liebes- oder ideales Freundschaftsverhältniß zu Cornelie hineinphantasirte; er behauptet zwar, sie habe ihm das Versprechen gegeben, ihm zu schreiben unter der Bedingung, daß er ihre Briefe verbrenne; aber eine solche Briefliebelei wäre völlig gegen den ernsten Sinn Corneliens gewesen. Er dagegen hält sich für einen Briefwechsel schadlos, indem er seine „Selbstunterhaltungen" niederschreibt, eine Art Tagebuch, welches sich an Cornelie richtet, ihr über den wirren Stand der ihn abwechselnd verzehrenden Herzensneigungen berichtet. Der Herausgeber des Werkchens, Karl Weinhold, weist die Zeit der Entstehung desselben genau nach; die erste Selbstunterhaltung ist nach einem Besuche Lenzens in Emmendingen geschrieben; er fand Cornelie krank und durfte sie nur flüchtig sehen; dieser Besuch fand nach einem Briefe Schlosser's an Knebel Ende April oder Anfang Mai 1775 statt. Die zehnte Selbstunterhaltung gedenkt des Besuchs, welchen Lenz Ende Mai mit Goethe bei Gelegenheit von dessen Schweizerreise in Emmendingen machte; die funfzehnte und letzte Selbstunterhaltung fällt nach Goethe's zweitem Aufenthalt in Straßburg, bei der Rückkehr aus der Schweiz, d. h. nach dem 20. Juli 1775; der „Poet" ist demnach im Mai, Juni und Juli jenes Jahres 1775 verfaßt. Als dann im Frühjahr 1776 der wunderliche Phantast nach Weimar ging, die Schar der Halbgenies zu vermehren, die sich an Goethe hing, da nahm er den „Poeten" mit, denn er hatte nicht gewagt, diese wirren phantastischen Ergüsse Cornelien zu übergeben; er gab sie neben andern Kleinigkeiten Goethe und dieser hatte allen Anlaß, das der Misdeutung so fähige Heft in sicherm Verschlusse zu halten, und so ist es bisher verborgen geblieben. Für uns hat dieser Poet, um mit Schiller zu sprechen, welchem Goethe 1797 einige andere Lenziana sandte, nur „einen biographischen und

pathologischen Werth". Weinhold als Herausgeber hat, was an dem sonderbaren Werklein etwa der Erläuterung bedurfte, beigefügt. Lenz aber machte sich im Spätjahre 1776 auch in Weimar unmöglich, fand im Amthause zu Emmendingen einige Monate lang gastliche Aufnahme und betrug sich daselbst ganz vernünftig; im Sommer 1777 während eines Aufenthalts in Zürich erhielt er die Nachricht von Corneliens Tode. Er starb noch jung 1792 zu Moskau.

An dem zweiten Hauptabschnitte, den Originalmittheilungen zur Geschichte der Theaterleitung Goethe's, veröffentlicht von C. A. H. Burkhardt, gehen wir rasch vorüber. Es sind zwölf Briefe, vom Juni 1805 bis November 1811 an Schauspieler gerichtet, meist von Riemer's Hand; daran geschlossen die Rede, welche Goethe im Februar 1817 bei Einführung seines Sohnes als Mitglied der großherzoglichen Hoftheater-Intendanz hielt.

Als dritte Abtheilung erscheint eine Denkschrift Knebel's über die deutsche Literatur, mitgetheilt von K. E. Franzos. Es ist bekannt, daß Frau von Staël im December 1803 nach Weimar kam, zu einigem Entsetzen unserer großen Dichter, welche mit der geistreichen unruhigen Französin nichts Rechtes anzufangen wußten. Rastlos auf der Jagd nach Stoff für ihr beabsichtigtes Buch über Deutschland begriffen, fiel sie wie eine Bombe recht in den Mittelpunkt des deutschen literarischen Lebens und so ergriff Böttiger, der allezeit geschäftige „Freund Ubique", wie ihn Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel nennen, die Gelegenheit, den grollend und einsam in Ilmenau weilenden Knebel um eine Darstellung der deutschen Literaturverhältnisse für die geistreiche Französin zu ersuchen. Knebel, welcher sich allezeit für unterschätzt hielt, gerade damals aber gegen Schiller aufs äußerste erbittert, aber auch gegen Goethe stark verstimmt war, ergriff die willkommene Gelegenheit, um seinem Grolle Luft zu machen und schrieb binnen einer Woche einen ansehnlichen Aufsatz von 15 Folioseiten nieder, welchen er am 3. Februar 1804 an Böttiger übersandte. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Aufsatz bei Hofe vorzulesen, obwol derselbe gerade über die deutschen Höfe sich sehr scharfe, für die meisten wohl zutreffende, für den weimarischen dagegen weder richtige, noch schmeichelhafte Bemerkungen erlaubte, wie z. B.:

Es ist leider eine traurige Bemerkung über Deutschland, daß sich von jeher unter den vornehmen und höhern Ständen so wenig Liebe und Geschmack für die Wissenschaften gezeigt hat. Welch ein Unterschied ist da zwischen uns und den Franzosen und Engländern, deren vornehmste Herren nicht nur den Umgang mit Gelehrten und feinen Geistern suchten, sondern selbst Gelehrte und feine Geister waren und es zu sein sich bestrebten. An den Höfen war Gelehrsamkeit und sonderlich Schöngeisterei, wie man sie nannte, in der größten Verachtung. So stand es in Deutschland! Und noch jetzt wissen sich unsere Höfe so ziemlich gegen den Vorwurf des Witzes zu vertheidigen. Noch lange gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es doch der Hofnarr, der noch ein vernünftiges Wort bei Tafel vorbringen durfte, das doch jetzt mit ihm leider oft ganz verschollen zu sein scheint. Freilich haben wir Auszeichnungen, aber wenige. Die Fürsten selbst sind unterrichteter, aber die Hofleute scheuen noch gewaltig den Vorwurf, unterrichtet zu sein.

Knebel hatte allen Grund, Freund Ubique wegen dieses Vertrauensbruchs zur Rede zu stellen; das geschah jedoch in so milder Form, daß die Vermuthung naheliegt, er habe Böttiger's Verfahren im Grunde nicht ungern gesehen, weil es ihm Gelegenheit gab, den Weimarern einmal etwas herzlich Unangenehmes zu sagen.

Dieser Aufsatz Knebel's galt für verschollen, bis er Herbst 1888 bei der Versteigerung einer Selbstschriftensammlung auftauchte und von K. E. Franzos erworben, sowie nunmehr mit einer gediegenen Einleitung veröffentlicht ward. Und einer Stelle im „Goethe-Jahrbuch" ist er werth, denn er gibt aufs neue einen Beweis dafür, wie Goethe und Schiller sogar im engen Kreise der weimarer Gesellschaft ihre erbitterten Widersacher hatten, was übrigens aus den Briefen von Knebel's Schwester Henriette, aus Merkel's Schriften u. s. w. längst bekannt ist. Der einleitende allgemeine Theil des Aufsatzes enthält allerdings manchen treffenden Gedanken, aber es geht doch durch das Ganze eine so saure feindselige Stimmung, daß der Aufsatz auf die geistreiche Französin nur sehr erkältend hätte wirken können. Die Besprechung der deutschen Dichter der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist verhältnißmäßig sehr kurz; Klopstock wird anerkennend besprochen, Lessing ganz besonders kurz, Wieland dagegen erhält das volltönige Lob, daß er nach Knebel's Meinung der vollendetste Schriftsteller nicht nur unserer, sondern aller neuern Nationen sei; auch der jüngst gestorbene Herder wird mit höchster Anerkennung genannt. Bei Goethe allein werden einige Hauptwerke namhaft gemacht, theilweise mit etwas verklauselter Würdigung; doch spricht sich immerhin in der Hervorhebung des einzelnen aus, daß Goethe sich aus der Reihe der übrigen entschieden heraushebe. Und damit bricht die Besprechung der deutschen Dichter jener Zeit ab; kein Wort von Jean Paul, kein Wort vor allem von Schiller, welcher doch zu jener Zeit seinem Volke, von den Jugenddramen abgesehen, eine glänzende Reihe lyrischer und Balladendichtungen, das „Lied von der Glocke", den „Wallenstein", „Maria Stuart", die „Jungfrau von Orleans" und die „Braut von Messina" geschenkt hatte; dieses Todtschweigenwollen eines Dichters, welcher seit mehr denn zwanzig Jahren zu den gefeiertsten Größen der Zeit gehörte, macht einen entschieden peinlichen und gehässigen Eindruck. Nach dieser kurzen Besprechung von fünf Hauptpersönlichkeiten kommt Knebel wieder auf allgemeine Betrachtungen darüber, daß die Deutschen kein Publikum, keine Welt, mit der sie leben, keine Rednerbühne, keine Geschichte haben. Nach den oben mitgetheilten Stellen über die Geistlosigkeit der deutschen Höfe, nach einem seltsamen Gemenge treffender Bemerkungen und oberflächlicher essigsaurer Urtheile über Deutschland und deutsches Geistesleben, nach allen diesen schönen Dingen, bestimmt auf das Urtheil einer als Schriftstellerin hoch-

[illegible]

[illegible] sich die Arbeit auszubitten und zu bewahren, die „Allemagne“ selbst beweist unseres Erachtens unwiderleglich, daß Frau von Staël Knebel's [illegible] Aufsatz in keiner Weise benutzt hat.

Der vierte Abschnitt: „Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe“, von Verschiedenen aus Bibliotheken, Archiven oder Handschriftensammlungen gesammelt, bringt manches Werthvolle, muß aber hier übergangen werden.

[illegible]

[illegible] der dritten Abtheilung der [illegible] jüngst veröffentlichten Tagebücher, [illegible] die im Goethe-Archiv vorhandene [illegible] des Gedichts, welche zwar dem ersten Abdrucke nahe steht, doch auch mehrfach von demselben abweicht. Sie enthält die ursprünglichere Fassung, wie sie auch noch die ältere Eintheilung des Gedichts in sechs Gesänge zeigt, neben welcher die spätere in neun Gesänge erst nachträglich eingetragen ist. Goethe las Weihnachten 1796 die erste größere Hälfte des Gedichts vor, und Boettiger, welcher darüber berichtet, fügt bei, und wol nach Aeußerungen des Dichters selbst, derselbe habe sich seit zwei Jahren mit dem Stoffe beschäftigt. Dies würde also das Jahr 1794 als Ausgangszeit für die Dichtung ergeben; die politischen Ereignisse des Sommers 1796 aber brachten dieselbe zur Reife. Mitte August 1796 ging Goethe nach Jena; hier entstanden vom 11. bis 19. September, also binnen neun Tagen, in rascher Folge die ersten vier (jetzt sechs) Gesänge, also zwei Drittel des neuen epischen Gedichts; das am Tage Niedergeschriebene ward abends den Freunden vorgelesen, deren aufrichtige Bewunderung den Dichter zu

weiterm Schaffen anspornte. Bezeichnend ist es, daß die einzelnen Abschnitte nicht der Reihe nach entstanden, sondern daß der Dichter, wie er auch sonst liebte, das ihm zumeist Zusagende zuerst angriff. Zunächst wird der zweite, dann der vierte Gesang beendigt; dann folgt mit Umkehrung der beiden Hälften der dritte Gesang, zuletzt der Anfang der Dichtung. Nach so scharf angestrengter Thätigkeit trat eine Ruhepause ein, welche länger dauerte, als wol ursprünglich beabsichtigt war; denn erst das folgende Frühjahr brachte die Vollendung des Werks. Der Rest des Jahres 1796 wird zu gediegenem Durcharbeiten des rasch Entworfenen benutzt; gegen Ausgang des Jahres folgt dann die erwähnte Vorlesung. Eingang Januar 1797 wird das Schema zum Schlusse des Gedichts festgestellt; abermals während eines längern Aufenthalts zu Jena stellt sich die Stimmung zur Vollendung des edeln Gedichts ein; die neue Arbeit beginnt am 2. März; am 15. März wird die Beendigung der Arbeit gemeldet. Es ist also „Hermann und Dorothea" in zwei strammen Arbeitszeiten von zusammen etwa drei Wochen niedergeschrieben worden, allerdings nicht gerechnet die Zeit, welche für die Reifung des Gedankeninhalts vorher, wie für die schließliche Ausfeilung nachher erforderlich war. Schiller konnte im Briefe vom 18. April 1797 mit Recht sagen: „Es ist in der That merkwürdig, wie rasch die Natur dieses Werk geboren, und wie sorgfältig und bedächtlich die Kunst es ausgebildet hat." Um die schließliche Reinigung des Versbaues erwarb sich Wilhelm von Humboldt ganz besonderes Verdienst. Am 15. April ward das letzte Drittel des Gedichts vorgelesen; Mitte Juni wandert das letzte Stück der immer aufs neue durchgearbeiteten Handschrift zum Abdruck nach Braunschweig.

Während früher immer von sechs Gesängen die Rede gewesen, weist dieser erste Druck neun Gesänge auf, welche mit den Namen der Musen überschrieben sind. Die erste Erwähnung der neuen Einleitung findet sich im Briefe an Schiller vom 8. April 1797; die wirkliche Durchführung derselben fällt, wie es scheint, in die beiden Wochen vor und nach dem 1. April. Diese Feststellung ist wichtig für die Bestimmung der Entstehungszeit der im Goethe-Archiv aufgefundenen Handschrift von „Hermann und Dorothea". Dieselbe enthält die Dichtung in sechs Gesängen, während die spätere Eintheilung in neun Musen mit den doppelten Ueberschriften erst nachträglich eingetragen ist. Uebrigens geschah, wie wir aus der Handschrift ersehen, die Verwandlung der sechs Gesänge in neun auf die einfachste Weise, indem drei der alten Gesänge, der dritte, vierte und sechste, in je zwei zerlegt wurden. Und wenn auch das ganze Gedicht in drei strammen Arbeitswochen wie aus Einem Gusse entstand, die folgende Durchsicht änderte nicht nur im Ausdruck und Versbau eine ganze Menge von Stellen, sondern manches des Schönsten scheint Goethe, nach der Handschrift zu schließen, erst ganz zuletzt beigefügt zu haben, wie die Erzählung Dorothea's über ihren vormaligen Bräutigam und Hermann's patriotische Schlußrede, ferner die wunderbar schönen Worte des Pfarrers über den Tod, welche dem Erscheinen des jungen Paares unmittelbar vorausgehen. Wir müssen uns leider versagen, auf manche der hier mitgetheilten sprachlichen und metrischen Veränderungen hinzuweisen; aus einem gewissen Eigensinne ließ Goethe schließlich stehen die „siebenfüßige Bestie", II, 186, welche indeß der Verfasser mit vollkommenem Recht als einen Sechsfüßler auffaßt, in welchem der dritte Daktylus drei Senkungen hat. Der Aufsatz von Schreyer, obwol nur ein Vorläufer der zu erwartenden kritischen Ausgabe des Gedichts, gehört zu den werthvollsten Gaben dieses Jahrgangs.

Hat uns die vorige Arbeit länger festgehalten, so dürfen wir die folgende von Jakob Minor: „Classiker und Romantiker", kürzer betrachten, zumal da die Schlußergebnisse derselben sich minder reinlich für „literarische Unterhaltung" darstellen lassen, als es dort der Fall war. Der Aufsatz legt, allerdings mit manchen Abschweifungen, dar, daß unsere beiden Classiker Goethe und Schiller mit dem kritischen Flügel der Romantiker, den Gebrüdern Schlegel, ursprünglich auf demselben Boden des Idealismus, des Kampfes gegen die seichte Alltäglichkeit eines Iffland und Kotzebue standen, und daß erst seit 1805 die Gegensätze der Classiker und Romantiker auf dem Gebiete der bildenden Kunst hervortraten. Daran reiht sich der Nachweis, daß „Faust II" theilweise unter der Einwirkung der romantischen Dramatik Tieck's stehe und die derben Schwankgedichte aus Goethe's frankfurter Zeit in ähnlichen Werken der Romantiker ihr Nachbild haben. Daß Schiller in einigen Stellen der „Maria Stuart", vor allem in der „Jungfrau von Orleans" unter der Einwirkung der Romantik steht, ist allgemein bekannt. Dies möchten etwa die Hauptgedanken der nicht immer ganz durchsichtigen Arbeit von Minor sein.

An der folgenden Hauptabtheilung: „Miscellen, Chronik, Bibliographie", müssen wir trotz ihres beträchtlichen Umfangs vorübergehen, da sie nur Einzelheiten bringt. Den Schluß des Bandes bildet der vierte Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, aus welchem wir das Wichtigste mittheilen. Dieselbe zählte Ausgang 1888, einschließlich 188 Mitglieder der englischen Goethe-Gesellschaft, 3038 Mitglieder und besaß ein Gesammtvermögen von 18686 Mark. Die Handschriften des Goethe-Archivs haben im Jahre 1888 einen kostbaren Zuwachs erhalten durch Ueberweisung des Goethe-Schiller-Briefwechsels, sowie durch Erwerbung der Goethe-Handschriften aus dem Besitze G. von Loeper's; mit letztern ist der reichhaltigste Schatz an Goethe-Papieren, die sich noch in Privatbesitz befanden, dem Archive zugeführt worden; außerdem mag hier erwähnt werden, daß allerjüngst der gesammte Bestand des Schiller-Archivs von der Familie dem Goethe-Archive zugewiesen worden ist, sodaß beide Bestandtheile nun zu einem Goethe-Schiller-Archive zusammengewachsen sind. Außerdem sind dem Archive zahlreiche Briefe und Bücher durch Schenkung zugegangen;

eine vollständige Sammlung der Abschriften aller auf Goethe's amtliche Thätigkeit sich beziehenden Schriftstücke ist begonnen. Im Goethe-Nationalmuseum hat die Ordnung der Sammlungen Fortschritte gemacht; auch sind ihm zahlreiche Geschenke zugegangen. Dasselbe übt fortgesetzt auch auf das größere Publikum die lebendigste Anziehungskraft aus; seit der Eröffnung im Juli 1886 bis Ende 1888 ist das Goethe-Haus von nahe an 20000 Personen besucht worden. Ueberschauen wir das Verzeichniß der Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, so haben wir freilich Gelegenheit, seltsame Beobachtungen zu machen. Am reichsten vertreten sind Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt, Halle, Hamburg, Jena, Karlsruhe, Köln, Königsberg, Leipzig, München, Stuttgart, Weimar. Andere ansehnliche Städte sind mit 8—10 Mitgliedern vertreten; daß Elberfeld und Nürnberg mit je 7, Barmen, Crefeld und Danzig mit je 6, Altona und Mainz mit je 3, Aachen, Posen und Ulm mit je 2, Hildesheim und Offenbach mit je 1 Mitgliede vertreten sind, eine Stadt von mehr als 100000 Einwohnern wie Düsseldorf nicht mit einem einzigen Mitgliede — das ist doch eigentlich zu wenig.

2. Goethe's Tagebücher der sechs ersten weimarischen Jahre, 1776—1782, in lesbarer Gestalt herausgegeben und sachlich erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, Dyk. 1889. Gr. 8. 6 M.

Goethe's Tagebücher aus den sechs ersten weimarer Jahren haben bisher kein günstiges Schicksal gehabt. Dieselben beginnen bekanntlich mit dem 17. April 1776, dem Tage, an welchem er den von dem Herzog ihm geschenkten Garten in Besitz nahm, etwa vier Monate nach des Dichters Eintreffen in Weimar, und schließen mit dem 13. Juni 1782. Was Goethe in diesen Jahren im sachsen-weimarischen und kursächsischen Kalender aufzeichnete, blieb nach seinem Tode unter den Papieren aufbewahrt; die erste Veröffentlichung des Wichtigsten daraus geschah 1841 durch Riemer. Dann ließ sich Kanzler von Müller aufs neue Auszüge aus den Tagebüchern machen, um dieselben für ein beabsichtigtes Leben Goethe's zu verwenden; diese von den Riemer'schen mannichfach verschiedenen Auszüge fand Burkhardt in Müller's Archiv und veröffentlichte dieselben 1874 in den „Grenzboten". Alsbald darauf 1875 gab R. Keil im ersten Bande seiner Schrift: „Vor hundert Jahren" den ersten vollständigen, aber vielfach durch falsche Lesarten entstellten Abdruck der Tagebücher nach den Kräuter-Riemer'schen Abschriften, woran sich eine Reihe Einzelarbeiten von Düntzer, E. Schmidt und R. Köhler anschlossen, welche Keil's Ergebnisse berichtigten. Es folgte darauf 1887 die weimarer Ausgabe der Werke Goethe's, dritte Abtheilung, erster Band. Hier bearbeitete C. A. Burkhardt die weimarer Tagebücher und zwar gemäß dem Plane der ganzen Ausgabe, ohne erklärende Anmerkungen, mit genauer Feststellung des Wortlautes nach der im Goethe-Archive befindlichen Urschrift, soweit überhaupt bei vielfach undeutlichen, durcheinanderlaufenden Schriftzügen eine solche Genauigkeit möglich ist. Da zugleich diese ursprüngliche Fassung sehr kurz, vielfach mit Abkürzungen oder bildlichen Zeichen gemischt, auch die Rechtschreibung der Namen von Personen und Orten wechselnd ist, so erscheint diese philologisch sorgfältige Wiedergabe der Tagebücher Goethe's, wie sie uns Burkhardt darbietet, ohne Zweifel sehr sorgfältig und wissenschaftlich, aber bei alledem als ein Buch mit sieben Siegeln, wenigstens für den nicht völlig mit den besondersten Einzelheiten jener Zeit vertrauten Leser.

So ist es erklärlich, daß H. Düntzer, nachdem nunmehr diese Tagebücher, soweit solches überhaupt möglich erscheint, in getreuem Abdruck vorliegen, es unternommen hat, dieselben auch einem größern Kreise lesbar und verständlich zu machen durch Auflösung der Abkürzungen, genießbar durch Beifügung erklärender Anmerkungen über die auftretenden Personen, die angedeuteten Ereignisse. Daß H. Düntzer dazu mehr als jeder andere befähigt war, kann nicht zweifelhaft sein; hat er mit seiner ins Kleine und Kleinste sich verlaufenden Goethe-Forschung hin und wieder zum Spott Anlaß gegeben, so ist er dennoch infolge seiner seit einem halben Jahrhundert währenden Arbeit auf seinem Gebiete zu Hause wie kein anderer; es soll nicht Scherz sein, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß H. Düntzer, soweit solches überhaupt möglich ist, Tag für Tag nachweisen kann, was Goethe getrieben, gearbeitet, gedichtet, mit wem er gesprochen, wo er geweilt, gegessen und geschlafen habe; und in gleicher Weise Frau von Stein, Karl August, Knebel und die übrigen Größen des weimarer Musenhofes. Solche Forschung ist allerdings in Gefahr, sich ins Kleinliche zu verlieren, aber diese Sorgfalt im einzelnen befähigt ihn auch vor jedem andern, als Erklärer dieser Tagebücher aufzutreten, uns die verhüllten Personen zu deuten, uns aus Briefen, Fourierbüchern und andern Quellen auf diese Tage und Vorgänge bezügliche Stellen heranzuziehen und dergestalt diese in ihrer Urgestalt so formlosen unverständlichen Räthsel zu lösen. Goethe's Tagebücher machen natürlich auch in dieser Gestalt nicht irgend künstlerischen Eindruck; immerhin geben sie uns ein lebendiges Bild der rastlosen unglaublich mannichfaltigen Thätigkeit des wunderbaren Mannes, ohne daß wir, wie früher, jeden Augenblick im Dickicht der Unverständlichkeit festgehalten werden. Wir sind dem trotz seiner hohen Jahre Unermüdlichen für diese neue Gabe zu warmem Danke verpflichtet.

Wilhelm Buchner.

Novellen.

1. Feona. Ein Misverständniß. Zwei Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.
2. Furchen. Neue Novellen von Hermann Lingg. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Aus Alt-Ansbacher Zeit. Erzählung von Friedrich Lampert. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 3 M.

Eine zweite Auflage, die an sich schon als Empfehlung zu betrachten ist, wird nur natürlich erscheinen, wenn es sich um die Arbeit eines Mannes handelt, zu dem Deutschland seit langen Jahren in Verehrung aufblickt. Daß der Sänger des ewig jungen Mirza Schaffy, gerade weil er schon seit so langen Jahren eine hervorragende Stellung in unserer zeitgenössischen Literatur einnimmt, sich nicht von der schnellfließenden Strömung veränderlicher Richtungen mit dahintreiben läßt, kann nicht überraschen. Die beiden hier vorliegenden Erzählungen „Feona" und „Ein Misverständniß" (Nr. 1) berühren in der vornehmen Einfachheit der Behandlung ihres für unsere schnelllebende Zeit weit entlegenen Stoffs beinahe etwas alterthümlich. Doch gern folgt man dem Erzähler auf den von ihm gewählten Boden, denn wenn er auch abseits führt von den gegenwärtig mit Vorliebe verfolgten Pfaden, so behandelt er doch Schicksale, die sich in eigenthümlichen Verhältnissen in wahrer schlichter Menschlichkeit Antheil weckend gestalten.

Kleine sprachliche Flüchtigkeiten (S. 91, „wovon" statt von denen; S. 135, „dem er gern einmal einen eclatanten Beweis seiner Gunst bewiesen hätte") wären leicht zu vermeiden gewesen und fallen bei einem Schriftsteller wie Bodenstedt doppelt auf. Manch feine Beobachtung des Vielbewanderten wird in natürlich sich ergebender Weise eingeflochten und bringt das behagliche Gefühl einer Fülle der Lebenskenntniß hervor, wie es die nichtige Leere so mancher neuern literarischen Erscheinung nie aufkommen läßt, wohl geeignet, ältere, wie die hier vorliegenden, vor Veraltung zu wahren.

Den etwas seltsam klingenden Titel der Novellen Hermann Lingg's „Furchen" (Nr. 2) erläutert das Motto:

> Der Riß, der durch die Schöpfung klafft,
> Geht mitten auch durchs Menschenherz,
> Er theilt es in die Doppelkraft
> Von Haß und Liebe, Lust und Schmerz,
> Und wird zur Furche für die Saat
> Der guten und der Unglücksthat.

Wenn auch die sechs Erzählungen nicht auf gleich hoher Stufe der Ausführung stehen, so durchweht doch alle ein Hauch, der sie über das Alltägliche emporhebt. Sie sind das Werk eines Dichters, der, wenn auch der Novellist in ihm sich nicht mit dem Dichter messen kann, doch alles, was er berührt, in höhere Gebiete emporträgt. Am tiefsten wirkt die erste, welche einen bedeutenden Vorwurf in eigenartiger Weise und merkwürdig einfacher Form behandelt: der Sohn einer gefürsteten Aebtissin, den die junge unglückliche Mutter verließ, um im Kloster Zuflucht vor Schande und Schmach zu suchen, kreuzt als verlorener, zum Tode verurtheilter Verbrecher ihren Pfad. Aufleben des unterdrückten Gefühls, erwachtes Bewußtsein der furchtbaren Verantwortung lassen sie ihr eigenes Leben zum Opfer bringen für den, dem sie das verhängnißvolle Geschenk des Lebens gegeben hatte. In ahnungsvoller Unbestimmtheit, wie es den Miterlebenden erscheint, läßt der Dichter das Geheimnißvolle und Schicksalsreiche, das sich zugetragen, auch auf den Leser wirken, der dadurch um so tiefer davon ergriffen wird. Doch während der Schleier, der im Verbergen dennoch enthüllt, im Leben wie in der Dichtung reizt, stößt das ab, was allzu dicht verhüllt, kaum einen Durchblick gestattet, wie hier die zweite Novelle, in welcher die in ihren Grundmotiven ungelösten Thatsachen sich drängen, Räthsel aufgeben, ohne sie zu entwirren, während der Dichter vor allem berufen ist, die Räthsel zu lösen, die in den Tiefen des Menschenherzens ruhen. Diese ganze Novelle macht den Eindruck, als gäbe sie wirklich Geschehenes, ohne die Zufälligkeit des vereinzelten Erlebens zu der höhern Wahrheit des poetischen Geschehens zu erheben. Der Verfasser schließt sie mit den Worten, daß er „nur die Darstellung eines jener räthselhaften Vorgänge gab, in welchen äußeres Geschick und eigenthümliche Gemüthsanlage sich zum frühen Untergange eines Menschenlebens verketten, das zu langer Dauer und zu fröhlichem Gedeihen bestimmt schien". Dagegen tritt die belebende Kraft des Dichters bedeutend hervor in der Erzählung „Die eiserne Krone", wo Zeiten, Menschen und Verhältnisse, die dunkler Vergangenheit anheimgefallen, plötzlich, vom Dichterworte zum Leben geweckt, zu neuem eigenartigen Dasein erwachen und das ewig Menschliche auch unter dieser Hülle erkennen lassen.

Die drei letzten Novellen sind bedeutend kürzer als die vorhergehenden; sie machen eher den Eindruck stimmungsvoller Bilder als den ausgeführter Geschichten. „Verhüllt" bringt das Nachtstück einer durch Irrsinn „verhüllten Seele". Ein ungelöster Rest von Geheimnißvollem, Unerklärtem läßt „Am Lago d'Averno", dem Eingange zur Unterwelt, eine schemenhafte Welt in die Wirklichkeit des Tags hineinlangen:

> Es gibt eine Geisterwelt und wir können zu ihr dringen? fragt der Held. Es gibt vielleicht doch etwas in der Natur, das nicht gegen ihre Gesetze verstößt und doch unerklärlich bleibt? Ein Ueberspringen des Zusammenhangs der Dinge um einige der Schranken, welche die Ursache und Wirkung in ihrer gewohnten Folge darstellen?

Die Zeit der spiritistisch-hypnotischen Studien wirft ihre Schatten auch auf die Welt der Phantasie! In „Poet und Sängerin", der als der unbedeutendsten mit Recht die letzte Stelle zuertheilt ist, spricht der Dichter H. Lingg, der hoch über dem Novellisten steht, einige anziehende Worte aus eigenster Erfahrung über das Schaffen des Dichters:

Kaum war er aber aus dem Hause getreten, flogen ihm die Verse zu; ein Sonnenstrahl über einer Blume, der Flug einer Taube, glänzendes Abendgewölk und ein Stern, der durch die Zweige eines Baumes schimmerte, entrissen ihn der Wirklichkeit und den Anforderungen, die sie an ihn stellte. Er vergaß alles um sich her, und war er dann nach Hause auf seine Stube gekommen, so schrieb er Strophen, Dialoge, Phantasiebriefe. . . .

Was diese Novellen im ganzen über das Alltägliche erhebt, danken sie der dichterischen Anschauung ihres Bildners, die sich auch in seinen Prosaschöpfungen nicht verleugnet, der meist schlichten und doch gehobenen Sprache. Trotz dieser Vorzüge läßt sich ein Gefühl des Mangels nicht vollständig überwinden, die Empfindung, als sei dem Stoffe nicht durchweg alles abgewonnen, was er zu bieten hatte, als sei die letzte, plastische, in sich geschlossene Abrundung nicht überall voll erreicht.

Die Erzählung „Aus Alt-Ansbacher Zeit" von Friedrich Lampert (Nr. 3), die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt, bietet ein Stückchen Leben aus jener „guten alten Zeit". Inhalt wie Rahmen sind im ganzen gut ausgeführt, manche Partien — wie der stimmungsvolle Anfang — sogar recht gut. Wirkliches Erzählertalent zeigt sich im Beherrschen des Stoffs, in der Darstellung, die manch charakteristische Züge zusammenfügt, welche in ihrer Gesammtheit ein ziemlich wirkungsvolles Bild geben aus jener Zeit kleinlichen Tyrannenregiments, in der ein ganzes Ländchen vor der jähzornigen Willkür seines Beherrschers zitterte. Es fehlt diesem hübschen Talent aber leider die Energie, welche in der Gestaltung das wahrhaft Künstlerische erstrebt, im großen wie im kleinen den rechten Ton treffen, Gesuchtes wie Gewöhnliches meiden lehrt. Diesem großen Mangel an wahrhaft künstlerischem Sinne entspringen die zahlreichen kleinen Verstöße, durch die der Verfasser im einzelnen so manche kaum hervorgebrachte Wirkung beinahe muthwillig selbst wieder zerstört. Mitten in der Schilderung einer der furchtbarsten Scenen, welche die Nerven des Lesers erregt und seine Phantasie beschäftigt, heißt es plötzlich: „Es war ein entsetzliches Schauspiel, das sich buchstäblich so, wie wir es erzählen, zugetragen" (S. 166), wodurch sofort der ganze Eindruck auf die Phantasie vernichtet und durch kalte Reflexion ersetzt wird. Aehnliches wiederholt sich öfter, und durch solche ganz überflüssige, an sich nichtssagende Zwischenbemerkungen reißt der Erzähler aus der Antheilnahme an der Gegenwart des Geschehenden, das dadurch zu weit entfernt liegender Vergangenheit zurücktritt. Einige Geschmacklosigkeiten im sprachlichen Ausdrucke finden ihre Erklärung gleichfalls in diesem Mangel des Künstlerischen. „Wenn das Wort richtig gewählt ist", heißt es bei der Schilderung der zweiten weiblichen Hauptgestalt: der rechte Darsteller darf nie einen Zweifel daran hegen, noch weit weniger ihn gar aussprechen, daß das von ihm gewählte Wort das richtige ist. Unkünstlerische Wahl des Ausdrucks berührt geradezu lächerlich in einer Scene, die tragisch wirken soll; der treue Diener des verstorbenen Fürsten wirft sich auf dessen Sarg und ruft dem Todten zu: „Leb' wohl! lieber Fürst! Du hast mich glücklich gemacht! Leb' wohl!" Selbst wenn diese Worte als historisch wahre verbürgt wären — der Verfasser, der die Zeit, die er schildert, gut studirt hat, könnte möglicherweise diesen Einwurf erheben — so ist doch historische Wahrheit nimmer auch poetische, weil sie geschichtlich ist. Doch trotz des einen großen Mangels, aus dem all die kleinern hervorgehen, die hier nicht weiter einzeln erwähnt werden können, liest sich die ruhige, ziemlich lebendige Darstellung im ganzen wie eine belehrende Unterhaltung.

M. Benfey.

Ueber den Wechsel des Zeitgeistes.

1. Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik. Von Julius Duboc. Leipzig, O. Wigand. 1889. 8. 5 M.

Der Zeitgeist ist die in einem bestimmten Zeitabschnitte herrschend gewordene, tonangebende Gesammtrichtung des Meinens, Urtheilens, Empfindens und des frei daraus fließenden Geschmacks, Strebens und Wollens. Er ist dasjenige, was sich aus dem reichen, individuellen Lebensinhalte als lebendiges Kraftelement herauskrystallisirt. Hat er das Genie des Einzelnen sich anzueignen vermocht, so ist dasselbe in ihm enthalten; wo nicht, so ist es spurlos an ihm vorübergerauscht. Der Zeitgeist bleibt sich nicht treu, er erfährt im Gegentheile mannichfache Wandlungen, welche einander völlig ausschließen. Was in der einen Spanne Zeit die höchste Bewunderung und Verehrung genoß, wird in der andern mit geringschätzigem, verächtlichem Achselzucken angesehen; was in jener auf einen Sockel gestellt ward, wird in dieser von demselben herabgestürzt. Diese Wandlungen sind nicht etwa auf eine Laune des Zeitgeistes zurückzuführen, sie entspringen vielmehr den ehernen, ewigen Naturgesetzen. Wie der Stoffwechsel eine Lebensbedingung des Körpers ist, so ist er auch für das Leben der Seele unentbehrlich. Der erschöpfte Boden muß einmal brach liegen. Die Ueberarbeitung des Geistes verursacht eine herzhafte Uebersättigung und diese erzeugt eine Abneigung, welche in die Unempfindlichkeit mündet. Diese kann nur durch eine durchschlagende Reaction gegen ihre Erzeugerin beseitigt werden. Darum wünschte Gervinus vor einigen dreißig Jahren dem damaligen „ruhesüchtigen Volke, dem das Leben des Buchs und der Schrift das einzige geistige Leben und das geistige Leben das einzig werthvolle sei", einen Umschlag in dem Sinne, daß es von der Dichtung zum politischen Leben abfalle und dasselbe begeisterte Thun hier wie dort bewähre. Nicht nur wegen der politischen Ziele galt ihm das für erwünscht,

sondern auch darum, weil selbst die einseitigste Abwendung von einem Uebermaß immer noch eine gesunde Reaction bezeugt und also selbst einem Genesungsprocesse angehört.

Von diesem einzig und allein richtigen naturgesetzlichen Standpunkte überschaut und prüft der Verfasser mit trefflicherem Blicke die Perioden des deutschen Zeitgeistes von dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" bis zur Gegenwart, als da sind die aus der Störung des Gleichgewichts zwischen Wissenskraft und Wissensbesitz hervorgegangene metaphysische Periode, der realistische Idealismus der vierziger Jahre, der Pessimismus und seine Einwirkung auf den vor der Verkümmerung des Lebenstriebes durch die Entsagung zurückschreckenden Zeitgeist in der Richtung des ethischen Materialismus, die Aeußerungen des letztern, der naturalistische Realismus, die auf ihn folgenden rückläufigen Bewegungen und die Evolution und Revolution. Das vollendetste und selbstverständlich am weitesten ausgreifende Kapitel ist das über den ethischen Materialismus, in welchem dessen gesellschaftlichen und künstlerischen Ausgeburten das Feigenblatt der Naturwahrheit schonungslos heruntergerissen und den modernsten unter den modernen Künstlern, Henrik Ibsen und Richard Wagner, als ihr Programm „die Abwendung von einer Wiedergabe des Schönen, die Hinwendung zur Charakteristik als oberstem Kunsterforderniß, die Abwendung von einer ästhetisirenden und idealisirenden Auswahl, die Hinwendung zur breiten Masse des Thatsächlichen als Naturerforderniß, die Abwendung vom sittlichen Ideal und der Pflichtensphäre, die Hinwendung zum Naturtriebe, zu elementarer Gewalt, bezw. zum Naturrohen, in der Liebe als Sexualismus, die Abwendung vom Genusse der Schönheit mittels Erregung, die Hinwendung zum directen Genusse der Erregung — im Zusammenhange damit, die Abwendung von einfachen Wirkungen und Motiven, die Hinwendung zur hochsensationellen Würze und drastischen Effecten, bezw. zum Häßlichen" abgelauscht wird. Wer nach dieser packenden, unwiderleglichen Auseinandersetzung des Verfassers es noch über sich bringen kann, die Thatsächlichkeit des einzelnen Falles für die Thatsächlichkeit des Inbegriffs der Natur zu nehmen, an dem einzelnen Geschehnisse zu messen, wie es in der Gesammtheit des Lebens zugeht, der ist ein unrettbar verlorener Fanatiker einer oberfaulen Sittlichkeit, einer verlogenen Dichtkunst, welche, um mit Friedrich Theodor Vischer zu sprechen, „standhaft erprobet im Kloakenwerke — des Nasennerves ungewohnte Stärke".

2. Das Maschinenalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Von Jemand. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 4 M.

Die „Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit" sind ein Gewebe von Wahrheit und Dichtung. Der Verfasser vergleicht das Maschinenalter sehr sinnig mit einem Baume, welcher im April an allen Zweigen schwellende Knöspchen trägt, aber noch mit dem dürren Laube des Vorjahres dicht behängt ist. Es trifft jedoch nicht zu, daß die welken Blätter zahlreicher, größer und auffälliger als die jungen Triebe sind und daher unserer Zeit den Stempel aufdrücken. Die frühlingssprossenden Geistestriebe sind zu einem großen Theile mit freiem Auge zu sehen und man bedarf keiner Lupe, um sie wahrzunehmen. Es ist entschieden übertrieben, daß das Nationalitätenprincip den Völkeraltruismus ausschließt, der Patriotismus in der Verhimmelung des eigenen Vaterlandes und der Herabsetzung, Verachtung und — wo möglich — in der Vernichtung des nationalen Nächsten besteht. Das Gefühl der Feindseligkeit, welches die Mitglieder eines Gemeinwesens untereinander nicht nähren und bethätigen können, ohne die moralischen und staatlichen Gesetze zu verletzen, gilt durchaus nicht etwa als ein erhabenes Gefühl, wenn es grundlos von einem Gemeinwesen gegen das andere gehegt wird. Es ist nur dann im Schwange, wenn ein Staat durch einen andern in seinen Lebensinteressen verletzt wird oder sich verletzt wähnt. Die Zeiten sind glücklich vorüber, wo die Erisäpfel willkürlich vom Zaune gebrochen wurden; vom Fels zum Meer tönt das Losungswort „Friede", und wir sehen manche Staaten ihre berechtigten, nur zu berechtigten Empfindlichkeiten unterdrücken, um die Kreise des Friedens nicht zu stören. Daß dieser Friede bewaffnet ist, erscheint als ein Gebot der ehernen, unerbittlichen Nothwendigkeit, er ist ein nothwendiges Uebel, weil die Völker nicht allesammt auf der nämlichen Culturstufe stehen. Von diesem Gesichtspunkte aus kommt dem geflügelten Spruche: „Si vis pacem, para bellum" volle Berechtigung zu, und es ist gar nicht abzusehen, wie aus der Bethätigung desselben hervorgehen soll, daß die aus dem Zustande der Wildheit überkommenen Gefühle der Feindschaft und des Hasses, der Rachsucht und Raubsucht gegenwärtig den Untergrund des internationalen Verkehrs bilden. Uebrigens hat das 19. Jahrhundert eine Einschränkung der nationalen Selbstjustiz durch ein internationales Schiedsgericht zu verzeichnen. Den Russen wurde der Vertrag von San-Stefano durch den berliner Congreß im Jahre 1877 tüchtig zugestutzt, und Deutschland und Spanien unterbreiteten den wegen der Carolineninseln ausgebrochenen Streit dem Papste zur Schlichtung.

Hand in Hand mit der allgemeinen Friedenssehnsucht gehen die wunderbaren industriellen und technischen Erfindungen, welche die Völker zusammenrücken und den Erdball verkleinern. Doch nicht in der Industrie und Technik, welche dem Zeitalter seinen Namen geben, ist des Maschinenalters Ruhmestitel, noch dessen hervorragendste Bedeutung zu suchen, sondern in der Entfaltung der Wissenschaft. Selbst der Triumph des Maschinenwesens: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, alle die Großthaten des Dampfes und der Elektricität, sind schließlich auch nur die sichtbaren Siegeszeichen des wissenschaftlichen Eroberungszuges. Allerdings hatten alle vorhergegangenen Zeiten mehr oder weniger wissenschaftliche Kenntnisse erlangt: Erd- und Himmelskunde, Geschichts- und Alterthumsforschung, Medicin, Mathematik, Chemie, auch beschreibende Thier- und Pflanzenkunde waren seit undenklichen Zeiten gepflegt

worden, aber erst der Wissenschaft des Maschinenalters war es vorbehalten, das Entwickelungsgesetz zu offenbaren. Damit war eine Lehre eingeführt, in deren Lichte alle früher gewonnenen Kenntnisse unter einen überraschend klaren Gesichtspunkt gebracht werden konnten, und solche Disciplinen, welche sich früher von den Natur- und Erfahrungswissenschaften stolz abgeschlossen hatten, nämlich die moralischen und psychologischen Lehren, wurden in den Bereich der Entwickelungstheorie gezogen. Im Zusammenhange damit erfuhr auch das Studium der Sociologie, welches die verwickeltsten Erscheinungen im Reiche der Umwandlungen, nämlich die Erscheinungen des Wachsthums und des Lebens der gesellschaftlichen Organismen behandelt, seitens Herbert Spencer's eine wissenschaftliche Begründung durch die Anpassung an die naturwissenschaftliche Methode. So feierten die Wissenschaften im 19. Jahrhundert ihre Renaissance; allenthalben setzten sie, weithin sichtbar, mächtig anschwellende und frisch pulsirende Triebe an. In der Praxis blühten die neuen Ideen indeß still und verborgen. Wol scharte sich eine Reihe tapferer, auserlesener Männer um das Banner derselben und trat mit Leib und Seele dafür ein, sie in die Wirklichkeit zu übersetzen; allein sie muß sich damit begnügen, den Boden für eine bessere Zukunft urbar zu machen, da der Kampf gegen die Regierungen und die Massen zu ungleich ist. Die erbitterten nationalen Streitigkeiten in den nicht einheitlich gefügten Staaten, die dem freien Gedanken in den Weg gelegten Hindernisse, die Klassen- und Rassenkämpfe drücken unserer Zeit ein beschämendes Brandmal auf; es ist und bleibt ein Schandfleck für unser Jahrhundert, daß die Gewalt, der die Lenkung der Gesellschaft anvertraut ist, zum Theile in die Hände solcher Männer gelegt wird, welche als Zeugniß ihrer Fähigkeiten keinen andern Titel aufzuweisen haben als ihr gehässiges Vorurtheil. In den gesetzgebenden Körpern befindet sich die Macht zumeist in den Händen der Unwissenheit; kein Parlament besitzt im großen und ganzen eine gehörige Kenntniß von den unvermeidlichen Wechselbeziehungen, von Ursache und Wirkung, von der Stetigkeit jeglicher Kraft, von den biologischen Gesetzen, welchen das Leben der socialen Organismen unterliegt, von der Nothwendigkeit, die Bedingungen, unter welchen die natürlichen Kräfte freies Spiel haben, aufrecht zu erhalten. Sehr drastisch veranschaulicht unser Verfasser die heillose Verwirrung in den politischen Einrichtungen des Maschinenalters durch ein Riesenhospital, in welchem Kranke aller Gattungen untergebracht und behandelt werden, in welchen es von sogenannten Aerzten und Operateuren wimmelt, die in der Medicin und Chirurgie wenig Bescheid wissen:

> An Arzneivertheilungen und Operationsanwendungen fehlte es nicht; purgirt, amputirt und trepanirt wurde zur Genüge; aber eine systematische Kenntniß der zu behandelnden Uebel gab es nicht und wurde von den zur Heilung Angestellten gar nicht gefordert. Letztere gehörten nicht einer eigenen Klasse von Staatsgelehrten an, die durch einschlagende Studien zu ihrer Amtsverrichtung sich vorbereitet hätten, sondern sie wurden aus allen Schichten der Gesellschaft durch Wahlstimmen ins Amt gerufen. Während alle übrigen Berufsarten nur durch langjähriges Fachstudium, durch abzulegende Prüfungen zugänglich gemacht waren, war die einzige Function der Landesgesetzgebung jedermann bedingungslos erreichbar. Man brauchte sich hierzu nur Wähler zu gewinnen — sei es durch Bestechung, durch schönrednerische Versprechungen, durch persönlich eingeflößte Sympathie oder durch den bloßen Klang eines angenommenen Parteinamens.... Von allen übrigen Berufsmenschen wurden Kenntnisse verlangt, eine ganze Kette geordneter Kenntnisse, deren Besitz nachgewiesen werden mußte, nur von dem Gesetzgeber genügte es, wenn derselbe eine Gesinnung zu haben — vorgab.... Die Politik war übrigens nicht einmal ein Fach. Denn erstens stand sie jedem Staatsbürger, der sich Wahlstimmen erwerben konnte, offen; sie entbehrte — auch als Beruf betrieben — wissenschaftlich festgesetzter Axiome und blieb dem Gutdünken, der Willkür ihrer im Finstern tappenden Vertreter überlassen. Allgemeine Wahrheiten, sichere Regeln, erkannte Naturgesetze, welche den Untergrund aller Wissenschaften abgeben, besaß die officiell betriebene Politik nicht. So wurden — um nur ein Beispiel anzuführen — der Handel und die Industrie durch immer wechselnde Verordnungen, Gesetze und Einrichtungen geregelt, ohne daß noch über die Grundfrage Klarheit gewonnen war, ob vom volkswirthschaftlichen Standpunkte der allgemeinere Vortheil durch staatlichen Schutz oder durch freien Wettbewerb geboten sei.

Wie könnte denn aber im Grunde die Entwickelungslehre dreißig Jahre nach ihrer Entdeckung den öffentlichen Geist beherrschen? Gut Ding braucht Weile. Eine Eichel braucht lange, um eine schattige Eiche zu werden, aber noch viel länger braucht die Idee, um sich zu einem die ganze Menschheit beschattenden Baume zu entfalten. Damit eine Idee den Geist und das Leben der Gesellschaft durchsetze, genügt es bei weitem nicht, daß sie von einigen Zeitgenossen erkannt und zur öffentlichen Kenntniß gebracht werde. Es muß vielmehr durch mehrere Geschlechter um sie ein dichter, unüberwindlicher Schutzwall von Beweisen und Widerlegungen der gegen sie geschleuderten Einwände errichtet werden; sie muß zur Augenscheinlichkeit bewiesen, über jeden Zweifel erhoben werden.

Wenn aber die Entwickelungslehre selber ihre langsame, allmähliche, stufenweise Verbreitung erheischt, warum ereifert sich unser Verfasser so sehr über den Jugendunterricht, welcher den zarten, empfänglichen Kinderseelen die Entwickelungslehre vorenthält? Warum macht er dem ehemaligen Minister Falk bittere Vorwürfe, weil er seinerzeit in der Kammer geäußert hat, „man werde doch nicht von ihm denken, daß er jemals notorische Darwinisten in naturwissenschaftlichen Fächern der mittlern Unterrichtsanstalten anstellen werde"? Man kann doch wol nicht Volks- und Mittelschüler in den heftigen Streit der Meinungen hineinzerren, sie darüber, daß die die Wissenschaften beschäftigenden Dinge, wie Erde, Sprache, Moral, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich langsam entstandene, tausendfach umgewandelte und zu neuen Umwandlungen bestimmte Erscheinungen sind, über die Grenzen des Naturerkennens und die unüberbrückbare (?) Kluft zwischen der Religion und der Naturwissenschaft aufklären. In diese großartigen tief eingreifenden Geheimnisse der Wissenschaft kann man erst

den Hochschüler einweihen. An den Hochschulen aber ist die Freiheit des Vortrags nicht im mindesten gefährdet, gleichwie der freien Forschung keine Gewalt angethan wird.

3. Die alte und die neue Weltanschauung. Studien über die Räthsel der Welt und des Lebens. Von Carus Sterne. Mit zahlreichen Textabbildungen, Porträts und Tafeln. Dritte bis achte Lieferung. Stuttgart, O. Weisert. 1889. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Den ersten zwei in Nr. 45 d. Bl. f. 1888 angezeigten Lieferungen des zu besprechenden Werks sind in rascher Folge die Lieferungen 3—8 gefolgt. Das dritte Heft beginnt mit einem sehr fesselnden Kapitel: „Von Francis Bacon bis Newton". Bacon erscheint hier auf Grund eingehender Quellenstudien in einem ganz neuen Lichte — in dem Lichte eines Mannes, dessen Worte und Thaten durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt sind, einander geradewegs ausschließen. Er sprach es, wenn auch nicht zum ersten mal, so doch mit der größten Energie und Bestimmtheit aus, daß zur Verbesserung der wissenschaftlichen Zustände eine vollständige Veränderung des bisherigen Standpunktes und Verfahrens nothwendig sei, daß ein neuer Continent für die Philosophie entdeckt werden müsse. Er erkannte den Grundfehler der bisherigen Wissenschaft darin, daß sie sich zu den höchsten Principien, den allgemeinsten Ursachen und Gesetzen erheben wolle, ehe der Boden gesichert sei, auf dem sie stehe; daß sie statt einer wirklichen, sorgfältig geprüften und beglaubigten Erfahrung sich auf bloße Gerüchte über fremde Erfahrungen, auf ungeprüfte Ueberlieferungen verlasse, und statt eines methodischen und stufenweisen Fortgangs vom Einzelnen zum Allgemeinen aus wenigen unvollständig untersuchten Fällen sofort die weitgreifendsten Folgerungen ableite. Er stellte daher dem scholastischen Rationalismus die Erfahrung, der deductiven Logik das inductive Verfahren entgegen, welches die leitenden Begriffe und Grundsätze selbst erst feststellen soll, die jene ohne genauere Untersuchung für ihre Ableitungen voraussetzt. Demzufolge verwarf er alle Einmischung theologischer Gesichtspunkte in die Naturwissenschaft, er beseitigte alle teleologische und alle blos metaphysische Erklärung der Naturerscheinungen, er wollte die Naturphilosophie streng auf die Erforschung der Thatsachen und die Aufsuchung der materiellen und wirkenden Ursachen, kurz auf diejenigen Untersuchungen beschränken, welche uns mit der wirklichen Welt bekannt machen und unsere Macht über die Natur erweitern. Er bezeichnete den Zweifel, welcher im Mittelalter für die größte Sünde galt, als des Forschers oberste und heiligste Pflicht, den Autoritätsglauben als seine schwerste Sünde. Erst wenn der menschliche Geist von den Trug- oder Götzenbildern auf den Stand der Kindesreinheit und Unschuld zurückgebracht ist, vermag er in das Himmelreich der Erkenntniß einzugehen:

Ich muß endlich im allgemeinen verlangen und wiederholt erinnern, daß der menschliche Fleiß in Erforschung und Sammlung der Naturgegenstände sich gänzlich ändere und eine der gegenwärtigen entgegengesetzte Richtung einschlage. . . . Vielmehr ist aller Fleiß auf die Ermittelung und Untersuchung der Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit in den Dingen zu verwenden, sowol in dem Ganzen als in den Theilen derselben; denn diese bilden die Einheit in der Natur und geben die Unterlage für die Wissenschaften. Doch ist hier große und strenge Vorsicht nöthig. Man darf nur die Fälle für gleichförmig und sich entsprechend nehmen, welche physische Aehnlichkeiten enthalten, wie ich schon früher erinnert habe; d. h. wirkliche und substantielle, die in der Sache selbst stecken, aber keine zufälligen und scheinbaren, noch weniger abergläubische oder merkwürdige, wie sie von den Schriftstellern über natürliche Magie, einem höchst leichtsinnigen und bei den ernsten Dingen, um die es sich hier handelt, kaum erwähnenswerthen Schlag Menschen, überall aufgezeigt werden. Mit großer Eitelkeit und Verstandesschwäche beschreiben diese Menschen leere Aehnlichkeiten und Sympathien der Dinge und dichten auch solche mitunter noch hinzu.

Hat nun aber Bacon diese Lehren selbst in die Wirklichkeit übersetzt? Worte, nichts als Worte! Er begnügte sich nicht etwa damit, was wir ihm allenfalls noch verzeihen könnten, der Glöckner zu sein, der zuerst aufsteht, um die andern zur Kirche zu rufen. Vielmehr bekämpfte er, den Idolen des „Marktes" und der „Theater" folgend, Galilei, Kepler und Gilbert vom methodologischen Standpunkte. Der Proceß Galilei's entlockte ihm den Ausspruch: „Ich wollte lieber, die Astronomen Italiens hielten sich etwas mehr an die Erfahrung und Beobachtung, anstatt uns mit chimärischen und verrückten Hypothesen zu unterhalten." Nicht zuletzt operirte er mit den allerdunkelsten Begriffen, mit den „Geisterchen", die das Mittelalter überall setzte, wo Begriffe fehlten, bis Cartesius ihren Gebrauch auf das organische Leben beschränkte, mit Sympathie und Antipathie u. s. w.; er fand es entsprechender, auch bei der Wechselwirkung unorganischer Körper von Liebe und Haß, von Begehren und Verabscheuen, als von Anziehen und Abstoßen zu reden, und schloß sich den Ansichten der Zeit über die Verwandlung der Metalle und die generatio spontanea organischer Körper gläubig an.

Sehr sinnig schließt das Bild Newton's mit dessen kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Worten:

Ich weiß nicht, als was ich der Welt dereinst erscheinen werde; aber ich selbst komme mir nur wie ein am Meeresstrande spielender Knabe vor, welcher zu seiner eigenen Unterhaltung hie und da einen glattern Kieselstein oder eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit ganz unentdeckt vor meinen Blicken liegt.

Alsdann entrollt Sterne vor uns die Anfänge der Thier- und Pflanzengeographie, die Lehre von der freiwilligen Entstehung des Lebens, den seltsamen Streit um die Entstehung der Vögel, die ersten Deutungsversuche der Versteinerungen, die Sintflut- und Katastrophentheorien, die Stufenleiter und Abänderungsfähigkeit der Lebewesen, die Entwickelungsgeschichte der Entwickelungsgeschichte, die Präformations- und Metamorphosenlehre, die Stellung des Menschen in der Natur und den Ursprung der Sprache. Indem er die alten und neuen Versuche zur Lösung der wichtigsten Welt- und Lebensräthsel einander gegenüberstellt, zeigt er, wie unendlich schwierig es der Buchstabenglaube

machte, nach irgendeiner Richtung zu gesunden Anschauungen zu gelangen. Die freie Forschung wurde von den Rücksichten, die sie nach allen Seiten nehmen zu müssen glaubte, fast im Keime erstickt; nur äußerst langsam vermochte sie sich die Freiheit zu erkämpfen, in welcher sie allein athmen und gedeihen kann; nur schwer verflüchtigte sich der dumpfe Gefängnißduft, der sich dem Geiste in langer Kerkerhaft mitgetheilt hatte. Die Rückblicke deuten aber auch wie Janusbilder auf die Zukunft und in diesem Betrachte ringen sie in überzeugender, sieghafter Weise für die edeln Worte W. Jordan's:

War nur ein holder Traum das Paradies,
So war's ein Traum, der Höchstes wünschen ließ.
Wir sind erwacht — des Traumes Bild erblicken
Wir immer noch, nur vor uns statt im Rücken:
Ein Eden langsam wachsend aus der Saat
Der Wissenschaft, der Arbeit und der That.

Bernhard Münz.

Frauenerzählungen.

1. Im tiefen Forst. Roman von L. Haidheim. Drei Bände. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Kiepert. 1889. 8. 12 M.
2. Fee. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M.
3. Der Doctor. Roman von A. von Klinckowström. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 4 M.
4. Die blonden Frauen von Ulmenried. Eine Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld). Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.
5. Sturm und Stille. Novellen von Johanna Feilmann. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

L. Haidheim's (Luise Ahlborn) Roman „Im tiefen Forst" (Nr. 1) ist Familien- und Sensationsroman zugleich. Edelmuth, Rührung, Verrath, Duell, Schwindsucht und Schlagfluß, sogar ein Ehebruch, natürlich im züchtigen Familiengewande, das alles trägt sich im „tiefen Forste" zu und zwar unter einem ganzen Heere von Personen. Da dauert es denn eine gute Weile — drei Bände, bis sich alles so abgewickelt hat, wie die Verfasserin es will. Der Zufall ist dabei — wie im Romane ja gewöhnlich — gefällig und hülfreich; das zeigt sich namentlich darin, daß er zur rechten Zeit die Diakonissin Benigna auftreten läßt, wodurch auch die letzte Verwickelung gelöst und ein befriedigender Abschluß ermöglicht wird.

Den Ansprüchen des großen Publikums mag dieser Roman genügen — darauf deutet auch die zweite Auflage, denen der Kritik nicht. Die Sprache ist äußerst nachlässig und fehlerhaft.

Die Heldin des Romans „Fee" der Baronin Doris von Spättgen (Nr. 2) ist ein Backfisch, der durch eine herbe Enttäuschung gereift wird. Diese, die Untreue des geliebten Mannes, wird durch ein verhängnißvolles Mißverständniß herbeigeführt, das zu lösen dieser zu schwach ist. Die „kleine Fee", wie die Heldin von allen genannt wird und wie sie sich auch selbst nennt, ist von jener gewissen Theaternaivetät, an die man nicht recht glauben kann, weil sie absichtlich scheint. An das Theater erinnern auch die geflüsterten und geseufzten Monologe des Helden, in denen er sich selbst in der zweiten Person und mit seinem ganzen Namen anredet und in wohlgesetzten Phrasen ausdrückt:

O schäme dich, Albrecht Arnau (warum nicht auch Baron dazu? er ist es ja!). Du bist jetzt wahrlich nicht werth, ein Soldat zu sein. Tritt schnell zurück in den Speisesaal, fasse muthig die Hand der kleinen Fee und sage frank und frei: „Gebet diese mir als Eigenthum! Mein Sinn steht nicht nach Reichthum und Besitz; es verlangt mich einzig nur nach Glück." Ermanne dich und scheue den Sturm nicht! Denke nur an sie, die verlassene kleine Waise, an die holdselige Mädchenblume, die in den vergangenen Monaten all dein Denken erfüllt hat! Drücke den bräutlichen Kuß auf diese reine Stirn und dann fort — hinaus in den Krieg!

In der Wirklichkeit reden meist nur alte oder einsame Leute mit sich selbst, aber gewiß nicht so gewählt und phrasenhaft!

A. von Klinckowström's Roman „Der Doctor" (Nr. 3) hat einen jener in der Erzählungsliteratur traditionell gewordenen Badeorte zum Schauplatze, die nur dazu vorhanden zu sein scheinen, das Scenarium für allerlei Herzensgeschichten abzugeben und in denen sich Leute, die einst zueinander in nahen Beziehungen gestanden, durch einen merkwürdigen Zufall wieder zusammenfinden, um den von ihnen begonnenen Roman fortzusetzen und zu beendigen.

Traditionell wie die Bühne sind zum Theil auch die Personen: da ist der unglückliche interessante Titelheld, die leidenschaftliche Südländerin (Frau von Rurstedt), der protzige Emporkömmling (Strübeck), und es fehlt nicht der polnische Abenteurer (Walesky) — im deutschen Romane sind die Polen schon zu dieser Rolle verdammt —, hier ist er überdies auch Mörder und der von ihm vor Jahren ausgeübte Mord bildet den springenden Punkt des ganzen Romans. Besser als diese banale Geschichte selbst ist deren Ausführung. Auffallend, aber nicht störend ist es, daß durchweg im Präsens erzählt wird.

Gräfin Ballestrem's Familiengeschichte „Die blonden Frauen von Ulmenried" (Nr. 4) besteht eigentlich aus vier Novellen, von denen jede in einem andern Jahrhunderte spielt, aber alle in der Familie Ulmenried. In der ersten wird über alle Frauen dieses Hauses, die blondes Haar haben, ein Fluch ausgesprochen und in den folgenden dessen Erfüllung gezeigt. Es sind demnach tragische Geschichten, aber ohne besondere Wirkung, überhaupt ohne Bedeutung; die letzte ist überdies phantastisch und unklar; sie strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. Hier sei nur eine erwähnt: kann es einem Manne, der seine Gattin heiß liebt, Wochen,

vielleicht sogar Monate (die Zeit ist nicht genau bestimmt) hindurch entgehen, daß diese auf ihrer Schulter groß und deutlich die Zeichen des Bagno eingebrannt trägt? Hier ist der Verfasserin auch eine kleine Vergeßlichkeit zugestoßen: sie nennt den Marquis von La Bruyère das eine mal Gaston, das andere mal Gustav.

Die zahlreich eingestreuten Betrachtungen sind banal und überflüssig, z. B.:

So geht es aber so häufig im Leben — wenn man vor der Erfüllung eines Wunsches steht, befällt einen oft ein Zagen davor... So ist es manchmal; wenn die Gedanken auf andern Bahnen schweifen, sieht das Auge nicht, was ihm zunächst ist.

Die Sprache läßt manches zu wünschen übrig. Die Verfasserin fröhnt beharrlich der Unart für die Verbindung des Relativpronomens mit einer Präposition das Relativadverb zu setzen, noch dazu in demonstrativer Form, z. B.:

.. enge Corridore, darin zur Nacht Ratten ihr Wesen trieben; .. diese Touristen mit ihren Bädekers, darein sie ihre Nasen stecken; .. mit hohlen Wangen, darauf rothe Fieberflecke brannten.

Einmal wird der Ausdruck „edelsteinblaue Augen" gebraucht; der ihm zu Grunde liegende Vergleich ist wahrhaft ein Hohn auf den Zweck des Bildes; denn statt das Besondere, Bestimmte zu setzen und den Begriff so anschaulicher zu machen, setzt er das Allgemeine, Unbestimmte. Und es liegt doch viel näher, die Augen, wenn sie schon durchaus mit einem Edelsteine verglichen werden sollen, sapphir- oder türkisblau zu nennen! Aber bei so vielen Schriftstellern heißt es: je absonderlicher, desto besser! Wollte man nach diesem Beispiele folgerichtig vorgehen, so könnte man auch von „blumenrothen" Lippen sprechen. Die Lippen sind roth wie die Rosen — wenigstens in Romanen —, die Rose ist eine Blume, also sind sie „blumenroth".

Uebrigens dürfte man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, Gräfin Ballestrem habe diesen Ausdruck nicht selbst erfunden, sondern nur Jensen entlehnt, in dessen Novelle „Jugendträume" er vorkommt. Es ist eben nichts so verkehrt, daß es keine Nachahmung fände!

Unter Johanna Feilmann's vier zusammen „Sturm und Stille" betitelten Novellen (Nr. 5) enthält die erste „Hüben und Drüben" die sittliche Rechtfertigung eines Mädchens, das Geld gestohlen hat, um zu ihrer todkranken Mutter reisen zu können; die zweite „Wachtmeister Wilms" den Sieg der Liebe zum Kinde über die mit ihr in diesem Falle unvereinbare Amtspflicht. In der dritten Novelle „Lady Beaufort" wird eine hartherzige bösartige Frau durch den Tod ihres Kindes gebessert; in der vierten und längsten „Kathleen von Killarney", die Irland zum Schauplatze hat, verknüpft sich eine tragische Liebesgeschichte mit dem Treiben der Fenier. Alles in allem sind diese Erzählungen nicht schlechter und nicht besser als hunderte von andern.

Es wäre engherzig und ungerecht, alle Schriftstellerinnen schlechthin Blaustrümpfe zu nennen — Baronin Ebner-Eschenbach, Marriot, Schubin u. a. haben ja wirklich Bedeutendes geleistet! Die hier besprochenen Damen aber sollten ihre Fähigkeiten, ihren Fleiß nicht auf dem Papiere und mit der Feder zu bethätigen suchen, sondern auf Gebieten, auf denen sie sich nützlicher und verdienstvoller erweisen können. Sie selbst würden dabei nur gewinnen (freilich kein Geld!) und die Literatur nichts verlieren!

Theodor von Sosnosky.

Zur Gesundheitspflege.

1. Die sociale und geburtshülflich-reformatorische Bedeutung der Wöchnerinnen-Asyle. Vortrag, gehalten am Freitag den 6. April 1888 im Rathhaussaale zu Magdeburg von Brennecke. Magdeburg, Faber. 1888. Gr. 8. 1 M.
2. Denkschrift, von der Commission der Aerztekammer der Provinz Sachsen verfaßt und dem königlich preußischen Cultusministerium vorgelegt, als Begründung des Antrags der Aerztekammer der Provinz Sachsen vom 12. Mai 1888, betreffend die Geburts- und Wochenbettshygieine. Magdeburg. 1888. 8.

In dem ersten der genannten Schriftchen legt der Verfasser die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Gründung von Wöchnerinnenasylen dar und vertheidigt die von ihm erstmals im Jahr 1882, beziehungsweise 1884 in Deutschland in Vorschlag gebrachte und jetzt an seinem Wohnorte auch ins Leben geführte Einrichtung gegen verschiedene Widersacher — mit zwingenden Gründen. Vorschlag und Ausführung fanden inzwischen Nachfolge in Berlin und neuerdings auch in Köln. Andere Städte werden ohne Zweifel nachfolgen müssen; denn in den meisten ist die Lage armer Wöchnerinnen in der That sehr oft eine derartige, daß daraus große Gefahr für deren Gesundheit und Leben erwachsen muß. Die Wohnzimmer der Armen und die Pflege sind ja leider erfahrungsgemäß während des Wochenbettes derart, daß man sich wundern muß, daß nicht noch mehr Gesundheitsstörungen und Todesfälle dadurch hervorgerufen werden: fand doch Berichterstatter gar nicht selten arme Wöchnerinnen schon am dritten Tage außer Bett und mit Verrichtung häuslicher Arbeiten beschäftigt. Aerztlicher Rath und Einrede gegen diese Versündigung am eigenen, wie am Wohle der ganzen Familie fruchtete in der Regel nicht und begegnete dem bittern Einwurfe: „Ja, wie kann ich mich schonen und pflegen, es ist ja niemand da, der mir die Arbeit thut, der die Kinder reinigt und das Kochen übernimmt?" Die Ammen, das muß man zu ihrer Ehre sagen, thun in solchen Fällen zwar gegen eine himmelschreiend niedere Bezahlung ihre Schuldigkeit, helfen können sie aber nicht in allem, da sie selbst meist gezwungen sind, anderweitigem Verdienste nachzugehen; denn die Taxe für Leitung des Wochenbetts und zehntägigen Besuch beträgt beispielsweise in Hessen bei Armen — 6 Mark 90 Pf. Und wie oft bekommen sie

gefeierten Französin einzuwirken, schließt die gallige Herzensergießung mit dem Triumphe:

Doch ich muß aufhören, das Lob meines Vaterlandes zu hoch stellen zu wollen, damit ich nicht in den Vorwurf der Einseitigkeit gerathe. Ich habe nur die Ursachen angeben wollen, die uns entschuldigen können, daß wir nicht mehr sind. Vieles ließe sich noch hinzufügen und vieles auch, was uns noch beschuldigen könnte. Aber wir sind nun einmal zum Gehorsam und Respect geboren und ziehen die Mittelmäßigkeit einem glänzenden Glück und Namen vor.

Franzos äußert sich zwar vortheilhafter über Knebel's Aufsatz, als es uns möglich ist; aber er erkennt doch auch die persönlichen Launen und Gehässigkeiten desselben an. Wenn er schließlich die Frage aufwirft, ob Knebel's Denkschrift von der Staël bei der Abfassung ihres berühmten Buchs „De l'Allemagne" benutzt worden sei und diese Frage als eine offene betrachtet; wenn er die Möglichkeit anerkennt, daß Böttiger ihr den Aufsatz vorgelesen oder für einige Zeit überlassen, daß die Staël sich daraus Aufzeichnungen gemacht und dieselben verwerthet; bestimmt aber lasse sich das ebenso wenig aussprechen als das Gegentheil: so muß doch darauf hingewiesen werden, daß unsers Erachtens die geistreiche Französin zu klug und selbständig war, um in das Netz zu fallen, welches ihr das zuvorkommende Freundespaar vor die Füße gebreitet. Lesen wir das zweite Buch der „Allemagne", welches über unsere Literatur zu Ausgang des 18. Jahrhunderts handelt, so finden wir zwar hin und wieder wunderliche Urtheile, wol auch Irrthümer, das Ganze aber offenbart einen unendlich weitern freiern Blick, ein für dichterische Schönheit und künstlerische Genialität unendlich empfänglicheres Gemüth als Knebel's Aufsatz; man darf wol sagen, daß in einer unparteiischen, warmherzigen, großdenkenden, geistesverwandten Würdigung unserer Dioskuren die geniale Französin uns Deutschen durchaus voraufgegangen ist. Während Knebel über Goethe nur ein paar dürftige Worte der Anerkennung, für Schiller kein einziges Wort hat, widmet die Staël jedem von ihnen eine Reihe von Abschnitten, verweilt mit Liebe und eindringendem Verständnisse bei ihnen mit der klaren Erkenntniß, daß Goethe und Schiller unsere größten Dichter sind, nicht Wieland, wie der kurzsichtige Knebel behauptet, welchem in der räumlichen Nähe, im vielfachen Verkehre der Maßstab für unsere beiden großen Dichter ganz verloren gegangen ist. Möglich daher, daß Freund Ubique seine Drachenzähne gesäet, d. h. der Staël den Aufsatz vorgelesen hat; daß derselbe in Böttiger's Händen blieb, spricht dafür, daß die kluge Frau nicht für nöthig fand, sich die Arbeit auszubitten und zu bewahren; die „Allemagne" selbst beweist unsers Erachtens unwidersprechlich, daß Frau von Staël Knebel's kleinlich nörgelnden Aufsatz in keiner Weise benutzt hat.

Der vierte Abschnitt: „Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe", von Verschiedenen aus Bibliotheken, Archiven oder Handschriftensammlungen gesammelt, bringt manches Werthvolle, muß aber hier übergangen werden.

Das bisher Besprochene bildet die verschiedenen Abtheilungen des ersten Hauptabschnitts: „Neue Mittheilungen"; es schließt sich daran als zweiter eine Reihenfolge von drei Abhandlungen.

Die erste derselben bespricht die Streitigkeiten der frankfurter Geistlichkeit mit den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" im Jahre 1772, eine Arbeit von Hermann Dechent. Der waldeckische Hofrath Deinet ließ bekanntlich seit 1772 die schon längst bestehende „Frankfurter gelehrte Zeitung" unter dem neuen Titel „Frankfurter gelehrte Anzeigen" erscheinen, und eine Anzahl jugendfrischer begabter Männer, vorab Merck, Schlosser, Goethe, Bahrdt, machten sich ein Vergnügen daraus, an der Zeitschrift mitzuarbeiten; sie schlugen den leidenschaftlichen oder satirischen Ton der Sturm- und Drangzeit an, und gaben dadurch in Besprechung theologischer Schriften alsbald Anstoß bei der strenggläubigen frankfurter Geistlichkeit. Deinet wurde wiederholt zu Geldstrafen verurtheilt; auch der berüchtigte Hauptpastor Melchior Goeze zu Hamburg mischte sich in die Händel; Schlosser und Goethe traten als Anwälte für Deinet auf, letzterer um so mehr, da eine der beanstandeten Beurtheilungen, wie angenommen wird, von ihm selbst verfaßt war. Der ganze Streit hat für uns nur insofern Bedeutung, als Goethe in denselben verwickelt erscheint, wie wir denn ohne Goethe's Antheil an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" derselben kaum mehr gedenken würden.

Goethe's Arbeit an „Hermann und Dorothea", von Hermann Schreyer, ist ein sehr verdienstlicher Aufsatz, welcher besonders nach den Wunderlichkeiten, die neuerdings über das edle Gedicht zu Tage gekommen sind (vgl. „Goethe-Jahrbuch", X, 311) sehr willkommen ist, da er uns über die Umstände, unter welchen „Hermann und Dorothea" entstand, eingehend und auf Grund der neuern Funde im Goethe-Archiv zweifellos zuverlässige Auskunft gibt. Diese Funde sind einestheils die in der dritten Abtheilung der weimarer Ausgabe jüngst veröffentlichten Tagebücher, andererseits die im Goethe-Archiv vorhandene Abschrift des Gedichts, welche zwar dem ersten Abdrucke nahe steht, doch auch mehrfach von demselben abweicht. Sie enthält die ursprünglichere Fassung, wie sie auch noch die ältere Eintheilung des Gedichts in sechs Gesänge zeigt, neben welcher die spätere in neun Gesänge erst nachträglich eingetragen ist. Goethe las Weihnachten 1796 die erste größere Hälfte des Gedichts vor, und Boettiger, welcher darüber berichtet, fügt bei, und wol nach Aeußerungen des Dichters selbst, derselbe habe sich seit zwei Jahren mit dem Stoffe beschäftigt. Dies würde also das Jahr 1794 als Ausgangszeit für die Dichtung ergeben; die politischen Ereignisse des Sommers 1796 aber brachten dieselbe zur Reife. Mitte August 1796 ging Goethe nach Jena; hier entstanden vom 11. bis 19. September, also binnen neun Tagen, in rascher Folge die ersten vier (jetzt sechs) Gesänge, also zwei Drittel des neuen epischen Gedichts; das am Tage Niedergeschriebene ward abends den Freunden vorgelesen, deren aufrichtige Bewunderung den Dichter zu

weiterm Schaffen anspornte. Bezeichnend ist es, daß die einzelnen Abschnitte nicht der Reihe nach entstanden, sondern daß der Dichter, wie er auch sonst liebte, das ihm zumeist Zusagende zuerst angriff. Zunächst wird der zweite, dann der vierte Gesang beendigt; dann folgt mit Umkehrung der beiden Hälften der dritte Gesang, zuletzt der Anfang der Dichtung. Nach so scharf angestrengter Thätigkeit trat eine Ruhepause ein, welche länger dauerte, als wol ursprünglich beabsichtigt war; denn erst das folgende Frühjahr brachte die Vollendung des Werks. Der Rest des Jahres 1796 wird zu gediegenem Durcharbeiten des rasch Entworfenen benutzt; gegen Ausgang des Jahres folgt dann die erwähnte Vorlesung. Eingang Januar 1797 wird das Schema zum Schlusse des Gedichts festgestellt; abermals während eines längern Aufenthalts zu Jena stellt sich die Stimmung zur Vollendung des edeln Gedichts ein; die neue Arbeit beginnt am 2. März; am 15. März wird die Beendigung der Arbeit gemeldet. Es ist also „Hermann und Dorothea" in zwei strammen Arbeitszeiten von zusammen etwa drei Wochen niedergeschrieben worden, allerdings nicht gerechnet die Zeit, welche für die Reifung des Gedankeninhalts vorher, wie für die schließliche Ausfeilung nachher erforderlich war. Schiller konnte im Briefe vom 18. April 1797 mit Recht sagen: „Es ist in der That merkwürdig, wie rasch die Natur dieses Werk geboren, und wie sorgfältig und bedächtlich die Kunst es ausgebildet hat." Um die schließliche Reinigung des Versbaues erwarb sich Wilhelm von Humboldt ganz besonderes Verdienst. Am 15. April ward das letzte Drittel des Gedichts vorgelesen; Mitte Juni wandert das letzte Stück der immer aufs neue durchgearbeiteten Handschrift zum Abdruck nach Braunschweig.

Während früher immer von sechs Gesängen die Rede gewesen, weist dieser erste Druck neun Gesänge auf, welche mit den Namen der Musen überschrieben sind. Die erste Erwähnung der neuen Einleitung findet sich im Briefe an Schiller vom 8. April 1797; die wirkliche Durchführung derselben fällt, wie es scheint, in die beiden Wochen vor und nach dem 1. April. Diese Feststellung ist wichtig für die Bestimmung der Entstehungszeit der im Goethe-Archiv aufgefundenen Handschrift von „Hermann und Dorothea". Dieselbe enthält die Dichtung in sechs Gesängen, während die spätere Eintheilung in neun Musen mit den doppelten Ueberschriften erst nachträglich eingetragen ist. Uebrigens geschah, wie wir aus der Handschrift ersehen, die Verwandlung der sechs Gesänge in neun auf die einfachste Weise, indem drei der alten Gesänge, der dritte, vierte und sechste, in je zwei zerlegt wurden. Und wenn auch das ganze Gedicht in drei strammen Arbeitswochen wie aus Einem Gusse entstand, die folgende Durchsicht änderte nicht nur im Ausdruck und Versbau eine ganze Menge von Stellen, sondern manches des Schönsten scheint Goethe, nach der Handschrift zu schließen, erst ganz zuletzt beigefügt zu haben, wie die Erzählung Dorothea's über ihren vormaligen Bräutigam und Hermann's patriotische Schlußrede, ferner die wunderbar schönen Worte des Pfarrers über den Tod, welche dem Erscheinen des jungen Paares unmittelbar vorausgehen. Wir müssen uns leider versagen, auf manche der hier mitgetheilten sprachlichen und metrischen Veränderungen hinzuweisen; aus einem gewissen Eigensinne ließ Goethe schließlich stehen die „siebenfüßige Bestie", II, 186, welche indeß der Verfasser mit vollkommenem Recht als einen Sechsfüßler auffaßt, in welchem der dritte Daktylus drei Senkungen hat. Der Aufsatz von Schreyer, obwol nur ein Vorläufer der zu erwartenden kritischen Ausgabe des Gedichts, gehört zu den werthvollsten Gaben dieses Jahrgangs.

Hat uns die vorige Arbeit länger festgehalten, so dürfen wir die folgende von Jakob Minor: „Classiker und Romantiker", kürzer betrachten, zumal da die Schlußergebnisse derselben sich minder reinlich für „literarische Unterhaltung" darstellen lassen, als es dort der Fall war. Der Aufsatz legt, allerdings mit manchen Abschweifungen, dar, daß unsere beiden Classiker Goethe und Schiller mit dem kritischen Flügel der Romantiker, den Gebrüdern Schlegel, ursprünglich auf demselben Boden des Idealismus, des Kampfes gegen die seichte Alltäglichkeit eines Iffland und Kotzebue standen, und daß erst seit 1805 die Gegensätze der Classiker und Romantiker auf dem Gebiete der bildenden Kunst hervortraten. Daran reiht sich der Nachweis, daß „Faust II" theilweise unter der Einwirkung der romantischen Dramatik Tieck's stehe und die derben Schwankgedichte aus Goethe's frankfurter Zeit in ähnlichen Werken der Romantiker ihr Nachbild haben. Daß Schiller in einigen Stellen der „Maria Stuart", vor allem in der „Jungfrau von Orleans" unter der Einwirkung der Romantik steht, ist allgemein bekannt. Dies möchten etwa die Hauptgedanken der nicht immer ganz durchsichtigen Arbeit von Minor sein.

An der folgenden Hauptabtheilung: „Miscellen, Chronik, Bibliographie", müssen wir trotz ihres beträchtlichen Umfangs vorübergehen, da sie nur Einzelheiten bringt. Den Schluß des Bandes bildet der vierte Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, aus welchem wir das Wichtigste mittheilen. Dieselbe zählte Ausgang 1888, einschließlich 188 Mitglieder der englischen Goethe-Gesellschaft, 3038 Mitglieder und besaß ein Gesammtvermögen von 18686 Mark. Die Handschriften des Goethe-Archivs haben im Jahre 1888 einen kostbaren Zuwachs erhalten durch Ueberweisung des Goethe-Schiller-Briefwechsels, sowie durch Erwerbung der Goethe-Handschriften aus dem Besitze G. von Loeper's; mit letztern ist der reichhaltigste Schatz an Goethe-Papieren, die sich noch in Privatbesitz befanden, dem Archive zugeführt worden; außerdem mag hier erwähnt werden, daß allerjüngst der gesammte Bestand des Schiller-Archivs von der Familie dem Goethe-Archive zugewiesen worden ist, sodaß beide Bestandtheile nun zu einem Goethe-Schiller-Archive zusammengewachsen sind. Außerdem sind dem Archive zahlreiche Briefe und Bücher durch Schenkung zugegangen;

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten.

Zweite Auflage. Geh. 13 M. Geb. 15 M.

In diesem Werke, von welchem sofort nach Vollendung der Lieferungsausgabe eine unveränderte zweite Auflage nöthig wurde, wird zum ersten male die Thätigkeit der deutschen Kriegsmarine in der Südsee von einem Manne geschildert, welchem eine leitende Rolle dabei zufiel. Eine reiche Fülle des anziehendsten Stoffes wird in anziehendster Form geboten. Samoa bildet den Hauptschauplatz des Werkes, das deshalb gegenwärtig ein gesteigertes Interesse erregt und als ein echtes Volksbuch bezeichnet werden kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Achtzehnter Band,

die von 1885 bis Ende 1888 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Karl Bolhoevener.**

In Lieferungen zu 3 M., auf Schreibpapier zu 4 M.

Mit dem 18. Bande wird die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1888 fortgeführt. Lieferung 1—3 dieses Bandes liegen bereits vor, die weitern Lieferungen werden in rascher Folge erscheinen.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im Sten Versandjahre 1888 wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Verbindender Text und Katalog gratis.

Verlag von O. Wigand, Leipzig:

Erklärungen der Tollheit.

Von **John Haslam.** Aus dem Englischen von Dr. F. Wollny. Preis 1 M. 20 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 34. 22. August 1889.

Inhalt: Zur Faustforschung. Von Ludwig Fränkel. — Romane und Novellen. Von Ernst Wechsler. — Episches und Lyrisches. Von Friedrich Groch. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Kunstgeschichtliche Werke. Von Gustav Portig. — Kirchliche Unterhaltungen. Von Friedrich Bienemann. — Zur deutschen Literatur. Von Karl Tallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Faustforschung.

1. Die Erklärungsarten des Goethe'schen Faust. Von Kuno Fischer. (Goethe-Schriften 2.) Heidelberg, C. Winter. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
2. Marlowe's Werke. Historisch-kritische Ausgabe. II. Doctor Faustus. Herausgegeben von Hermann Breymann. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1889. 8. 4 M.

Die durch das Erblaßstatut von Goethe's Enkel vor wenigen Jahren ermöglichte Begründung eines archivalischen Mittelpunktes für die tiefere wissenschaftliche Erkenntniß der Schriften des Dichters ist am nachhaltigsten dem „Faust" zugute gekommen. Das Auftauchen vielerlei kleinerer Bruchstücke des gewaltigen Werks im Goethe'schen Nachlasse, der glückliche Fund des „Urfaust" durch Erich Schmidt, die Inangriffnahme und musterhafte Durchführung eines treuen Gesammtdrucks des „Faust" für die weimarer Neuausgabe brachten dem Forscher ungeahnten Arbeitsstoff, verjüngten durch frisches Blut die eingetrockneten Säfte der Faustgelehrsamkeit. Nun erst vermochte man einen völlig klaren Blick auf das weite Gesichtsfeld zu werfen, welches sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts vor dem Faustspecialisten ausgedehnt hatte. Und da ist es äußerst willkommen zu heißen, daß ein Mann diesen Versuch wagte, dem man für denselben das vollste Verständniß und die breiteste Wissensunterlage unbedingt zutrauen durfte, Kuno Fischer. In seiner formell äußerst knapp gehaltenen Studie „Die Erklärungsarten des Goethe'schen Faust" (Nr. 1) faßt er mit prüfendem und sichtendem Auge das von der systematischen Faustforschung bisher Geleistete zusammen, indem dabei für sachliche Einzelfragen stets die gründliche Belehrung in seiner eingehenden Darstellung „Goethe's «Faust» nach seiner Entstehung, Idee und Composition" (2. Aufl. 1887) ergänzend eintreten soll. So ist die Schrift, wenn sie auch von dem „Faust" des deutschen Meisters ausläuft und wieder in dasselbe Goethe'sche Fahrwasser einmündet, doch mehr ein abschließender Beitrag zur historischen Behandlung des Faustthemas überhaupt geworden. Allenthalben streift der gediegene Kenner der ganzen Stoffentwickelung bezügliche Punkte der Gesammttradition, knüpft Beziehungen zu der ältern anekdotenhaften Faustüberlieferung, schlägt Brücken von lebender Dichtung zu längst verklungener Sage.

Ein knappes Wort über „Das Zeitalter des Gedichts" steht an der Spitze der Schrift. Aus der Zeit soll ein Werk wie der „Faust" erklärt werden. Denn concentrirend durchschneidet es die Gedankenbewegung langer Lebensjahrzehnte seines Verfassers, und wie es daneben die Einflüsse voraufgehender Geistesgewaltiger abspiegelt — hier nach Fischer in erster Linie Kant —, so hängen sich an sein Erscheinen tiefgreifende Wirkungen unmittelbarer und mittelbarer Art, in unserm Falle namentlich durch Byron verkörpert (s. S. 13; vgl. S. 90). „Die philosophische Erklärungsart" in ihrer Ausschließlichkeit, deren Ausartung jedem poetischen Erzeugnisse eine selbst combinirte Grundidee einimpft, ohne dabei das allmähliche Werden und Wachsen des Stoffkeims zu berücksichtigen, wird von Fischer energisch zurückgewiesen. Dem gegenüber findet er die „historische" schon weit berechtigter. In dem dieser Methode gewidmeten Kapitel zeigt sich des Verfassers allseitige Kenntniß der bislang ermittelten Thatsachen im glänzendsten Lichte. Simon Magus nebst Helena, der heilige Cyprian — um dessen geheimnißvolle Gestalt Calderon („El magico prodigioso") sein Faustisches Problem krystallisiren ließ — ziehen vorüber. Daran schließt sich das interessante Abhängigkeitsverhältniß gegenüber der Geistesrevolution des Lutherthums. Fischer schlägt jedoch diese letzten Beziehungen gewiß zu hoch an und man muß sich hierüber besonders verwundern, als er, der vorsichtige Parteigänger nüchtern

historischer Methode, ausdrücklich S. 29 fg. bemerkt, daß Faust's Name weder bei Luther, noch bei Melanchthon irgendwo genannt sei, eine Aeußerung, die doch wenigstens durch Hinweis auf die bekannte Stelle in Luther's „Tischreden" eingeschränkt werden mußte. Sodann geht Fischer auf „die Abwege der beiden Erklärungsarten" ein und weist da die allegorischen Verirrungen der Philosophen durch „die falsche Annahme der Erdichtung" bei der Scene in Auerbach's Keller ebenso schlagend zurück, wie er „die falsche Annahme der Entlehnung" seitens der Historiker an den Figuren der Helena und Gretchen's bis auf haarscharfe Grenzen verdeutlicht. Man vermißt hierbei ungern den bestimmten Ausdruck für „die letzten Volksbücher", welche zuerst den Keim zum Goethe'schen Gretchen enthalten haben sollen (S. 31). Warum ist nicht einfach des ehrlichen J. N. Pfitzer Name genannt, der im einundzwanzigsten Kapitel des zweiten Theils seiner Volksbucherneuerung erzählt, wie Dr. Faust sich in die schöne Tochter eines Krämers verliebt? Die bewußte Sinnlosigkeit des Hexeneinmaleins, für dessen Inhalt man nicht nach Quellen suchen solle, betont Fischer in dankenswerther Weise (S. 32). Er hätte sich da bequem auf Mephisto's eigene Worte in den meist zur verworfenen Disputationsscene gerechneten Versen berufen können, die z. B. Bayard Taylor („Goethe's Faust-Erläuterungen und Bemerkungen", Leipzig 1882, S. 65) hübsch in diesen Zusammenhang gestellt hat:

Und merke dir ein für allemal
Den wichtigsten von allen Sprüchen:
Es liegt dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.

Ueber wirkliche Anklänge an die Zahlensymbolik des ältern germanischen Dämonenglaubens, welche noch durch Shakespeare's Hexen in „Macbeth" gepflegt wird, gedenke ich mich demnächst anderwärts zu verbreiten.

Der „philologischen Erklärungsart", die Fischer darauf betrachtet, scheint er nicht sonderlich gewogen. Namentlich der „Schichtentheorie" W. Scherer's zieht er enge Schranken, ohne aber im geringsten in den herben Ton zu verfallen, den die meisten Widersacher des Verstorbenen ohne eine Spur von Todtenscheu und Achtung vor thatsächlichen Verdiensten anzuschlagen belieben. Der „philologischen Unterscheidungskunst" wird er vollkommen gerecht: in streng sachlicher Unparteilichkeit wägt er das Für und Wider bezüglich des „Urfaust in Prosa" ab, kennzeichnet die verwandte, aber nicht ebenfalls auf thönernen Füßen ruhende Theorie vom „Urmonolog" und bespricht mit ungemeiner Anpassungsfähigkeit an des Dichters Ideenfortschritte der „Gretchentragödie" folgeweise Entstehung und Stellung im künstlerischen Aufbau. In einer selbständigen Skizze stellt Fischer ferner „ein Stimmungsbild im «Faust»" vor unser Auge, indem er die Scene auf der „Landstraße" bei der Wanderung Faust's und Mephisto's von Leipzig nach Gretchen's Wohnort (vgl. „Goethe's Faust in ursprünglicher Gestalt", nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von E. Schmidt, S. 31) kritisch und ästhetisch fein zergliedert. Zum Schluß wird „Die religiöse Idee des Faust" in einer freien Gedankenreihe betrachtet. Hier trägt Fischer die erhabene philosophische Idee, daß der strebende Mensch allein durch unablässiges Ringen nach der Vollkommenheit des höchsten Ziels seiner Geistesaufgabe Genüge leiste, in so stichfester Rede vor, daß die Vorkämpfer des pessimistischen Heilsdogmas in Leben und Poesie die Segel streichen müssen. Der Ausgang erhebt sich zur ergreifendsten Höhe des Gedankens und läßt von neuem die völlig abgeschliffene Stilkunst des vielgefeierten Redners bewundern. Denn obwol Fischer hier einen öffentlich gehaltenen Vortrag darbietet, verliert der Glanz der Sprache nichts durch die schriftliche Feststellung des Wortes für den Druck. Geistreiche Ausblicke aller Art beleben die fesselnden Auseinandersetzungen und ein höherer, freier, über den Dingen schwebender Lufthauch durchströmt das Büchlein, sodaß beiläufig hingeworfene Witzchen, wie auf S. 43 — die Gartenscene des Liebespaars solle nicht den Namen „Religionsgespräch" aus der Kirchengeschichte borgen —, schon von vornherein ins Hintertreffen geriethen.

Während K. Fischer's Gabe dem großen Publikum der Goethe-Verehrer und der Freunde höherer literargeschichtlicher Essayistik gehört, wendet sich H. Breymann's Ausgabe des Marlowe'schen Faustdramas (Nr. 2) an einen engern Interessentenkreis. Freilich wird mancher aufmerksame Leser des Goethe'schen Faustmonologs der aufschlußreichen Frage nähertreten, wie viel der Dichter hier Vorgängern verdanke. Auch Fischer hat (S. 62) die Wandlung dieses geistigen Erbes vom Ende des 16. Jahrhunderts an abwärts mit leichten Strichen gezeichnet. Marlowe ist der Vater dieses typischen Anfangs und von ihm schlingt sich die Kette durch die deutschen Volksschau- und Puppenspiele bis auf Goethe's berühmte Eingangsscene. Dieses bedeutungsvolle englische Werk, wahrscheinlich 1588 auf 1589 entstanden, lag bisjetzt noch in keiner kritisch unanfechtbaren Neuausgabe vor, welche dem lockenden Vergleiche mit den spätern Faustspielen gesicherten Boden gewährt hätte. So begrüße man denn zunächst die äußerst umsichtige Erledigung dieser Aufgabe durch Professor Breymann mit wärmstem Danke. Innige Genugthuung muß den Verehrer der vaterländischen Wissenschaft erfüllen angesichts dieser Leistung deutschen Philologenfleißes. Der Reichthum des belehrenden Beiwerks in der mit peinlichster Sorgfalt angelegten Einleitung ist bei einem vielbeschäftigten Universitätslehrer und Staatsexaminator, der diese Arbeit seinen Berufspflichten geradezu abringen mußte (vgl. S. LIII nebst Note), staunenswerth. Man empfängt hier ein überaus merkwürdiges Bild von der grenzenlosen Sorglosigkeit der frühern Bühnenschriftsteller bezüglich der Erhaltung ihrer Erzeugnisse. Marlowe scheint sich gleich Shakespeare gar nicht weiter um das Zukunftsschicksal seiner Stücke gekümmert zu haben. Die Gründlichkeit von Breymann's philologischem Scharfblicke tritt in der Klassifikation der in drei Gruppen untergebrachten neun alten Drucke des 17. Jahrhunderts nicht minder hervor wie in der Fest-

stellung des gegenseitigen Werth- und Abhängigkeitsverhältnisses derselben. In spannender Beweisführung versetzt er uns dann in die Mühseligkeit der Textgestaltung mitten hinein und überblickt mit seinem kritischen Takte seine dreizehn Vorgänger in der Neuherausgabe des „Doctor Faustus" seit 1744. Hier berichtige ich, daß der siebente dieser Reihe, Riedl, seine völlig ungenügende Ausgabe, die allen philologischen Anforderungen ins Gesicht schlägt, schon Anfang der funfziger Jahre veröffentlichte (ohne Jahr), etwa 1854, und zwar in der bei E. Staude in Berlin verlegten Sammlung englischer Schriftsteller, die L. Herrig redigirte. Die von Breymann für 1874 genannte Riedl'sche Ausgabe ist ein wörtlicher Abklatsch, vielleicht sogar nur ein Titelneudruck. Was den Text selbst betrifft, so hat Breymann hier das große Verdienst, zum ersten male die älteste nach Marlowe's Tode erschienene Fassung und die zwölf Jahre jüngere Theatererweiterung nebeneinander — buchstabengetreu bis auf offenbare Versehen des Correctors — mitgetheilt zu haben. Man muß nur bedauern, daß es Breymann's äußerst zugemessene Zeit nicht gestattete, erläuternde Anmerkungen (wie sie z. B. Professor A. Wagner dem „Tamburlaine" enthaltenden ersten Bande dieser neuen Marlowe-Ausgabe beigab) hinzuzufügen und die literarhistorische Bedeutung des gewaltigen britischen Faustdramas eingehender zu würdigen; doch sehe man den Plan zu einer solchen in Aussicht genommenen Vervollständigung S. LII. So hat er die mannichfaltigen Fragen über die Stellung des Dichters zum Stoffe, seine Beziehungen zu den unmittelbar vorhergehenden Volksbüchern und der vielleicht blos wenige Monate ältern Faust-ballad, die Nachwirkung auf die Komödiantenbühne des 17. Jahrhunderts u. s. w. nur flüchtig skizziren können. Man ist daher gezwungen, in dieser Hinsicht vorläufig, wie bisher aus den verstreuten Notizen F. Zarncke's, W. Wagner's „Introduction" zu seiner Ausgabe des „Doctor Faustus" (London 1877), dem reichen Materiale Ward's in dem Drucke der Clarendon Press (2. Aufl. 1887) und den nicht durchaus stichhaltigen Bemerkungen O. Francke's in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Mountford's Farce über die Faustfabel von 1697 (1886) zu schöpfen. Breymann aber gebührt die lebhafteste Anerkennung dafür, daß er einer thatsachlichen Parallele zwischen dem großen britischen und dem Goethe'schen „Faust" die vorher vielfach überwucherten Wege geebnet hat.

Ludwig Fränkel.

Romane und Novellen.

1. Sternbanner-Seric. Amerikanische Humoristen und Novellisten. Band 6: Guenn. Eine Welle am Strande der Bretagne. Von Blanche Willis Howard. Autorisirte Uebersetzung von H. Stern und M. Jacobi. Stuttgart, Lutz. 1889. 12. 2 M. 50 Pf.

Ich habe die ersten fünf Bände dieses ebenso schönen, wie verheißungsvollen Unternehmens an dieser Stelle mit aufrichtigem Interesse besprochen und kann auch von dem vorliegenden Werke nur Gutes berichten. Der Verleger fügt der Erzählung einen facsimilirten Brief Paul Heyse's bei, der folgendermaßen lautet:

Geehrtes Fräulein! Sie haben mich sehr erfreut durch die Zusendung Ihres Buchs, das mir hier in den Bergen vierzehn Tage hindurch die angenehmste Gesellschaft geleistet hat. Seit ich es zu Ende gelesen, hat mich der tiefe Eindruck dieser in all ihrer Einfachheit so ergreifenden Geschichte nicht verlassen und es drängt mich, Ihnen zu sagen, wie aufrichtig ich Ihr Talent der Charakteristik, der glücklichen Gruppirung und Contrastirung der Gestalten, der Beherrschung aller Darstellungsmittel bewundere. Guenn ist eins jener dichterischen Geschöpfe, die sich mit unauslöschlichen Zügen der Erinnerung eingraben, und in ihren Bannkreis treten die übrigen Figuren mit ein, die meisterhaft gezeichnete Figur des kühlherzigen, vom unerschütterlichsten künstlerischen Egoismus beseelten Malers, der Rectorin Jenner, Ardellen, alle und alle Nebenfiguren, die sich von dem farbigen Hintergrunde jener Küstenlandschaft so klar und scharf ablösen. Ich zweifle nicht, daß das Buch auch in Deutschland Aufsehen machen wird, unter einer Bedingung freilich: daß Sie sich entschließen könnten, in Kürzungen zu willigen. Es finden sich zu viel Tautologien in Ihrem epischen Stil. . . . Mit freundlichem Gruß Paul Heyse.

Ich finde es nicht klug von dem Verleger, daß er den Brief verstümmelt wiedergibt und ihn dort abbricht, wo Heyse mit seinen Ausstellungen und Rathschlägen beginnt. Denn die Fehler, die Heyse zu erwähnen hatte, sind verhältnißmäßig so gering, daß deren Aufzählung dem Buche durchaus nicht schaden kann. „Guenn" ist thatsächlich ein Meisterstück der realistischen Kleinmalerei, voll lieblicher, ernster, tragisch-erschütternder Momente, in brennenden Farben entworfen und von außerordentlichem sittengeschichtlichen Werthe. Die Verfasserin gehört zu jenen wenigen fremdländischen Schriftstellern, die wahrhaft würdig sind, bei uns literarische Gastfreundschaft zu genießen. Heyse hat in vortrefflicher, knapper Weise das Buch charakterisirt, wir können sein Urtheil nur freudig bestätigen und wünschen dem Werke den großen Erfolg, den es verdient.

2. Was ein Weib vermag. Roman von Maurus Jókai. In deutscher Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. 1889. 8. 2 M.

Jókai gehört zu den fruchtbarsten, phantasiereichsten Erzählern Europas. Alles, was er schreibt, trägt den Charakter des Märchenhaft-Ungeheuerlichen, Unglaublichen, Stürmenden, manchmal sogar an das Gebiet der Münchhauseniaden streifend. Aber er ist auf alle Fälle ein unterhaltender Erzähler, der es vermag, den Leser bald herzlich lachen zu machen, bald auf die Folter der Neugierde zu spannen. Der vorliegende Roman darf nicht den besten

Schriften des Verfassers angereiht werden, aber auch er leistet an Märchenhaftigkeit und Waghalsigkeit das Mögliche. Der Held dieser historischen Erzählung kann einfach alles, aus den gefährlichsten Lebenslagen befreit er sich mit wunderbarem Schlaufinn und Muth und ist unerschöpflich an listigen Einfällen, den Feind irre zu führen. Dem Buche fehlt es an groß angelegten, lebhaft bewegten Scenen durchaus nicht, einige Kapitel erheben sich aus dem Tumult der Ereignisse zu wirklicher künstlerischer Bedeutung empor und so kann man das Buch mit bestem Gewissen empfehlen. Als Reiselektüre wird es unschätzbare Dienste leisten.

3. Große Welt. Eine Novelle in zwei Tänzen von Graf W. A. Sollohub. Aus dem Russischen. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.

Seitdem der großartige „Raskolnikow" Dostojewski's bei uns gebührende Beachtung und Werthschätzung gefunden, ist es das Bestreben industriöser Uebersetzer und Verleger, den deutschen Büchermarkt mit Uebersetzungen russischer Werke fünften und sechsten Grades zu überschwemmen, wodurch den heimischen Erzeugnissen ein nicht geringer Schaden zugefügt wird. Was vorliegende Erzählung anbelangt, so kann ihr noch zur Noth ein Passirschein gegeben werden: sie ist das Erzeugniß eines echten und ernsten Talents. Ein junger Mann verliebt sich in eine kokette Weltdame, stürzt sich ihrethalben in den Strudel der Gesellschaft und macht dort allerlei bittere Erfahrungen. Dem Ganzen liegt eine bemerkenswerthe Idee zu Grunde, aber durch die Darstellung geht manchmal ein süßlicher, empfindsam-winselnder Ton, der widerwärtig auf einen deutschen Leser wirkt. Trotz dieser unangenehmen Eigenschaft verdient das Büchlein gelesen zu werden, aber ich möchte dem rührigen und strebsamen Verleger den Rath geben, so wenig als möglich Uebersetzungen zu bringen und seiner bisher festgehaltenen Richtung treu zu bleiben: nämlich die deutsche Literatur zu pflegen.

4. Licht und Schatten. Gesammelte Novellen von C. Milanis. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Wenn ich nicht weiter unten ein tüchtiges deutsches Buch aus dem Verlage Pierson zu besprechen hätte, würde ich meinen obigen Rath zurücknehmen: ehe solches Zeug drucken, dann lieber Uebersetzungen bringen. Die Novellen von Milanis sind ebenso schlecht als langweilig und nach der Lektüre derselben verspürt man jene unangenehme Wirkung, als habe man Kunstwein getrunken und schlecht zubereitete Speisen genossen. Milanis scheint kein junger Mann zu sein, eine gereifte Lebensanschauung, wenn auch keine tiefe und bedeutende, spricht aus dem Buche, er hat sich in der Welt umgesehen, das besagen seine manchmal gar nicht übeln Naturschilderungen. Aber was er erzählt, ist herzlich unbedeutend. Unter den neun Skizzen sind höchstens zwei, die für kurze Zeit interessiren, aber diese zwei Skizzen geben dem Verfasser durchaus nicht die Berechtigung, sieben schlechte hinzuzufügen. Das Buch „Licht und Schatten" hat die Schattenseite, daß es gedruckt wurde, und die Lichtseite, daß es vom Publikum nicht gelesen wird.

5. Flecken auf der Ehre. Roman von H. Schobert. Drei Bände. Berlin, Janke. 1889. 8. 10 M.

H. Schobert gehört zu den talentvollsten und wirksamsten Nachahmerinnen und Nachfolgerinnen der Marlitt in der Gunst jenes großen Publikums, das keine literarischen Anforderungen stellt, sondern einfach unterhalten werden will. Man darf bei der Schobert weder sorgfältig durchgefeilte Sprache, noch wohl überdachte und fein ausgeführte Entwürfe, weder Tiefe der Weltanschauung, noch irgendeinen künstlerischen Zweck oder eine Tendenz in des Wortes edelster Bedeutung erwarten, sie fabulirt einfach frisch und flott darauf los und unzählige Ohren „hängen" voll Spannung an dem Munde der redseligen modernen Märchenerzählerin. Ja, eine Märchenerzählerin ist sie, denn was sie schildert, ist so edel, schön, warmherzig oder niederträchtig im Leben nicht zu finden, die Handlung, die sie erfindet, kann sich kaum in der rauhen Wirklichkeit zutragen; aber das thut nichts zur Sache, sie reimt sich eine Geschichte, rührend und spannend zugleich, zusammen und das Publikum ist zufrieden. Und die Kritik auch, denn sie braucht Schobert weder zu besprechen, noch künstlerisch ernst zu nehmen.

Mit dem vorliegenden Romane aber scheint das Talent der Verfasserin in eine neue, bessere Phase seiner Entwickelung getreten zu sein. Zwar der erste Band ist noch immer die „alte" Marlitt-Schobert, der zweite macht den nachdenklichen Leser etwas stutzig und der dritte, in seiner kühnen, herben, lebenswahren seelischen Schilderung des Helden, läßt deutlich erkennen, daß die Schobert, wenn sie sich von der herkömmlichen Zeitschriftenbelletristik freimachen will, auch eine Leistung bieten kann, die selbst die ernste Kritik beachten muß. „Flecken auf der Ehre" ist ein militärischer Roman, er spielt also in Kreisen, wo der Ehrbegriff ein besonders ausgeprägter und empfindlicher ist. Ein ob seiner äußern bestechenden Vorzüge beliebter Offizier heirathet Schulden halber ein reiches junges Mädchen, das ihn mit der rührenden Treue ihres jungen, unerfahrenen Herzens liebt, auch dann noch, als sie Beweise von seinem Leichtsinn und seiner Untreue in Händen hatte. Die junge Frau besitzt einen Jugendfreund, der sie seit Jahren geheim liebte, der ihr nun in diesen schweren Tagen mannhaft zur Seite steht und überhaupt ein Mondscheinideal von Treue, Sanftmuth, Heldenmuth, Edelherzigkeit, Charakterfestigkeit und Aufopferung ist, der schließlich vom Offizier im Duell erschossen wird. Ach, wenn doch alle diese Jugendfreunde, die in unzähligen Romanen ihr Unwesen treiben, von dieser Kugel getroffen worden wären, ich würde dem Mörder im Duell gern seine Blutthat verzeihen! Es ist thatsächlich beim Duell nicht mit richtigen Dingen zugegangen, aber der wichtigste Zeuge ist todt und

ſo kann niemand gegen den Offizier auftreten. Seine Frau aber, die das Richtige ahnte, verläßt den Mörder. Nach einiger Zeit heirathet er eine jüdiſche reiche Dame, die an ihm das ganz gehörig vergilt, was er an ſeiner erſten Frau verbrochen hat. Er ergibt ſich dem Trunke, ſinkt moraliſch von Stufe zu Stufe, bis ihn ſeine Collegen meiden; durch den Klatſch der Dienerſchaft (eine echt weibliche Löſung) wird die Geſchichte mit dem Duell bekannt, er muß den Abſchied nehmen und erſchießt ſich. Mit ſeinem Blute wäſcht er den Flecken auf ſeiner Ehre ab. Der dritte Band zeugt von genauer Kenntniß der Offizierskreiſe und enthält zahlreiche ſcharf gezeichnete, wirkungsvolle Scenen. In die Handlung verflochten iſt eine Liebesgeſchichte des Helden mit einer Sängerin zweideutigen Rufs, nicht ohne Kenntniß und Friſche dargeſtellt. Stiliſtiſch läßt das Buch manches zu wünſchen übrig; auch ſonſtige „Verſehen" paſſiren der Verfaſſerin. Etwas komiſch berührt es, wenn ſie (III, 99) ſchreibt: „. . . . er ſah aus wie die fleiſchgewordene Incarnation feudaler Geſinnung." Auch daß Schobert ihren modernen Heldinnen Namen gibt, wie „Liane" (Marlitt!) und „Evelyn", macht einen romantiſch-überſpannten Eindruck. Aber das ſind Kleinigkeiten; Hauptſache iſt, H. Schobert zeigte, daß ſie ernſtere Leiſtungen zu bieten vermag, und das ſoll hier mit beſonderm Lobe anerkannt werden.

6. Anderl. Roman von A. G. von Suttner. Zwei Bände. Dresden, Pierſon. 1889. 8. 8 M.

Ein öſterreichiſcher Roman, voll guter Anſätze, aber leider eine in vieler Beziehung unausgeglichene, unfertige Leiſtung eines tüchtigen, friſchen Talents. Aber trotz ſeiner Fehler wird man das Buch mit Spannung leſen und über das Schablonenhafte, das ſich in ihm vorfindet, mit Schonung hinwegſehen. Anderl iſt der Sohn eines Wirths, der, nach fröhlicher Jugendzeit in der Heimat, das Gymnaſium der benachbarten Stadt bezieht, dort den beſondern Schutz des Directors, einer vortrefflich gezeichneten Geſtalt, genießt und deſſen Manuſcript einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung, der Arbeit ſeines Lebens, infolge tragiſcher Umſtände verliert. Bis hierher iſt der Roman nicht nur poetiſch erzählt, ſondern auch ein ausgezeichnetes Culturbild. Dann kommt Anderl auf die Univerſität nach Wien, geräth in furchtbarſte Noth, aus der er von dem Bruder des todten Rectors befreit wird. Auch dieſe Partie iſt ſehr gemüthvoll vorgetragen. Anderl wird eine Art Geſellſchafter in einem fürſtlichen Hauſe; dort verliebt er ſich in die junge Prinzeſſin und ſie in ihn. Der durch zahlreiche Erfahrungen gewitzigte Leſer weiß bereits, daß die beiden ein Paar werden müſſen. Nach einer lebhaften Scene verläßt Anderl das Schloß; das Manuſcript findet ſich, er geräth in den Beſitz einer Erbſchaft, ſpäter in den einer zweiten, wird ein berühmter Augendoctor, um nach Jahren die erblindete Prinzeſſin heilen und heirathen zu können. Die Fabel des Romans beſteht großentheils aus Schablone; auch die Logik iſt keine gelungene, Suttner verliert manche Motive aus den Augen und hebt ſie zu ſpät wieder hervor, er iſt noch ungelenk und ungeſchickt im Entwerfen eines größern Plans. Aber ſein Buch verdient die Sympathie des Publikums und die Achtung der Kritik. Er beſitzt ein entſchiedenes Talent, er weiß ſpannend und lebhaft zu erzählen, innige Gefühlstöne anzuſchlagen, aus ihm ſprüht und tönt jenes undefinirbare Etwas, das den Dichter vom Macher, das taſtende Talent vom geſchickten Dilettanten unterſcheidet. Der erſte Band ſeines Romans hebt ſich ſichtbar über die Maſſe platter und gleichgültiger Tagesbelletriſtik empor, und die Mängel des zweiten Bandes wird er hoffentlich bei ſtrenger Selbſtkritik bald abſtreifen.

Ernſt Wechsler.

Epiſches und Lyriſches.

1. Lothar. Ein modernes Epos in zehn Geſängen von Friedrich Lange. Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 3 M.

Ein recht leſenswerthes Vorwort ſpannt unſere Neugier, das Gedicht ſelbſt kennen zu lernen, denn der Dichter verheißt uns in ihm mit einer neuen Form eine neue Art des Inhalts. Was die erſtere betrifft, ſo knüpft er zehn Verszeilen vierfüßiger Jamben zu einer Strophe zuſammen, die er ſtreng im Reim, aber frei im Rhythmus behandelt. Die neugeformte Stanze ſollte ihm die Möglichkeit gewähren, zu dem epiſchen Fortgange der Handlung die lyriſche Stimmung zu geſellen. Immerhin mag ihm der Ruhm, ſich ein neues Schema der epiſchen Darſtellung geſchaffen zu haben, unbeſtritten bleiben. Wie aber ſteht es mit der Neuheit des Inhalts?

Ein junger Hannoveraner verläßt ſeine heimatliche Bergſtadt am Harze, wo ihn weder ein würdiger Onkel noch eine treue Jugendliebe zu feſſeln vermögen, um ſich in Berlin durch literariſche und politiſche Thätigkeit eine Stellung zu ſchaffen. An der Hand falſcher Freunde und nicht ohne eigene Verſchuldung geräth er in allerlei Wirrniſſe und Verlegenheiten, die ihm das Leben in der Reichshauptſtadt verleiden, bis er in der Verbindung mit der erwähnten Jugendgenoſſin das langgeſuchte Glück eines neuen Daſeins findet. Würde das Gedicht hier ſeinen Abſchluß finden, ſo wäre die Abſicht des Dichters, einen ſchweifenden Odyſſeus in den Hafen der Ehe gelangen zu laſſen, keineswegs etwas Neues. Aber der Dichter läßt ſeinen Helden noch nicht zur Ruhe kommen; zum zweiten male läßt er ihn, einem unbeſiegten Freiheitsdrange folgend, ohne genügenden Grund Heimat und Gattin verlaſſen, und von Stufe zu Stufe ſinken, bis er am Rande

des Abgrundes den Glauben an Gott und mit ihm die Rückkehr zur verlassenen Gattin findet. Hier treffen wir auf die eigentliche Tendenz des Gedichts, denn der Dichter wollte einen „auf irdische Ziele gerichteten Idealismus zu dem erlösenden, in sich selbst ruhenden Idealismus des Gottesglaubens" hinführen. War es darauf abgesehen, dann war gerade dieser Theil des Gedichts viel zu kurz bedacht, und neu wäre auch das noch nicht. Genug, wir haben uns vergeblich umgesehen, daß der Dichter sein Wort löse, uns in neuer Form eine neue Art des Inhalts zu bieten. Weder der sonstige Inhalt des Gedichts, der uns nicht immer in die beste Gesellschaft führt, noch die Gestalt des Titelhelden selbst vermögen uns diese Ueberzeugung zu verschaffen. Dieser Lothar, der immer auf die Kraft seines Willens pocht, um bald darauf in kläglicher Weise moralischen Schiffbruch zu erleiden, kann uns wenig Sympathie erwecken.

Der Dichter verräth eine Hinneigung zu unsern jüngsten Naturalisten; er nennt sie die Flagellanten der Kunst, denen die Reformation nachfolgen werde, und seine Sprache erinnert vielfach an die ihrige:

Lothar empfand sich
So nichtig wie ein Pfeifenrest,
Den just ein Bauer im Gespräche
Hinausklopft oder drinnen läßt.

Der Dichter hat ganz recht, wenn er im Vorworte sagt, daß die Kunst die Aufgabe habe, den Menschen über sich zu heben; aber zu den Mitteln, mit denen der Dichter dies bewirkt, gehört auch die Sprache, deren er sich bedient. Geschmacklose Vergleiche, wie der eben angeführte, und eine Wiedergabe mitunter gemeiner Redeweise, die den Reiz des Realistischen gewähren soll, sind eher geeignet, uns den Tod der Poesie beklagen zu lassen. Am gelungensten sind im Gedichte jene Stellen, wo der Dichter den Helden seiner Heimat und Jugend gedenken läßt, wie z. B. bei der Rückkehr Lothar's zu seiner verlassenen Gattin:

Vier Tage war er so gefahren,
Nicht überhastend seine Kraft.
Da trieb ihn wunderbare Sehnsucht,
Vom Wege seiner Wanderschaft
Auf kurze Zeit abseits zu gehen,
Sein Heimatstädtchen wieder zu sehen,
Die stillen Berge, Haus und Baum,
Das traute Thor mit dicken Thürmen —
O Seligkeit, nach solchen Stürmen
Einmal zu ruhen im Kindheitstraum!

Und wieder, wie an jenem Abend,
Als seines Lebens Glut begann
Und all die nun gelöste Wirrung,
Kam er vor Oheims Häuschen an.
Nun rauscht der Wind in welken Blättern,
Der Bach beim unverdrossenen Klettern
Im steinigen Bette glucksend spricht,
Zum Fenster drängen sich die eben
Vom kargen Herbst gereiften Reben,
Und aus dem Fenster schimmert Licht.

Da stand er still am Baum und träumte
An seines Lebens Wandlung hin
Und sah ins lichterfüllte Fenster.
Wie treuer Liebe schlichter Sinn
Schien's ihn aus frühen Kinderzeiten
Mit sanftem Schimmer zu geleiten,
Stets seiner harrend, fern und nah —
Und da er nun sein Leben zum neuen
Dienste des Guten kam zu weihen,
War's wieder süß und traulich da.

Und erst allmählich fiel's den wirren,
Ganz weltentrückten Sinnen bei,
Daß dieser lieblich-holde Schimmer,
So traut, nun doch erstaunlich sei.
Denn er, der einst hier liebend weilte,
War fern bei Gertrud nun und theilte
Wie einst ihr Glück, nun ihre Noth,
Und dieses Häuschen blieb sein eigen,
Es sollte trauernd stehn und schweigen,
Bis daß der Alte wäre todt.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Wem aber leuchtete nun die Flamme,
Die schwebend wieder am Balken hing?
Wem schwanden einsam hier die Tage?
Nicht gab ihm Ruhe Staunen und Frage,
Bis daß er stand im dunkeln Flur
Und wieder in die Stille lauschte —
Er hörte den Wind, der draußen rauschte,
Und drinnen im Stübchen das Ticken der Uhr.

Der Zauber wollt' ihn fast verwirren,
Und tastend streckt' er seine Hand —
Da ward die Stube schon geöffnet,
Und in der Flut des Lichtes stand
Ein junges Weib. Wie silberne Flocken
Glänzten im Licht die blonden Locken,
Doch um die schlanken Glieder brach
Ein düster Kleid sich rings in Falten,
Und ihre Stimme wie schmerzverhalten
Klang, als sie fragend ins Dunkle sprach.

„Ist jemand da?" so ging die Frage,
Und Antwort kam „Gertrud, mein Weib!"
Und aus dem Dunkel vor ihren Füßen
Lag und umschlang den zitternden Leib
Lothar und stammelte selige Laute.
Sie aber bebte, schwieg und traute
Der eignen Hand, dem Auge nicht
Und ward nicht müde, stumm zu schauen,
Strich schmeichelnd über Haar und Brauen
Und hob wie prüfend sein Gesicht.

Diese Strophen haben Fluß und Wohllaut, wenngleich dabei nicht übersehen werden soll, daß sich dieses nach unserer Meinung Beste im Gedicht als ein Erbtheil der heute vielfach geschmähten Romantik und Classicität zu erkennen gibt.

2. Wettiner Balladen und Lieder. Unter Mitwirkung von Friedrich von Bodenstedt, Felix Dahn, Martin Greif, Wolfgang Kirchbach, Anton Ohorn und Karl Woermann herausgegeben von Otto Lyon. Leipzig, Teubner. 1889. 8. 50 Pf.

Durch die wettiner Feier des sächsischen Fürstenhauses angeregt, erbietet sich diese Sammlung von Balladen und

Liedern, die dem König Albert von Sachsen gewidmet ist, als eine Festgabe, die die Verdienste des genannten Fürstenhauses würdigen und zugleich ein Stück Geschichte der sächsischen Länder bringen will. Die Namen der auf dem Titelblatte genannten Dichter verbürgen Gutes; außer ihren Beiträgen finden wir in der Sammlung mehrere historische Stücke, so zwei Minnelieder Heinrich des Erlauchten, ein Volkslied aus dem 15. Jahrhundert über den sächsischen Prinzenraub, zwei Landsknechtslieder und ein Klagelied Deutschlands beim Tode des Kurfürsten Moritz aus dem 16. Jahrhundert, sämmtlich übersetzt oder frei nachgedichtet durch den Herausgeber, der auch mit eigenen Erzeugnissen mehrfach vertreten ist. So findet sich in dem kleinen, 58 Druckseiten umfassenden Bändchen Altes und Neues beisammen und wirkt durch bunte Mannichfaltigkeit erfreulich. Für den werthvollsten Beitrag halten wir das Gedicht von Felix Dahn auf die Schlacht von Saint-Privat mit seinem Schlusse:

Und als sie sich trafen nach grimmem Morden
Die Preußen von Westen, die Sachsen von Norden
Im eroberten Kirchhof von Saint-Privat, —
Da sind in Feuer und Blut die Sachsen
Und Preußen zu Brüdern zusammengewachsen!

Hübsch gezeichnet ist auch der Anfang von Wolfgang Kirchbach's „Erinnerungen eines dresdener Kindes“:

Es kommt ein Strom in weitem Bogen
Vom Felsenthale hergezogen,
An wald'gen Bergestreppen gäret
Die Traube, die den Stock beschweret,
Drei Burgenschlösser ragen weit
Vom Berg ins Thal der Lieblichkeit,
Und Wimpelschiffe drunten gleiten
Den Brücken zu, den bogenweiten,
Wo Menschenreihen drüben wandern
Vom Ufer wechselnd nach dem andern:
Dort ragt die Stadt im Thalesgrunde,
Thurmstrebend, mit der Kuppelrunde,
Fern schauen Winzerberge drein,
Fern blitzt der Strom ins Land hinein —
Und wo der Apfelblüte Schnee
Im Frühling weht von reiner Höh',
Wo röthlich zart die Pfirsich blüht
Und sommerschwarz die Kirsche glüht,
Da träumt mein Herz sein Jugendglück,
Ruft alte Bilder traut zurück,
Und grüßt im Geiste dich verwandt
Du Meißnerland, mein Heimatland. —

3. Buch der Liebe von Max Hochstädt. Berlin, Weiß Nachfolger. 1888. 8. 1 M.

Einer von den ewigen Stoffen der Lyrik kommt in den Gedichten von Max Hochstädt zur Aussprache, aber bei der großen Fülle des schon Vorhandenen sollten gerade auf diesem Gebiete nur noch originale Töne und neue Weisen sich an das Licht der Oeffentlichkeit wagen. Die oben angezeigten Gedichte bekunden ein nicht abzuleugnendes Formtalent, aber man würde irren, wenn man meinte, daß in ihnen ein starkes oder inniges Empfinden zur Aeußerung kommt; wir finden in ihnen nur das Spiel und das Getändel einer flatternden sinnlichen Neigung, die sich in zierlichen und glatten Versen ergeht. In einer Zeit, die mit ernsten und männlichen Aufgaben beschäftigt ist, erscheint die Poesie eines verliebten Schäfers, der für die Küsse seiner Phyllis und Amaryllis schwärmt, als im Widerspruche mit der Zeit. Eine Berufung auf Anakreon und die Minnedichter würde hier nicht statthaft sein, da dem modernen Dichter einerseits die Naivetät des Gefühls und andererseits die reine Hingebung an die Eine fehlt, gegen die die reflectirende Sinnlichkeit sowie die Vielseitigkeit der Liebe, wie sie hier zu Tage treten, nicht zu ihrem Vortheil abstechen.

4. Die Ahnen. Ein Cyklus lebender Bilder nach Gustav Freytag's gleichnamigem Romane. Dichtung von Wilhelm von Lichtenow. Leipzig, O. Teich. 1889. 8. 75 Pf.

Der Titel sagt uns schon, womit wir es zu thun haben: Gustav Freytag's Roman liefert hier den Stoff zur Aufführung lebender Bilder für patriotische Festlichkeiten. In sieben Bildern, bei deren letztem, das eine Verherrlichung des neuerstandenen Kaiserreichs bietet, die Bezugnahme auf den Roman mehr zurücktritt, kommt die patriotische Idee in der Veranschaulichung deutscher Tapferkeit und Frömmigkeit, deutscher Minne u. s. w. zum künstlerischen Ausdrucke. Mit ästhetischem Sinn und besonderm Geschicke werden gerade die ergreifendsten und schönsten Momente des Freytag'schen Romans dem Auge vorgeführt, bei deren Auswahl wol die Illustrationen der Gustav Freytag-Galerie mitbestimmend gewesen sind. Der begleitende Text in vier- und fünffüßigen reimlosen Jamben ist kräftig und schwungvoll gehalten, wenn auch hie und da einzelne sprachliche Härten stören. Das kleine Werk kann für den genannten Zweck bestens empfohlen werden.

Friedrich Groch.

Neuere philosophische Literatur.

1. Ueber die Idee der Wiedergeburt des Menschen, die Geschichte der Menschheit und die diesseitige wie jenseitige Zukunft. Mit besonderer Beziehung auf Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“. Von Moritz Müller sen. Leipzig, Köbling. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

M. Müller gibt uns die tröstliche Versicherung, daß dieses die letzte Schrift sein wird, mit der er die Welt zu beglücken und das Publikum zu erleuchten für gut gefunden hat. In Berücksichtigung dieses Umstandes wird die Kritik noch mit möglichster Milde gegen dieses allerdings fast außerhalb jedes kritischen Maßstabes stehende Product zu verfahren versuchen. Es lebte in Leipzig früher ein Mann,

Vicecriminalrichter Hofmann, welcher der Welt unter dem Pseudonym Karl Wilmarshof ein Werk hinterlassen hat: „Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage" (4 Abth., Leipzig 1863—66). In diesem Manne sieht der Verfasser seinen Vorgänger und Meister in den ganzen weitverzweigten und fortwährend sprungweise ineinander übergreifenden Bahnen oder Irrwegen seines Denkens. Alles andere, was sonst Philosophie heißt, wird mit leichtfertig dahingleitendem Spotte zur Seite geschoben und verworfen. Von einer irgendwie eigenthümlich bestimmten und einheitlich durchgebildeten Weltansicht ist bei Hofmann und Müller keine Rede, sondern es besteht alles nur in ganz äußerlichen, vulgär-rationalistisch gehaltenen Auslassungen über alle möglichen Fragen, Ansichten und Gebiete des Lebens. Es ist dieses ein Denken, welches durchaus nur auf der Oberfläche des Gegebenen einherschreitet und welches in seiner saloppen Eingebildetheit und Selbstüberhebung einen Eindruck hervorbringt, dem allein das Salz abgeht, um irgendwie noch auf den Charakter des Lächerlichen Anspruch machen zu können. Auch über die Unsterblichkeitsfrage selbst außer unbestimmten und hohlen Redewendungen irgendetwas Neues zu erfahren, wird man vergebens erwarten, und es ist das Ganze eine Erscheinung, der überhaupt ein irgendwie ernstes Interesse nicht entgegengebracht und abgewonnen werden kann.

2. Die Philosophie des Thomas von Aquino. Kritisch gewürdigt von J. Frohschammer. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 10 M.

Die Lehre des Thomas von Aquino ist der letzte glänzende Niederschlag des gelehrten und kunstreichen Dogmatismus der Scholastik im Mittelalter gewesen. Die katholische Kirche sieht diese Lehre noch jetzt als den Ausdruck der echten und correcten Wahrheit der christlichen Welt- und Lebensauffassung an. Der Verfasser dieses Buchs hat sich schon in früher Jugend als katholischer Theolog mit Thomas beschäftigt, seine spätere Richtung aber ist dann allerdings von der Art gewesen, daß sie von jener Seite aus als ein ketzerischer Abweg und Irrthum hat angesehen werden können. Mit der ganzen Scholastik als mit einer noch jetzt gültigen Art oder Form der Philosophie zu rechnen, ist für die neuere Zeit und insbesondere für den protestantischen Standpunkt zu einer Unmöglichkeit geworden. Auf den allgemeinen formalen Charakter der Scholastik als einer Erscheinung der Philosophie leidet ganz vorzugsweise der in der neuern Zeit aufgekommene Ausdruck einer Begriffsdichtung Anwendung. Es war dieses ein äußerliches Denken und Operiren mit einem gewissen gegebenen Kreise abstracter theologischer und metaphysischer Begriffe, durch welches das Verhältniß Gottes zur Welt dargestellt und deutlich gemacht werden sollte. Die ganze Bedeutung der Scholastik lag nur im Zusammenhange mit dem Mittelalter und seinen ganzen Ideen und Lebensbedingungen enthalten. Die Welt oder das Wirkliche wurde von ihr nicht aus sich, sondern nur nach ihrem angenommenen Verhältnisse zur Gottheit bestimmt und betrachtet. Die Philosophie war im Sinne jener Zeit nichts anderes als die Magd der Theologie und durfte sich nicht von den gegebenen Satzungen und Lehren der Kirche entfernen. Die ganze Vorstellung von dem, was Philosophie heißt und heißen kann, war, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, damals eine durchaus einseitige und beschränkte. Es liegt im Wesen der Philosophie, daß sie im Laufe der Zeit ihre Gestalten und Formen fortwährend gewechselt hat, und es ist deswegen auch vollkommen unberechtigt, immer nur von der Philosophie rein an sich oder als solcher reden zu wollen. Der Verfasser, der hier gegen Thomas als Kritiker auftritt, ist zugleich eigener und selbständiger Philosoph. Er hat insbesondere in seinen Schriften die Phantasie als das allgemein schaffende und bewegende Weltprincip zu erweisen versucht. Dieses Princip ist jedenfalls der Wirklichkeit immanent oder intramundan und geht insofern über die Grenze der strengen Transscendenz des Thomistischen Standpunktes hinaus. Die gegenwärtige Philosophie und Wissenschaft kann nothwendig nur durch eine Betrachtung des Wirklichen, wie es ist, sich zu einer höhern allgemeinen Weltansicht zu erheben versuchen. Diese Wirklichkeit ist überall auch in sich geordnet oder vernünftig eingerichtet. Wir wollen hier mit dem Verfasser über das Ausreichende seines Princips nicht rechten, obwol man doch in allem Wirklichen nicht blos Phantasie, sondern auch Verstand und überhaupt zweckgemäß waltende Einsicht oder immanente Teleologie annehmen und nachweisen darf. Als Kritiker aber löst er die Lehre des Thomas in klarer Sprache und scharf eindringender kenntnißreicher Forschung in ihre innern Widersprüche auf, und es ist dieses Ganze überhaupt eine Welt von Vorstellungen, die früher oder in der Zeit des Mittelalters als ein großer und kunstreich ausgeführter Dom und als eine Wohnstätte des Gottesbegriffs für das gläubige, sich in das Jenseits vertiefende Denken der Menschheit erscheinen mochte, während es jetzt doch nur der romantische Reiz einer unhaltbaren und in sich zerfallenden Ruine ist, was sich mit ihm von einem gewissen tendenziösen Standpunkte aus zu verbinden vermag.

3. Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus den Gebieten der Literatur, Philosophie und Pädagogik sowie ihrer Geschichte von J. H. Witte. Halle, Pfeffer. 1889. Gr. 8. 5 M.

Diese Schrift ist ein Meisterstück würdiger und edler Popularität. Alles was populär ist, darf nicht im eigentlichen Sinne unterrichtend oder lehrhaft gehalten sein. Alle Klarheit, einfache Durchsichtigkeit und Bestimmtheit des Denkens schließt noch keineswegs die Eigenschaft der wirklichen gemeinverständlichen und fesselnden Popularität in sich ein. Man findet im Publikum gemeinhin nur dasjenige populär, in welchem man seinen eigenen schon gegebenen und geläufigen Ideengehalt in einer andern reinern und geläuterteren Form wiedererkennt, abgesehen davon

wo es sich wie etwa bei der Naturwissenschaft um die bloße Mittheilung ganz bestimmter objectiv gegebener Dinge oder Verhältnisse handelt. Das Publikum will bei seiner Lektüre eigentlich niemals angestrengt und in eine ganz formale Region von Vorstellungen und Gedanken eingeführt sein. Es hat daher oft manches ganz gut und verständlich geschriebene Buch nur schwer und allmählich in das öffentliche Verständniß Eingang gewinnen können. Der populäre Schriftsteller hat darum immer etwas vom Redner an sich, der sich auch den gegebenen Anschauungen seiner Zuhörer anzuschließen und denselben gewissermaßen schmeichlerisch entgegenzukommen suchen muß. Alle Klippen der falschen und gesuchten Popularität werden in dieser Schrift glücklich vermieden. Alle diese gesammelten Aufsätze und Vorträge sind allerdings auch nur eine Art von Echo von allem dem, was mehr oder weniger jeder einzelne weiß und bei sich selbst angesammelt oder gedacht hat, da der populäre Schriftsteller immer nur der Prophet und Verkündiger der sonst im Volksbewußtsein schlummernden Ideen und geistigen Bedürfnisse sein kann. Wir heben insbesondere hervor den Aufsatz über die sociale Krisis in den höhern Ständen, den Vorschlag eines Reichsbildungsamtes u. s. w. Es ist hierin manches Eigene, Wahre und Beherzigenswerthe enthalten. Unsere Bildungsfrage wird beherrscht von verschiedenen Strömungen, deren jeder eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Es handelt sich hierbei zuletzt um die Auffindung und Vertheilung des richtigen Maßes in der Verwendung aller für die Zwecke der Bildung in Betracht kommenden Elemente und Factoren. Auch des neuerlichen Streites zwischen den Herren Preyer und Vaihinger wird hier gedacht. Die Schrift kann zu manchem Guten anregen und weist auf manche immerhin noch mehr beachtenswerthe Punkte in unserm nationalen Bildungsleben hin. Ueberall sind wir noch viel zu sehr geneigt, in dem ganzen äußern Mechanismus des Bildungsapparats das bloße Wissen zu überschätzen, während doch nur im Menschen selbst und seiner persönlichen Tüchtigkeit und Vollkommenheit der wahre Zweck alles andern enthalten sein kann.

4. Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge gehalten im Literarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf von Wichert. Erste Serie. Halle, Pfeffer. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch dieses ist eine populär gehaltene Schrift, welche uns an die äußersten Grenzen der erkennbaren Wirklichkeit hinführt und sich insofern an das bekannte Ignorabimus von Du Bois-Reymond anschließt. Es werden behandelt: 1. „Der Instinct, contra Darwin"; 2. „Die Bedeutung des von R. Mayer entdeckten Gesetzes der Erhaltung der Kraft"; 3. „Das Atom"; 4. „Das Problem der Sprache"; 5. „Der Kampf um die Seele"; 6. „Nothwendigkeit und Freiheit". In klarer und geschmackvoller Weise werden die Ergebnisse der neuern Naturwissenschaft bis dahin, wo sie jene Grenze erreichen, uns vorzuführen versucht. Es ist gewiß, daß durch allen Darwinismus das wirkliche Werden in den Vorgängen der Generation nicht erklärt wird, und es ist ebenso gewiß, daß der ganze Begriff der Materie oder des eigentlich Realen in der Welt bei seiner Verfolgung in seine letzten Einzelbestandtheile sich für uns in unmögliche und mit sich widersprechende Beschaffenheiten auflöst. Von keinem Fortschritte der Naturwissenschaft wird jemals eine eigentliche Metaphysik oder eine wirkliche Beantwortung der letzten Probleme und Räthsel des Daseins erwartet werden können. Sich hierüber klar zu werden aber ist darum von hervorragender Wichtigkeit, weil allein hierdurch allen bisherigen hohlen und unfruchtbaren Speculationen, Einbildungen und Träumereien ein Ziel gesetzt werden kann. Der Mensch oder das Innere unsers Geistes aber ist doch zuletzt für uns selbst und unsere ganze erkennende Stellung zur Welt das Höhere, Werthvollere und Wichtigere als die uns umgebende äußere oder sinnliche Natur. In seinen drei letzten Abhandlungen wendet sich daher der Verfasser auch dieser Sphäre des Wirklichen zu. Das Begreifen der Sprache und die denkende Erkenntniß der Geschichte sind hier zuletzt Wissensgebiete, welche für unsere ganze Ansicht vom Menschen und der ihn umgebenden Welt eine höhere und entscheidendere Wichtigkeit zu besitzen scheinen als die in ihren erreichten Resulaten zwar großartige, aber doch immer nur auf die Sphäre der gegebenen sinnlichen Erscheinungswelt beschränkte Wissenschaft von der Natur. Die Metaphysik der Zukunft wird daher wol nur jene, die subjective oder geistige, und nicht diese, die objective oder sinnliche Sphäre alles Daseienden zu ihrer wahrhaften bedingenden Grundlage haben können.

5. Der Schlüssel zum objectiven Erkennen. Gegen Kant und F. A. Lange. Von Rudolf Seydel. Halle, Pfeffer. 1889. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Der sogenannte namentlich mit durch Lange eingeleitete Neukantianismus darf im allgemeinen noch als eine der herrschenden Hauptströmungen der gegenwärtigen Philosophie angesehen werden. Der Verfasser dieser Schrift bemerkt mit Recht, daß alles, was auf Kant unmittelbar gefolgt sei, jetzt fast die Gestalt eines leeren und verschwundenen Schattenbildes in der öffentlichen Meinung angenommen habe. Die entscheidende Bedeutung Kant's im Fortgange der neuern Philosophie kann nicht verkannt werden, aber die in jenem Neukantianismus aus dem Grabe seiner Lehre hervorgewachsene Pflanze wird nimmermehr als die wahre und echte Frucht oder Fortsetzung seines Geistes in der Geschichte anerkannt werden dürfen. Man hat jetzt einfach das Verständniß für den Werth und die Bedeutung der unmittelbar auf Kant gefolgten Lehren oder Systeme verloren. Die neuere übertriebene Vergötterung des bloßen Wortlautes oder der äußern Hülle und Schale der Lehre Kant's hat durchaus keine rechte Wahrheit und Berechtigung gehabt. Der Geist seiner Lehre hat sich fortgesetzt in den großen Systemen seiner Nachfolger, während jetzt nur der todte Leichnam derselben

von kleinern Geistern weiter zersetzt und zernagt worden ist. Die vorliegende Schrift zerfällt in drei Abschnitte: 1. „Kant's synthetische Urtheile a priori, insbesondere in der Mathematik"; 2. „F. A. Lange's geometrische Logik"; 3. „Der Schlüssel zum objectiven Erkennen". Der Verfasser rügt insbesondere bei Kant und auch bei Lange die Verwechselung oder das unkritische Zusammenwerfen des Erkennens als einer psychologischen Function mit dem objectiven oder an sich gegebenen Inhalt, auf den es sich richtet. Dieses ist in der That ein sehr richtiger, entscheidender und den wahrhaften Kern der Sache treffender Gesichtspunkt. Die ganzen Irrthümer und Unklarheiten Kant's hierüber sind aber doch immer verzeihlicher als diejenigen Lange's und aller seiner andern vorgeblichen neuern oder jüngern Nachfolger. Kant hatte doch immer ein großes und an sich in seiner Zeit berechtigtes Ziel oder Ideal vor Augen, das Erkennen des Subjects rein an sich oder getrennt von seinem aufgenommenen empirischen Inhalte darzustellen oder zu beschreiben, während die neu-Kantische Erkenntnißtheorie einem durchaus verworrenen und mit sich selbst fortwährend in Widerspruch stehenden Skepticismus anheimgefallen ist. Es ist hier nicht der Ort, die ganzen kritischen Gänge des Verfassers eingehend zu verfolgen; überall aber kann doch die bloße subjective Erkenntnißtheorie allein nicht der wahre und eigentliche Zweck der Philosophie sein, sondern es ist alles Erkennen doch zuletzt immer nur dazu da, um die Welt oder das Wirkliche so zu erkennen, wie es ist. Man ist seit Hegel zurückgesunken auf einen ungesunden, grübelnden, ziel- und thatlosen Subjectivismus, während nur im Anschluß an das kühne und mächtige Ringen des frühern nach-Kantischen Idealismus die neuere Philosophie ihren wahren und echten Aufgaben und Zielen wird zustreben können. In dieser Ansicht schließen wir uns dem Standpunkte des geistvollen Verfassers an, während außerdem wol Verschiedenheit der Auffassung hierüber stattfinden mag.

6. Philosophische Vorträge. Herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Heft 14: Natur- und Kunstgenuß von Eugen Dreher. Heft 18: Ueber den Zufall von Friedrich Kirchner. Heft 19: Der Gottesbegriff in der neuern schwedischen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung Boström's und Lotze's von Egon Zöller. Halle, Pfeffer. 1888. Gr. 8. Jedes Heft 1 M. 20 Pf.

Der Ton aller dieser Vorträge oder Abhandlungen ist der der geistreichen wissenschaftlich gebildeten Unterhaltung. Alle hier gewählten Themata bieten einen reichen Stoff von breit getretenen Ansichten oder Gemeinplätzen in sich dar. Natur und Kunst, Nothwendigkeit und Freiheit oder Zufall, wie mannichfaltig und vielseitig ist alles dieses schon aufgefaßt und behandelt worden! Die Weltanschauung oder Gotteslehre des Schweden Boström schließt sich als eine durchaus verwandte Erscheinung an die Richtung und den Charakter der deutschen Philosophie zur Zeit Schelling's an. Es bewegt sich in diesen Vorträgen alles in einer sehr wohlgesetzten, correcten und maßvoll gehaltenen äußern Form. In der darauffolgenden Erörterung findet durchaus kein energisches Aufeinanderplatzen scharf ausgeprägter Gegensätze, sondern nur eine matte und kühle Auseinandersetzung über gewisse, zuletzt wol mehr formelle als materielle Meinungsunterschiede statt. Alles trägt den Charakter einer vornehm ruhigen, jedes Extrem vermeidenden großstädtisch akademischen Abgeschliffenheit, aber wir glauben nicht, daß aus diesen ganzen sich in zahmen und conventionellen Formen bewegenden Veröffentlichungen eine wahre Förderung unserer allgemeinen philosophischen Gedankenarbeit zu erwarten sein werde. Konrad Hermann.

Kunstgeschichtliche Werke.

1. Principienfragen der christlichen Archäologie von Joseph Wilpert. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. Freiburg i. Br., Herder. 1889. 4. 3 M.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die „Forschungen" der Protestanten Schultze, Hasenclever und Achelis einer Kritik an der Hand der Quellen zu unterziehen. Der Professor Victor Schultze in Greifswald hat nämlich 1888 in einer kirchlichen Zeitschrift ausgesprochen, daß der Ertrag der neuern kirchlichen Alterthumswissenschaft der allgemeinen theologischen Arbeit immer mehr zugute komme und daß die protestantische Wissenschaft die römisch-katholischen Archäologen hinsichtlich der Methode und Reife des Urtheils weit überholt habe. Insbesondere hatte er die Untersuchungen von Hans Achelis über das Symbol des Fisches und die Fischdenkmäler der römischen Katakomben gerühmt. Infolge dessen wendet sich nun J. Wilpert gegen Achelis nicht blos, sondern auch gegen V. Schultze und Hasenclever. Letzterer hat 1886 eine Schrift über den altchristlichen Gräberschmuck erscheinen lassen, ersterer hat 1880 und 1882 „Archäologische Studien" und „Die Katakomben" veröffentlicht. Wilpert stützt sich auf die Forschungen des berühmten de Rossi, dessen monumentale Arbeiten ihm als die stets grundlegenden gelten. Er kennt de Rossi aus dessen Folianten, und wirft den genannten Protestanten vor, daß sie nur nach knappen Auszügen citiren.

Wilpert hat in Rom selbst die literarischen und monumentalen Quellen studirt, entwickelt einen geschulten historischen Sinn und ist jedenfalls sehr gründlich bewandert in seinem Stoffe. Schritt vor Schritt widerlegt er zunächst Hasenclever's Theorie von der Entstehung des altchristlichen Gräberschmucks, dann die Schrift von Achelis. Nachdem ich die Arbeit Wilpert's sorgfältig durchgelesen, muß ich denn doch die Wahrheit höher stellen als meine

protestantische Confession. Ich kann mich dem Eindrucke nicht entziehen, daß J. Wilpert gründlichere Kenntnisse, größere Objectivität und schärfere Kritik auf seiner Seite hat. Auch freue ich mich wol des lebhaft entbrannten Streites auf diesem Gebiete, aber ich vermag dem historischen Beweismaterial der Katakomben für die christliche Dogmatik, Symbolik und Polemik nicht so großen Werth beizulegen wie die beiderseitigen Gegner. Selbst wenn es den katholischen Forschern endgültig gelingen sollte, die Entstehung gewisser Dogmen auf Grund der archäologischen Monumente höher hinaufzurücken, würde ich sagen: die Ansichten der römischen Christen des 1. und 2. Jahrhunderts haben für mich nur in zweiter Linie Bedeutung. Die protestantischen Gelehrten aber haben vielleicht Ursache, sich mehr als bisher vor „Vermuthungen" zu hüten.

2. Die altchristliche Architektur in systematischer Darstellung. Form, Einrichtung und Ausschmückung der altchristlichen Kirchen, Baptisterien und Sepulcralbauten. Von Heinrich Holtzinger. Mit 188 Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1889. Gr. 8. 8 M.

Dieses mit Illustrationen reich ausgestattete Buch, das zu Beginn seines heftweisen Erscheinens als „Handbuch der altchristlichen Architektur" sich ankündigte, will den im Titel angegebenen Stoff zum ersten male vom archäologischen Standpunkte aus darstellen, also die rein historische Behandlung dieses Stoffs ergänzen. Es bildet eine theilweise Ergänzung zu H. Otte's „Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters", auch insofern, als wir noch fühlbaren Mangel haben an einer dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Bearbeitung der altchristlichen Archäologie vom protestantischen Standpunkte aus. Jedenfalls gebührt dem Verfasser das Verdienst, für seinen Zweck eine große Menge literarischer Quellen, zunächst der altchristlichen, dann aber auch der neuen und neuesten Zeit durchstudirt zu haben. Er hat aus ihnen ein so gründlich gefertigtes Bild der altchristlichen Architektur hergestellt, daß schwerlich jemand in wesentlichen Dingen seine Studie überbieten wird. Nachdem er über die Grundbedingungen der Form in der altchristlichen Architektur sich verbreitet hat, bespricht er Lage, Orientirung, Umgebung und Eingangstheile der Kirchen; dann schildert er auf das eingehendste Langhaus und Presbyterium der Basiliken, berührt die centralen Kirchenanlagen, erörtert ausführlich die unbeweglichen Utensilien im Innern der Kirche, die Platzabtheilungen und Ausschmückungen daselbst, die künstliche Beleuchtung, das Aeußere, Anbauten und Nebengebäude der Kirchen u. s. w. Indem ich der Verlagshandlung danke für die Ausstattung des Buchs mit einer ganzen Anzahl neuer instructiver Abbildungen, richte ich zugleich die Bitte an sie, doch in einer zweiten Auflage den Text mit verschiedenartigen Lettern der Art setzen zu lassen, daß das Hauptsächliche und das Nebensächliche, ebenso das architektonische und das archäologische Element schärfer auseinander treten.

3. Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst, von R. Dohme. II. Die Plastik, von W. Bode. III. Die Malerei, von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich, von C. von Lützow. V. Das Kunstgewerbe, von Jakob von Falke. Mit mehr als 1000 Textillustrationen, Tafeln und Farbendrucken. Lieferung 23 bis 28. Berlin, Grote. 1889. Hoch 4. Jede Lieferung 2 M.

Ich kann auch jetzt nichts Besseres thun, als dieses großartige Werk von neuem auf das dringendste empfehlen, denn etwaige abweichende Ansichten müssen in solchem Falle zurücktreten gegenüber der musterhaften Gesammtleistung. Es ist eine Freude, diesem Texte zu folgen; es ist ein Hochgenuß, dieser Bildergalerie sich widmen zu dürfen.

An erster Stelle hebe ich hervor, daß die Geschichte des deutschen Kunstgewerbes nunmehr vollendet vorliegt. Diese Geschichte ist ein Gebiet der deutschen Literatur, das bisher nur nebensächlich behandelt worden war. Frankreich und England besitzen wol eine lange Reihe zum Theil ausgezeichneter Monographien über die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes und auch Deutschland hat manche werthvolle Arbeit dieser Art aufzuweisen. Seit den letzten Jahrzehnten aber, seitdem überall die neu erstandenen Gewerbemuseen die Erzeugnisse der Kleinkunst vergangener Jahrhunderte in reicher Fülle gesammelt und das Interesse dafür in die weitesten Kreise getragen haben, da machte sich der Mangel an einer umfassenden und gründlichen Darstellung der Geschichte des deutschen Kunstgewerbes besonders fühlbar. Diese Lücke nun hat Jakob von Falke mit glänzendem Geschick ausgefüllt. Ist er doch einer der berufensten Bahnbrecher auf dem Gebiete des neuzeitigen Kunstgewerbes gewesen, ist er doch ein Meister in feuilletonistisch anmuthender und doch wissenschaftlicher Darstellung. Das jetzt fertig vorliegende Werk schildert die Entwickelung des deutschen Kunstgewerbes von diesen frühesten Anfängen in der vorkarolingischen Epoche bis zu dem tiefen Verfall im 19. Jahrhundert. J. von Falke gibt aber nicht eine trockene Beschreibung alles dessen, was die deutsche Kleinkunst auf ihren verschiedenen Gebieten in den Perioden ihrer Blüte und ihres Verfalls hervorgebracht hat; der Verfasser hat als leitende und verbindende Idee bei allen Wandlungen des Geschmacks die gesammte nationale Culturentwickelung immer im Auge behalten. Er versteht es meisterhaft, im scheinbar Kleinen doch das Wichtige, Bedeutungsvolle ahnen zu lassen; sein Buch ist für das heutige Kunstgewerbe eine Fundgrube reicher Schätze und maßgebender Gesichtspunkte.

Auch die Geschichte der deutschen Malerei von H. Janitschek nähert sich ihrem Abschlusse. In den uns vorliegenden Lieferungen wird die münchener, wiener, pusterthaler und schlesische Schule behandelt, besonders aber der erste Theil des Zeitalters von Dürer und Holbein, für dessen Würdigung gerade die neuere Kunstgeschichte so viel gethan hat.

Lieferung 26 umfaßt den Anfang der Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes, welche einen weitern interessanten und reichen Band versprechen. C. von

Lützow behandelt zunächst die Vorstufen und Anfänge, dann den Kupferstich des 15. Jahrhunderts, und würdigt in eingehendster Weise Schongauer und dessen Schule. Auch dieser Forscher erweist sich als einen Meister seines Fachs.

Die Verlagshandlung hat eine neue Subscription in monatlichen Abtheilungen zu 3 Mark eröffnet, wodurch die Bezugsweise des herrlichen Werks eine bequemere geworden ist.

Gustav Portig.

Kirchliche Unterhaltungen.

Meletemata ecclesiastica, zwar nicht alamodische, aber verhoffentlich nützliche Betrachtung, angestellt von Veracius Rusticus. Frankfurt a. M., J. Alt. 1889. 8. 2 M.

So heißt ein im Gewande des 17. Jahrhunderts erschienenes gar treffliches Buch, das seine „kirchlichen Unterhaltungen" in Knittelreimen darbietet. „Wahrmund vom Lande" — so ließe sich das Pseudonym des Verfassers wiedergeben — hat sich zum Motto gesetzt:

Soll ich so ferner in meinem Winkel
Immer nur sehn nach Huhn und Hinkel
Und zu allem, was draußen die Herrn
Reden und treiben, das Maul aufsperrn? —

und handelt denn auch frei von der Leber weg im Capitulum I: „Vom Begehren nach weltlichen Ehren", im Capitulum II: „Von denen verbesserten alten Kirchenliedern". Da heißt es zum Schlusse:

O, wie dem Hungernden nährend Brot,
So thut uns die Sprach' hier der Alten noth;
Ist sie was grob auch zugehaun,
So hat sie ein Herz doch, dem man kann traun,
Trägt die Farb' der Ehrlichkeit um und um,
Geht nicht so auf Socken um 'n Brei herum.
So ist der Bibelsprach' Art und Brauch,
Und so sungen die alten Väter auch,
Und wer solches Deutsch nicht vertragen kann,
Ei! der schaff' sich 'nen besseren Magen an;
Denn der ist bis in Grund ihm verdorben durchaus:
Aber mit seiner Aesthetik bleib' er zu Haus.
Und letzlich, meine werthen Herrn,
Ich halt', es war nie keine Zeit so fern
Geschickt zu sein zu solch' Aenderung
Als die unsre, da alles in Umschwung
Und Wandlung ist begriffen,
Wie Kiesel aneinander werden geschliffen;
Weiß keiner, wie sich's formt und regiert,
Ist nichts unmittelbar, sondern alles reflectirt.
Und was etwan gefällt Herrn Omnes,
Ist immer Halbes nur und Verschwommnes.
Drum laßt uns harren, bis Gott erweckt
'nen Helden, deß Fell mit Thau ist bedeckt,
Wenn rings noch das ganze Land ist trucken;
Wenn der wird das Schwert des Geistes zucken,
Dann wird er der Kirch' auch mit neuem Mund
Die großen Thaten des Herrn thun kund —
Und wie die Fünfhundert dem Gideon,
So wird seiner Stimme Posaunenton
Gottes Volk freudig folgen zum Siege,
Wenn's gilt zu streiten des Höchsten Kriege,
Er wird in Geist und Gemüth auch wieder
Erneuern der Väter theure Lieder,
In Singen und Sagen ein anderer Luther:
Aber Ihr Herrn, beim Herrn, die Hand von der Butter!

Man sieht, dem Verfasser gebricht es nicht an kraftvoller Sprache.

Das Capitulum III: „Vom Lutherfeste und anderem Spiel", redet ernste Wahrheiten über die Verquickung von Unterhaltung und Religion:

Hier sei nur noch gesagt,
Daß mir Herrig's Festspiel ganz wohl behagt,
Nicht minder das jenische von Devrient:
Will nur nichts wissen vom Schnetterengdeng,
Mit dem dabei gelärmt wird und umhergehaun,
Als könnt' man Zions Mauer so wieder aufbaun.
— — — — — — — — — — —
(Und) wenn man beides durch'nander mischt,
Andacht und Vergnügen zusammen auftischt,
So macht man übel ärger, und 's wird, gebt nur Acht,
Religion um ihr Ansehn und Würde gebracht.

Capitulum IV: „Von der neuchristlichen Schöngeisterei", gehört ganz und gar in diese Blätter. Indem wir nur noch melden, daß die zwei letzten Kapitel „Von Generalvisitationen" und „Vom Predigen" handeln, können wir es uns nicht versagen, aus jenem ein paar Verse herzusetzen:

Endlich rath' ich euch, wenn ihr's wollt hören,
Laßt euch doch nicht von der Hoffnung bethören,
Als werden die Leute, so christlich ergetzt,
Durch Geschichten und Romane bekehrt zuletzt.
— — — — — — — — — — —
Ihr helft durch euer Dichten dem Glauben nicht;
Sondern macht ihn selber zu einem Gedicht,
Zu einem süßen Bissen für Phantasie und Gefühl,
Ist doch aber 'ne Realität, die durch's Weltgewühl
— — — — — — — — — — —
Durch des Lebens Noth, Kummer und Verdruß
Der kämpfenden Seele hindurchhelfen muß.
Ihr aber mit eurem Eiapopein
Wiegt sie in geistlichen Schlaf nur ein;
Und meint ihr: wir behüten die Unsern doch
Vor dem Lesefutter der Ungläub'gen noch,
So sag' ich: Ihr stoßt Satanas vom Stuhl
Und setzt zwei hin für Beelzebul.

Dem wackern Pfarrherrn zu Winkelsdorf aber bieten wir die Hand zu Gruß und Dank und wünschen ihm viele beipflichtende Leser.

Friedrich Bienemann.

Zur deutschen Literatur.

1. Die deutschen Volkslieder und Märchen. Zwei Vorträge von Karl Knortz. Mit einem Anhang: Volkslieder aus Yorkshire. Zürich, Verlagsmagazin. 1889. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wie schon so manche frühere Arbeit des Verfassers, sind auch die hier veröffentlichten Vorträge dem löblichen Bestreben entsprungen, unter den Deutsch-Amerikanern den Sinn für das Schriftthum ihres alten Vaterlandes zu wecken und zu kräftigen. Sind die beiden Vorträge ganz dazu geeignet, diesen ihren nächsten Zweck zu erfüllen, so verdienen sie doch auch unter uns, sich Freunde zu gewinnen. Denn auf gründlicher Kenntniß fußend, weiß der Verfasser seinen Stoff so frisch zu behandeln und so lichtvoll zu gestalten, daß es eine Freude ist, ihm in seinen Betrachtungen zu folgen. Zu so tüchtigen Vertretern unsers Volksthums können wir den Landsleuten drüben nur Glück wünschen. Nur in einem Punkte scheint der Verfasser die Fühlung mit seiner Heimat verloren zu haben: wenn er in der Einleitung äußert, daß der aus Deutschland nach Amerika Ausgewanderte schon nach kurzer Zeit merke, wie es sich recht gut ohne König kegeln läßt, und wie es viel süßer ist, für sein neues Vaterland zu leben, als sich im alten mit Gottes gnädigem Beistande für seine Fürsten todtschießen zu lassen, so weiß er nicht oder will's nicht wissen, daß das deutsche Volk im neuen Reiche dynastische Kriege nicht zu führen hat, weil ihm ein Kaiser geschenkt ist, der seine Sache nicht von der seines Volks trennt. Ebenso hätten wir gern auf die Schlußbemerkung des ersten Vortrags verzichtet, in welcher A. F. C. Vilmar ein Muster der Frömmigkeit und unterthänigsten Kriecherei genannt wird. Der unterthänigsten Kriecherei? Da kennt Knortz den durch und durch deutschen Mann mit seinem sehr stark ausgeprägten Unabhängigkeitssinne doch schlecht. Und wenn es gar S. 52 von der schon durch Tacitus als ein Grundzug des deutschen Charakters gerühmten Treue heißt, nach unsern modernen Ansichten unterscheide sich diese Eigenschaft nicht wesentlich von der allerunterthänigsten, widerwärtigsten Hundetreue, so beweist der Verfasser zum Glücke durch sein eigenes Verhalten, daß es ihm mit derlei Redensarten nicht Ernst ist. Noch halten es, gottlob! alle Besten im deutschen Volke mit Rüdiger von Bechlarn und seiner Mannentreue bis in den Tod, und sollte es einmal anders werden, so verdient unser Volk nicht länger seinen Platz an der Spitze der Culturstaaten.

2. Geschichte des deutschen Briefs. Zur Culturgeschichte des deutschen Volks von Georg Steinhausen. Erster Theil. Berlin, Gärtner. 1889. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Mit der vorliegenden Darstellung wird ein Stoff in den Bereich geschichtlicher Forschung gezogen, der bisher mehr als billig vernachlässigt worden ist. Denn so oft auch schon das Boten- und Beförderungswesen, für die Zeit des 17. Jahrhunderts auch die Entwickelung der Briefformeln geschildert ist, die Art, wie der Brief als Verständigungsmittel zwischen Abwesenden in immer weitere Kreise dringt, wie man statt der lateinischen Sprache die deutsche gebrauchen lernt, wie sich dann der Briefumgang gestaltet, wie er aus einem Geschäftsvermittler ein Träger der Geselligkeit wird, welche Strömungen und Richtungen das Briefleben des deutschen Volks beeinflussen — ist bisher so gut wie gar nicht zur Darstellung gekommen. Und doch gibt es kaum eine andere Quelle, aus der wir über den Bildungsstand, die Cultur eines Volks so sichere und unmittelbare Aufschlüsse schöpfen mögen, wie gerade aus seinen Briefen. Blüte und Verfall des Briefstils gehen mit dem Aufschwunge oder Niedergange eines Zeitalters Hand in Hand. In das gesammte geistige Leben einer Nation gewährt ihr Briefverkehr die zuverlässigste, gründlichste Einsicht.

Der Verfasser unterwirft nun auf Grund umfassender sorgfältiger Studien alle einschlagenden Verhältnisse einer gründlichen Prüfung und liefert uns so einen werthvollen Beitrag zur Völkerpsychologie. Kein Punkt von Bedeutung entgeht seinem Blicke, die äußere wie die innere Seite des Briefwesens findet Berücksichtigung. Selbst in die ältesten deutschen „Briefsteller", die gedruckten Anleitungen zur Abfassung von Briefen, wird uns ein Blick eröffnet und mannichfaltig und reichlich, aus allen Kreisen und Ständen, von Männern und Frauen, sind die Beispiele, durch welche der Verfasser seine Darstellung zu beleben weiß.

Gebrauchte das Mittelalter auch im Briefe zunächst nur Latein, das Pfaffenhände niederschrieben, so begegnen wir den ersten Spuren einer Anwendung der deutschen Sprache zur Zeit des Minnegesanges, und zwar sind es Frauenhände und Liebesbriefe, welche zuerst das Deutsche leise anklingen lassen. Der Pfaffe tritt allmählich hinter den Ritter zurück, seit den Kreuzzügen bildet sich eine „Gesellschaft", die sich als zusammengehörig fühlt. Anfangs ist der deutsche Briefverkehr in der Regel noch nur poetisch und auf die ritterlichen Kreise beschränkt, erst sehr allmählich wird er allgemeiner. Seit dem 14. Jahrhundert nimmt die Minne unter dem Einflusse der Mystik ein geistiges Gewand an, sucht auch in den Briefen einen Ausdruck für das stark erregte Gefühlsleben, und zwar nun nicht mehr in poetischer Form, sondern in lebhafter, blühender Prosa. Doch die Briefe der deutschen Mystiker und ihres Anhangs bedeuten nur ein flüchtiges Aufleuchten, das 15. Jahrhundert zeigt sich im Briefverkehre wieder schwerfällig und unfrei an die überlieferte Formel gebunden. Vorläufig ist es der öffentliche Briefverkehr, der vorzugsweise gepflegt wird; die meisten Briefe aus dieser Zeit sind fast im Urkundenstile gehalten, der Privatmann lernt seine Briefe eigentlich erst unter dem Einflusse des öffentlichen Lebens schreiben. Aber mit der wachsenden Bedeutung der Bürger und Städte wird der Romanismus auch in der Sprache

immer mehr zurückgedrängt, gewinnt die deutsche Sprache neben und vor der lateinischen immer größere Geltung, zunächst allerdings noch in fremdländischem Rahmen, d. h. so, daß die lateinische Sprache für äußere Formeln, für Gruß und Schlußempfehlung, für Adresse und Datum noch beibehalten wird. Aus den Schichten des Bürgerthums ist es in dieser Zeit besonders der Briefverkehr des deutschen Kaufmanns, der seine Schwingen regt. Zuletzt erblüht auch der Briefverkehr im Privatleben, wird hohen und niedern Kreisen der Brief als geselliger Vermittler zwischen Abwesenden vertraut und werth. Es gewinnt der deutsche Brief eine Seele, seitdem das Volk gelernt hat, sein Denken und Empfinden, ein Stück seines eigensten Selbst der Feder anzuvertrauen.

Aus einem „Briefsteller" jener Tage sei der Merkwürdigkeit halber der Titel angeführt für den Sultan. „Dem Türkischen Kayser", heißt es, „schreibt man nicht zu teutzsch, Sunder Lateinisch also: dem allermechtigsten walderach und soldan her zu babilon zu turkey zu achomitey und elemitey Und eyn furst der Juden zu warramitey, Großmechtig von dem aufgang der sunnen nibergang der sunnen Eyn ratgeber der gotter Machmet und machlet Eyn pfleger des edeln gesteinß zu India piß an den perg oreb Propst des yrdischen paradeys Eyn hutter der gruben des gekreuzigten gottes konig czu Iherusalem u. s. w." Ein anderer Briefsteller empfiehlt für die Geliebte die Beiwörter: „Minneglicheß, subtiles, wolgeberdetes, gerades, fürbündliches, inbrünstiges, wollüstiges, wohlthätiges, überliebstes Frauenzimmer", wogegen ein Jahrhundert später, freilich immer noch steif und überschwenglich genug, ein Bräutigam sich der Anrede bedient: „Erbare Tugendreyche gethreue freundtlich hertzliebe verthrautte Braut."

Im 16. Jahrhundert überragen haushoch alle übrigen die Briefe Luther's, der für seine Person den Mittelpunkt eines ganzen Correspondenzkreises bildet. Doch die gesunde Weiterentwickelung eines guten und freien Briefs hindern zwei Umstände: die Wiederbelebung des lateinischen Briefs durch den Humanismus und das immer stärkere Ueberwuchern des Kanzleistils mit seiner Umständlichkeit, Höflichkeit und falschen, prunkenden Gelehrsamkeit. Daneben kommt seit dem welschen Karl und durch sein und seines Bruders Ferdinand Beispiel für den diplomatischen Verkehr der Gebrauch der französischen Sprache auf. Wenn auch noch nicht im 16., so doch im 17. Jahrhundert geht der lebendig volksthümliche deutsche Brief zu Grunde. Leute, die ungezwungen und natürlich schreiben, gibt es noch genug; aber sie üben keinen Einfluß, das schlechte Beispiel wirkt stärker als das gute, die vielversprechenden Anfänge eines geistigen Aufschwungs welken ab, die Hoffnungen auf ein frisches Vorwärtsschreiten der angebahnten Cultur verwirklichen sich nicht.

So weit verfolgt unser erster Band den Gang der Entwickelung. Der zweite abschließende Theil soll voraussichtlich gegen Ende des nächsten Jahres erscheinen. Wir sehen demselben mit gespannter Erwartung entgegen.

Karl Tallmann.

Feuilleton.

Ernst Theinert-Mickley hat eine vortreffliche Studie „Die Schauspielkunst ein Kapitel der Seelenkunde" veröffentlicht (München, Lindauer, 1889), die wir recht vielen Kritikern und Schauspielern empfehlen möchten. Er versucht auf wissenschaftlicher Grundlage die durch die Natur angezeigten Gesetze der Schauspielkunst zu finden und erweist sich auf dem Gebiete der letztern als wohl bewandert. Er erklärt sie für die Kunst der Menschendarstellung durch Geberde und Rede. Ein großer Dichter zeichne auch Nebenfiguren mit wenigen Strichen so, daß sie erst durch den Schauspieler Leben gewinnen; besonders Lessing habe dieses Vermögen besessen. Schauspielerische Anlagen und Anforderungen des darzustellenden Charakters decken sich fast nie. Ein Kritiker hat nur zu fragen, ob die Darstellung des Schauspielers mit den Worten des Dichters vereinbar ist und in sich selbst übereinstimmt. Die schauspielerische Darstellung steht unter dem Gesetze der Association der Vorstellungen und Anschauungen. Eine Anschauung enthält mehr und genauere Merkmale in sich als eine bloße Vorstellung. Alle Empfindungen unserer Seele entstehen auf Grund von Erfahrungen, welche wir machen; alle Empfindungen zusammengenommen sind an und für sich nicht im Stande, auch nur eine einzige Anschauung oder Vorstellung hervorzurufen. Die Empfindung ruft die Geberde hervor und wird ihrerseits wiederum von Vorstellungen oder Anschauungen hervorgerufen. Demnach ist eine Geberde werthlos, welche nicht von einer Empfindung hervorgerufen wurde.

— Von der fröhlichen Sänger- und stolzen Siegesfahrt in das Land Italia, welche der altbewährten Ruhmes genießende Kölner Männergesangverein unter seines Dirigenten Heinrich Zöllner's künstlerischer Leitung in den wonnigen Frühlingstagen dieses Jahres unternommen, haben die Blätter ihrerzeit erzählt. Jetzt liegen die Berichte des Reisechronisten an die Heimatstadt gesammelt und durch allerlei Beigaben über Ursprung und Folgen des prächtigen Ausflugs bereichert, geschmückt durch die Bildnisse des verdienten Vorstandes und der Künstler, welche dem Verein seine Triumphe haben erringen helfen, als ein freundliches Erinnerungsbuch für die Theilnehmer und als ein Zeugniß für die Geltung deutscher Sangeskunst und die herzlichen Beziehungen Italiens und Deutschlands vor: „Die Reise des Kölner Männergesangvereins nach Italien. Im Auftrage des Kölner Männergesangvereins herausgegeben von Gustav Delpy. Mit 7 Porträts" (Köln, Kölner Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., 1889). In frischer Darstellung treten die glücklichen Tage vom 18. April bis zum 11. Mai, deren die 154 Genossen in Apoll sich erfreuen durften, mit allen Reizen, welche frohe Stimmung, landschaftliche Schönheit, ehrenvolle Anerkennung der vortrefflichen Leistungen und behagliches Leben nur gewähren können, eindrucksvoll genug in den Vordergrund. Die Concerte des Vereins in Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und wieder in Rom, Genua, Turin und Mailand erscheinen wie der Nachhall des Jubels über die erhabene Romfahrt unsers Kaisers, der eingeleitet wurde durch die bologneser Begeisterung für die deutsche Burschenwelt. Unter unsern Verhältnissen zu andern Völkern und Staaten ist keines von der Wärme der Sympathie und der Freiheit von Trübungen irgendwelcher Art, wie das zu Italien. Jeder Ausdruck dieses Verhält-

nisses, wie ihn auch der kölner Ausflug zur Erscheinung gebracht hat, berührt wohlthuend.

— Aus dem hübschen illustrirten Sammelwerke des Verlags Orell, Füßli u. Comp. zu Zürich: „Europäische Wanderbilder", liegen uns neun Hefte vor. Nr. 143—146: „Martinach und die Dransethäler". („Wallis und Chamonix", 7. Heft.) Von F. O. Wolf. Nr. 147. 148: „Chamonix und der Montblanc". („Wallis und Chamonix", 8. Heft.) Von Alfred Ceresole. Nr. 149. 150: „Von St.-Maurice bis zum Genfersee". („Wallis und Chamonix", 9. Heft.) Von F. O. Wolf. Nr. 151: „Die ungarischen Ostkarpaten". („Nach und durch Ungarn", 6. Bändchen.) Von Karl Siegmeth. Nr. 152: „Meran". Von H. Malten. Nr. 155: „Das Thal von Poschiavo und die Curanstalt von La Prese am See von Poschiavo". Von Ed. Killias. Nr. 156. 157: „Der Curort Gießhübl-Puchstein bei Karlsbad und seine Quellen". Von Dr. Gastl. Nr. 160: „Waldhaus-Flims in Graubünden". Von Ed. Killias. Nr. 161—163: „Paris". (Jede Nummer bekanntlich 50 Pf.) Bei der großen Zahl der Mitarbeiter wird der Lage der Sache nach die Haltung der Hefte eine recht verschiedene. Auf lesbare Darstellung, flüssige Sprache, einladende Bilder ist bei allen gesehen, aber während die einen, wie namentlich die Reihe „Wallis und Chamonix" in ihrer Gesammtheit, eine nahezu erschöpfende Darstellung bieten und damit zugleich dem Wanderer gegenüber die Aufgabe eines recht auskunftreichen Führers erfüllen, begnügt sich das neueste Heft: „Paris" die Züge der Riesenstadt in ihren einzelnen so verschiedenartigen Theilen zu kennzeichnen und hat hierdurch für den Reisenden Werth, vermag aber nicht und beansprucht auch nicht, ihm den Baedeker, Grieben oder Gsell-Fels zu ersetzen. Die den einzelnen Curorten oder gar Curanstalten gewidmeten Hefte tragen dann wieder ihren besondern Charakter, welchen der Benutzer auf seine Objectivität hin zu prüfen haben wird.

— Zum wohlthätigen Zwecke der Grundsteinlegung eines Luftcurasyls in Thüringen oder auf dem Harze für brust- und nervenleidende Invaliden des deutschen Heeres hat Richard von Meerheimb ein Schriftchen herausgegeben, das schon in zweiter Auflage vorliegt: „Vom Kickelhahn bis zum Brocken und Kyffhäuser. Thüringen und Harz in Ernst, Scherz, Lied und Frembenspruch" (Dresden, Oehlmann). Ein poetischer Reiseweg, dessen Stationen durch die Wiedergabe von Inschriften aus den betreffenden Ortschaften, Anleihen aus den Fremdenbüchern und Gedichte des Herausgebers bezeichnet werden und der vielen als willkommene Erinnerung an die Freuden der Wanderung dienen mag.

— Im Verlage von Wollermann in Braunschweig wird demnächst eine auf jahrelangen Forschungen ruhende wissenschaftliche Arbeit erscheinen, welche, obwol vorwiegend für Theologen, Historiker und Germanisten berechnet, doch auch jedes Gebildeten Interesse in Anspruch nehmen dürfte: „Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, dargestellt von Wilh. Walther. Erster Theil; circa 13 Bogen. Ladenpreis 8 M. Vorzugspreis (bis zum 1. September d. J. gültig) 6 M." Das Werk, auf drei Theile angelegt, behandelt gegen 140 Handschriften und mehr als 40 Inkunabeln. Die mitgetheilten umfangreichen Proben erleichtern das selbständige Urtheilen. Höchst werthvolle Reproductionen aus den behandelten Handschriften werden jedem Theile beigegeben. Ueber die Aufgabe, welche dieses Werk zu lösen unternimmt, spricht sich der Verfasser dahin aus: „Es galt vor allem festzustellen, welche zur eigentlichen Bibelverdeutschung gehörenden Drucke und Handschriften aus dem Mittelalter vorhanden sind. Dieselben sind nach der in ihnen vorliegenden Uebersetzung zu ordnen, sodaß der umfangreiche Stoff in eine Reihe von Uebersetzungskreisen eingetheilt wird. Unter Mittheilung reichlicher Proben ist jeder Uebersetzungszweig nach seiner Eigenthümlichkeit, nach seinem Werthe, nach dem Boden, welchem er entwachsen ist, und nach der Entwickelung, die er durchgemacht hat, zu charakterisiren. Es sind daneben alle Notizen zu sammeln, die jedes Druckwerk und jede Handschrift, welche in Betracht kommen, über ihre Urheber und die sie leitenden Motive, über ihre Besitzer und Leser, über die Aufnahme, welche ihnen zutheil geworden, und über ihre spätern Schicksale selbst geben. Nur insoweit, als in diesen Denkmalen der mittelalterlichen Bibelübersetzung auffallende Erscheinungen begegnen, für welche sie selbst keine Erklärung bieten, werden von anderswoher bekannte Thatsachen zur Erläuterung heranzuziehen sein. Alle Einzelergebnisse sind am Schlusse zusammenzufassen, um gleichsam den an Zweigen so reichen Baum der mittelalterlichen Bibelübersetzung mit Einem Blick zu überschauen."

Bibliographie.

Brand, J., Mephistopheles. Ein satirisches Gedicht. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Chiniqui, Fünfzig Jahre in der römischen Kirche. Einzige autorisirte Uebersetzung, herausgegeben von F. v. Schwarzbach. 1ste Lfg. Barmen, Wiemann. 8. 30 Pf.

Ende, L. v., Die Baduwis auf Java. Wien, Hölder. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Erlasse und Reden Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. vom 15. Juni 1888 bis 14. Juni 1889. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 M.

Evers, G. G., Licht und Schatten. Kleine Bilder aus den Erinnerungen eines weiland lutherischen Schulrectors und Pfarrers. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M. 60 Pf.

Funk, E., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der dänischen Sprache hauptsächlich zum Selbstunterricht für Kaufleute und Touristen mit einem Anhang norwegischer Redensarten. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Geißler, K. W., Phaëton. Ein Trauerspiel. Cöthen, Schettler's Erben. 8. 1 M. 60 Pf.

Hermanns, A., Geschichte von Benrath und Umgebung. Gesammelt und zusammengestellt. Düsseldorf, Schrobsdorff. 8. 60 Pf.

Keller's, G., Gesammelte Werke. 1ster Bd. Berlin, Hertz. 8. 3 M.

Kirsch, T., Die Vorherbestimmung des Wetters. Wissenschaftlich sowie auf practischer Erfahrung begründet und allgemein verständlich dargestellt. Breslau, Maruschke u. Berendt. 12. 75 Pf.

Mantegazza, P., Die drei Grazien. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. 8. 3 M.

Morawski, C. v., Beiträge zur Geschichte des Humanismus in Polen. Prag, Tempsky. Lex.-8. 50 Pf.

Mosch, R. v., Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Aktiengesellschaft „Pionier". 1888. 8. 6 M.

Müller, H., Grundlegung und Entwickelung des Charakters Richards III. bei Shakespeare. Dortmund. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Nissel, C., Um die deutsche Krone. Ein deutsches Trauerspiel. Liegnitz, Gradenwitz. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Der Betttrunk. Ein lustiges Junkerstücklein. Liegnitz, Gradenwitz. Gr. 8. 60 Pf.

Nover, J., Die Bühnenfestspiele in Baireuth. Zur Einführung in die diesjährigen Aufführungen. Mit einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 M.

Obermüller, J., Samoa. Zur Geschichte der deutschen Colonien in der Süd-See mit besonderer Rücksicht auf die Kämpfe um dieselben und die Ereignisse von 1888—1889. Nach besten Quellen und Original-Correspondenzen bearbeitet. Mit Abbildungen und 1 Kärtchen des Hafens von Apia. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 1 M.

Osterberg-Berakoff, M., Himmlische Liebe. Roman. Augsburg, Votsch. Gr. 8. 3 M.

Die Universitäten Oesterreichs und die Collegiengelderfrage. Zeitgemäßes von *** Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 8. 2 M. 40 Pf.

Pachler, F., Rohitischer Sonnendienst. Gedichte. Stuttgart, Fink. 8. 3 M. 50 Pf.

Pasqué, E., Mary und Marietta. Eine Novelle vom Luganer See. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

„Resurrecturi" (Die Neuerstehenden). Ein Beitrag zur baltischen Frage von E—. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Rosegger, P. K., Stoansteirisch. (Neue Folge.) Vorlesungen in steirischer Mundart. Graz, Leykam. 8. 3 M.

Schlieben, A., Ritterliche Uebungen und Cirkus-Belustigungen in alter und neuer Zeit. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 12. 1 M. 50 Pf.

Schönthan, P. v., Welt- und Kleinstadt-Geschichten. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Schopenhauer, A., Critique de la philosophie Kantienne. Traduite en français par I. A. Cantacuzene. Bukarest, Sotschek u. Comp. (Leipzig, Brockhaus.) 8. 3 M. 20 Pf.

Stempfl, J., Myrana und Welt-Sprache. Kempten, Kösel. 8. 1 M. 60 Pf.

Teuffel, S., W. S. Teuffel. Ein Lebensabriss. Tübingen, Fues. Gr. 4. 2 M.

Thom, H., Amoretten. Heitere Boudoir-Geschichten. Leipzig, Bouman. 8. 75 Pf.

Uphues, G. K., Ueber die Erinnerung. Untersuchungen zur empirischen Psychologie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Wachenhusen, H., Die schwarze Dame. Roman. 3 Bde. Dresden, Pierson. 8. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gietmann, G., S. J., Beatrice.

Geist und Kern der Dante'schen Dichtungen. 8°. (XVI u. 198 S.) M. 1.80; elegant geb. in Halbfranz M. 3.30. — Früher ist erschienen:

— **Klassische Dichter und Dichtungen.**

Erster Theil: **Das Problem des menschlichen Lebens in dichterischer Lösung.**

Erste Hälfte: **Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri.** 8°. (XII u. 426 S.) M. 4.50; elegant geb. in Halbfranz M. 6.

Zweite Hälfte: **Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen.** 8°. (VIII u. 802 S.) M. 8; elegant geb. in Halbfranz M. 10.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung

der dänischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht.

Von

E. Funk.

8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur schnellen und leichten Erlernung der dänischen Sprache wird sich ebenso brauchbar beweisen wie der bereits in dritter Auflage erschienene „Lehrgang der schwedischen Sprache" von E. Funk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Verbindender Text und Katalog gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Caesar & Minca in Zahna (Prov. Sachsen)

notorisch bekannt grösste europäische Hundezüchtereien

prämiirt mit goldenen und silbernen Staats- und Vereins-Medaillen.

Liefr. Sr. Maj. des Kaisers v. Deutschland, Sr. Maj. des Kaisers v. Russl., Sr. Maj. des Gross-Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. Kgl. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, sowie vieler kaiserl. königl. Prinzen, regierender Fürsten etc.

Geschenk Sr. Maj. des Kaisers von Deutschland dem Fürsten Bismarck zum Geburtstag den 1. April 1889.

Specialität: **Altdeutsche und Deutsch-Engl. gekr. Vorstehhunde, Setters, Pointers, Retrivers, Parforce-, Schweiss- und Dachshunde, Harrier, Bracken, Russische, Schottische und Englische Windhunde und Foxhunde.**

„Tyras" „Reichshund" (Ulmer **Dogge**).

Angekauft aus der Hundezüchterei **Caesar & Minca, Zahna** im März 1889.

Specialität: **Ulmer Colossal-Doggen, Berghunde, Leonberger, Newfoundländer, Dänische und Bulldoggen, Englische und Deutsche Mastiffs, Königs- und Löwenpudel, Rattler, Terrier, Pinscher, King Charles, Möpse, Spitzer, Havana- und Bologneser-Hündchen etc.**

Permanente Ausstellung von mehreren Hundert Hunden in Wittenberg am Bahnhof.

Die Broschüre: Des Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung seiner Krankheit mit 50 Illustr. Mk. 10.— Fl. 6.— R. 5.— od. Fr. 12.50.

Preiscourante in Deutsch und Französisch incl. 30 verschiedener Abbildungen der modernsten Hunderacen franco gratis.

Generalagenturen: Enrico Lücke, Rom, Via Uffici del Vicario 16. W. Metzmacher, Djokja, Niederl. Indien.

G. E. Höfgen

Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.

Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.

Patent-Kinderwagen

mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.

Preise von **12—120 Mk.**

Kranken-Fahrstühle

neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.

Preise v. **36—850 M.**

Eiserne Netzbettstellen

für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.

Preise v. **12—60 Mk.**

Cataloge mit Abbildungen und Preisen auf Verlangen an Jedermann.

Engros. Detail. Export.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blau.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Muster, Preislisten gratis. Fabrik f. Wagen, Bürstenbinderei u. div. Holzwaaren.

Mit einer Beilage von der Verlagsbuchhandlung **C. E. M. Pfeffer (R. Stricker)** in **Halle-Saale.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
SEP 16 1889
LIBRARY

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 29. August 1889.

Inhalt: Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Erzählungen. Von Richard Weitbrecht. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Leonhard Lier. — Ein Lehrbuch der historischen Methode. Von Walther Schultze. — Zwei englische Romane. — Zur Uebersetzungsliteratur. Von J. Mähly. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. Zwanzigstes Bändchen: Weltuntergang. Volksschauspiel in fünf Acten. Berlin, Hertz. 1889. 8. 2 M. 60 Pf.

Es ist dies eine Dichtung im Versmaße von Goethe's „Faust", deren Handlung sich in einer kleinen rheinisch-westfälischen Stadt um das Jahr 1649, also gleich nach dem Dreißigjährigen Kriege, abspielt und den vollen Charakter dieser Zeit zu Tage legt. Ein am Himmel erschienener Komet hat die Bevölkerung mit Angst und Schrecken erfüllt, weil man meint, in ihm ein Anzeichen von dem Untergange der Welt erkennen zu müssen. Ein Arzt, Doctor Cornelius, der ein großes Ansehen besitzt und bei den Einwohnern des Orts wegen seiner Leutseligkeit, seiner Kenntniß und unermüdlichen Hülfsbereitwilligkeit allgemein beliebt ist, wird von allen Seiten mit der Frage bestürmt, ob es mit jener Vorherverkündigung seine Richtigkeit habe, und er, der ein aufgeklärter, wohldenkender und duldsamer Mann ist, läßt sich, erbittert von dem Hasse, in dem sich auch hier Katholiken und Protestanten anfeinden und verfolgen, zu dem Ausspruche hinreißen, daß die Gnade und Nachsicht Gottes erschöpft und das Ende aller Dinge gekommen sei. Entrüstet ruft er:

Wollt ihr's denn wissen, so sag' ich: ja,
Ihr Schächer, der jüngste Tag ist nah!
(Hinter dem Kirchthurm erscheint der Komet, da es inzwischen dunkel geworden.)
Seht hin! Da steht's mit Feuerschrift,
Was gnadenlose Sünder trifft.
Das Irrgestirn wird sie ergreifen
Und durch die Himmel ohne Rast
Wie Räuber an wilder Rosse Schweifen
Verdammte Seelen zur Hölle schleifen,
Wo ew'ge Flammenqual sie faßt.
Euch aber bleibt noch Tag und Nacht,
Drum seid auf euer Heil bedacht;
Reinigt die Herzen von Haß und Neid,
Von harter Selbstgerechtigkeit,
Und harret dann in Demuth still,
Ob euch der Richter begnaden will.
Doch wie er auch verhängt das Ende,
In Bruderliebe reicht euch die Hände!

Der Leser ersieht aus dieser mitgetheilten Stelle sogleich, worauf Cornelius hinaus will. Er beabsichtigt: die Geister zur Einkehr in sich selbst, zur Erkenntniß ihrer Unduldsamkeit, zur Reue und zur Versöhnlichkeit zu stimmen. Aber beinahe das gerade Gegentheil erfolgt. Die erbärmlichen und kurzsichtigen Menschen, statt sich zu bessern, geben sich, den Tod vor Augen, nur um so schrankenloser ihren Lastern und Verkehrtheiten hin. Sie empören sich gegen Gesetz und Ordnung, stehlen und plündern und versinken in wüste Schlemmerei, während Gotthold Osiander, der lutherische Prediger, seinen Sohn Florian, der Amrey, die Tochter seiner Schwester, die einen Katholiken geheirathet und ihr Kind katholisch erzogen hat, liebt und heirathen will, nur um so beeiferter und seelenhärter verstößt. Florian hat Rochus, seinen Jugendfreund, der Amrey ebenfalls geliebt, aber, um sie dem Kindheitsgenossen zu überlassen, in den Krieg und ins Heer der Schweden gezogen, wiedergefunden und ihm bei einem Handgemenge beigestanden, in das Rochus mit Aegidius, dem Sprößling des Bürgermeisters, gerathen ist. Hierbei aus Versehen von Rochus verwundet, wird er in das nahegelegene Haus von Osiander's Schwester gebracht und darin von dieser, von Amrey und deren Freundin, einer muntern Jüdin, gepflegt. Rochus, der sich Zutritt in die Wohnung zu verschaffen weiß und ein entschlossener Mensch ist, der sich gewöhnt hat, kurzen Proceß zu machen, beredet Florian und Amrey, sich nachts heimlich trauen zu lassen und so vereint dem Weltuntergange entgegenzusehen, an den er

natürlich nicht glaubt und sich deswegen rasch und lustig in Judith, die hübsche Jüdin, verliebt, die er zu bekehren und zur Frau zu nehmen sich vorgesetzt hat.

Alles dieses entwickelt sich in ansprechender und lebhafter Weise in den vier ersten Aufzügen. Im fünften ist der Tag des Weltuntergangs gekommen und man erblickt beim Aufziehen des Vorhangs einen Theil der Bevölkerung, Katholiken und Protestanten durcheinander, nach durchschwärmter Nacht im Freien schlafen. Der Komet geht unter, indeß ein schweres Gewitter heraufzieht, dessen Donner die Schläfer erweckt. Natürlich sind diese überzeugt, daß das Ende alles Irdischen gekommen. Aber siehe da: bald danach geht hell und strahlend in unverminderter Pracht die Sonne auf und gibt den Zagenden die Gewißheit, daß die Güte Gottes noch immer waltet und die Menschheit am Leben erhält. Osiander, der den Untergang der Welt aus der Offenbarung Johannis auf die Stunde herausgerechnet zu haben meinte, als Cornelius, entsetzt über den Erfolg seiner Verheißung, sie reumüthig widerrufen, entschließt sich endlich zur Versöhnung mit dem jungen Paare und seiner Schwester und endigt das Stück mit den Worten:

O meine Lieben, wenn nun so fortan
Ein jeder wandelte die Erdenbahn,
Als ob die nächste Nacht die letzte wär',
Wie wär' es schon auf dieser Welt
So freud- und friedevoll um uns bestellt,
Und kein betrüglich Sternbild schreckt' uns mehr.
Das walte Gott! Und nun soll unser Dank
An heil'ger Stätte ihm erschallen,
Der nur am Frieden hat ein Wohlgefallen,
Und dessen Wort ist ohne Wank.
Wie dort die Sonne scheucht die Finsterniß,
So bleib' hinfort in aller Noth
Des Trostes unser Herz gewiß:
Wir glauben all an Einen Gott,
Der bei uns sein wird allezeit,
Bis einst der Morgen tagt der Ewigkeit!

Dies ist das Stück, dessen Handlung sich anmuthend beweglich und in der reizvollen Frische abrollt, die man an allen poetischen Arbeiten Paul Heyse's gewohnt ist. Die volksthümliche Grundlage des Stoffs ist glücklich festgehalten und in dem Austrage des Schauspiels zu derjenigen sittlichen Bedeutung gebracht, die auch im heutigen Leben noch Geltung beanspruchen darf und kann. Viele Auftritte und namentlich diejenigen, in denen der katholische wie der protestantische Kirchengesang sich in die scenischen Vorgänge mischen, müssen bei der Vorstellung von mächtig ergreifendem und tief erschütterndem Eindrucke sein.

Wenn unter solchen Umständen die deutsche Bühne das vielfach verdienstvolle Werk nicht beeifert aufgreift, so ist das ein beklagenswerthes Versäumniß, selbst dann noch, wenn man sogar die Schwächen nicht verschweigt, die dem Volksstücke allerdings anhaften und welche besonders darin liegen, daß die eigentlichen Hauptgestalten zu wenig dankbar hervorgearbeitet sind und sich allzu sehr unter den Nebenfiguren verlieren; dann ferner, daß für Osiander's Gesinnungsumwandlung eine gründliche Ursache und echt dramatische Katastrophe mangelt. Auch die Erscheinung des Cornelius hält im Verlaufe der Sache nicht ganz so viel, als sie im Anfange verspricht. Sie wächst nicht organisch und tief genug in die Handlung ein und verliert wesentlich dadurch, daß sie auf dem Höhepunkte derselben ihren ethischen Inhalt an Osiander abgibt, ohne daß dieser dramatisch dafür genügend vorbereitet und ausgerüstet wäre.

Immerhin aber bleibt die Dichtung eine sinnvolle und schöne Gabe des liebenswürdigen Dichters.

2. Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von A. Strodtmann. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. (Nordische Bibliothek, Bd. 4.) Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Das vorliegende Drama gehört mit dem „Kaiser und Galiläer" zu den frühern Arbeiten des norwegischen Dichters und nach unserm Dafürhalten zu denjenigen Schöpfungen seiner Muse, die uns in dichterischer Hinsicht weit bedeutender und großartiger dazustehen scheinen als alle seine neuern socialen Stücke mit ihren anziehenden, aber krankhaften Vorwürfen.

„Die Kronprätendenten" sind jedenfalls ein Trauerspiel von gewaltigem Stoffe und mächtiger Ausgestaltung. Zwar ist die Anlage breit und die Entwickelung etwas langsam und schwerfällig, dabei in den eigentlich entscheidenden Auftritten für die zündende Wirkung häufig zu redselig; aber im ganzen geht ein Zug der Erhabenheit und Größe durch das Werk, dem sich eine begeisterte Anerkennung nicht versagen läßt. Henrik Ibsen schildert in dieser Dichtung den Kampf um die norwegische Königskrone, wie er in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwischen Hakon Hakonson und Jarl Skule lange blutig und grausam geführt worden ist. Hakon, dessen Thronrecht angefochten worden ist, weil man ihn nicht für den echten Sohn des Königs Hakon Sverreson hat ansehen wollen, wird dadurch rechtmäßig gemacht, daß seine Mutter, Inga von Warteig, in der Christkirche zu Bergen die Probe des glühenden Eisens besteht, d. h. ein solches standhaft und unverletzt durch die Räume des Gotteshauses trägt.

Mit diesem Vorgange eröffnet sich das Stück, dessen erster Auftritt also Hakon zum Herrscher über Norwegen macht zum großen Verdrusse von Jarl Skule, der gleichfalls Anwartschaft auf den Thron besitzt und nur ungern und widerwillig dem Rechte Hakon's nachgibt. Hakon ist nun zwar so klug, Skule's Tochter Margrete zur Frau zu nehmen und deren Vater zu seinem Siegelführer zu ernennen, allein Jarl Skule, der eine Macbethnatur besitzt und, von Ehrgeiz und Ruhmsucht verzehrt, selbst da nicht zufrieden ist, als Hakon, nach Geburt eines Sohnes, ihn zum Herzog und Regierer eines dritten Theils des Reichs macht, spinnt, angetrieben von dem hinterlistigen und böswilligen Bischof Nikolas Arneson, unausgesetzt feindselige Ränke und bricht zuletzt in offenen Aufstand aus, weil

Arneson ihm heimlich einbläst: Hakon sei am Ende doch wol ein untergeschobenes Kind und Gewißheit darüber in einem Briefe von Pfarrer Trond verspricht.

Bischof Arneson ist nämlich nach einem langen sündhaften und unchristlichen Leben zum Sterben erkrankt und sieht dem Tode entgegen. Die Auftritte im dritten Acte, welche die letzten Stunden dieses arglistigen, immer auf Böses sinnenden Geistlichen schildern, darf man geradezu meisterhaft und mit dem Genie eines Shakespeare ausgeführt rühmen. Sie enthüllen die religiöse Scheinheiligkeit und priesterliche Verschlagenheit im Streite mit Reue und Zerknirschung in wahrhaft entsetzender und erschütternder Weise. Hier athmet das Werk Ibsen's eine psychologische Feinheit und Tiefe, welche nicht sobald von andern neuern Dramatikern erreicht werden dürfte. Auch Skule's inneres Seelenleben, sein Schwanken in sich selbst, sein Drang zum Herrschen und sein Zweifel an seiner Fähigkeit der selbstbewußten Siegesgewißheit Hakon's gegenüber, ist vorzüglich zum Ausdrucke gebracht und namentlich in einem Selbstgespräche Skule's an der Wiege von Hakon's schlafendem Sohne. Sehr glücklich ist der Gedanke: Skule sich den Vorsatz Hakon's aneignen zu lassen, den dieser hier gegen den Schwiegervater vertraulich ausspricht und welcher darin gipfelt: aus Norwegen nicht nur ein Reich, sondern auch ein Volk zu machen, das sich in sich eins fühlt. Dieser Vorsatz verleiht dem Aufstande Skule's für seinen Urheber eine Art von Rechtfertigung und Weihe und besonders da, als eine verlassene Jugendgeliebte, Ingeborg, dem Empörer einen natürlichen Sohn zuführt. Bischof Arneson ist gestorben, wie er gelebt hat, voll Lug und Trug, Heuchelei und Hinterlist auf den erblassenden Lippen. Er hat Skule unter falscher Vorspiegelung den Brief von Pfarrer Trond selbst verbrennen lassen und so das Geheimniß von Hakon's Herkunft ins Grab mitgenommen. Um seines eigenen Sohnes willen hält nun Skule König Hakon für unecht und bietet seine ganze Macht gegen ihn auf, auch schon deswegen, weil er erfährt, daß Hakon ihn gerichtet und zum Tode verurtheilt hat. Aber all sein Ringen ist umsonst. Er erliegt, weil er selbst zuletzt erkennt, daß das Pathos seiner ganzen Unternehmung ein dem König Hakon gestohlenes und in seinen Händen ein frevelhaftes und unheiliges ist. In dieser Erkenntniß läßt er sich zuletzt gefaßt und ruhig von den Mannen seines Gegners tödten, diesem für immer das Feld räumend.

Dies ist in den Hauptzügen der Inhalt der Tragödie, die in ihrem ganzen, weitgreifenden und fesselnden Gefüge darzulegen, mehr Raum in Anspruch nehmen würde, als uns hier zur Verfügung gestellt werden kann. Die Dichtung bietet ein dramatisches Gemälde al fresco. Sie ist in starken und riesenhaften Umrissen und von Figuren in über Lebensgröße ausgeführt. Es lebt und webt darin etwas von dem Geiste und der Einbildungskraft von Kaulbach's Hunnenschlacht. Die Gestalten schreiten wie durch das chaotische Dunkel von Nebel und Wolken, dann und wann wie von überirdischem Lichte bestrahlt und in diesem in einer Fülle und Schönheit leuchtend, welche auf poetisch empfängliche Gemüther einen wahrhaft hinreißenden Eindruck hervorzurufen nicht versäumen können. Ibsen's nordische Muse erscheint hier in ihrer vollen Herrlichkeit. Allerdings zeigt sie auch in dieser Leistung einige schwache Stellen, zu denen wir unter anderm die Erscheinung von des bösen Bischof Arneson Geist in der Kutte der Kreuzbrüder rechnen, die Skule zum Morde von Hakon's Kinde aufstacheln will. Sie ist an sich durchaus am Platze und von unheimlicher Macht, aber sie erreicht nicht den Erfolg, den Banko's Geist im „Macbeth" oder der schwarze Ritter in Schiller's „Jungfrau von Orleans" erringen, weil Ibsen ihn zu leichtfertig geschwätzig, und wenn damit auch richtig im ursprünglichen Charakter des schlimmen Geistlichen, doch in zu kleinlichen, sich ins Unwesentliche verlierenden Einzelheiten reden läßt. Hier hätten mehr Knappheit und Wucht bessere Dienste geleistet. Solcher Punkte gibt es mehrere, aber sie sind verschwindend in einer Gesammtheit, die an Kraft der Erfindung und des Ausdrucks weit über Haupteslänge über das Maß anderer moderner Dramen und selbst der eigenen von Ibsen hinausragt und uns schmerzlich bedauern läßt, daß man nie einen nachdrucksvollen Versuch gemacht hat, sie auf die Bühne zu bringen. Adolf Strodtmann hat 1872, als er dieses Schauspiel zuerst im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin erscheinen ließ, eine vielfach gekürzte Bühnenbearbeitung desselben an die deutschen Theatervorstände eingereicht, ohne indeß damit Eingang zu finden. Damals war Ibsen noch wenig bei uns anerkannt und das Eigenartige seiner Dichtung nicht gerade zur Aufführung einladend; aber heute, wo er von einer literarischen Partei auf den Schild gehoben und ein Günstling unserer Breter ist, wäre die Sache wohl zu wagen und eine Handlung der Gerechtigkeit.

3. Alexander Borgia. Trauerspiel in fünf Acten von Julius Riffert. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 2 M.

Julius Riffert, dessen Trilogie „Kaiser Heinrich IV." von sachkundiger Seite manche Anerkennung gefunden, bietet in seinem neuen Trauerspiele „Alexander Borgia" eine dramatische Arbeit von nicht zu unterschätzendem Werthe. Es steckt darin ein Stück Lear und ein Stück Richard III. Die Helden der Tragödie sind Papst Alexander VI. und sein Sohn Cäsar, von denen der erstere bekanntlich viele bedeutende und große Eigenschaften: Kühnheit und Unerschrockenheit, Klugheit und Geist bei schöner Liebe zu Kunst und Wissenschaft mit Habgier, Grausamkeit und zügellosem Lebenswandel verband. Nachdem er so ziemlich alles erreicht hat, was zu erreichen er sich vorgesetzt, nachdem er Franz I. von Frankreich gegen Karl V. von Spanien gehetzt, einen wie den andern hinters Licht geführt und den Kirchenstaat von beiden durch List und Verrath befreit, die Büchercensur eingeführt und Savonarola als Häretiker hat hinrichten lassen, widmet er sich zuletzt dem weltlichen Glücke seiner Kinder, indem er der

berüchtigten Lucrezia Borgia, seiner Tochter, die Krone Neapels, seinem Sohne Cäsar den Cardinalshut und Juan, dem eigentlichen Kinde seines Herzens, zunächst den Herzogstitel verschafft mit dem Plane, ihn noch höhere Ehren und Würden erlangen zu machen. Juan ist sein Augapfel; ihn vor allen will der Papst berühmt, mächtig und glücklich sehen. Aber das ärgert und verdrießt Cäsar, der dem Vater die Laster, die Heimtücke und selbstsüchtige Grausamkeit abgelernt und in der Schule des Macchiavelli sich zum rücksichtslosen Fürsten vervollkommnet hat. Er verführt die eigene Schwester und läßt sich durch Mörderhand den leichtsinnigen Bruder aus dem Wege räumen. Alles dieses dem Papste mit dreister und schamloser Stirn eingestehend, erklärt er sich frech zu dessen Meister und zwingt ihn durch Drohungen, sich als Werkzeug seiner abscheulichen Pläne benutzen zu lassen. Alexander Borgia, dadurch sowie durch die Schande seiner Tochter und den Mord seines Lieblings im Innersten gepackt und gebrochen, vermag ihm nicht Widerstand zu leisten und rafft sich zuletzt nur insoweit auf, daß er, als Cäsar bei einem Gastgelage den Erzbischof Corneto, der sich dem verbrecherischen Treiben von Vater und Sohn widersetzt, vergiften will, es ruhig geschehen läßt, daß man den Becher mit dem vergifteten Weine vertauscht und er und der Sohn selber ihn leeren und daran sterben müssen.

Das Drama hat, wie man aus vorstehender Erzählung des Stoffs erkennen wird, eine Verfallzeit zum Hintergrunde und zur Unterlage ihrer Handlung. Es ist die Epoche, welche der Reformation ihre Entstehung gegeben hat. Dieselbe wird hier angedeutet durch einen jungen Pilger, einen Augustinermönch aus Deutschland, der Vater und Sohn vergebens ins Gewissen redet. Der Verfasser hat bedachtsam Luther nicht genannt, weil dieser, wie geschichtlich erwiesen, erst 1510 nach Rom kam und Alexander Borgia schon 1503 gestorben war. Dramatisch erschütternd und wirksam wird übrigens der Vorgang nicht, denn wenn auch die Worte, die der Pilger spricht, nicht ohne Kern und Wucht erscheinen, so bleibt die Begegnung zwischen dem Papste und dem protestirenden deutschen Klosterbruder in ihrer ganzen Aufrollung, wie in ihrem endlichen Austrage doch zu gering und von zu dürftigem Ausdrucke der Gegensätze, um als eine tragische Katastrophe oder Stufe zu einer solchen angesehen werden zu können. Ueberhaupt ist zu viel Episodisches in dem Trauerspiel. Der türkische Prinz Dschem und seine Geliebte, Macchiavelli mit seinen Lehren, Lucrezia mit ihren Sünden und ihrem Herodiastanze, sowie manches andere helfen zwar wesentlich mit, die Ausgestaltung der Idee zu fördern, greifen aber nicht tief genug in dieselbe ein, um darin auch von wahrhaft dramatischem Werthe zu werden. Selbst eine Hauptgestalt wie Corneto tritt nicht mit der vollen zu wünschenden Plastik des Charakters und Wesens in die Handlung ein. Zwar veranlaßt sein Erscheinen, die tragische Wendung vorzubereiten und Papst Alexander Borgia gleichsam in die Schattenseite seiner Stellung zu drängen, allein auch hier geschieht dies leider nicht in großen und gewaltig sich ausprägenden Zügen. Man wird Julius Riffert zugestehen können, daß er in Alexander und Cäsar Borgia zwei Figuren geschaffen, die sich in ihrer geistigen Häßlichkeit klar entwickeln und ein psychologisches Gepräge zeigen, welches ohne Zweifel nirgends ohne Eindruck bleiben wird. Daß er indessen in der ganzen Arbeit ein einheitliches, geschlossenes, knapp sich aufgipfelndes und bis zu einem gewissen Grade großartig ausgeführtes Drama gedichtet habe, dürfte sich daneben kaum wol behaupten lassen. Dazu mangelt ihm noch manches. Gern jedoch wollen wir bekennen, daß sein Werk immerhin anziehend, fesselnd und durch Ernst und Geist sich vor vielen andern auszeichnet.

4. Pietro Aretino. Drama in fünf Acten von Friedrich Dukmeyer. Köthen, Schettler's Erben. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Spurius Carvilius Ruga. Drama in fünf Acten von Friedrich Dukmeyer. Köthen, Schettler's Erben. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Beide Dramen lassen guten Willen und Fleiß, aber in der Aus- und Durchführung noch zu wenig technisches Geschick und echt dramatischen Wurf erkennen, um von Bedeutung und Werth für die Bühne sein zu können. Für Buchdramen jedoch mangelt ihnen zündende Poesie, Größe der Gedanken und Schönheit der Form. Besonders das erstgenannte Stück, das wegen seiner unruhigen und zerfahrenen Handlung, seiner unklaren Charakteristik und schwankenden Ausgestaltung ganz wesentlich in diese Gattung gehört, vermißt man alle diese Eigenschaften. Dieses Schauspiel rollt sich in einem beständigen Sturme und Drange der Vorgänge und gleichsam in fiebernder Bewegung ab. Personen und Ereignisse wirren fast sinnverwirrend durcheinander und lassen den Leser kaum zu Athem und Besinnung kommen. Der Held Pietro Aretino ist jener berühmte Schriftsteller Italiens, der, eine Art Beaumarchais des 16. Jahrhunderts, durch leichtfertige Lustspiele und Gedichte vielfach öffentliches Aergerniß gab, aber sich doch auch zeitweise die Gunst von Päpsten und Königen zu erwerben verstand. Er führte ein üppiges und lasterhaftes Leben und starb 1556 in Venedig bei einem schwelgerischen Mahle, bei dem er über ein lustig vorgetragenes Liebesabenteuer seiner liederlichen Schwester in ein so unbändiges Lachen gerieth, daß er dabei sich rücklings mit dem Stuhle überschlug und das Genick brach. Das Drama versucht diesen tollen und übermüthigen Poeten in aller seiner Versunkenheit mit dem Glanze der Dichtung und des Geistes zu umgeben und ihm dadurch eine gewisse Theilnahme zu erwecken, daß es ihm eine reine Liebe zu einem unschuldigen Naturkinde ins Herz legt. Er verscherzt sich jedoch in dem Stücke die Zuneigung desselben durch seine Wüstheit und erstickt am Schlusse an einem teuflischen Hohnlachen, in das er verfällt, als er vernimmt, daß seine Schwester diese Geliebte elend zu Grunde gerichtet.

Die ganze Arbeit reiht sich, wie man aus unserer Inhaltsangabe ersieht, ebenfalls in die Kategorie jener Dramen ein, die eine Verfallzeit schildern. Daß die Schilderung eine mächtige und tiefgreifende sei, sind wir jedoch nicht im Stande zu behaupten. Dazu fehlen ihr gewaltige und kühne Züge, sowie Schärfe des Ausdrucks und wahrhaft erschütternde, knapp zusammengefaßte und zu tragischer Höhe sich gipfelnde Entwickelung.

Günstiger läßt sich über das andere Drama urtheilen. Dieses ist jedenfalls einfach, gerade und geschlossen in seinem Gange, ohne episodische Seitensprünge, würdig in Stoff und Haltung, ein echtes Römerdrama, wie wir deren viele haben und gegen welche es nur insofern zurücksteht, als ihm die echte tragische Katastrophe gebricht. Spurius Carvilius Ruga hat aus Liebe geheirathet, aber durch seine Gattin keine Kinder erhalten. Da aber der alte Römer bei der Trauung dem Censor schwören mußte: daß er ein Weib genommen, um Kinder zu zeugen, so bemühen sich Familien und Freunde, den kinderlosen Mann zur Trennung der Ehe zu bewegen. Anfangs widersteht er, da es sich jedoch um seine Wahl zum Consul während des Kriegs mit Karthago handelt und er dabei sich als Mann des Gesetzes zu zeigen hat, so beginnt er in seinem Entschlusse zu schwanken. Die arme Gattin, welche das bemerkt und in ihrem Opfermuthe ihm den nothwendigen Schritt zu erleichtern wünscht, will den Anschein der Untreue auf sich nehmen und begibt sich in das Haus eines Freundes. Aber Spurius Carvilius Ruga will keinen Schatten auf den Namen seines Weibes geworfen sehen, holt sie heimlich in sein Haus zurück und läßt sich im Interesse seines Vaterlandes in Ehren von ihr scheiden.

Dies alles ist gut und löblich, auch in der Sprache nicht unwürdig ausgedrückt, nur bleibt es schade, daß der Verfasser nicht vermocht hat, für die freiwillige Entsagung der Gattin ein in die Handlung gebrachtes dramatisch wirksames Motiv zu erfinden. An dieser Unterlassungssünde scheitert schließlich das Werk, das im übrigen bis auf einige platte Ausdrücke, wie „verthiert", „duselig" u. s. w., einen gediegenen und würdigen Eindruck macht.

6. Pelop's Brautwerbung. Drama in vier Acten von Jaroslav Vrchlicky. Autorisirte Uebersetzung von E. Grün. Mit durchwegs musikalischer Begleitung von Z. Fiebich. (Der Trilogie „Hippodamia" erster Theil.) Dresden, Verlag der Wochenschrift „Zum Zeitvertreib". 1889. Gr. 8.

Es handelt sich hier um die Sage der schönen Hippodamia, der Tochter des Königs Oinomaos von Pisa in Elis, dem geweissagt worden, daß sein künftiger Eidam ihm den Tod bringen werde und welcher daher die Bedingung gemacht hatte, daß jeder Bewerber um das Herz seiner Tochter ein Wettrennen zu Wagen, worin er unübertroffener Meister war, mit ihm zu bestehen haben solle, ehe er die Hand Hippodamia's zugesprochen bekommen könne. Nachdem bereits eine beträchtliche Reihe von Bewerbern besiegt und infolge dessen, wie vorher ausgemacht worden, enthauptet worden, erschien Pelops, welcher durch Bestechung des Wagenlenkers Oinomaos zum Sturze und ums Leben brachte. Hippodamia ward hierauf Pelops' Gattin und gebar ihm zwei Söhne, Atreus und Thyestes, die später einander ermordeten und dadurch die Mutter so sehr in Verzweiflung setzten, daß sie mit eigener Hand sich tödtete.

Der uns zur Besprechung vorliegende erste Theil der Trilogie bringt, wie der Titel besagt, Pelops' Bewerbung, seinen Sieg über Oinomaos und seine Vermählung mit Hippodamia. Dem czechischen Verfasser hat bei seiner dramatischen Dichtung wahrscheinlich als leuchtendes Vorbild „Das goldene Vlies" von Grillparzer vorgeschwebt. Wenigstens lassen Form und Geist dieses Vorspiels es vermuthen, denn wir finden darin den gleichen knappen Aufbau der Handlung, die nämliche düstere Grundstimmung und Charakterentwickelung. Pelops kommt in dem Schauspiele mit Jolos, seinem Diener, vor die Thore Pisas und sieht auf der anschließenden Mauer desselben die drei blutigen Häupter der zuletzt im Fahrwettkampfe besiegten Bewerber aufpflanzen. Jolos mahnt erschreckt zur Umkehr, aber Pelops, der Hippodamia unter Thränen das Schicksal des einen Hingerichteten beklagen hört, verliebt sich sogleich sterblich in sie und beschließt trotz alledem um sie werben. Im zweiten Aufzuge erfolgt dieselbe und er hält sie entgegen allen Abmahnungen von Oinomaos und Hippodamia aufrecht. Die letztere, die gleichfalls rasch für Pelops' Hinneigung zu empfinden begonnen hat, beredet Myrtilus, den Wagenlenker ihres Vaters, welchen letztern sie wegen seiner tyrannischen Gesinnung haßt und von welchem sie sich frei zu machen schon lange getrachtet hat, den einen Pflock, der an der Achse das Rad festhält, so lose einzustecken, daß er beim Fahren herausspringen und das Rad herabgleiten lassen muß. Myrtilus, heimlich selbst in Hippodamia verliebt, vollführt denn in der That diesen Schurkenstreich und veranlaßt so den Fall und Tod des Oinomaos. Ehe derselbe jedoch stirbt, schmettert er seine entsetzlichsten Flüche über die Köpfe seiner Verderber hin, die er wol erräth.

In der vierten Abtheilung treffen wir Pelops und Hippodamia, begleitet von Jolos und Myrtilus, auf der Reise in Pelops' Reich und Heimat. Sie forscht nach seiner Vergangenheit, und da sie vernimmt, daß er daheim bereits ein Weib, Axiocha, besitzt, ruft sie stolz:

Lauter reich' ich dir
Der Jugend unberührte Blüte dar.
— — — — Du bist ein starker Mann,
Erfahren auch. Von der Vergangenheit
Will ich nicht reden, die gehört dir ganz,
An sie hab' ich kein Recht, ich kannt' dich nicht.
Doch, König, mein bist du von heute an,
Und wenn ich dir mein Dasein geb' zum Opfer,
Will ich allein sein deine Königin!

Hierauf gelobt Pelops:

Sie ist die Sklavin nur und du die Herrin,
Sie Dien'rin meiner Lust, du meine Liebe.

Bei alledem ist aber Pelops nicht eben wohl in seiner Haut: er erfährt die Ursache von Oinomaos' Sturz und Tod und erräth Myrtilus stille Zuneigung zu Hippodamia, die dieser in einer darauffolgenden Unterredung auch sofort eingesteht und dadurch Pelops so entrüstet, daß er wild ihn packt und ins Meer stürzt.

Das ist das Stück, das als Einführung in eine Trilogie sich für sich nicht beurtheilen läßt, wenigstens nicht in dem, was als Anlage für das Ganze und dessen dramatische Tragweite zu gelten hat. Wir können nur sagen, daß die schnelle Entflammung Hippodamia's für Pelops uns nicht weise angelegt und vermittelt, uns also als eine schwache Seite der Dichtung erscheint. Pelops' rasche Zuneigung ist erklärt. Er hat von Hippodamia's Schönheit gehört und hat sich ihretwegen auf den Weg gemacht. Wenn er auf der Stelle in Glut geräth, so läßt sich das verstehen. Allein bei Hippodamia liegt der Fall anders. Sie weiß nichts von Pelops und der Ausbruch ihrer Leidenschaft bedürfte demzufolge einer Erörterung. Die Einführung des Chors im vierten Acte gibt den Eindruck des Gewaltsamen. Im übrigen jedoch ist zu sagen, daß das Werk in Ausgestaltung und Stil immerhin Anerkennung verdient, weil sie gediegen und würdig genannt werden dürfen. An Großartigkeit der Gedanken und Schönheit des Verses steht die Dichtung indeß merklich hinter Goethe's „Iphigenie" und der vorgenannten Trilogie Grillparzer's zurück.

7. Ein Besuch. Schauspiel in zwei Acten von Edvard Brandes. Deutsch von J. Hoffory. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. (Nordische Bibliothek, Bd. 3.) Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 1 M.

Ein Stück, das wie die meisten norwegischen Dramen der Neuzeit einen höchst heiklen Stoff in einem wenig befriedigenden oder vielmehr in gar keiner Lösung zur Verhandlung bringt.

Ein reicher Gutsbesitzer auf der Insel Fünen, Kai Neergaard, hat Florizel, eine arme Schulmeisterstochter aus einer dänischen Landstadt, geheirathet und lebt in glücklicher Ehe, die bereits durch einen Sprößling gesegnet ist. Mitten in dies häusliche Glück schneit ein Jugendfreund des Gatten, Emil Repholt, ein kopenhagener Regierungsassessor und flotter Lebemann. Ehe er die junge Frau zu Gesicht bekommt, die kennen zu lernen er die Winterreise unternommen hat, plauscht er mit dem verliebten Ehemanne über die gemeinsam verlebte Jugend und deren mehr oder minder tollen Streiche. Zuletzt erwähnt er auch eines Abenteuers, das er auf einem seiner letzten Ausflüge vor einigen Jahren erlebt. Er hat unterwegs ein junges, schönes Mädchen getroffen, das, sich selbst überlassen, seinen Schutz annahm. Von ihrem Liebreiz, ihrer Frische und Munterkeit hingerissen, macht er sich ihre Unerfahrenheit und Unschuld zu Nutze, überredet sie mit ihm zu übernachten und verführt sie. Am andern Morgen ist sie verschwunden und er hat nie wieder etwas von ihr gesehen und gehört. Doch denkt er mit Lust an sie zurück.

Dieses Mädchen findet er nun in Florizel, der Frau seines Freundes wieder. Er nimmt die Sache leicht und will ihr mit weltmännischer Geschwätzigkeit über ihre Schmach hinweghelfen. Aber Florizel verschmäht diese Hülfe und verlangt in einer Unterredung unter vier Augen kategorisch, daß der Freund ihres Mannes sogleich wieder abreise unter irgendeinem glaublichen Vorwande. Der Assessor, der sich erst sträubt, dann aber endlich verdrießlich nachgibt, erklärt Neergaard: er habe sich mit Florizel, die ihn nicht ausstehen könne, gezankt und wolle deswegen augenblicklich wieder fort. Der Gatte, dadurch stutzig gemacht, erinnert sich der Erzählung Repholt's, fühlt Florizel auf den Zahn und wirft ihr endlich, nachdem sein Verdacht sich verschärft, ihre Schmach offen ins Gesicht, indem er thut, als ob sein Jugendfreund ihm bereits sein Geständniß gethan. Davon niedergeschmettert, sinkt ihm die Schuldige zu Füßen und gesteht. Außer sich, jagt nun Neergaard den Besuch aus dem Hause, den er in der ersten Wuth erstechen wollte, und macht Miene, das entehrte Wesen, das er sein Weib und die Mutter seines Kindes nennt, ihm nachzuwerfen. Aber Florizel weint, fleht und beschwört ihn, ihre Entschuldigung zu hören. Sie sagt:

Weißt du auch, daß niemals ein Mensch unglücklicher gewesen ist als ich: ich hatte keine Schuld! Ach wie umspann mich, wie regte er mich auf — sagte, ich sei anders als die andern, und daß das Alltägliche nur für die gewöhnlichen Menschen gelte, daß alles leer und langweilig sei — nur wenn man keine Rücksichten nehme, könne man das Leben genießen. — Er weckte in mir das falscheste Ehrgefühl: jetzt müsse ich mich anders zeigen als eine Gans aus der Provinz, anders als andere fade, dumme junge Mädchen. Ich wußte nichts, ich war so verwirrt, so thöricht — so unschuldig, Kai, und so unglücklich — ja und neugierig! Und er machte sich das alles zu Nutze. Wie gewissenlos hat er doch gehandelt!

Und diese Auseinandersetzung bewegt Neergaard; er wird nachdenklich und weich, so sehr, daß er endlich ruft:

Ich habe kein Recht, dich zu verstoßen, aber hoffe nichts von der Zukunft: sie wird für uns beide ein grenzenloses Unglück werden —

und sie hinein zu dem Kinde schickt. Mit ihrem Abgehen endigt das Stück:

Er bleibt sitzen und blickt vor sich hin. Als sie aus dem Zimmer ist, läßt er den Kopf auf den Tisch zwischen seine Hände sinken.

Welcher Ausgang das! Man sieht hier, wie schon oft, das gesunkene Weib auf die Bühne und in Zwiespalt mit der Ehe, Ehre und Sitte gebracht, aber statt eine wirkliche Lösung des Zwiespalts, wenn dieselbe überhaupt in der bürgerlichen Gesellschaft möglich ist, zu versuchen, wird dieselbe künstlich hinwegescamotirt und der Zuschauer seinen Zweifeln darüber hülflos und unbarmherzig überlassen.

Zu solchem Zwecke eine so brennende Frage aufs Tapet gebracht zu haben, bedünkt uns einigermaßen gewissenlos, und wir können von unserm Standpunkte aus nicht umhin, diese Richtung der nordischen Literatur nachdrücklichst

zu beklagen, die sich jetzt so breit und anspruchsvoll in unsere deutsche drängt und sie nur noch tiefer beirren und verwirren muß, als sie ohnedies schon durch die ähnliche französische beirrt und verwirrt ist, weil sie, von Hause aus sympathischer und die Dinge ernster und schwerer nehmend als diese, in ihrer Wirkung nur um so verderblicher und durchgreifender wird.

8. Kaiser Rothbart. Phantastisches Volksschauspiel in zwei Abtheilungen von Otto Devrient. Ein Festspiel, erstmalig aufgeführt im Frühling 1871 zur Heimkehr der siegreichen Truppen auf der karlsruher Hofbühne mit Musik von K. Will. Vielfach veränderte Textausgabe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1889. 12. 1 M.

Diese Gelegenheitsdichtung hat der begabte Verfasser in der vorliegenden Bearbeitung derartig eingerichtet, daß sie der deutschen Bühne für jeden vaterländischen Gedenktag erwünscht sein kann. Sie verherrlicht die deutschen Waffenthaten im letzten Kriege gegen Frankreich und gipfelt in der Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserreichs, indem sie dabei sich eine durch glücklichen Erfolg gekrönte Mühe gibt, die Sprach- und Sinnesart eines jeden deutschen Volksstammes höchst beziehungsvoll ins Licht treten zu lassen. Dadurch gewinnt das Werk eine besonders lebhafte Färbung, die mit der romantischen Kyffhäusersage und der Kaiser Rothbart-Legende allerdings zuweilen in recht auffälligen Abstich kommt, aber im Grunde gerade durch ihre Keckheit und Frische, mit welcher sie aufgetragen ist, wieder in eine gewisse Uebereinstimmung tritt. Der herzhafte, volksthümliche Ton, der darin zur Geltung gelangt, verknüpft das patriotische Märchen in gewinnender und bestrickender Weise mit den Ereignissen der Gegenwart und dem politischen Geiste der Neuzeit.

9. Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen von Kurt Abel. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine dichterische Leistung, die weder künstlerisch veranlagt noch durchgeführt, nicht wol der Gegenstand einer eingehenden kritischen Beurtheilung sein kann. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, im ersten Acte seines Schauspiels das flotte und leichtsinnige Leben junger Offiziere in einer deutschen Garnisonstadt, wie es hie und da in einer solchen vielleicht auch heute noch vorkommen mag, zu schildern und dann ein besseres Element darunter in Californien durch eine strenge Schule des Lebens zur sittlichen Läuterung sich durchringen zu lassen. Das Stück enthält einige drastische, aus der Wirklichkeit aufgegriffene Vorgänge und den guten Willen, möglichst moralisch zu wirken, ist aber in seinem Gefüge so durchaus locker und in der Ausgestaltung seiner Figuren so wenig vertieft, daß ein höherer Gehalt ihm nicht zugesprochen werden kann.

Feodor Wehl.

Erzählungen.

1. Justiz der Seele. Roman von Anton von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 3 M.

Ein mit starken Romaneffecten ausgestatteter psychologischer Roman mit dem Hintergrunde polnischer Zustände und eines polnischen Aufstandes. Beides, die psychologische Entwickelung und die polnische Nationalität der Personen bedingen sich aber nicht nothwendig. Das ziemlich oft behandelte Problem hätte sich ebenso gut auf deutschem oder beliebig anderm Boden abspielen können. Der junge Graf Wladimir ist so gut wie verlobt mit Elenor Minsky, seiner Jugendgespielin, und verlobt sich auch wirklich mit ihr. Da kommt das Verhängniß in Gestalt einer jungen, feurigen Stiefmutter, Marciana, welche der alte Minsky heimführt. Wladimir verliebt sich leidenschaftlich in die Stiefmutter seiner Braut und diese in ihn, und nun ist der weitere Verlauf der Handlung eine Illustration zu dem christlich-ethischen Satze, daß eine Gedankensünde unter Umständen ebenso schwer wiegen kann wie eine Thatsünde. In Gedanken schafft Wladimir das Hinderniß seiner Verbindung mit Marciana, den alten Minsky, seinen väterlichen Freund, aus dem Wege, halb durch Zufall, halb mit Willen sendet er bei einer Jagd seine Kugel in der Richtung auf Minsky und trifft ihn tödlich. Nachdem er den Vater getödtet, kann er natürlich die ihn heiß liebende Tochter nicht heirathen — das redet er sich wenigstens ein —, in Wirklichkeit löst er sein Verhältniß zu ihr nur, um Marciana heirathen zu können. Am Vorabend ihrer Hochzeit, die im Lager der Aufständischen stattfinden soll, sterben beide: Wladimir durch seine eigene Kugel, von der Justiz seines Gewissens in den Tod getrieben, Marciana von einer russischen Kugel.

Man folgt mit Spannung dem Gange der Erzählung, die ab und zu echte Localtöne aufträgt; ein tieferes Interesse gewinnt man aber trotz aller psychologischen Entwickelung nicht an den Helden. Das Schicksal von Elenor ist überdies blos traurig, nicht tragisch.

2. Waldidyll. Roman von Robert Byr. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 3 M.

Es ist eigentlich kein Roman, sondern eine sich in kurzer Zeit abspielende Novelle, deren in die Tage der Handlung hineinragende und die Handlung bestimmende Conflicte vor der Erzählung liegen. Für eine Novelle sind allerdings allzu wenig psychologische Conflicte vorhanden; denn die ganze Verwickelung beruht auf einem vor Jahren vorgekommenen, etwas künstlich aufgebauten Misverständnisse, an dessen Aufklärung der Leser, so wie die Personen geschildert werden, keinen Augenblick zweifelt. Er ist deshalb auch von Anfang an keineswegs beunruhigt über das Schicksal der Liebenden und kann ohne

Spannung und Aufregung abwarten, bis sie sich kriegen. Irgendwelche besondere Local- oder Zeitfarbe besitzt der gewandt geschriebene Roman nicht, ebenso wenig originelle Figuren oder neue Verwickelungen. Vielmehr recht Alltägliches: zwei Lebensrettungen je des Liebhabers und der Geliebten; einen Vater, der eben infolge eines Mißverständnisses hartherzig gegen den liebenden Sohn und wild gegen die Mutter der Geliebten des Sohnes, seine einstige Geliebte, ist; die übliche vornehme Gesellschaft mit ihrem fremdwörterreichen Kauderwelsch, von dem ab und zu selbst der Erzähler angesteckt wird. Dabei auch viel hergebrachte Romanredewendungen und breit gesponnene, wenig anziehende Gespräche. Daß die Bemerkung: Blut sehen und Blut vergießen ist zweierlei, eine „feine Unterscheidung" sei, die „aus den Tiefen des weiblichen Gemüths entsprang", wird manchen Leser überraschen. Aus den Tiefen des weiblichen Gemüths entspringen doch wol andere Aussprüche als dieser alte Meidinger. Summa: ein Roman, den man so liest wie Dutzende anderer, an dem nichts Besonderes zu tadeln ist, den zu loben und zu empfehlen man aber Bedenken tragen wird. Es ist wol ein gelegentlich für eine Familienzeitschrift abgefallenes Schnitzel des beliebten Schriftstellers und hätte nicht nothwendig als Buch gedruckt werden müssen.

In noch weit höherm Maße gilt dies von dem Buche:

3. Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1889. 8. 4 M.

Dem Buche fehlt jedes innere Einheitsband, und selbst das äußere, Frankfurt, ist sehr lose. Die Erzählungen sind stümperhaft und die Charakteristiken und Schilderungen erheben sich auch nicht über das Gewöhnliche, obwol man manche gern liest. Das Buch ist offenbar aus da und dort zerstreuten Aufsätzen zusammengestellt worden, vielleicht mit Hinzufügung dessen, was etwa von Redactionen abgelehnt wurde. Unter letzterm kann sich bekanntlich das Allervortrefflichste befinden, und insofern ist die Aufnahme in ein Buch nicht zu tadeln, wenn nämlich die zurückgewiesenen Sachen wirklich vortrefflich sind. Nun die hier gesammelten Aufsätze mögen an ihrem Orte ganz passend und gut lesbar gewesen sein: für ein Buch aber sind sie in der That nicht bedeutend genug.

Ganz anders steht es mit dem folgenden Buche, das gewiß auch ursprünglich nicht als Buch angelegt war:

4. Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 6 M.

Es ist ein Genuß, diese kleinen anmuthigen und ergreifenden Skizzen und scharf, wenn auch blos in Umrissen gezeichneten Bilder zu lesen. Es mag ein Wagniß scheinen, an die Monate von April bis März je die entsprechenden Skizzen zu knüpfen, und manchmal hat man den Eindruck, als ob die betreffende Geschichte mit leichten Aenderungen sich auch in einem andern Monat abspielen könnte. Im ganzen aber ist die Stimmung in der Natur mit der Stimmung und den Schicksalen der Menschen vortrefflich verknüpft und beides stimmt oft wunderbar zusammen. Der Verfasser hat ein äußerst feines Auge für die Vorgänge in der Natur, er lauscht derselben die geheimsten Regungen und Bewegungen ab, und Dutzende von Bemerkungen, Ausdrücken, Bildern, Gleichnissen verrathen den echten Dichter. Hier nur einige davon. In der Maigeschichte „Himmelfahrt", die sonst nicht eben sonderlich gelungen ist und einen etwas gewaltsamen Humor aufweist, heißt es:

Es lag ein wunderbarer Duft über den stillen Feldern, davon er zuvor nichts wahrgenommen, nicht verschleiernd und trübend, nicht wie der Herbstnebel oder der schwebende Sommerdunst, sondern ein Duft, der zugleich die Klarheit selbst war, vielleicht als wenn (sic!) ein leise rinnender See unendlich klaren Wassers sich über die schimmernde Weite ergösse. Ein Duft so zart, daß ihn nicht die Augen zu sehen, sondern nur die Seele zu empfinden schien, die sich still genießend eine süße Heiterkeit daraus sog.

In der Octobergeschichte „Spätglück":

... Ihm schien es, dem Beglückten, als beginne der Wald selbst sich mit ihm zu freuen und sie zu bewundern; es ging ein Rauschen durch die Kronen der Bäume und die Sonne goß einen überschwenglich verklärenden Glanz über das bunte Laub, daß es aufzujubeln schien in allerfrischester Lebenswonne und Lebensglut; wie ein neu erwachendes Dehnen und Schwellen hauchte es durch die Zweige und ein Wiegen des Uebermuths durch die Blätter; der Wald berauschte sich an seiner herbstlichen Schönheit.

Manchmal ist freilich des Guten in solchen Stimmungsbildern zu viel gethan und die Schilderungen werden zu lang, die Bilder zu gehäuft. So in der heitern September-Humoreske:

Es war ein Ausgleichen und Sichfinden von allem, was die Welt an Gegensätzen hegt. Ein schweigsames, heiligfrohes Versöhnungsfest der Natur mit all ihren Kindern. Ein holdseliger Abendtraum des Waldes am Busen der träumenden Flut. Beide trunken von Licht und Glück und Liebe, und beide aufgelöst in allvergessenden Frieden. Ein kurzes seliges Ausruhen der Erde zwischen Tag und Nacht, zwischen Sommer und Winter. Keine Welle im See, keine Regung in den Wipfeln, kein Summen im Rohr. So schläft der Sommer leise ein; das Schweigen entzückten Hinsterbens ist sein Wiegenlied.

Hans Hoffmann's Art erinnert viel an die Heinrich Seidel's; nur will mir scheinen, daß Seidel's Art ungesuchter und naiver ist, während Hans Hoffmann sich hüten muß, ins Gewaltsame und Declamatorische zu verfallen. Auch der Humor Seidel's ist echter und liebenswürdiger als der Hoffmann's, dessen Stärke diesen Skizzen nach überhaupt mehr auf dem ernsten Gebiete zu liegen scheint. Er ist ein Poet, der viel auszugeben hat und uns ohne Zweifel noch mit manch schönen Gaben seines Talents beschenken wird. Jedenfalls ist es erfreulich, in der „Prosadichtung" unserer Tage der Poesie ihr Recht wieder eingeräumt zu sehen: vielleicht lernt unser Geschlecht an diesen Bildern und Skizzen, wie sie Seidel und Hoffmann entwerfen, wieder mehr unterscheiden, was Poesie ist und was Prosa.

Richard Weltbrecht.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache. Von H. Schultz. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1888. Gr. 8. 3 M.
2. Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwickelung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Literarhistorisch-kritische Studien von G. A. Erdmann. Wittenberg, Herrosé. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes, F. C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. a. Herausgegeben von Heinrich W. B. Zimmer. Mit J. G. Zimmer's Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1888. Gr. 8. 3 M.
4. Hermann von Gilm. Sein Leben und seine Dichtungen. Von Arnold von der Passer. Mit Benutzung der Arbeiten von P. Schrafft. Leipzig, Liebeskind. 1889. 8. 2 M.
5. Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm. Herausgegeben von Arnold von der Passer. Leipzig, Liebeskind. 1889. 8. 3 M. 20 Pf.

Sprachreinigung, Beseitigung der Fremdwörter, diese Gegenstände bilden gegenwärtig allenthalben in der Presse, in der öffentlichen Erörterung einen wichtigen Punkt der Tagesordnung, und der Stimmen, die sich für und wider erheben, ist kein Ende. Unwillkürlich richtet sich in solcher Zeit der Blick zurück auf ähnliche Bestrebungen früherer Jahrhunderte; denn schon seit der Blüteperiode unserer mittelhochdeutschen Literatur, in welcher durch die französischen Muster auch eine Ueberfülle französischer Wendungen und Ausdrücke in die Sprache eindrang, ist die Fremdwörterfrage für uns Deutsche vorhanden und jederzeit mit mehr oder weniger Eifer behandelt worden. Wirklich mächtige und durch die Geschlossenheit des Vorgehens ihrer Vertreter wirksame Bestrebungen für Sprachreinigung sind erst im 17. Jahrhunderte zu verzeichnen und auf ihnen verweilt zuerst und am längsten anhaltend der rückschweifende Blick des Literarhistorikers. Gewiß hat sich H. Schultz zu seinem Buche: „Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache" (Nr. 1), durch ähnliche Bestrebungen der neuesten Zeit anregen lassen und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ein zeitgemäßes, lehrreiches Werk geschaffen. Ganz abgesehen davon aber muß sein Buch vor allem deshalb freudig begrüßt werden, weil es dem Laien, wie bis zu einem gewissen Grade auch dem Fachmann einen Ersatz für das breit angelegte und auch von Einseitigkeiten und Unzuverlässigkeiten nicht freie Werk Berthold's: „Die fruchtbringende Gesellschaft", bietet und zum ersten male Krause's werthvolles Quellenwerk sorgfältig benutzt. Die Fruchtbringende Gesellschaft wird bei der Betrachtung der Sprachreinigungsbestrebungen des 17. Jahrhunderts jederzeit im Vordergrunde stehen und demgemäß widmet der Verfasser ihr den umfangreichsten Abschnitt seines Buchs. Nach einer kurzen Einleitung, welche das Eindringen der Fremdwörter in die deutsche Sprache betrachtet, wendet sich der Verfasser sofort zu der Fruchtbringenden Gesellschaft, die sowol durch die Zeit ihrer Gründung wie durch die Zahl und literarische Wirksamkeit ihrer Mitglieder an die Spitze aller Sprachgesellschaften zu stellen ist. Sie war es, die allen spätern für ihre Satzungen oft bis auf die äußere Form Muster und Vorbild abgab. Mit Recht sucht Schultz die hohe Bedeutung dieser Gesellschaft nicht nur in der Stellung, welche einzelne Mitglieder in der literarischen Welt einnahmen — zählen doch zu ihr Männer wie Opitz, Harsdörfer, Schottel, Moscherosch, Gueinz, Rist, Logau, Neumark und Gryphius — sondern auch in der gesellschaftlichen Stellung der Mehrzahl, welche sich aus den Ständen zusammensetzte, in welchen sonst alles Fremdländische als Zeichen der feinen Bildung galt. Gerade die Wirkung aber der Thätigkeit dieser Mitglieder ist kaum historisch nachzuweisen, und es ist nur anzunehmen, daß sie insbesondere die Pflege einer reinen deutschen Sprache im mündlichen Verkehre sich angelegen sein ließen. Mit Sicherheit läßt sich nur der Erfolg der literarisch thätigen Mitglieder verfolgen, und es ist keine Frage, daß die Schriften von Männern, wie den obengenannten, in dieser Richtung eine wohlthätige Wirkung ausgeübt haben. Freilich fällt dieses Verdienst in erster Reihe den einzelnen Persönlichkeiten, nicht der Gesellschaft zu, welche denselben oft erst nach Bewährung ihrer literarischen Bedeutung die Aufnahme anbot oder zugestand, und man muß von diesem Gesichtspunkte aus sich um so mehr vor einer Ueberschätzung der Gesellschaft hüten — als gerade die hervorragendsten Persönlichkeiten, wie ein Opitz, ein Schottel, in ihren Bestrebungen weit über die Satzungen der Gesellschaft hinausgriffen. Der wahrhaft befruchtende Gedanke, daß man die Dichtung innerlich und äußerlich heben müsse, um die Sprache zu reinigen, ging von Opitz aus, und weit mehr als durch die Verspottung der Sprachmengerei wirkte Schottel durch seine wissenschaftliche Grammatik der deutschen Sprache, welche auch Nichtgesellschafter beeinflußte. Unter Berücksichtigung dieser Thatsachen, welchen Schultz zu wenig Gewicht beilegt, wird man seinem besonnenen Urtheile über die Wirkungen der Fruchtbringenden Gesellschaft beistimmen können. Die weitern Abschnitte seines Buchs beschäftigen sich mit den weniger bekannten Gesellschaften und bieten nicht nur einen unterrichtenden Ueberblick über dieselben, sondern auch in manchen Einzelheiten Neues und Unbekanntes. Die Fragen, welche der Verfasser in den Anhängen behandelt, sind von mehr fachmännischem Interesse und legen Beweis dafür ab, daß der Verfasser sein Werk auf Grund eingehenden Studiums der Quellen bearbeitet hat.

Ebenfalls einer Anregung der Gegenwart verdanken wir die Schrift G. A. Erdmann's: „Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwickelung, Zweck und Bedeutung

derselben für die Bühne" (Nr. 2). Die „modernen" Lutherfestspiele bilden entschieden den Hauptgegenstand der literarhistorisch-kritischen Studien des Verfassers und der einleitende Theil über die Lutherdramen des 16. und 17. Jahrhunderts, welcher mit dem Haupttheile nur in losem Zusammenhange steht, ist nicht mehr als ein nicht eben glückliches Hinüberschweifen in die Vergangenheit. Während wir mit den Dramen und Pasquillen des 16. Jahrhunderts, in welchen Fragen der lutherischen Kirchenreform behandelt werden, ohne daß die Person Luther's auftritt oder in welchen sie wenigstens nur eine nebensächliche Rolle spielt, ausführlich bekannt gemacht werden, ist der Bericht über die eigentlichen Lutherdramen des 17. Jahrhunderts, welche das Leben und Wirken des Reformators darstellen, zu knapp gehalten. So erfahren wir von dem Gange der Handlung des großen lateinischen Dramas „Lutherus" von dem frankfurter Magister H. Hirtzwig gar nichts und erhalten statt dessen die lateinische Uebersetzung einiger bekannter Lutherworte. Mit großer Sorgfalt und völliger Sachkenntniß behandelt dagegen der Verfasser die Lutherdramen des 19. Jahrhunderts, und man wird hier im allgemeinen überall seinem ruhigen und gesunden Urtheile beipflichten können. Erdmann ist ein ausgesprochener Freund des volksthümlichen und daher bühnenwirksamen Devrient'schen Spiels. Die Gründe, aus welchen er diesem den Vorzug vor den in erster Reihe in Betracht kommenden Spielen Herrig's und Trümpelmann's einräumt, sind durchaus überzeugend. Besondern Beifall aber verdient die ablehnende Kritik der durch Herrig angestrebten Reformen, die in einem Zurückgreifen auf die einfachen und primitiven Formen der alten Bühne das Heil der neuzeitlichen dramatischen Dichtung suchen.

Ein merkwürdiges Buch liegt uns in H. W. B. Zimmer's Werk: „Johann Georg Zimmer und die Romantiker" (Nr. 3) vor. Es ist eine breit angelegte Darstellung des Lebens jenes Johann Georg Zimmer, der als Verleger verschiedener Romantiker zu den Erscheinungen der Literaturgeschichte gehört, welche weniger durch ihr eigenes Selbst als durch den Kreis ihrer Freunde und Bekannten unsere Theilnahme beanspruchen. Das Hauptinteresse wendet sich in vorliegendem Buche den Briefen von Männern wie Arnim, Böckh, Brentano, Tieck, A. W. und Fr. Schlegel, Savigny, Görres u. a. zu, während der immerhin eigenthümliche Lebenslauf ihres gemeinsamen heidelberger Freundes, welcher noch in spätem Mannesalter den Beruf eines Buchhändlers mit dem eines Pfarrers vertauschte, wenig theilnehmende Leser über den Kreis seiner „103 Seelen zählenden Nachkommenschaft" hinaus finden dürfte. Für diesen sind offenbar auch die fünf Abschnitte über die romantische Schule u. s. w. bestimmt, welche lediglich eine Zusammenstellung seitenlanger Auszüge aus literarhistorischen Werken über dies Thema ohne jedes eigene Urtheil, geschweige denn Forschung zusammenstellen. Diese 100 Seiten umfassende Anthologie aus Koberstein, Vilmar, Haym, Gervinus, Raumer u. a. ist nicht mehr als eine bedauerliche Raumverschwendung. Auch bei den Briefveröffentlichungen fühlt sich der Verfasser veranlaßt, aus denselben Werken Auszüge über Leben und Wirken der betreffenden Briefschreiber abzudrucken oder gelegentlich auch Proben aus ihren Werken zu geben. Mit der Mittheilung der Briefe und der Vorausschickung einer kurzgefaßten Biographie wäre dem öffentlichen Interesse, wenn auch vielleicht nicht der Pietät der Familie, genug gethan gewesen.

Außerordentlich willkommen sind die zwei letzten Werke, deren Besprechung uns noch obliegt. Die Biographie „Hermann von Gilm's", welche Arnold von der Passer (Nr. 4) mit Benutzung der Arbeiten von P. Schraffl ausgearbeitet hat, berichtet zum ersten male ausführlich und unter Benutzung zuverlässiger Quellen über das Leben und den geistigen Entwickelungsgang dieses tiroler Dichters, der uns Norddeutschen fast nur dem Namen nach und aus wenigen, in lyrische Anthologien übergegangenen Perlen seiner Dichtung bekannt ist.*) Die Ursache dieser bei einem Dichter von Gilm's Bedeutung auffallenden Thatsache liegt neben dem specifisch localpatriotischen Inhalte seiner Werke in dem bisherigen Fehlen einer geordneten und abschließenden Sammlung derselben. Die nach des Dichters Tode veranstaltete Ausgabe seiner Werke bietet nur ein untergeordnetes und der schönsten und kräftigsten Züge beraubtes Bild seines Wirkens.**) Die Lieder, welche Gilm in seiner engern Heimat den Namen eines tiroler Herwegh gaben, die zündenden, machtvollen Lieder, in welchen der Dichter dem Hochmuthe und Zelotismus eines finstern Pfaffenthums gegenüber das leuchtende Panier der Freiheit des Worts, des Glaubens und Gewissens entrollt, sie finden sich zum ersten male geordnet und vollständig in den von dem Biographen zugleich herausgegebenen „Ausgewählten Dichtungen" (Nr. 5). So feiert Gilm in den beiden Büchern eine fröhliche Auferstehung. Die in ruhigem Tone der Erzählung gehaltene Biographie berichtet in angemessener Ausführlichkeit über den Lebensgang des Dichters, der sich als eine zu heiterm Genusse des Lebens beanlagte, dabei feinfühlige und empfindsame Natur darstellt. Es liegt etwas von südländischer Leichtlebigkeit in seinem Wesen, gepaart mit dem treuen, tiefen Gemüthe des Nordländers. Dazu ein Mangel an handelnder Thatkraft, an folgerichtiger Schärfe des Denkens. In engem Kreise aufgewachsen und durch die Macht des Schicksals festgehalten, bleibt er auch in seinem dichterischen Wirken auf einen engen Kreis beschränkt. Er ist ausschließlich Lyriker. Natur und Liebe bilden den Grundaccord seiner Lieder, die Liebe zum Vaterlande, der Haß gegen dessen Feinde geben seiner Dichtung den mächtigsten Inhalt. Mit leichter Hand scheinen seine Lieder gebaut, unerschöpflich quillt ihm ein Reichthum an Bildern zu,

*) In der „Allgemeinen Deutschen Biographie" ist Gilm's Name nicht zu finden.

**) So nach der Angabe des Herausgebers, welcher inzwischen von berufener Seite wiederholt entgegengetreten ist. Daher gestatten wir uns demnächst noch einmal auf Gilm zurückzukommen. D. Red.

kräftige und anschauliche, zarte und verschwimmende, und nur zu oft greift er nach dem ersten, welches sich ihm bietet, ohne zu prüfen, ob es das beste ist. Die Bilder drängen sich vielfach und das eine zerstört den Eindruck des andern. Daher finden sich neben völlig in sich abgerundeten und abgeschlossenen Liedern solche, in denen ein einheitlich und scharf durchgeführter Grundgedanke zum Schaden der Wirkung vermißt wird. Bild reiht sich an Bild, und doch entsteht kein Ganzes. In den engen Kreis des Lyrikers gebannt, ist Gilm hier überall Meister und beherrscht die zarten, milden Töne, wie die rauhen und kräftigen. Mit feinster Nachempfindung dichtet er die „Sommerfrischlieder aus Natters" aus der Seele der Geliebten heraus. In dem kräftigen Tone echter sittlicher Entrüstung, in markiger Sprache klingen seine Kampf- und Fehdelieder gegen die verfinsternde, jede freie Regung des Volksgeistes erstickende Macht des Jesuitismus. Wie des Dichters tiroler Heimat mit dem milden und friedlichen Zauber der Landschaft auch den Eindruck des Wilden und Gewaltigen verbindet, so entlockt er seiner Harfe die Töne zarter Melancholie, wie die des wilden Hasses. Und so entrollt sich vor dem Leser trotz der Enge des gegebenen Kreises ein durch mannichfaltigsten Wechsel der Stimmungen und Gedanken erfreuendes Bild, das in seinen Einzelheiten zu beleuchten wir uns versagen müssen. Um so mehr wünschen wir, daß sich der alte Dichter in dem neuen Gewande die Freunde und Verehrer gewinnen möge, die sich an dem frischen Quell der Dichtung laben, auch wenn ihn die Hand eines Lyrikers darbietet.

Leonhard Lier.

Ein Lehrbuch der historischen Methode.

Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte von Ernst Bernheim. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 10 M.

Wenn man sich in einer Wissenschaft lebhafter mit methodologischen Fragen, d. h. mit Erörterungen über Aufgabe, Umfang und Inhalt der Wissenschaft selbst befaßt, so pflegt dies gewöhnlich ein Zeichen zu sein, daß in jener Wissenschaft verschiedene Richtungen gegeneinander ankämpfen, daß sich gegen die bisher und noch herrschende Schule eine Opposition geltend zu machen anfängt. Indem diese allmählich erwachsende Reaction zunächst die Praxis der leitenden Kreise bekämpft, wird sie von selbst dazu geführt, eben jene Praxis auch als principiell falsch anzugreifen; dadurch werden dann die Anhänger des Bestehenden gezwungen, ihrerseits das, was sie bisher unbewußt, nur als Schüler ihrer Lehrer gethan, auch speculativ zu begründen und zu vertheidigen. Es liegt somit im Wesen der Sache, daß methodologische Erörterungen stets für eine Wissenschaft förderlich sind, daß sie gewöhnlich einen neuen Aufschwung, die Beseitigung einer gewissen allmählich emporgekommenen Einseitigkeit zur Folge haben: man denke nur an die Bedeutung der Erörterungen Böckh's für die classische Philologie, derjenigen Peschel's für die Geographie. Man kann es daher nur mit den besten Hoffnungen begrüßen, daß auch in der Historik seit etwa drei Jahren die Erörterung methodologischer Fragen in lebhaftern Fluß kommt, während sie bis dahin von der herrschenden Richtung stets sehr geringschätzig angesehen wurde. Auch jetzt noch steht ja in der deutschen Geschichtswissenschaft durchaus herrschend da die sogenannte objective Schule, die von Ranke begründet, dann durch Waitz ihre bestimmende Ausbildung erhielt, und die die weitaus erste und wichtigste, ja vielfach die einzige Aufgabe der Geschichte in der Feststellung der reinen Thatsächlichkeit erblickt. Da ist es nun bedeutungsvoll, daß gerade in den letzten Jahren eine Reihe von Werken erschienen ist, die hierüber wesentlich hinausgehen und die doch noch andere Zwecke verfolgen, als blos uns zu sagen, wie es eigentlich gewesen ist; der bekannteste Vertreter dieser sagen wir einmal — doch wol verstanden in gutem Sinne — politischen Geschichtschreibung ist Treitschke („Deutsche Geschichte"), ihr vielleicht genialster ist Lehmann („Scharnhorst"). Es ist nun sicher kein Zufall, daß gleichzeitig neben diesen Anfängen einer andern Praxis auch Angriffe gegen die Alleingültigkeit der von Waitz aufgestellten Principien hergehen, am bedeutsamsten von Lorenz unternommen, die sich zuletzt gegen das Centrum der herrschenden Richtung selbst, gegen ihre Quellenkritik gewandt haben, hiermit freilich entschieden über das Ziel hinausgeschossen sind. Sehr beachtenswerth ist es nun, daß man sogar diesen vorläufig noch schwachen und vereinzelten Anläufen gegenüber sich in den Kreisen der herrschenden Schule entschließt das zu thun, was man bisher immer als eitel Zeitvergeudung bezeichnet hatte, einmal die Grundprobleme der Geschichtswissenschaft auch theoretisch zu behandeln, und es muß bereitwillig anerkannt werden, daß der erste Versuch alle jene Fragen zusammenhängend zu erörtern, von einem entschiedenen Anhänger der herrschenden Richtung ausgegangen ist. Endlich nach einer Pause von 22 Jahren liegt uns wieder in Bernheim's Werk eine mit dem Aufgebote einer Fülle von Gelehrsamkeit und Geist unternommene, in sich geschlossene Darstellung der historischen Methode vor.

Man wird das Buch am besten als die Dogmatik der Ranke-Waitz'schen Schule bezeichnen können, denn gerade in den wichtigsten Punkten, in der Polemik gegen die historischen Gesetze, in der Hervorhebung der Bedeutung der reinen Thatsächlichkeit, in der geringen Schätzung des Werthurtheils steht Bernheim durchaus auf dem Boden Ranke's, den er auch mit Vorliebe sowol als Stütze wie als Beispiel verwendet. Freilich darf auch nicht verkannt

werden, daß er in einigen wesentlichen Punkten über Ranke hinausgeht, und wenigstens der philosophischen, wenn auch nicht der politischen Geschichtschreibung bedeutsame Zugeständnisse macht. Wol ist es noch Ranke's Anschauungen ganz entsprechend, wenn wieder und wieder die Einheit des historischen Geschehens, der historischen Entwickelung betont, wenn gefordert wird, stets das einzelne Factum innerhalb des ganzen Zusammenhanges aufzufassen und zu begreifen; dagegen steht es entschieden mit Ranke's Theorie im Widerspruch, wenn dem Werthurtheil, d. h. dem politisch-socialen Urtheil des Historikers selbst über die Handlungen der geschichtlichen Persönlichkeiten — überhaupt eine, zwar nur beiläufige, aber doch immerhin eine, Stelle eingeräumt wird, wenn der letzte Zweck der Geschichtswissenschaft in der Geschichtsphilosophie erblickt wird, gleichviel ob diese Geschichtsphilosophie selbst möglichst wenig speculativ gefaßt ist. Doch wie gesagt, dies verhindert nicht, daß im Grunde auch Bernheim durchaus zur Ranke'schen Schule gehört. Trotz unsers principiell vielfach abweichenden Standpunktes stehen wir nun keinen Augenblick an, zu betonen, daß Bernheim's Werk ein hochbedeutsames ist, daß es wirklich eine leere Stelle in der historischen Literatur ausfüllt, daß es als erster Versuch dieser Art, auch ganz abgesehen von dem großen Wissen und der staunenswerthen Belesenheit des Verfassers, überaus viel Gelungenes und Richtiges enthält. Bedenkt man nun noch, daß Bernheim ganz mit Recht sagt: „Manche Frage ist hier zum ersten male gestellt; manches Problem zum ersten male im Zusammenhange mit den Grundlagen formulirt worden; manches Gebiet mußte berührt werden', das bisher nur von wenigen betreten ist", so wird man dem Verfasser auch da, wo man seine Ergebnisse für irrig und seine Beweisführung für nicht zwingend erachtet, die volle Anerkennung nicht versagen dürfen, zumal die Darstellung stets im vornehmsten Tone gehalten ist, durchaus frei von jeder persönlichen Polemik, was heutzutage leider schon als besonderer Vorzug hervorgehoben werden muß.

Bernheim gliedert seinen Stoff in sechs Haupttheile. Zuerst redet er von Begriff, Wesen, Umfang und Aufgabe der Geschichtswissenschaft; dann erörtert er die historische Methode im allgemeinen, deren Ziel es sei, die Thatsächlichkeit der Begebenheiten festzustellen und den Zusammenhang der Thatsachen zu erkennen. Er bespricht schließlich ausführlich die vier einzelnen Functionen dieser Methode: die Heuristik, welche den Stoff zu sammeln hat; die Kritik, welche das Material sichtet und die Thatsächlichkeit feststellt; die Auffassung — ein wenig glücklicher Ausdruck —, welche die Bedeutung und den Zusammenhang der Thatsachen klarlegen soll; und die Darstellung, welche die in ihrem Zusammenhange erkannten Thatsachen in erkenntnißgemäßem Ausdrucke wiedergibt. Dadurch, daß mehr als zwei Drittel des Buchs der Erörterung dieser einzelnen methodologischen Functionen gewidmet sind, sieht man, daß Bernheim selbst hierher den Schwerpunkt verlegt wissen will. In der That wird sich gegen vieles hier Gesagte, namentlich gegen die Kapitel über Heuristik und Kritik wenig einwenden lassen; ja jene zwei Kapitel werden geradezu, von Einzelheiten abgesehen, als abschließend gelten können. Weniger gelungen sind die Abschnitte über Auffassung und Darstellung, was bei letzterer mit den Zwecken zusammenhängt, die sich Bernheim hier gesetzt, worüber unten, während er bei der Auffassung so gut wie ohne Vorarbeiten vollkommen neu aufbauen mußte, sodaß es nicht wundernehmen kann, wenn hier seine Ausführungen nicht streng logisch und systematisch sind. Im ganzen aber wenden sich die letzten vier Abtheilungen des Buchs in weitaus erster Linie an den eigentlichen Historiker, an den Geschichtsforscher, während für den Geschichtsfreund vor allem das erste grundlegende Kapitel von Bedeutung ist. Von ihm sei wenigstens noch kurz die Rede.

Dreierlei reizt hier am meisten zum Widerspruche: die Begriffsbestimmung der Geschichte, die Polemik gegen die Geschichte als Kunst und gegen die historischen Gesetze. Geschichte ist nach Bernheim „die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Bethätigung als sociale Wesen". Es wird dadurch die ganze Culturgeschichte, also Gebräuche, Sitten, Costüme u. dgl.; die ganze Anthropologie und Prähistorie, die ganze Universalgeschichte im alten Sinne, Religion und Wissenschaft, Literatur und Kunst mit eingeschlossen, und Bernheim's Definition bezeichnet entschieden einen Rückschritt gegen die Bestrebungen der letzten Jahre, die eigentliche Geschichte gegen dieses unbestimmte Chaos schärfer abzugrenzen, einen Rückschritt gegen die schöne Formulirung Freeman's: „History is the science of man in his political character." Eine solche Universalwissenschaft, wie sie Bernheim wenigstens als Ideal aufstellt, ist weder möglich, weil zu viel, noch wünschenswerth, weil zu Getrenntes und Verschiedenartiges umfassend.

Eifrig wendet sich Bernheim gegen die Anschauung, daß die Geschichte zugleich Kunst sei, und wieder und wieder kommt er auf diese ihm offenbar sehr am Herzen liegende Sache zurück. Aber ganz abgesehen davon, daß es auch bei der Kritik und der Darstellung nicht ohne künstlerische Elemente abgeht, setzt vor allem die Interpretation, d. h. das Erkennen der Motive des historischen Handelns, eine hervorragend künstlerische Thätigkeit voraus. Nur indem ich gleich dem Dramatiker eine historische Persönlichkeit als eine in sich geschlossene innere Einheit ansehe und nun aus dem mir bekannten Gesammtcharakter des Handelnden heraus die einzelne That als Ausstrahlung und Wirkung jener geistigen Einheit betrachte, kann ich hoffen, die bestimmenden Motive zu erkennen. Ohne jenes künstlerische Verfahren, das eben darin besteht, daß ich eine Reihe äußerlich unabhängiger Handlungen eines Einzelindividuums oder einer Gruppe von Personen zu einer rein idealen Einheit verknüpfe und dann jene einzelnen Thatsachen von dieser Einheit aus verstehe, wird es mir in den seltensten Fällen möglich sein — etwa nur auf Grund von Angaben der Ueberlieferung — die Motive des individuellen historischen Handelns zu erkennen.

Historische Gesetze will Bernheim nicht gelten lassen. Recht hat er darin, daß solche Gesetze nicht fertig aus der Speculation an die Geschichte herangebracht werden dürfen; aber wenn es gelingt, sie speculativ aus der Geschichte selbst zu entwickeln, so wird man gegen sie nichts einwenden dürfen, und wenn sie vielfach rein formal aussehen wie jenes: „keine Entwickelung behauptet sich dauernd, die nicht in der Richtung der fortschreitenden historischen Bewegung liegt", so darf man nicht verkennen, daß auch wichtige logische und physische Grundgesetze vielfach rein formaler Natur sind. Eine Geschichte aber, in der man keine Gesetze aufsuchen will, ist nur eine Gruppe von zufälligen Begebenheiten, die auch hätten anders verlaufen können, und ich sehe nicht ein, welchen Werth, außer dem die Neugierde zu befriedigen, es haben kann, sich mit so etwas Willkürlichem zu beschäftigen.

Neben diesen Erörterungen, welche die tiefsten Probleme des historischen Wissens betreffen, finden wir nun aber auch bei Bernheim noch Partien von ganz anderm Charakter: es werden oft ganz triviale Fragen behandelt. Es erklärt sich dies dadurch, daß Bernheim zwei Aufgaben zugleich zu lösen suchte und dadurch seinem Buche entschieden schadete: einmal wollte er, wie bemerkt, die Grundprincipien der Historik erörtern, sodann wollte er ein Lehrbuch liefern, aus dem der Anfänger nicht blos historische Methode lernen, sondern auch sich Bücherkenntniß erwerben könne. Jenem zweiten Zwecke zu Liebe finden sich häufig literarische Nachweisungen von Hülfsmitteln, die den einheitlichen Charakter des Werks sehr stören; werden allzu selbstverständliche Dinge erörtert, wie beispielsweise selbst eine Anweisung, wie man citiren soll, nicht fehlt. Vor allem leidet das Kapitel über die Darstellung unter diesem Bestreben, wo über die Erörterung ganz selbstverständlicher Sachen das Grundproblem gar nicht zur Sprache kommt, daß sich die historische Darstellung dadurch vor jeder andern unterscheidet, daß in ihr alles in eine absichtliche Einheit der Beleuchtung gerückt wird, sodaß es als geschlossenes Ganzes erscheint. Wir meinen, daß einerseits die, welche Bernheim bei seiner Erörterung der theoretischen Probleme mit Interesse folgen, sich nur gelangweilt fühlen werden, wenn dazwischen Fragen allerniedrigsten Ranges besprochen werden, während andererseits der Anfänger, der historische Methode lernen will, für jene grundlegenden Untersuchungen noch nicht reif ist. Doch muß betont werden, daß hier nur ein Fehler in der Anlage des Buchs, eine Verbindung von eigentlich verschiedenartigen Dingen vorliegt, daß dagegen inhaltlich auch jene praktischen Theile des Buchs ebenso gelungen sind wie die theoretischen.

Nicht dasselbe günstige Urtheil, das trotz einzelner Bedenken über den Inhalt von Bernheim's Werk rückhaltlos ausgesprochen werden muß, kann auch über die Form gefällt werden. Es scheint fast so, als habe Bernheim seine Theorie, daß die Geschichte mit der Kunst nichts gemein habe, auch durch die Praxis versinnlichen wollen. Störend ist schon die Eintheilung in Kapitel, Paragraphen u. s. w., weil sich dieselbe nicht etwa blos in den Ueberschriften äußert, sondern auch im Texte, in welchem fortwährend auf Paragraph so und so verwiesen wird. Noch häßlicher ist es, daß alle Literaturnachweise und Citate (mit Band- und Seitenzahl) — die ja freilich die ungemeine Belesenheit Bernheim's im besten Lichte zeigen — in die Darstellung selbst aufgenommen sind und dort den Zusammenhang des Satzgefüges aufs unliebsamste unterbrechen, statt daß sie in Noten unter oder hinter den Text verwiesen sind. Am schlimmsten ist, daß der gleichmäßige Fluß der Erörterung fortwährend durch Verweisungen auf frühere und spätere Ausführungen gestört wird, weil sich darin ein entschiedener Mangel der Anordnung kundgibt. Alles dies ist um so befremdlicher, als gerade die lichtvolle Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung beweist, daß wir es hier nicht mit mangelnder Fähigkeit des Verfassers, sondern nur mit einer seltsamen Laune zu thun haben: man kann aber nicht recht verstehen, weshalb Bernheim die Lektüre seines in so hohem Grade fesselnden Werks in dieser Weise absichtlich erschwert hat. Sehr ungern vermissen wir auch ein Register, zumal da dasselbe durch die ziemlich knappe Inhaltsübersicht durchaus nicht ersetzt wird.

Walther Schultze.

Zwei englische Romane.

1. Dekan von Belminster von Maxwell Gray. Zwei Theile. Einzig autorisirte Uebersetzung von L. Koch. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. 2 M.

Unverstanden. Von Florence Montgomery. Aus dem Englischen von Lion-Clausius. Dritte Auflage. Basel, Schneider. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Roman „Dekan von Belminster" von Maxwell Gray (Nr. 1) ist eine Mischung von Verbrechergeschichte und psychologischer Studie. Jene muß das spannende Moment liefern und weiß es erklärlich zu machen, wie durch ein unglückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände ein völlig Unschuldiger wegen Todtschlags von der Jury zu zwanzigjährigem Zuchthause verurtheilt werden kann. Diese vertieft sich in das Räthsel, wie der Freund des Verurtheilten, eine hochbegabte, von Haus aus edel angelegte Natur, sich zwanzig Jahre lang dabei beruhigen kann, die Folgen seiner eigenen Schuld — denn er ist der Todtschläger — den Mann büßen zu lassen, der von allen auf der Welt seinem Herzen der theuerste war. Ist eine solche Judasnatur denkbar? Oder wird uns nicht damit zu viel zugemuthet, daß wir daran glauben sollen, eine so verhärtete Verbrecherseele, wie sie dieser

Dekan von Belminster in sich trägt, könne Jahrzehnte hindurch unter der Maske des Heiligen geistliche Erfolge ohnegleichen davontragen und sich bis zur Bischofswürde aufschwingen, bis ihm endlich das Gewissen schlägt und er in seiner letzten Stunde durch das von der Kanzel herab abgelegte volle Geständniß seiner Schuld der Wahrheit die Ehre gibt? In der That, wir werden bis an die äußerste Grenze des Wahrscheinlichen geführt. Doch ist die psychologische Begründung eine so meisterhafte, daß man am Ende die Möglichkeit einer so abnormen seelischen Entwickelung zugeben muß. Auch die übrigen Charaktere, Haupt- wie Nebenfiguren, sind mit sicherer Hand gezeichnet. Alles in allem, gehört der Roman zu den bessern und hat die 16. Serie der Collection Spemann (Nr. 301—320) würdig eingeführt. Die Uebersetzung ist nicht einwandfrei und leidet an stilistischen Flüchtigkeitsfehlern.

Der Roman „Unverstanden" von Florence Montgomery (Nr. 2) ist eine herzige Geschichte aus der Welt der Kleinen, die, schlicht und einfach in Anlage und Ausführung, durch Kraft und Tiefe der Darstellung den Leser ergreift und, ohne in empfindsames Wesen zu verfallen, Herz und Sinn gefangen nimmt. Der „Unverstandene" ist ein kleiner, lieber, durch und durch origineller, lebenslustiger Junge, der, in seinem vierten Jahre mutterlos geworden, von niemand in seiner Umgebung, auch von seinem eigenen Vater nicht, verstanden wird. Erst sein Tod, den er sich infolge eines Ungehorsams zuzieht, enthüllt den Angehörigen, was für ein Kleinod sie an Humphrey, dem braven, kernigen, gemüthstiefen Bürschchen, das „zu traurig und zu fröhlich für diese Welt", besessen haben. Das Ganze ist von einem gesunden religiösen Sinne durchweht. Die treffliche Uebersetzung darf sich einen Theil des Erfolgs zusprechen, den die bereits in dritter Auflage erscheinende Erzählung aufzuweisen hat.

Zur Uebersetzungsliteratur.

Dichterklänge aus dem Alterthum. Von J. Herzer. Leipzig, Verlagshaus. 1888. 12. 2 M.

Soll ich offen gestehen, so bin ich mir wol über den Zweck von Herzer's „Dichterklängen", nicht aber über ihre vom Uebersetzer ziemlich scharf betonte Berechtigung klar geworden. Letztere ist doch wol nur dann vorhanden, wenn Anderes oder Besseres geboten wird, als was im Verlaufe der Zeit auf dem Büchermarkte erschienen ist, oder wenn das Alte in neuer Form sich darbietet — von alledem habe ich in der vorliegenden Veröffentlichung nichts wahrgenommen. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieselbe ihrem Urheber eben zur Unehre gereiche, nein, sie ist Mittelgut, hie und da mit sehr gelungenen Streifen verbrämt, allerdings auch mit manchen unschönen Zügen, welche unter die Linie gehen. Mit den Veröffentlichungen von Dörr: „Hellas altgriechische Lyriker" (1870) und Bruch: „Hellas. Lyrische Dichtungen aus dem hellenischen Alterthum" (1879), können sie sich nicht messen, über meine eigenen „Griechischen Lyriker" und „Römischen Lyriker" steht mir natürlich kein Urtheil zu.

Dem Uebersetzer wäre entschieden manches besser geglückt, wenn er sich nicht darauf gesteift hätte, durchweg die antike Form mit der modernen Reimform zu vertauschen. Er hält das für durchaus nothwendig; daß es aber ein Vorurtheil ist, davon hätten ihn doch große Dichternamen und höchst achtungswerthe Nachdichtungen überzeugen können. Wer die sapphische Strophenform für undeutsch und unübertragbar hält, hat entweder falsche Begriffe von deutscher Metrik oder er ermangelt des rhythmischen Gefühls. Die gereimten Strophen, die uns Herzer für die antiken mundgerecht machen will, sind alles andere eher als anmuthsvoll. Sie leiden unter ihrer Schwere, und Anhängsel wie folgendes:

> ... Jungfraun werden bald erglühen
> Und sich um ihn bemühen (!)

(Horaz I, 4) mahnen zu alledem noch an das bekannte deutsche Sprüchelchen: „Reim' dich oder ..."; Betonungen wie:

> Aus Vólcans Werkstatt in der Landschaft Frieden
> Denn die Cyklopen schmieden —

tragen auch nicht dazu bei, die besagten Mängel vergessen zu lassen. Und wer wird Geschmack finden an Wortstellungen wie:

> Was ist dir, Sappho, doch du rufest mich?

Oder:

> Als gefällt der Feinde Schar
> Hatt' Achilles, stark im Siegen —?

(das soll nämlich heißen: als Achilles ... der Feinde Schar gefällt hatte). Ich will den Uebersetzer (nicht den Leser) noch aufmerksam machen auf die Strophe aus Euripides, S. 15 oben, und ihn ins Ohr fragen, ob das ein metrisches oder rhythmisches Gebilde sei, das man deutschen Lesern des 19. Jahrhunderts ungescheut vor Augen führen dürfe? Hoffentlich wird er nein sagen.

L. Mähly.

Feuilleton.

„Das Goethehaus in Frankfurt, im Auftrage des Freien Deutschen Hochstiftes beschrieben von Dr. H. Pallmann" (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer, 1889) gibt in knapper und doch anschaulicher Weise einen Ueberblick über die Geschichte dieses der gesammten Nation theuren Hauses. Daran schließt sich die eingehende Beschreibung der einzelnen Räume, wie sie mit pietätvollem Sinne auf Grund sicherer Quellen im Charakter von Goethe's Jugendzeit wieder hergestellt worden sind. Bietet die Schrift daher den Besuchern des Hauses einen willkommenen verläßlichen Führer, so ist sie zugleich aber auch eine werthvolle Gabe für alle Verehrer unsers großen Dichterfürsten. Der Verfasser hat bei seiner gründlichen Kenntniß des kritisch gesichteten Quellenmaterials es verstanden, überall die Beziehung zwischen dem Dichter und den Räumen, welche er als Kind und Jüngling bewohnt, in den Vordergrund treten zu lassen. Dadurch entrollt sich dem Leser ein lebensfrisches Bild des Waltens der uns allen so vertrauten Gestalten, das durch die Beigabe der Straßenansicht des Goethe-Hauses und der Grundrisse seiner vier Stockwerke an Deutlichkeit um vieles gewinnt. Wer jemals in „Dichtung und Wahrheit" sich vertieft, wird Pallmann's Schilderung mit regem Interesse und hoher Befriedigung aufnehmen. — Culturgeschichtlich bemerkenswerth nach anderer Richtung hin erscheint die Wahrnehmung, daß wie das heutige berliner Haus in seiner Anlage den neuen Privatbauten Rigas zum Vorbilde dient, die innere Eintheilung des Goethe-Hauses in den gleichzeitigen Familiensitzen Libaus anzutreffen war. Mit ganz unwesentlichen Veränderungen, die die Bestimmung der Wirthschaftsräume betreffen, gibt der Plan des Erdgeschosses und ersten Stocks des frankfurter Baues von 1755 das an der Ostsee gelegene urgroßväterliche Haus des Berichterstatters wieder.

— Edwin Bormann's humoristische Muse im Gewande der leipziger Mundart gewinnt immer weitere Freundeskreise, wie erst jüngst eine Besprechung der deutschen „St. Petersburger Zeitung", eines Blattes, das sich durch die Trefflichkeit seiner literarischen Kritiken auszeichnet, erwies, daß sie auch unter der zahlreichen deutschen Colonie der russischen Hauptstadt Eingang finden. So konnte die Sammlung „Leibz'ger Allerlei. Fünf Biecher Boëgedichder ännes alden Leibz'gersch", gegenwärtig bereits in fünfter Auflage (Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag, 1889) erscheinen. Bekanntlich zerfällt die Sammlung, aus der manches Stück in „Edwin Bormann's Liederhort" Aufnahme gefunden, in „'S Buch der innerlichen Herzensahngelegenheeden", „'S Buch nach beriehmden Mustern", „'S Buch der Historiche", „'S Buch mit den siewen Siegeln" (Räthsel) und „'S Buch der Huldigungen". — Von herzlicher Komik ist die von Ed. Ille illustrirte Prosaerzählung „Herr Engemann oder: Stiefelhelzer un Weltgeschichde. Ä Leibz'ger Gharakder-Gopp", die in dritter Auflage in gleichem Verlage vorliegt (Leipzig 1888); sie wiegt Bände sogenannter humoristischer Eisenbahn- und Reiselektüre auf.

(Berichtigung.) Ich erfahre, daß in der Nr. 32 d. Bl. bei der Besprechung des zweiten Buchs der „Baltisch-russischen Schriften" ich in der Person des Verfassers der „Volks- und staatswirthschaftlichen Anschauungen in Rußland", durch den Gleichklang des Namens und den gleichen Wohnort verleitet, mich völlig geirrt habe. Der Verfasser der „Kritischen Dogmengeschichte der Grundrente" heißt Eduard Berens, der Verfasser, um den es sich hier handelt: Eduard Berendts und ist ein ganz junger Mann. Die Verwechslung ist mir natürlich aufrichtig leid.

Friedrich Bienemann.

Bibliographie.

Black, W. G., Helgoland und die nordfriesischen Inseln. Deutsch bearbeitet und vermehrt von B. v. Werlhof. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 M.

Braddon, M. E., Vom Schicksal verfolgt. (The fatal three.) Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Deutscher Bücherschatz. 5ter Bd.: Friedrich. Vaterländisches Schauspiel. Von H. Schlag. Eisenach, Bacmeister. 8. 2 M.

Degen, A. v., Zwölf Tage Landwehrmann. Militär-Humoreske. Leipzig, v. Biedermann. 8. 1 M.

Eichengrün, S., Horands Brautfahrt. Eine erzählende Dichtung. Brilon, Friedländer. 12. 75 Pf.

Eynatten, Carola Freiin v., Harzsagen. Sagen und Geschichten. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 2 M.

Fischer, H., Klassizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Tübingen, Laupp. Gr. 4. 2 M.

Fischer, Ottilie, Salve Regina. Novelle. Danzig, C. Hinstorff. 12. 2 M.

Fitze, A., Kriegs-Tagebuch eines einjährig-freiwilligen Ulanen im Feldzuge 1870—71. Rathenow, Babenzien. Gr. 8. 3 M.

Förstner, C., König Hübich. Ein Harzmärchen. Quedlinburg, Vieweg. 16. 1 M. 20 Pf.

Fricke, W., Schopenhauer und das Christentum. Ein Beitrag zur Lösung einer weltbewegenden Frage. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 2 M.

Groß, F., Was die Bücherei erzählt. Litterarische Essays. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Gurlitt, C., Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner des XVI. Jahrhunderts. Archivalische Forschungen. Dresden, Gilbers. Gr. 8. 3 M.

Heinitz, H., Die ersten Blüthen. Gedichte. Magdeburg, Rathke. 8. 2 M.

Hessel, H., Deutsche Kolonisation in Ostafrika. Aus Briefen und Tagebüchern des am 24. September 1888 zu Kiwa umgekommenen Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, H. H. Mit Porträt, Karten von Deutsch-Ostafrika und dem Kilimandscharo-Gebiet, 1 Grundriß und 2 Ansichten. Veröffentlicht von K. Hessel. Bonn, E. Weber. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kapff-Essenther, F. v., Mein Wien. Wiener Sittenbilder (neue Folge). Leipzig, Elischer Nachf. 8. 5 M.

Koolwyk, H. van, Centrumspresse und Centrum. Skizze. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 M.

Krause, F. W. D., Die Kant-Herbartsche Ethik. Kritische Studie. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Lorenz, O., Zum Gedächtniß von Schillers historischem Lehramt in Jena, vorgetragen am 26. Mai 1889. Berlin, Hertz. Gr. 8. 80 Pf.

Luthardt, C. E., Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 3 M. 60 Pf.

Mandelkern, S., Hebräische Gedichte. Leipzig, Roßberg. 8. 2 M.

Mexico. Beschreibung der Staaten Durango, Jalisco, Zacatecas, Sinaloa, San Luis Potosi und Queretáro. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin, C. Heymann. Lex.-8. 50 Pf.

Morgenstern, G., Cyprian, Bischof von Carthago, als Philosoph. Jena, Pohle. Gr. 8. 1 M.

Mothes, O., Evangelisch-kirchliche Kunst und ihre Widersacher. Ein Schutz- und Trutzwort. Leipzig, Deichert Nachf. 8. 1 M. 60 Pf.

Müller, T., Das Konklave Pius' IV. 1559. Historische Abhandlung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Mushacke, B., Heinrich von Kempten. Eine Rhapsodie. Eine Festgabe zum 800jährigen Jubelfeste des Wettiner Fürstenhauses. Borna, Harschan. 12. 1 M. 20 Pf.

Die welfische Partei und ihre Bestrebungen. Von einem früheren hannoverischen Offizier. Hannover, Helwing. Gr. 8. 75 Pf.

Pignatelli, Maria Gaëtana Fürstin, Die Beichte meines Lebens. Berlin, H. Schmidt. 8. 1 M.

Pogoski, A., Russische Teufels-Geschichten, Volks-Sagen, wiedererzählt. Aus dem Russischen von Ida Brendel. Neubrandenburg, Brünslow. 12. 1 M. 20 Pf.

Pongrácz, Anna Gräfin, Vom Wege. Kleine Erzählungen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 M.

Resch, Helene, Sein Rechtsstandpunkt. Social-politische Skizzen. Leipzig, Streller. 8. 70 Pf.

Reuter, G., Episode Hopkins. Zu spät. Zwei Studien. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Rinhart, K. (Katharina Zitelmann), Im Kampf um die Ueberzeugung. Roman. 3 Thle. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Rossetti, A. E. v., Aus Officierskreisen. Roman aus dem Leben österreichischer Infanterie-Officiere. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Scheichl, F., Robert Hamerling. Reichenberg. 1888. 8. 30 Pf.

Schwarz, B., Im deutschen Goldlande. Reisebilder aus dem südwestafrikanischen Schutzgebiet. Mit 1 Karte. Berlin, H. Peters. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Das litterarische Urtheil und Anderes. Ungeschminkte Wahrheiten im Interesse des Publikums, der Autoren und Buchhändler von einem Buchhändler. Spandau, Neugebauer. 8. 1 M.

Vacaresco, Helene, Lieder aus dem Dimbovizathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von H. V., ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, Strauß. 8. 6 M.

Wilisch, E., Johannisnacht. Romantisches Märchen. Zittau, Oliva. 12. 60 Pf.

Zucker, M., Michelangelo. Vortrag, gehalten vor einem gemischten Publikum. Leipzig, Deichert Nachf. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Critique de la philosophie Kantienne

par

Arthur Schopenhauer,

traduite en français

par

I. A. Cantacuzène.

8. Geh. 3 M. 20 Pf.

Diese Uebersetzung eines Anhangs zu Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" war in der 1886 erschienenen französischen Ausgabe dieses Werks: „Le Monde comme volonté et comme représentation" (2 vol. 20 M.), weggelassen und bildet also eine nothwendige Ergänzung derselben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

IV. Bändchen: **Gherardi del Testa.** L' oro e l' orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.

V. Bändchen: **Bersezio, V.** Una bolla di sapona. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.

Von dieser Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen, liegen ausserdem noch folgende Bändchen vor:

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von **P. Fedderſen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von **E. Erman.**

Drei Theile
in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Die bisher erschienenen Lieferungen 1—9 sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des deutschen Volkes

in Staat, Religion, Literatur und Kunst

von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart.

Von

Georg Hoyns.

Erster Band:

Bis zur Regierung Otto's des Großen.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Von der Wiege
bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Verbindender Text und Katalog gratis.

Otto Devrient's Werke

im Verlage von

Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Luther. Historisches Charakterbild in 7 Abth. 2. Aufl. Buchausg. XII, 160 S. gr. 8°., geh. 3 M. 60 Pf.; fein geb. 5 M.

Dasselbe. Textb. 11. Aufl. VIII, 148 S. 16. kart. 1 M.

Kaiser Rothbart. Phantast. Volksschauspiel in 2 Abth. Vielfach veränd. Textausgabe. VI, 93 S. 16. kart. 1 M.

Faust. Als Mysterium in zwei Tagewerken für die Bühne eingerichtet. Dritte durchgesehene Auflage. 102 S. 16. Geh. 1 M.

Dasselbe in zwei Theilen. Erstes Tagewerk. Zweites Tagewerk. geh. zu je 60 Pf.

Zwei Shakespeare-Vorträge. 160 S. 8°. geh. 2 M. 40 Pf.

Tiberius Gracchus. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. 153 S. gr. 8°. Geh. 3 M.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12,—, 18,—M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.
Illustr. Preislisten gratis!
Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

21

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 36. 5. September 1889.

Inhalt: Hermann von Gilm. Von Hugo Aftl. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Zur deutschen Literatur. Von Heinrich Löbner. — Erzählungen. Von Johannes Emmer. — Aus drei Erdtheilen. Von Alfred Kirchhoff. — Anthologien und Aphorismen. Von Eduard Maria Schranka. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Hermann von Gilm.

Es ist ein Vierteljahrhundert, daß Hermann von Gilm die Augen geschlossen hat. Geboren zu Innsbruck 1812 als Sohn eines Appellationsraths, besuchte er daselbst das Gymnasium, studirte an der Hochschule die Rechte, schlug die Beamtenlaufbahn ein und brachte es bis zum Statthaltereisecretär, in welcher Stellung er in Linz 1864 starb. Durch frühen Umgang mit Dichtern wie Schuler und Senn wurde sein Talent geweckt, und bald fand seine ausgeprägt lyrische Begabung Anerkennung und Aufmunterung. Die Erziehung durch seine frommen Aeltern legte einen echt religiösen und sittlichen Keim in seine Seele, den er nie verleugnete. Sein Charakter war in den Grundtiefen ein steter und fester; aber an der Oberfläche seines Wesens war der Dichter leicht bewegt durch die Einflüsse des Lebens. Nur ein Mensch, den die Erhabenheit der christlichen Ideen beseelt, konnte das „Jesuitenlied" schreiben. Es ist ein Glaubensbekenntniß, in welchem Gilm's hohe Auffassung der Lehre des Erlösers ebenso, wie die Verachtung gegen den Misbrauch, den die Jesuiten damit getrieben, wuchtig zur Geltung kommt. Vor allem aber war Gilm mit vollem Herzen Tiroler, mit vollem Herzen Deutscher, begeistert eintretend für ein einiges Vaterland.

Diese Stimmung und Gesinnung tönt mit starkem Brustton aus seinen Schützenliedern. Es mögen einige treffliche Stellen aus dem „Schützenlied" hier ihren Platz finden:

An ein Bruderherz zu fallen,
An ein großes Vaterland —
Brüder sind wir, sagt es allen,
Schreibt's an jede Felsenwand;
Mit dem Eisen eurer Pflüge,
Wo der Grund am tiefsten ist,
Grabt sie ein, die alte Lüge
Von dem deutschen Bruderzwist.
— — — — — — — — —
Nicht was eure Väter thaten, —
Laßt die armen Todten ruhn —
Singt ihr deutschen Grenzsoldaten,
Was ihr heute habt zu thun.
— — — — — — — — —
Auf Tirol! in jeden Gaues
Kirchspiel trägt man Steine zu,
Und des deutschen Einheitsbaues
Fester Eckstein, der bist du.
— — — — — — — — —
Singt euch Wahrheit in die Seelen
Statt dem schmeichlerischen Klang,
Der euch aus bezahlten Kehlen
Giftig in die Adern drang.
Laßt euch nicht von andern lenken —
Spielzeug fremder Leidenschaft,
Selber prüfen, selber denken
Gibt zum Handeln Muth und Kraft.

Mächtiger kann kein deutscher Mann seine Gesinnung offenbaren. Jeder Satz ist ein Kernschuß. Die Wahrheit, die Begeisterung für die hohe Sache und die Kraft des Ausdrucks greifen an das Herz. Der Dichter ruft den Söhnen seiner heimatlichen Thäler zu, sich nicht mit den Thaten der Väter zu begnügen, sondern der neuen Zeit, den neuen Feinden den alten Muth und die alte Kraft entgegenzusetzen. Zu den besten unter den Schützenliedern, die Deutschlands Ruhm und Tirols Verdienst um denselben feurig besingen, gehören noch: „Der Kaiserstutzen", „Der alte Schütz vom Pragserseе", „Schützen schwingt die Fahne", „Der kleine Zieler".

Der geistige Kreis der Lyrik Gilm's ist ein weiter und reicher. Seine Liebeslieder, Sonette und Balladen sind ein naives, reines Stimmungserzeugniß. Die großartige Entfaltung der Natur in seinem Tirol gelangt zu lebensfrischem und farbensattem Ausdrucke. Wir begleiten ihn in den dunkeln Hochwald, auf die Gletscher mit ewigem

Schnee und schaudervollen Abgründen; wir ruhen auf herrlichen Matten und sehen brausend den Wildbach stürzen.

Sein biederes und leicht bewegtes Herz erfaßt die Freude und Wonne der Liebe, wird von Enttäuschung und Schmerz oft gekränkt, aber nie verbittert. Unter seinen Balladen ist die ergreifendste diejenige, welche das Schicksal des armen Geigenmachers „Jakob Stainer" besingt. Das schlichte Wort, die mächtig anschwellende Handlung und der verhängnißvolle Ausgang erinnern sogar an die Tiefe eines Turgénjew. Durch seelenvolle Weichheit zeichnen sich „Die Georgine" und „Allerseelentag" sowie manch andere Gedichte aus. Sie alle sind mit sanften Linien gezeichnet und von milden Farben belebt.

Freund Humor und Bruder Uebermuth ist ihr poetisches Recht gegeben. Gilm wußte auch heitere Stimmungen auszudrücken und flotte Schwänke zu singen, die an die harmlosesten Gegenstände geknüpft sind. Er tauchte seine Feder oftmals in helle Tinten und schwang mit treffenden Wendungen die Geißel der Satire. Davon zeugen die Gedichte politischen Inhalts. Es sind ihrer nur wenige und diese wenigen sind mit bemerkbarer Zurückhaltung geschrieben. Dieser Umstand ist für die Eigenthümlichkeit Gilm's von wesentlicher Bedeutung. Stritten doch zwei gründlich verschiedene Seelen in seiner Brust: die des Sängers, der sein Lied begeistert erschallen ließ, und die des k. k. Beamten, der sich ängstlich die Ohren zuhielt, über die vielleicht höhern Orts anstößig aufgenommenen Klänge seiner ersten Seele.

Dieser Zwiespalt mag wol auch die Ursache sein, warum der Dichter bei Lebzeiten seine gesammelten Werke nicht herausgegeben hat. Nach seinem Tode veröffentlichte die Familie, 1864, eine Sammlung *), bei der man aber die „Jesuitenlieder" leider weggelassen hatte.

Plötzlich erscheint nun in diesem Jahre eine neue Ausgabe von Gilm's Gedichten durch einen bis dahin unbekannten Arnold von der Passer. *) Allgemeine Freude. Endlich ist auch Gilm vollständig vorhanden. Doch man hatte zu früh sein Gesicht in die Falten des Wohlgefallens gelegt. Der Passer'sche Gilm ist ja nur halb so umfangreich im gehefteten Zustande, wie der gebundene „alte" Gilm. Dieser äußere Befund ließ kaum mehr als eine vielleicht fein ausgewählte Blütenlese erwarten. Wieder gefehlt. Kurz gesagt: das Buch ist schlechter als die erste Ausgabe; so und so viele der schönsten Lieder sind weggelassen. Doch warum? Der Herausgeber war von vornherein nicht berufen, den Nachlaß eines Dichters zu „verbessern". Nun aber hatte sich derselbe noch von politisch-tendenziösen Absichten leiten lassen. Er wollte Gilm frischweg zu einer Art von Freiheitshelden machen, der er nicht war. Viele der herrlichen Schützenlieder, und was ihm sonst nicht paßte, strich er weg und ließ den zugestutzten, mit einer kecken und ungerechten Vorrede versehenen Gilm erscheinen. Auf die Verwerflichkeit eines solchen Unterfangens, auf viele andere Mängel der neuen Ausgabe näher einzugehen, ist hier nicht am Platze. Uebrigens sprach das Scherbengericht einer maßgebenden Kritik wiederholt die Verurtheilung Arnold's von der Passer aus; an der Spitze Adolf Pichler in Innsbruck, der durch unwiderlegliche Thatsachen in der münchener „Allgemeinen Zeitung" die Mängel des Buchs nachwies. Das eine Verdienst Passer's ist aber unbestritten, jenes, daß er den Namen des fast verschollenen Dichters wieder an die Oberfläche, ans Licht des Tages brachte. Eine vollständige und würdige Ausgabe der Gedichte Hermann von Gilm's fehlt noch immer. Hoffentlich wird die Aufgabe, eine solche zu veranstalten, auch bald durch bewährte Hände ihre Lösung finden. Wäre nicht vielleicht Adolf Pichler, der Landsmann und langjährige Freund des Dichters, selbst ein hervorragender Dichter, am berufensten zu diesem ehrenvollen Unternehmen?

Hugo Aßl.

*) Gedichte von H. von Gilm. Zweite Band. Wien 1864–65.

*) Vgl. Nr. 35 d. Bl. Bei der Schwierigkeit klarer Einsicht in die entlegene Streitfrage müssen wir uns begnügen, beiden Ansichten zum Ausdrucke zu verhelfen. D. Red.

Neue Romane.

1. Durch Kampf [illegible] Zeitgemälde. Roman von August [illegible]. Zwei Bände. Zweite Auflage. Jena, Costenoble. 1883. 8. 9 M.

2. Der [illegible] Roman von August [illegible]. Zwei Bände. Dritte, [illegible] Auflage. 1883. 8. 9 M.

3. Walpurgis von A. [illegible]. Aus den Papieren [illegible] Dritte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1883. 8. 9 M.

4. Das alte Gesetz. Roman von Fedor Frommer. Aus A. [illegible] Wanderleben. Zwei Bände. Jena, [illegible]. 1883. 8. 9 M.

Zwei große Gegensätze [illegible] die [illegible] Gebiet überragen [illegible] und eine [illegible] Erzählung [illegible]

A. E. König's „Durch Kampf zum Frieden" (Nr. 1) ist eine der schwerst verwickelten Criminalgeschichten allgemeinen Charakters. In ihrem Mittelpunkte stehen drei Personen: der von Mammon zum Teufel verhärtete Bankherr Werner Bank; seine ebenso schöne und seine wie edel denkende Tochter Hermine; der gutmüthige, aber weltunerfahrene, in seinem Wesen einem Kinde ähnliche und erst durch schwere Unglücksfälle zum tüchtigen Manne heranreifende Gutsbesitzerssohn Robert Hellmann; die beiden letzten Leute in innige Liebe verwickelt und schließlich [illegible] des Bösen.

Der Teufel [illegible] die [illegible] schwere Ver- und Entwicklung [illegible] besonders Werner Bank als be-

stellter Vormund des älternlosen Robert will sich um jeden Preis des beträchtlichen Vermögens bemächtigen, das diesem hinterlassen worden, und spinnt zu dem Behufe den teuflischen Plan, den Mündel moralisch zu vernichten. Er bringt ihn in die Gesellschaft seiner verdorbenen Helfershelfer, wo der schwache junge Mann eine Zeit lang unbesonnen mitschwimmt und dann als Wechselfälscher — er ist aber unschuldig, nur war das Complot zu schlau und fein eingefädelt — ins Zuchthaus kommt. Während und nach seiner Gefangenschaft handelt sich's um die Aufdeckung der verruchten Bande, und sie gelingt, jedem wird sein Recht. Da hinein spielen aber, um die volle Gesellschaft zu zeichnen, sehr bestimmend folgende Personen: der bald elegant und bald schäbig auftretende Wüstling Pollmann, des Wucherers rechte Hand, mit seinen Kneip- und Lastergenossen, unter denen ein saubères Liebespärchen hervorragt. Der Advocat Dr. Lindenschmitt und der Schreiber Bauer, beide anfänglich aus Armuth widerwillig an den Dienst des Wucherers gekettet, aber die mächtigste innere und äußere Wandlung durchmachend und dann das Erfolgreichste thuend, um den elenden Alten und seine Sippe zu entlarven. Einige Zuchthäusler des gewohnten Schlags als Einbrecher, die durch Leeren seiner Kasse den ersten schweren Streich auf den Geizhals führen. Die reiche und schöne Deutsch-Amerikanerin Eleonore Warnstein als gütige Fee, die ebenfalls eine schwere Unterschlagungsklage gegen den hart gesottenen Sünder anstrengt und kräftig durchführt. Die arme Arbeiterfamilie Hausmann, an deren verschiedenen Gliedern sich genau nach dem Leben in Freud und Leid jenes wechselschwere Schicksal vollzieht, das in diese Kreise der Sorgen und Mühen eingreift.

Erträglich wird das hier ausgelegte Gewebe von Verbrechen und Niederträchtigkeit nur durch die doppelte Milderung erstlich vermöge einer Anzahl edler und feiner Gestalten, die jenen abstoßenden als leuchtendes Relief dienen, und zweitens vermöge des wohlbegründeten Ausgangs, welcher nach Verdienst die strafende und lohnende Gerechtigkeit als Richterin auf den Plan führt.

Natürlich ist bei Gestaltungen dieser Art, deren ganzes Gebild ein großes Intriguenstück ausmacht, der Hauptreiz für den denkenden Leser immer in der auf- und absteigenden Bewegung zu suchen, mit welcher er die Ver- und Entwickelung, Schürzung und Lösung des Knotens gespannt verfolgt. Wir planen und rathen Schritt um Schritt mit dem Verfasser und wir freuen uns, wenn wir bei den Einzelschritten in Gestaltung der Handlung uns sagen können: sie sind logisch richtig und innerlich wahr; Vergnügen macht uns auch, wenn wir mit dem Verfasser übereinstimmend geschlossen haben. Die tiefere Wahrheit aber liegt nicht in Aeußerlichkeiten und Zufällen, überhaupt nicht in der nackten Thatsache an sich, sondern in den grundlegenden Elementen. Darum haben gerade Geschichten dieser Natur die höchste Sorgfalt auf die Motivirung zu legen, die rein psychisch sein soll; die Dinge müssen nach Naturnothwendigkeit zu innerst aus den Charakteren herauswachsen, diese sich selbst ihr Schicksal machen. A. E. König weiß und fühlt das und handelt danach und doch finden wir auch bei ihm mehr als einmal jene anstößigen Partien, wo die stockende Handlung durch rein äußerliche Kunstgriffe und Zufälligkeiten, wie unvermitteltes Begegnen und Erkennen u. dgl. m., vorwärts geschoben wird.

Die Intrigue ist, wie wir von dem gewandten Erzähler nicht anders erwarten, ebenso geschickt eingefädelt wie gelöst; die Handlung geht rasch, energisch, regelrecht; wir dürfen uns nicht gerade wundern, wenn die Arbeit, die entschieden ihre Vorzüge hat, im Namen eines neuyorker Journals preisgekrönt und reichlich belohnt wurde. Und doch haben wir Bedenken gegen sie: es läßt sich gar nicht bestreiten, daß der alte Bank eine Figur ist, ganz richtig aus dem wirklichen Leben herausgezogen, solche schmuzige Teufel gibt es leider; und doch bedrückt es uns, wenn die Dichtung dergleichen Figuren in der dürren Nacktheit ihrer gewissen- und gefühllosen Niedertracht zeichnet. Und umgekehrt: die Freigebigkeit der Amerikanerin, welche mit dem Gelde nur so um sich wirft, ist uns nach der andern Seite auch wieder zu unbegreiflich, zu — amerikanisch; dergleichen Personen, die noch dazu recht behalten und auf den ersten Blick alle Menschen um sich her richtig beurtheilen und behandeln, treffen wir im Leben schwerlich. Die andern mögen richtig gezeichnet sein, am besten wol Robert, der sich Zug um Zug vor unsern Augen entwickelt. Die Sprache ist von natürlicher Einfachheit und Gemessenheit, eben dadurch schön; die angestellten Betrachtungen nicht ohne Tiefe.

Unser Schlußeindruck nach der negativen Seite: uns will scheinen, als leide das sonst tüchtige Werk an einem Fehler, der sich so umschreiben läßt: Ueberfülle des Stoffs und der Handlung im Vergleiche zur Feinheit psychischer Durchbildung und Begründung, die unter dem materiellen Gewichte leiden.

Auch August Niemann's Roman „Des rechten Auges Aergerniß" (Nr. 2) fällt ins Criminalfach hinein; das Buch befriedigt aber nach keiner Richtung, weder nach seiten der Erzählung, noch in der Art seiner Sprache und Gedanken. Was der sonderbare Titel bedeuten und wie er mit der vorgeführten Geschichte in Beziehung stehen soll, das begreifen wir nach Durchlesen der beiden Bände ebenso wenig wie nach der ersten Seite. Was allein klar wird, ist dieses: es handelt sich da aus dem Gesichtspunkte modernster Anschauungen um die viel besprochene und ebenso viel misverstandene Frage — Emancipation der Frau und Opposition gegen den Zwang der bürgerlichen Ehe, die als eine Art Sklavenjoch angefochten wird. Die Gedanken aber, die über dieses Kapitel hingeworfen sind, erscheinen uns — da hilft nichts — sehr gewöhnlicher und oberflächlicher Art. Die Auffassung erklärt am ehesten der Satz:

> Christus warnte vor dem Eide des ehelichen Treuversprechens und sagte, daß die Ehe ja schon dann gebrochen wäre, wenn der

Mann ein anderes Weib begehrend anblicke. Er war ein Essäer, und die Essäer kannten wol die Liebe, nicht aber die Zwangsehe der Pharisäer und Sadducäer. Das rechte Auge und die rechte Hand, welche des Aergernisses wegen entfernt werden sollen, sind etwas ganz anderes als das, was unsere Theologen daraus machen wollen. Der Spruch zielt auf die Ehe und will sagen, daß es besser sei, ohne Weib zur Gemeinde der essäischen Brüder zu gehören, als mit einem Weibe, welches auf der Zwangsehe bestehe, sich zu den dem Verderben geweihten Sekten zu halten.

Oder wenn der Arzt dem in zerrütteter Ehe lebenden und an bedenklichen Nervenstörungen leidenden Patienten einfach erklärt:

Sie erzählen mir die Geschichte beinahe aller meiner verheiratheten Patienten. So wie uns geht es mit wenigen Ausnahmen allen Männern, und ich möchte wol behaupten, von hundert Nervenleiden bei Eheleuten, ja überhaupt von hundert ihrer Krankheiten neunzig curiren zu können ohne Anwendung von Medicin, Bädern und all dem Zeug, ganz allein dadurch, daß ich die beiden Theile des Paares auf entlegene Enden der Erde brächte, von denen aus sie einander nie mehr wiedersehen. Alle meine Witwer und Witwen blühen auf.

Danach handelt schließlich auch die Heldin des Stücks, indem sie ihrem Geistesfreunde und Lehrer in die Ferne folgt, als er ihr sagt: „Ich weiß noch Länder, in denen stille Gemeinden wohnen, die des Menschen wahre Religion treulich bewahren und nach wahrer Wissenschaft trachten. In Amerika und Indien gibt es noch Ruheplätze voll Reinheit, wo man die Ehe nicht kennt und nicht den Mord der Thiere und nicht den Menschenmord. Willst du mit mir gehen?" Wenn sie sagt: Ich folge dir! so fragen wir doch mit Kopfschütteln: als was? als freie Geliebte? Wir kommen über schwere Bedenken bezüglich dieser kommenden Lebensstellung und ihrer faktischen Folgen nicht hinaus; der Abschluß stellt ebenso wenig zufrieden wie die ganze Handlung.

Die Erzählung könnten wir kurzweg die stark tragisch angehauchte Lebensgeschichte einer schönen, hochbegabten, feingebildeten und ernst denkenden, mit den Menschheitsidealen der Zukunft sich tragenden Gouvernante heißen, nebenbei die eheliche Leidensgeschichte eines vornehmen Hauses. Sobald wir das Wort Gouvernante brauchen, erinnern wir etwas an Sklavenlos, denn im ganzen ist das Geschick der unglücklichen Geschöpfe dieses Standes, ähnlich dem der Haus- und Pensionslehrer, nur daß diese etwas mehr Widerstandskraft entgegenstellen mögen, nicht viel anders als moderne Sklaverei und viel besser nicht als das der Kohlenarbeiter, nur in feinern Formen. Zu drei Viertheilen ist die Geschichte langweilig, im letzten Viertel schrecklich. Cäcilie Brandes ist zwischen den von Hause aus gutmüthigen, aber charakterlos schwachen und mehr und mehr bis zum Wahnsinn aufgeregten Grafen und dessen Frau, eine unberechenbare erzkatholische und fanatisch eifersüchtige Spanierin, gestellt; schließlich mordet er das ihn quälende Weib auf schreckliche Weise, stirbt an Gift im Gefängnisse, und die schon vorher schwer verdächtigte, des strafbaren Verhältnisses zu ihrem Brotherrn geziehene Erzieherin wird als Mitschuldige vor die Assisen geschleppt, die sie allerdings freisprechen. Eine traurige Geschichte!

Bestreiten läßt sich nicht, daß die Hauptpersonen alle: die in einer zweifellosen Geisteshöhe und charaktervollen Selbständigkeit sich bewegende Gouvernante; die von den wildesten Strömungen einer ungeregelten Natur bis zum Excentrischen bewegte und doch ursprünglich gutartige vornehme Dame; der in freigeistiger Halbbildung haltlos herumtappende Hausherr, der durch das schreiende Misverhältniß zur ganzen Welt- und Lebensanschauung seiner bigotten Gemahlin, wozu jedenfalls schließlich eine versteckt im Innern auflohende Liebe zur sympathischer gearteten schönen Erzieherin kommt, bis zum Wahnsinn gefoltert und zum scheußlichen Verbrechen getrieben wird; der alte knauserige Herzog als eingefleischter Karlist; der scheinheilige geistliche Gouverneur, ein lüsterner und herzlich gemeiner Kerl; der junge Graf, der alles Ernstes die bezaubernde Gouvernante liebt und sie zur Frau begehrt, wenn nicht sie selber klarer und ruhiger dieses Band abwiese — daß sie alle richtig gezeichnet sind; so sind eben Welt und Leben, so die schwachen Menschenkinder. Aber diese Gestalten haben bei weitem nicht genug Anziehungskraft oder Interesse, das sie erst gewinnen, als sie furchtbar werden. Und vollends die Betrachtungen und utopistisch reformistischen Einfälle, unverdaute Pensionslogik, die Briefsfragmente, die ungeschickten Reden der beiden Anwälte vor Gericht, die des Staatsanwalts, der nach dem Geiste verknöcherter Gesetzesvertreter jeden Angeklagten von vornherein als schuldig ansieht und verurtheilt haben will, das abstoßende Muster verdrehter Logik und Psychologie — alles das ist ordinär (? D. Red.) und langweilig. Die Sprache unschön, schwerfällig. Das beste am Buch ist die in jeder Richtung gediegene und schöne Ausstattung, wie wir das von der angesehenen Verlagsfirma gewohnt sind.

Der zweifellose Haupteindruck des italienischen Romans „Malombra" von R. Fogazzaro (Nr. 3) ist der des Eigenthümlichen bis zum Fremdartigen und Seltsamen. Die Hauptgestalt desselben, um deren Thun und Leiden die Entwickelung von Anfang bis Ende sich dreht, ins Auge gefaßt, könnten wir's die Geschichte einer Irrsinnigen heißen. Diese junge Marchesa Malombra, die etwas Nixenartiges hat, leidet an einer ebenso wunderlichen wie verderblichen Monomanie und handelt eigentlich in Hallucinationen. Sie weilt in dem weltfremd abgelegenen verzauberten Schlosse eines auch gar wunderlichen und einsiedlerischen gräflichen Anverwandten, dessen unwilliger Gast sie ist, und da hat ihr Eigensinn zum Schlafzimmer ein im Geruche des Gespenstigen stehendes Gemach auserwählt. Hier starb nämlich die junge schöne venetianische Gemahlin Varega des gräflichen Großvaters, von diesem aus nicht erklärtem Grunde abgeschlossen gehalten und zu Tode gequält. Nun geht sie in dem Hause als weiße Frau um. Ein verhängnißvoller Zufall spielt der excentrisch gearteten Malombra eine Art Tagebuch jener Unglücklichen in die Hand, das auch von Irrsinn zeugt, und von da

an bildet sich das Mädchen ein: sie sei im zweiten Leben, nichts anderes als die Wiedergeburt jener Verstoßenen und Verstorbenen, und nochmals auf die Welt gekommen, um das an jener begangene Unrecht gutzumachen und den Stamm des Hauses sammt seinen nächsten Anverwandten auszurotten. In dieser Vorstellung handelt sie nach System: sie verlobt sich mit einem nichtigen nahen Verwandten der Familie, einem Gecken, für den sie nur Haß und Verachtung empfindet, thut es aber, um ihn hintennach überlegt zu verderben. Einem im Schlosse vorübergehend als Freund des Grafen Weilenden trägt sie eine erst unter Haß versteckte, aber momentan rasch aufflackernde Neigung entgegen, gewährt ihm gar eine Zusammenkunft in ihrem Schlafzimmer, auch zu seinem Unheile. Schließlich bringt sie durch eine Schreckensscene den alten Grafen in solche Aufregung, daß er darob in tödliche Krankheit verfällt; den vermeintlichen Geliebten schießt sie nieder und stürzt sich ins Wasser; damit ist die höchst unheimliche Geschichte aus. Hinein ist verwoben der nach den gewaltigsten Erschütterungen friedlich abschließende Lebenslauf eines Deutschen, der als Secretär des Grafen da weilt, und der seiner liebenswürdigen Tochter. Anziehend ist unter den Nebengestalten ein italienischer Priester, ein kindlich frommer und reiner Mann nach dem Herzen Gottes. Die andern sind bloße Werkzeuge, die nicht interessiren.

Seiner Natur nach mußte ein Stoff dieser Art mit Rücksicht auf klare Gestaltung und Durchbildung insbesondere des seelischen Lebens große Anforderungen stellen und nicht weniger große Schwierigkeiten machen, und man darf nicht behaupten, daß diese überwunden seien. Die allergrößte bildet die Durchführung des Hauptcharakters, der als geisteskrank eine eigentliche Entwickelung überhaupt nicht zuläßt, sondern blos Wechsel und Abstufungen im Schwanken zwischen Vernunft und Irrsinn. Bewegen wir uns doch das ganze Buch hindurch in einem seltsam anmuthenden und stark räthselhaften Traumleben. So werden gewisse Partien und einzelne Charaktere vollends unklar und verworren. Dieser Eindruck faßt uns gleich mit den ersten Seiten und verliert sich nicht bis an den Schluß. Dazu stimmen die ganz eigenartigen Naturzeichnungen, die zwar ohne Zweifel eine Zierde des Buchs sind und die Schilderungsfähigkeit des Verfassers ins beste Licht stellen. Aber welch befremdendes Bild gleich am Anfange: das gleich einem schweren dunkeln Räthsel in wilder Gebirgslandschaft weltverloren vergrabene Schloß mit Garten und Park, der dunkelblaue See, der Wasserfall, die Felsenthäler und Bergzacken, ihre Wildheit gemäßigt durch Licht und Duft und Blütenfülle des milden italienischen Himmels. Aber kurz: innen und außen, Natur und Menschen — eine eigene Welt schweren Charakters, geheimnißvoll, halb drohend, halb anziehend, traumwandelnd, ein Leben halb im Lichte, der Rest in Dämmerung und Schatten, die Luft gewitterschwer. Wollen wir uns Personen und Scenerien vorweg innerlich klar legen, so strengt die Lektüre an. Auch die schönen und reinen Figuren, wie des Deutschen Tochter und der Graf, haben wieder Züge an sich, mit denen wir uns nicht befreunden können. So krankt jene junge Dame an der entschieden ungesunden Vorstellung von einer ihr pflichtgemäß auferlegten Aufopferung für den nach langer Trennung wiedergefundenen schwergeprüften Vater und einer formellen Religiosität, die etwas Schiefes an sich hat. Der Graf aber ist ein grübelnder Sonderling, der mit vielen Mitteln wenig ausrichtet. Das Seltsame greift bis in die untersten Nebenpersonen hinein, so Malombra's blinden Befehlsvollstrecker, den plumpen Fischerbuben Rico, und den Fuhrmann, der halb abgebrochene und nicht einmal halb deutliche Reden führt. So hinterläßt das Werk einen zweifelhaft widersprechenden Eindruck. Unstreitig erhebt es sich über den alltäglichen Ton des Ausgenutzten und Gewöhnlichen, den die Masse dieser überschwenglichen Büchermache anschlägt; unstreitig hat es Grund und Boden und Gehalt, ist originell gedacht und durchgeführt. Das Buch befriedigt nicht, aber es interessirt.

„Das alte Eulennest" von A. von Winterfeld (Nr. 4) schlägt in ein selteneres Kapitel ein. Wer je etwas von den Schriften Winterfeld's gesehen, braucht blos den Titel nach allen Seiten zu wenden, um sofort zu wissen, daß er sich da wieder auf der eigensten specifischen Domäne dieses Schriftstellers bewegt. Für das komische Fach in seinem Stile steht er unter all unsern Schriftstellern einzig da. Scenerien aus dem Soldatenleben scheinen ihm auf den Leib gewachsen, nämlich Soldatenleben im Frieden, abgestandene Garnisonsduselei: Rekruten drillen mit der geziemenden Pfefferdosis von Schmeichelwörtern auf die bockbeinigen Bauernburschen; Abreiten von lendenlahmen Schindmähren; Herumlungern in den Weinkneipen, den Cigarrenstummel im Maul; gelegentliches Schnuppern in den mit heirathsfähigen Töchtern gesegneten Bürgerfamilien und, das Nonplusultra der Seligkeit, ein im Zirpen der Dorfgeige und Dröhnen des Brummbasses stelzfüßig abgehaspelter Ball — alles mit der unvermeidlichen himmelschreienden Langeweile: das ist Winterfeld's eigenstes Gebiet, das unstreitig seine Stärke. Und sobald wir nun an der Spitze lesen „Das alte Eulennest", steigt uns der wohlbekannte heimelige Moderduft grammweise in die Nase. Gleich die ersten Sätze:

Das Städtchen lag kahl und häßlich auf freiem Felde. Wie ein schwarzer Klecks auf grauem Papier und die durchführende Chaussee mit ihren alten Pappeln sah aus wie eine graue Linie, mit der man den Klecks streichen gewollt. Die Bäume auf der Chaussee neigten sich fast immer gegen Ost, von dem scharfen West, der ihnen fast unaufhörlich ins Laubwerk blies und den grauen Staub über die Felder trieb. Und am Himmel jagte graues Gewölk und nahm den Regen mit, um ihn anderswo fallen zu lassen, und nicht auf die dürren Tabacksfelder von Rosengarten.... Einen andern Namen hätte es doch haben müssen. Rosengarten! Das klang wie bittere Ironie, denn es war keine Rose im ganzen Orte zu finden.... Der Fluß, an dem das Städtchen lag, hieß auch die Rose. Früher hatte er die Mauern des Ortes bespült; jetzt war er zusammengeschrumpft, und wenn er wirklich einmal Wasser hatte, dann sah man es nicht mehr, weil es im Schilfe versteckt

und mit Entengrütze ganz zugedeckt war. War das Flüßchen aber ausgetrocknet, was im Sommer stets geschah, dann roch man es nur; dann duftete es bis tief in die Stadt hinein — aber nicht nach Rosen u. s. w.

Das ist echter Winterfeld und genügt vollständig; wir sind ganz daheim, wissen buchstäblich, was kommen wird, fangen an zu gähnen, strecken uns aufs Sofa und lesen behaglich weiter.

Natürlich begegnet in der ganzen zweibändigen Geschichte eigentlich wieder gar nichts; was soll denn in dem längst unter die fingerdick bestaubten Alterthümer gegangenen Neste, wo nicht einmal ein Mitglied der Langfingerzunft sich zur Thatkraft des Stehlens erhebt und der nächtliche Sicherheitswächter stehend auf offener Straße einschläft, was soll da geschehen? Man müßte es denn als ein Ereigniß hinnehmen, daß am Schlusse der armselige wetternde Rittmeister seine vier lang aufgeschossenen, gutmüthigen, Strümpfe strickenden Töchter, die bis dahin hinter den staubigen Scheiben ihre trostlos eintönige Jugend verduselten und bereits daran waren, in die Rubrik „Ausverkauf" rangirt zu werden, glücklich unter die Haube bringt und alles in dulci jubilo ausläuft. Was wir bei diesem Schriftsteller zu suchen haben, das sind wie immer allerlei Bildchen von idyllisch verschlafener Komik und originell schaurige Menschenporträts, halb Photographie und halb Phantasiestück, nach allen Seiten von innen und außen abgebildet. Da sind die verschiedenen Offiziere mit ihren Burschen, jeder mit seinen charakteristischen Eigenheiten und Excentricitäten, aber alles Vertreter einer und derselben dämlig abgestandenen Sorte; die mit dem hochnäsigen Bürgermeister an der Spitze aufmarschirenden Väter der Stadt, Rathsherren und Schreiber und Weibel, auch eine schimmelüberzogene Rasse; der Bummler, der sich von den süßen Reizen des lieben Rosengarten ohne Rosen so angezogen fühlt, daß er schließlich da sitzen bleibt und gar eine Frau holt, übrigens die einzige noch etwas lebendige Person im Stücke, die das längst in die Knie gesunkene Nest für ein paar Tage auf die Beine bringt; der als Grobian excellirende Wirth und Krämer mit gleichartiger Hälfte und einem nicht weit vom Stamme gefallenen Rangen, auch ein Musterexemplar, das die Gäste so dressirt hat, daß sie sich selber und nebenbei noch seinen Kramladen bedienen; stark im Hintergrunde einige mitspielende Frauengestalten, auch aus dem Patriarchenzeitalter.

Winterfeld mit unendlicher Productivität — wie viele Bände hat er schon geschrieben? — hat nur eine innerlichst in ihm aufgewachsene Tonart und für die Fülle seines Schaffens ein zu beschränktes Feld. Daher ist er — das kann gar nicht anders sein — schon lange in dem Stadium angekommen, da er sich selber copirt und — nur mit etwas schillernden Farben und anders gestellten Combinationen — alte Sachen wiederholt. Durch alle zwei Bände verfolgt uns das Gefühl: alles das haben wir bei demselben Autor schon gelesen, zwei- und dreimal. Die bekannten Witze, lustige Verwirrungen und Wortverdrehung, Begegnungen in innen und außen benebeltem Zustande, Don-Quixotefahrten, Kneipgeschichten, die unvermeidlichen Donnerwetter beim Exerciren, das Duseln und Baumeln: das alles haben wir zu oft gehört und gesehen, und so kann's nicht fehlen, daß uns trotz des zweifellosen Beobachtungs- und Schilderungstalents und der einmal urwüchsig gewesenen Komik schließlich doch die Langeweile überkommt.

F. F. Honegger.

Zur deutschen Literatur.

1. Altes und Neues. Von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. Gr. 8. 6 M.

Neu, d. h. bisjetzt ungedruckt sind nur die den Schluß des Buchs bildenden geistvollen Aphorismen, welche die ganze Originalität des unvergeßlichen Mannes athmen; die übrigen Beiträge sind mit wenigen Ausnahmen eher als „Neueres" zu bezeichnen, d. h. sie gehören den letzten Lebensjahren Vischer's an. Aber was geboten wird, sei mit Dank entgegengenommen.

Die Krone der ältern Aufsätze bildet die Rede zum Schillerfeste 1859, welche in hinreißenden Worten das Unvergängliche in Schiller hervorhebt und in ihrer ganzen Fassung jenes edelste Pathos ausströmt, das jedem Deutschen, auch dem Manne nüchterner Betrachtung kommt, wenn er über Schiller zu reden hat. Warum fehlt dies fortreißende Element bei dem, der von der tiefern Betrachtung Goethe's zurückkommt? Warum fehlt es auch Vischer's köstlichen „Kleinen Beiträgen zur Charakteristik Goethe's" in demselben Buche? Wir können über das „Aber" nicht hinweg bei Goethe, und wo man erst Bekenntnisse machen muß, da ist der Hingebung eine Schranke gesetzt. Vischer hat noch einmal auf Schiller zurückgegriffen in der Besprechung der ihm gewidmeten ersten Lieferung des Weltrich'schen Schiller-Buchs: der Aufsatz athmet dieselbe Wärme, ein Beweis, daß Schiller nicht der Dichter der Jugend schlechthin ist und dem Manne nichts mehr zu sagen hätte. Für mich liegt in der gegensätzlichen Behandlung Goethe's und Schiller's, wie sie Vischer in diesem Bande geübt, eine große Befriedigung gegenüber den dem gleichen Gegenstande gewidmeten Betrachtungen Hermann Grimm's in seinem bekannten Aufsatze „Goethe und Schiller". Daß Vischer mit seinem „Aber" nicht zurückhält trotz dem freudigen Gefühle der Hingebung an Goethe, macht den Mann besonders liebenswerth.

Von zusammenfassenden Charakteristiken bietet der Band noch den Nachruf an Berthold Auerbach's Grab und die

Rede bei der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause von David Friedrich Strauß: nicht Lobreden in gewöhnlichem Sinne, denn sie verschweigen die Schranke nicht, die in dem Wesen der beiden Männer lag, aber doch von einem warmen landsmännischen Zuge getragen, der bei Vischer gern in den Vordergrund trat. In humoristischem Sinne findet dieser Zug sein Recht in den beiden köstlichen Aufsätzen über die Leiden des Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland. Mag sein, daß das mit der Zungenspitze „gerollte" R in Schwaben am reinsten herauskommt, im Norden Deutschlands konnte es Vischer auch von den Bauern der Mark Brandenburg in fast idealer Gestalt hören. Es wäre thöricht, sich durch die polternden Auslassungen Vischer's verletzt zu fühlen, aber ein bischen, ich will sagen ein letztes Restchen gegenpreußischer Stimmung geht doch durch den ergötzlich zu lesenden Aufsatz.

Durchaus befruchtend erscheint die Art, wie Vischer literarische Gegenstände behandelt. Seine Betrachtung geht immer auf den ganzen Menschen, auf die ganze Zeit. Er weiß den springenden Punkt in der Entwickelung scharf zu bezeichnen, so in dem Aufsatze über die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts; er findet auch in der ganzen Anlage eines Dichters mit leichter Mühe den Punkt heraus, welcher der Vollendung seines Wesens und seiner Schöpfungen hinderlich ist. In unserer wunderlichen Zeit, welche unter anderm auch für Hebbel eine nachträgliche Epoche starker Ueberschätzung gebracht hat, möchte man den Worten Vischer's, welche dieser vor 42 Jahren dem Dichter der „Judith" und der „Maria Magdalena" widmete (in unserm Bande der Eingangsaufsatz), recht viele aufmerksame Leser wünschen. Von den übrigen Beiträgen sei vor allen Dingen auf die vortreffliche Abhandlung über das Symbol hingewiesen, welche diesen für die moderne Aesthetik eigentlich wichtigsten Begriff der gründlichsten Untersuchung unterzieht.

So bietet das Buch auf jeder Seite die Fülle der Anregung; es läßt noch einmal die originelle und bedeutende Persönlichkeit des Dahingeschiedenen lebendig erstehen und regt in uns Nachlebenden den Wunsch auf, mit allen Kräften nach jener innern Durchbildung zu streben, welche dem von vielerlei Vorurtheilen oder Parteischlagworten umdrängten modernen Menschen die Freiheit zurückgibt.

2. Lord Byron's Don Juan. Uebersetzt von Julius von Eden. Frankfurt a. M. 1889. 8.

Es ist nur der erste Gesang des Gedichts, welchen der Verfasser nach seiner Heimkehr aus Amerika, wie das Vorwort erzählt, zur Probe überreicht. Vor vielen Jahren hat er den „Don Juan" drüben aus Liebhaberei übersetzt, „ohne eine Ahnung zu haben, wie sehr die deutsche Literatur sich mit dem Werke beschäftigte". Die Probe erscheint als Manuscript gedruckt. Für eine Uebersetzung aus Liebhaberei ist der vorliegende Gesang als recht gelungen zu bezeichnen. Sie hält sich ziemlich treu zum Original und thut auch der deutschen Sprache in den Reimen nicht gerade Gewalt an. Aber sie fließt nicht recht und ist im Satzbau zuweilen von zu kurzem Athem. Amerikanismen fehlen nicht. Gegen die meisterhafte Gildemeister'sche Uebertragung wird diese Uebersetzung einen recht schweren Stand haben. Ohne diesen Nebenbuhler könnte sie gut bestehen, zumal sie sich besser liest als die von Seubert.

Heinrich Löbner.

Erzählungen.

1. Satisfaction. Das zersprungene Glück. La Speranza. Drei Novellen von Alexander Baron von Roberts. Stuttgart, Engelhorn. 1889. 8. 50 Pf.

Von den drei Novellen übt unstreitig die erste die größte Wirkung auf den Leser aus, während die letzte künstlerisch feiner und durch den in der Eigenartigkeit der Charakteristik liegenden Humor fesselnd genannt werden kann. Man wird sicher mit vergnüglichem Behagen lesen, wie die zwei Venetianerkinder durch eine alte Gondel zusammengeführt werden; köstlich ist auch die Zeichnung der übrigen Personen. — „Das zersprungene Glück" erscheint minder bedeutend; der Stoff ist nicht sehr neu, es handelt sich um die Wiedervereinigung eines Ehepaares, welche durch ein Kind zu Stande gebracht wird. Das originelle Moment — wie der Knabe zu der Mutter kommt — ist eben nebensächlicher Natur, und so geistreich erfunden es auch ist, so deckt es doch nicht ganz den Mangel, daß der Hauptvorwurf der Novelle ziemlich abgebraucht ist. — Wie bereits oben erwähnt, ist „Satisfaction" von packender Wirkung, hauptsächlich deshalb, weil es ein Stück gesellschaftlicher Frage behandelt. Man könnte von „Tendenz" sprechen, doch sicher nur im besten Sinne des Wortes, denn sie erscheint nicht als Selbstzweck, sondern ergibt sich von selbst. Wie ein tüchtiger trefflicher Mann dem Vorurtheile der Welt, Leuten, die nicht werth sind, ihm das Wasser zu reichen, zum Opfer fallen muß, ist im schönsten Sinne des Wortes „realistisch", d. h. wahr dargestellt.

2. Moderne Argonauten. Humoristischer Roman von Frank Harkut. Jena, Costenoble. 1889. 8. 5 M.

Die Fabel dieses Romans ist kurz genug. Herr Meyer wird von einem Jugendfreunde, der ein weltfahrender Abenteurer ist, bestimmt, ihn zur Entdeckung einer Goldmine zu begleiten. Meyer entdeckt sie, der Freund, welcher ihn prellen wollte, fällt selbst in die Grube, und damit ist die Geschichte aus. Den größten Theil des Raumes nimmt

die Erzählung des Freundes über seine Erlebnisse ein, die allerdings humoristisch gefärbt ist. Humor im höhern Sinne des Wortes ist jedoch in diesem „Roman" nicht zu finden, dessen Stoff eigentlich weitaus besser für eine Jugenderzählung gepaßt hätte. Als solche würde sie sicher einen dankbareren Leserkreis gefunden haben; ernsten Männern bietet sie doch zu wenig an Ideengehalt und an Beziehungen zu den Zeit und Welt bewegenden Fragen, welche man dem Titel nach erwartet hätte.

3. Epheuranken. Erzählungen aus dem jüdischen Leben. Novellen, Novelletten, Plaudereien und Skizzen von Ida Oppenheim. Thorn, Schwartz. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Titel verspricht „Erzählungen aus dem jüdischen Leben", man würde jedoch fehlgehen, wenn man in diesen Geschichtchen irgendwie Charakteristisches, wie etwa in den Erzählungen von Goldschmidt, Franzos, Kompert u. a. suchen wollte. Es sind eben nur die handelnden Personen zumeist Juden; sie könnten aber ebenso gut irgendeiner andern Rasse angehören, denn ihr „Judenthum" hat auf Gang der Handlung, Charakter u. s. w. durchaus keinen Einfluß, man müßte denn dasselbe nur als die Begründung der Idealisirung dieser Personen betrachten. Diese Verherrlichung geht bis an das Unwahre und findet ihr Seitenstück an der entsetzlichen „Sentimentalität", die sich in dem Ganzen breit macht. Ursprüngliches, Selbsterdachtes sucht man ziemlich vergeblich, es ist einfach Nachahmung und Nachempfindung, was dem Leser begegnet, und zwar nicht immer eine glückliche. Mehr als die Hälfte wäre besser ungedruckt geblieben; schülerhafte Stilübungen soll man nicht veröffentlichen.

4. Der Insulaner. Eine Bergseenovelle von Hermann Meißner. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.

Es dürfte den meisten Lesern wol ebenso ergehen wie dem Berichterstatter: daß sie nach dem Durchlesen des Buchs nicht wissen, um was es sich bei der ganzen Geschichte handelt. Die Persönlichkeiten, welche auftreten, sind so verschwommene, unklare Charaktere, daß sie den Eindruck von Schattenbildern und nicht von echten Menschen machen, und ihre Handlungsweise entbehrt vielfach des zwingenden innern Grundes. Der magere Stoff gewinnt auch durch die Breite der Darstellung nicht im geringsten; letztere schwächt vielmehr noch das bischen Interesse, das hie und da geweckt wird, vollständig ab.

5. Vier Novellen von Emil von Moll. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Es sind vier harmlose Geschichten, die ohne tiefere Bedeutung und nachhaltige Wirkung immerhin einen angenehmen Zeitvertreib bieten können. Am besten gelungen erscheint „Vorläufig"; hier steht die knappere Fassung wenigstens im Einklange mit dem einfachen Vorwurfe, während bei den übrigen die ausführliche Darstellung erst recht zum Bewußtsein bringt, daß man schon bekannte Stoffe vor sich hat.

6. Das erste Lied. Erzählung aus dem bairischen Hochland von Adolf Graf von Westarp. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 6 M.

Gräfin Fernspach will ihre Stieftochter Isa, welcher das ganze väterliche Vermögen gehört, an den Sohn eines geadelten Börsenjobbers verheirathen unter der Bedingung, daß derselbe ihre Jahresrente erhöht. Diese Speculation stört einigermaßen das Erscheinen des bekannten ritterlichen, idealen Helden, der Isa liebt; die Frau Gräfin versucht zunächst den Helden für sich selbst zu gewinnen, und als dies mislingt, benutzt sie das Rachegelüst eines Burschen, dem Isa einen Kuß verweigert hat, um das Paar zu tödten. — Dies ist der Inhalt der Erzählung, in welche auch Schilderungen von Touristen und Sommerfrischlern eingeflochten sind, die humoristisch gemeint sind, aber übertrieben und carikirt ausfielen. Die Gestalt Bob's, des Burschen, der den Mord vollbringt, ist ein wenig unnatürlich; die bairische Mundart beherrscht der Verfasser nicht, und dies läßt jene Figur noch unwahrer erscheinen. Auch die Gräfin und der Ritter von Pfeifenstiel sind allzu „schwarz" gezeichnet, und all dies zusammen ruft einen unerquicklichen Eindruck hervor. Daß das Paar sterben muß, ist ganz und gar unbegründet, und ebenso wie bei manchen andern Geschichten der „gute Ausgang", so erscheint hier der tragische, weil nicht durch die innere Nothwendigkeit gegeben, widernatürlich. Das Ganze erinnert durch die grellen Scenen, die Uebertreibungen und zum Theil auch durch den Stil stark an jene Romanliteratur, welche in Pfennigheften vertrieben wird.

7. Vom deutschen Stamme. Roman von Ferdinand Schiskorn. Dresden, Minden. 1889. 8. 4 M.

Der Roman besitzt eine recht interessante Fabel und genügt auch der Anforderung, daß er zu bestimmten Erscheinungen der Welt und Zeit in Beziehungen stehe. Der nationale Gegensatz zwischen Magyaren und Deutschen — der siebenbürger Sachsen — bildet das höhere Leitmotiv für den Gang der Handlung und die Gestaltung der Charaktere: und dadurch gewinnt natürlich die Erzählung sehr. Die Darstellung ist glatt, mehr nüchtern als schwungvoll; letzteres beeinträchtigt aber nur wenig den Gesammteindruck, da die kräftige, lebenswahre Zeichnung der Personen und die stets logisch begründete Entwickelung der Vorgänge den Leser anregen und fesseln. Der Kern der Fabel ist kurz folgender: Die Witwe eines magyarischen Großgrundbesitzers gewinnt als zweiten Gatten einen deutschen Hofmeister — der ihretwegen auf seine Jugendliebe verzichten muß —, welchem die magyarische Familie natürlich wenig freundlich gesinnt ist, obwol er sich aufopfert, um die zerrütteten Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen und die „Familienehre" herzustellen. Der Hauptvertreter des Magyarenthums, der Bruder der Witwe, erweist sich schließlich als Räuber und Mörder,

und am Ende findet der Deutsche nicht nur die ihm gebührende Anerkennung, sondern auch den Lohn in der Wiedervereinigung mit der Jugendgeliebten. Die Durchführung im einzelnen ist wie gesagt gelungen, Licht und Schatten sind harmonisch vertheilt und selbst die Charakterlosigkeit wird durch Beimischung von etwas Humor minder abstoßend gemacht.

Johannes Emmer.

Aus drei Erdtheilen.

1. Ueber den Polarkreis. Von Th. von Bayer*. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 6 M.

Unsers Kaisers norwegische Reise hat das Interesse an den Nordlandfahrten bei uns in weite Kreise getragen. Darum wird man dieses schöne Buch freudig willkommen heißen, in welchem die durch ihr ausgezeichnetes Werk über Rußland rühmlichst bekannt gewordene erlauchte Tochter des Prinz-Regenten von Baiern ihre Landreise von Christiania nach Throndhjem, vor allem aber die Seefahrt von dort aus bis zur russisch-norwegischen Grenze (und wieder zu jenem Ausgangspunkte zurück) nebst den derselben angereihten gelegentlichen Landstreifereien schildert und zugleich lehrreiche systematische Charakteristiken über die Landesnatur wie über die Bevölkerung Norwegens im ganzen darbietet. Die Verfasserin hatte sich nicht allein schon längere Zeit vor Antritt ihrer nordischen Reise mit der norwegischen Sprache vertraut gemacht, was ihr nachmals im Verkehre mit dem norwegischen Volke, sei es auf dem Schiffe, sei es in Stadt und Dorf, sehr zu statten kam, sondern sie hatte auch gründliche Vorstudien über das Land betrieben, welches sie nicht zu flüchtigem Schauen, vielmehr in dem edlern Triebe gründlichen Beobachtens, ja tiefern Eindringens in das Wesen von Landesnatur und Volksart zu bereisen gesonnen war. Bis zu den schwierigsten Problemen der geologischen Entwickelungsgeschichte sind diese ernsthaften Studien durchgedrungen. Man staunt angesichts der angeführten Belegstellen aus Quellenwerken der verschiedenen in Betracht kommenden Nationalliteraturen über den Umfang dieser Studien, auch wo dieselben naturgemäß, trotz der glücklich und fruchtbar erzielten Verknüpfung mit eigener Anschauung an Ort und Stelle, nicht endgültig zu deuten vermochten, was der Wissenschaft auf ihrem heutigen Standpunkte überhaupt noch nicht zweifelsfrei zu deuten möglich ist. So die Entstehung der für Norwegens Küste so ganz besonders bezeichnenden Fjorde oder die Bedeutung der „alten Strandlinien", dieser auffallend scharf wie parallele Notenlinien ins Felsgestein eingefurchten Streifen einstmals anders gelegener Küsten, wobei es noch heute unentschieden bleibt, ob sie Denkmale des Sinkens der Meeresfläche oder der Landhebung oder von beiden sind.

Vortrefflich gelungen sind ohne Ausnahme die Landschaftsskizzen, denen man das sinnige, kunstgeübte Auge der Malerin anmerkt. Unter den fünf erlesenen Vollbildern, mit welchen das Buch ausgestattet wurde, befindet sich übrigens (neben S. 274) auch ein wunderschönes, von der Verfasserin selbst nach der Natur skizzirtes Bild des bis ins Meer reichenden Jökelfjordsbrä und seiner großartigen jähwandigen Umgebung. Was aber jenen Naturgemälden in Worten die höhere Weihe gibt, das ist der wissenschaftlich geographische Hauch, der sie alle verklärt und sie auf eine viel höhere Stufe hebt als gewöhnliche ästhetische Wortschildereien über den blos subjectiven Eindruck. Man merkt überall die echt deutsche Sehnsucht, nicht allein das Wie zu erfassen, sondern wo möglich das Warum, den Zusammenhang des Natürlichen als eines nothwendigen Ausdrucks der Naturgesetze, sodann das Ineinandergreifen von Natur- und Menschenleben.

Dabei fürchte man keinerlei unverdauliche Uebergelehrsamkeit! Wie hübsch ist z. B. das für die südlichern Küsten Norwegens charakteristische Bild des „Schärenhofs" gezeichnet mit durchaus zutreffendem Hinweise darauf, daß diese unzähligen flachen Buckelinseln Höhenreste eines im übrigen vom Meere überfluteten Küstengeländes darstellen. Es heißt nämlich vom „Typus einer norwegischen Küstenlandschaft":

> Das Charakteristische an ihm sind die Schären, zahllos über das Meer zerstreute, walfischrückenähnliche, rund geschliffene und kaum meterhoch über den Wasserspiegel emporragende nackte Felsen, welche den Eindruck hervorrufen, die letzten, d. h. die noch aus dem nassen Elemente herausreichenden höchsten Kuppen eines ertrunkenen Gebirges zu sein, und die, wie sie oberseeisch steil abfallen, es auch unterseeisch thun müssen, da die Dampfer in ihrer unmittelbaren Nähe vorbeifahren können. Inmitten dieser Schären erheben sich einzelne Zwerginseln, schroffe, glatte Felseneilande, wildzerrissen, vielverzweigt, gänzlich baum- und strauchlos wie jene. In ihren unzähligen Buchten taucht vor dem erstaunten Blick des Seefahrers an windgeschützten Stellen bald da bald dort ein einsames Häuschen, eine Hütte oder eine Fischerstation auf, welche, jeglicher grünen Umgebung entbehrend, nestgleich an den Felswänden klebt. Und wie diese versteckten menschlichen Niederlassungen plötzlich dem Auge erscheinen, ebenso plötzlich sind sie demselben bei einer Wendung des Schiffes wieder entrückt. Man lernt bald begreifen, daß kein anderes Land so gut als Norwegen die Heimat der Wikinger werden konnte, weil seine Fjord- und Inselwelt diesen kühnen nordischen Seeräubern, welche die Zeit mit einem Hauch von Poesie umkleidet hat, die unübertrefflichen Schlupfwinkel und Hinterhalte bot.

Was Prinzessin Therese, eine gewiegte Kennerin des Nordens wie des Südens Europas, als den Gesammteindruck ihrer norwegischen Beobachtungen am Schlusse des Buchs in die Worte faßt: „Wenn auch im Süden unsers Erdtheils die Landschaft unvergleichlich schöner ist als im Norden, so sind doch hinwieder im Norden die Menschen unvergleichlich gemüthvoller und sympathischer

als im Süden" — das bestätigt sie gerade in letzterer Beziehung durch eine ansehnliche Fülle ebenso liebevoller wie unparteiischer Einzelbemerkungen über das Wesen des norwegischen Menschenschlags.

Bei der Weiterreise gen Norden bietet sich mannichfache Gelegenheit, die einzelnen Seiten dieses westskandinavischen Volkslebens genauer ins Auge zu fassen. Es ist ein echtes Küstenvolk dieses norwegische, viel mehr als einst das phönizische. Weil bald hinter der Küste der Boden sich in (oft nur mäßige) Höhen erhebt, auf denen kein Feldbau mehr lohnt, ja nicht viel höher selbst Fichten- und Birkenwald aufhört, so gibt es in dem weiten Königreiche nur wenige Ortschaften im Binnenlande, höchstens nämlich in einigen Thalsenken, wie die neue Eisenbahn quer durchs Land von Christiania nach Throndhjem eine solche benutzt, sonst nur Hüttenorte wie das Kupferminenstädtchen Röraas [rörös] oder blos sommerlich bewohnte Sennhütten (Säter). Deshalb betheiligt sich in unsern Tagen Norwegen beim rüstigen Anwachsen seiner Bevölkerungszahl äußerst lebhaft an der überseeischen Auswanderung, denn es birgt keineswegs, wie einmal der geistvolle Geograph Mendelssohn von ganz Skandinavien sagte, „ein Amerika in sich". Im Jahre 1882 z. B., wo Norwegen kaum über 1,900000 Bewohner zählte, zogen 28800 der letztern nach Amerika. Auch unsere Reisende ließ antheilvoll den Blick einmal ruhen auf einem solchen, vom Trauerflore der nicht fürder zu befriedigenden Heimatsanhänglichkeit verdüsterten Auswandererzuge:

Wir hatten später selbst Gelegenheit, europamüde Norweger zu sehen, welche, ihr weniges Hausgeräth auf ein Wägelchen gepackt, aus dem Gebirge herunter dem Meere zuzogen. Zu höchst auf dem Gefährt saß eine alte Frau in Trauerkleidern; ihre sympathischen Züge umspielten windgewehte graue Locken, aus ihren trübeblickenden Augen rollte langsam Thräne um Thräne die Wangen herab.

Mit fast lauter Norwegern und Norwegerinnen eine Strecke zusammenfahrend auf dem Schiffe, findet die Reisende ein andermal Gelegenheit, neben der Blumenliebhaberei dieses nordischen Volks, welche nicht selten dazu führt Blumenstöcke mit auf die Reise zu nehmen, auch eine recht häßliche Sitte zu beobachten: das ewige, durch alle Stände verbreitete Spucken. Die meisten unserer Damen würden sich damit beruhigen, diese Unsitte pharisäisch zu geißeln und mit der beliebten Redewendung zu schließen: „Ich finde das greulich" (oder auch im Backfisch- und berliner Gardelieutenantstile: „schauderhaft"). Die Verfasserin hat dagegen viel zu viel wissenschaftliche Bildung, um solche fade Albernheit nachzuahmen; sie weiß, daß es bei Volkssitten sich für den wahrhaft Gebildeten nicht darum handelt, sie zu loben oder zu schelten, noch sie geistlos mit anzugaffen und zu registriren, sondern allein darum: sie zu erklären, d. h. ihre Ursache zu ergründen. Und sie belehrt uns sehr interessant, daß wir es hier wie so oft mit einer nicht mehr des Zwecks sich bewußten, altvererbten Eigenthümlichkeit zu thun haben, herstammend aus dem nun überlebten Aberglauben, daß man sich durch Spucken vor zauberischen, behexenden Einflüssen böswilliger Mitmenschen schützen könne.

Mit einer schlichten freundlichen Kaufmannsfamilie aus Tromsö auf dem Schiffe befreundet geworden, begleitet die bairische Prinzessin nach der Ankunft in der Inselstadt Tromsö jene Familie in die über der Unterstadt auf birkengrüner Anhöhe gelegene Villa. Da fallen ihr mit Recht die Zimmereinrichtungen auf, weil diese hier, weit nördlich vom Polarkreise, gar keine rechten Schutzwehren gegen harte Winterkälte bemerken lassen: keine Doppelfenster (wie sie doch Rußland schon unter deutschen Breiten, ja selbst in den Eisenbahnwagen zeigt), mitunter sogar Heizung eines Zimmers von einem anstoßenden her. So reicht der Einfluß der die ganze Küste Norwegens bestreichenden milden Golfstromluft bis ins Innerste der Hauseinrichtung daselbst. Wol sah man noch unter der nicht untergehenden Julisonne im Garten jener tromsöer Villa Schnee liegen, aber dauernden harten Frost, Uebereisung der Meeressunde bringt dort nicht einmal der Januar.

In Bodö fällt die Aufmerksamkeit auf Aehnliches. Es ist nicht zum Aushalten vor Wärme in den Zimmern, denn — die Fenster sind nicht zum Oeffnen eingerichtet, höchstens eine der kleinen (meist sechs) Fensterscheiben läßt sich aufmachen. Offenbar geschieht das wegen der meist heftig bewegten, oft geradezu stürmischen Außenluft, die den Norwegern fast ununterbrochen vom Ocean her gegen die Fenster weht, was ja auch bei uns an der Nordseeküste oder auf Gebirgen Fallfenster oder besondere Schutzvorkehrungen zum Festhalten der Fensterflügel im geöffneten Zustande rathsam erscheinen läßt. Da nun die ohne nächtliche Unterbrechung bei klarem Himmel stetig zugestrahlte Sonnenwärme sich hinter den geschlossenen Zimmerfenstern norwegischer Häuser wie unter dem Glasdache eines Treibhauses aufsammelt, so steigt in solchen Zimmern schon während der Frühstunden die Hitze zu der kameruner Höhe von 27—28° C.

Weiter als unsere Kaiserjacht „Hohenzollern" wagte sich schauend und sinnend unsere Reisende bis zum äußersten Meereseinschnitt, an welchem Norwegen und Rußland grenzen, weit über das Nordcap noch hinaus. Eine hübsche Stelle gilt dem letztern:

Unsere Spannung war auf das höchste gestiegen, und alles hatte sich auf Deck versammelt, in einer Stimmung, die der Feierlichkeit des Augenblicks entsprach, das Auftauchen des nördlichsten Vorgebirges von Europa zu erwarten. Zuerst mußten wir bei ziemlich starkem Seegang die noch weiter als das Cap nach Norden reichende niedrige Landzunge Knivskjärodden passiren, — dann stieg das Nordcap vor unsern Blicken empor, ein oben horizontal abgeschnittener, dunkler Felskoloß von 308 Meter Höhe, mit fast senkrecht abstürzenden Glimmerschieferwänden und ohne eine Spur von Grün. Düster und geheimnißvoll entragte er dem brandenden Wasser, von fernher wälzten sich in langen hohen Wellen die schwärzlichen Fluten des Eismeeres heran, darüber lagerte bleischwer ein grauer Himmel, der bald seine Wolken und Nebel auf alle Felshöhen ringsum herabsenkte. Es war ein ergreifend ernstes, melancholisches Stimmungsbild, alles grau und schwarz und todt, die vollste Verneinung des Lebens und unendlich groß-

artig in seinem weiten Meereshorizonte und dem langsamen, zerstörenden Walten vernunftloser Naturkräfte.

Zum norwegischen Volke gesellen sich in diesen nördlichsten Gegenden die Lappen und die von Finland eingewanderten Finnen; letztere nehmen an den Gestaden des letzten, des Varanger Fjordes sogar eine wichtigere Stellung ein als die Norweger selbst. Die Verfasserin, welche die häßliche Mode unserer Zeit verachtet, alles Deutsche, ja womöglich alles Germanische gegen die Wahrheit zu Ungunsten anderer Nationen in den Himmel zu erheben, belehrt uns, warum dem so ist. Sie erzählt uns, daß z. B. in Vadsö unter 1700 Einwohnern nahezu zwei Drittel Finnen sind, welche den norwegischen Mitbewerb als Fischer und Viehzüchter erfolgreich werfen, da sie außerordentlich fleißig arbeiten und genügsamer in ihren Ansprüchen zu sein pflegen als die Norweger. Der norwegische Commandant im benachbarten Vardöhus, der nördlichsten Festung der Erde, ist freilich kein anspruchsvoller Offizier: er bezieht gar kein Gehalt an Münze, statt dessen ist ihm nur der Ertrag einer nahen, durch massenhafte dort nistende Vögel nutzbaren Felshöhe überwiesen; im übrigen muß die Mannschaft für die Offiziere und für sich selbst zum Lebensunterhalte gleich den Küstenbauern dem Fischfang obliegen.

So drängen sich in diesem gehaltreichen Buche (dem man nur eine zweckmäßigere Karte als die beigefügte wünschen möchte) anziehende, weil wahrheitsvolle und anschauliche Bilder des Natur- und Culturlebens ungezwungen aneinander, wie sie der zeitlichen Aufeinanderfolge der Reise entsprechen. Anmuthiger als hier wird uns in keinem deutschen Buche Norwegens Eigenart offenbart. Mit aufrichtiger Bewunderung vor dem reifen Geiste, dem tiefen, aufrichtigen Gemüth, der ungekünstelten Formschönheit, was alles auch aus diesen Blättern der fürstlichen Schriftstellerin wiederum uns anspricht, hören wir deren Epilog:

Fremdartige Bilder von Oede und Verlassenheit, von Vegetationsmangel und Vogelreichthum, von dunkeln Eismeerweiten und rothem Mitternachtsfeuerschein, von Renthierheerden und Berglappenlagern, von spielenden und wasserspritzenden Fin- und Riesenwalen waren an uns vorübergezogen. Wir hatten gesehen, was wir zu sehen gewünscht, und das eigenthümliche Leben und die Todesstarre der Polarregion als unauslöschlichen Eindruck in unsere Seele aufgenommen. Aber nun sehnten wir uns fort nach dem Süden, sehnten uns aus dem ernsten, mitunter so überaus nüchternen Norden mit seinen bizarren Bergformen und seiner schwermüthigen Farblosigkeit, nach den poetischen Gestaden des Mittelmeeres, den unnachahmlich vornehm ruhigen Linien classischer Lande und der glühenden Farbenpracht hellenischer und italischer Sonne.

2. Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von Hermann Wissmann. Von 1880—83 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wissmann. Mit 2 Karten von R. Kiepert und mit vielen Abbildungen, Lichtdruck-Vollbildern und Illustrationen im Text, nach den von R. Hollgrewe in Oelgemälden und Zeichnungen ausgeführten Skizzen von H. Wissmann. Vierte Auflage. Berlin, Walther u. Apolant. 1889. Gr. 8. 12 M.

Der jetzt als Reichscommissar und muthiger Wiedereroberer Deutsch-Ostafrikas aus Rebellenhand so berühmt gewordene Hermann Wissmann (nicht „Wißmann", wie die Zeitungen den Namen immer schreiben) war in den siebziger Jahren einfacher Lieutenant in der rostocker Garnison. Dort lernte er den mecklenburger Landwirth Paul Pogge kennen, welcher eben von einer glücklich bestandenen Expedition ins Innere des westlichen tropischen Südafrika heimgekehrt war. An dessen lebhaften und doch stets der Wahrheit treubleibenden Schilderungen entzündete sich Wissmann's Begeisterung für afrikanische Forschung, wie sie schon Jahre lang durch die Lektüre der Werke eines Schweinfurth, Livingstone, Stanley genährt worden war. Bald wurden Wissmann und Pogge gute Freunde; jener hat diesem die Freundestreue, die beide fortan fürs ganze Leben verband, über das Grab hinaus bewahrt. Dessen ist das in der Ueberschrift genannte Buch ein unvergängliches Denkmal.

Sie meldeten sich beide in Berlin, als im Jahre 1880 die Deutsche Afrika-Gesellschaft einen neuen Vorstoß von der Angolaküste ins südafrikanische Innere plante. Das Anerbieten wurde auf Antrag des kundigen Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. Nachtigal, angenommen und bereits am 19. November 1880 fuhren Pogge und Wissmann, mit der nöthigsten Ausrüstung versehen, von Hamburg ab der Hauptstadt Angolas, Loanda, zu.

In ganz schlichter, doch immer fesselnder Weise berichtet Wissmann in dem vorliegenden, mit guter Karte versehenen Bande über die nun von Loanda aus angetretene Reise, die im vollsten Sinne eine Ueberlandreise wurde. Denn sie gestaltete sich zu der ersten Durchquerung des tropischen Südafrika von der Westküste aus. Da sie bis zum Erreichen der Congolinie bei Nyangwe großentheils noch völlig bis dahin unbekannt gebliebene Strecken betraf, welche weder Cameron, noch Stanley, diese beiden ersten „Durchquerer" von Osten her, berührt hatten, so erbrachte insbesondere diese erste Hälfte der Expedition, welche Wissmann mit seinem (nachmals von Nyangwe umkehrenden) treuen Gefährten zurücklegte, sehr viel des Neuen für Länder- und Völkerkunde.

Zuerst ging es im Thale des Quanza, dieses selbständigen Küstenflusses, auf portugiesischem Colonialgebiete ostwärts. Dann wurde das westliche Randgebirge der südafrikanischen Binnenmulde überstiegen; man trat ein ins Stromland des Congo. Der äußerste Südwesten desselben, wo eine Menge Flußadern von Süd nach Nord ziehen, um dann von der östlichen Hauptader, dem Kassaï (Saïre), aufgenommen zu werden, wurde von der Kimbunduhöhe (1250 Meter) bis an den Kassaï fast genau nordwärts durchmessen. Dabei senkte sich der Weg von jener etwa den Gipfeln unsers Erzgebirges gleichenden Höhe nahezu bis zu münchener Seehöhe hinab. Mehrfach mußte die Karawane Flüsse überschreiten und immer wiederholte sich dann der nämliche Landschaftswechsel: auf eintönige Grasflur oder vielmehr Savanne (harte, hochwüchsige Gräser mit vereinzelten Sträuchern und Krüppelbäumen)

folgten längs den Flußufern, soweit das Grundwasser von den Flüssen her seitlich den Boden durchsickerte, schmale Umsäumung mit Wald auf dem ansteigenden Ufergelände, sogenannter Galeriewald.

Wie wenig es aber berechtigt wäre, mit Pechuël-Lösche sich das gesammte Congogebiet als trockene Savannenwildniß, durchsetzt mit solchen schmalen Flußuferwaldungen, zu denken, erfuhren unsere Forscher alsbald, nachdem sie den Kassaï unter dem 7. Breitengrade überschritten hatten und von nun an ihren Marsch ostnordöstlich richteten. Dichte Urwälder von mehrern Stunden Breite galt es fortan des öftern zu überwinden; zugleich trat man in den Wohnraum eines mächtigen, für die Wissenschaft ganz neuen Negervolkes ein, welches diese Breiten bis in die Längenlage von Nyangwe, ja darüber hinaus bis gegen den Tanganjikasee hin, bewohnt. Das ist das Balubavolk, von dem man der Reihe nach erst die Tuschilange, dann die Baschilange kennen lernte.

Das Land Lubuku, die Heimat der Baschilange, ist wenigstens streckenweise ziemlich dicht bevölkert. In den bewohntern Gegenden trifft man durchschnittlich nach je einer halben Stunde ein Dorf von 30—50 Häusern, die nach Verwandtschaftsgruppen zusammenliegen. Die Dorfbewohner leben in ganz geordneten Zuständen, haben ihre Gärten am Hause, in welchen sie Hanf (zum Rauchen), Taback, Kürbisse, seit kurzem auch Zwiebeln bauen; weiter ab liegen ihre Felder. Inmitten jedes Dorfs erhebt sich eine Art Pavillon mit hohem, thurmartigem Dache: dort findet der Fremde Unterkunft und halten die Männer bei schlechtem Wetter ihre Gemeindeversammlungen ab. Das Begriffsvermögen des Muschilange (so lautet der Singular des pluralischen Volksnamens) ist weniger als bei den meisten andern Negern durch religiösen Aberglauben verdüstert, aber geringer als sonst bei den Negern ist auch sein Handelssinn. Der Muschilange mag überhaupt sich nicht mit Arbeit abgeben; er jagt, fischt, raucht Hanf, schwatzt mit größter Zungenfertigkeit und trinkt dazu sein Hirsebier. Doch auch das mit Maß, wie er denn überhaupt ein Freund von Ordnung ist, Sitte und Gerechtigkeit ehrt. Obwol Sanguiniker, ist er doch geduldig, nicht leicht in Zorn zu bringen, dann aber auch unbändig wüthend.

Recht bezeichnend für den Unsterblichkeitsglauben der Baschilange und ihre Seelenkämpfe gegenüber den langsam nun von der fernen Westküste auch auf sie eindringenden Neuerungen dünkt folgende Unterredung ihres Häuptlings Tschingenge, deren Zeuge Wissmann wurde:

Tschingenge stand vor einem kleinen Erdaufwurfe hinter seinem Hause mit seinem Lieblingsweibe und seinen Kindern. Aus Thon gemachte Thiergestalten, die im Boden vergraben lagen, hatten seine Aeltern hier zu vertreten, denn beide lagen weit von hier begraben. Mit vernehmlich lauter Stimme sprach er, das Gesicht zu Boden gewendet, die Geister an: „Seht ihr jetzt, daß ich recht hatte, als ich euch vertrieb und viele eurer Anhänger tödten ließ? Ihr rietet mir, bei euern alten, schlechten, wilden Sitten zu verharren, die schönen Sachen und das mächtig machende Gewehr, was alles von den Weißen kommt, nicht anzunehmen und die Kioque, die uns solche brachten, zu bekriegen. Hier steht er neben mir, der weiße Mann mit langem, schlichtem Haar und ist mein Freund. Mein Wunsch ist ganz erfüllt, ich bin gekleidet wie der Weiße und bin mächtig durch das Gewehr und Pulver. Der Weiße ist ein guter Mann, er füttert alle meine Söhne mit dem Fleische des Flußpferdes und hat mich gesund gemacht, als Mukenge mich verzaubert hatte, und wenn ihr nun am Leben wäret, würde er auch an euch so handeln! Ich will euch etwas Fleisch von den Geschenken des Weißen geben und auch zu trinken!“ Er legte hierbei einige, nebenbei gesagt, die schlechtesten Stücke des Fleisches, fast nur Knochen, auf den Erdaufwurf und schüttete einen Becher mit Hirsebier darüber.

Oestlich vom Luálaba-Congo ging es nun durch schon bekannteres Land. Jenseit des Tanganjika und seines Hauptspeisers, des Malagarasi, begannen wieder jene lichten, schattenarmen Bestände von Waldbäumen, zwischen denen sich dürres Hochgras ausbreitet, die „Savannenwälder“. Seit Malangsche (oberhalb des rechten Quanzaufers) hatte man den Baobab, dieses Merkzeichen trockener Bodenlage, nicht bemerkt; erst jetzt, wo man sich der Landschaft Ugogo, der letzten auf dem binnenländischen Muldenraume, näherte, schaute man wieder diese Kolossalgestalt, welche nicht übel „der Dickhäuter in der afrikanischen Baumwelt“ genannt worden ist. Ein letzter gebirgiger Uebergang und der zum Atlantischen Meere sich allmählich niedersenkende Rand des Festlandes, das nunmehr deutsche Ostafrika, ist erreicht:

Am 14. November 1883 näherten wir uns dem Rande der äußersten Terrasse, traten aus dem frischen Walde auf eine Wiese und „Bacharr, Bacharr“ (das Meer) schallte es von den Lippen meiner Leute, der Söhne Sansibars, des Sterns des Ostens. Ich blickte auf. Da lag es vor mir, das weite Meer, der Indische Ocean, das heißersehnte Ziel zweijähriger Mühen und Sorgen, rastlosen Strebens, der freie Weg nach meinem Vaterlande, meiner Heimat, zu meinen Lieben. Ueberwältigt hielt ich einen Augenblick und vor tiefer Rührung wurden mir die Augen feucht. Das Herz war mir zum Zerspringen voll und nur mit Gewalt konnte ich das Gefühl des Dankes und der Freude niederkämpfen. Ich fühlte mich schon jetzt zum großen Theil belohnt für alles Schwere. Ernst und still umstanden mich meine Leute, als ob sie mich verständen. Ich mußte ihnen die Hände schütteln, den schwarzen Kindern, die mir trotz aller ihrer Fehler doch ans Herz gewachsen waren.

In vollständigem Abenddunkel zog Wissmann über diese Grenze, ohne zu ahnen, welch gewichtige Mission dereinst in diesem, vom Mukondokwa-Wami durchflossenen Küstenlande seine ganze Thatkraft erfordern und seine nun schon glänzend erprobte Erfahrung im Behandeln afrikanischer Eingeborenen zum Segen der deutschen Nation nutzbar machen würde.

Den Schlußtheil des Bandes bilden die theils wörtlich, theils auszüglich wiedergegebenen Aufzeichnungen Pogge's über seine Rückreise bis ins Lubukuland, über die (namentlich landwirthschaftlichen) Erfolge, welche er auf der daselbst zu Mukenge eingerichteten deutschen Station erzielte, und über das Wesen der dort bei länger dauerndem Verkehre mit ihnen gründlich kennen gelernten Neger, endlich über seinen Rückmarsch nach der Westküste, wo ihn ein allzu früher Tod wegraffte, da er eben im Begriffe

stand, sich nach Deutschland einzuschiffen. Leider ist das beigefügte Porträt des schlichten, aber so hoch um die Afrikaforschung verdienten Mecklenburgers gar zu widernatürlich idealisirt im Stile des Salonmenschen, der Pogge niemals war. Um so besser getroffen ist auf dem Titelbilde Hermann Wissmann.

3. Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Von B. von Werner. Mit über 100 Abbildungen und Karten. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 13 M.

Als Commandant der „Ariadne" hat Contreadmiral von Werner von Anfang November 1877 bis Ende September 1879 eine „Weltumsegelung", wie man früher, d. h. vor Benutzung der Dampf- neben der Segelkraft, zu sagen pflegte, im Reichsauftrage ausgeführt. Das Hauptziel dieser Reise war die Südsee, welche durch die Magellansstraße erreicht wurde, also geradeso wie bei der allerersten Weltumsegelung, durch welche Magellan der Menschheit unvergeßlich bleiben wird.

Das vorliegende, nicht weniger als 592 Seiten zählende, recht schön ausgestattete Werk ist aus Briefen entstanden, welche der Führer der „Ariadne" unter den frischen Reiseeindrücken, die er von Land und Leuten der Südseewelt empfing, meist an Bord seines Schiffs selbst niederschrieb. Dieselben erzählen uns nicht eingehender von den wichtigen Vertragsabschlüssen, welche der Verfasser damals im Namen des Deutschen Reichs mit verschiedenen Häuptlingen von Südsee-Insulanern zu Ende führte oder doch demselben nahe brachte; diese gewichtigen Erfolge der Ariadnefahrt sind ja inzwischen schon auf anderm Wege sattsam bekannt geworden. Sie beschreiben vielmehr in ganz populärer Form und gemächlicher Breite, was es bei der Durchfahrt durch jenen größten aller Oceane zu sehen gab und vor allem, was man an den Insulanerstämmen zu beobachten bekam in Aussehen des Körpers, Tracht, Sitte und Brauch. Landschaften und Gruppen der Eingeborenen, auch Einzelporträts letzterer, erhöhen wesentlich die Anschaulichkeit der schildernden Worte, auch wo sie nicht, wie es vielfach der Fall ist, auf Originalskizzen des Verfassers beruhen, sondern andern Werken entlehnt sind, die immerhin als Quellen erwähnt zu werden verdient hätten.

Von der Magellansstraße ging es der amerikanischen Westküste entlang bis Panama, dann durch die polynesischen und mikronesischen Inselgruppen der Marquesas, der Gesellschaftsinseln nebst Tahiti, der Samoas, Tongas, Fidschis, Ellice-, Kingsmill- und Marschallsinseln nach Neuseeland; vor dem Besuche Neuseelands wurde noch der Bismarck- und Salomonsarchipel gestreift und kurze Rast in Sidney gehalten.

Den größten Raum der Darstellung nehmen die Samoainseln ein; ihnen sind vier ausführliche Kapitel gewidmet.

Daß von den schönen und reichen Südsee-Inseln den Engländern und Franzosen so viel mehr zugefallen ist als uns, führt der Verfasser mit Recht auf unser allzu lange verzögertes Zugreifen zurück und darauf, daß gerade „der muthige und thatkräftige deutsche Kaufmann" es war, der, sich unter den noch wilden Eingeborenen niederlassend, der Welt zeigte, „was für Reichthümer diese Inseln in ihrem Schose bergen und dadurch die Augen der Neider dorthin lenkte".

Alfred Kirchhoff.

Anthologien und Aphorismen.

1. Lieder und Bilder vom deutschen Meer. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 4 M.
2. Für Geist und Herz. Eine Gabe für Deutschlands Töchter. Unter Mitwirkung von A. J. Cüppers, H. Groß, H. Seidel u. a. herausgegeben von Anna Conwentz. Berlin, L. J. Münnich. 1889. 8. 5 M.
3. Goldene Worte der Wettiner. Zum ersten male gesammelt und systematisch geordnet von Adolf Kohut. Dresden, Hackarath. 1889. 8. 60 Pf.
4. Gnomen und Kobolde. Aphorismen und Epigramme von Ludwig Aub und Hermann Thom. Leipzig, Boumann. 1889. 12. 60 Pf.
5. Joseph Huschak's gesammelte Schriften. Erstes und zweites Heft: Aus der Wandermappe des Lebens, Ein- und Ausfälle. St.-Johann, Bibus. 1889. 8. 40 Pf.

Kein Geringerer als Laube hat die Aeußerung gethan, „daß alle Landpoesie putzig sei neben Meeresgedanken. Die Schwingungen des Herzens sind auf der See viel weiter und gewaltiger". Obwol, soweit mir bekannt, bereits eine ältere Sammlung von Meerespoesie vorhanden ist, so hat doch Rudolf Eckart Recht daran gethan, in seinen „Liedern und Bildern vom deutschen Meer" (Nr. 1) diese seine neue treffliche Anthologie der Poesie der See zu veranstalten. Eine derartige Sammlung kann sich nicht in der Anthologienhochflut verlieren, sie gleicht einer Insel, welche immer die Augen derjenigen auf sich zieht, welche solch einem bestimmten Thema zusteuern. Was aber den Werth der Eckart'schen Anthologie erhöht, ist die vorzügliche Gliederung und Eintheilung. Sinnig ist die Eröffnung mit Fedderſen's „Thalatta! Thalatta!", reichhaltig die Kapitel „Meeresstille und Sturm", „Meerfahrt", „Inseln und Städte", und passend sind die Balladen an den Schluß gestellt. Interessant für Ideengleichheit sind die Kapitel „Sonntag" mit drei gleichwerthigen prächtigen Gedichten, welche den Sonntag am Meere behandeln, und der von sechs Poeten ausgesponnene Gedanke „Das Meer ein Friedhof".

Freilich die Erbsünde, welche jede Anthologie mit auf den Büchermarkt bringt, haftet auch der Eckart'schen an. Sie ist noch lange nicht erschöpft, sie ist aber auch nicht ausgesungen, die Poesie der See. Ein Autor, dem wir noch in dieser kritischen Studie begegnen werden, J. Huschak,

hätte aus seiner reichen Sammlung der Meerespoesie dem Collegen manches Gedicht zur Verfügung stellen können, das der Aufnahme werth gewesen wäre, und den bekannten Verfasser sinniger Seelieder, Heinrich von Littrow, hätten wir stärker vertreten gewünscht. Schon blos aus einem begrenzten, im „Wiener Salonblatt" von Huschak veröffentlichten Strandbilde „Miramar", worin der Seepoesie große Rechnung getragen wird, vermag der Literarstatistiker manche verdienstvolle Strophen anzuführen, welche man bei Eckart vergeblich sucht. Ich kann es mir nicht versagen, eine Stelle aus der genannten Quelle herzusetzen, deren Verfasser der einstige Bewohner Miramars, der unglückliche Kaiser Maximilian, selbst gewesen:

Es singt und klingt das blaue Meer
So sagenreich, so wunderhehr,
Es rauscht der weiße Schaum der Welle
Melodisch an die Marmorschwelle
Und drücket auf des Schlosses Fuß
Den schauerkühlen Nymphenkuß —

Eckart hätte ferner, um nur einem der Vergessenen gerecht zu werden, nicht vergessen sollen F. W. Weber's „Seemannswitwe". Schließlich mache ich darauf aufmerksam, daß in Paul Heinze's „Deutsches Dichterheim", sechster Jahrgang, Nr. 6 fg., Reinhold Fuchs einen werthvollen ästhetischen Versuch, „Die Poesie des Meeres", veröffentlichte. Mit all diesen ergänzenden Winken mag gesagt sein, daß derartige Anthologien nicht so leicht zu veranstalten sind wie andere Gedichtsammlungen, daß dazu lange, eingehende, vorbereitende Studien nöthig sind und somit die immerhin wackere Eckart'sche Leistung als um so werthvoller begrüßt werden darf.

Ueber Anna Conwentz' Chrestomathie verschiedener mehr und minder werthvoller Prosa-Aufsätze: „Für Geist und Herz" (Nr. 2) kann ich rascher hinweggehen. Der werthvollste Aufsatz darin dürfte wol Professor Karl Weiß-Schrattenthal's literarisches Porträt „Carmen Sylva" sein.

„Goldene Worte der Wettiner" (Nr. 3) ist eine Anthologie von Aussprüchen verschiedener Mitglieder der glorreichen wettiner Dynastie, zum ersten mal gesammelt und systematisch geordnet. Der zweite Beisatz ist keine hohle Phrase, die zahlreichen wirklich goldenen Worte der Wettiner sind hier in richtiger Weise unter einzelnen Gesichtspunkten gruppirt. Das muß man Adolf Kohut, dem Herausgeber, zugestehen, er weiß nicht nur richtig die Gelegenheit zu erfassen, er hat dies bereits mehrere male bewiesen, sondern auch das dem Beiworte „gelegenheitlich" in der Literatur anhaftende Mistrauen durch eine gediegene Leistung zu benehmen. Unter der zahlreichen in neuester Zeit erschienenen interessanten Wettiner-Literatur dürften Dr. Kohut's „Goldene Worte der Wettiner" vom literarischen Standpunkte aus eine der ersten Rangnummern beanspruchen.

Wenden wir uns zwei andern Erscheinungen der Aphorismenliteratur zu, von welchen die nächste Nummer den Uebergang zur letzten gewährt. „Gnomen und Kobolde" (Nr. 4) ist nämlich keine Anthologie mehr, aber doch die Sammlung von Aphorismen zweier jüngerer Schriftsteller, die in einem Bändchen ihre Gedanken niedergelegt haben. Armin Boumann mag noch ein neuer jüngerer Verlag sein, aber es haben schon ganz werthvolle Veröffentlichungen in diesem Hause die Presse verlassen und nach seinem Motto „Sunt optimi amici libri" scheint der rührige Verlag ideal geleitet zu sein. Beide Aphorismendichter Ludwig Aub und Hermann Thom haben prächtige Gedanken ausgesprochen, obwol ich dem an zweiter Stelle im Buche stehenden den ersten Platz einräumen zu müssen glaube. Aphorismen zu kritisiren ist schwer und leicht, ich glaube am besten zu thun, wenn ich nach alter Gepflogenheit unsers kritischen Organs von beiden Verfassern hier einige Proben bringe. Ich ertheile zuerst nach der Reihenfolge im Buche Ludwig Aub das Wort:

Der Erfolg ist ein kleiner Punkt auf einer großen Scheibe, drum muß er er—zielt sein.

Und das richtige Mahnwort:

Nicht nur Lessing, sondern die ganze deutsche Literatur will weniger erhoben und desto mehr gelesen sein.

Dazwischen einige gelungene Epigramme auf lebende politische und literarische Größen. Und nun mag Hermann Thom für sich sprechen:

Nur in einem Falle gestattet dir die gute Sitte, eine fremde Frau zu umarmen — wenn man Musik dazu macht.

Eine ganz richtige Charakterisirung des Tanzens.

In eine Gesellschaft vernünftiger Männer tritt eine hübsche Frau und das Narrenhaus ist fertig. — Die Carrière ist ein Kartenspiel, bei dem Glück Trumpf ist.

Trefflich ist auch Thom's Epigramm „Das Duell":

Sie traten vor mit kecker Stirne
Und zornerglühten Angesichts;
Sie zielten beide nach dem Hirne
Und — ganz natürlich — trafen nichts.

Am sarkastischsten aber ist Thom gegen die Frauen.

Mit besonderer Freude begrüßte ich das Erscheinen von Joseph Huschak's „Gesammelten Schriften" (Nr. 5), hatte ich doch selbst oft genug den mir persönlich befreundeten Verfasser erinnern müssen, daß es an der Zeit sei, seine Aphorismen in einer Buchausgabe festzuhalten. Mit dem zweiten Hefte seiner nun erscheinenden gesammelten Schriften beginnen seine geistreichen Aphorismen, welche wol noch das dritte Heft füllen werden und deren einzelne bereits früher zerstreut in verschiedenen Blättern, so auch in Rosegger's „Heimgarten" erschienen. Huschak, der alte Freund Meißner's, von dem die Literaturgeschichte noch ganz interessante Meißneriana zu fordern berechtigt wäre, ist ein Aphoristiker ersten Ranges, ein ausgezeichneter Wortspieldichter. In bescheidener Ausstattung bietet er seine Denksprüche, die sich jenen der anerkannten Aphoristikerin von Ebner-Eschenbach würdig an die Seite stellen; ja, Huschak ist einer der wenigen Classiker der Aphorismenliteratur ihrer Gediegenheit und auch ihrer Zahl nach. Ein à jour gefaßter Brillant ist fast jeder Gedanke, jedes

Wortspiel ein Meisterstück. Wie viele derselben sind ungezeichnet in den „Fliegenden Blättern" erschienen! Hier einige wenige:

Thatsachen sind nicht immer Sachen der That. — Wegen eines Betrags ändert sich leicht das Betragen. — Sobald die Treue den Kopf verloren, kann ihn auch die Reue nicht zurechtsetzen. — Das Verdienst erringt nicht stets den Verdienst. — Die Mächtigen können zwar nahestehen, stehen aber an, sich zu nähern. — Ist er wol gelitten? fragt man oft; selten aber: was er wol gelitten haben mag! — Huldige nicht zu viel den Flüssigkeiten, willst du nicht selbst aufs Trockene kommen. — An der Koketten im schwersten Seidenkleid ist selten ein guter Faden zu finden u. s. w.

So geht es 68 Seiten eng gedruckt in meist kurzen Sätzen fort. J. Huschak's Sohn, Wilhelm Huschak, hat das Talent, Aphorismen und Wortspiele nur so hervorzusprudeln, von seinem Vater geerbt, hoffentlich finde ich dieselben später einmal auch unter dem mir zur Kritik zugewiesenen Einlaufe.

Eduard Maria Schranka.

Feuilleton.

Die festliche Feier, mit der Würtemberg jüngst die fünfundzwanzigjährige Regierung seines Königs begangen, hat ein sehr hübsches literarisches Andenken von bleibendem Werthe hinterlassen. Theodor Beyttenmüller, durch drei umfangreiche Anthologien als geschmackvoller Sammler bekannt, hat sich die Aufgabe gesetzt, die Liederstimmen schwäbischer Dichter über Schwaben in passender Auswahl zusammenzustellen. Daß die Arbeit keine geringe war, läßt sich im sangesfrohesten Gebiete der deutschen Marken schon voraussetzen. So liegt nun mit dem Wahlspruche des würtemberger Herrscherhauses „Furchtlos und treu!" als Titel ein „Würtembergischer Liederschatz" vor, der mit einer Fülle landschaftlicher Originalzeichnungen Th. Hoffmann's geschmückt, eine würdige Jubiläumsausgabe bildet (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Der Stoff ist in drei Abtheilungen gegliedert: „Sagen und Geschichte", „Landschaftsbilder", „Lebensbilder". Wüßte man es nicht, bei der Durchsicht des Buchs träte es lebhaft ins Bewußtsein, wie sehr Schwabens Dichter Deutschlands Lieblingssänger sind. So selten fällt ein fremderes Lied, ein unbekannterer Name ins Auge. Die Kerner, Schwab, Uhland, Hauff, Knapp, Mörike, Hölderlin, Schubart, auch Schiller einmal, Gerok, F. Th. Vischer, J. G. Fischer, H. Kurtz, Ed. Paulus, K. Grüneisen, K. Mayer, Max Schneckenburger, L. Pfau bilden bei weitem den Kern des Buchs, das sich gewiß einer guten Aufnahme erfreuen darf.

— Von Herrn J. E. Freiherrn von Grotthuß und der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg werden wir um die Mittheilung ersucht, daß sie sich entschlossen haben, das „Baltisch-Deutsche Dichterbuch" statt, wie zuerst beabsichtigt und bekannt gemacht wurde (vgl. Nr. 9 d. Bl. d. J.), zum diesjährigen Weihnachtsfeste, erst im Herbste des nächsten Jahres (1890) erscheinen zu lassen. Ein monatelang dauerndes Unwohlsein des Herausgebers, nicht zuletzt aber auch die Ueberzeugung, daß die Theilnahme der betheiligten Kreise an dem geplanten Werke noch lange nicht als erschöpft anzusehen ist, wie aus der Fortdauer zahlreicher Einsendungen zu schließen, haben den Aufschub der Veröffentlichung als geboten erscheinen lassen, da der erzielte Zeitgewinn eine noch würdigere und sorgfältigere Ausgestaltung des Buchs zur Folge haben wird. Der Herausgeber bittet die Freunde der Sache um eine weitere gütige Bethätigung ihres Interesses und alle auf das „Baltisch-Deutsche Dichterbuch" bezüglichen Zuschriften, Sendungen an seine Privatadresse Berlin SW., Mittenwalderstraße Nr. 4 part., richten zu wollen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Aus Oesterreich wird von der Gründung eines „Scheffelbundes" berichtet. Derselbe stellt sich zum Zwecke die Ausschreibung eines Scheffel-Preises für Epos und historischen Roman, Ehrung verdienstvoller Dichter, Gewährung von Scheffel-Studienbeiträgen für Studenten und Künstler. Beitrittserklärungen werden entgegengenommen von A. Breitner, Mattsee (Salzburg).

Bibliographie.

Affolter, A., Untersuchungen über das Wesen des Rechts. Solothurn, Jent u. Comp. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Amicis, E. de, Unsere Freunde. Illustriert von G. Amato, G. Colautoni, J. Farina ꝛc. Nach der 3. Aufl. aus dem Italienischen von R. Teuscher. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Andrássy, Graf J., Die Einheit der österreichisch-ungarischen Armee. Rede über die Wehrgesetz-Vorlage. Autorisirte Ausgabe. Wien, Manz. Gr. 8. 80 Pf.

Ballestrem, Eufemia Gräfin (Frau von Adlersfeld), Sol und andere Novellen. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Baumann, J., Platons Phädon, philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Julius von Beliczay. Eine biografische Skizze von A. J. Karlsbad, Jakob. 8. 50 Pf.

Degen, A. v., Emser Kränchen. Heitere Geschichten aus dem Saisonleben. Leipzig, Brehse. 8. 1 M.

Freese, F., Münchener Künstlernovellen. München, F. A. Ackermann. 8. 2 M.

Friedrich, F., Nach Glück! Roman. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 12 M.

Graus, H., Die Wunder der Bühne. Mit zahlreichen Text-Abbildungen. Leipzig, Spamer. 1890. Gr. 8. 2 M.

Groß, F., Zum Nachtisch. Geschichten und Skizzen. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 4 M.

Hamberger, J., Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809. Klagenfurt, Raunecker. Gr. 8. 2 M.

Hoffmeister, H., Am Kaiserhofe zu Goslar. Eine historische Novelle. Osterwieck, Zickfeldt. Gr. 16. 75 Pf.

Kematmüller, H., Die periodische Wiederkehr der Hegemoniefrage zwischen der germanischen und slawischen Race in der Geschichte. Geschichtliche Studie. Temesvár, Ramel. 8. 75 Pf.

Lingen, C., Myosotis. Eine Dichtung. Nürnberg, Korn. 8. 1 M.

Melnec, S., Glücksträume. Drei Erzählungen aus dem Leben. Leipzig, Gebhardt. 8. 5 M.

Mikado, Militär-Humoresken. Leipzig, Werther. Gr. 8. 1 M.

Mohr, Die Kirchen von Köln, ihre Geschichte und Kunstdenkmäler. Berlin, F. E. Lederer. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Perthes, O., Die Mitschuld unseres höheren Schulwesens an der Ueberfüllung in den gelehrten Ständen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M.

Peters, O. E., Der Graf von Gleiberg. Eine Balladendichtung. Gießen, Ottmann. 16. 1 M.

Rauchenegger, B., Allerhand G'schicht'n! Ernstes und Heiteres aus dem Volksleben in den bayerischen Bergen und Städten. München, Knorr u. Hirth. 8. 1 M. 50 Pf.

Recheis, G., Bäderfahrten. Lustiges und Lehrreiches aus berühmten Bädern und Sommerfrischen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Schneider, G., Deutsche Weisen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schultz, K. T., Unverloren. Ulla. Zwei Novellen. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Schweizer-Lerchenfeld, A. Freih. v., Veldes. Eine Idylle aus den Julischen Alpen. Mit 40 Illustrationen von L. Benesch. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 60 Pf.

Trengold, F., Allfadur. Der Alten Gottesdienst. Stuttgart, Lutz. 12. 80 Pf.

Wagner, G., Streifzüge in das Gebiet der deutschen Sprache. Eine Zusammenstellung deutscher Wortfamilien. Hamburg, O. Meißner. 8. 4 M.

Warnus, A. v., Schneeglöckchen der Liebe. Ein Liedersträusschen. Linz, Marois. 16. 4 M. 50 Pf.

Weigand, W., Die Frankenthaler. Roman. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 6 M.

Zaïda, Das Negermädchen. Volksdrama. Von Africanus. Salzburg, Mittermüller. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

8. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten. Es hat deshalb ganz besonderes Interesse für alle, welche Schweden und Norwegen besuchen wollen oder besucht haben, darf aber auch andern Kreisen als anziehende Lectüre empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten.

Zweite Auflage. Geh. 13 M. Geb. 15 M.

In diesem Werke, von welchem sofort nach Vollendung der Lieferungsausgabe eine unveränderte zweite Auflage nöthig wurde, wird zum ersten male die Thätigkeit der deutschen Kriegsmarine in der Südsee von einem Manne geschildert, welchem eine leitende Rolle dabei zufiel. Eine reiche Fülle des anziehendsten Stoffes wird in anziehendster Form geboten. Samoa bildet den Hauptschauplatz des Werkes, das deshalb gegenwärtig ein gesteigertes Interesse erregt und als ein echtes Volksbuch bezeichnet werden kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1889. **Neuntes Heft.**

Inhalt: Novelle von O. von Oberkamp. (Schluß.) — Die Regierung des Präsidenten Grover Cleveland. Von Dr. Rudolf Doehn. — Deutschlands überseeische Interessen und seine Kriegsflotte. Von Victor Miles. — Unsere Lyrik und ihre Aufgaben. Von Albert Dresdner. — Zur funfzigjährigen Jubelfeier der Photographie. Von Bernhard Dessau. — Robert Hamerling. Von Fritz Lemmermayer. — Vom Werthe der Kritik. Bemerkungen zum „Herzensguß“ der Frau von Suttner. Von Dr. Moritz Necker. — Ein offenes Wort in Anlaß des „baltischen Deutschthums“. Von Friedrich Bienemann. — Die Urania in Berlin. Von Franz Bendt. — Denkwürdiges: Deutsche Reichsgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Jahrgang 1889, 1. Band (Heft 1—6) geb. in Halbfranz 7 M. 50 Pf.

Von der Wiege
bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Verbindender Text und Katalog gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Critique de la philosophie Kantienne

par

Arthur Schopenhauer,

traduite en français

par

I. A. Cantacuzène.

8. Geh. 3 M. 20 Pf.

Diese Uebersetzung eines Anhangs zu Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung“ war in der 1886 erschienenen französischen Ausgabe dieses Werks: „Le Monde comme volonté et comme représentation“ (2 vol. 20 M.), weggelassen und bildet also eine nothwendige Ergänzung derselben.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Illustr. Preislisten gratis! 7 **C. L. Flemming** 7 **Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.**

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7.—, 12.—, 18.—M. pr. St. blau.

Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

SEP 28 1889

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 12. September 1889.

Inhalt: Zur Charakterzeichnung der Franzosen. Von Otto Speyer. — Schöne Literatur. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Neueste Shakespeare-Forschung in Deutschland. Von Ludwig Fränkel. — Novellen. Von Frida Brasch. — Zur deutschen Wirthschaftsgeschichte. — Vom Deutsch-Französischen Kriege. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakterzeichnung der Franzosen.

Aus dem frühern Frankreich. Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl. Minden, Bruns. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.

Wie Feodor Wehl in der Vorrede mittheilt, hat er sich als Dramaturg und Theaterkritiker gegen das beflissene Verpflanzen französischer Dramen auf die deutsche Bühne und die damit zusammenhängende Vernachlässigung der heimischen Bühnenschöpfung wiederholt lebhaft ausgesprochen und nachgewiesen, daß die deutschen Dramatiker mit der scenischen Muse auf hinlänglich vertrautem Fuße ständen, um die französischen Vorbilder entbehren zu können. Wenn man ihn nun deshalb einen Franzosenfresser gescholten habe, so soll das vorliegende Buch bezeugen, daß er ein offenes Auge, ein richtiges Verständniß und vorurtheilslose Theilnahme für Personen und Dinge in Frankreich habe.

Der erste und umfangreichste der sieben Aufsätze des Buchs: „Französische Frauenbriefe", gibt eine Uebersicht der bedeutendsten Briefstellerinnen der drei letzten Jahrhunderte in Frankreich, im Anschluß an das verdienstvolle Werk von Eugène Crépet: „Le trésor épistolaire de la France."

Die Briefe der Frauen sind vorwiegend impulsiver Art, meist beherrscht von augenblicklichen Eindrücken und den Eingebungen des Moments folgend. Wenig nüchtern überlegt und ausgeklügelt, sind sie sozusagen unmittelbare Auslassungen des Gemüths, unbeanstandete Schwingungen des Geistes, heilige Offenbarungen des tiefsten Innern. Fast alle Frauenbriefe tragen den Stempel einer natürlichen Ursprünglichkeit, einer berauschenden Stegreifkundgebung.

Mag der nüchterne Leser, während er diese Charakteristik der weiblichen Briefliteratur im allgemeinen als richtig anerkennt, doch geneigt sein, über die „heiligen Offenbarungen" und „berauschenden Kundgebungen" etwas skeptisch den Kopf zu schütteln, so wird er dem Verfasser darin vollkommen recht geben müssen, daß die Französinnen in diesem Zweige der Literatur den ersten Rang einnehmen, wenn auch sein Urtheil, daß ihre Briefe „voller Geist, tiefer Beobachtung, rührender Gewalt der Empfindung und reicher Fülle der Gedanken" seien, in dieser Allgemeinheit als ein übertrieben günstiges erscheint.

Der Verfasser gibt uns vor den mitgetheilten Briefen oder Auszügen in der Regel eine kurze, aber ausreichende Charakteristik der Schreiberin und der Verhältnisse, in denen sie lebte. Die beiden ersten von Franz' I. Schwester Margarethe und von Maria Stuart wären vielleicht besser weggeblieben, da sie ganz vereinzelt, ohne alles Verhältniß zur Zeitgeschichte dastehen, während in allen folgenden eine solche Beziehung, ein gewisser innerer Zusammenhang und eine fortschreitende Entwickelung nicht zu verkennen sind. So stellen sie, wie die französische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts überhaupt, ein treues Spiegelbild der allmählichen Umwälzung dar, die sich in der Gesellschaft vollzog, wo anstatt des anfangs vorherrschenden socialen und höfischen Elements mehr und mehr zunächst die literarischen, dann die kirchlich-religiösen und endlich die politischen Streitfragen und Kämpfe in den Vordergrund treten.

Wir heben aus der langen Reihe der leider öfters nur in allzu kurzen Bruchstücken mitgetheilten Briefe zunächst den der Frau von Schomberg, der Nachfolgerin der Madame de Sablé in der Gunst des Herzogs von Larochefoucauld, hervor, voll geistreicher und treffender Bemerkungen über die berühmten „Maximes", deren misanthropisch-egoistischen, im tiefsten Grunde unsittlichen Kern die Verfasserin scharfblickend erkennt und ohne Schonung für den Freund bloßlegt. — Von der alternden Ninon de l'Enclos lesen wir ein bezeichnendes Schreiben an St.-Evremond, das, nachdem sie ihm zuerst dafür gedankt, daß ihm ihre Seele mehr gelte als ihr „nicht mehr der Beachtung werther" Körper, doch mit den Worten schließt: „Ich verehre Sie zärtlicher, als es die Philosophie erlauben will." Von der

allgemein bekannten, auch in neuester Zeit wieder herausgegebenen und commentirten Correspondenz der berühmtesten Briefstellerin Frankreichs, der Frau von Sévigné, bringt unser Buch unter anderm die beiden allerdings charakteristischen, dafür aber auch in fast allen französischen Anthologien abgedruckten Briefe über den Tod des königlichen Mundkochs Vatel, und über die Heirath der Mademoiselle de Montpensier, der Nichte Ludwig's XIII., mit dem Grafen von Lauzun. Wirklich rührend würde ein Brief Adrienne Lecouvreur's sein, den dieselbe zu Gunsten eines von ihr verschmähten Liebhabers an dessen Mutter schreibt, wenn den Leser nicht unwillkürlich ein Zweifel an der Aufrichtigkeit der schönen Schreiberin überschliche. — Von Madame du Deffand, der Maitresse des Regenten wie Horace Walpole's und zugleich der tonangebenden Salondame ihrer Zeit, die der Verfasser, allerdings nicht ohne Uebertreibung, die Erfinderin der französischen Causerie nennt, erhalten wir eine geistreiche Verspottung des damals so hochgefeierten und doch so unbedeutenden Literarhistorikers La Harpe, dessen Geistesarmuth Frau du Deffand klar durchschaut:

Er muß sich erbärmlich abquälen, der gute La Harpe, um ein wenig Genie zu haben. Wenn ich seine Vorträge lese, sehe ich immer den Frosch, der sich aufbläht, bis er platzt.

Die Reflexionen eines andern Briefes derselben Verfasserin über den Tod und ein künftiges Leben, voll Klarheit des Denkens und Schärfe des Urtheils, geben uns eine deutliche Vorstellung von der trostlos öden Skepsis, die damals die Gemüther fast aller Denkenden in der französischen Gesellschaft ergriffen hatte.

Wenn ein Zeitgenosse die Herzogin von Choiseul, die Gattin des bekannten Ministers Ludwig's XV., als „eine kleine, zierliche, wie aus einem Feenei geschlüpfte Frau" schildert, so setzt uns um so mehr ihr kräftiges und entschiedenes Verdammungsurtheil über Voltaire in Erstaunen, welcher die von ihr tief verachtete Katharina II. vertheidigte und ihr schmeichelte:

Diese Leute, die sich einbilden, die Herren der Welt zu sein, erniedrigen sich bis zur gemeinsten Kriecherei vor einem verbrecherischen Weibe, blos weil es auf einem Throne sitzt.

In der bunten Mosaik des überlangen Briefes erhält auch J. J. Rousseau sein Theil,

dem die Eitelkeit so den Kopf verrückt hat, daß er auch, um berühmt zu werden, den Tempel von Ephesus in Brand gesteckt haben würde.

Mit den Briefen der Frau Roland tritt natürlich die Politik in den Vordergrund. Zumal die aus dem Gefängnisse mitgetheilten Aeußerungen dieser Frau, der Seele ihrer Partei, die man nicht ohne Grund den einzigen Mann unter den Girondisten genannt hat, flößen bei all der uns seltsam anmuthenden Verblendung, die aus dem modernen Frankreich mit seiner tausendjährigen monarchischen Tradition eine Republik nach altrömischem Muster zu machen sich vermaß, hohe Bewunderung für die Seelengröße und den Opfermuth der Schreiberin ein. — Wenn Crépet die Briefe der unglücklichen Königin Marie Antoinette ganz beiseite läßt, weil der Beweis der Echtheit für dieselben nicht erbracht sei und vor allem „weil ihnen der literarische Charakter fehle", so hat Wehl doch sehr wohl gethan, das unzweifelhaft authentische, an ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, nach ihrer Verurtheilung gerichtete Schreiben mitzutheilen, das sich, wenn Sprache und Stil dem Franzosen nicht genügen mögen, durch die darin sich kundgebende edle und echt christliche Gesinnung jedes fühlende Herz rühren muß. — Dagegen müssen wir es als eine höchst unglückliche Wahl bezeichnen, wenn der Verfasser von Frau von Staël nur den im Jahre 1810 bei Ueberreichung ihres Buchs „De l'Allemagne" an Napoleon gerichteten Brief anführt. Durch ihre unbezwingliche Sehnsucht nach dem heißgeliebten Paris und die Sorge um die Zukunft ihrer Söhne hatte sich die Schreiberin bekanntlich verleiten lassen, zu dem verhaßten und feindseligen Imperator in einem Tone zu reden, der ihr nicht von Herzen kam. Wenn der Brief auch nur „ehrerbietig" ist, wie ihn Lady Blennerhassett in ihrer trefflichen Biographie der Frau von Staël (III, 277) bezeichnet, und keineswegs, wie Wehl behauptet, erniedrigende Schmeicheleien enthält, so liegt doch der darin enthaltenen Anerkennung der großen Eigenschaften des Kaisers eine gewisse Heuchelei zu Grunde, die als eine Verleugnung ihres eigentlichen Wesens erscheint und die sie selbst bald lebhaft bereute.

Haben wir bei dem ersten räumlich wie inhaltlich weitaus bedeutendsten Artikel unsers Buchs ziemlich lange verweilt, so dürfen wir die übrigen ohne Bedenken summarischer behandeln.

Der Essay über Ludwig XVI. ist weder einfache Geschichtserzählung noch bloße Charakterschilderung, sondern ein etwas ungefüges Mittelding zwischen beiden. Wehl's Urtheil über den unglücklichen Monarchen ist ohne Zweifel im wesentlichen zutreffend, bringt aber weder neue Thatsachen noch neue Gesichtspunkte. Wenn der Verfasser zu dem Ergebnisse kommt: „Man soll nicht Herrscher sein wollen, wenn man es nicht versteht", so erscheint dieser indirecte Vorwurf bei dem legitimen Thronerben, dem keine Wahl blieb, seltsam und ungerechtfertigt. Daß sich Ludwig XVI. durch eine rechtzeitig gewährte freisinnige Verfassung zum Abgott Frankreichs gemacht und glücklich bis zum Ende seiner Tage regiert haben würde, ist eine ebenso fragwürdige Behauptung wie der Satz, der es für das einfachste Gesetz der Staatskunst erklärt, daß, wenn ein Volk Freiheit verlange, man ihm davon über seine Wünsche geben müsse, „weil man es nur so erstaunt und dankbar mache".

In „Guizot und das Bürgerkönigthum" bezeichnet es der Verfasser als die Aufgabe des letztern, die Julirevolution von 1830 mit der von 1789 zu verknüpfen, ein Gedanke, der unsers Wissens zuerst von Gutzkow ausgesprochen ist. Die Charakteristik Ludwig Philipp's ist nicht tiefgehend genug; es ist immer nur von seiner kleinbürger-

lichen Gesinnung und Auffassung die Rede. Wenn Wehl sagt, der König habe seine Legitimität in der Erbschaft der Revolution suchen, sich zum Vertreter des revolutionären Princips Europa gegenüber erklären müssen, so heißt das nichts anderes, als er hätte eben nicht Ludwig Philipp, sondern ein ganz anders gearteter Mensch und Monarch sein und die mit ihm naturgemäß zur Herrschaft gelangte Bourgeoisie ihr eigenstes Wesen vollständig verleugnen müssen. Guizot, der große Geschichtsphilosoph und mittelmäßige Staatsmann ohne Verständniß für die Bedürfnisse und Bestrebungen seiner Zeit, ist in seinem puritanischen Hochmuthe und politischen Doctrinarismus, mit dem er das ganze constitutionelle Staatsleben schematisiren und in ein ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse festgestelltes System zwängen wollte, im wesentlichen richtig gezeichnet. Von Interesse sind zumal die mitgetheilten Auszüge aus Guizot's Memoiren, wie seine Urtheile über Talleyrand, Metternich, Kaiser Nikolaus von Rußland u. a.

Der Aufsatz „Frankreich und seine Kaiserreiche" entnimmt seinen Stoff hauptsächlich aus Lanfrey's „Geschichte Napoleon's I.", Eugèn Ténot's „Paris im December 1851" und Taxile Delord's „Geschichte des zweiten Kaiserreichs". Die Auszüge aus dem erstgenannten Werke, keine kritische Untersuchung, auf die sich Wehl überhaupt nicht einläßt, sondern nur ein Bericht, können den Leser, der sich nicht bereits ein objectives Urtheil über Napoleon I. gebildet hat, leicht zu einer ebenso einseitigen Unterschätzung des gewaltigen Mannes verleiten, wie man dieselbe mit Recht dem Lanfrey'schen Buche selbst zum Vorwurf macht. Ténot's Erzählung über die Thatsachen des 2. December, welche, die Auffassung seines Verfassers deutlich an der Stirn tragend, als die schärfste Verurtheilung des Staatsstreichs erscheint, die sich denken läßt, bespricht unser Buch nur kurz, während es bei Delord's allerdings weit bedeutenderem Werke, dessen Verdammungsurtheil über das zweite Kaiserreich die Nachwelt im ganzen bestätigt hat, länger verweilt. Wenn unser Verfasser dagegen Napoleon III. wenigstens indirect als einen „finstern Tyrannen" bezeichnet, so kann eine solche Verkennung seines wahren Wesens nur ein ungläubiges Achselzucken hervorrufen.

Der Artikel „Robespierre als Dichter" rechtfertigt seine Ueberschrift nur wenig; er bringt in der Hauptsache blos eine Charakteristik des berühmten oder berüchtigten Revolutionsmannes, die im wesentlichen Mignet's Auffassung in seinem Geschichtswerke wiedergibt. Das einzige Gedicht, eine Verherrlichung der Begriffe „Mutter" und „Liebe", welches Robespierre trotz oder wegen der darin herrschenden Sentimentalität und kleinbürgerlich moralischen Auffassung vielleicht nicht mit Unrecht zugeschrieben wird, hat der Verfasser in deutschen Versen, die freilich mehr eine freie Bearbeitung als eine Uebersetzung darstellen, trefflich wiedergegeben.

Von größerm Interesse sind die in dem Aufsatze „Ein französischer Dichter und sein Tagebuch" enthaltenen Auszüge aus den neuerdings theilweise veröffentlichten, aber wol wenigen Deutschen zu Gesicht gekommenen Tagebüchern Alfred de Vigny's. Dieselben sind ganz danach angethan, uns für ihren Verfasser, in dem uns eine durchaus ehrenhafte und zugleich ideal angelegte Natur entgegentritt, Theilnahme und Sympathie einzuflößen. Wenn wir übrigens mit Feodor Wehl lebhaft bedauern, daß de Vigny, den wir unbedingt als den bedeutendsten Vertreter der romantischen Schule nächst Victor Hugo anerkennen müssen, in Deutschland weniger bekannt ist, als er es verdient, müssen wir doch die Zusammenstellung von Urtheilen über ihn in unserm Buche als eine einseitige und übertrieben günstige bezeichnen, die dem Leser, der daraufhin die Lektüre seiner Gedichte und Romane vornähme, leicht eine Enttäuschung bereiten könnte. De Vigny's Landsleute dürften übrigens von einigen hier mitgetheilten Aeußerungen über sie wenig erbaut sein, wie wenn er sagt (S. 279):

> Der Franzose ist der geborene Vaudevilliste und vermag daher wenig zu begreifen, was darüber hinausliegt. . . . Für ein Publikum solcher Menschen zu schreiben, ist beinahe ein erbarmungswürdiges Geschäft. . . . Der Franzose liebt weder die Lektüre noch die Musik, noch die Poesie. Seine Leidenschaft ist die Gesellschaft, der Salon, der Geist und die Prosa der Unterhaltung.

In seinem letzten Artikel: „Aus dem pariser Zigeunerleben der Kunst", hat es sich der Verfasser bequem gemacht. Wenn er unter der Bohême, einem Namen, der bekanntlich von Henri Murger, dem Vorbilde und Historiker dieser Zunft herrührt, „die Gesellschaft und den Verkehr der pariser Schriftsteller und Künstler untereinander" versteht, so ist das freilich ein so weiter Begriff, daß sich das gesammte Kunst- und Literaturleben der französischen Hauptstadt darunter unterbringen läßt. Aber die meisten Personen, von denen der Artikel Skizzen und einzelne Züge bringt, würden sehr lebhaft widersprechen, wenn man sie als zur Bohême gehörig betrachten wollte. Daß sie vielleicht hie und da das Café Royer besuchten, oder daß sie selbst und ihre Werke dort durchgehechelt wurden, gibt noch keine Berechtigung, sie zu dessen zigeunerhaften Habitués zu zählen. Im ganzen ist der Aufsatz ein recht unterhaltendes Allerlei, oder nach Wehl's eigenem Ausdrucke „eine kleine Chronik, wie sie uns gerade einfallen will" über bekannte Künstler und Schriftsteller des Julikönigthums. Da bekommen wir neben einer Charakteristik echter Bohémiens, wie der Dichter Murger und Nerval, der Maler Huot, Corot und Courbet, die bekannte Duellgeschichte zwischen E. Girardin und A. Carrel, die „Entdeckung" der George Sand durch Sandeau und Delatouche, das letzte Gedicht Heinrich Heine's, ein Urtheil über Horace Vernet's Schnellmalerei, Anekdoten von der Rachel, ihrem ersten Auftreten und ihrer Todesstunde, von Rossini und Berlioz, von Béranger, ja sogar abermals eine Betrachtung über Ludwig Philipp und sein Verhältniß zu Guizot und Thiers, das uns unwillkürlich ein dic cur hic? auf die Zunge legt, endlich auch eine Auslassung über französische Selbstberäucherung und die Rolle, die Frankreich in der Geschichte gespielt hat — das alles, wie

gesagt, ganz unterhaltend, aber weder neu noch originell in Auffassung und Darstellung.

Im ganzen zeugt die Schrift unzweifelhaft von fleißigen Studien über das moderne Frankreich und zumal die Epoche des Julikönigthums. Leicht und flüssig geschrieben, wird sie gewiß allen Lesern Unterhaltung und Anregung, vielen ohne Zweifel auch manches Neue bringen. In die Tiefe geht sie nirgends, ebenso wie wir neue Gesichtspunkte und originelle Anschauungen über Dinge und Personen vergeblich darin suchen würden.

Eine Anzahl Flüchtigkeiten, Schreib- oder Druckfehler, wie wenn Wehl den Renée'schen Ausdruck, der Mirabeau das Verbe politique du 18e siècle nennt, mit „das politische Zeitwort", statt „der politische Logos" übersetzt, wenn er die Einführung des Protestantismus in Frankreich in die Jahre 1630—1670 verlegt (S. 4), wenn er indolence mit insolence verwechselt (S. 144) u. a. m., dürften in einer zweiten Auflage, die wir dem Buche wünschen wollen, vermieden werden.

Otto Speyer.

Schöne Literatur.

1. In ferner Inselwelt. Roman von Christian Benkard. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 5 M.

Ein Colonialroman! Und warum auch nicht? Gerade das aufblühende Leben Neu-Deutschlands, sowol des europäischen als auch des außereuropäischen, dürfte geeignet sein, unserer Dichtung das Interesse derer zurückzugewinnen, welche sich grollend und gelangweilt von ihr abgewendet haben. Aber noch eins darf hier nicht vergessen werden, das ist der große Nutzen, den die dichterische Behandlung neuzeitlicher Fragen in praktischer Hinsicht zeitigen muß. Es gibt keinen literarischen Rahmen, innerhalb dessen eine Klärung moderner Fragen besser angebahnt werden könnte als in demjenigen der Dichtung, die uns nicht nur im Fluge eine Tafel mit Thatsachen, Namen, Zahlen u. s. w. entrollt, sondern uns auch zum liebevollen Verweilen, zur Vertiefung in den behandelten Gegenstand einladet. Das ist denn auch bei dem vorliegenden Romane der Fall. Welch ein vielfarbiges, reizvolles Bild der Leiden und Freuden unserer ausgewanderten Stammesgenossen enthüllt sich uns in der Schilderung Benkard's; wie viel fruchtbarer und anregender wirkt dieses Bild auf Geist und Gemüth des Lesers als irgendein trockener Zeitungsartikel, mag er noch so sachlich und gelehrt geschrieben sein. Die Schilderung muß freilich auch als das eigentlich Fesselnde in diesem Werke bezeichnet werden; die dichterische Handlung befriedigt weniger, weil ihr einerseits die nöthige Eigenart, andererseits aber eine ausgeprägte, allgemein menschlich bedeutende Idee abgeht. Starkes, schöpferisches Talent darf man hier nicht erwarten, wol aber liebenswürdige, frische Erzählergabe, geweckte, verständige Beobachtung und warmes deutsches Empfinden. Nicht überall hat sich der Verfasser von der hergebrachten Schablone in der Zeichnung der Charaktere und in der Entwickelung der im Samoa-Archipel u. s. w. spielenden Handlung freizumachen gewußt. Weniger als hervorragende Dichtung, mehr als erfreuliches Zeichen der Zeit darf der Benkard'sche Roman willkommen geheißen werden. Besonders anschaulich hat der Verfasser die coloniale Nebenbuhlerschaft der verschiedenen Nationen und die eigenthümliche Stellung des deutschen — Michels unter denselben gekennzeichnet. Nach den Vorgängen, die sich noch jüngst in unserer Colonialpolitik abgespielt haben, unterliegt es keinem Zweifel, daß dieses Buch mit Interesse gelesen werden wird. In hohem Grade zeitgemäß ist es jedenfalls.

2. Das Grafenkind und andere Novellen. Von Ernst Wichert. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 5 M.

Der liebenswürdige Erzähler verleugnet sich auch in diesem Bande nicht: man kann Ernst Wichert immer mit Vergnügen lesen. Der freundlich-sonnige Hauch, von dem seine Novellistik durchweht ist, sorgt dafür, daß die Stirn des Lesers nicht allzu lange von düstern Falten umlagert wird. „Das Grafenkind" ist nicht gerade durch Neuheit und Eigenart ausgezeichnet, die Charaktere darin sind schon recht oft dagewesen, dafür ist das Ganze immerhin hübsch erzählt und fesselnd aufgebaut. Die beiden folgenden Novellen „Ein Wohlthäter" und „Galeotto in Deutschland" sind schon feiner erfunden, die letztere namentlich ist mit Geschick durchgeführt, obwol ich der Entwickelung der Handlung keine allgemeine Wahrscheinlichkeit zusprechen möchte. Auch konnte ich beim Lesen dieser Geschichte das unangenehme Gefühl nicht loswerden, daß Wichert hier die wunderschöne Poesie des Echegaray'schen Dramas in nüchterne Alltagsprosa übersetzt. Der Charakter des jungen Gelehrten, der die Frau seines Bruders anbetet, im Hause desselben jahrelang lebt, mit dem geliebten Wesen jahrelang in engstem Verkehre steht, ohne daß seine Neigung in Leidenschaft ausbricht, ist nicht ganz leicht zu begreifen. Dieses wunschlose platonische Verzichten dürfte psychologisch etwas gewagt sein. Alles in allem darf man den vorliegenden Novellenband als ansprechende Salonliteratur bezeichnen. Um nachhaltig zu ergreifen, dürften diese Geschichten — sagen wir — zu „wohlerzogen gebildet" sein.

3. Adam Mensch. Roman von Hermann Conradi. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 5 M.

Dieser Roman erinnert mich an ein Epigramm des witzigen Oskar Blumenthal:

Und ist der Dichter auch verrückt,
So hat er sicher — viel Verstand verloren!

In der That, man kann in diesem Buche alles Mögliche finden, nur nicht geistige Gesundheit. Adam Mensch soll eben die neueste Entwickelungsstufe des homo sapiens anschaulich machen. Er ist nämlich ein Lump durch und durch, ein Individuum, das vor lauter Selbstsucht dreiviertel wahnsinnig ist. Ich besprach vor einiger Zeit an dieser Stelle einen Roman von Wilhelm Walloth: „Der Dämon des Neides." Hier haben wir das Gegenstück dazu. Dieselbe Gedankenblässe, dieselbe sittliche Zerfressenheit, dieselbe Sucht, etwas ganz Außergewöhnliches zu schaffen und leider auch dasselbe Unvermögen. Parturiunt montes et nascitur ridiculus mus! Viel Geschrei und wenig Wolle! Oder soll dieser Herr Adam Mensch wirklich ein Mensch sein? Allenfalls ein armer Wahnsinniger, wenn wir ihn ernst nehmen wollen. Dächte und spräche der Mann nicht so viel philosophisch klingen sollendes, in der That aber ganz unsinniges Zeug durcheinander, dann würden wir ihn einfach als irgendein verwahrlostes Subject laufen lassen. So aber können wir ihm, als einem Menschen, der an der Flamme des Grübelns die Flügel seines Geistes versengt hat, unser tiefes Mitleid nicht versagen. Der Verfasser gibt sich allerdings dem beseligenden Glauben hin, in seinem Adam einen „Helden unserer Zeit" geschaffen zu haben. Zu einem Helden fehlen ihm aber vor allen Dingen zwei sehr nothwendige Eigenschaften, nämlich Fleisch und Blut. Denn so, wie Conradi sich diesen Herrn vorgestellt hat, ist er überhaupt ein Nichts, ein bei der Studirlampe erträumter blasser Schemen.

Noch etwas über Ausdrucks- und Darstellungsweise des Verfassers. Wir haben uns, um seine eigene geschmackvolle Wendung zu gebrauchen, „im stillen 'n Bein ausgefreut" (!) über die wirklich komischen Redensarten, mit denen er vergnügt um sich wirft, ohne zu ahnen, wie lächerlich er seine eigene Schöpfung dadurch macht. Besonders possirlich berühren die „philosophischen" Phrasen: „Der incarnirte Widerspruch ist immer Subtrahent." Ist das nicht schön gesagt? „Und er dachte an sein Individuum. Ob ... Hm ... ob man seine «Seele» nicht einmal ... nicht einmal — rasiren (!) lassen könnte?" Von Zeit zu Zeit geht die Schreibweise Conradi's in eine Art Depeschen- oder soll ich sagen Steckbriefstil über: „Stirn gefurcht, um Nase und Mund pointirte Schmerzensfalten." Nichts ist Conradi verhaßter als eine schlichte Ausdrucksweise. Es muß alles einen philosophischen Anstrich haben. Ist es nicht z. B. ganz klar, was ich meine, wenn ich sage: Die Frage ist für mich keine Vernunftangelegenheit, sondern eine Herzenssache? Der „Realist" Conradi verschmäht solche Hausbackenheit. Er sagt: „Die Frage ist für mich nicht eine neutrale Angelegenheit des Intellects, sondern" u. s. w. Ich bin leider außer Stande, diejenigen Stellen zur Charakteristik heranzuziehen, in denen der Verfasser Positives leistet, weil dieselben nicht ganz mittheilsfähig sind. Es soll nicht geleugnet werden, daß Conradi gerade die Zuckungen der Materie mit einer gewissen Anschaulichkeit zu schildern weiß, die wir hier nicht näher kennzeichnen wollen. Doch genug. Ein anderes als pathologisches Interesse kann die vorliegende Leistung nicht beanspruchen.

4. Der Doppelgänger. Erzählung von F. W. Dostojewski. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 1889. 8. 2 M.

Der Leser erwarte nicht, daß ich mich in Lobeserhebungen über die „psychologischen und physiologischen Feinheiten" dieses Romans ergehe. Mag sein, daß Dostojewski den regelrechten Verlauf des Wahnsinns von seinen ersten Aeußerungen bis zu seinem vollen Ausbruche genau studirt und trefflich wiedergegeben hat. Allein — was geht das mich, was geht das die „Blätter für literarische Unterhaltung" an? Ich bin kein Arzt, der das sachgemäß zu prüfen wüßte, sondern ein Kritiker, der die Bücher nach Maßgabe ihres literarischen Werths beurtheilt. Es ist heutzutage die läppische Unart aufgekommen, daß viele Kritiker sich mit besonderer Vorliebe in die pathologischen Schilderungen, namentlich der ausländischen Schriftsteller, vertiefen und aus dem mehr oder minder großen Geschicke, mit dem der äußere Verlauf einer körperlichen oder geistigen Krankheit dargestellt wird, den ästhetischen Werth des betreffenden Buchs ableiten. Eine Krankheit ist gewiß eine sehr ernste und wichtige Sache. Wird man sie aber mit Romanen aus der Welt schaffen? Die Dichtung kann doch auch nach dieser Richtung hin nur insoweit segensreich wirken, als sie das gesunde Fühlen und Denken der Völker kräftigt. Was sollen uns nun alle diese Erzeugnisse, deren Helden Wahnsinnige sind, wie das auch in diesem Romane wieder der Fall ist? Ein Kanzleibeamter, Goljadkin, wird uns mit allen seinen unverständlichen Gedanken, Empfindungen und Handlungen vorgeführt, bis es sich schließlich herausstellt, daß er ganz verrückt ist und ins Irrenhaus gesteckt werden muß. Was mit diesem bemitleidenswerthen Geschöpfe, mit diesem armen Idioten beginnen? Da wir anfangs gar nicht ahnen, mit wem wir es zu thun haben, so lächeln wir bald über die sonderbaren Lagen des Helden, bald ärgern wir uns über sein albernes Wesen. Es gehört eine gute Dosis russischer Roheit dazu, einen Verrückten dem Publikum als Spaßmacher vorzuführen und ihn dem Gelächter und Unwillen desselben preiszugeben. Zu welchem Zwecke der „Roman" ins Deutsche übersetzt ist, bleibt unerfindlich. Irgendetwas Dichterisches vermag ich zu meinem Bedauern im „Doppelgänger" nicht zu entdecken, der jedenfalls zu den schwächsten Erzeugnissen Dostojewski's gehört. Auch hier wieder die traurige Thatsache der Geistesumnachtung als dichterischer Vorwurf! Ich weiß sehr gut, daß auch dieser Roman in Deutschland seine Leser und Bewunderer finden wird. Groß ist ja das Herz der Mutter Germania für fremde Kinder!

5. Biographie und gesammelte Aufsätze von Alfred Graf Adelmann. Mit Porträt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 3 M.

Graf Adelmann, geboren im Sturmjahre 1848, ge-

storben am 18. April 1887, hat sich sowol als Schriftsteller, wie auch als Mensch und warmbegeisterter Vaterlandsfreund einen Namen zu erwerben gewußt. Er war ein echter Vertreter des bessern Theils der deutschen Jugend, jener Jugend, von der der große Kanzler einst sagte, daß es sich „unter ihrem Schatten schön werde ruhen lassen". Eine vornehme Natur, ja, ein Mann von seltenem Seelenadel, war er gleichzeitig ein nationaler Patriot, wie wenige. In politischer Hinsicht stellt er fast einen Typus jenes idealen Deutschthums dar, wie es von Bismarck so oft schmerzlich vermißt wurde. Gerade die reinmenschliche und politische Seite des Mannes möchte ich hier besonders hervorheben, weil sie es vorzugsweise ist, welche auch seinen „Gesammelten Aufsätzen" einen eigenartigen Reiz verleiht, der ihnen sonst abgehen würde. Denn im literarischen Sinne sind die letztern — wir wollen ehrlich sein — nicht eben bedeutend, wenn auch sauber stilisirt und in einer vornehmen und gebildeten Sprache gehalten. Bedeutend ist dagegen ihr ethischer und nationaler Gehalt, der sie zu einem wirklich empfehlenswerthen Lesestoffe, namentlich für die akademische Jugend, macht. Unser Vaterland könnte noch sehr, sehr viele solcher Männer gebrauchen, wie Alfred Graf Adelmann deren einer war.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Neueste Shakespeare-Forschung in Deutschland.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von F. A. Leo. Vierundzwanzigster Jahrgang. Weimar, Huschke. 1889. Gr. 8. 12 M.
2. Shakespeare der Autor seiner Dramen. Von Karl Heinrich Schaible. Heidelberg, C. Winter. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Abhandlungen zu Shakspere von Nikolaus Delius. Billige Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, Wiegandt u. Schotte. 1889. Gr. 8. 5 M.
4. Shakespeare's Charakterentwickelung Richard's III. Von Kuno Fischer. Zweite Ausgabe. Heidelberg, C. Winter. 1889. 8. 2 M.

Das heutige deutsche Publikum, dessen Urgroßväter die ersten wirklichen Uebersetzungen Shakespeare's aus der Taufe heben und den britischen Dichterfürsten einen der Unsrigen werden sahen, hat ein angestammtes Recht darauf, über die dauernde literarische Arbeit an den Werken des Gewaltigen auf dem Laufenden erhalten zu werden. Nirgends in der Welt ist seit bald anderthalb Jahrhunderten so viel vom literaturgeschichtlichen, vom dramaturgischen, vom ästhetischen Standpunkte über seine Erscheinung im ganzen und die einzelnen Schöpfungen insbesondere geschrieben worden als in Deutschland. Offenherzige Landsleute des Vielbehandelten gestehen selbst uns diesen Ruhm neidlos zu. Trotzdem wandelt den deutschen Shakespearefreund unserer Tage angesichts der unverhältnißmäßig anwachsenden Flut der Kleinliteratur über allerhand nebensächliche Fragen des umfangreichen Stoffgebietes bisweilen die Lust an, in Goethe's meist misverstandenen Ruf „Shakespeare und kein Ende!" in einem andern Sinne, als der Urheber meinte, einzustimmen. Die Mehrzahl der neuesten Leistungen der deutschen Forschung rechtfertigt einen derartigen Ueberdruß allerdings nicht. Sie bringen keine Kärrnerarbeit, wie sie der literarhistorische Mikrokosmos so gern zeitigt, und enthalten wenig Ueberflüssiges, lediglich von schreiblustiger Federfixigkeit auf den Markt Geworfenes.

An die Spitze stellt sich als Jubiläumsband beim vierteljahrhundertjährigen Bestehen der 24. Jahrgang vom „Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" (Nr. 1), wie die letzten neun herausgegeben von Professor Leo in Berlin. Die würdige Vereinigung deutscher Shakespeare-Verehrer, die sich alljährlich den 23. April in andachtsvoller Gemeinde an Weimars geweihter Stätte zusammenfindet, darf auf eine reich gesegnete Thätigkeit zurückblicken: das anläßlich der 300jährigen Geburtstagsfeier Shakespeare's ausgesäete Samenkorn hat reiche Frucht getragen. Ein getreues Abbild des Erreichten liefert der vorliegende Band, den ein Bildniß des im Vorjahre dahingeschiedenen Präsidenten, Delius, schmückt. Der Redacteur eröffnet mit einem knappen Rückblicke die Jubelgabe. Daran schließen sich der von ebendemselben bei der Jahresversammlung 1888 gehaltene Vortrag über „Shakespeare und Goethe" (eine inhaltlich bedeutungslose aber mit desto mehr leeren Redensarten gespickte Skizze von des letztern Aeußerungen über den ältern „König im Reiche des Geistes"), der Rechenschaftsbericht für 1887/88 und der Protokollauszug zur 23. Jahresversammlung (im Inhaltsverzeichniß unrichtig für 1889 statt 1888 angesetzt). Die eigentlichen Abhandlungen mußten diesmal beinahe die Hälfte des verfügbaren Platzes den bibliographischen und Katalogbeigaben überlassen. O. Mielck bekundet für „John Sheffield Duke of Buckingham's Zweitheilung und Bearbeitung des Shakespeare'schen Julius Cäsar" gründliche philologische Methode. Sheffield (1649—1720) ist als Shakespeare-Bearbeiter eine merkwürdige Erscheinung. Denn er, der dem Hochadel Entsprossene, verzehrte den ganzen Ernst seines in einer verdorbenen Zeit mit ehrenwerthem Anstande geführten Lebens im Kriegsdienste und verantwortungsvollen Staatsamte seines Vaterlandes, ohne es daneben trotz mannichfacher schriftstellerischer Bethätigung als Literat über den Ruhm bescheidener Mittelmäßigkeit zu bringen. Die 1722 gedruckte Modernisirung des „Julius Cäsar" zerschnitt das Original auch äußerlich in eine Cäsar- und eine Brutus-Tragödie. Was sie an Aufbau und Charakteren der Vorlage änderte, war für den Versuch der Zweitheilung nicht von Glück gekrönt. J. Bolte, der unermüdliche Schatzgräber in der dramatischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, verfolgt mit erstaunlicher

Kenntniß unbetretener Pfade die Schicksale von „Ben Jonson's Seianus am Heidelberger Hofe" in der Zeit unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege, wie er sie aus dem ausgedehnten Briefwechsel der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte Herzogin von Orléans zusammengelesen hat. Zahlreiches erläuterndes Beiwerk sowie eine geschickt gewählte Probe aus der bisher unbekannten Uebersetzung steigern unser Interesse für diese frühe Aneignung englischer Dramatik durch eine deutsche fürstliche Bühne. Da das Jahrbuch programmgemäß auch die Bedürfnisse und Ansprüche des Theaters berücksichtigt, so spendet es jetzt die äußerst gediegene Arbeit eines gewiegten Dramaturgen, H. Bulthaupt's, über „Shakespeare und die Virtuosen". Sorgsam prüft er das Spiel von Sonnenthal, Booth, Salvini, Fechter, Irving und Miß Terry nach der ästhetischen Gerechtigkeit ihrer Auffassungs- und Darstellungsweise, wobei namentlich die verzerrenden Zustutzereien bei englischen Aufführungen der Gegenwart scharf gegeißelt werden. Dieser zurückhaltenden Ansicht schlägt das Notizblatt „Ein neuer Hamlet" (S. 196 fg.), worin der Glanz eines unlängst aufgegangenen amerikanischen Sterns, Mr. Clarke, gefeiert wird, zum Theil schroff ins Gesicht. In einer kurzen Mittheilung aus der Mikadoresidenz Tokio erzählt E. Hausknecht einiges von „Shakespeare in Japan": danach haben einige speculative Köpfe auf Nipon „Kaufmann von Venedig", „Romeo und Julia", „Julius Cäsar" und „Hamlet" des bewunderten „Sekisupiyā" den leselustigen Einheimischen in der nationalen Mundart als eine bewußtermaßen höchst exotische Speise aufgetischt. Leo's Bücherreferat „Noch einmal die Bâco-Frage" beleuchtet in denkbarster Gedrängtheit den gegenwärtigen Stand dieses gewaltsam aufgeworfenen Problems. Besonders wird des Grafen Vitzthum anspruchsvolle Vertheidigungsschrift für den nüchternen poesielosen Lord — die in diesen Blättern (vgl. Nr. 18 dieses Jahrgangs) recht gelinde weggekommen ist — abgetrumpft. Dann veröffentlicht A. Cohn „Adrian Sevin's Bearbeitung der Sage von Romeo und Julia" nach der 1542 erschienenen französischen Uebersetzung von Boccaccio's „Filocopo" zum ersten male, deren Einordnung in die gesammte Stofftradition Referent demnächst nach eigenen Untersuchungen den Fachgenossen vorzuführen gedenkt. Ein wortgetreuer Abdruck von Shakespeare's Testament (welches im Rücken des Bandes in photolithographischer Aufnahme eingelegt ist) beschließt den literarischen Inhalt. Nach der reichhaltigen kritischen Uebersicht über die wichtigeren Shakespeareana von 1888 feiert der Abschnitt „Nekrologe" u. a. in N. Delius, A. Schmidt, K. Elze, Halliwell-Philipps, K. K. Hense fünf typische Größen der exact philologischen Shakespeare-Forschung, deren schöne Ergebnisse jedoch auch in großem Maßstabe dem Laienpublikum zugute gekommen sind. Belangloseres steht unter „Miscellen". Daran reihen sich noch folgende Abtheilungen, die alle mit peinlichster Sauberkeit ausgearbeitet sind: „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakespeare'scher Werke im Jahre 1889" von Wechsung, „Shakespeare-Bibliographie 1887 und 1888" von A. Cohn (diese vorzügliche periodische Zusammenstellung ist bei eindringlichern Studien unentbehrlich), „Katalog der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" von R. Köhler, Gesammtverzeichniß zu den Bänden I bis XXIV des Jahrbuchs von Wernekke, Verzeichniß der Mitglieder der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Inhalt der bisher erschienenen Bände des Jahrbuchs. Ueberschaut man das Jahrbuch im ganzen, wie es nun zum 24. male als Mittelpunkt der Beschäftigung Deutschlands mit Shakespeare vorliegt, so muß man sich höchlichst befriedigt erklären mit der gedeihlichen Wirksamkeit der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, der es wohl zu gönnen ist, daß sie sich mit innerer Genugthuung den verdienten Silberkranz reichen läßt. Unsere besten Zukunftswünsche begleiten ihre weitern Erfolge.

Auf den ganzen Shakespeare, den Dichter und Menschen in seiner Gesammterscheinung richtet sich Professor Schaible's Studie, wenn dieselbe auch eine ganz bestimmte Seite von Shakespeare's Stellung ins Auge faßt. Das Schriftchen „Shakespeare der Autor seiner Dramen" (Nr. 2) bietet in möglichster Knappheit und Uebersichtlichkeit den vollständigen Stoff zur thatsächlichen Widerlegung der Baconianer, die die volle Zahl der poetischen Kunstwerke dem Meister William von Stratford ab- und dem gleichzeitigen Staatsmanne und Allerweltsgenie Francis Bacon zusprechen wollen. Die vier Abschnitte von Schaible's Darlegungen betiteln sich: „I. Bacon, der angebliche Verfasser von Shakespeare's Werken"; „II. Beweisstücke und Gründe für Shakespeare's Autorschaft seiner Werke"; „III. Einige Zeitgenossen über Shakespeare"; „IV. Shakespeare und Shakspere. Orthographie der Familiennamen zur Zeit Shakespeare's." Schon diese Ueberschriften zeigen, daß es dem Verfasser für seine bescheiden in Druck gegebene Arbeit nicht auf strenggeschlossene Gliederung und eine unanfechtbar philologische Gestaltung des Stoffs ankam, sondern eine leichtere, ich möchte sagen volkstümlichere Art des Darstellens sein Zweck war. Ansprüche auf neue Ergebnisse eigener wissenschaftlicher Forschung lehnt er im voraus ab. Als Plänkler wünschte er seine Blätter in die durch das wüste Geschrei der Baconianer betäubte Lesewelt hinausflattern zu sehen, bevor die eigentlichen Gelehrten das ganze schwere Rüstzeug ihres Arsenals aufgefahren hätten. Und so ist die recht wackere Leistung, der man vom richtigen Standpunkte aus ein beschränktes doch aufrichtiges Lob ertheilen darf, den gediegenen Zurückweisungen der Engländer Martin und Stopes, der Deutschen Heußler, Wülcker und Zupitza den Boden bereitend vorausgeeilt. Freilich, wollte man eine schärfere kritische Feile anwenden, so wäre mancherlei auszusetzen. Daß Shakespeare „Romeo and Juliet" „nach einer englischen Uebersetzung der italienischen Novelle des Matteo" (meint Matteo Bandello!) bearbeitet habe, wie es S. 27 heißt, ist eine mit dreifachem Irrthum verquickte Behauptung. Die Ausgaben von Shakespeare's Dramen sollte doch heute ein seit Jahren in England heimischer Schriftsteller nicht

mehr nach einer gänzlich veralteten Zusammenstellung von 1827 aufzählen, wie S. 43 fg. geschieht! Wenn an verschiedenen Stellen falsches Deutsch zu lesen ist oder wider jedes allgemeingültige Gesetz der Rechtschreibung gesündigt wird, so muß man das dem langjährigen Aufenthalte im Auslande zur Last legen. Nichtsdestoweniger sei das gute Vorhaben Schaible's und die fleißige Ausführung desselben nach Gebühr anerkannt.

Die „Abhandlungen zu Shakspere" (Nr. 3) von dem berühmten (Januar 1889 verstorbenen) Nikolaus Delius liegen zweibändig in einer billigen, inhaltlich unveränderten Neuausgabe vor. Sie bringen in dem zuerst 1878 veröffentlichten ersten Theile 12, in dem 1887 erschienenen zweiten 13 Aufsätze, die bis auf die vorausgeschickten Einleitungen (welchen die undankbare Aufgabe zufällt, die ganz selbständigen Studien möglichst unter einen Hut oder wenigstens unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte zu vereinigen) ausnahmslos in ältern Jahrgängen des „Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" bekannt gemacht worden waren. Uebrigens wird der Fundort stets gewissenhaft verzeichnet. Obwol natürlich vieles nun überholt ist, seien hier keine Einzelheiten an diesen Abhandlungen bekrittelt, welche längst bis über den Ocean ihren Lauf genommen und ihrerseits genug zum Preise des deutschen Shakespeare-Verständnisses beigetragen haben. Nur läßt sich das Erstaunen nicht unterdrücken, daß Delius, obwol zahlreicher bestimmter Mängel und Fehler im kleinen gar wohl bewußt, sich doch nicht bewogen fühlte, eine Zeile an der einmal fertigen Fassung umzustoßen.

An letzter Stelle mögen der zweiten Ausgabe von Kuno Fischer's literarpsychologischer Studie „Shakespeare's Charakterentwickelung Richard's III." (Nr. 4) einige Worte gewidmet sein, da die erste gleichlautende ihrerzeit in d. Bl. nicht angezeigt wurde. Diese Betrachtung eines folgerecht durch mehrere Stücke durchgeführten Shakespeare'schen Charakters trat nämlich schon vor 21 Jahren als „Vorträge, gehalten in der Rose zu Jena im Februar 1868" (Heidelberg, Bassermann) mit demselben Titel und Seitenumfange ans Licht, sodaß man es unbegreiflich nennen muß, wenn heute jene alten Vereinsreden ohne eine einführende Silbe oder eine flüchtige, wenn auch rein geschäftliche Angabe ihrer Entstehung wiederholt die Aufmerksamkeit des Publikums nachsuchen. Weiß doch der Kenner genau, daß Oechelhäuser's nach S. 31 Anm., „eben" dem Verfasser zugekommener Essay im dritten Shakespeare-Jahrbuche (1868) steht, daß schon 1872 eine vierte Auflage von Gervinus' „Shakespeare" erschien (während S. 44, Anm. 1 noch nach der dritten citirt wird) und daß White's (S. 45) als eine der jüngsten bezeichnete Ausgabe 1863 herauskam, wie überdies auch S. 46, Anm. zu lesen steht. Jedenfalls hat also K. Fischer seine Ausführungen für so maßgebend und unangreifbar gehalten, daß er auch nach einer so langen Spanne Zeit keinen Deut anders wünschte. Wohl dem Schriftsteller, der selbst von sich so wenig Fortschritt zu verlangen braucht! Und doch hat sich der vielgewandte Erklärer des Kunstschönen hier auf einen — für ihn vielleicht nicht gerade schlüpfrigen, sicherlich aber — wenig festen Boden begeben, die ästhetische Zerfaserung eines von der Literatur fixirten psychologischen Processes. Dieser schwierigen Aufgabe bei einem Dichter von Shakespeare's Kunsthöhe und bei einem Charakter von der Tiefe Richard's III. gerecht zu werden, ist gewiß nicht leicht. Ob die Klarheit und Durchsichtigkeit der Lösung vereinfacht wird, wenn man von vornherein scheidet in „Grundlegung" und in „Entwickelung" des Charakters — zwei Begriffe, die doch übrigens gar deutlich ineinander übergreifen — oder ob diese Anordnung sich nur als bequemes Hülfsmittel den Stoff unterzubringen ergibt? Thatsächlich läßt das scharfe Gegenüber der geschichtlichen Erscheinung und der Quellenerzählung einerseits, der verarbeiteten dramatischen Stoffmasse und der aus ihr herausgeschälten theatralischen Gestalt andererseits sich auf dem eingeschlagenen Wege vortrefflich veranschaulichen. Jedoch blickt es aus dieser stufenweisen Entfaltung nirgends hervor, wie Shakespeare seine hauptsächlichen Anhaltspunkte nicht nur einem von tendenziöser Parteisucht entstellten Urbilde, sondern einer in aller und jeder Beziehung getrübten und dann gleichsam mit ganz frisch geriebener Farbentünche überpinselten Caricatur entnommen hat. Leider befolgte zwar eben Shakespeare nie das Gebot mistrauischer Quellenkritik; aber er war doch auch kein Historiker und schenkte uns gerade deshalb, durch die arg verschobenen Auffassungen seiner Unterlagen in falsches Fahrwasser geleitet, oft hierbei ein neues Glied seiner herrlichen Galerie verwickelter Charakterprobleme. Daß dieser Punkt bei der Würdigung Richard's III. im Vordergrunde steht, lernt man bei Fischer nicht. Bei ihm ruht das Schwergewicht in dem Wurzelfassen, Ausschlagen und Aufschießen des schlechten Keims, welchen die zum dramatischen Hebel gewordene Geschichtsverdrehung in Richard's Seele gepflanzt hat. Dieser fast mehr physiologisch untersuchte als wirklich psychologisch wahrgenommene Vorgang erscheint bei Fischer unter dem Bilde eines ganz allmählich erst in ungemischte Selbstsucht umschlagenden Racheextrems, welches mit einem herben Tropfen natürlicher Härte versetzt ist. Die sich nach und nach steigernde Festigung der Individualität findet hier einen musterhaften Begleiter, der immer die kälteste Ruhe bewahrt, obschon hie und da ein leiser Schein subjectiven Vorwärtsschiebens durchschimmert. Fischer's Behandlung ist ohne Zweifel die geschlossenste Entwickelung der nächst dem Hamlet unzugänglichsten Shakespeare'schen Charakterschöpfung. Daß der Vergleich mit der historischen Ueberlieferung in einem andern Stile verläuft, als man ihn heute durchführen mußte, wo Horace Walpole, «Historic doubts on the life and reign of king Richard III.» (1768), und Jesse, «Life of Richard III.» (1861) zur Hand sind, berührt die glanzvolle Erledigung des psychologischen Themas selbstredend nicht. Zwei Druckfehler seien noch berichtigt: S. 11 muß es „Azincourt" für „Agincourt" heißen und S. 27 Anm.

steht 1784 statt 1484. Beides war auch in den Exemplaren von 1868 nicht ausgemerzt. „Das läßt tief blicken!" würde Reichstagsabgeordneter Sabor bemerken. Kuno Fischer's kaum bestrittener Ruf als feinsinniger Classikerausleger kann durch Obiges in keiner Weise angetastet werden. Wie wenig aber Wissensfülle und Gedankenschärfe vor unlogischen und unwissenschaftlichen Ausschreitungen schützen, das zeigt Fischer's Eintreten für den bereits hinreichend gekennzeichneten Humbug des Grafen Vitzthum, der sogar ihm, der zuerst Bacon's Rang in der modernen Geistesbewegung festgestellt hatte, seinen antishakespeare'schen Bacon-Hymnus zueignen durfte. Was die gegenwärtig vorliegende Leistung Schönes und Werthvolles umfaßt, erfährt hierdurch keine Schmälerung.

Schaut man auf die vielen frisch duftenden alten und die zum ersten male sich öffnenden jungen Blüten am mächtigen Baume der deutschen Shakespeare-Forschung, so mag man wol angesichts solcher liebevoller Pflege einer zwar stammverwandten, aber doch erst durch langes vielseitiges Studium ganz zu eigen gemachten Poesie mit Stolz der Hoffnung Raum geben, ob wir nicht auch von Shakespeare, den wir nunmehr lesen und verstehen wie einen Genius deutscher Zunge, rühmen dürfen: „Und er ward unser!"

Ludwig Fränkel.

Novellen.

1. Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Dreiundzwanzigster und vierundzwanzigster Band. München, Oldenbourg. 1888. 8. Jeder Band 1 M.

Wir nehmen den vierundzwanzigsten Band voraus, denn er gehört den großen Namen der Vergangenheit und der größte Dramatiker des deutschen Volkes ist sogar mit einer Novelle vertreten, Friedrich Schiller. Heutzutage, wo Schiller nicht mehr wie in den funfziger Jahren zur Hausandacht gehört, ist jedes Schiller'sche Wort, das der Nation in Erinnerung gebracht wird, dankbar zu begrüßen. „Der Verbrecher aus verlorener Ehre", das ergreifende Nachtbild menschlicher Verirrung, wie zeigt es uns wieder die ganze volle Größe des Schiller'schen Idealismus, der selbst bei dem gemeinen Verbrecher das Auge aufwärts gerichtet sieht, einen erloschenen Funken Menschenehre noch glimmend zeigt unter dem Schutte, den Sünden und Vergehen aufgehäuft. Etwas vom Hauche der „Räuber" weht uns in dieser Erzählung an, der Protest gegen die Härte des Gesetzes, die den Verbrecher zurückstößt in immer größere Schuld. Oder wo offenbart sich der Sinn für Gerechtigkeit, gleichsam der Hinweis an das Publikum und die Richter bei Beurtheilung eines Verbrechers vor allem die psychologischen Triebfedern und verborgenen Einwirkungen ans Licht zu ziehen, größer und menschlicher als in folgender Auseinandersetzung:

Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und auf die Stellung der Dinge, welche einen Menschen umgeben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt aber das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Structur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in Einer Wiege beisammen zu finden. Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlung der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger stattfindet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

In der heutigen Entwickelung der Strafrechtswissenschaft und der Strafvollzugslehre würde Schiller sich an den Früchten seiner Aussaat erfreuen können.

„Das Erdbeben von Chili" von Heinrich von Kleist, die zweite der Novellen des Bandes, hat insofern eine gewisse psychologische Beziehung zur ersten, als auch hier die Unerbittlichkeit der Gesetze des Staats und der überkommenen bürgerlichen Moral Tod und Verderben bringen.

Fast ist es dem Leser, als müßte die Fülle des Stoffs den engen Rahmen sprengen, innerhalb dessen die erschütternde Tragödie in kurzen markigen Strichen sich abspielt. Zu knapp erscheint uns der beengende Raum für all die Affecte, die hier zum Ausdrucke gelangen: das gewaltige Naturereigniß des alles vernichtenden Erdbebens, die Seelenstimmung der Geretteten nach den Schrecken des Aufruhrs der Elemente, bei Graus und Bangen emporgeblüht wie eine herrliche Blume, das Mitleid, das göttliche Kind der selbstsüchtigen Mutter der Furcht, das Mitleid, das keine gesellschaftliche Schranke kennend, Mensch zu Menschen führt. So wird die durch strenges Klostergesetz ob der Geburt eines Kindes zum Tode verurtheilte Nonne liebevoll in den Kreis der wie durch ein Wunder vor der Vernichtung des Erdbebens erretteten Frauen aufgenommen, Vorurtheil und Gesetzesparagraph sind vergessen und der jungen Mutter und ihrem Kinde wird eine Zufluchtsstätte bereitet an den Herzen, die jetzt durch die Erregung höher schlagen.

Etwas von Rousseau'schem Geiste weht uns hier an

auf dieser grünen Insel, wo wir, losgelöst von den Klammern der Verstellung und der Selbstsucht, die edle Menschenliebe frei sich aufschwingen sehen, über die Sünderin die schützenden Fittiche breitend. Doch nur einen Augenblick wird uns dies köstliche Bild, denn der Dichter hastet weiter und in der Kirche von S.-Jago, wohin die Geretteten eilen, vollzieht sich das Furchtbare: die Nonne und das Kind auf ihrem Schose werden von einem Fanatiker erkannt und in grausamer Weise gerichtet.

Der versöhnende Schluß, den der Dichter als Milderung anfügt, daß das Kind, welches getödtet wurde, nicht das Kind der Sünde ist, daß ihr Kind eine Freistatt gefunden bei edeln Menschen, durch „unlösliche Bande an sie geknüpft", vermag kaum uns zu befreien von der wehmüthigen Erkenntniß, daß der künstlich genährte Fanatismus zerstörte, was die edle Menschenliebe gebaut zu allen Zeiten, so 1647, so in unserer Zeit.

Vermittelnd zwischen diesen beiden hochtragischen und den andern Novellen, die der humoristischen Richtung angehören, steht Julius Mosen's „Die italienische Novelle". Ueber diese lassen wir hier die Worte folgen, die der Herausgeber selbst, kein geringerer als Paul Heyse, in der Vorrede ihr widmet:

Wir haben die „Italienische Novelle" gewählt, weil sie einmal für den „Arabeskenstil", der fast allen Mosen'schen Dichtungen eigen ist, für die beständige Hindeutung auf literarische Muster und ästhetische Reflexionen bezeichnend ist, dann aber auch, weil die künstlich aufgeregte, humoristisch angehauchte Darstellung des italienischen Lebens gegenüber der schlichtern realistischen Auffassung unserer heutigen Novellisten für die Zeit ihres Entstehens höchst belehrend ist. Was den Rahmen betrifft, der hier auch zwischen den Abschnitten der Erzählung hervortritt, sei nur bemerkt, daß die „Bilder im Moose" die Unterhaltungen einer vertrauten Genossenschaft bilden, die sich aus Künstlern aller Art, Philosophen und Dichtern, zusammengefunden hatte und in verschiedenen öffentlichen Localen Dresdens „sich irgendeinen geistigen Genuß der Gesellschaft zu bereiten strebte".

„Die Curstauben" von Karl Gutzkow zeigen uns den Dichter von einer Seite, die wir sonst in seinen größern Romanen vermissen; wir sehen ihn mit leichtem freien Humor den Gegenstand so recht con amore behandeln. Vielleicht fällt die Novelle in eine Zeit, wo Gutzkow von seinen großen Tendenzromanen, den „Rittern vom Geiste" oder „Dem Zauberer von Rom", erschöpft Rast haltend, das Bedürfniß empfand, auch einmal wie andere Menschenkinder sich es bei leichtem Spiele wohlsein zu lassen. Denn nur als solches erscheint uns die kleine Erzählung. Dem falschen Scheine der Sentimentalität will Gutzkow die Maske vom Gesichte reißen und die schöne Leontine, die dem armen schwärmerischen Liebhaber den reichen Bankier vorzieht und dabei prosaisch, ja geizig wird, uns in ihrer wahren Gestalt zeigen. So hat er die Lacher auf seiner Seite.

„Aus dem Regen in die Traufe" von Otto Ludwig. Bei aller Hochachtung vor dem großen Meister der mikroskopischen Kleinmalerei, des Verfassers von „Zwischen Himmel und Erde", scheint uns hier bei allem köstlichen Humor, der die Erzählung durchzieht, ein Zuviel an Kraft an einem immerhin wenig anmuthenden Stoffe eingesetzt. Denn die Furcht des kleinen Schneiderleins, des Hannesle, vor dem Stöckchen der Mutter, vor dem er das Hasenpanier ergreift und erst jenseit der Schwelle sich gerade aufrichtet am Wörtchen „Respect muß man in seinem Hause haben", wirkt durch die Breite, die der unerquicklichen Handlung eingeräumt wird, nahezu abstoßend. Entschädigt wird der Leser durch die meisterhafte Art, mit welcher der Dichter die geheimsten Regungen uns bloßlegt, gleichsam jeden Faden tausendspältig zerfasert, aus dem das vielmaschige Gespinst sich zusammensetzt, dem unsere Beweggründe oder Entschlüsse entspringen. Zum Schlusse wollen wir aber noch dankbar einer Gestalt Erwähnung thun, der „Sannel". Es ist, als ob der Dichter hier mit diesem Mädchen einer liebgewordenen Erinnerung ein Denkmal habe setzen wollen, so viel Licht hat er über diese schlichte treue Gestalt gebreitet. Und sie ist nicht, wie das Hannesle, ein Original, sie ist ein Typus, noch heute fortlebend, hülfbereit und opferfreudig, der gute Geist in den engen Verhältnissen der kleinbürgerlichen deutschen Familie.

Der dreiundzwanzigste Band der Sammlung ist der Gegenwart gewidmet und zwar zum größten Theile den weiblichen Vertreterinnen der modernen Novellistik. Nur eine einzige Novelle ist von Paul Heyse: „Der verlorene Sohn." Der Dichter selbst äußert sich in der Vorrede über die Berechtigung, bereits vorhandene legendarische Stoffe in neue dichterische Form zu kleiden, folgendermaßen:

Daß dramatische Dichter ihre Stoffe vielfach dem reichen Schatze an rührenden und heitern Abenteuern und Schicksalen entlehnt haben, der in der novellistischen Literatur aller Zeiten und Völker angehäuft liegt, ist allgemein bekannt. Seltener wird die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums darauf gelenkt, daß eine ähnliche künstlerische Seelenwanderung auch innerhalb der Novellendichtung selbst stattfindet, daß wir einzelnen besonders anziehenden Motiven und Problemen in mannichfach neuer Einkleidung immer von neuem begegnen, gemäß den sittlichen und socialen Wandlungen, denen bewußt oder instinctiv der dichterische Geist sich anzubequemen hat. So ließe sich am Faden der historischen Entwickelung mancher unscheinbaren Legende, wie wir sie z. B. an jenem berühmten Histörchen der Matrone von Ephesus verfolgen können, ein Ueberblick aus der Vogelperspective über weite Strecken der ästhetischen und ethischen Erziehung des Menschengeschlechts gewinnen.

Nach unserm Dafürhalten gehört diese Erzählung zu den besten Paul Heyse's. In so schlicht ergreifender Weise zieht die Handlung dahin, daß wir selbst Antheil zu haben wähnen an dem Kampfe des mishandelten Mutterherzens, das die laute Klage verschmäht. Denn das ist eine der Starken ihres Geschlechts, wie sie seit den Niobes und Arrias durch alle Jahrhunderte gehen, die hier aber im 17. Jahrhunderte vom feinfühlenden Dichterpsychologen bei aller Größe der Motive auch noch mit dem Theile cantonaler Patriciereitelkeit ausgestattet ist, die der öffentlichen Meinung Rechnung trägt und den Leichnam des ermordeten „verlorenen Sohnes" lieber als den eines

Fremdlings begraben läßt, als sich zum Geständnisse aufzuraffen: es war mein Sohn. Und daneben wieder die entsagende Größe, mit der sie dem Jünglinge, der unwissentlich ihren Sohn tödlich verwundet, die anverlobte junge Tochter zum Weibe gibt! Der Raum gestattet es uns nicht, hier auf all die Feinheiten der Erzählung hinzuweisen, auf die zarte Mosaik an Farben und Tönen, die kaum sichtbar zum packenden Ganzen sich vereinigen voll dramatischer Kraft und künstlerischer maßvoll erwogener Abtönung.

Auch die andern Gaben dieses Bandes reihen sich in Bezug auf künstlerisches Maßhalten diesem Vorbilde des großen Meisters an.

Welch feine Seelenstudie ist das Schicksal des jungen unreifen, unerfahrenen Jünglings „Salin Kaliske" von Helene Böhlau im Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit, in welchem die zarte Künstlernatur verrathen und verwundet wird und in weltflüchtiger Einsamkeit ein Leben der Täuschungen beschließt. Ein schwerer pessimistischer Zug zieht durch die Dichtung und breitet einen Hauch der Schwermuth über sie aus, sodaß die grellen Leidenschaften, wie durch einen Nebelschleier verhüllt, ihr Recht dem jungen Helden gegenüber sich erstreiten, dem Leser aber niemals in vordringlicher Breite ihr Vorhandensein vor Augen bringen. Zu bedauern ist nur, daß die Stimmung so ganz grau in grau gehalten ist. Wir hatten bis zuletzt gehofft, daß Salin Kaliske, die fromme gläubige Künstlernatur, in der Einsamkeit sich selbst finden würde und daß er am Bildnisse des Heilands, das sein alter Meister einst für ihn geschnitzt, sich aufraffen würde zu harmonischer Versöhnung.

Auch die nächste Erzählung „Ein Grab an der Kirchhofsmauer" von Julie Burow zeigt uns mehr die Nachtseiten des Lebens. Zwei Liebende, durch die Halsstarrigkeit der standesstolzen Aeltern zur Verzweiflung getrieben, zum Selbstmorde das Mädchen, der Jüngling zu jahrelanger Kerkerhaft. Hier wird uns allerdings die ausgleichende Gerechtigkeit am Schlusse, die wir in der frühern Erzählung vermißten, der wir hier aber lieber entrathen hätten. Vorzüglich ist die Art des Vortrags: in ruhiger, etwas altmodischer Breite fließt er dahin, die keineswegs dem raschen Strome der Handlung Abbruch thut.

Wir schließen mit dem Namen der Schriftstellerin, die Heyse selbst in der Vorrede zu dieser kleinen Erzählung als „die genialste und vielseitigste" unter den deutschen Novellistinnen bezeichnet: Marie von Ebner-Eschenbach: „Krambambuli." Wer ist dieser Held? Ein Hund! Wie wird da die Hundeseele, diese misbrauchte, in ihr Recht eingesetzt, wie viele Thränen sind schon um diesen Krambambuli geflossen! Nicht wie so oft schon um die Treue eines guten Thieres gegen seinen Herrn, nein, wir haben hier einen vollständigen Conflict in der Hundeseele, den Kampf zwischen der Parteinahme für seinen ersten Herrn, der ihn um einige Silberlinge verkauft hat und später zum Wildschütz geworden ist, und den zweiten gütigen Herrn, den Jäger, der seither den Hund genährt und geliebt hat. Diese kleine Scene ist so ergreifend, daß sie selbst am besten für sich spricht:

„Pack an!" ruft Hopp seinem Hunde heiser zu, „Pack an!" Und: „Herein zu mir! Herein, Krambambuli!" lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme.... Der Hund aber — Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann. Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis in die Mitte des Wegs. Da pfeift Hopp und der Hund macht kehrt, „der Gelbe" pfeift und der Hund macht wieder kehrt und windet sich in Verzweiflung auf einem Flecke, in gleicher Distanz von dem Jäger wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt.... Zuletzt hat das arme Thier den trostlos unnöthigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf emporgehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu u. s. w.

Von selbst ergibt sich hier die Schlußfolgerung, daß, wer in solcher Weise die Empfindungen des Thieres und die wechselseitigen Beziehungen vom Thiere zum Menschen und umgekehrt abzulauschen vermag, berufen ist, wie nur wenige, den Regungen der Menschenseele zu folgen bis dahin, wo sie sich vor dem Auge der andern Sehenden verbergen. Wer dieses Auge hat, ist Dichter, und Marie Eschenbach gehört zu den berufenen.

2. Vernas Rosen. Erzählung von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. Gütersloh, Bertelsmann. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Die grüne Kammer auf Linnais. Erzählung von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. Gütersloh, Bertelsmann. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Mit behaglicher Ausführlichkeit erzählt, dabei unterhaltend, reich an Verwickelungen, ragen diese Erzählungen von Topelius weit über die gewöhnliche Erzählungsliteratur hinaus. Es ist noch ein gut Stück Romantik in diesen geheimnißvollen Gängen und Lauben, in diesen alten Giebeln und Schränken, die Familiengeheimnisse bergen; der Spuk sogar, der zur Nachtzeit sein Wesen treibt und beim Leser das Gruseln erzeugt, hat, verbunden mit der ganzen liebevollen Art der feinen Miniaturmalerei, einen durchaus verwandten Zug mit den Romanen des Altmeisters dieser Richtung, mit Walter Scott.

4. Enthüllungen von Anka Spela. Paderborn, Junfermann. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.

Eine Familiengeschichte, artig erzählt, viel Verwickelung wegen eines verlorenen Testaments. Die Thränen, die darum fließen, werden zum Schlusse reichlich getrocknet, und Ende gut, alles gut.

Frida Brasch.

Zur deutschen Wirthschaftsgeschichte.

1. Die Verkehrsgeschichte der deutschen Eisenbahnen mit Einschluß der heutigen Verkehrslage zum funfzigjährigen Jubiläum der ersten preußischen Eisenbahnen von Gustav Riegels. Elberfeld, Bädeker. 1889. Gr. 8. 3 M.

Ein reiches Buch und eine ungemein fesselnde, belehrende und erfreuliche Beschäftigung mit demselben! Dem Verfasser ist seine Absicht geglückt, die er mit den Worten bezeichnet: Jeder soll sich selbst ein klares Bild davon machen können, wie die große Verkehrsbewegung der Jetztzeit entstanden ist, welche Kräfte bei derselben mitgewirkt haben und noch mitwirken und was unter ihr für die nächste Zukunft zu erwarten ist. Er erzielt die Wirkung einerseits durch zweckmäßige Darbietung eines wohlgeordneten Materials, das in erforderlicher Ausführlichkeit wie in übersichtlicher Auswahl — die thatsächliche Richtigkeit aller Angaben, die wir nicht nachprüfen können, selbstverständlich vorausgesetzt — den Leser mit dem weitverzweigten Gegenstande vertraut macht, und andererseits durch die zahlreichen, auf das vorgeführte Material gestützten, erzählenden und betrachtenden Abschnitte, welche die einzelnen Zeiträume und Richtungen der Verkehrsentwickelung zusammenfassend behandeln. Sehr wohlthätig berührt beim Lesen die Wahrnehmung, wie sorgfältig und beharrlich der Verfasser sich bemüht hat, die Darstellung von Fremdwörtern thunlichst frei zu halten, ohne peinlich ein jedes auszuschließen.

Versuchen wir, den reichen Inhalt des Werks in der Kürze zu bezeichnen.

Der erste Theil umfaßt die Entstehung der Eisenbahnen in Deutschland von der Linie Nürnberg-Fürth und der Eröffnung der Berlin-Potsdamer Bahn an bis zur Herstellung des Aneinanderschlusses der einzelnen Linien zu einem großen Eisenbahnnetze (1835—53). Die Eigenschaften der neuen Verkehrsanstalt hatten sich bis dahin wegen mangelnder Verbindung zwischen den einzelnen Eisenbahnen nicht entwickeln können; die Güterbeförderung im weitverzweigten Wechselverkehre verblieb den Wasser- und Landstraßen, während auf den Eisenbahnen nur ein Theil des Lokalverkehrs zwischen den durch eine Eisenbahnlinie verbundenen Nachbarstädten vermittelt wurde. Die für den Eisenbahnbau und Betrieb verausgabten Gelder im Betrage von 225 Millionen Mark jährlich hatten auf dem deutschen Markte eine starke Verkehrsbewegung hervorgerufen, welche sich auf allen gewerblichen Gebieten bemerkbar machte. Da der Stand der Eisenbahnen im allgemeinen kein günstiger war, so verbreitete sich die Ansicht, der Verkehrsaufschwung sei hauptsächlich durch die Aufhebung der seinerzeit im Innern Deutschlands zwischen den einzelnen Staaten und innerhalb derselben vorhandenen Verkehrsschranken, bestehend in Durchfuhrverboten und Zöllen aller Art, seit der Gründung des Zollvereins (1833) hervorgerufen worden. Man war deshalb vielfach geneigt, auch die letzte dieser Verkehrsschranken, den an der Grenze Deutschlands zur Erhebung gelangenden Schutzzoll, zu beseitigen.

Der zweite Theil (1853—1880) berührt die Einführung des Freihandels und die Entwickelung der Eisenbahnlinien auf den alten Handelsstraßen, welche bekanntlich ihre Hauptrichtung nach den Häfen Mittel- und Westeuropas nahmen, und die Herstellung der Anschlüsse und directen Verkehrsverbindungen zwischen den einzelnen Bahnen. Die Eisenbahnfrachten, welche von vornherein um die Hälfte billiger waren als die frühern Landfrachten, wurden nunmehr derart ermäßigt, daß sämmtliche Häfen den innern europäischen Markt zu erreichen vermochten. Infolge dessen entstand auf diesem, namentlich aber auf dem deutschen Markte, ein starker Wettbewerb im überseeischen Verkehre, welcher neue Frachtermäßigungen nebst Preisermäßigungen im Waarengeschäfte zur Folge hatte. Im innern Verkehre erfuhren dagegen die Frachten auf den wenigen Eisenbahnlinien in Ermangelung des Wettbewerbs eine Ermäßigung nicht. Die natürliche Folge war die Auflehnung der Vertreter des innern Verkehrs, der Erzeugung und des Zwischenhandels, gegen die den Vertretern des überseeischen Verkehrs eingeräumten Vergünstigungen. Der deutsche Handelstag wurde gegründet, und gleich in den ersten Sitzungen waren die Mittel zur Beseitigung des Uebelstandes Gegenstand lebhafter Erörterungen. Man verfiel auf die Einführung des Wettbewerbs im innern Verkehre. Zu diesem Ende suchte man den Bau von neuen Eisenbahnlinien zu fördern, damit das Eisenbahnnetz sich verdichte und der Wettbewerb der Bahnen auf kurze Entfernungen im innern Verkehre dieselben Wirkungen hervorbringe, wie solche auf weite Entfernungen im überseeischen Verkehre bereits erzielt wurden. In den nun folgenden zehn Jahren (1865—1875) wurden 13726 Kilometer Bahnen, oder ebenso viel Bahnen gebaut, als in den dreißig vorhergehenden Jahren zusammen. Die Wirkungen, welche die Bauthätigkeit zur Zeit der ersten Bahnen auf Handel und Gewerbe ausübten, traten, besonders in den Jahren 1868 bis 1875, in drei- und vierfach verstärktem Maße zu Tage: von 1865 bis 1875 gelangten in Deutschland für Eisenbahnneubauten allein 4202 Millionen Mark zur Verausgabung, 3600 Millionen Mark wurden in der kurzen Zeit von 1870 bis 1873 für Gründungen aufgebracht. Diese Beiträge im Vereine mit den von Frankreich gezahlten 5 Milliarden an Kriegskosten verursachten auf dem deutschen Marke die Krisis von 1873. Der größte Theil dieser Gelder war für todte Anlagen verausgabt. Die bei der Herstellung der Kriegsschäden, Kriegsausrüstungsgegenstände, beim Bau der zu Wettbewerbszwecken bestimmten Eisenbahnen betheiligt gewesenen Kräfte waren nach Fertigstellung dieser Arbeiten ohne Beschäftigung und mußten zur Sicherung ihres Lebensunterhalts anderweitige Verwendung suchen und gegen die übrigen Erwerbskräfte den Kampf eröffnen. Da mit Abnahme des Verbrauchs dieser Wettbewerb immer schärfer wurde, so trat eine allgemeine Lohn- und Preisermäßigung ein.

Im dritten Theile (nach 1880) ist an der Hand der in den Vorjahren gemachten Erfahrungen die augenblickliche Verkehrslage unter der Wirkung des Schutzzolls und der Staatsbahnverwaltung dargestellt. Durch einen Vergleich mit den Verkehrsverhältnissen der Nachbarländer wird die Bestätigung der Richtigkeit des über den Verkehr im eigenen Lande Gesagten erbracht. Berührt werden hierbei unter anderm die Kanal- und Colonialfrage, die Frage, ob Schutzzoll oder Freihandel, die Tariffragen. Unter Berücksichtigung der Vorgänge aus den frühern Jahren sind Vorschläge erhoben, betreffend Aenderungen des jetzigen deutschen Eisenbahngütertarifs und die Einführung von den jetzigen Verkehrsverhältnissen angepaßten Ausnahmetarifen. Zum Schlusse wird auf die heutige Verkehrssteigerung und ihre Folgen aufmerksam gemacht. Seinem größten Umfange nach ist aber der dritte Theil so abgefaßt, daß der Geschäftsmann in ihm alles das findet, was im täglichen Verkehre mit der Eisenbahn für den praktischen Gebrauch von Interesse ist. Auch sind Beispiele aus der Praxis angeführt, in welchen gezeigt wird, daß die Frachtberechnung bei vielen Sendungen bei stets richtiger Anwendung des Tarifs eine verschiedene sein kann und daß bei Wahrnehmung der sich darbietenden erlaubten Vortheile bei einer einzigen Sendung ganz erkleckliche Ersparnisse sich erzielen lassen.

2. Colonialles Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Erster Jahrgang. Das Jahr 1888. Mit einer Uebersichtskarte der deutschen Colonien. Berlin, Heymann. 1889. Gr. 8. 6 M.

Dieses Unternehmen verfolgt den Zweck, die immer mehr in die Breite und Tiefe gehende deutsche coloniale Thätigkeit weiteren Kreisen, welchen nicht die Möglichkeit geboten ist, fortlaufend sich aus den ersten Quellen über den Stand der Dinge zu unterrichten, zusammenfassend vorzuführen, durch solchen Ueberblick ferner das etwa noch nicht geweckte Interesse anzuregen. Der Abschluß der fünf ersten Jahre deutscher Colonialpolitik ist, wie er den Anlaß zur Fabri'schen Kritik dieser Politik geboten, auch zum geschichtlichen Rückblick und zum Ausgangspunkt einer künftigen jährlich wiederkehrenden Berichterstattung als geeignet erschienen. Der vorliegende Band wird sich von den folgenden dadurch unterscheiden, daß er fünf Jahre in gedrängterer Darstellung, überall zur ersten Entstehung jeder Niederlassung zurückkehrend, umfaßt, während fortan vermuthlich die Ereignisse je eines Jahres für jedes Colonialgebiet ausführlichere Behandlung finden werden.

Das Buch zerfällt in zwei gleich umfangreiche Abschnitte. Den Einzelberichten über die sieben Schutz- und Colonialgebiete: „Deutsch-Südwestafrika", „Das Camerungebiet", „Das Togogebiet", „Deutsch-Ostafrika", „Das Wituland", „Kaiser-Wilhelmsland und Bismarckarchipel", „Das Schutzgebiet der Marschallinseln", sind Aufsätze vorausgeschickt, welche nach verschiedenen Richtungen die Einsicht in die colonialen Verhältnisse und die Theilnahme für sie vertiefen können.

Unter dem Titel „Strömungen in Afrika" werden die politischen Verhältnisse der Südhälfte dieses Erdtheils und die Ansprüche der verschiedenen europäischen Nationen und eingeborenen Stämme gekennzeichnet und wird unsere, der Neuhinzugekommenenen, Stellung dazu besprochen. P. E. Wallroth legt die Thätigkeit der „Mission in den deutschen Schutzgebieten" dar. Von Dr. Otto Kersten wird die „Ueberseeische Waldwirthschaft" in Südafrika einer Betrachtung unterzogen, die uns die Nutzbarkeit der dortigen Holzarten kennen lehrt. Der Aufsatz ist für uns um so bemerkenswerther, als einer der größten südafrikanischen Wälder, der Ekossawald im Pondolande (südlich von der englischen Kroncolonie Natal gelegen), vor kurzem in den Besitz einer deutschen Gesellschaft übergegangen ist, welche damit beschäftigt ist, die forstmännische Ausnutzung desselben in Angriff zu nehmen. C. Bolle stellt von Rio de Janeiro aus „Deutsch-brasilianische Betrachtungen" an, die den Handelsbeziehungen des Kaiserreichs gewidmet sind und das Verhältniß des deutschen Handels zu den übrigen mit Brasilien in Verkehr stehenden Nationen darlegen. Eine spätere Betrachtung soll mehr den Provinzen und dem in ihnen lebenden Deutschthume gewidmet sein. Zwei kleinere Artikel geben Anhaltspunkte für den Antheil der deutschen Kriegsflotte an der colonialen Bewegung des Jahres 1887/88 innerhalb der deutschen Schutzgebiete und skizziren die Entstehung und Wirksamkeit der deutschen Colonialgesellschaft. Ein von kurzen kritischen Bemerkungen begleitetes Verzeichniß der einschlagenden Literatur und ein Anhang mit Gesetzen und Verordnungen, welche die Schutzgebiete betreffen, schließen nebst einem Register das Buch ab.

3. Ueber landwirthschaftliche Amelierationen in der Herzegovina. Vortrag, gehalten am 23. März 1889 im österreichischen Ingenieur- und Architektenverein von Joseph Riedel. Mit einer Tafel und drei Textfiguren. Wien, Gerold u. Comp. 1889. Imp.-4. 1 M. 20 Pf.

Wer im letzten Jahrzehnt durch Oesterreich gereist ist oder auch nur die österreichische Novellistik der letzten Jahre eingehender kennt, wird die starken Einflüsse der Besitznahme Bosniens und der Herzegowina auf die mannichfaltigsten Bevölkerungsklassen des Kaiserreichs wahrgenommen haben. Das lange der Cultur verschlossen gewesene Land dient den Oesterreichern, nur in sehr viel stärkerem Maße, als Anziehungspunkt und Wirkungsfeld für den Thatendrang, wie etwa unsere Colonialgebiete den Bürgern des Deutschen Reichs. Da gibt es zu thun, was über die Linie des alltäglichen Treibens hinausgeht: ein die Nerven in Spannung erhaltender Felddienst, durch die Beziehung zu den verschiedenen Gruppen der Bewohner schwierige, aber lohnende Verwaltungsaufgaben, hoffnungsreiche Colonisirung, wenig berührte Forschungsgebiete für die Wissenschaft, die Ausbreitung abendländischer Cultur und der Eindruck des sichtbaren Segens, den sie bereits geschaffen hat.

Solchen Eindrücken verdankt vorliegende Schrift ihren

Ursprung und solchen Eindruck erweckt sie im Leser. Bei Ansicht des Titels kann ihre Berücksichtigung in d. Bl. befremden. In der That gehört auch der zweite Theil, der genau dem Titel entspricht, nicht hierher; wohl aber der erste, die Wasserverhältnisse im Flußgebiete der Narenta behandelnde. Dieser entwirft in knappen Zügen, durch belehrende Zeichnungen unterstützt, eine sehr anschauliche Vorstellung vom Bau der Dinarischen Alpen, läßt das treppenartig ansteigende Gebirgsbild mit seinen Wällen und Gräben deutlich erkennen und macht die Karsthöhlen mit ihren verzweigten Röhren, welche die Erscheinung des Zirknitzer Sees mit dem Wechsel des Wasserbestandes vielfach wiederholen, verständlich. Da die Kesselthäler bei dem unterirdischen Zu- und Abflusse der Gewässer die werthvollsten Getreide- und Heukammern des Landes sind, die grünen Oasen in der steinigen Wüste des Kalkgebirges darstellen, hat die Sorge der Landesverwaltung sich der Regelung der unterirdischen Wasserströmungen zugewandt; sie bestrebt sich, den Zeitraum zwischen Anbau und Ernte zu verlängern und die Thäler in dieser Periode vor Ueberflutungen zu sichern. Das hat ein genaues Studium der meteorologischen und hydrographischen Verhältnisse des Landes verlangt, und nachdem diese klargelegt worden, ist man zu den geeigneten technischen Maßnahmen geschritten. Ueber dieses alles spricht der landeskundige Verfasser, der selbst an den Arbeiten betheiligt gewesen, in fesselndster Weise, um darauf im einzelnen ein ganz bestimmtes Landschaftsgebiet zu betrachten.

Vom Deutsch-Französischen Kriege.

Beiträge zur Geschichte des Kriegs von 1870 von Alfred Darimon. Autorisirte Uebersetzung von Rogalla von Bieberstein. Zweite Auflage. Hannover, Helwing. 1888. 8. 4 M.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, ein vom Socialdemokraten Proudhon'scher Schule zum Anhänger des constitutionellen Kaiserthums gewordener national-ökonomischer Schriftsteller, der als persönlicher Freund Ollivier's der parlamentarischen Gruppe der „Fünf" (1857 und 1863) angehört und mit nahezu allen hervorragendern Imperialisten in Beziehung gestanden hatte, berichtet auf den vorliegenden Blättern von dem, was ihm über Geschichte und Vorgeschichte des Kriegs von 1870 bekannt geworden. Schlagender, als durch diese von einem Freunde der damaligen pariser Regierung festgestellten Thatsachen geschieht, hat die Unfähigkeit der französischen Kriegs- und Staatsmänner des großen Entscheidungsjahres überhaupt nicht an den Pranger gestellt werden können. Darimon weist unter anderm nach, daß der Herzog von Gramont von den im Jahre 1869 geführten Verhandlungen über die hohenzollernsche Candidatur nichts gewußt habe; daß die im Frühjahre 1870 geführten Verhandlungen betreffend ein französisch-italienisch-österreichisches Bündniß seit dem 21. Juni liegen geblieben waren und erst nach erfolgter französischer Kriegserklärung wieder aufgenommen worden seien; daß eine am 1. Juli 1870 abgehaltene ärztliche Consultation den bedrohlichen Charakter von Napoleon's III. Blasenleiden erkannt und eine genauere Untersuchung für dringend geboten erklärt hatte; daß dieses wichtige, am 3. Juli redigirte Document aber weder dem Staatsrathe, noch dem Ministerium und wahrscheinlich auch der Kaiserin vorenthalten worden sei und daß der Kaiser in den Krieg gezogen, als seine Aerzte ihn längst bereits für schwer krank und äußerster Schonung bedürftig ansahen; daß der Kaiser und sein Kriegsminister noch am 6. Juli der Meinung gewesen, sie hätten 550000, bezw. 400000 Mann zur Verfügung, während die Zahl der kriegsbereiten Truppen thatsächlich nur 235000 betrug; daß die für den Gang der französischen Entschließungen hochwichtig gewordene Interpellation des ehemaligen kaiserlichen Cabinetssecretärs Duvernois (12. Juli) ohne Wissen des Kaisers und der Regierung angemeldet worden; daß die Kaiserin im August 1870 ihren Sohn und ihren Gemahl gegen den Willen der Regierung von Paris ferngehalten habe, um ihre Rolle als Regentin weiter spielen zu können; daß der am 9. August 1870 erfolgte, eine erste Etappe der Revolution bedeutende Sturz des Ministeriums Ollivier wesentlich das Werk der Kaiserin war, sie sich dazu Duvernois' und des Barons David bediente.

Diese fast allenthalben auf Actenstücke und glaubwürdige persönliche Zeugnisse gestützten Enthüllungen würden allein hinreichend sein, der Darimon'schen Schrift ein außerordentliches Interesse zu verleihen. Der dieselben begleitende, eine große Anzahl persönlicher Erlebnisse des Verfassers schildernde Text verdient indessen die gleiche Aufmerksamkeit. Man gewinnt allenthalben den Eindruck, einen wahrhaftigen und wohlunterrichteten Berichterstatter vor sich zu haben — und daß Darimon ein solcher ist, ist auch von seinen politischen Gegnern, den Männern des heutigen republikanischen Frankreich, nicht in Abrede gestellt worden.

Herrn Rogalla von Bieberstein's Uebersetzung ist glatt geschrieben und der Hauptsache nach correct. Einzelne Unrichtigkeiten sind freilich mit untergelaufen: die augenfälligste derselben findet sich auf S. 5, Z. 7 v. o., wo es heißt: „Beim Votum über das ganze Gesetz hatte dasselbe trotzdem nur 60 Stimmen", während es heißen soll: „die Mehrheit betrug nur 60 Stimmen." Dadurch ist thatsächlich das Gegentheil dessen gesagt, was der Uebersetzer hatte sagen wollen. Sprachliche Unschönheiten, die von allzu genauem Anschlusse an das Original herrühren, kommen mehrfach vor („sie glauben mit Einstimmigkeit", S. 164, Z. 13 v. u.), kommen für das Ganze aber nicht wesentlich in Betracht.

Feuilleton.

„Italienische Vegetationsbilder" hat Otto Speyer in einem zu Kassel gehaltenen Vortrage aufgerollt. In einem kleinen Heftchen veröffentlicht (Kassel, Freyschmidt, 1889), können sie auch weitern Kreisen zur Erquickung und Belehrung dienen. Der bekannten gründlichen Kenntniß, die unser geschätzter Herr Mitarbeiter von Italien besitzt, gesellt sich hier Beschlagenheit in der Pflanzenkunde und eine ausdrucksvolle, prächtig malende Sprache. Diese 6 Bilder vom Anzasca- und Tosathal, von Stresa am Lago Maggiore, von Bordighera an der Riviera, von Piombino an der toscanischen Küste, vom Busen von Salerno an der Straße nach Paestum und auf dem Reitwege von Palazzuolo nach Syrakus reihen sich würdig an das bezügliche Kapitel in Victor Hehn's „Italien". — Nur Ein Bedenken hätten wir, nicht gegen das Büchlein, sondern nur gegen seinen Schlußsatz. Durch die Betonung des Gegensatzes der „schattigen Buchen- und Eichenwälder unsers Heimatlandes mit ihrem saftiggrünen Moos- und Grasteppich" zu „all diesen Herrlichkeiten des Südens" kann, gerade wie bei Hehn, die Vorstellung erweckt werden, als ob Waldesschatten und Rasenteppich in Italien gar nicht vorhanden seien. Im Bestreben, das für den Nordländer Fremdartige als für Italien Charakteristische hervorzuheben, wird über den Reichthum Italiens an beiden Gestaltungen des Pflanzenwuchses, dem Mitteleuropas und dem des Südens, hinweggegangen. Wir erinnern an die prächtigen Waldwanderungen im Subapennin, von denen Karl von Binzer in seinem „Kreuz und Quer durch Italien" erzählt; wir sind freilich nicht im Pinienwalde von Ravenna gewesen, dürften aber doch schwerlich in der Annahme irren, daß sein Boden gerade von einem solchen Rasenteppiche gebildet werde wie der des kleinern Pinienhains der Villa Doria Pamfili bei Rom, auf dem die berühmten Anemonen blühen. Wir selbst haben im Waldesschatten auf dem Rasen gelegen hoch über dem Comersee, haben einen ganzen Sonntag in echt thüringer Buchenhallen gestreift von Albano aus um den See zum Monte Cavo hin und an vielen Stellen lesend im weichen Grase geruht, sind auf Sicilien vom Euryalos aus zum obern Anapo hinaufgestiegen und haben ein Thal gefunden, wie es etwa an die Thäler im Urwalde des Böhmerwaldes um den Arber uns mahnte, u. s. w. Diese Erinnerungen kann man doch nicht los werden, und in ihrem Besitze scheint uns Italiens Mannichfaltigkeit zu nahe getreten, wenn nur die südliche Farben- und Gestaltenpracht seiner Pflanzenwelt hervorgehoben wird.

— Eine fleißige und zuverlässige Darstellung der ethischen Ansichten des Skeptikers Montaigne gibt Ivan Georgov in einer jenaer, von Eucken angeregten Dissertation: „Montaigne als Vertreter des Relativismus in der Moral" (Leipzig, Fock, 1889). Einige Härten in der Sprache verrathen den Ausländer, die allgemeine Kritik des ethischen Relativismus am Schluß enthält nichts Neues und geht nicht überall tief genug, zeugt aber von Belesenheit und Klarheit des Denkens.

— Im Verlage der Roßberg'schen Buchhandlung in Leipzig ist 1889 eine kleine Schrift von Wilhelm Senn, Secundarlehrer in Basel, erschienen unter dem Titel: „Onkel Fritzen's Testament". Ungefähr in der Zschokke'schen Art kleidet der Verfasser in die Form einer anmuthigen Erzählung einen Grundgedanken, welchen er für das erlösende Evangelium der ganzen Menschheit hält. Den rettenden Anker im Sturme des Lebens erblickt er in Lessing's „Die Erziehung des Menschengeschlechts", und zwar in dem dort ausgesprochenen Gedanken einer Wiedergeburt des Menschen. Onkel Fritz nimmt an, daß wir als geistige Individuen existirten, bevor wir waren, und daß jedes geistige Wesen sich durch verschiedene äußere Formen durchkämpfen und läutern müsse, bis es endlich nach langem, schwerem Ringen das Ziel der Vollkommenheit erreiche. In diesem Satze begrüßt der Verfasser ein herrliches Mittel zur Erziehung und zur Herbeiführung der allgemeinen Bruderliebe auf Erden. Das Ganze wiederholt er in einem langathmigen Lehrgedichte, welches von seinem verstorbenen Lehrer und Freund August Scholz herrühren soll. — Ob der keineswegs neue Lessing'sche Gedanke sich als Stein der Weisen brauchen läßt, möchten wir bezweifeln; auch die nette kleine Schrift von Senn wird ihm nur zu einem kurzen Dasein wieder verhelfen.

— Im Verlage der „Kinder-Gartenlaube" zu Nürnberg erscheint, von Schuldirector Albert Richter in Leipzig redigirt, bereits der siebente Band dieses weitverbreiteten, trefflichen Unternehmens. Die uns vorliegenden Hefte 6—12 erfreuen nicht blos durch die Auswahl des fesselnden Stoffes, sondern besonders auch durch eine Vollendung der farbigen Illustrationen, welche kaum noch überboten werden kann. Floreat et crescat!

Bibliographie.

Barchudarian, J., Inwiefern ist Leibniz in der Psychologie ein Vorgänger Herbarts. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie. Jena, Pohle. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Blüthgen, V., Der Preuße. Volks-Ausgabe. Berlin, A. Goldschmidt. 8. 1 M.

Boyes, F., Gedichte. Linz, Mareis. 16. 2 M.

Brandes, G., General-Feldmarschall Graf von Moltke. Kritisch beleuchtet. Deutsch von E. Jonas. Guben, Sallis. Gr. 8. 75 Pf.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Lassberg und Johann Caspar Zellweger. Herausgegeben von C. Ritter. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Colell, W., Arbeit und Vergnügen. 50 Lieder für das deutsche Volk. Hamburg, Fritzsche. 16. 50 Pf.

Ferber, H., Historische Wanderung durch die alte Stadt Düsseldorf. Herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichtsverein. 1ste Lfg. mit 2 Plänen der Stadt. Düsseldorf, Kraus. Gr. 8. 1 M.

Förster, P., Der Kampf des deutschen Volkes um sein Dasein. Vortrag. Leipzig, Th. Fritsch. Gr. 8. 25 Pf.

Franke, A. H., Deutsche Psalmen. Geistliche Lieder und Gedichte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Frehner, J., Erinnerungen aus meiner fünfjährigen Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion in Afrika und Tonkin. Herisau. 8. 60 Pf.

Geßler, A., Der Antheil Basels an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts. Eine Skizze. Aarau. Gr. 8. 2 M.

Goethe's Werke, Auswahl in 5 Bdn. Mit einer biographischen Einleitung. 3ter Bd. Halle, Hendel. 8. 2 M.

Güttinger, G., Ideal und Wirklichkeit im Sozialismus. Guben, Sallis. Gr. 8. 1 M.

Hager, R., Bilder und Züge aus Nürnbergs Geschichte im Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit (1489—1504). Nürnberg, Korn. Gr. 8. 60 Pf.

Köhler, H., Der Herr ist mein Hirte. Lieder. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Kuoni, J., Dramatische Kleinigkeiten für Schule und Haus. St. Gallen, Huber u. Comp. 16. 1 M. 40 Pf.

Lehman-Dresden, H., Für Geist und Herz, Sprüche der Weisheit. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 3 M.

Ruith, M., Kurfürst Max Emanuel von Bayern und die Donaustädte. Ingolstadt, Ganghofer. 4. 4 M.

Schmid, U. R., Eine Weltanschauung in Poesie und Prosa. Neueste sehr vermehrte Ausgabe des Buches: Blüten einer Weltanschauung. Jena, Pohle. 16. 2 M. 40 Pf.

Sepp, Oeffentliche Verwahrung und lauter Protest Namens deutscher Künstler und Kunstgelehrter wider die Verunzierung des Kölner Domes nach dem neuen Project fabrikmässiger Portalornamente. Dazu die 4000jährige Geschichte der ehernen Thore. Würdigung der Gothik entgegen der Renaissance. Berlin, F. E. Lederer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Silberstein, M., Der Gruß. Eine Plauderei. Breslau, Baumann. 32. 40 Pf.

Pariser Sommerbriefe aus aufgeregter Zeit. Von einem Nichtgehetzten. Guben, Sallis. 12. 1 M.

Stahn, K., Die Ursachen der Räumung Belgiens im Jahre 1794. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolutionskriege. Bunzlau, Kreuschmer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Telmann, K., Am Scheidewege. Novelle. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Urlichs, L. v., Beiträge zur Geschichte der Glyptothek. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wimmer, P., Kaiserin Adelheid, Gemahlin Ottos I. des Grossen. Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vor kurzem erschien:

Die Philosophie des Thomas von Aquino

kritisch gewürdigt von

J. Frohschammer.

8. Geh. 10 M.

Der durch seinen Kampf mit dem Papste und dem Erzbischof von München berühmte hochbejahrte Philosoph und Theolog Professor Jakob Frohschammer in München hat in diesem Werk die Philosophie des Thomas von Aquino, welche seit der päpstlichen Encyclica vom 4. August 1879 in allen katholischen Schulen zu Grunde gelegt werden muß, zum ersten male in systematischer Weise dargelegt, kritisch gewürdigt und bekämpft. Das Werk ist somit geeignet, in katholischen wie in protestantischen Kreisen Aufsehen zu erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warm, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe" bilden eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Ausgabe von Goethe's Werken. In der vorliegenden sechsten Auflage erschienen sie zum ersten mal mit Commentar, zahlreichen Erläuterungen, Nachweisen und Berichtigungen, von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer, und einem vollständigen Namen- und Sachregister. Trotz des hierdurch sehr vergrößerten Umfangs aber wurden sie noch erheblich niedriger im Preise angesetzt als bei den frühern Auflagen, um allen Exemplaren von Goethe's Werken angereiht zu werden.

Von der Wiege
bis zum Grabe.
Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**
Verbindender Text und Katalog gratis.

Soeben erschien:
BROCKHAUS'
Kleines
Conversations-Lexikon.
4. Auflage.
Neue durchgesehene Ausgabe.
Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln,
darunter 13 Chromotafeln.
2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

OCT 7 1889

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 19. September 1889.

Inhalt: Romane und Novellen. Von Fritz Lemmermayer. — Zur Social- und Wirthschaftspolitik. Von Werner Sombart. — Von, für und über Frauen. Von Karl Schrattenthal. — Aus der Alterthumswissenschaft. Von J. Mähly. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Novellen.

1. Die neue Circe. Eine italienische Dorfgeschichte von Richard Voß. Zweite Auflage. Dresden, Minden. 1889. 8. 3 M.

Flott und fließend geschrieben, liest sich diese Geschichte des talentvollen und fruchtbaren Richard Voß rasch, leicht und angenehm. Auf tiefere Wirkung ist sie nicht angelegt, aber Kurzweil vermag sie zu erzeugen. Sie spielt auf classischem Gestade, am Circe-Cap, in dem kleinen römischen Flecken Paolo. Dorthin reisen zwei junge Berliner: Fritz, ein häßlicher Mensch und Archäologe, Wilibald, ein Poet, natürlich ein gottbegnadeter, und schön wie ein Gott. Mit den Abenteuern der beiden Herren nun in Paolo beschäftigt sich die Geschichte. Wilibald dichtet eine unsterbliche Dichtung; Fritz arbeitet an einem ungeheuer gelehrten Werke, in welchem er nachzuweisen unternimmt, daß die berüchtigte Zauberin Circe, von der Vater Homer so Schönes zu erzählen weiß, niemals auf dem Cap gleichen Namens könne gelebt haben. Er wird aber ad absurdum geführt durch eine junge, in einer Grotte einsam und zauberhaft hausende Ziegenhirtin von wilder Schönheit. Nicht nur ihrem Ziehbruder Camillo, auch den beiden Fremdlingen verdreht Maja die Köpfe. Es gibt Eifersucht, Aergerniß und Wirrniß in Hülle und Fülle. Das Ende ist, daß Wilibald, der die für einen deutschen Dichter wunderseltene Eigenschaft beträchtlichen Reichthums besitzt, sein Epos „Die neue Circe", eine Art moderner Odyssee, vollendet, von seinen Liebesschmerzen aber gründlich geheilt wird, als ihn die wegen seiner Werbungen um Maja gegen ihn aufgebrachten Circesen um eine hübsche Summe prellen; und daß der häßliche Fritz, den Maja, trotzdem er auch arm ist, mit der ganzen Kraft ihres leidenschaftlichen Herzens liebt, seine gelehrte Arbeit den Windenpreisgibt, nachdem er sich überzeugt hat, daß er im Irrthum war. Maja regt ihn auf, doch lieben kann er sie nicht, denn seiner harrt irgendwo in der Heimat ein deutsches, blondes, blaugeaugtes, wohlgesittetes Mädchen. Und so reisen denn beide bitter enttäuscht von dem für Geldbeutel und Herz gleich gefährlichen Zauberorte ab. Nach etlichen Jahren kehren sie wieder, Fritz mit einem netten München, Wilibald mit einer sehr vornehmen Maria. Maja's Grotte ist verwachsen, verlassen, die Ziegen haben sich zerstreut; Maja's Herz ist um Fritzens Verlust nicht gebrochen, aber die schlicht malerischen Hirtenkleider hat sie abgelegt, um sie mit eitel Sammt und Seide zu vertauschen; sie lebt in Circe, dem der alten Sünderin heiligen Küstenstriche, als Gattin an der Seite eines englischen Lords, dessen Spleen ebenso groß zu sein scheint als seine Reichthümer. Der Lord ist oft abwesend, aber in Maja's Nähe befindet sich ihr junger Anbeter Camillo, aus dem ein Mann geworden ist, schön wie Antinous.

Das alles ist nicht ohne Humor erzählt. Der Verfasser hat seine Freude daran, sich selbst über seine Gestalten lustig zu machen und ihnen, ähnlich wie Heine, ein hanswurstisches Anhängsel aufzustecken. Dadurch ist ein reiner Eindruck von vornherein unmöglich. Die Charakteristik ist mehr angedeutet als durchgeführt, aber glaubwürdig, nur weiß man mitunter nicht, wo der Spaß aufhört und der Ernst beginnt. Die Grundlage der Geschichte ist eine sehr reale: die Verkommenheit des süditalienischen Volks, in Aberglauben und Geldgier vornehmlich sich äußernd. Botanische Schilderungen finden sich oft, zu oft. Wenn man mit einer Botanisierbüchse durch die Erzählung spaziert, kann man ein prachtvolles Herbarium zusammenbringen.

2. Ein Preisausschreiben. Künstlernovelletten von H. Lorm, P. Block, O. Baisch, E. Remin, C. E. Edler, H. Schaefer, C. Lauckner, W. von Wartenegg, J. Zink, R. Czerny. Herausgegeben von G. Ramberg. Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 3 M.

Das Ergebniß einer Preisausschreibung der „Kunst-

Chronik", einer Wochenschrift in Wien, gewähren die elf kleinen, im vorliegenden Bande vereinigten Geschichtchen, herrührend von verschiedenen bekannten und unbekannten Verfassern, ein Wohlgefallen. Sie behandeln sammt und sonders Gegenstände und Probleme der Kunst; es sind Künstler-Novelletten. Hervorragende Eigenthümlichkeiten, stark pulsirende Persönlichkeiten fehlen; aber die Erfindung ist in den meisten Fällen ansprechend, die Durchführung knapp und rasch: wie die Novellette es verlangt, wie die alten Italiener meisterhaft und mustergültig diese poetische Gattung zu behandeln wußten. Mir hat am besten gefallen „Ein Sonett Michel Angelo's" von Paul Block. In dieser Geschichte wird der charakteristische Unterschied zwischen Buonarotti und Rafael mit Glück und Geschick durchgeführt: der eine, der größte Plastiker seit der Antike bis auf unsern Tag, streng, herb, unnahbar, dämonisch lockend und wieder erschreckend, tiefsinnig und großartig; der andere, der Urbinate, anmuthig, mit süßem Liebreize bestrickend, allen großen Zauber der Harmonie und Schönheit um sich her verbreitend, der unsterbliche Maler der Mutterliebe und des Mutterglücks.

Den ersten Preis trug Hieronymus Lorm davon, einer unserer geachtetsten Schriftsteller, der die seltene Eigenschaft hat, gedankenvoll zu sein. Seine Geschichte „Kopftuch der Madonna" ist reizend und auch typisch. Behandelt sie doch die uralte Thatsache, daß selbst Miserfolg und Misgunst den Künstler, in dessen Brust der heilige, begeisternde Drang treibt und gärt, vom Schaffen nicht abzuhalten vermögen, wie groß auch die Zweifel, die ihn quälen, wie rüstig auch sein Zürnen wider Unverstand und Nörgelsucht wären.

3. Bei Hofe. Roman von August Niemann. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1889. 8. 8 M.

Gewöhnlich in der Erfindung, verbraucht in den Situationen, die Menschen keine Persönlichkeiten, sondern blutlose Schemen, nirgends ein höheres Bestreben als das, dem Bedürfnisse der Leihbibliothek zu genügen — so stellt sich uns der Roman „Bei Hofe" dar. Eine Kenntniß der Welt, welche er beschreibt, scheint der Verfasser zu besitzen, dort und da weiß er durch die Ereignisse — niemals leider durch die Darstellung — zu fesseln, sein Vortrag, wenn auch trocken und nüchtern, ist einfach und ungeziert: das ist so ziemlich alles Gute. Die ersten hundert Seiten beschäftigen sich mit den Vorbereitungen zu einem Duell und darauf mit den Vereitelungen desselben. Und nun beginnt die Intrigue ihr hämisches und eitles Spiel.

Ein junger und schöner Reiteroffizier liebt eine Frau, die das Unglück hat, mit einem alten Manne in freudeleerer Ehe zu leben. Sie will sich scheiden lassen — doch nein! eine Angabe des Inhalts lohnt nicht die Mühe. Nur so viel: Die Prinzessin eines königlichen Hauses, zur Gemahlin einer etwas herabgekommenen Hoheit bestimmt, um mit dieser einen Thronfolger zu erzeugen, widersetzt sich einem solchen Ansinnen und allen gegen sie angezettelten Kabalen: denn sie liebt einen bürgerlichen Gelehrten. Sie entsagt ihrem Adel, ihrem Vermögen und reicht dem Manne ihres Herzens die Hand zum ehelichen Bunde. Das ist der aus der Handlung herausgeschälte Kern. Nichts Neues eben, und nichts Neues die darum sich schließende Schale.

4. Donna Ottavia. Historischer Roman aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts von J. A. von Sprecher. Zweite billige Auflage. Basel, Schneider. 1889. Gr. 8. 4 M.

Es ist schwierig, diesem Romane volle Gerechtigkeit in der Beurtheilung widerfahren zu lassen. Man muß das edle und ernste Streben des schweizerischen Verfassers anerkennen, die Tüchtigkeit seiner Studien, sein Sich-freihalten von allem Gemeinen, Schalen und Frivolen, und sich dennoch sagen, daß die Wahrheit des bekannten Voltaire'schen Ausspruches: „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux", wieder einmal ihre unanfechtbare Bestätigung gefunden hat. „Donna Ottavia" ist ein langweiliger Roman. Daß ihm das Spannende und Prickelnde im gewöhnlichen Verstande des Wortes fehlt, ist eher erfreulich als beklagenswerth, aber es fehlt ihm auch das Spannende und Packende im höhern poetischen und rein menschlichen Sinne. Er spielt in den Jahren von 1618 bis 1623 in der rhätischen Republik der drei Bünde und behandelt die verwickelten Kämpfe der spanisch-österreichisch gesinnten Katholischen wider die an der Urväterfitte kräftig, bieder und patriarchalisch festhaltenden Protestantischen des rauhen und großartigen Gebirgslandes. Diese Kämpfe, wüst, grausam und die Kirche schändend, ebenso politischen wie religiösen Ursprungs, an dem leitenden Faden einer klaren, einheitlichen Handlung zu veranschaulichen, das ist dem Verfasser J. A. von Sprecher nicht gelungen. Wol ist die Sprache sorgsam gefeilt, für das 17. Jahrhundert charakteristisch, oft chronikartig und echt volksthümlich, aber der Darstellung fehlt die Durchsichtigkeit, das Plastische, die Kunst der Composition. Mit Sicherheit und mit einer ins Einzelne gehenden Kenntniß bewegt sich der Verfasser in den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen, die er schildert; er schildert mit breitem, epischem Behagen, doch auch schleppend, einförmig und ermüdend. Die Wissenschaft wurde von dem zarten Geiste der Phantasie nicht beschwingt und beseelt. Die Menschen kommen und gehen, wie es in einem Gasthause zu geschehen pflegt, ohne innern Grund und Zusammenhang, gleich Schatten und Schemen, individualitätslos, ohne Blut, ohne Pulsschlag. Es mangelt die starke gestaltende Kraft. Am Anfang z. B. werden allerhand Leute in ausführlicher Beschreibung vorgeführt, eine Intrigue wird eingeleitet, aber bald darauf werden die Leute durch einen abstürzenden Berg zu Grunde gerichtet und die Gänge der Intrigue mit den Felsblöcken verschüttet. Man fragt: wozu? —

Den Anspruch, eine Dichtung zu sein, ein Roman,

darf „Donna Ottavia" nicht erheben; hingegen verdient das Werk als historisch getreues, richtiges Zeit- und Landschaftsbild Beachtung. Vortrefflich ist zumal die Beschreibung einer damaligen, durch Bären und niederstürzende Lawinen bedrohten Reise von Chur über den Albula und den Bernina nach dem Veltlin. Durch energischere Zeichnung sticht von den übrigen die Gestalt des wackern Säumers Gruber ab und durch größere Lebhaftigkeit zeichnet sich ein Zwischenbild aus, welches das rohe, gewaltthätige Betragen eines „frummen" Landsknechtes gegen arme Bauersleute, bei denen er im Quartier liegt, zum Gegenstande hat.

5. Pfiffig und Genossen. Novellen von Karl Vogt. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 4 M.

Nicht in der Erfindung liegt der Reiz der Novellen „Pfiffig und Genossen", sondern in der Ausführung. Dieselbe besitzt eine gewisse Fülle des Lebens sowol wie des Ausdruckes. Der Verfasser verfügt über originelle und treffende Worte, Wendungen und Einfälle und weiß zahlreiche Züge mitzutheilen, mit denen er seine Menschen anschaulich charakterisirt. In dieser Hinsicht ist besonders die „Geschichte des jungen Pfiffig" erwähnenswerth. Sie besteht aus Bildern aus dem Kleinleben der Menschheit, mit feiner und doch kräftiger Hand entworfen. Alles entwickelt sich launig, gemächlich und gemüthlich; in dieser Welt des Wahnes und der Wirrniß lassen sich die Dinge allerdings nicht so einfach richten und schlichten.

6. Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten von Ernst Wechsler. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.

Dieses leider ohne Jahreszahl erschienene Buch ist eigenartig und interessant. Geschichten aus einer bewegten Phantasie oder aus vollem Erleben heraus erzählt, bald ernsten, bald heitern Inhalts, wechseln in bunter Fülle miteinander ab. Die Gespenster, die der junge Verfasser meint und die nicht bei nachtschlafender Weile, zur grausigen Mitternachtsstunde sich zeigen, sondern bei klarem Sonnenscheine, sind nicht die alten romantischen, unserer nüchternen Zeit als antiquirt erscheinenden, es sind keine Geister von Verstorbenen, keine fieberhaften Phantasmagorien, es sind der Hauptsache nach sehr greifbare Gespenster, entweder wirkliche Menschen mit absonderlichen Merkmalen behaftet oder Seelenzustände, die sie beunruhigen und foltern, Vereinsamung, trübe Erinnerung, böses Gewissen, Nervosität. Leicht und gewandt versteht Ernst Wechsler zu erzählen, anregend und spannend zu erfinden. Er taucht seinen Pinsel in lebendige Farben, die überall eine reiche Stimmung mit sich führen und unabweislich den Leser in ihren Bannkreis ziehen. Darum ist das Buch ein gutes und darf empfohlen werden.

Fritz Lemmermayer.

Zur Social- und Wirthschaftspolitik.

1. Unsere Zukunft. Von Bernhard Elsässer. Freiburg i. Br., Kiepert. 1889. 8. 2 M.

Ein wohlmeinender Prophet redet hier ernste Worte zu seinem dem körperlichen wie sittlichen Untergange nahen Volke:

Unser Volk (nämlich das deutsche) geht, falls die jetzige Gesellschaftsordnung noch lange andauert, trotz Religion, Standesbewußtseins, Militärlebens, Veractiengesellschaftung, sowie kleiner Verbesserungen, dergestalt in Kraft und Zahl zurück, daß nach etwa fünf bis sechs Generationen der Untergang unvermeidlich ist.

Diese schauerliche Voraussage wird begründet durch einen ausweisenden Ueberblick über unser gesammtes Leben, das von der Geburt an bis zum Tode ein einziger toller Irrthum ist, das in Familie und Beruf, in Wirthschaft und Staat, in Essen und Trinken, in Wachen und Schlaf sich als ein einziger großer Verstoß gegen die Gebote der Zweckmäßigkeit und Vernunft darstellt. Das geängstigte Gemüth des gutgläubigen Lesers wird dann zum Schlusse wenigstens insofern einigermaßen beruhigt, als der strenge Sittenprediger einen Ausweg aus dieser Welt der Thorheit und der Sünde weist: den Uebergang zu einer vollkommenern Gesellschaftsordnung, die natürlich der Socialismus ist. Und scheinbar ist die Rettung von dieser Seite her auch nicht so schwer, daß man an der Zukunft seines Volks zu verzweifeln brauchte; man vergleiche vielmehr nur S. 82:

Es muß eine Gesellschaftsordnung platzgreifen ... die darin bestände, daß der ganze Grund und Boden, alle Fabriken und Geschäfte sämmtlichen Bürgern zugleich gehören und von ihnen in ihrer Eigenschaft als Staatsbeamte mit festem, je nach Stellung und Thätigkeit verschiedenem, aber unter allen Umständen auskömmlichem Gehalte (also sei ruhig, meine Seele!), unter Leitung der Staatsregierung bearbeitet und betrieben würden. Ich habe schon früher darauf hingewiesen (!), daß bei dieser Organisation die höchstmögliche Leistung des Einzelnen und somit bedeutender Fortschritt auf allen Gebieten keineswegs ausgeschlossen ist, wol aber würden die sich aus der „Einzelung" (so lautet die geschmackvolle Verdeutschung von „Individualismus") ergebenden Nachtheile in Wegfall gerathen.

Den Zustand der „Einzelung" in den der „Gesellschaftung" überzuführen, ist die Gründung von Colonialschulen, Colonialregimentern und Colonialkasernen in Aussicht genommen. Und wo solche gutherzige Glaubensseligkeit noch Wurzel schlagen kann, da wagt Schopenhauer den Menschen das animal méchant par excellence zu nennen?

2. Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Von Julius Post. Erster Band: Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. Mit 44 Abbildungen. Berlin, Oppenheim. 1889. Gr. 8. 10 M.

Es ist ein gutes Zeichen für den werkthätigen Sinn unserer Zeit, daß man heute so viel weniger als noch

vor zehn oder funfzehn Jahren von der „socialen Frage" spricht; man bestrebt sich, sie zu lösen. Und hierbei helfen immer weitere Kreise geschäftig mit, Kreise selbst, die ehedem in dogmatischen Systemen verknöcherten oder von radicalen Liebhabereien geblendet das schrittweise Voranschreiten auf dem Wege socialer Reformen hochmüthig verachteten. Daß es eine „sociale Frage" thatsächlich zu lösen gibt, braucht nicht mehr erst bewiesen zu werden, und daß ihre Lösung nicht von dem natürlichen Gange der Dinge zu erwarten ist, sieht mit der Zeit auch der überzeugungstreueste Freisinnige ein. So stehen wir denn, wie zu hoffen ist, vor einer Zeit schönen, harmonischen Zusammenwirkens aller Volkskräfte an dem gemeinsamen Werke: der Anbahnung einer neuen, vollkommenern Gesellschafts- und Wirthschaftsordnung, in welcher die Gegensätze zu einer höhern Einheit versöhnt, dem Gedeihen des Ganzen dienstbar gemacht werden. Mit Freuden wird es stets zu begrüßen sein, wenn dieses gemeinsame Reformwerk vor geistloser Vereinheitlichung der Mittel und Wege, welche das Ziel erreichen helfen sollen, bewahrt bleibt, wenn die Verschiedenartigkeit der Auffassung von den Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens dazu verhilft, eine frische Mannichfaltigkeit in den einzelnen Reformmaßnahmen stets zu erhalten. Nicht Verstaatlichung allein, nicht Arbeiterschutzgesetzgebung allein, nicht staatliche Arbeiterversicherung allein, nicht Volksbildung allein, nicht Pflege der patriarchalischen Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter allein, nicht Gewerkschaften allein, sondern alles das und was sonst noch zu nennen wäre, zusammen wird zu einer gedeihlichen Fortentwickelung unserer Gesellschaftsordnung führen. Darum ist jede Bestrebung, welche das gleiche Ziel im Auge hat, mit Freude zu begrüßen; sie wird sich in den Dienst des großen Ganzen stellen lassen und wird dazu verhelfen, das Gute zu fördern.

Dankbarlichst haben wir daher auch von einem Unternehmen Kenntniß genommen, das in dem vorliegenden Bande seinen ersten Ausdruck findet, wir meinen das Unternehmen, durch eine gewissenhafte Registrirung der „Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen" die wohlthätigen Folgen zu schildern, welche menschenfreundliche Behandlung der Arbeiter von seiten der Unternehmer auszuüben im Stande ist. Die „patriarchalischen Beziehungen", welche zwischen Arbeiter und Brotherren auf diesem Wege wieder angebahnt werden sollen, haben einen etwas misliebigen Beigeschmack: man ist sogleich geneigt, dabei an Hörigkeitsverhältnisse, Knechtung, Freiheitsbeschränkung u. dgl. zu denken, und ohne Zweifel segelt auch heutzutage unter der Flagge „Wohlfahrtseinrichtungen" eine ganze Menge Contrebande der verdächtigsten Art. Aber ebenso wenig ist zu verkennen, daß bislang schon viel Segensreiches auf diesem Gebiete geschaffen ist und daß auch in Zukunft der persönlichen Fürsorge der Arbeitgeber für ihre Arbeiter ein ehrenvoller Platz unter den mannichfachen Mitteln der Socialpolitik wird eingeräumt werden müssen.

Mit ausdauerndem Fleiße hat nun Professor J. Post in dem vorliegenden Werke sich der Aufgabe unterzogen, alle Anstalten und Einrichtungen gedachten Inhalts, die er in Deutschland und theilweise auch in den benachbarten Ländern hat auskundschaften können, zu beschreiben, ihre Entstehung wie ihre Wirkung einem größern Leserkreise zu schildern. Das auf mehrere Bände angelegte Werk behandelt in dem bisher erschienenen ersten Bande diejenigen menschenfreundlichen Maßnahmen, welche Unternehmer zum Wohle der „Kinder und jugendlichen Arbeiter" getroffen haben, als da sind für Kinder: Kleinkinder- und Wöchnerinnenpflege, Kindergärten, Fabrikschulen, Fabriksparkassen, Einrichtungen zur Ausfüllung der Zeit nach der Schule (Kinderheime, Handarbeitsunterricht, Erholung und Spiel u. dgl.); für junge Mädchen: Fabrikheime, hauswirthschaftlicher Unterricht u. s. w.; für junge Burschen: Herbergen, Fortbildungsschulen, Bibliotheken, Pflege der Leibesübungen und des Gesanges u. a. m. Es würde hier zu weit führen, auch nur eine der vielen hundert Einrichtungen eingehender zu schildern; wir müssen den Leser auf das hübsch geschriebene Buch selbst verweisen. Insbesondere empfehlen wir das genaue Studium seines Inhalts allen Arbeitsherren, die ihrerseits Anregung zu eigenem Wirken daraus schöpfen können. Die geschmackvolle Ausstattung des Werks mit Plänen und Abbildungen verhilft zu einem leichten und müheloſen Verständnisse.

3. Preise und Krisen. Volkswirthschaftliches aus unsern Tagen. Eine von der staatswirthschaftlichen Facultät der Universität München gekrönte Preisschrift: „Ueber die Veränderungen der Preise auf dem allgemeinen Markte seit 1875 und deren Ursachen." Zugleich eine Einführung in nationalökonomische Studien für Beamte und Kaufleute von Karl Wasserrab. Stuttgart, Cotta. 1889. 8. 4 M.
4. Sociale Politik im Deutschen Reiche. Ihre bisherige Entwickelung und ihre Fortführung unter Kaiser Wilhelm II. Von Karl Wasserrab. Stuttgart, Enke. 1889. 8. 3 M.

Es hieße dem Verfasser obiger Schriften unrecht thun, wollte man den Werth seiner Arbeiten mit dem Maßstabe strenger Wissenschaftlichkeit messen. Verführe man gleichwol so wenig rücksichtsvoll, so würde sich die Unzulänglichkeit der Leistungen gar bald ergeben. Zu wissenschaftlichen Werken fehlt diesen Schriften sehr viel: knappes, geschultes Denken, systematische, erschöpfende Durchdringung des Stoffs, vollständige Kenntniß und Verarbeitung der einschlägigen Literatur, Neuheit der gewonnenen Ergebnisse und noch manches andere. Aber wenn unser Eindruck ein richtiger war, so ist es hier eben kein Gelehrter, der zu Fachgenossen spricht, sondern ein geistreicher Freund der Wissenschaft, der seine Mußestunden ausfüllt, um weitere Kreise des gebildeten Publikums mit Geist und Art der neuern socialen Entwickelung und deren Lehren bekannt zu machen. Nur von diesem Gesichtspunkte aus werden wir dem Verfasser gerecht und so finden wir eine Erklärung für die den Fachgelehrten nach Form wie Inhalt im Anfange seltsam anmuthende Art der Darstellung. Diese

will, könnte man sagen, eine voraussetzungslose sein; sie will den Leser im Zustande völliger Unkenntniß empfangen, um ihn sodann schrittweise über einzelne wissenswerthe Punkte aufzuklären und ihn schließlich auf geebnetem Wege zu dem vorgesteckten Ziele zu führen. Gute Bücher derart sind in Deutschland auf socialwissenschaftlichem Gebiete noch selten und ihr Erscheinen ist daher mit Freuden zu begrüßen.

Die erste der uns hier beschäftigenden Schriften von Karl Wasserrab behandelt das schwierige Problem der „Preise und Krisen". Ohne wesentlich neue Gesichtspunkte zu Tage zu fördern, entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild von der Entwickelung der Preise während der letzten zwei Jahrzehnte und deckt die Gründe auf, welche nach seiner Meinung den allbekannten, allbeklagten Preisdruck so vieler Waaren seit Mitte der siebziger Jahre verursacht haben. Mit großem Fleiße sind viele einschlägige Daten zusammengetragen und mit leidlicher Klarheit ist der Preisgang dargelegt, welchen die einzelnen Waaren seit jener Zeit durchgemacht haben. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser etwas sorgfältiger die hauptsächlichen Ursachen des Preisfalls, bezw. der dadurch bewirkten Krisen von den begleitenden Nebenumständen gesondert hätte; so scheint uns die Zunahme und Verschärfung des Wettbewerbs auf dem Weltmarkte durch Erschließung immer neuer Länder, durch fortgesetzte Erleichterung und Verbilligung der Verkehrsgelegenheiten u. dgl. fälschlicherweise als bedingende Ursache eines Preisdrucks aufgefaßt zu sein. An sich bewirkt eine erweiterte und verschärfte Concurrenz noch keinen Preisrückgang; ein solcher tritt erst ein, wenn infolge des vergrößerten und erleichterten Umsatzes die Herstellungskosten einer Waare überhaupt oder an bestimmten Orten sich verringern oder aber eine Ueberfüllung des Marktes mit Waaren sich ereignet. Zu unserm lebhaften Bedauern sodann hat der Verfasser in seinem Buche gar nicht die Ursachen der Absatzkrisen auf der Vertheilungsseite berücksichtigt, während doch gerade hier die interessantesten Momente des Problems liegen. Der letzte und tiefste Grund jeder sogenannten Ueberproduction ist in der privatkapitalistischen Organisation unserer Volkswirthschaft zu suchen, die es mit sich bringt, daß die hauptsächlich Werthe erzeugende große Menge ein in seiner Höhe festbegrenztes Einkommen bezieht, ein Einkommen, das ungenügend ist, um von den hergestellten Gütern auch nur annähernd so viel zum Verbrauche heranzuziehen, als den bescheidensten Bedürfnissen entspricht. An diesem Punkte wird das Problem der Absatzkrisis zu einem socialpolitischen Problem der volkswirthschaftlichen Organisation, hier erst gewinnt es seine umfassende principielle Bedeutung. Doch der Werth eines Buchs wird nicht in erster Linie bestimmt durch das, was darin fehlt, vielmehr durch das, was es enthält, und wir dürfen ohne Bedenken sagen, daß Wasserrab's Arbeit inhaltvoll genug bleibt, um weitern Kreisen zur Lektüre empfohlen werden zu können.

Ein Gleiches, wie das eben Gesagte, gilt im wesentlichen von der an zweiter Stelle angeführten Schrift Karl Wasserrab's, welche die „Sociale Politik im Deutschen Reiche, deren bisherige Entwickelung und Fortführung unter Kaiser Wilhelm II." behandelt. Auch sie bringt dem Gelehrten nichts Neues, eignet sich dafür aber trefflich, den gebildeten Laien mit dem vertraut zu machen, was die deutsche Socialpolitik bislang geleistet hat. In übersichtlicher Form werden die einzelnen einschlägigen Maßnahmen uns vorgeführt und in das ihnen gebührende Licht gesetzt: die Krankenversicherung, die Unfallversicherung und die Alters- und Invaliditätsversicherung. Der Standpunkt, von dem aus der Verfasser diese Gesetze beurtheilt, ist der der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881. Aus ihr entnimmt er auch die Anregung zu seinen Vorschlägen der „Weiterführung", die im wesentlichen in der Schaffung von Zwangsberufsgenossenschaften zu bestehen hat. Ein besonderes Vergnügen scheint es dem Verfasser zu bereiten, uns im Verlaufe seiner Darstellung mit allerhand Lesefrüchten seiner Mußestunden bekannt zu machen. So ungelehrt das auch ausschaut, so gibt es doch mancherlei Anregung und gereicht dem frisch geschriebenen Schriftchen, das eben für Laien bestimmt ist, nicht zum Schaden.

5. Ueber die Ursachen der heutigen socialen Noth. Ein Beitrag zur Morphologie der Volkswirthschaft. Vortrag gehalten beim Antritt des Lehramts an der Universität Leipzig am 27. April 1889 von Lujo Brentano. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 1 M.

Die Ursachen der heutigen socialen Noth reichen nach Ansicht des Verfassers vorstehender Broschüre bis in das 17., bezw. 16. Jahrhundert zurück, in jene Zeit nämlich, in welcher das europäische Wirthschaftsleben aufhörte, sich einzig und allein in den engen Kreisen localer Erzeugung und localen Absatzes zu bewegen, vielmehr sich einen nationalen oder sogar internationalen Markt zu schaffen im Begriffe stand. Damals begann die Conjunctur ihre fürchterliche Rolle zu spielen und seit jener Zeit kommt unsere Volkswirthschaft aus dem Wechselfieber der Ueberproduction und Absatzstockung nicht mehr heraus: woher denn auch alle Leiden, welche Unternehmer, Arbeiter, Publikum zu erdulden verdammt sind, fließen. Und wie Eine Ursache die heutige sociale Noth verschuldet, so gibt es auch nur Ein Heilmittel gegen diese Noth: das sind die „Cartelle", d. h. die Unternehmerverbände, welche zu dem Zwecke geschlossen werden, die Erzeugung eines bestimmten Artikels planmäßig zu regeln und die Preise auf der durch die Schutzzollschranke bezeichneten Durchschnittshöhe zu erhalten. Die Cartelle sind berufen, alle Leiden der modernen Volkswirthschaft zu bannen: die Unternehmer werden dauernden und hohen Gewinn, die Arbeiter hohen Lohn und jederzeit gesicherte Beschäftigung haben, und das Publikum, nun das bekommt zwar fortgesetzt theuere Waare, wird sich aber doch freuen, daß nun die Gärungen und die Unzufriedenheiten aus dem

[illegible]

7. [illegible] Referate [illegible] Leipzig, [illegible] M. [illegible] M.

[illegible] bekannte [illegible] in dem [illegible] neuern [illegible] dadurch [illegible] einer Fach[illegible] dankenswerthes Unternehmen, [illegible] Zeit, da die [illegible] mehr zu Streitfragen [illegible] Kreise in [illegible] Belehrung über das, was man [illegible] „Krisis der Landwirthschaft", [illegible] „Reform des [illegible] u. dgl. Schlagworten [illegible] erscheint heute [illegible] Und der Verfasser hat die [illegible] verwickelten Probleme [illegible] und auch dem [illegible] Leser ein [illegible] Bild von der thatsächlichen Gestaltung der Verhältnisse zu geben.

Die in dem vorliegenden Sammelbande zur Darstellung kommenden Fragen sind mannichfacher Natur, obwol freilich alle von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus betrachtet werden: der Beurtheilung der augenblicklichen Krisis, in welcher die Landwirthschaft sich befindet und den Mitteln, wie dieser Krisis abzuhelfen sei. Das ist das „Leitmotiv", welches durch all die einzelnen Arbeiten in feierlichem Ernste hindurchklingt. Etwas abseits von diesem gemeinsamen Mittelpunkte steht nur etwa der erste Aufsatz, welcher „Socialpolitisches aus den schweizer Alpen" uns mittheilt. Hier weht ein frischer, kräftiger Hauch, wie Höhenwind, durch die Blätter und wir erholen uns gern in diesen krisislosen Gefilden von all der Angst und Sorge, welche die heimische Landwirthschaft uns bereitet. Diese behandeln dann alle folgenden Arbeiten und wir erhalten nacheinander Aufschluß über: „Die Lage des Bauernstandes in Preußen"; „Die gegenwärtige Lage der deutschen Landwirthschaft"; „Die Grundeigenthumsvertheilung und Erbrechtsreform in Deutschland"; „Das Anerbenrecht und das künftige bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich"; „Die Gutsübergabe-(Altentheils-)Verträge"; „Die Mäßigkeitsbestrebungen und die Branntweinsteuerreform"; „Rentengüter"; „Die Währungsfrage"; „Das ländliche Genossenschaftswesen in Preußen"; „Die Erhöhung der landwirthschaftlichen Schutzzölle"; „Der Wucher auf dem Lande und die Organisation des ländlichen Credits". Wir müssen es uns an dieser Stelle zu unserm Bedauern versagen, auf den Inhalt der einzelnen Aufsätze näher einzugehen; um so dringender aber möchten wir jedem das eigene Studium der reichhaltigen Sammlung anempfehlen.

8. John Stuart Mill. Ein Nachruf von Theodor Gomperz. Wien, Konegen. 1889. 8. 1 M.

Vielen wird eine Lebensskizze des berühmten John

Stuart Mill auch heute noch willkommen sein. Denn obwol seit mehr als funfzehn Jahren dahingeschieden, lebt Mill doch noch als Mann der Wissenschaft wie als Charakter in der Nachwelt fort und der Kreis seiner Bewunderer ist ein großer: Philosophen, Nationalökonomen, Historiker, Aesthetiker und Frauenemancipatoren danken ihm hervorragende unsterbliche Leistungen in ihrem Fache. Diese Vielseitigkeit der Veranlagung, die Ebenmäßigkeit seiner geistigen und moralischen Kräfte sind es wol auch, die Mill's größte Eigenthümlichkeit darstellen. Mit Recht sagt der Verfasser obigen Nachrufs: „Mill war ein Prachtexemplar jener seltensten aller Varietäten der Menschennatur: gelungene Wunderkinder", und in dem Gleichmaße seiner Kräfte, in der Vereinigung der entgegengesetztesten und scheinbar unvereinbarsten Vorzüge liegt die Lösung eines Räthsels, das leicht unlösbar scheinen könnte: das ist der ungeheuere Umfang seines Einflusses, den Mill unter Umständen errungen, welche ihm so ungünstig wie nur möglich waren. Der Werth des vorliegenden Schriftchens, dessen Ertrag dem Vereine für erweiterte Frauenbildung gewidmet ist, wird erhöht durch die mannichfachen Anklänge persönlicher Erinnerungen, mit welchen der Verfasser, ein naher Freund des großen Todten, seinen „Nachruf" zu beleben gewußt hat. Werner Sombart.

Von, für und über Frauen.

1. Die Nähterin von Stettin. Eine Erzählung aus der Zeit der Thränen und Wunder. Von Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow. Dritte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1889. Gr. 8. 6 M.
2. Rache und andere Novellen von Dito und Idem. Zweite Auflage. Bonn, Strauß. 1889. 8. 6 M.
3. Für und über die deutschen Frauen. Neue hypochondrische Plaudereien. Von Gerhard von Amyntor. Mit einer Originalzeichnung von H. Dietrichs. Zweite Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 5 M.
4. Aus den Fluten des Lebens. Novelle von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Breslau, Schottländer. 1889. 8. 4 M.
5. Briefwechsel zweier junger Mädchen. Pflicht und Liebe. Von E. Trautenheim. Preßburg, G. Heckenast's Nachfolger. 1889. 8. 1 M.
6. Der Musterschreiber. Erzählung von Ludovica Hesekiel. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.
7. Fanny Förster. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 4 M.

Die „Nähterin von Stettin" (Nr. 1), zu jenen Erzählungsblüten gehörig, die man unter dem Namen Missionsromane zusammenfassen könnte, ist schon jedesmal bei ihrem frühern Erscheinen in d. Bl. kritisch gewürdigt worden. Das Buch zeigt voll und ganz die schöne Erzählergabe der Frau Adelheid von Rothenburg. Das wird jeder Kritiker gern anerkennen, zugleich aber auch Verwahrung einlegen gegen die allzu sehr in den Vordergrund tretende religiöse Tendenz.

In „Rache und andere Novellen" (Nr. 2) begrüßen wir wieder einmal die beiden Vertreterinnen rumänischer Dichtung in Deutschland, Carmen Sylva und Frau Mite Kremnitz als Erzählerinnen. Ohne ein Werk von besonderer Eigenartigkeit zu sein, trägt es doch den Stempel tüchtiger literarischer Arbeit. Hervorheben möchte ich als für den deutschen Leser von besonderm Interesse die Stücke „Rache" und „Horia", beide von Dito, in denen die Königin Elisabeth knappe, realistische, farbensatte Bilder aus dem Leben ihres, des rumänischen Volks bietet. Wer jahrelang unter Rumänen gelebt, dem treten die prächtig gezeichneten Gestalten um so lebensvoller entgegen. Und wahr, durch und durch wahr ist da geschildert und erzählt. Fern bleibt der Verfasserin die Absicht der Schönfärberei, das mag der deutsche Leser, dem das halb asiatische Leben da „hinterwärts von Temesvár" ganz fremd ist, schon aus dem Zwiegespräche fühlen, welches die Bäuerin Anca, deren Mann Rache nehmen will an dem Dorfschullehrer Parou, mit dem Popen führt:

Der Pope grinste unter seinem großen Barte und sah schlau der erschrockenen jungen Frau in die Augen. „Er wird keine Ruhe haben, bis er drunten in Ocna mit geschorenem Kopfe sitzt, mit Ketten an den Füßen, in Nacht und Finsterniß, und Salz haut, das sage ich dir Anca. Und wenn du nicht mehr Kerzen bringst und bessere Kornkuchen mit schönem Zucker, und nicht ein paar Messen lesen lässest, so wird es schlimm gehen, sehr schlimm." — „Die Messen helfen nicht mehr." — „Nun, so wollen wir Gebete lesen, damit Parou sterben und verderben soll." — „Hast du nicht zwei Messen gelesen, damit mein Mann sterben und verderben soll?" — „Du brauchst ja nur eine größere Kerze zu weihen, dann hilft deine Messe mehr." — „Ich kann aber nicht, ich bin arm geworden." — „Ja dann ist's freilich schlimm; dann kommt dein Mann nach Ocna!" Der Pope ging kopfschüttelnd davon.

Von Gerhard von Amyntor's „Für und über die Frauen" (Nr. 3) steht zu hoffen, daß dieses inhaltlich so abwechselungsreiche, in vielen aus dem praktischen Leben gegriffenen Fragen den Nagel auf den Kopf treffende Werk, zu einer dritten Auflage nicht mehr so viele Jahre brauchen werde, da es sich ja auch durch seine schöne äußere Ausstattung zum Geschenke besonders eignet. Den Gegnern alles dessen, was in das Gebiet der Frauenfrage gehört, wird allerdings mancher Ausspruch des Verfassers nicht willkommen sein. Er verlangt nicht nur eine völlige, gründliche, alle Lehrfächer umfassende classische Aus- und Durchbildung der Lehrerinnen, sondern bricht für den vielbespöttelten „weiblichen Doctor" eine Lanze. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß auch Schriftsteller mit Namen von gutem Klange sich für eine Idee, für eine praktische und sittliche Nothwendigkeit erwärmen, die ohne Grund so sehr angefeindet wird. Den Glanzpunkt des Amyntor'schen Buchs dürfte wol der Aufsatz „Das Gemüth und die deutsche Frau" bilden.

Mit drei Novellen beschenkt uns Luise Ernesti (Nr. 4), aber sie hat uns keine besondere Freude damit bereitet. Sowol „Ein Gelübde" als auch „Glänzende Verhältnisse" sind allzu behaglich breit angelegte Erzählungen, in denen ganz tüchtige, gute Menschen schalten und walten, deren Gesinnung eine ebenso brave ist, wie die der Verfasserin, aber von einer tüchtigen kunstgerechten Durcharbeitung und Abrundung kann durchaus nicht die Rede sein. Der Stil, der sich nie über die Mittelmäßigkeit erhebt, ist oft ungehobelt und unsicher wie der eines Schülers. Es verlohnt sich der Mühe, eine kleine Stilblütenlese aus zwiefachem Grunde zu machen: weil erstens dadurch das harte Urtheil gerechtfertigt erscheint und weil die Verfasserin auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur kein Neuling ist. So heißt es unter anderm:

Die junge Frau war eine der jüngsten Frauen unter den Frauen der Bergleute. — Eines Tages sagte sie aber zu ihrem an ihr Krankenlager herbeigeeilten Sohne u. s. w. — Fast waren anderthalb Jahre vergangen, als die Reise beendet. — Sie meinten, sei er dadurch nicht zur Zeit fern vom Bergwerk gehalten, er theile dann möglicherweise das traurige Schicksal der Verschütteten und sei gar dadurch vor einem raschen Ende bewahrt worden. — Ein so kleines Geschöpf (es ist von einer Fliege die Rede, die, in einen Milchnapf gefallen, durch jemand gerettet wird), ein so werth- und nutzloses Leben! — und doch — und doch, mit welcher Genugthuung schien von dem elenden Thierchen diese unerwartete Rettung als Glück anerkannt zu werden! Solcher geretteten Fliege Thun und Treiben nach der überstandenen Gefahr, es könnte vielleicht manchen, sein Leben so leicht und rasch fortwerfenden Menschen — wenn er es in der Stunde seines beschlossenen Endes, seines am Rubicon der Ausführung stehenden Planes, sehen, beobachten könnte — zur Einsicht, zur Vernunft bringen, zöge er aus so kleinem Bilde den großen Schluß für sich, was er aufzugeben im Begriff steht, — was er dagegen eintauscht, lehnt er sich auf gegen das göttliche Gebot: „Du sollst nicht tödten."

Solche Satzmonstra gibt es in dem Buche die schwere Menge. Wie die letzte Abtheilung des Buchs: „Der Winter im Riesengebirge", eine einfache Reisebeschreibung, unter die „Novellen" kommt, die annoch den Titel tragen „Aus den Fluten des Lebens", ist mir nicht ganz erklärlich.

Ein literarischer Erstling ist das Buch E. Trautenheim's (Nr. 5). Von der ersten der beiden Novellen: „Briefwechsel zweier junger Mädchen", will ich insofern absehen, als sie zu jener Gattung gehört, die man nicht ungern der reifern weiblichen Jugend in einschlägigen Zeitschriften zur Lektüre gibt und die gewöhnlich in einem weichlichen, mit zuckersüßen schmückenden Beiwörtern überladenen Stile geschrieben sind. Einen bedeutenden Fortschritt aber bekundet die zweite Novelle: „Pflicht und Liebe". Es ist eine einfache, aber so recht aus dem schönen Bereiche der Familie geschöpfte, ansprechende, harmonisch abschließende Erzählung, die auf das tiefe Gemüth und die edle Gesinnung der Verfasserin schließen läßt. Nach dieser Probe haben wir von E. Trautenheim, wenn auch nicht hervorragende, so doch noch gute schriftstellerische Leistungen zu erwarten, die, zumal in Frauenkreisen, immer freundlicher Aufnahme sicher sein werden.

Die Verfasserin von „Der Musterschreiber" (Nr. 6), Ludovica Hesekiel (Frau Johnsen in Neustadt bei Coburg), ist jüngst gestorben und mit ihr wurde eine der besten deutschen Schriftstellerinnen zu Grabe getragen. Auch die vorliegende Erzählung trägt alle Vorzüge ihres Talents. Die Verfasserin führt uns in die Zeit des Kaisers Max zurück und erzählt uns die Lebensgeschichte eines fahrenden Gesellen, des jungen Schwalinger, der an der Seite Frundsberg's kämpft und nach vielen Abenteuern und Fahrnissen endlich im Hafen der Ehe die Ruhe findet, nach der er sich gesehnt. Der Stoff ist karg, aber das Ganze ist in die entsprechenden Zeit- und Localfarben getaucht. Die Epoche, in der die Handlung spielt, Haupt- und Nebenpersonen, Männlein wie Weiblein, besonders aber der junge Held und der gutmüthige Eisenfresser, Georg von Frundsberg, sind trefflich gezeichnet.

Der Preis gebührt unbedingt dem Romane „Fanny Förster" von Ida Boy-Ed (Nr. 7). Die Titelheldin ist eine jener edeln Vertreterinnen edler Frauenemancipation, die wie „die letzte Reckenburgerin" immer unserer Zuneigung sicher sein können, weil sie sich aus dem breitgefahrenen Gleise des Alltagsgetriebes und des Alltagsgebrauchs erheben, ihrer geistigen Kraft entsprechend mitwirken an der allgemeinen culturellen Arbeit und trotzdem die Grenzen kennen, die Natur und Gesellschaft ihnen gezogen haben. Sie überschreiten die erstern nicht, die letztern nur auf Grund der tiefinnersten Ueberzeugung von deren Zopfigkeit und Ungerechtigkeit. So gestaltet sich Fanny Förster unter den Händen der Verfasserin zum weiblichen Halbgott, und der Leser würde sie des Fehlers zeihen, in der Zeichnung und Charakterisirung der Titelheldin des Guten zu viel gethan zu haben, wenn diese uns nicht auch in der Schwäche und Demuth des liebenden Weibes gezeigt würde. Der Gegensatz aber ist zu grell. Der Mann ihrer Herzenswahl ist eine Jammergestalt und so spielt das erhabene Weib eine klägliche Rolle und der Roman, der, wie man es bei Boy-Ed'schen Werken gewöhnt ist, spannend, in den Hauptzügen wie in der Kleinmalerei so packend, so anziehend erzählt ist, ermangelt des befriedigenden Abschlusses. Die Saiten, welche die Verfasserin im Herzen des Lesers zu rühren wußte, klingen schrill aus. Unter den trefflich gezeichneten Nebenfiguren muß noch der Gattin des Kapitäns von Herebrecht gedacht werden, die als „unverstandene" Frau eingeführt, der Verfasserin Veranlassung gibt, für derlei Geschöpfe einen eigenen Paragraphen im Strafgesetzbuche zu fordern. Befriedigt der Roman, wie bereits erwähnt, in seinem letzten Theile nicht, so kann man doch nicht umhin der vielen Vorzüge wegen, mit denen das Erzählertalent der Verfasserin ihn ausgestattet, denselben als anziehende Lektüre anzuempfehlen.

Karl Schrattenthal.

Aus der Alterthumswissenschaft.

1. Geschichte des griechischen Volks bis zur Zeit Solon's. Von H. Welzhofer. Gotha, F. A. Perthes. 1889. Gr. 8. 4 M.

Ueber den ersten Band des Welzhofer'schen Werks haben wir bereits unsere Meinung, und zwar in d. Bl., kundgegeben und können uns über den vorliegenden zweiten Band um so kürzer fassen, als auch der Charakter der Bearbeitung unverändert geblieben ist. Das Buch enthält eine Uebersicht des Wissenswerthen, durchflochten mit den Urtheilen des Verfassers, verbrämt mit Quellenangaben, wobei man allerdings rathlos bleibt über das Princip der Auswahl, denn die Quellen sind weder vollständig noch nur bei wichtigen Fragen und Dingen angegeben, mehr als spärlich dagegen ist die gelehrte Literatur verwendet worden. Die Ergebnisse der neuern und neuesten Forschungen hätten sorgfältiger benutzt werden können, obschon man andererseits manchem unscheinbaren Satze des (im ganzen schlicht und reinlich geschriebenen) Buchs ein Vertrautsein mit dem Gegenstande anmerkt. Die subjectiven Urtheile des Verfassers muthen uns allerdings gar oft sonderbar an, theils wegen ihrer Originalität, theils aber und zumeist wegen ihrer hyperconservativen Färbung. Den kurzweg verdammenden Stimmen, welche über das Buch laut geworden sind, vermögen wir nicht beizupflichten, so wenig wir ein „Standard work" in ihm entdecken können, welche Leistung übrigens auch nicht Aufgabe des Verfassers war.

Die Eintheilung — es ist deren ein ganzes Schock möglich, jede mit irgendeinem Vorzuge — ist so berechtigt wie jede andere. Der Verfasser theilt zunächst nach Zeitaltern: Urzeit, achäisches Zeitalter, dorisches Zeitalter, homerisches Zeitalter (dann kommen andere Namen); er hätte indeß ebenso gut fortfahren können mit einem colonialen, agonalen und dem Zeitalter der Verfassungskämpfe; in diesen Rahmen hätte sich ohne Mühe das ganze geschichtliche und antiquarische Material, das Welzhofer behandelt, aufnehmen lassen.

Daß das Hellenenvolk seinerzeit den andern Völkern gegenüber die gleiche Rolle spielte, wie in neuerer Zeit das ganze Europa den andern Erdtheilen gegenüber, ist kein übler Gedanke; der Verfasser wirft ihn nicht blos hin, sondern begründet ihn im ersten, an Hypothesen so reichhaltigen Kapitel. Unter diesen Hypothesen überrascht wol keine mehr als die, daß die thebanische Burg Kadmeia die Sage von Kadmos erzeugt habe! Wir hätten doch gedacht und denken jetzt noch, mit der Bedeutung und Etymologie des Kadmos (phönizisch) sei man schon längst im Reinen, wenn es auch natürlich die Griechen nicht waren. Nichts weniger als im Reinen ist man dagegen über die Bedeutung des Namens Apollon und doch läßt ihn der Verfasser den „Abwehrer" bedeuten, Pallas Athene dagegen ist ihm „in ihrer Jungfräulichkeit sowol der sonnigklare Aether als auch das reine erdbefruchtende Himmelswasser". Hier heißt es: entweder — oder, die Mythologie kennt dergleichen sowol — als auch schlechterdings nicht, am wenigsten bei so grundverschiedenen Dingen. (Der „Apollon Pythaeus", S. 50, scheint Druckfehler zu sein.)

Einige Beispiele mögen kennzeichnen, wie sich der Verfasser zu der neuern historischen Kritik stellt: Theseus und Lykurg sind ihm ohne weiteres, gegenüber der „skeptischen, ätzenden" Kritik unserer Tage, geschichtliche Personen, sogar der freiwillige Tod des letztern steht für ihn außer Zweifel, er war nichts als der folgerichtige Abschluß seines Lebens. Da hätte doch wenigstens (wie das bei Homer geschieht, der dem Verfasser natürlich auch eine greifbare lebende Größe ist) bei den Namen Theseus (d. h. der „Ordner", „Gesetzgeber") und Eunomos (dem Vater Lykurg's), d. h. dem „Gesetzlichen", zur Rechtfertigung der Zweifler ein Wörtchen gesagt werden dürfen. Und warum „sollten" denn „die Alterthumsforscher den Ruhm Homer's noch weiter verbreiten und erhöhen"? Ist denn die Literaturgeschichte ein Panegyricus? Die Kritik muß auch hie und da Götzenbilder zerstören; mit den Begriffen „Ruhm" und „Ansehen" hat sie gar nicht zu rechnen. Darf es wirklich „Wahnwitz" heißen, den Dichter Homer aus dem Buche der Geschichte zu streichen, angesichts der Thatsache, daß die großen Epen der Weltliteratur meistens namenlos sind? In einem wichtigen Punkte der Homerfrage ist der Verfasser entschieden falsch berichtet; er behauptet nämlich: „im vollständigen Widerspruche mit der Alterthumswissenschaft zu sein, welche seit einem Jahrhundert unablässig der homerischen Zeit den Schriftgebrauch abgesprochen hat!" Seit funfzig Jahren ist das gerade Gegentheil wahr und die Sache von keiner Seite mehr bestritten!

Seltsam nimmt sich, inmitten dieser hochconservativen Richtung, der radicale Seitensprung des Verfassers aus, wo er auf die griechischen Orakel zu sprechen kommt. Betrug, nichts als Betrug der Priester, so heißt es bei ihm in verschiedenen Tonarten, und — der Verfasser hat hier recht, recht mit den Rationalisten zu Anfang unsers Jahrhunderts. Wer sich die Fragen, welche hier von den Privaten gestellt und jedenfalls auch von den Herren Priestern beantwortet wurden (vgl. die Funde von Dodona), näher ansieht; muß schlechterdings an Betrug glauben. Und die von Staats wegen gestellten Fragen sammt Antworten machen doch wahrlich nicht den Eindruck des Gegentheils! Wenn nur die Antwort so sicher wäre auf die Frage, was denn mit den ungeheuern Geldmitteln angefangen würde, die sich in Delphi (und andern Orakelstätten) anhäuften. Sie waren doch gewiß nicht da, um im „heiligen Kriege" geplündert zu werden? Das Geld gehörte sicherlich dem Gotte und nicht den Priestern, aber die Griechen, die den Werth des Geldes viel höher schätzten als nöthig ist, haben diese Kapitalien gewiß zu einem be-

stimmten Zwecke sich häufen lassen, nicht blos aufs Gerathewohl und Gerathevicl. Einem solchen Zwecke, der jemand zugute kommt, entsprechen aber auch die Darlehen nicht.

2. Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer. Von Richard Opitz. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichts. 1889. 8. 3 M.

Ein Buch über griechisches und römisches Theaterwesen — es ist dies weder das erste, noch wird es das letzte über diesen Gegenstand sein — darf von vornherein auf ein allgemeines Interesse rechnen, denn die Theaterfrage ist ja seit Jahren und Jahrzehnten chronisch. Es bildet einen Theil (d. h. Band) der „Culturbilder aus dem classischen Alterthum" (in populärer Darstellung, fügen wir bei) und ist, wie die übrigen Bände, mit einer ziemlichen Anzahl (meist guter und belehrender, selten überflüssiger) Abbildungen ausgestattet. Der Verfasser selber nennt es „anspruchlos"; trotzdem erfüllt es seinen Zweck vollkommen, insofern der Leser hier alles beisammen finden wird, was zu der weitschichtigen Theaterfrage gehört, darunter eine große Zahl wichtiger Streitfragen theils mit, theils ohne Versuch der Lösung, hie und da wol auch einer dem Verfasser eigenthümlichen Aufstellung; der gelehrte Leser hat sofort das Gefühl, daß der Verfasser sich mit den neuesten Forschungen über den Gegenstand vertraut gemacht hat. Hie und da freilich hat er es etwas eilig gehabt; z. B. wenn er von einem „Gedankeninhalt der Reflexion" als einem Theile der Tragödie spricht, anderswo sagt: „Zwei Arten der Handlung gibt es, die bewegliche (motorius) und die stehende (statarius)" — wo diese masculina das Gefühl verletzen; oder wenn es bei der Skizzirung des Grammatikers Aristophanes von Byzanz auf einmal heißt: „Ob auch einer der beiden andern großen Dichter" u. s. w. Wer ist denn der dritte? Er wird weder vorher noch nachher genannt! Auch sollte eine Behauptung wie die, daß „der gravitätische Römer das Lustspiel mehr als das Trauerspiel liebte", die ja einen förmlichen Widerspruch zu enthalten scheint, mit ein paar Worten begründet werden. Dieselbe Seite (289) enthält auch die zwar nicht mehr kühne, weil seit Ritschl oft gehörte und nachgesprochene Behauptung (die aber gleichwol nach unserer Ansicht grundfalsch ist), daß einem hochgebildeten Manne wie Horaz „die Verskunst des (an Bildung doch sicher weit unter ihm stehenden) Plautus", der 200 Jahre vor ihm lebte, „ein Buch mit sieben Siegeln gewesen sei"! Auch scheint uns der Verfasser den Zeichnungen auf Vasenbildern und Wandgemälden oft einen ungebührlich hohen Werth als Illustrationsmittel beizumessen: so wenn er in einer Maske einen „eisenfresserischen Zug" zu erkennen glaubt, anderswo einem Chorlehrer Bekümmerniß ansieht u. s. w. Für dergleichen psychologische Schlüsse sind die Gesichter (wenigstens auf Vasenbildern) nicht geeignet; ferner vermögen wir — zu unserm Leidwesen sei es eingestanden — nicht einzusehen, wie die Darstellung der bekannten ruvesischen Vase (S. 215) trotz ihrer massenhaften Figuren und Masken unsere Kenntniß des Satyrdramas „besonders gefördert" habe. Was soll man aber dazu sagen, wenn es in der Schilderung eines Vasengemäldes heißt: „Zwei Strolche, Eumnestos und Kosilos, haben in Abwesenheit des geizigen Charinos" u. s. w. — aber auf der Vase selber tragen diese beiden ganz andere Namen!

Das sind übrigens Nebensachen. Aber auch in einigen Hauptfragen müssen wir dem Verfasser widersprechen. Die „Strophe" kann unmöglich ihren Namen vom „Hin- und Herwenden des Metrums" haben; denn sonst hätte der Name Antistrophe keinen Sinn und keinen Halt. In einer Cardinalfrage wollen wir den Verfasser selber sprechen lassen:

Die Zeitgenossen des Aeschylos und Sophokles in Athen saßen auf schlichten Holzbänken ... und es blieb nachweislich beim Alten bis tief in das 4. Jahrhundert hinein.

Und weiter:

Das ist also der Gang der Entwickelung: Der Hauptschauplatz ist ursprünglich der Standort des Chores; auf demselben erhebt sich ein Heiligthum oder dergleichen, an welches der Chor denselben Anspruch hat wie der Schauspieler, der seinerzeit den Standort des Chores mitbenutzt. Und nur bei so einfacher Darstellung konnten jene gewaltigen Oratorien (des Aeschylos) ergreifend wirken.

Dies letztere ist nun entschieden nichts mehr und nichts weniger als eine und dazu noch recht unglückliche weil unwahre Phrase, die nicht einmal eine Widerlegung verdient. Aber auch die vom Verfasser aufgestellte und als „nachweisbar" bezeichnete Behauptung, daß erst seit 460 das Proskenion, die Bühne vor der Scenenhinterwand, der Platz für die Schauspieler geworden und der Chor auf seiner Orchestra zurückgetreten sei — läßt sich auch mit irgendwelcher annehmbaren Vorstellung von der Scenerie der frühern Aeschyleischen Stücke — „Perser", „Sieben gegen Theben", „Prometheus", „Schutzflehenden" — nicht vereinigen, und auch mit der Ueberlieferung nicht, welche den Aeschylos „die Scene — welche denn, wenn das Proskenion nicht dazu gehörte?! — ausschmücken und das Auge des Zuschauers blenden" läßt „durch Glanz, Malereien und Maschinen" u. s. w. Der Verfasser gesteht selber zu, daß in den „Persern" freilich schon irgendwie das Podium mit dem Scenengebäude zusammenhängen mußte. Immerhin nimmt doch der Verfasser noch eine Bühne an, während der bedeutende Architekt Dörpfeld die Schauspieler wie den Chor durchaus auf der Orchestra erscheinen und agiren läßt; von einem eigentlichen Theater dagegen vor dem Redner Lykurg scheint auch unser Verfasser, nach dem Vorgange von Wilamowitz-Möllendorf, nichts wissen zu wollen. Seine ganze Darstellung übrigens ist, gerade in diesem Kapitel, nicht klar. Wenn man Sätze gegeneinanderhält wie den oben angeführten: „Nur bei so einfacher Darstellung konnten jene Oratorien so ergreifend wirken" und Notabene auf derselben Seite: „Schon die alte Einfachheit der Aeschyleischen Bühne schloß Prachtentfaltung ebenso wenig aus wie den Pomp der Worte" — so wird man unsere Bemerkung gerechtfertigt finden. J. Mähly.

Militärschriften.

1. Gewehr heraus! Heitere Bilder aus dem österreichischen Soldatenleben, in Prosa und Versen. Von Albert Schnitter. Zweite vermehrte Auflage. Graz, Pechel. 1889. 8. 1 M.

Die heitern kleinen Vorkommnisse des Soldatenlebens im Frieden, die lustigen Erlebnisse des Offiziersaspiranten und jungen Offiziers in und außer Dienst werden in gewandter und dabei anspruchsloser Form geschildert. Für norddeutsche Leser ist ein Theil der Erzählungen vielleicht ein wenig zu harmloser Natur. Das soll indeß kein Tadel sein; hat doch der harmlose Humor der münchener „Fliegenden Blätter" ganz Deutschland für sich erobert, und gedeihen doch diesen ähnliche Unternehmungen da, wo früher nur für politische Satire Sinn vorhanden war.

2. Wir von der Cavalerie! Heitere und ernste Bilder aus dem Soldatenleben. Von Victor Laverrenz. (Eckstein's Humoristische Bibliothek. Nr. 28.) Berlin, Eckstein's Nachfolger. 1889. 8. 1 M.

Im Gegensatze zu dem vorbesprochenen Büchlein geht durch diese Erzählungen, deren Titel, wol nicht ohne Absicht, an den bekannten Coupletkehrreim: „Doch das genirt sie nie, die von der Cavalerie", anklingend gewählt ist, ein norddeutsch-militärischer Ton; in einzelnen — „Der Briefkasten", „Lieutenant von Mangelsdorf's Manöverwurst", „Die Caricatur" — ist der Ton der berliner Gardecavaleriekasernen, dessen Elemente — Garde- und Cavalerie-stolz einerseits, altpreußische Derbheit und berliner, zur Selbstironisirung neigender Witz andererseits — eine sehr glückliche Vereinigung eingegangen sind, vorzüglich wiedergegeben.

Das Buch enthält auch zwei Erzählungen ernstern Charakters; so wohlgelungen aber auch diese sind, so möchten wir doch den heitern den Vorzug geben und unter ihnen der „Caricatur" den Preis zuerkennen. Das Buch wird jeder, der gedient hat, und auch so mancher, der nicht gedient hat, mit Vergnügen lesen.

3. Kriegstagebuch eines einjährig-freiwilligen Ulanen aus dem Feldzug 1870—71. Von August Fitze. Rathenow, Babenzien. 1889. Gr. 8. 3 M.

In dem Vorworte zu diesem „Kriegstagebuch" wird bemerkt, ausschlaggebend für dessen Veröffentlichung sei der Umstand gewesen, daß eine Recension über ein ähnliches Werkchen dahin gelautet habe: „Derartige Memoiren kann es gar nicht genug geben." Man muß wünschen, daß dieses Wort anderwärts auf ebenso fruchtbaren Boden fällt, wie bei dem Verfasser. Auch auf seine Schrift läßt es sich anwenden. Memoiren aus der großen Zeit von 1870 bis 1871, die so warm und dabei wahrheitsgetreu geschrieben sind, „kann es gar nicht genug geben".

Kriegsgeschichtliche Werke jeder Art — sei es, daß sie die gesammten kämpfenden Heere oder nur einzelne Armeen, ja selbst nur besondere Truppentheile behandeln — können und sollen nur das rein kriegsgeschichtlich Werthvolle besprechen; wie es im Herzen des fechtenden Soldaten aussah, wie diesem zu Muthe war, wenn er frierend und hungernd im nassen Bivouak lag oder auf Posten hielt, oder wenn er, ohne Weg und Steg zu kennen, Patrouille reiten mußte, wenn er zum ersten male Verwundete und Sterbende seiner Truppe sah, oder wenn er mit festgefaßter Lanze seine erste Attacke gegen einen wirklichen „Feind" ritt: das muß in jenen kriegsgeschichtlichen Werken ungeschildert bleiben; ja selbst die doch gar nicht unwichtigen Seiten des Kriegslebens, die sich auf Art der Verpflegung, des Bekleidungsersatzes, auf den Verkehr mit der Bevölkerung des feindlichen Landes beziehen, können meistens nur eben gestreift werden. Und schon aus diesem Grunde sind Bücher wie das vorliegende ein wirkliches Bedürfniß.

Dem Verfasser des „Kriegstagebuchs", der in seinem bürgerlichen Leben Kaufmann war, hatte sein Rittmeister dienstlich die Führung des Kriegstagebuchs der Schwadron aufgetragen, weshalb die Aufzeichnungen für dasselbe — und diese sind für das jetzt herausgegebene Buch benutzt — als möglichst genau und wahrheitsgetreu anzusehen sind. Das Kriegstagebuch beginnt mit dem Ausmarsche des 10. Ulanenregiments aus Züllichau und schließt mit seinem Wiedereinmarsche daselbst; den letzten Monat des Feldzugs hatte der schwer erkrankte Verfasser nicht mehr mitmachen können, ritt dann aber, das eiserne Kreuz auf der Brust, beim Einzuge des Regiments an derselben Stelle mit, die er während des Feldzugs zuletzt innegehabt, als rechter Flügelunteroffizier des dritten Zuges.

Besonders lobend sei noch erwähnt, daß der Verfasser sich frei von Renommisterei für sich oder seine Truppe und von jener ungesunden Rührseligkeit hält, die in dem Feinde, weil er geschlagen, auch immer gleich einen Gegenstand des Mitleids sehen will. Die deutschen Truppen sind den Franzosen nicht mit jenem grundlosen Hasse gegenübergetreten, wie diese ihnen; wo sie aber durch feigen Meuchelmord sich bedroht sahen, hat auch sie die Wuth gepackt und sie haben — Gott sei Dank! — wenig Federlesens gemacht. Es ist sehr gut, daß auch das vom Verfasser offen erzählt wird; wenn sentimentale Leute daran Anstoß nehmen wollen, daß z. B. einem Franzosen, der bei dem Versuche des Meuchelmordes ertappt wird, das Lebenslicht ausgeblasen wird und daß die empörten Soldaten an dem Gefangenen zunächst ihre Wuth auslassen, so würde man sie zuerst zu fragen haben, ob sie sich in die Lage des durch Meuchelmord Bedrohten schon hineingedacht haben.

Kein Soldat, welcher Waffe er auch angehören oder angehört haben mag, wird das „Kriegstagebuch" des tapfern und umsichtigen Ulanen ohne ernst-freudige Antheilnahme lesen.

4. Geschichte des Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg" Nr. 106, von 1836 bis 1886. Für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments bearbeitet von Georg von Schönberg I. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

„Wir gemeinen Leute wissen ja gar nicht, wohin wir marschiren; wir wußten blos, daß Frankreich gegen Abend von uns liegt, und daß dort das Loch war, zu dem wir die Feinde hinausjagen mußten." So läßt W. Ziegler seinen Landwehrmann Krille sprechen. — Es ist heutzutage nicht mehr ganz so schlimm, viel anders aber auch nicht. Nur wenn die Kartenvorräthe so groß sind, daß sie für Vertheilung auch an die andern Truppenführer ausreichen, weiß die Truppe genau, wie sie marschirt, und nur unter besonders günstigen Umständen erfährt sie vom Kriege und dessen Verlaufe mehr als das, was in ihrer Nähe vor sich geht. Deshalb schon hat heute so gut wie früher für den Soldaten das Hauptinteresse nicht sowol eine Geschichte der Feldzüge, an denen sein Truppentheil Antheil genommen hat, als vielmehr die Geschichte dieses Truppentheils selbst. Und für den, der nur im Frieden gedient hat, sind auch alle jene Ereignisse des Friedensdienstes, die vielleicht sonst übergehbar wären — Uniformsveränderungen, Paraden, Garnisonswechsel —, von Interesse. Diesen Gesichtspunkten wird die vorliegende Regimentsgeschichte vollauf gerecht; ihr Verfasser befleißigt sich überdies einer lobenswerthen Parteilosigkeit, die ihn befähigt, auch der Tapferkeit des Feindes Anerkennung zu zollen.

Ein thatsächlicher Irrthum — die Bundestagsabstimmung vom 14. Juni 1866 bezog sich nicht auf Preußens Bundesreformantrag, sondern auf Oesterreichs Antrag auf Mobilmachung der nichtpreußischen Bundescontingente — und ein Druckfehler — S. 42 Z. 8 von oben muß Juli statt Juni stehen — seien nur der Vollständigkeit halber berichtigt. Im übrigen ist das Buch sehr sorgfältig redigirt. Besonders anerkennenswerth ist es, daß die Namen derjenigen Unteroffiziere und Soldaten, die sich im Kriege 1870—71 hervorgethan haben, unter Hinzufügung näherer Einzelheiten genannt sind; leider hat sich das für die Feldzüge von 1849 und 1866, anscheinend aus Mangel an Acten (Vorschlagslisten u. s. w.), nicht durchführen lassen.

Das Buch, das mit einem wohlgelungenen Bildnisse Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen, geschmückt ist, bedarf im übrigen keiner besondern Empfehlung. Es wird seine Leser zahlreich genug unter all den vielen finden, die je unter den ruhmreichen Fahnen des Regiments gestanden haben.

5. Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus den Jahren 1876 bis 1887. Breslau, Kern. 1889. 8. 10 M.

Der Verfasser, der seine Erlebnisse in der serbischen Armee und später im Dienste Aleko-Pascha's, sowie endlich im ostrumelischen (bulgarischen) Heere mit großer Offenheit und Frische schildert, läßt uns über seine Person gänzlich im Unklaren. (Eine einzige Wendung — „Achtung für" statt „Achtung vor" verräth ihn als einen Schlesier.) Doch gibt das keinen Grund, an der Wahrhaftigkeit seiner Schilderungen zu zweifeln. Und diese sind nicht nur wegen ihres Gegenstandes — kann doch noch jetzt in jedem Augenblicke fast die Balkanhalbinsel der Herd eines großen europäischen Kriegs werden —, sondern auch wegen ihrer Form hochinteressant.

Daß der Verfasser in serbischem Dienste nur ein Jahr hindurch blieb und dann in türkische Dienste übertrat, hatte seinen Grund darin, daß er den russischen Dienst des — Trinkens nicht zur Zufriedenheit seines Herrn Vorgesetzten mitmachte. Die „Russen-Befreier" hatten als Hülfstruppe der Serben unter anderm ein Bataillon christlicher Arnauten gebildet, bei dem der Verfasser eine Compagnieführerstelle — damals war der Deutschenhaß im russischen Offiziercorps noch nicht ausgebildet — erhalten hatte. Er nebst den andern aus Preußen gekommenen Kameraden fand die ritterliche Freundlichkeit der österreichisch-ungarischen Offiziere in Semlin sehr viel angenehmer als die Zechgelage der Russen in Belgrad. Aber „Trinken ist Dienst bei uns! Eins, zwei, drei, vier — waren wir aus den Listen als Unwürdige gestrichen und nur die Würdigen blieben beieinander". In türkischem Dienste wurde der Verfasser Offizier der ostrumelischen Miliz und focht so schließlich unter Fürst Alexander gegen seine frühern Waffengenossen, die Serben.

Was das Buch besonders werthvoll macht, sind seine auf persönlicher Kenntniß des Verfassers beruhenden Schilderungen einer ganzen Anzahl von Leuten, die auf serbischer, türkischer, bulgarischer und russischer Seite eine Rolle gespielt haben und zum Theil noch spielen. Erwähnenswerth ist das ohne Einschränkung günstige Urtheil über die Tapferkeit des Bulgarenheeres, die unvergleichlich glückliche Ueberwindung der Schwierigkeiten seiner Mobilmachung und die geordnete Beförderung des größten Theils der bulgarischen Truppen gegen die serbische Grenze, sowie endlich das ebenfalls verhältnißmäßig günstige Urtheil über Prinz Ferdinand. Weitaus am interessantesten aber für uns sind die Schilderungen der russischen Befreier. Es versteht sich von selbst, daß nicht gerade die Auslese des russischen Offiziercorps nach Serbien und später nach Ostrumelien geschickt worden ist; daß aber selbst dann noch „Leben und Thaten" der russischen Offiziere für den an deutsche Zustände gewöhnten Leser schier unbegreiflich sind, wird einleuchtend sein, wenn auf die eine Thatsache hingewiesen wird, daß ein russischer Pionierhauptmann in Gemeinschaft mit Untergebenen gewohnheitsmäßig Straßenräuberei trieb und nach dem Morde der Mutter des Generals Skobelew II. beinahe noch auf frischer That ertappt wurde.

Zur Geschichte der Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien, der verschiedenen russischen Putschversuche, der Vertreibung des Fürsten Alexander und der Mission des Generals Kaulbars enthält das Buch, wennschon es nicht eine „Geschichte" sein soll, außerordentlich vieles, an dem der Geschichtschreiber keinenfalls vorübergehen darf.

Victor Kurs.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die Menschenseele. Ein Beitrag zur Analyse und Erziehung des Menschen von L. Carnio. Wien, Konegen. 1889. Gr. 8. 2 M.

Die Frage nach der Natur der Seele oder das Problem des Menschen wird durch diese und alle ähnlichen Beiträge schwerlich gelöst oder auch nur ihrer endlichen Lösung näher gebracht werden können. Naturwissenschaft und Darwinismus sind nach dem Verfasser nicht das einzige und allein genügende Erkennen von der Welt und den Erscheinungen des Wirklichen. Das ist ja ganz richtig und es ist dieses eine Ansicht oder Ueberzeugung, die glücklicherweise immer mehr Ausbreitung und Geltung im Publikum gewinnt. Wie aber die Lücke ausfüllen, die sich hierdurch der Sehnsucht nach einem wahren und vollen Erkennen des Wirklichen und insbesondere seiner höhern oder geistigen Sphäre eröffnet? Mit bloßen hohlen und abstracten philosophischen Begriffsformeln ist jetzt offenbar nichts mehr gethan. Das waren Illusionen und Träumereien, in denen man sich vorübergehend berauschen konnte, ohne aber in ihnen etwas anderes als Worte und Vorstellungen ohne einen eigentlichen faßbaren Sinn und Inhalt zu haben. Das Geistige in der Welt muß doch auch irgendwie mit dem Sinnlichen zusammenhängen und in einer lebendigen oder organischen Weise an dasselbe gebunden sein. Auch die Seele des Menschen können wir uns doch immer nur als einen irgendwie realen Factor und nicht als ein bloßes ideales Schema der Einbildung vorstellen. Was wir gemeinhin die Materie nennen, kann deswegen doch auch nicht die alleinige reale Substanz des Seienden ausmachen. Der Verfasser sucht sich das Wesen der Seele in der Form eines beweglichen Fluidums vorzustellen und deutlich zu machen. Wir wollen über diese Liebhaberei nicht mit ihm rechten, können aber auch etwas Weiteres als eine solche hierin nicht erblicken. Etwas eigentlich Neues und Entscheidendes hat derselbe wol überall nicht vorgebracht; dagegen kann seine ganze Gesinnung oder sein Streben doch immer mit einer gewissen anerkennenden Sympathie begrüßt werden. Es liegt nichts Gespreiztes und unnatürlich Aufgebauschtes, sondern eine unverfälschte menschlich gemüthvolle Wärme in der Art, wie sich derselbe zu der Forderung und Feststellung einer höhern geistig idealen Welt und Lebensansicht zu erheben versucht.

Seine Schrift ist ein einsamer, sich über manche allerdings bedenkliche Stellen und Untiefen hinziehender Weg zu einem an sich nicht erreichbaren Ziele. Die Grenze zwischen dem, was über die letzten Gründe allerdings gewußt und was nicht gewußt werden kann, ist zur Zeit eine noch ungewisse und fragliche; daher mögen alle sogenannten Beiträge wenigstens zu einer gewissen subjectiven Befriedigung eines unbestimmten Sehnsuchtsbedürfnisses des Erkennens genügen.

2. Lotze's Philosophie. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 4 M.

Wer war Lotze? Dieses ist eine Frage, die sich wol schon mancher unter uns vorgelegt hat und deren richtige Beantwortung gewiß nicht ohne Schwierigkeit sein dürfte. Ein philosophischer Denker und Schriftsteller ist überall noch etwas anderes als nur er selbst, da er eine Lehre oder ein System hinterlassen hat, welches sich irgendwie in den allgemeinen Kreis des Denkens und Lebens seiner Zeit einordnen muß. Die menschliche Person tritt hier wie bei einem Schauspieler eigentlich zurück hinter dem objectiven Werthe seiner Leistung oder der Bedeutung seiner Lehre in der Geschichte. Von vielen wichtigen Philosophen ist über das Persönliche so gut wie nichts bekannt und es hat alles dieses hier zuletzt auch kein wahres Interesse. Lotze's ganzes Denken aber wurzelte tief in seinen rein persönlichen oder menschlichen Anlagen, Dispositionen und Eigenschaften. Er hat kein solches schneidiges, scharfkantiges und auf eine bestimmte äußerste Spitze gestelltes System hinterlassen wie manche andere eingreifende und bedeutende Philosophen vor ihm. Alles Extreme, Maßlose und durch schroffe Einseitigkeit Abstoßende war seiner innern Naturanlage zuwider und fremd. Deswegen ist auch seine ganze Stellung in der Philosophie durch allgemeine Begriffe oder Kategorien immer nur schwer und ungenügend zu erfassen. Gerade in dem Operiren hiermit aber besteht die Eigenthümlichkeit des ganzen Denkens und der Darstellungsweise Eduard von Hartmann's. Auch über Hartmann selbst ist ebenso wie über Lotze das letzte und entscheidende Wort in der Geschichte noch nicht gesprochen. Hier haben wir es zunächst nur mit Lotze in Hartmann'scher Beleuchtung zu thun. Das Kategorienspiel Hartmann's findet hier einen sehr geeigneten und dankbaren Stoff der Bethätigung, weil die ganze Stellung Lotze's eine ungemein verwickelte und von den mannichfachsten verschiedenen Elementen der Zeitströmung erfüllte und durchdrungene war. Lotze selbst befand sich noch in der glücklichen Lage, von Hartmann und seiner ganzen Lehre oder philosophischen Richtung nichts zu wissen, da sich in seinen Schriften überhaupt keine hierauf bezügliche Auseinandersetzung vorfindet. Deswegen befindet sich auch Hartmann seinerseits wieder in der glücklichen Lage, ihn in vollkommen freier und unbefangener Weise beurtheilen zu können. Wir wollen einer weitern Abwägung der Verdienste von beiden hier aus dem Wege gehen, möchten aber doch immerhin darauf hinweisen und der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß das fortwährende Ringen des gegenwärtigen Denkers der Philosophie mit den unendlichen selbstgeschaffenen Schwierigkeiten und Spitzfindigkeiten in den allgemeinen Problemen der Welt eigentlich ein unfruchtbares und zielloses Geschäft ist. Man kann hierin freilich wol, wie es bei Hartmann der Fall ist, einen

blendenden und glänzenden Scharfsinn entfalten, aber man kommt doch der Sache nach nicht weiter und es kann auch nicht gelingen, auf diesem Wege den wahren Charakter und Werth der historischen Erscheinungen der Philosophie genau festzustellen. Hartmann löst allerdings mit Recht die Lehre Lotze's nach ihrem gemäßigten und sanften, alles Verschiedene in sich vereinigenden Eklekticismus in ihre unbestreitbaren Widersprüche auf, ohne aber doch diesen selbst in seiner Eigenart genau darlegen oder bezeichnen zu können. Lotze war überall ein Geist, dem es mehr um das bloße Suchen und Forschen nach Wahrheit, als um das scharfe und präcise Abschließen seiner Lehrformeln zu thun war. Er war ein persönlich bescheidener, innerlich gemüthvoller und seinem Empfinden nach gleichsam lyrisch angelegter Charakter in der Philosophie, was sich auch in der ganzen Art oder dem Stile seiner Rede und seines Denkens zu erkennen gibt. Hartmann sagt mit Recht, daß jedes Ja bei Lotze auch ein Nein zu seinem Gegentheile habe. Die Welt, wie sie uns erscheint und wie sie von den einzelnen Lehren und Systemen der Philosophie aufgefaßt wird, ist einmal ein großes Nest oder ein Complex von widersprechenden Seiten oder Beschaffenheiten. Man kann hier nicht ohne weiteres mit handfesten logischen Begriffen durchgreifen oder alles nach vorgefaßten Schablonen und Kategorien ordnen und eintheilen wollen. Lotze hat dieses alles auf sich wirken lassen und zu einem innern menschlichen Stimmungsbilde zu vereinigen versucht. Logische Widersprüche aber finden sich zuletzt in jedem philosophischen System vor. Es erscheint uns gleichgültig, welche logische Etikette Hartmann dem Weine in der Flasche der Lehrweise Lotze's anzuheften für gut findet. Der allgemeine Charakter der Philosophie in unsern Tagen ist ja überhaupt ein eklektischer. Es ist unmöglich, sich gegen das Berechtigte in allen einzelnen besondern Lehren und Auffassungen der Philosophie zu verschließen. Man kann nicht sagen, daß Lotze irgendetwas wesentlich Neues, Bestimmtes und Entscheidendes in der Philosophie gelehrt und aufgestellt habe. Er war aber überall doch ein edler, allseitig offener, feinsinnig gebildeter und geschmackvoller Geist, dessen Wesen und Eigenart durch keine bloße einseitige und abstracte Begriffsanatomie vollständig erschöpft werden kann. In welcher Weise aber etwa in der spätern Geschichte der Philosophie der Standpunkt Hartmann's trotz allen von seinen Bewunderern aufgehäuften und hier auf dem Umschlage wiederholten Bombastes gewerthet werden dürfte, mag an diesem Orte unerörtert bleiben.

3. Giordano Bruno. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag von A. Riehl. Leipzig, Engelmann. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Es sind kürzlich auch in Italien verschiedene Darstellungen der Lehre und des Lebenslaufs Giordano Bruno's bei Gelegenheit des ihm jetzt in Rom errichteten Denkmals erschienen. Zur Orientirung hierüber darf auch diese kleine Schrift besonders empfohlen werden. Die Italiener sehen mit Recht in ihm einen ihrer hervorragendsten nationalen Geisteshelden aus jenem gärenden und von den mannichfachsten Strömungen zerrissenen Zeitalter der Renaissance. Der ganze abenteuerliche Lebenslauf der Irrfahrten Bruno's durch Italien, Frankreich und Deutschland endigte zuletzt mit seiner Verbrennung als Ketzer in Rom. Die neue Entdeckung über die Stellung der Erde im Weltraume scheint eine Hauptveranlassung seines Zerfalls mit der Kirche und seinen unklaren, aber phantasievollen metaphysischen Speculationen gewesen zu sein. In dem schweren Kampfe des mittelalterlichen mit den wieder erweckten antik heidnischen und den neuern naturwissenschaftlichen Vorstellungen sind manche andere ausgezeichnete Geister in ähnlicher Weise zu Grunde gegangen, aber seine Lebensstellung dürfte immer als vorzugsweise typisch oder charakteristisch für das ganze geistige Drängen jener Epoche anzusehen sein.

4. Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Von Harald Höffding. Autorisirte Uebersetzung von H. Kurella. Leipzig, Thomas. 1889. Gr. 8. 4 M.

Der ganze Typus der Philosophie ist bei den Engländern jederzeit ein anderer gewesen als bei uns und den übrigen Völkern des europäischen Festlandes. Eben durch diese ausgesprochene Einseitigkeit hat das philosophische Denken der Engländer in entscheidender Weise auf den allgemeinen Fortgang der neuern Philosophie eingewirkt. Alle eigentliche objective oder ontologisch-metaphysische Speculation in Bezug auf das Erkennen der reinen Wesenheit oder Substanz des Wirklichen ist den Engländern jederzeit als ein unmögliches und verfehltes Beginnen erschienen. Ihr Blick ist nur auf das unmittelbar Gegebene der Erscheinungen und die allgemeinen Methoden der geordneten Ableitung alles weitern Wissens aus denselben gerichtet gewesen. Unter Philosophie wird deswegen bei ihnen wesentlich nur subjective Erkenntnißtheorie und Lehre von der Induction verstanden. Ihre Richtung hat deswegen immer einen mäßigenden und ernüchternden Einfluß auf die kühnen und abenteuerlichen Constructionsversuche der Philosophie des Continents ausgeübt. Sie sind gleichsam hier überall die Nüchternen unter den Trunkenen gewesen. Das vorliegende Buch ist bereits im Jahre 1847 in dänischer Sprache erschienen und macht nicht auf erschöpfende Vollständigkeit Anspruch, sowie es sich vorzugsweise auch nur auf die neuere englische Philosophie, insbesondere auf Stuart Mill und Herbert Spencer bezieht. Für den Zweck einer allgemeinen Zurechtweisung mag dasselbe immer als genügend erscheinen. Mag auch die neuere deutsche Philosophie in gewisser Weise in England Eingang gefunden haben, so ist doch der Gesammtcharakter der dortigen Richtung auch jetzt noch immer derselbe wie früher. Auch haben andererseits viele deutsche Denker mit der englischen Richtung wieder nähere Fühlung genommen und es wird durch diese letztere jedenfalls ein wichtiger und auch noch weiterhin fortwirkender Factor in der allgemeinen Entwickelung der Philosophie vertreten.

Conrad Hermann.

Feuilleton.

Heft 52 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Jürgen Bona Meyer (Hamburg, J. F. Richter, 1889), enthält einen Vortrag, welchen der bekannte Schriftsteller Konrad Alberti gehalten hat über das Thema: „Der moderne Realismus in der deutschen Literatur und die Grenzen seiner Berechtigung". Diese Arbeit zeichnet sich so sehr durch klare, scharfe Darstellung des schwierigen Themas sowie durch die innerhalb des eingenommenen Standpunktes mögliche Gerechtigkeit aus, daß wir uns bewogen finden, die Grundgedanken des Verfassers um ihrer principiellen Wichtigkeit willen hier wiederzugeben. Er glaubt an eine „spiralförmige Entwickelung" in der Geschichte des Geisteslebens. Talent und Genie ist ihm nichts anderes, als die normale, gesunde, entwickelungsfähige Ausbildung der Gehirncentren; wir wären alle Genies, wenn unser aller Großhirnrinden gesund und kräftig gebaut und stetig gleichmäßig geübt wären. Es gibt in der Natur kein Unrecht, keine Revolution; was ist, ist vernünftig. Erst die Einführung der Methode der modernen Naturwissenschaften in die Aesthetik wird im Stande sein, ihr unerschütterliche Grundlagen zu geben. Die moderne literarische Wissenschaft begnügt sich, die Kunstwerke natürlich zu erklären. Als ein natürliches und ausschließliches Product des menschlichen Geistes ist die Kunst auch dem obersten Weltgesetz unterworfen: dem der unendlichen organischen Fortentwickelung. Die obersten vier aller Naturgesetze: die Principien des Kampfes um das Dasein, der Zuchtwahl, der Vererbung, der Anpassung, gelten auch in der Kunst. Das Gesetz der Erhaltung der Energie zeigt sich in der Forderung der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, der tragischen Katharsis; es bildet auch in Gemeinschaft mit dem Gesetze des kleinsten Kraftmaßes die naturgesetzliche Grundlage des Princips der „Zweckmäßigkeit ohne Zweck". Der Zweck der Kunst besteht nicht in der Erregung eines ästhetischen Lustgefühls, sondern in der Förderung und Fortbildung der menschlichen Cultur. Die vier Lebenselemente der modernen Kunst heißen: Nationalität, Demokratie, subjectiver und objectiver Realismus. Der Künstler darf nur darstellen, was er selbst durchlebt hat, denn nur das s lbst Geschaute vermag in der künstlerischen Darstellung den Erdgeruch der Wahrheit zu bewahren. Es ist dem Künstler auf das strengste verboten, die Natur zu idealisiren. Häßlichkeit ist nur das Naturwidrige; auch der Koth hat nichts Häßliches an sich, sobald man ihn als das nothwendige Product einer nothwendigen Entwickelung betrachtet. Die Anschauung, als sei die Liebe das erste und vorzüglichste aller psychischen Motive, muß aufhören; die Zuchtwahl, oder wie die Dichter sagen, die Liebe, ist nur ein psychisches Motiv neben vielen andern gleich wichtigen. Es ist leichter, eine Maria Stuart zu zeichnen als eine (statt „einen") Veitel Itzig. Die einfachste Nachahmung der Natur ist noch immer der Nachahmung des Werks des größten Meisters vorzuziehen. Wer die Culturhöhe seiner Zeit zum naturwahren Ausdruck in den Formen der Kunst zu bringen weiß, hat unsterbliche Verdienste als Künstler errungen. So weit Konrad Alberti.

— Ein Theolog hat über das schon oft behandelte Thema „Theater und Kirche" eine Broschüre veröffentlicht (Bremen, Heinsius Nachfolger, 1889). Er zeigt sich sehr wohl unterrichtet über das geschichtliche Verhältniß, in welchem beide Factoren seit Jahrtausenden gestanden haben, urtheilt ebenso positiv christlich wie weitherzig, stützt sich schließlich am meisten auf das Gutachten des dänischen Bischofs Martensen und verlangt mit vollstem Rechte, daß das Theater nicht mehr der Polizei, sondern dem Cultusministerium der einzelnen Staaten unterstellt werde. Das gegenwärtige Schauspielerpersonal sei meist ein hochgebildetes, nach Aufhebung der Tivolitheater müsse das Publikum für die idealen Zwecke der Bühne immer mehr erzogen werden; die Kirche dürfe nicht mehr eine blos ablehnende oder vorsichtig zurückhaltende Stellung zum Theater einnehmen. Auch wir hoffen zuversichtlich mit dem Verfasser, daß diese Zeit recht nahe sein möge; freilich hängt diese Reform eng zusammen mit der Gesammtreform unsers Unterrichtswesens, jener brennenden Frage, welche wol erst vom heranwachsenden Geschlecht endgültig gelöst werden wird.

— Das dritte Heft des zwölften Bandes des „Repertorium für Kunstwissenschaft", redigirt von Prof. Dr. Hubert Janitschek in Straßburg (verlegt von Spemann in Stuttgart, von Gerold u. Comp. in Wien, 1889), hat in gewohnter fachwissenschaftlich tüchtiger Weise folgenden Inhalt: 1) „Der griechische Mythus in den Kunstwerken des Mittelalters", von Karl Meyer; 2) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen, X.", von Max Lehrs; 3) „Antonio Federighi de' Tolomei, ein sienesischer Bildhauer des Quattrocento", von August Schmarsow; 4) „Wolf Traut", von Wilhelm Schmidt. Hieran schließen sich Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen, über staatliche Kunstpflege und Restaurationen, neue Funde; Literaturbericht; Notizen; bibliographische Notizen; Verzeichniß von Besprechungen; Bibliographie.

Bibliographie.

Alberti, C., Eine wie Tausend. Roman, nach dem Portugiesischen des Eça de Quiroz bearbeitet. 2te Aufl. Berlin, Steinitz. 8. 3 M.

Ballestrem, Eufemia Gräfin (Frau von Adlersfeld), Datura sanguinea und andere Novellen. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bosso, C. Freih. v., Der Boulanger-Schwindel und die Patrioten-Liga. Ein offenes Wort zur Widerlegung französischer Legenden und Illusionen. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Caisel, H., Führer durch Hildesheim. In humoristisch-poetischer Form. Hildesheim, Borgmeyer. 12. 60 Pf.

Czerny, A., Der zweite Bauernaufstand in Oberösterreich 1595—1597. Linz, Ebenhöch. 1890. Gr. 8. 8 M.

Eschelbach, H., Drei dramatische Bibelscenen. Bonn, Hauptmann. 12. 20 Pf.

„Die eigene Flugbahn". Wer will sie stören? Auch ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Berlin, George u. Fiedler. Gr. 8. 80 Pf.

Genée, R., Die Entwicklung des scenischen Theaters und die Bühnenreform in München. Stuttgart, Cotta Nachf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Haggenmacher, O., Vorwärts und aufwärts! Preisgekrönte Erzählung. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M. 50 Pf.

Höing, W., Overberg. Ein Lehrervorbild. Paderborn, F. Schöningh. 8. 40 Pf.

Jürs, H., Wat Fro Lütt op de Utstellung in Hamborg passirt is. Soloscherz für einen Herrn oder eine Dame. Hamburg, Kramer. 8. 50 Pf.

Kellner, H., Dem Andenken des Altmeisters Adam Kraft. Nürnberg J. L. Schrag. Gr. 4. 3 M.

Krüger, C. A., Gedichte für Zeit und Ewigkeit. Leipzig, J. Baedeker. 8. 2 M.

Lenz, F., Lose Blätter. Gedichte für das deutsche Volk. Halberstadt, Schimmelburg. 16. 1 M.

Mantegazza, P., Die Physiologie der Liebe. Aus dem Italienischen. Neue deutsche Ausgabe, übersetzt und bevorwortet von K. Kolberg. Berlin, Fried u. Comp. 8. 2 M.

Maser, F., Die Nordlandskönigin. Trauerspiel. Stuttgart, A. Jung. 8. 1 M. 50 Pf.

Pressentin, B. v., Apokalypse. Ein Berliner Roman. 2 Bde. Berlin, Steinitz. 8. 7 M.

Schramm-Macdonald, Marie, Rautenblätter. Bilder aus der Geschichte der Wettiner in Dichtungen. Mit 9 Illustrationen nach Skizzen von A. Diethe, ausgeführt von R. Trache. Dresden, v. Grumbkow. 8. 1 M. 50 Pf.

Schweichel, Elise, Vom Stamm gerissen. Roman. Leipzig, E. Thiele. 8. 75 Pf.

Spitta, H., Die psychologische Forschung und ihre Aufgabe in der Gegenwart. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 80 Pf.

Starkenfels, Sofie, Das Taufwunder. Dramatisirte Legende aus dem Leben der heiligen Odilia. Bonn, Hauptmann. 12. 25 Pf.

Ein Stück Leben. Blätter der Erinnerung an eine Entschlafene. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Der leere Stuhl oder Zigeunerrache. Ein harmloses Schaustück für die Volksbühne. Cöthen, Schriften-Niederlage des evangelischen Vereinshauses. 12. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte
des
Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg" Nr. 106
von 1836 bis 1886.

Für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments
bearbeitet von
Georg von Schönberg I.,
Hauptmann.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Diese Geschichte eines der in Leipzig garnisonirenden Regimenter bietet einen interessanten Ueberblick über die verschiedenen Ereignisse bis zur funfzigjährigen Feier der Ernennung Sr. K. H. des Prinzen Georg von Sachsen zum Chef des Regiments. Namentlich auch die Kriege von 1866 und 1870—71 finden eingehende Darstellung, soweit dieses Regiment daran betheiligt war.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das deutsche Heer
und die Contingente der Einzelstaaten.

Eine staatsrechtliche Abhandlung
von
Dr. Friedrich Brockhaus,
ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Kiel.

8. Geh. 5 M.

Diese für Staatsrechtslehrer, Politiker und Militärs wichtige Schrift beschäftigt sich eingehend mit Lösung der innerhalb des deutschen Reichsstaatsrechts vielfach umstrittenen Frage über das Verhältniß zwischen dem Reichsheere und den Contingenten der Einzelstaaten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rumäniens Antheil am Kriege der Jahre 1877 und 1878.
Von
T. C. Pacarescu,
Oberstlieutenant der Reserve.

Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz.

Mit 1 Karte und 2 Plänen. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'
Neues Wörterbuch
der Englischen und Deutschen Sprache
mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.
2 Theile. Geb. 6 M.

Taschen-Wörterbuch.
2 Theile. Geb. 4 M. 50 Pf.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blau.
Fabrik f. Waren, Bürstenbinder u. div. Holzwaaren.
Illustr. Preislisten gratis!
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Von der Wiege
bis zum Grabe.
Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Verbindender Text und Katalog gratis.

G. E. Höfgen
Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.

Patent-Kinderwagen
mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von **12—120 Mk.**

Kranken-Fahrstühle
neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
Preise v. **36—350 M.**

Eiserne Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. **12—60 Mk.**

Cataloge mit Abbildungen und Preisen auf Verlangen an Jedermann.
Engros. Detail. Export.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO
Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
OCT 12 1889
LIBRARY

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 26. September 1889.

Inhalt: Romane und Novellen. Von M. Beufey. — Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. — Zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Von Walther Schultze. — Erzählungen. Von Rudolf Doehn. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Ueber Grillparzer. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Novellen.

1. Kurze Geschichten von Rolf Haykens. Nürnberg, Ballhorn. 1889. Gr. 16. 2 M.
2. Künstlergewissen. Erzählung von H. Schobert. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.
3. Gräfin Langeweile. Von Hans von Spielberg. Berlin, Mückenberger. 1889. 8. 3 M.
4. Unica Spes. Eine Erzählung aus unsern Tagen von Hans Tharau. Norden, Soltau. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.
5. Der arme Roland. Eine Geschichte aus unsern Tagen von Walter Merz. Bern, Jent u. Reinert. 1889. 8. 1 M. 80 Pf.
6. Mater Innocentia. Historischer Roman von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Stoffe der „Kurzen Geschichten" von R. Haykens (Nr. 1) sind dem Leben des Tages entlehnt; Ereignisse, die an sich ganz einfach, sind mit Kraft herausgegriffen und mit der Energie, welche in die Tiefe dringt, zu packender, erschütternder Wirkung belebt. Mit bedeutender Kraft der Concentration wird im engen Rahmen ein vertieftes Bild entworfen, das, mit festem Griffe im Mittelpunkte erfaßt, Rückblick wie Vorausblick in sich trägt. Die überaus schlichte Weise der Darstellung gibt dem gehaltvollen Inhalte das angemessene künstlerische Gewand, in dem eine fein durchgebildete gehaltene Kraft im Denken, Fühlen und Verkörpern anregt und fesselt. Das kleine Büchlein darf jedem Denkenden und Fühlenden empfohlen werden, es gehört zu den vornehmen Schöpfungen der Dichterphantasie, die das Leben in seinen Tiefen zu schauen und zu schildern vermag.

Die Erzählung „Künstlergewissen" von H. Schobert (Nr. 2) ist im ganzen gut angelegt und spannend durchgeführt. Die unkünstlerische Einseitigkeit, die in der Schilderung der Gestalten, namentlich des Helden, selbst liegt, kommt erst voll zum störenden Bewußtsein, wenn der Schluß — der in seiner Unbestimmtheit sogar einigermaßen künstlerisch wirkt — die bisherige Spannung gelöst hat. Mit etwas gemäßigtern Farben hätte sich aus Stoff wie Figuren Treffliches machen lassen. Doch die Unmöglichkeit, in einem Manne, der statt der Größe nichts als kleinlichste Eitelkeit und herrischste Selbstsucht in sich birgt, einen Großes schaffenden Künstler zu sehen, macht sich diesem gar zu engherzig äußerlichen Helden gegenüber unbedingt geltend. Verschiedene kleine Flüchtigkeiten (S. 39 „eine Lebenskraft, die die Welt zwang, ein anderes Maß an ihn zu legen, als sie sonst Menschen zu messen gewöhnt war"; S. 41, „wo der Bann von ihm genommen werden würde, den er aus seiner Erinnerung verbannen wollte" u. s. w.) wären bei genauerer Durchsicht leicht auszumerzen gewesen aus der im ganzen gefällig fließenden Form. Diese neueste Leistung der Verfasserin steht entschieden über ihren frühern, wenigstens soweit diese mir bekannt sind.

Der eigentliche und entschieden bezeichnendere Titel für „Gräfin Langeweile" von Hans von Spielberg (Nr. 3) sollte wol „Frauenherzen" sein nach der Bezeichnung der Druckbogen. Es sind zwei Erzählungen, die als Titel gewählte und „Ihr Bild", die beide eine Studie eines eigenartigen, gut durchgeführten Frauencharakters bieten. Nichts Tiefes, nichts Bedeutendes, aber leichte, gewandte, angenehme Art des Erzählens; Bilder aus der Gesellschaft zur Unterhaltung für die Gesellschaft geschrieben von jemand, der sie kennt und das, was sie bietet, weder überschätzt, noch zu gering anschlägt. In mancher Beziehung haben die Erlebnisse beider Heldinnen Aehnlichkeit: erst nach einer glücklichen Ehe entdecken beide ihr Herz und finden, die eine in dem um äußern Glanzes willen zuvor Verschmähten, die andere in dem gesellschaftlich als unter ihr stehend Betrachteten „das höchste Glück der Frau". Leichte,

fließende Unterhaltungslektüre, befriedigend für den, der eben nur leicht unterhalten sein will.

Die günstigen Besprechungen früherer Arbeiten des Verfassers von „Unica Spes" von Hans Tharau (Nr. 4), welche „löblicher" Gewohnheit gemäß das Titelblatt der vorliegenden schmücken, rühmen seine theologische Tüchtigkeit, die „genaue Kenntniß des Universitätslebens", Lobsprüche, die auf einen männlichen Autor schließen lassen. Trotzdem scheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß sich unter dem Hans eine Dame birgt: frauenhafte Oberflächlichkeit in Behandlung großer thatsächlicher Lebensverhältnisse, verbunden mit frauenhaft feinen Bemerkungen (S. 105, 138) bei kleinen Vorkommnissen deuten darauf hin. Ebenso die ganze Richtung des Buchs, die specifische Art der Gläubigkeit, von der es ausgeht, zu der es hinleiten möchte, macht einen gar zu frauenhaft weichlichen, zu unbestimmten Eindruck. Den Titel erklärt das Wort des „Baron Rudolf Haim, Dr. med. aus Riga" — so lautet die Visitenkarte des Betreffenden, die gleich im ersten Kapitel abgegeben wird: „Es kommt nun darauf an, daß wir in Jesum Christum unsern einzigen Rechtfertiger, unsern Stellvertreter und Erlöser erkennen, dann ist unser Ziel dasselbe — denn er ist unsere Unica Spes." In diesen Worten ist auch die Tendenz ausgesprochen, welche das Ganze beherrscht, sodaß keine freie künstlerische Entfaltung von Menschen und Dingen vorliegt, sondern die Schilderung einer für den bestimmten Zweck zugestutzten kleinen Welt. Wäre der Stil sorgfältiger gefeilt (S. 2: „zu meiner Zeit hing das Bild anderswo"; S. 3: „von einem jungen Manne gefolgt"; S. 4: „seltsam und wohlthuend contrastirten seine dunkelblauen Augen gegen den unsteten Blick"; S. 85: „und da die Thüre aufstand" u. s. w.), so könnte das fromm sein wollende Büchlein jedem Backfisch mit bestem Gewissen empfohlen werden.

„Der arme Roland" von Walter Merz (Nr. 5) ist das einzige unter den vorliegenden Büchern, das entschieden den Stempel der Gegenwart mit ihren Fragen, ihren Bestrebungen trägt, während die bisher erwähnten — das erste, welches überhaupt das einzige künstlerisch in Betracht kommende ist, ausgenommen — ebenso gut vor zwanzig, dreißig Jahren hätten erscheinen können. Roland gehört jener neuesten Richtung an, welche auch in der Unterhaltungslektüre die Nothwendigkeit betont, durch Ernsteres, Gehaltvolleres, der Zeit und ihren socialen Bestrebungen Angemessenes das zu ersetzen, was bisher Hauptthema der schönen Literatur gewesen: Conflicte des Herzens. Dies ernste Streben an sich ist schon beachtenswerth; doch wollen die betreffenden Themata, die ja auch bisher stets in jedem bedeutendern Erzeugnisse des modernen Epos die Grundlage wie den Gesichtskreis der eigentlichen Handlung bildeten, auch noch den Antheil beanspruchen, der bisher der Empfindung in Gestalt von Herzenserlebnissen zufiel, so müssen ihre Gegenstände in anregender, bedeutender Weise behandelt, in den Trägern der sich bekämpfenden Lebensanschauungen charakteristisch verkörpert werden. Hier streifen die Ausführungen noch leicht an das Kindliche:

> Die Weltgeschichte lehrt deutlich genug, daß eine fortschrittliche Umgestaltung, mag sie noch so lange hintertrieben und unterdrückt werden, dennoch immer zum Siege gelangt, immer ... Darum sollte die Geschichte die einzige Lehrerin der Menschen sein. Ihr (Historiker) müßt ihnen begreiflich machen, daß das hartnäckigste Sträuben nichts nützt. So wurde bisjetzt alles nur mit Strömen Blutes errungen, weil man diese Thatsache nicht anerkannte. Kaum darf ich hoffen, daß das unselige Vergießen von Menschenblut jemals ganz aufhören wird. Doch ihr habt es in Händen, dasselbe wenigstens zu mildern, einzuschränken durch die friedliche Belehrung. Daß ihr das nicht thut, ist euch ein unaustilgbarer Vorwurf.

Als ob der Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden, der bald unter dieser, bald unter jener Form entbrennt und stets mit gleicher Erbitterung geführt wird, durch theoretische Erkenntniß jemals eingeschränkt, jemals gemildert werden möchte! Der Hauptmangel der Composition liegt in der Persönlichkeit des Helden. Sollten die von ihm getragenen Ideen, welche der Bewegung angehören, die sich auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens zu regen begonnen, zur Geltung, ja nur zur berechtigten Erörterung gelangen, so durfte kein an sich schon pathologischer Charakter, in welchem „die Fülle der empörten Kräfte selbst den unvermeidlichen Keim eines frühen Verderbens enthält" (F. von Schlegel), zu ihrem Vertreter gewählt werden. Damit verfällt auch, wenigstens individuell, das von ihm Getragene dem Krankhaften und die Frage der Berechtigung muß in dieser Form ungelöst bleiben. Weit energischer würde sich die Idee gestaltet haben, wäre Roland's Wahnsinn als entschiedene Folge seiner Erlebnisse, als Brandmarkung ungesunder socialer Zustände eingetreten, während der Held jetzt ein Kranker ist, dessen Krankheitskeim jede Veranlassung zur Entfaltung bringen muß. Roland selbst charakterisirt sich also:

> Ich komme mir vor, als hätte die Natur in meiner einzigen Person alle jene wilden, streitenden Widersprüche, woran die ganze Menschheit krankt, vereinigt. (S. 21.)

Trotz mancher Unreife, die den Anfänger verräth, spricht Begabung aus der Erzählung, die zu denken gibt, zur Zustimmung wie zum Widerspruche anregt. Originell berührt manche Bemerkung, wie die des jungen Dichters, in dessen Monolog des Columbus sich auch lyrische Veranlagung zeigt: „Ich will ich werden, wie ich mir mich denke." Columbus ist auch das Thema des Bildes, in dem der Maler Roland sein Streben zu verkörpern ringt:

> Ich will in meinem Bilde jenen Drang darstellen, welcher jeden Menschen mehr oder weniger erfüllt, welcher wol in keinem so stark ausgeprägt war als in Columbus. Jenes unwiderstehliche Vorwärtsdringen, das vor keinem Hindernisse zurückschreckt, den Mann der eisernen Energie, der sein Auge fest auf das sich selbst gesteckte Ziel heftet. Dieses Streben, dieses Ringen belebt mich selbst ja so gewaltig, daß ich bis zur Berauschung zu fühlen vermag, wie es dem unsteten Segler zu Muthe gewesen sein muß. Und auf seinem Antlitze das Wehen einer neuen Zeit! Mit dem einen Fuße zerstampft er, wie ihr seht, einen Haufen alter Pergamente und Landkarten, den verrotteten Plunder veralteter Weltanschauungen und Weltsysteme.

Möge es dem Verfasser in einer reifern Leistung gelingen, die Weltanschauung, welche er an die Stelle der „veralteten" setzen möchte, in kraftvollen, kampfbereiten, wie kampfberechtigten Gestalten zu verkörpern.

Mitten aus dem Gefühle lebendig sich regender Gegenwart, das trotz aller Gebrechen hier kräftig weht, hinaustretend, ergreift eine Art Beklemmung den Leser des historischen Romans „Mater Innocentia" von Doris Freiin von Spättgen (Nr. 6). Der Stoff ist eine Episode, die dem Beginne der Französischen Revolution entlehnt ist; durch seine Behandlung macht er einen überaus eigenthümlichen Eindruck. Oft liegt ein besonderer Reiz, eine entschiedene Berechtigung darin, einen zeitfernen Stoff durchaus im Sinne seiner Zeit aufgefaßt und behandelt zu sehen. Dann muß aber diese Zeit in der Fülle ihrer Erscheinungen, in der Tiefe wie Mannichfaltigkeit ihrer Strömungen erfaßt sein. Das ist hier ganz und gar nicht der Fall: der Gesichtspunkt, aus dem jene gewaltige Zeit betrachtet wird, bleibt gleichsam am Vorabend der großen Umwälzung stehen; die Ergebnisse, welche ihr die Culturwelt dankt, sind wie nicht vorhanden für Anschauung und Darstellung der Verfasserin. Dadurch erzielt sie ein Resultat, das sie entschieden nicht im Auge gehabt: ganz gegen ihre Absicht bemächtigt sich des Lesers am Schlusse der beweglichen Erzählung ein erhebendes Gefühl, das so selten wie hochwillkommen ist: die Menschheit schreitet fort. Der hier geschilderte Conflict, der ohne Erbarmen, mit dem Bewußtsein hoher Berechtigung, das Glück zweier Glückberechtigter wie Glückwerther dem Herkommen opfert, ist unserer Anschauung zur Unmöglichkeit geworden. Die Rührung, mit der man die recht gut erzählte Geschichte — etwas zu nachlässige Behandlung des deutschen Stils nebst Gebrauch sehr entbehrlicher Fremdwörter muß wol der aristokratischen Feder zugute gehalten werden — aus der Hand legt, erweist sich sofort als ungerechtfertigt für uns und macht bald der erhebenden Hoffnung Platz, daß die Menschheit, deren Fortschreiten sich gerade solcher Anschauung gegenüber unwiderlegbar kundgibt, doch vielleicht, und sei es auch in langer, langer Zeit erst, zu wahrer Menschlichkeit sich durchringen werde. M. Benfey.

Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte.

1. Gedichte von Ludwig Pfau. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Gedichte von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 3 M.
3. Aus der Fremde. Gedichte von Konrad Telmann. Minden, Bruns. 1889. 8. 3 M.
4. Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben von Julius Gesellhofen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1889. 8. 2 M.
5. Zwei Seelen. Gedichte von Karl Maria Heidt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1889. 8. 2 M.
6. Feldblumen von Ida Maksa. Reichenbach, Selbstverlag der Verfasserin.
7. Deutsche Gedichte aus Oesterreich. Zweiter Band: Ein Menschenleben. Von A. Trabert. Frankfurt a. M., Wendel. 1889. 12. 1 M.
8. Gedichte von Martin Clemens Menghius. Erstes Heft. Straßburg, Heitz. 1889. 8. 60 Pf.
9. Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker. Von Friedrich Fiedler. Dresden, Minden. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Mit einem Veteranen der deutschen Dichtkunst eröffne ich die heute abzuhaltende Umschau über neue lyrische Gedichte — mit Ludwig Pfau, der die poetische Ausbeute seines Lebens unlängst in einem starken Bande unter dem Titel „Gedichte. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage" (Nr. 1) erscheinen ließ. Pfau, der als Kritiker — „Freie Studien" — bekannter geworden ist denn als Lyriker, ist eine feine und zugleich überaus künstlerische Natur. In der lyrischen Sangeskunst beherrscht er so ziemlich alle Gebiete, seine schönsten Lorbern aber pflückt er im Liede und in der politischen Lyrik, dort besonders den Ton des Volksliedes mit Glück und Geschick treffend, hier für die freiheitlichen Ideen der vierziger Jahre bald im gehobenen Tone des pathetischen Sängers, bald im spöttischen des Satirikers kraftvoll eintretend. Die Rubriken „Liebe", „Leben", „Stimmen" und „Zeitgedichte" sind, dem Gesagten entsprechend, die hervorragendsten der Sammlung. Das volksthümliche Element feiert in den drei erstgenannten, das freiheitliche in der letzterwähnten Abtheilung seine Triumphe; immer aber ist es das Gewand einer meisterlichen sprachlichen Einkleidung, welches den Reiz der Pfau'schen Gedichte erhöht; denn eine im Getragenen und Empfindungsvollen überaus melodische, im Sarkastischen und Polemischen schneidend scharfe Form gehört zu den Hauptmerkmalen der dichterischen Kundgebungen Pfau's. Ueber welch einen wirklich Goethe'schen Schmelz der Empfindung er verfügt, dafür im Folgenden nur ein Beispiel:

Nachtlied.

Nacht hat wie ein stilles Meer
Auf die Erde sich ergossen;
Ueber alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch geflossen.
Jede schwere Wimper fällt;
Athem holt das müde Leben:
Hörbar durch die weite Welt
Geht ein Flüstern und ein Weben.
Nacht hat wie ein stilles Meer
Auf die Erde sich ergossen
Und den Himmel keusch und hehr,
Einer Blume gleich, erschlossen.
Deutlich rauscht der Strom der Zeit
In die tiefentschlafne Ferne,
Und ein Traum der Ewigkeit
Ziehet durch das Haus der Sterne.

Nacht hat wie ein stilles Meer
Auf die Erde sich ergossen;
Ueber alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch geflossen.

Außer den genannten Abtheilungen enthalten Pfau's „Gedichte" noch „Balladen", „Sonette", „Sinngedichte" und eine dramatische Dichtung: „Kampf ums Ideal". Bieten uns die „Balladen" eine Fülle kraft- und poesievoller Stücke, welche die Hauptbedingungen der Gattung, traumhafte Umrisse und sprungmäßige Darstellung, vollkommen erfüllen, so findet sich in den „Sinngedichten" viel des fein Zugespitzten und — der Dichter faßt den Begriff des Sinngedichts nicht in seiner strengen Form — des in breiterer Darlegung ergreifend Ausgeführten. Aus den Sonetten, welche zu den schönsten Partien der Sammlung gehören, während die dramatische Dichtung, nebenbei bemerkt, die rechte Prägnanz entbehren läßt — aus den Sonetten kann ich mir nicht versagen, hier eine Probe herzusetzen:

Hölderlin.

Motto: Zu euch, ihr Inseln, bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgeist einst —
(Hölderlin.)

Ja, treulich hat der Schutzgeist dein gedacht,
Du Griechenseele in des Nordens Banden!
Du ringender Pilot nach sel'gen Landen!
Zertret'ner Kämpfer in des Lebens Schlacht!

Mit leiser Hand hat er dich losgemacht
Aus Schmerzen, die wie Schlangen dich umwanden;
Als alle Tage dich in Thränen fanden,
Gab er dich hin der stillen Tröst'rin Nacht.

So hat dein Gott die Wogen dir geglättet,
Zu deiner Inseln Dichterparadies
Dich sanft gebracht, in tiefen Schlaf gebettet.

So hat er dich, den selbst die Hoffnung ließ,
Dem göttlichen Odysseus gleich gerettet,
Der träumend an der Heimat Ufer stieß.

Ludwig Pfau, ein Poet, in dem sich — was heute so selten ist — der Muth der Ueberzeugung mit der Vollkraft des Talents verbindet, nimmt (was hier leider nicht des Breitern dargethan werden kann) eine erste Stellung unter den heutigen deutschen Lyrikern ein, und darum sollte das Erscheinen dieser gesammelten Gedichte allen Freunden deutschen Schriftthums eine Mahnung bedeuten, Versäumtes nachzuholen, Verschuldetes zu sühnen, d. h. dem bisher viel zu wenig gewürdigten Lyriker den Zoll liebevoller Beachtung zu entrichten.

Neben den voll ausgereiften, kritisch abgeklärten Sänger der vierziger Jahre, der in seinen „Gedichten" die Bilanz seines Lebens zog, stelle ich einen noch gärenden, kraftvoll schäumenden poetischen Vertreter des modernen Gedankens, der ein reiches Feld dichterischer Arbeit noch vor sich sieht, neben den idealistisch gestimmten Alten den realistisch dreinschauenden Jungen, neben den schwungvollen Ludwig Pfau den halbironischen Detlev von Liliencron. Die „Gedichte" (Nr. 2) des schleswig-holsteinischen Exoffiziers und Gutsbesitzers sind bedeutsame Kundgebungen eines eigenartigen Talents. Die Liliencron'sche Lyrik ist schwer zu charakterisiren; sie spricht nicht direct zum Herzen — dazu fehlt ihr allzu sehr das Erwärmende; sie fällt nicht überraschend ins Ohr — dazu gebricht ihr einigermaßen das Melodische; sie bewegt sich ihrem Grundzuge nach weder in romantischen noch in classischen Bahnen; sie ist weder sentimental noch monumental; sie ist ein wirbelndes Neben- und Durcheinander der verschiedenartigsten Elemente: wild Phantastisches steht neben verstandesmäßig Nüchternem, Uroriginelles neben blaß Schablonenhaftem, künstlerisch Abgeklärtes neben ganz Unverständlichem. Der hervorstechendste Zug der Liliencron'schen Gedichte ist vielleicht die wunderbare Kraft, mit welcher der Poet einen aufblitzenden Gedanken, eine heraufquellende Empfindung markant zu vergegenständlichen und poetisch zu verkörpern weiß. Große Frische und blühende Anschaulichkeit kennzeichnen die Liliencron'schen Gedichte nach der Seite der Darstellung und Gestaltung hin; eine phosphorescirende Leidenschaftlichkeit und eine gewisse Vorliebe für das Barocke charakterisiren sie ihrem Inhalte nach. Dieses Barocke schlägt nicht selten geradezu ins Bizarre und Unklare über. Liliencron ist durchaus Realist: er sieht das Leben, wie es ist und stellt es dar, wie es ist; von knabenhaftem Selbstbetrug und süßlicher Anempfindung, von seichter Gefühlsseligkeit und grüner Prüderie, von lyrischer Liqueurfabrikation und akademischer Formgeckerei ist bei ihm keine Spur zu finden. Dagegen verfällt er nicht selten in die entgegengesetzten Extreme: um nicht sentimental zu sein, wird er oft nüchtern; um nicht zart zu scheinen, stürzt er sich mitunter ins Crasse; aus Furcht vor der Charybde des Trivialen fällt er manchmal in die Scylla des Manierirten, und sein Widerwille gegen die geleckte, glatte Form treibt ihn bisweilen der Formlosigkeit in die Arme. Jedenfalls — das Für und das Gegen miteinander abgewogen — ist Liliencron einer der eigenartigsten und bedeutendsten unter den lyrischen Parnaßaspiranten des heutigen Deutschland und vielleicht der zukunftreichste unter den Lyrikern unserer jüngsten Epoche. Zu den trefflichsten Stücken der „Gedichte" — um hier einige Einzelheiten hervorzuheben — gehören „Eine Rose", „Ehler Wittfoth u. s. w.", „Das Blumenmädchen", „Unter Goldregen und Syringen", „Ueber einen Todten gebeugt", „Min Lev", „Gespräch mit dem Tode", „An Heinrich Reder" und das nachfolgende eigenartig sarkastische Gedicht, welches mit seinem barocken, crassen Inhalte für Liliencron sehr bezeichnend ist:

Die neue Eisenbahn.

Der Schädel ruft: „Ich bin Ambassadeur,
Ich bin Baron, und ich vermittelte
Den Frieden zwischen Dänemark und Holland.
Wer rüttelt meines Marmorsarges Wände?
Wer sprengt den Deckel? Auferstehungstag?
Gemeines Lumpenvolk, Leibeigene
Entreißen meiner Brust das blaue Band,
Das blaue Band des Elefantenordens,
Und meines Königs, Friederich des Fünften,

Des gütigen, des gnädigen Herren Bild,
Auf Elfenbein gemalt, an meinem Herzen,
Mir von ihm selbst geschenkt in launiger Stunde,
Sie rauben es mir fort! Halunkenpack!"

Doch, von der Eisenbahn, die Arbeiter
— Enteignet hat der Staat die Grabkapelle —
Verhöhnen das Geschrei des alten Schädels.
Von ihnen einer schenkt das Königsbild
Der Pockenlise in der Breterbude,
Die Schnaps ausschenkt und Schlafstellen vermiethet.
Und mit dem Bild als Schmuck erscheint sie dann
Am Sonntag mit den Arbeitern zum Tanz.

Der Schädel ruft: „Ich bin Ambassadeur,
Ich bin Baron, und ich vermittelte
Den Frieden zwischen Dänemark und Holland."
Das hilft ihm nichts. Die halbbetrunknen Männer
Erhöhen ihn auf eine Seitenleiste
Des Sandwagens, der hin- und herkarriolt.
Dann dient den plumpen Fäusten er als Ball.

Der Schädel ruft: „Ich bin Ambassadeur,
Ich bin Baron, und ich vermittelte
Den Frieden zwischen Dänemark und Holland."
Das hilft ihm nichts. Denn, müde, werfen sie
Zu einer todten Katz' ihn in den Schmuz.

Der Schädel schreit: „Ich bin Ambassadeur,
Ich bin Baron, und ich vermittelte
Den Frieden zwischen Dänemark und Holland."
Das hilft ihm nichts. Ihn überschreit
Der erste Pfiff der neuen Eisenbahn.

Zeichnet sich dieses Gedicht durch schneidigen Sarkasmus und augenfällige Klarheit seiner Tendenz aus, so leidet eine bedauerlich große Anzahl seiner Genossen an wirrer Phantastik und verblüffender Unklarheit des Gedankens, so „Der Tod", „Seltsames Erwachen", „Das Wunderthier", „Hunger", „Notturno" u. a. m. Andere Gedichte Liliencron's scheitern an der völligen Nichtigkeit oder lächerlichen Bizarrerie ihres Inhalts, wie „Auf der Kasse". Glaubt der Dichter mit solchen Nieten und Nichtsen zu wirken? Ist das Geschmacklosigkeit oder Koketterie? Aber sei dem, wie ihm wolle! Detlev von Liliencron ist ein Poet von scharf ausgeprägter Physiognomie, und schon deshalb sollten, der heutigen Verwaschenheit des lyrischen Dichterwaldes gegenüber, seine „Gedichte" von Publikum und Kritik freudig willkommen geheißen werden.

Ganz andern Geistes Kinder als die Liliencron'schen sind die Gedichte „Aus der Fremde" von Konrad Telmann (Nr. 3). Bei Liliencron ist alles persönlich gefärbt und streng individuell gehalten; bei Telmann wiegen poetische Allgemeinheiten und Abstractionen vor; er bewegt sich mit Vorliebe in akademischen Fährten; er liebt die glatte tadellose Form und den durchaus abgeklärten Inhalt. Die Sonette und Stanzen, in denen er die Schönheit des Südens schildert, haben etwas von Platen's stolzem, gemessenem Gange; sie athmen Schönheit und Anmuth in jeder Zeile; ihre Sprache ist Musik und ihre Seele Ebenmaß. Die ganze Fülle italienischer Pracht aber blüht uns aus Liederstrophen, wie den folgenden, entgegen:

Venedig.

Majestätisch, eine Leiche,
Aber blumenüberschürzt,
Liegt Venedig, das einst Reiche
Unter seinen Fuß gestürzt.

Stolze Pracht versunkner Zeiten,
Die noch heut' berauscht den Sinn; —
Doch die dunkeln Gondeln gleiten
Lautlos, wie im Hades, hin.

Und die marmornen Paläste
Bergen heut' von Meisterhand
Nur noch stumme, lichte Gäste,
Goldumrahmt an Saaleswand.

An der Riva, wenn vom blauen
Mondesgold sie überstrahlt,
Wandeln noch die schönen Frauen,
Wie sie Tizian einst gemalt.

Von den Wassern klingen Lieder;
Frohes Leben regt sich laut,
Und vom Tagesschlummer wieder
Hebt sich neu die Meeresbraut.

Neu im Zauber gold'ner Nächte
Steigt sie königlich empor,
Streift aus hellem Haargeflechte
Ihrer Trauer düstern Flor.

Wieder, wie in andern Zeiten,
Ist sie strahlend, stolz und schön,
Und die gleichen Sterne schreiten
Ueber ihr in Himmelshöhn.

Außer Robert Hamerling und Julius Schanz hat unter den heutigen deutschen Lyrikern kaum einer den Süden, zumal Italien, mit so volltönendem Platen'schen Schwunge besungen wie Telmann in diesen Gedichten „Aus der Fremde". Aber mit den Reiseschilderungen ist das Stoffgebiet Telmann's, des Lyrikers, bei weitem nicht erschöpft; denn neben den Eindrücken, die der Poet auf seinen Fahrten und Wanderungen empfing, sind es vorwiegend Herzenserlebnisse und Betrachtungen, welche ihm die Gegenstände zu den rein lyrischen Theilen seiner Sammlung liefern. Mehr ans Epische streift dagegen die Abtheilung „Gestalten und Geschichten". Reine Balladen und Romanzen stehen hier neben ausgeführteren Novelletten und Skizzen, welche letzteren beiden Bethätigungsformen der Telmann'schen Muse uns den Dichter in seinem eigensten Sattel zeigen: im Epischen. Telmann, der als Novellist und Romanschriftsteller längst zu den vielgelesenen gehört, verdient es wahrlich, auch als Lyriker nicht länger zu den weniger gekannten zu zählen.

Gegenüber dem mehr allgemeinen Charakter, welcher den Telmann'schen Dichtungen eigen ist, betont Julius Gesellhofen in seinem Bändchen „Am Webstuhl der Zeit" (Nr. 4) mit besonderem Nachdruck die socialen Fragen unserer Zeit und bezeichnet daher seine Poesien mit Recht als solche „aus dem modernen Leben". Der vorwiegende social-politische Inhalt von „Am Webstuhl der Zeit" wird uns meistens in der Form von kleinen episch-lyrischen

[illegible] durch das bloße Redeu[illegible] durch einfache poetische Copien des [illegible] ohne die geringste Exclamation erheben [illegible] nach meist aus dürftigen Poesien [illegible] im modernen Staate, in [illegible] in der modernen Rechtspflege [illegible] überhaupt. Criminalgeschichten [illegible] „[illegible]", „[illegible] perat [illegible]" und „[illegible]" wechseln ab mit [illegible] gegen das heutige Philisterthum wie in [illegible] und „[illegible] Prophet", und neben reinen [illegible], die sich ihres Inhalts wegen wol besser zur Einkleidung in Prosa als in Versform geeignet hätten, wie „[illegible]", „[illegible]" und „[illegible]" treten Dichtungen mit [illegible] Anklängen, wie „Prometheus" und „[illegible]" [illegible]. Der Dichter hat eine [illegible] und neigt stark zur philosophischen [illegible]. Aus solchen Elementen erwachsen die [illegible] und [illegible] ist ein echter Dichter.

Die Dichtungen haben dem Inhalte nach etwas durch[illegible] ohne alle Abstraction. Der Form nach [illegible] sich durch gewandten Versbau und [illegible]. Nur bei den für die Lyrik gar zu [illegible] fällt der Verfasser mitunter ins [illegible]. Natürlich! denn hier liegt, wie bereits angedeutet, ein Geschick in der Form vor, ein mit den Gesetzen der Aesthetik in Widerspruch stehendes Setzen des [illegible] an die Stelle der Prosa. Lyrisches steht im „Am Webstuhl der Zeit" nur vereinzelt unter dem Episch-Lyrischen. Aus ersterm hier eine Probe.

Am Webstuhl.

[illegible]

Ein Tropfen ist er in eurem Schos,
Wie ich ein Tropfen im großen unendlichen All.
Vergehend, verschwindend
Im Jammer des eigenen Nichts.

Dem Dichter von „Am Webstuhl der Zeit" verwandt ist Karl Maria Heidt, der in seinen Gedichten „Zwei Seelen" (Nr. 5) ein Talent bekundet, dessen Hauptstärke in der eigenthümlichen Art liegt, mit welcher er eine ihm angeflogene Empfindung, ein entworfenes Bild, eine balladenartige Handlung phantastisch zu durchhauchen und plastisch zu gestalten vermag. Er ist besonders anziehend im ganz kurzen Liede, wie in „Nun sind sie all entglommen" und im „Abend", aber fesselnder noch da, wo er in eine stimmungsvoll gemalte Oertlichkeit eine kleine Handlung hineindichtet, wie in folgenden kecken Strophen:

Nacht.

Finsterniß, die gier'ge Dirne,
Reißt vom Grat die letzte Glut,
Bis der Berg mit bleicher Stirne
In der Brünst'gen Armen ruht.

Und ihr Hauch, der thauig feuchte,
Rauscht im Forste, bebt im Moor;
Creaturen, leicht verscheuchte,
Wagen zitternd sich hervor.

Um der alten Burg Gemäuer
Flügelt bang das Nachtgethier;
Lodernde Zigeunerfeuer
Leuchten glüh durchs Forstrevier.

Hei! da gibt's noch lust'gen Reigen!
Wie das rothe Röckchen fliegt!
Wie, geschmückt mit Geisterzweigen,
Sich Gitana lüstern wiegt!

Beppo haucht sie sonder Beben —
Weiß sie, was der Bursche will? —
Sie gewährt im Widerstreben: —
Jetzt ein Kuß — und nun ist's still . . .

[illegible] — im Düstern
Träumt der Berg und träumt der Schacht —
In [illegible] Flüstern
[illegible] die dunkle Nacht.

[illegible]

Auf Lindenblüten, traumgewieget,
Des Mondes Silberfäden hangen,
Gleichwie auf jungfräulichen Wangen
Der Unschuld fromme Weihe lieget.

Zurückgekehrt von grüner Weide,
Entschlummert sanft das Reh im Walde.
Kein Vöglein zwitschert auf der Halde,
Und stille ist die weite Heide.

Und still im Busen ist die Klage —
Denn ahnungsreicher Zukunft Segen
Will plötzlich sich im Herzen regen,
Wie Friede längst verrauschter Tage —

so ist das sehr zart und fein empfunden, sehr schön und in correcten Versen gesagt, aber tausend andere haben es gleich zart und gleich correct gesagt; wir entbehren den Reiz des Eigenartigen, ganz abgesehen davon, daß die Schlußstrophe Klarheit des Gedankens und Schärfe des Ausdrucks vermissen läßt; sie ist in dieser Beziehung typisch für die Maksa'schen Gedichte, die nach den beiden hier angedeuteten Richtungen hin mitunter hinken.

Das gilt in mancher Beziehung auch von den „Deutschen Gedichten aus Oesterreich" von A. Trabert (Nr. 7). Von zweierlei singt das Buch: von der Politik und von der Liebe. Erstere stellt die schwache, letztere die stärkere Seite des Dichters dar. Trabert hat als Jüngling auf den Barrikaden von 1848 gefochten; er hat dafür im Kerker gelitten. Später hat er seine Freiheitsbegeisterung bereut und ist im Amte und Würden ein loyaler Staatsbürger geworden, und zwar in seiner Heimat Kurhessen. Wie die achtundvierziger Revolution, so verurtheilt er in seinen Versen auch die Ereignisse von 1866, welche ihn wie seinen Kurfürsten zum Lande hinaus und nach Oesterreich trieben, wo er eine zweite Heimat fand. Das Ende des Bundestags beklagt er, und die Errungenschaften des Jahres 1870/71, die Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs, können ihm, dem Großdeutschen, wenig imponiren. Diesen seinen politischen Schmerz singt er in Reue- und Klageliedern, die, ganz abgesehen von der hier nicht zu erörternden Berechtigung oder Nichtberechtigung ihres Inhalts, Schwung und Kraft des Ausdrucks, wie überhaupt jede höhere poetische Weihe allzu sehr vermissen lassen, als daß sie eine tiefere Wirkung üben könnten. Um ein paar Linien höher als die politische steht die Herzenslyrik Trabert's. Hier findet der Leser manche hübsche Talentprobe, obgleich sich die Poesie des hessisch-österreichischen Sängers auch hier über ein achtbares Mittelmaß nur selten erhebt. In der Form sind die Trabert'schen Gedichte meistens recht lobenswerth. Wollte der Poet nur nicht allzu oft „t" und „d" miteinander reimen, wie z. B. „gerathen" und „Pfaden". Zu den hübschesten Gedichten der Sammlung gehört das launige:

Ich und Du.

Das Tagwerk ruht: ich raste
Behaglich und schaue zu
Dem Treiben dieser beiden
Mit Namen Ich und Du.

Herr Ich ein Wintermorgen,
Den trüb Gewölk umzieht;
Frau Du die junge Rose,
Im Frühlingsglanz erblüht.

Herr Ich im schweren Kummer
Um den Verfall der Zeit;
Frau Du, so sorglos sorgend
In stiller Häuslichkeit.

Herr Ich im Zorne scheltend
Der Menschheit Noth und Wahn;
Frau Du als Lerche steigend
Auf Liedern himmelan.

Zwei Gegenpole beide,
Im steten Widerstreit,
Und doch nur Eins und einig
In Lieb' und Seligkeit.

Die Gedichte von A. Trabert werden bei ihrem Mangel an Eigenart einen größern Leserkreis sich schwerlich erringen. In der Flut der alljährlich hereinbrechenden Lyrik werden sie mitgetrieben werden, im seichten Ebbewasser vielleicht einen Augenblick obenauf schwimmen — aber schon die nächste Flut wird sie mit fortnehmen zurück ins große Meer der Vergessenheit.

Nicht einmal vergessen, weil überhaupt nicht beachtet zu werden — das wird wol das Los des letzten hier heute zu würdigenden Lyrikers sein — das Los Martin Clemens Menghius'; denn in seinen „Gedichten" (Nr. 8) bekundet er noch weniger selbständige Physiognomie als Trabert. Reine, oft sogar ansprechende Form, hie und da ein hübsches Liedchen, im ganzen aber oft Gesagtes in einer oft benutzten Form, verbrauchte Gedanken und abgenutzte Motive — das ist der Charakter der Menghius'schen Gedichte. Einiges ganz Ansprechende steht zwischen dem Alltäglichen, und namentlich im volksthümlichen Tone gelingt dem Verfasser mancher Wurf. Eine beliebig und wahllos herausgegriffene Probe aus dem Heftchen möge hier einen Platz finden! Also:

Ein Esel wollt' ein Pferd einst sein,
Ließ sich die Ohren stutzen,
Ließ auch die graue Farbe fein
Mit edlerm Braun verputzen.

Stolz schritt er zu der Pferde Schar,
Und richtig! ihm's gelungen war,
Daß für ein Pferd sie hielten ihn
Und als Gevatter an ihn schrien.

Doch leider dauert es nicht lang,
Da ward dem armen Esel bang:
Er sollte wiehern schön und fein
Und konnt' nur wie ein Esel schrein.

Da haben wir die Höhe der Menghius'schen Lyrik!

Zum Schlusse noch ein flüchtiger Blick auf eine Anthologie russischer Lyriker, welche Friedrich Fiedler unter dem Titel „Der russische Parnaß" (Nr. 9) herausgibt! Auslesen aus der neuesten russischen Poesie hat der deutsche Büchermarkt in jüngster Zeit mehrfach gebracht und viel des Guten darunter. Zu dem besten unter diesem Guten zählt die vorliegende Sammlung; sie hat aus dem breiten

Gebiete der russischen Lyrik mit Geschmack und Geschick eine Auswahl im Umfange von etwas mehr als 16 Bogen getroffen und das Ausgewählte verständnißvoll geordnet und gruppirt. Die Wilhelm Jensen gewidmete Anthologie weist neben ersten Namen wie A. S. Puschkin, Kolzow, Lermontow und Tolstoi vierundfunfzig weniger bekannte Poeten auf und ordnet sie chronologisch nach den Geburtsjahren. Der Verdeutschung müssen bedeutende Vorzüge nachgerühmt werden; sie bekundet akustische Bewegung der Sprache, trifft meistens den charakteristischen Ton der einzelnen Dichter und läßt nur selten diese oder jene nicht ganz gelenke Wendung einfließen. Wie gewandt Fiedler zu übertragen versteht, dafür als Beleg das nachfolgende Gedicht von Puschkin, das mit seinem geheimnißvollen, düster leidenschaftlichen Stimmungscolorit und seiner allegorischen Einkleidung für seinen genialen Urheber ungemein charakteristisch ist:

Der Prophet.

Ich irrte durch den Wüstensand,
Von Durst gequält nach ewiger Wahrheit,
Als plötzlich stumm vor mir erstand
Ein Seraph voller Sonnenklarheit.
Mit zartem Finger, wie im Traum,
Berührt' er meine Wimpern kaum —
Da wurden meine Augen klar,
Wie bei dem jungen Felsenaar.
Sodann berührt' er meine Ohren,
Und sie erfüllte Ton und Klang,
Und ich vernahm der Sphären Sang,
Den Flug der Engel lichterkoren,
Der Rebe Sprießen und den Gang
Der Meergeschöpfe, nachtgeboren.
Und aus dem Munde riß er mir
Die Zunge, die voll Eigengier
Zu Falschheit Lästerung gesellte.
Der klugen Schlange Stachel schwand
Aus seiner blutbefleckten Hand
In meinen starren Mund. Dann spülte
Er meine Brust mit scharfem Erz
Und nahm das zuckend heiße Herz
Und steckte in des Busens Wunde
Der Kohle Feuerglut zur Stunde ...
Starr, leblos lag ich fort und fort,
Bis ich vernahm des Höchsten Wort:
„Steh' auf, Prophet, und sieh und höre!
Zeuch über Länder, über Meere
Und rede Flammen allerwärts
Ins finstre, kalte Menschenherz!"

Doppelt dankbar anzuerkennen ist Fiedler's schwieriges Unternehmen, weil er uns laut „Vorbemerkung" sämmtliche Gedichte, mit alleiniger Ausnahme eines einzigen, im Metrum und in der Reimverschlingung der Originalia darbietet — ein die Uebersetzung unendlich erschwerendes Moment, das den Werth dieser russischen Sprößlinge auf deutschem Sprachboden um ein Erhebliches erhöht, weil dadurch das Aeußerste geleistet wird, was an treuer Wiedergabe fremdsprachiger Gedichte überhaupt möglich ist.

Ernst Ziel.

Zur deutschen Geschichte des Mittelalters.

1. Kaiser Friedrich II. Von Eduard Winkelmann. Erster Band: 1218—1228. Auf Veranstaltung Seiner Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. 8. 13 M. 20 Pf.

Unter den Problemen der modernen Geschichtschreibung, die noch der Lösung harren, steht das einer alle berechtigten Ansprüche befriedigenden deutschen Geschichte obenan. Eine solche hätte einerseits die Ergebnisse der ganzen neuern Einzelforschung zusammenzufassen und zu vertiefen, andererseits dieselben in einer solchen Form und Fassung darzustellen, daß man nun auch wirklich ein farbenvolles, lebenswahres, plastisches Bild der deutschen Vergangenheit erhielte. Man wirft unserer neuern Geschichtschreibung oft vor, daß sie zu sehr ins Einzelne gehe und unfähig sei zu zusammenfassenden Leistungen, und wenn auch in dieser Form der Tadel entschieden zu weit geht, ist es doch schwer, ihn ganz abzuweisen, so lange der Wunsch nach einer auf der Höhe moderner Wissenschaft stehenden deutschen Geschichte noch nicht erfüllt ist. Aber man darf doch auch nicht verkennen, daß für eine solche deutsche Geschichte schon mancherlei Vorarbeiten gemacht sind. Zu den wichtigsten und werthvollsten derselben gehören die „Jahrbücher der deutschen Geschichte", welche die Historische Commission bei der münchener Akademie herausgibt. Diese haben den Zweck, das gesammte für eine Periode vorhandene historische Material kritisch zu sichten und in chronologischer Reihenfolge geordnet vorzuführen, oder anders ausgedrückt, wenigstens die Forschung für die betreffende Epoche bis zu einem gewissen Abschlusse zu bringen und die Resultate dieser Forschung allgemein zugänglich zu machen, während die weitere Verwerthung der Ergebnisse und die Darstellung des allgemeinen Zusammenhanges und der welthistorischen Bedeutung derselben im allgemeinen andern überlassen bleibt. Von geringen Lücken abgesehen liegen uns jetzt für die Zeit von 714 bis 1218 derartige Jahrbücher vor, und man kann wol sagen, daß wenigstens in der Hauptsache für diese ganze Periode ein bedingter Abschluß der Forschung erreicht ist, daß wenn auch in Einzelheiten sich unsere Ansicht noch vielfach ändern wird, doch über die bewegenden und bestimmenden Grundzüge bereits ein endgültiges Urtheil möglich ist. Jeder neue Band der „Jahrbücher" trägt dazu bei, dieses sichere Gebiet unserer Kenntniß zu vergrößern, und das gilt in hervorragendem Maße auch von dem vorliegenden, in welchem Eduard Winkelmann die ersten

zehn Jahre der Alleinregierung Kaiser Friedrich's II. behandelt.

Es kann selbstverständlich hier nicht unsere Aufgabe sein, alle die Punkte aufzuzählen, in denen Winkelmann die bisherige Forschung gefördert und berichtigt hat — das ist Sache der historischen Fachzeitschriften —, sondern es gilt nur kurz auf die allgemeine Bedeutung des Buchs hinzuweisen. Die Regierung Friedrich's II. ist schon inhaltlich eine der wichtigsten Perioden des ganzen Mittelalters, da in ihr der langdauernde Kampf des Kaiserthums mit dem Papstthume in der Hauptsache zum Abschlusse kommt. Aber interessanter noch als durch die historischen Geschehnisse ist diese Zeit durch die Persönlichkeit des leitenden Mannes, denn Friedrich II. ist unter den so vielfach schablonenhaften Gestalten des Mittelalters der erste, bei dem wir moderne Gefühle, Empfindungen und Gedanken wahrnehmen können. Natürlich daß das Urtheil über ihn um so mehr geschwankt hat, denn je leichter man sich über Durchschnittspersönlichkeiten einigt, um so schwerer hält es, über Männer, die in ihrem Denken und Thun ihrer Zeit weit voraneilten, zu einer allgemeingültigen Würdigung zu gelangen. So ist denn Friedrich II. nicht blos — wie selbstverständlich — von katholischer Seite heftig angegriffen, sondern auch Forscher, die hoch über der confessionellen Beurtheilung stehen, haben seine Politik als eine antinationale und undeutsche gebrandmarkt. Dem gegenüber bemüht sich Winkelmann, überall ohne jedes Vorurtheil an die Politik des Kaisers heranzutreten, sie aus den Zeitverhältnissen und der Bildungsgeschichte Friedrich's zu begreifen, mit einem Worte zu einem wirklich gerechten und objectiven Urtheile zu gelangen. Wenn nun auch Winkelmann durchaus nicht blind ist gegen Fehler seines Helden und die Misgriffe seiner Politik überall scharf hervorhebt, so ist doch sein Gesammtergebniß, wie freilich für den Vorurtheilsfreien nicht anders zu erwarten, ein für Friedrich II. überaus günstiges und bedeutet im wesentlichen eine Rechtfertigung desselben gegen die ihm gemachten Vorwürfe. Aus der Darstellung Winkelmann's ergibt sich aufs klarste, daß der Kaiser redlich bemüht ist, gute Beziehungen mit der Kirche zu unterhalten, und daß die Schuld an dem Bruche, der 1227 eintrat, wo Friedrich den schon begonnenen Kreuzzug wegen Krankheit abermals verschob, nicht den Kaiser trifft, da von einer erdichteten Krankheit nicht die Rede sein kann. Ebenso zeigt Winkelmann, daß Friedrich vor seiner Rückkehr vom Kreuzzuge gar nicht in der Lage ist, die formell noch zu Recht bestehenden Befugnisse des Königthums zur Geltung zu bringen, daß man ihm mit Unrecht vorgeworfen hat, den Fürsten allzu sehr zu Willen gewesen zu sein. Dagegen ist seine Politik gegenüber den Lombarden, sein Versuch, die kaiserliche Gewalt dort unmittelbarer wirksam zu machen, als es seither möglich gewesen, nicht ebenso günstig zu betrachten, da sein Streben hier von vornherein aussichtslos war.

Ebenso objectiv und ruhig wie den Kaiser selbst beurtheilt Winkelmann auch dessen Gegner; namentlich wird er der päpstlichen Politik überall voll gerecht, zeigt wie auch dies keineswegs ein Spiegel der Willkür der jeweiligen Inhaber der Tiara, sondern ein nothwendiges Resultat der historischen Vergangenheit des Papstthums und der Verhältnisse ist.

Nicht nur die persönliche Politik Friedrich's und die von ihm ausgehenden Anregungen und Wirkungen werden von Winkelmann eingehend geschildert, sondern die ganze Geschichte sowol Italiens wie Deutschlands in jener Periode wird ausführlich vorgeführt, und gerade die Partien, welche die so vielfach verwickelten Verhältnisse in Deutschland betreffen, gehören wissenschaftlich zu den bedeutsamsten und an neuen Ergebnissen reichsten Abschnitten des Buchs. Wird uns doch beispielsweise hier gezeigt, daß Friedrich II. keineswegs von vornherein den Städten ungünstig gesinnt, daß zwischen seiner innern Politik und der der vormundschaftlichen Regentschaft für seinen Sohn ein principieller Gegensatz nicht besteht, während wol ein solcher zu erkennen ist in Bezug auf die auswärtige Politik des Deutschen Reichs u. s. w.

Auf diese wenigen Andeutungen über den Inhalt des Buchs muß ich mich hier beschränken. Zu einer Darstellung der Regierung Friedrich's II. war gerade Winkelmann wie kein anderer berufen, da er bereits vor nunmehr 26 Jahren eine Geschichte dieses Kaisers bis zum Jahre 1235 veröffentlicht hat. Es beweist am besten seine Unbefangenheit, daß er in dem neuen fast doppelt so umfangreichen Werke seine frühern Ansichten sehr vielfach geändert hat, ja zum Theil ihnen entgegentritt. Wendet sich auch sein Buch in erster Linie an die Fachgenossen, so ist es doch keineswegs ausschließlich für diese bestimmt: wer nicht schon bei dem bloßen Anblick der vielen Anmerkungen zurückschreckt, mag das Werk ohne Scheu in die Hand nehmen, da der Text von den Anmerkungen vollkommen unabhängig ist und eine gut lesbare Darstellung bietet, die sich zudem durchaus nicht allzu streng an das bei den „Jahrbüchern" vorgeschriebene chronologische Schema hält.

2. Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. Nach den Quellen dargestellt von Gustav Friedrich Hertzberg. I. Halle im Mittelalter. Nebst zwei historischen Karten von Halle und Umgegend sowie zwei lithographirten Abbildungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1889. 8. 6 M.

Wenn man einem weitern Lesekreis über eine neue Stadtgeschichte Bericht zu erstatten hat*), so ist vor allem die Frage zu beantworten, ob diese Stadtgeschichte ein mehr als locales Interesse bietet, geeignet ist auch solche anzuziehen, die weder durch Geburt noch durch Wohnsitz der betreffenden Stadt angehören. Ich denke, man wird bei Halle diese Frage wol bejahen können: wohl gehört

*) Ich betone ausdrücklich, daß ich das Buch von Hertzberg hier nur vom allgemein historischen, nicht vom localgeschichtlichen Standpunkte aus zu würdigen suche, insbesondere also auch keine Rücksicht nehme auf etwaige Einwendungen, die der Localforscher gegen Einzelheiten geltend machen könnte.

die alte Salzstadt an der Saale nicht zu den deutschen Städten, die historisch in erster Linie stehen, aber auf den zweiten Rang hat sie sicher Anspruch: mit Recht bemerkt ihr Geschichtschreiber, daß die beglaubigte Geschichte Halles „zwar nicht mit der von Köln, Lübeck oder Erfurt, aber doch mit der von Braunschweig, Halberstadt, Magdeburg, Alt-Berlin und Leipzig an Fülle, frischem Leben, dramatischem Reiz und allgemein deutscher Bedeutung recht wohl den Vergleich auszuhalten vermag". Und in der That wird uns hier von dem Halle des Mittelalters, trotz der von Hertzberg wiederholt betonten Mangelhaftigkeit der zertrümmerten Ueberlieferung, ein so reiches und farbenvolles Bild entworfen, daß auch der, der weder die Studienzeit noch spätere Jahre in der Saalestadt zugebracht hat, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die Bedeutung Halles war eben im Mittelalter vielleicht eine noch größere als jetzt, und zwar beruhte sie in erster Linie auf der Salzindustrie. Die älteste Geschichte der Stadt ist freilich ganz in Dunkel gehüllt, und selbst die Nationalität der Salzarbeiter — der Halloren — ist zweifelhaft: man hat sie bald den Kelten, bald den Slawen zuzählen wollen; lange noch nach der ersten Erwähnung des Ortes im Jahre 806 bleiben wir auf Combinationen und Vermuthungen angewiesen; erst mit dem Jahre 1116 beginnt die eigentliche Stadtgeschichte. Schon damals erscheint Halle ebenso wie als Industrieort durch die Salzquellen, auch als Handelsstadt wichtig, wozu namentlich die Gunst seiner Lage beitrug. Es gelingt dann der zielbewußten Politik der städtischen Aristokratie, der Pfänner, d. h. der Salinenbesitzer, und des aus ihnen hervorgehenden Raths, die Bedeutung der Stadt fortwährend zu steigern. Sie wird allmählich von ihren Landesherren, den magdeburger Erzbischöfen, vollkommen unabhängig und strebt im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert entschieden nach der Reichsfreiheit, und zwar zunächst ziemlich erfolgreich. Wenn auch das Gesammtbild der halleschen Geschichte in diesen Jahrhunderten dieselben bestimmenden Züge zeigt, die wir auch bei andern Städten gewahren, so sind doch die Einzelheiten vielfach charakteristisch und öfter von der allgemeinen Regel abweichend. Vor allem zeichnet sich die hallesche Aristokratie durch ihre Besonnenheit und Mäßigung aus, die sie nicht nur nach außen, dem Erzbischof gegenüber, sondern auch nach innen, gegen die Zünfte bethätigt: ihren rechtzeitigen Zugeständnissen wird es verdankt, daß lange Zeit die Geschicke Halles ohne gewaltsame Ausbrüche, wie sie sonst in dem Kampfe der Zünfte gegen die Geschlechter so häufig sind, verlaufen. Wirklich dramatisches Leben gewinnt die Geschichte Halles im 15. Jahrhunderte, wo unsere Salzstadt ein Abbild der gewaltigen italienischen Städterepubliken im kleinen gewährt. Es findet sich hier ebenso wie dort eine Politik im großen Stil treibende Aristokratie des Besitzes und Geschlechts, eine mächtig emporstrebende, nach Antheil an dem Regiment und der Verwaltung verlangende popolare Partei; und selbst ein kühner Condottiere, der sich mit Hülfe der Popolaren zum Tyrannen emporzuschwingen sucht, fehlt nicht: es ist der hallesche Stadthauptmann Henning Strobart, die lebensvollste und charakteristischste Figur jener Periode, die von Hertzberg wol etwas zu ungünstig gezeichnet wird. In den Wirren nach seinem Sturze, die durch das gewaltsame Aufstreben der Popolaren veranlaßt werden, geht dann schließlich die städtische Unabhängigkeit verloren, indem Erzbischof Ernst von Magdeburg geschickt die innern Zwistigkeiten benutzt, um sich zum Herrn der Stadt zu machen und mit der Aristokratie der Pfänner gründlich aufzuräumen.

Der Hauptvorzug der vorliegenden Stadtgeschichte besteht darin, daß sie von einem wirklichen Historiker und nicht von einem Dilettanten herrührt, und daß wir daher überall auf festem gesicherten Boden stehen. Durchweg baut der Verfasser seine Darstellung auf den gedruckten und ungedruckten gleichzeitigen Chronisten und den gedruckten Urkunden — ungedruckte Urkunden scheinen weniger herangezogen — auf. Trotz dieser Beschränkung auf das originale Material ist es ihm gelungen, eine Fülle von Einzelheiten zu bieten, hauptsächlich weil er eben das städtische Leben in allen seinen Richtungen zu schildern sucht, er sich nicht beschränkt auf politische und Verfassungsgeschichte, sondern ebenso auch die kirchliche, bauliche und industrielle Vergangenheit Halles behandelt. Dabei ist die Darstellung stets gewandt und fließend, oft geradezu lebendig und fesselnd, was bei dem manchmal etwas spröden Stoffe doppelt hoch zu schätzen ist. Mögen sich alle, welche die Absicht haben, eine modernen Ansprüchen genügende Stadtgeschichte zu schreiben, das vorliegende Werk als Vorbild wählen.

Walther Schultze.

Erzählungen.

1. Der kategorische Imperativ. Roman von C. Vollbrecht. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 4 M.
2. Steeple-Chases. Novellen von Hans Hermann. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 4 M.
3. Frau Tannhäuser. Novellen von H. Dohm. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 5 M.
4. Bachem's Novellen-Sammlung. Band 38: Vom alten Stamm. Novelle von Ferdinande Freiin von Brackel. Das düstere Haus. Novelle von L. Keiffen. Fügungen. Novelle von O. Osberg. Band 39: Die Sühne. Novelle von H. von Veltheim. Der letzte Schuß. Novelle von E. von Pütz. Köln, Bachem. 1889. 8. Jeder Band 1 M.
5. Russische Teufelsgeschichten. Volkssagen, wiedererzählt von A. Pogoski. Aus dem Russischen von Ida Brendel. Neubrandenburg, Brünslow. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Nicht mit Unrecht hat man von einem guten Romane verlangt, daß er seinem Inhalte nach bis zu einem ge-

wissen Grade das Culturgemälde einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volks oder doch eines Volkstheils sei; aber auch die Form des Romans ist nicht gleichgültig, da durch dieselbe der Werth der genannten Dichtung steigt oder sinkt. Wol muß das epische Element in einer Romandichtung überwiegen, allein das dramatische und das lyrische dürfen nicht ganz unberücksichtigt bleiben, sollen anders nicht Mängel und Lücken eintreten. Was nun den unter dem Titel „Der kategorische Imperativ" (Nr. 1) von C. Vollbrecht uns vorliegenden einbändigen Roman anbetrifft, so sind in demselben die verschiedensten Stände vertreten, z. B. der Adel, die Grund- und Fabrikbesitzer, die Lehrer u. s. w.; hieraus dürfte sich schon erklären, daß es an Conflicten nicht fehlt, die nicht immer in friedlicher Weise verlaufen. Der Schluß ist im wesentlichen ein versöhnender. Als feststehend wird der Satz, welcher dem Buche den Titel gegeben hat, hingestellt: „Der kategorische Imperativ des Weibes ist das Gefühl." Die Handlung geht meistens in Deutschland und zwar auf einem Landgute vor sich, allein auch Amerika bleibt nicht ganz unberücksichtigt, indem der Vater der Hauptheldin des Romans dorthin auswanderte, um daselbst ein trauriges Ende zu nehmen. Aus einzelnen Zügen der Erzählung geht hervor, daß eine Frau die Verfasserin des lesenswerthen Buchs ist.

Die drei unter der gemeinsamen Bezeichnung „Steeple-Chases" (Nr. 2) veröffentlichten Novellen von Hans Hermann tragen mit Recht diesen Titel, denn von Pferden und Wettrennen ist darin nahezu ebenso viel die Rede wie von Menschen, deren Schicksal mehrfach und in hohem Grade durch flottes und gewagtes Reiten bestimmt wird; einem der Haupthelden kommt sogar in einem äußerst kritischen Augenblicke nach seinem eigenen Geständnisse der Cavaleristenspruch in den Sinn:

Das höchste Glück auf der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
Im Kuß des geliebten Weibes
Und in der Gesundheit des Leibes.

In der ersten der bezeichneten drei Novellen, welche mit vollem Rechte die Ueberschrift „Hindernisse" trägt, erringt der thatkräftige Lieutenant Kuno von Reitzenstein nach harten Kämpfen die Liebe der zwar etwas eigenwilligen, aber im Grunde doch hochsinnigen und edeln Baroneß Lori von Sarneck. Personen, Gegenden und Ereignisse sind fast durchweg mit frischen und lebendigen Farben geschildert, weshalb das Interesse des Lesers stets wach erhalten wird. Die zweite Novelle, „Reugeld" betitelt, dürfte für Freunde des Wettrennens und des Militärstandes recht unterhaltend sein, doch spielen darin auch Personen eine nicht ganz untergeordnete Rolle, die auf Achtung wenig Anspruch machen können, z. B. die Lieutenants von Neumann und Graf Kahlhaus. Zwar ist der Adel des erstern ebenso jung wie der des letztern alt, dafür ist indeß die Börse des Herrn von Neumann ebenso gefüllt wie die des Grafen sehr häufig leer. Bei Vorstellungen in aristokratischen Kreisen betont daher der Sohn des erst kürzlich geadelten reichen Fabrikanten ganz besonders die Worte: „Mein Freund, der Graf Kahlhaus", während letzterer sich schon oft mit den Worten: „Mein Freund, Herr von Neumann", aus der Noth geholfen hat, wenn es galt, neuen Credit zu erhalten oder den alten zu verlängern. — Während die ersten beiden Erzählungen einen mehr oder weniger glücklichen Abschluß finden, endigt die „Ausgebrochen" überschriebene Schlußnovelle äußerst tragisch durch den „Tod eigener Wahl", d. h. mit einem Selbstmorde. Die „Steeple-Chases" von Hans Hermann werden, obschon wir denselben keinen allzu hohen ästhetisch-literarischen Werth beizulegen vermögen, ohne Zweifel ihre Leser finden, denn sie bieten eine etwas ungewöhnliche und schon darum für manche anziehende Lektüre dar, ganz abgesehen davon, daß auch Witz und Satire darin zur Geltung kommen.

Unter dem Gesammttitel „Frau Tannhäuser" (Nr. 3) hat H. Dohm vier Novellen veröffentlicht, die zwar nicht gleichwerthig sind, aber doch sämmtlich das Interesse eines denkenden Lesers zu wecken vermögen, da sie die beachtenswerthe Frage berühren, ob und wie die gegenwärtige Stellung der Frauen innerhalb der Familie und in der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt zu reformiren sei oder nicht. „Frau Tannhäuser", die erste dieser Novellen, schildert ein eheliches Verhältniß, welches nicht zufriedenstellend ist, weil die Frau ihren Mann zwar achtet, aber nicht wirklich liebt. Ein längerer Aufenthalt in Rom, zu dem der Ehemann gerathen, bringt indeß die Frau zu der Erkenntniß, daß sie doch den ihr angetrauten Gemahl nicht nur achtet, sondern ihm auch in aufrichtiger Liebe zugethan ist. Hierzu tragen in erster Linie die verschiedenen Kunstwerke und Kunstgenüsse bei, welche Rom in so hohem Maße darbietet. Die zweite Novelle, „Sterben im Leben", entrollt ein etwas wirres Bild von ungezügelten Leidenschaften, die sämmtlich ein trauriges Ende nehmen. Die Geschichte berichtet schließlich von fünf Galgen, an denen ebenso viele Nihilisten hangen, darunter auch einer der Helden der kleinen Erzählung. In hohem Maße pessimistisch gefärbt sind auch die beiden letzten Erzählungen „Ob Schein, ob Wesen" und „Marie"; in ihnen feiert der Nihilismus seine Orgien und läßt, manchen feinen psychologischen Ausführungen zum Trotze, über die dargebotenen Geschichten weder in ethischer, noch in ästhetischer Beziehung ein günstiges Urtheil fällen.

Band 38 der oben erwähnten Novellen-Sammlung von Bachem (Nr. 4) bietet dem Leser drei kleine Erzählungen dar, welche sämmtlich einen dichterischen Werth haben und Ansprüche, die nicht zu hoch gestellt sind, befriedigen werden. Die erste „Vom alten Stamme" genannte Geschichte von Ferdinande Freiin von Brackel, welche etwas märchenhaft gehalten ist, läßt einen alten Eichenbaum seine Erlebnisse und das Schicksal eines alten edeln Geschlechts erzählen. Der Grundgedanke der Dichtung geht dahin, daß dem festen Willen eines nach guten

und edeln Zielen strebenden Mannes fast alles gelingt, wenn er seinen Grundsätzen auch unter den schwierigsten Verhältnissen getreu bleibt. Die zweite Erzählung, „Das düstere Haus" von L. Keiffen, ist auch vielfach düstern, traurigen Inhalts und voll von Leidenschaften und Verbrechen, allein die Schuldigen werden schließlich von der verdienten Strafe ereilt. Die dritte Geschichte von O. Osberg spielt theils in Europa, theils in Amerika; dieselbe führt den Titel „Fügungen" und ist frei von allem jetzt leider so häufig als Reizmittel angewandten Pessimismus.

Band 39 von Bachem's Novellen-Sammlung enthält zwei Erzählungen, von denen die erste, betitelt „Die Sühne" von H. von Veltheim, und die zweite, „Der letzte Schuß" von E. von Pütz, mehr heitern als traurigen Inhalts sind.

Die „Russischen Teufelsgeschichten" von A. Pogoski (Nr. 5) sind auf Volkssagen gegründet und von Ida Brendel ins Deutsche übertragen. Diese Geschichten haben einen culturhistorischen Werth und schildern in treffender, oft in ergreifender Weise die niedern und mittlern Klassen des von der Natur gut bedachten russischen Volks. Vorzugsweise werden die bösen Folgen des vielen Branntweintrinkens hervorgehoben. Selbst der Oberste der Teufel ruft einmal dem ersten Branntweinbrenner die Worte zu: „Die ganze Hölle hast du in Erstaunen gesetzt, beglückt und verherrlicht! Tausenden der Christenwelt hast du das letzte Stück Brot vom Munde entwendet. Du hast die Schenken, die Schankwirthe und die Säufer ins Leben gerufen! Zum Lohn dafür gebe ich dir von heute ab für ewige Zeiten die Seelen aller Trinker und aller derjenigen, die zum Trinken verleiten." Diese Teufelsworte werden aus allen Ecken und Enden der Hölle mit einem donnernden „Hurrah" begrüßt.

Rudolf Doehn.

Zur Dante-Literatur.

Zur deutschen Dante-Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Uebersetzungen von Dante's Göttlicher Komödie. Von Baron G. Locella. Mit mehrern bibliographischen und statistischen Beilagen. Leipzig, Teubner. 1889. 8. 2 M.

Diese an Umfang wenig hervorstechende Schrift, deren wesentlichen Inhalt der Verfasser bereits im vergangenen Herbste den Mitgliedern des deutschen Neuphilologentags zu Dresden vorgeführt, bietet ein überaus reiches Material zur genauern Einsicht in die Entwickelungsgeschichte und den gegenwärtigen Stand der gesammten Dante-Literatur in Deutschland, wovon manches auch demjenigen, welcher auf diesem Gebiete kein Fremdling, noch unbekannt und erwünscht sein möchte.

Zuerst gibt der Verfasser einen allgemeinen Ueberblick der deutschen Dante-Literatur seit den ersten Anklängen im 14. Jahrhundert, welchen im 16. Berufungen auf den strengen Richter des Papstthums seiner Zeit als Zeugen für die evangelische Wahrheit folgen, dann unser Meistersänger Hans Sachs mit seiner schlicht poetischen Verherrlichung des großen Florentiners und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts und dem Anfange des gegenwärtigen die stattliche Reihe der deutschen Uebersetzer und Erklärer bis auf Witte und Philalethes. In den Aufzählungen der Dante-Autoren verfährt der Verfasser ganz statistisch, fügt auch im Anhange, zu bündigster Darlegung dieser versuchten Statistik, zwei graphische Uebersichtstabellen bei, deren auf- und absteigende Angaben sich wie geographisch-statistische Höhenmessungen ausnehmen. Der Verfasser zählt 509 Handschriften der „Commedia" vom Jahre 1333 bis 1500, welche zum großen Theil von deutschen Copisten, die sich in Italien aufhielten, herrühren, und berechtigt ist wol seine Vermuthung, daß aus diesem Umstande sich die frühe Bekanntschaft mit Dante in Deutschland erklären möge.

Die beiden folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit den deutschen Uebersetzungen der „Commedia" und ihren Verfassern unter Beifügung kurzer lebensgeschichtlicher Notizen über dieselben: gewährt der eine Abschnitt eine allgemeine Charakteristik dieser sämmtlichen, in Form, Ansprüchen und Gelingen so verschiedenen Versuche, so finden wir in dem andern ausschließlich eine Bibliographie der deutschen Uebersetzungen zusammengestellt. Der Stoff beider Abschnitte muß natürlich in Manchem sich wiederholen und es sei deshalb die Frage gestattet: waren beide nicht bequemer in eins zusammenzufassen? Indeß ist nicht zu leugnen, daß in dem zweiten überall genauere bibliographische und biographische Mittheilungen, in allem Wesentlichen unterrichtend, gemacht sind. Zur Klarlegung der Schwierigkeiten bei Uebertragung der „Göttlichen Komödie" beleuchtet Verfasser voran in Kürze treffend die charakteristischen Eigenschaften von Dante's Stil und Sprache: er erkennt an, daß trotz diesen unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten den deutschen Uebersetzern Bedeutendes gelungen; aber die Hoffnung auf noch Gelungeneres, etwa wie Schlegel's Shakespeare genießbar, bleibe zur Zeit weiter vorbehalten.

Mit Recht spendet Verfasser der Uebersetzung von Philalethes und dessen Commentar das höchste Lob, und die Mittheilung, was letztern betrifft, daß von der Italienerin Giuseppina Bellotti eine italienische Uebersetzung im Werke, auch zum Theil schon veröffentlicht sei, wovon als Probe der vollständige Abdruck desselben zum siebenundzwanzigsten Gesange des „Inferno" hier im Anhange vorliegt, wird bei den Dante-Freunden in Deutschland

freudigen Anklang finden. Wer den Text der Uebersetzung mit dem der deutschen Urschrift vergleichen will, nehme indeß nicht eine der frühesten Ausgaben, sondern die neu durchgesehene und berichtigte von 1865 zur Hand.

Zu besonderm Danke verpflichtet hat Verfasser die Leser seiner trefflichen Schrift durch die eingehende Auskunft über das römische und das florentiner Dante-Album, deren ersteres von dem italienischen Ministerium, das andere von der Stadt Florenz zur Dante-Ausstellung im Jahre 1888 der dresdener Bibliothek gewidmet und übersandt wurden, der herrliche Pergamentband der Florentiner mit der Aufschrift „La patria di Dante alla patria di Filalete." Für das römische Album hatte die italienische Regierung photographische Copien von ausgewählten Dante-Handschriften und Incunabeln der italienischen Bibliotheken sammeln und zu einem prächtigen Bande ausstatten lassen; das florentinische Album besteht aus 126 Photographien von Dante-Porträts, von Ansichten verschiedener durch Dante's Leben und Schaffen berühmt oder doch namhaft gewordenen Oertlichkeiten, sowie aus Facsimiles von Dante betreffenden Urkunden. Auch die hervorragendsten Dante-Illustrationen und -Erklärer sind hier durch Porträts, desgleichen Denkmäler und Bilder, die Dante zum Gegenstande haben, durch Nachbildungen vertreten; überhaupt findet sich hier alles Bedeutende zusammen wiedergegeben, was uns Dante, seine Zeit und die Kunstschöpfungen, welche sich an die „Göttliche Komödie" anlehnen, vergegenwärtigt und zur Anschauung bringt. Nur schade, daß dieser Schatz allein den für den großen Gegenstand sich interessirenden gelegentlichen Besuchern von Dresden — das freilich ja durch Philalethes-König Johann gewissermaßen zur deutschen Heimstätte Dante's geworden — zugänglich ist; was anderswo von dergleichen in Nachbildungen getroffen wird, sind nur vereinzelte, auch unvollkommen ausgeführte Stücke.

Referent kann nicht umhin, vorstehenden Mittheilungen über Wesen, Form und Inhalt der vortrefflichen Schrift noch einige Bemerkungen berichtigender und ergänzender Art, schließlich eine nothgedrungene gelegentliche Erklärung beizufügen. Das S. 26 mitgetheilte Gedicht von Schelling auf Dante ist ja doch kein Sonett, wie Verfasser angibt, sondern ein Stück Terzinendichtung. Ferner der geistvolle Uebersetzer der „Hölle", Julius Braun, ist nicht identisch mit dem bekannten Kunsthistoriker gleiches Namens, wofür der Verfasser (S. 65) ihn hält, sondern war ein hochgebildeter Mediciner, der als Curarzt im Bade Oeynhausen am 29. August 1875 starb; Referent gibt diese Mittheilung aus persönlicher Bekanntschaft mit dem Verstorbenen: die falsche Angabe ist offenbar von Scartazzini („Dante in Germania", II, 1883) überkommen; sie war indeß schon vom Referenten in d. Bl. (Jahrgang 1888) berichtigt worden. Dann dem Vermuthen gegenüber (S. 69), der Uebersetzer Krigar lebe zur Zeit in Eisenach, kann Referent versichern daß der Genannte vor einigen Jahren in bedrängtester Lage zu Hirschberg im Riesengebirge gestorben ist. Und von C. Bertrand's bei Gelegenheit (S. 71) miterwähnter Uebersetzung der „Sepolcri" von Foscolo ist Referent ebenfalls in der Lage bestimmt anzugeben, daß diese gelungene Arbeit allerdings gedruckt zum Vorscheine gekommen ist, doch ohne Angabe von Jahr und Verlag, also wol auf Kosten des Uebersetzers nur zur Vertheilung an literarische Freunde und Genossen.

Zum Schlusse ergreift Referent die hier sich ihm bietende Gelegenheit, bezüglich der von ihm 1882 im Verlage von J. Guttentag (D. Collin) herausgegebenen neurevidirten dritten Auflage von August Kopisch's Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" eine Mittheilung zur Oeffentlichkeit zu bringen, die Zeugniß davon leistet, was einem Verfasser von Verlegern angethan werden kann. Im Jahre 1887 nämlich erschien im Verlage von Brachvogel und Ranft in Berlin, an welche inzwischen der gesammte belletristische Verlag von Guttentag kaufweise übergegangen, auf dem Titel wiederum als „dritte Auflage" bezeichnet, doch unter Weglassung des zur Orientirung über die Neubearbeitung nothwendigen Vorworts vom 7. April 1882 und ausgestattet mit Illustrationen von Yan d'Argent, über deren Werth hier nicht zu rechten ist, im übrigen unverändert der alte Satz und Druck. Von dieser Umgestaltung seines Buchs hatte der Verfasser, d. i. gegenwärtiger Referent, keine Ahnung und er erhielt davon erst Kenntniß aus der gelegentlichen Angabe eines nordamerikanischen Dante-Schriftenverzeichnisses. Er hat sich dieses willkürliche Vorgehen lediglich in der Absicht, den Vertrieb des Buchs nicht zu schädigen, vor der Oeffentlichkeit stillschweigend gefallen lassen, lehnt aber hierdurch jede Verantwortung für die Zugabe der Abbildungen, sowie die Weglassung des Vorworts, deren Zweck unverständlich ist, wenn sich derselbe nicht aus dem unten beigefügten, die Zeit der Herausgabe verrathenden Datum ergibt, entschieden von sich ab; er bekennt sich also nur als den Herausgeber vom Jahre 1882, nicht als den von 1887. Möchte man an geeigneter Stelle von dieser verspäteten Erklärung noch Notiz nehmen!

Bevor Referent die Feder niederlegt, fühlt er sich noch gedrungen, dem Verfasser einerseits seinen Dank für die wiederholt in der Schrift ihm gespendete freundliche Anerkennung zu sagen, andererseits sich aber auch entschieden gegen die S. 60 ihm zuerkannte Rolle als des „thätigsten und hervorragendsten Dante-Forschers Deutschlands seit Witte's Tode", wegen etwa daraus erwachsender ungerechtfertigter Ansprüche an ihn, zu verwahren, indem er sich nur bewußt ist, im Gefolge Witte's, des nachsichtigen Beurtheilers fremder, auch geringfügiger Leistungen einiges Wenige, Vereinzelte zur Förderung des Dante-Studiums mit beigetragen zu haben.

Theodor Paur.

Ueber Grillparzer.

Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen von Johannes Volkelt. Nördlingen, Beck. 1888. Gr. 8. 3 M.

Seitdem die Werke Grillparzer's in wohlgeordneter, geschickt redigirter Ausgabe vorliegen, hat auch die ästhetisch-kritische Würdigung des Dichters an Umfang gewonnen, verschiedene Einzelarbeiten sind erschienen, welche einerseits literarisch-historische Untersuchungen der von dem Poeten behandelten Stoffe pflegen, andererseits vorwiegend das ästhetische Element, welches bei der dramatischen Behandlung zu Tage tritt, zum Gegenstande ihrer Erörterung gewählt haben. Letztern Werken, welche sich wenigstens vorwiegend mit dem Grundgefüge von Grillparzer's dichterischer Eigenart und mit ästhetischen und psychologischen Einzeluntersuchungen beschäftigen, ist das vorliegende Buch Professor Volkelt's beizuzählen, eine von hohem Ernste getragene Arbeit, eigentlich die erste, welche in Bezug auf Grillparzer als Tragöden ein streng untersuchendes und begründetes Verfahren einschlägt.

Schon in dem einleitenden Kapitel spricht sich der Verfasser über den Grund der Wahl seines Gegenstandes zur Untersuchung aus, da die Tragödie dasjenige Gebiet der Dichtung ist, das der Eigenart Grillparzer's so angemessen, seinem Können so günstig ist wie auch nicht entfernt ein anderes. Die Kapitel „Tragische Klarheit und Einheit" und „Das Tragische der typisch-menschlichen und der individuell-menschlichen Art" machen uns mit der Art und Weise bekannt, in welcher der Aesthetiker seine Untersuchung eröffnet; er betont dabei, daß er des Dichters Persönlichkeit von gewissen in ihr wirksamen Grundrichtungen und Haupttriebfedern aus zu verstehen und zu gestalten versucht, und deshalb erscheint es auch förderlich, nicht, wie der Literarhistoriker, die Dramen nach der Zeit ihrer Entstehung, sondern in anderer Weise zu betrachten, sodaß gewisse maßgebende und durchgreifende Züge von Grillparzer's Individualität sich immer stärker und bedeutungsvoller herausarbeiten. Aus diesem Grunde bespricht Volkelt zunächst das Tragische in „König Ottokar's Glück und Ende", im „Treuen Diener seines Herrn", in der „Jüdin von Toledo" und faßt das gewonnene Ergebniß in einem eigenen Kapitel zusammen, das auf die Weite, jedoch auch in einzelnen Punkten auf die „Enge und Unfreiheit" von Grillparzer's Phantasie hinweist. Schön ist der Schluß dieses Kapitels, in dem der Verfasser auf die Verwandtschaft Grillparzer's mit Goethe in Bezug auf den Entwurf einzelner Gestalten zu sprechen kommt. Bei der Besprechung der „Sappho" betont Volkelt die Einfachheit und Durchsichtigkeit des Aufbaues und die Aehnlichkeit des Grundthemas mit dem Mittelpunkte in Goethe's „Tasso", bei der Behandlung des „Bruderzwist" macht er darauf aufmerksam, daß die Tragödie den unglücklichen Kampf zum Mittelpunkte habe, den der zwiespältige weltfremde Kaiser gegen die klugen und harten Gewalten führt, welche die Weltgeschichte machen; er weist auch auf die Mängel, auf den undramatischen Gang der Handlung und auf den dumpfen drückenden Schluß hin, hebt jedoch die Kaiserreden des ersten, dritten und vierten Actes besonders hervor. Welchen Grundgedanken der Verfasser bei der Behandlung der folgenden Tragödien zur Durchführung bringt, möge die Ueberschrift der bezüglichen Kapitel andeuten: „Libussa; das Gemüth in beschaulicher Einheit mit der Natur und die Culturarbeit", „Medea; die Menschlichkeit der ungebändigten Natur und die Menschlichkeit des schönen Maßes". Eine feine ästhetische Untersuchung bietet der tiefeingehende Verfasser in den allgemeinen Darlegungen über das tragische Element in Grillparzer's Charakter und über das Geschichtliche und Logische in den Dramen. Die Besprechung der „Hero" und der „Esther" gibt Gelegenheit, über „Die Liebe in Grillparzer's Tragödien" ein eigenes, nicht minder scharfsinnig durchgeführtes Kapitel beizufügen, dem sich als besonders wichtig jenes über „Die Schicksalsidee" anläßlich der Behandlung der „Ahnfrau" anschließt.

Volkelt's Werk verdient nicht nur vom Aesthetiker, sondern auch vom Literarhistoriker gewürdigt zu werden, es ist ein wichtiger Beitrag zur tiefern Kenntniß der Ideen, welche in Grillparzer's dramatischer Dichtkunst zu Tage treten.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Nach der verhältnißmäßigen Ebbe im Büchereinlaufe während der Sommerzeit ist jetzt einer steigenden Strömung entgegenzusehen, die um die Weihnachtszeit zur herkömmlichen Hochflut anwachsen dürfte. Vom Schottländer'schen Verlage in Breslau wird bereits das Erscheinen einer Reihe belletristischer Werke angekündigt. Wir heben daraus Rudolf von Gottschall's großen historischen Roman „Die Tochter Rübezahl's" hervor, der die Jahre der Franzosenherrschaft in Deutschland schildert; eine Novellensammlung „Frühlingsstimmen" von Otto Roquette, die realistischen Novellen der Neapolitanerin Mathilde Serao, unter dem Titel „Blüte der Leidenschaft" von Alfred Friedmann ins Deutsche übertragen. Paul Lindau's Novelle „Im Fieber" erscheint in Buchausgabe und derselbe Verfasser schildert seine Reiseeindrücke „Aus dem Orient", die er gelegentlich der Eröffnung der Eisenbahn nach Saloniki im Sommer 1888 gewonnen hat. Von Professor August Schmarsow werden „Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte" in zwanglosen Bänden erscheinen, von denen zwei im Drucke und der Bildhauerkunst gewidmet sind. Der Herausgeber bietet im ersten Bande „S. Martin von Lucca und die Anfänge der toscanischen Sculptur im Mittelalter". Der zweite Band wird von M. Semrau „Donatello's Kanzeln in San-Lorenzo" bringen. Die Bände sind mit Lichtdrucktafeln ausgestattet.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Open Court" vom 1. August 1889 bringt außer der Fortsetzung von Gustav Freytag's „Ahnen" die Uebersetzung einiger deutscher Gedichte durch Mary Morgan (Gowan Lea). „Gute Thaten" von Claudius, „An sich selbst" von Paul Fleming, „Lebewohl" von Eichendorff, „An die Freude" von Schiller (erste Strophe). An der Wiedergabe der Ueberschriften ließe sich manches aussetzen; der Text selbst aber ist richtig verstanden und entsprechend wiedergegeben.

— „The Athenaeum" vom 24. August 1889 verzeichnet den zweiten Theil der Marlowe-Ausgabe von H. Breymann und A. Wagner (Heilbronn, Henninger), der den „Doctor Faustus", vom ersten Herausgeber bearbeitet, enthält. Auch das englische Blatt hebt, wie in Nr. 34 d. Bl. geschehen, die echt-deutsche Gründlichkeit dieser wissenschaftlichen Leistung hervor, meint indessen, daß die Wichtigkeit ihrer Ergebnisse kaum mit der Größe derselben in Einklang stehen dürften.

— Die „Revue des deux Mondes" vom 15. Juni hatte mit der Uebersetzung von L. von Sacher-Masoch's „Slawische Frauen" begonnen und sie im Heft vom 15. August fortgesetzt.

— Die „Revue internationale" vom 25. August 1889 schreibt über Dr. Sigmund Münz' Buch: „Aus dem modernen Italien; Studien, Skizzen und Briefe" (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening, 1889). „Da diese Studien und Entwürfe über das heutige Italien einer deutschen Feder entstammen, ist es kaum nöthig zu erwähnen, daß dieselben gewissenhaft und gründlich sind. Die Absicht des Verfassers war, dieselben von Anfang bis zu Ende streng sachlich zu halten, und wenn es vorkommt, daß er seine eigenen Anschauungen durchblicken läßt, so entschuldigt er sich deswegen. Das künstlerische und katholische Italien sowie dasjenige der Dichter ist so oft und so vorzüglich geschildert worden, daß Münz als einsichtsvoller Schriftsteller verfuhr, indem er das Land von einem andern Gesichtspunkte aus studirte. Er beschreibt das heutige Italien, welches seine politische und nationale Einheit zu vervollkommnen strebt, ein Werk, das thatsächlich und im großen Ganzen vollendet ist, das sich aber noch in den tausend Verzweigungen des innern öffentlichen Lebens ausgestalten und befestigen muß. Besonders behandelt er die große kirchliche Krisis, den Kampf des kirchlichen Regiments gegen das Königthum, jene «Römische Frage», welche einem immer unerreichbar scheinenden Ende zuzusteuern scheint. Mit einem Worte: das Buch trägt das Gepräge der Aufrichtigkeit und der gewissenhaften Beobachtung von Menschen und Dingen, welche freilich zuweilen etwas harmlos ist. Jeder, der sich über das zeitgenössische Italien unterrichten will, wird das Buch mit Nutzen lesen."

— Die pariser Zeitschrift „L'Indépendent littéraire" äußert in ihrer Nr. 14 vom 15. Juli 1889 durch G. de Villot warme Anerkennung über das auch in d. Bl. f. 1885 (S. 309) von Wilhelm Buchner wohlgewürdigte Buch von Fr. von Hohenhausen: „Aus Goethe's Herzensleben" (Leipzig, Bergmann). „F. von Hohenhausen hat über das Verhältniß Goethe's zur Mutter und Schwester reizvoll und eindringlich gesprochen; jedes Frauenherz ist ein Mutterherz; Geschwister- und Mutterliebe sind von einem weiblichen Schriftsteller immer begriffen worden und zu ihrem Ausdrucke weiß ein solcher Accente zu finden, die keinem von uns begegnen könnten. Viele Biographen: Düntzer, Lewes, Viehoff, Scherer und bei uns Mézières und Chuquet, haben über Goethe Werke von großem Wissen geschrieben, aber keiner, glaube ich, hat bis hierzu einen so hohen Grad von Sympathie für den unsterblichen Verfasser des «Faust» und «Werther» uns einzuflößen vermocht."

„Goethe's Liebesverhältnisse bilden den zweiten Theil des Bandes voll geistreicher Gedanken, interessanter und wirklich originaler Angaben. Dieser Abschnitt gereicht der Verfasserin zu großer Ehre. Ich sehe ab von den eingehenden und oft schwierigen Untersuchungen, denen sie sich widmen mußte — ich will nur die volle Unabhängigkeit in Betracht ziehen, mit welcher sie den Gegenstand behandelt hat, indem sie sich vom herkömmlich Feststehenden möglichst entfernte und kein Urtheil annahm, dessen Thatbestand sie nicht unter Händen gehabt und dessen Einzelacte sie nicht hätte beglaubigen können." (Wir können nicht verhehlen, daß unser gegenannter Herr Mitarbeiter diese Seite des Buchs weniger gelten lassen muß.) „Fr. von Hohenhausen hat kühn für Frau von Stein Partei ergriffen, und sie hat darin recht; dies ist eine der reinsten Blüten, mit denen die Verfasserin, nach ihrem eigenen Ausdrucke, dem Gedächtnisse Goethe's eine Krone geflochten hat. . . . Ihr Buch ist wie eine Ergänzung der bisherigen Lebensbeschreibungen, es fügt einen Strahl dem Glorienschein hinzu, der Goethe umgibt, es macht ihn selbst dem französischen Leser noch sympathischer, trotz unsers conventionellen Hasses gegen alles, was deutsch ist" (so!).

— Im Verlage von Ulrich Hoepli in Mailand ist in sehr geschmackvoller Ausgabe, wie früher Heine's „Florentinische Nächte" und Konrad Ferdinand Meyer's „Die Hochzeit des Mönchs" in italienischer Uebersetzung durch P. Balabrega erschienen, so neuerdings des großen schweizer Erzählers Novelle „Die Versuchung des Pescara" durch denselben treuen Dolmetscher unter dem Titel „La tentazione del Marchese di Pescara" (1890) dem Publikum jenseit der Alpen zugänglich gemacht worden.

Bibliographie.

Bastian, A., Zur ethnischen Ethik. Berlin, Dümmler. Lex.-8. 3 M.

Birk, A., Im Sturm und Sonnenschein. Erinnerungen eines Eisenbahners. Wiesbaden, Bergmann. 8. 2 M.

Döfekel, E., Eine Sammlung von Aufsätzen. Aarau, Sauerländer. 8. 1 M. 60 Pf.

Eckstein's Reisebibliothek. Nr. 53: Aus den Banden. Novelle von W. Jensen. — Nr. 59: Ein Ton. Novelle von W. Jensen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. à 1 M.

Fischer, K., Ist eine Philosophie der Geschichte wissenschaftlich erforderlich bezw. möglich? Erörtert von K. F. Dillenburg, Seel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Günther, H., Betrachtungen über die ersten Sätze der Herbartschen Psychologie. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 2 M.

Hartmann, E. v., Das Grundproblem der Erkenntnisstheorie. Eine phänomenologische Durchwanderung der möglichst erkenntnisstheoretischen Standpunkte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Hilber, V., Geologische Küstenforschungen zwischen Grado und Pola am adriatischen Meere, nebst Mittheilungen über ufernahe Baureste. Wien, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 10 Pf.

Hoppensack, L. A., Epische Bilder. Paderborn, F. Schöningh. 12. 1 M. 60 Pf.

Hutzelmann, C., Der Konkordienplatz zu Paris und seine Geschichte. Fürth, Schmittner. Gr. 8. 50 Pf.

Klaußmann, A. O., Memoiren eines Offizierburschen. Berlin, Schorer. 8. 1 M. 20 Pf.

Kuntzemüller, O., Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer. Deren Ursachen und Mittel zur Abhülfe. Ein Beitrag zur Lösung der Schulreformfrage. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M.

Landau, W., Reisen in Asien, Australien und Amerika. Berlin, Steinitz. 8. 6 M.

Lorsbach, A., Wilhelm I., Prinz von Oranien. Sein Leben und Wirken, in kurzer Darstellung geschildert. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 60 Pf.

Merz, L., Die Welt in ihrer Verkommenheit oder Keulenschläge nach rechts und links. Graz, Cieslar. Gr. 8. 2 M.

Mirus, A., Ueber das Liszt-Museum zu Weimar. Weimar, Thelemann. 12. 50 Pf.

O'Gorman, Edith, Entschleiertes Klosterleben von E. O'G., bekannt als die entflohene Nonne. 1ste Lfg. Barmen, Wiemann. 8. 30 Pf.

Peters, F., Die Regentschaft und Regierungsstellvertretung der deutschen Landesherren. Breslau, Koebner. Gr. 8. 2 M.

Salter, W. M., Moralische Reden. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von G. v. Gizycki. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Schanzenbach, O., Ein Rousseaujünger im Hause Württemberg. Tübingen, Fues. 4. 2 M. 40 Pf.

Tobien, W., Der Pfarrer von Schwelm. Geschichtliches Schauspiel aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Festdichtung zur 300jährigen Jubelfeier der Stadt Schwelm am 16. Juni 1890. Schwelm, Scherz. 8. 1 M.

Zacharias, O., Bilder und Skizzen aus dem Naturleben. Jena, Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst
im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage.

Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Inhalt:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.
5. Band: **Das Weltalter des Geistes im Aufgange.** Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

Carriere's Geschichte der Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit ist als eins der werthvollsten Werke unserer Literatur anerkannt. Dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher wie jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und betrachtet die Kunstschöpfungen als Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes. Alle fünf Bände liegen bereits in dritter vermehrter Auflage vor; dem fünften Bande ist ein Generalregister zum ganzen Werke beigefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Philosophie des Thomas von Aquino

kritisch gewürdigt von

J. Frohschammer.

8. Geh. 10 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von

Appleton Morgan.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von

Karl Müller-Mylius.

8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter sei em Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, verdient auch in Deutschland gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentlich reiches Material. Eben wegen dieser Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe jedenfalls als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur zu begrüßen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Soeben erschien:

BROCKHAUS'
Kleines Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln, darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

H. Raab, Zeitz — Billigste Preise. — Bestes Fabrikat. — Fontainen-Fabrik — Illustrirte Preisliste gratis und franco.

7 C. L. Flemming 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12,—, 18,—M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.
Illustr. Preislisten gratis! — Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

NOT 22 1

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 3. October 1889.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Dichtungen. Von Adalbert Schroeter. — Romane und Erzählungen. Von Adolf Fleischmann. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Russische Bücher. Von Bernhard Münz. — Naturwissenschaftliches. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Dichtungen.

1. Jenseits der Wasser. Uebertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern des 19. Jahrhunderts von John Henry Mackay. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser hat das Gefühl, daß sein Werk aus sehr bunt zusammengewürfelten Stücken bestehe, in der Vorrede selbst ausgesprochen, und es hat ihn keineswegs getäuscht. Ein Atom Byron's (die erst kürzlich in Murray's „Magazine" erschienenen „Eröffnungsverse zu Lara") bildet die erste Nummer der Sammlung, der sich in krauser Folge ein Paar Verszeilen der Amerikanerin Lydia Huntly Sigourney, zwei Gedichte der Engländerin Felicia Hemans, vier ebensolche Longfellow's und andere von Elisabeth Barrett Browning, Charles Kingsley, Matthew Arnold, Swinburne, Joaquin Miller und Henry Kendall anschließen. Ohne Frage hat der Uebersetzer nach Glanznummern für seine dürftige Blumenlese gesucht und nicht überall ist es ihm gelungen, die ursprüngliche Eigenart seiner Vorlagen von Grund aus zu verwischen; aber doch in bei weitem den meisten. Er gibt uns lediglich Roharbeit; er tischt uns die ersten mangelhaften Entwürfe einer poetischen Uebersetzung auf. Anders ist die ungemeine Holprigkeit seiner Taumelverse und die Gehacktheit seiner Maße, sowie die krampfhafte Verrenktheit seiner Sprache gar nicht zu erklären. Man wird die Pein, die ich beim Lesen des Ganzen ausgestanden, nachfühlen, wenn ich Verse anführe, wie (S. 15):

Wo sie sind, die euch starben, dort bald auch ich bin —
Lebt wohl! Wo kein Tod ist, dort gehe ich hin.

Oder S. 37:

„Doch nein", sagen sie*), und weinen dreister (sic),
Er ist sprachlos wie ein Stein:
Und sie sagen uns: sein Bildniß sei der Meister,
Der uns Sklaven nennt und sein.

Oder ebenda:

Alt sind sie: ihrer Erinnerungen Aehren
Reift der Herbst in leichtem Spiele nie —
Waisen, welche aller Lieb' entbehren.
Laßt sie weinen, weinen sie.

Oder S. 38:

Sie schaun auf mit bleichen, hagern Mienen
Und ihr Blick ist furchtgebannt:
Denn sie wähnen unter ihren Engeln euch auch, ihnen (!),
Die auf Gott den Blick gewandt.

Das ergreifende Gedicht, ein Schmerzensschrei einer schon in zartester Blüte zu der Sklaverei der Fabrikarbeit verdammten Kindheit, möge und wird leicht eine würdigere Verdeutschung finden.

Doch ich muß noch weitere Perlen aneinanderreihen, um zu beweisen, wie geringschätzig der Uebersetzer von der Urtheilskraft oder wie leichtsinnig er von der Anspruchslosigkeit seines Publikums gedacht hat. Vgl. S. 46:

Von dem klaren sternbesäten Himmel
In der Nachtluft übers Meer, das wie (!)
Unbeweglich dalag, kam die Antwort:
„Möchtest du wie sie sein? Leb' wie sie.

Die Sterne sind gemeint, die da „mächtig leben, wie ihr seht" (S. 47):

An sich selbst gebunden, und unsorgsam, (!)
Wie's um Gottes andere Werke steht, (!)
Gießen alle Kraft in eigenes Thun sie, (!)
Und sie leben mächtig wie ihr seht. (!)

oder — wie es S. 59 in Swinburne's Gedicht „An der Nordsee" heißt —:

*) „Der Schrei der Kinder" von Elisabeth Browning; es sind die kindlichen Fabrikarbeiter und Fabrikarbeiterinnen gemeint.

Und der Hunger, der klagt in ihr Lieben (!)
Und die Wuth ihres Hungers, die schreit (!)
Wie ein Wolf, den der Winter vertrieben,
Ruft flehend noch heut. (!)

Dort auch heißt es von der mordgierigen Nordsee:

Ihres Herzens Durst nie verloht. (!)

In das schöne Wort „verlohen" ist unser Sprachkünstler in seinen unüberwindlichen Reimnöthen ganz besonders verliebt. Das ganze Buch ist eine Ungeheuerlichkeit. Der Dichter kann überhaupt nicht richtig deutsch schreiben. Man vergleiche (S. 69):

Wir wuschen tagsüber, wo der Fluß sich tollt —

oder S. 85:

Nest des Regenpfeifer (so) und der Weihen, die mit trübem Schrein
Selbst dem schwermüthigen Winde tiefere, trübere Töne leihn.

Und kennt die deutsche Sprache ein Zeitwort: hellen? Der Uebersetzer kennt es:

Den Weg zu hellen
Nicht stark genug.

Es ist aus seiner Uebertragung von Longfellow's „Afternoon in February". Sie ist ihm gleichwol am besten gelungen.

Original (London, Bogue, 1854):	Mackay:
The bell is pealing,	Die Glocke schallet
And every feeling	Und in mir hallet
Within me responds	Mein Fühlen die Antwort
To the dismal knell;	Dem trüben Klang:
Shadows are trailing,	Rings Schatten ragen,
My heart is bewailing,	Mein Herz muß klagen, (!)
And tolling within	Und in mir tönen
Like a funeral bell.	Wie Leichengesang.

Aber auch dieses Lied hat August Rieke schon im Jahre 1860 (Osnabrück, Rackhorst) zum Theil viel besser übersetzt:

Die Glocke dröhnt schaurig,
Nachhallen traurig
All meine Gefühle
Den Ton, den sie gab.
Der Schatten wird länger,
Mein Herz klopft bänger
Und lautet im Busen,
Wie Glocken zum Grab.

Viel besser auch übersetzt schon Rieke Longfellow's „Suspiria", während Mackay ganz überflüssigerweise ein von Longfellow aus dem Portugiesischen ins Englische übertragene Gedicht im Schweiße seines Angesichts in sein, leider sein Deutsch übersetzt. Das ist ja völlig widersinnig; oder würde er auch die „Ars poetica" aus dem Kirgisischen oder die „Ars amandi" aus dem Slowakischen übersetzen? Uebrigens hat er auch unterlassen, die Ausgaben zu bezeichnen, die er seiner Aehrenlese zu Grunde gelegt hat. So habe ich das Gedicht „Mad River" weder in der bereits erwähnten, noch in der ebenfalls londoner Ausgabe von Routledge and Sons (ohne Jahr) auftreiben können. Der Vergleich wäre allerdings sicherlich zu betrübendem Ergebnisse gelangt. Daran wird niemand zweifeln, den ich einlade, noch folgendes Erzeugniß der Mackay'schen Uebersetzungsnöthe zu genießen. S. 60:

Wie die Seelen der Unverbrannten
Von begangener Sünde entsühnt,
Voll Leben, wie's Menschen nie kannten,
Und Lust, wie die Woge im Wind,
Und Lust, wie der Wind in den Wogen,
Ziehn Vögel verlachend voll Muth
Das Fleisch, auf die Bänke gezogen,
Wie Wracks auf der Flut.

„Mit starker Absichtlichkeit" habe er einzelne Nummern seiner Sammlung ausgewählt, offenbart uns der Künstler auf S. 43 im Bewußtsein, den Horizont der Deutschen merklich erweitert zu haben, und in der That sind die meisten der gebotenen Probestücke überseeischer Lyrik einer deutschen Fassung werth. Wenn aber des Uebersetzers Können, von dessen sprachlicher und rhythmischer Entwickelung ich seinerzeit Besseres erwartete, nicht höher steigt, als sein gegenwärtiges Vermögen reicht, so fehlt ihm zu solchem Vermittelungsamte jede Berechtigung, und jedes weitere Bemühen, auf dem dornigen Boden der Uebersetzungskunst zu ernten, würde ein Urtheil aufs neue herausfordern, wie ich es über die vorliegende Garbe fauler Aehren fälle. Das Werk ist eine mit ganzer Schärfe abzuweisende literarische Dreistigkeit.

2. An der Pforte der Zukunft. Allegorische Dichtung von Hermann Friedrichs. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 12. 2 M.

Das Gedicht feiert den Triumph der freien Liebe der Zukunft. Es ist dem „Lichtgeist Georg Brandes" gewidmet, der vermuthlich geringe Wonne empfinden wird, wenn er seinen Namen an der Spitze eines Werks findet, das zu den wirresten und zugleich komischsten Erzeugnissen der jüngstdeutschen Dichtergruppe zählt. Der Gang dieser wunderlichen „Allegorie" ist über die Maßen drollig. Bald nachdem er sein „Werde" gerufen, hat der Allgeist mit der Liebe einen Sohn gezeugt und diesem sammt seiner Mutter, der schrankenlosen Liebe, die Weltherrschaft überlassen, während er selber „auf ein anderes Weltensystem sinnt".

Er ward — um die Wahrheit zu sagen —
In jenen Aeonen ein wenig bequem
Und mochte sich fürder nicht plagen.

Seinen Sohn aber nennt die Menschheit fortan Gott-Vater, da der Allgeist sich nicht mehr spüren läßt. Das Folgende würde nun rein blasphemisch wirken, wenn es nicht so überaus thöricht und lächerlich wäre. Ein irdisches Mädchen „reizt des Gottgleichen Triebe" und wird die Mutter eines Sohnes, dem „manch göttliche Kraft innewohnt". Zwar „stand der Heldin ein Liebender nah" —

Doch ohne die Kraft zu beglücken,
Und da er im Glauben gen Himmel stets sah,
War's leicht, ihm den Geist zu berücken.
„Ein Tauber", so log sie ihm kühn ins Gesicht,
„Kam brünstig vom Himmel geflogen
Und weihte den Schos mir..." Das glaubte der Wicht —
So ward auch die Menschheit belogen.

Den Sohn dieses Mädchens treibt es nun
. . . zu rütteln mit fluchendem Mund
An jenen urewigen Gesetzen,
Die mächtig beschirmen den irdischen Bund,
Die Menschheit erquicken und letzen.

Statt dessen lehrt er, die Entzückungen der Liebe entsagend zu meiden und die Natur zu unterdrücken. Das Reich der Liebe wird also auf Erden zerstört. Statt dessen regiert das Scheusal Selbstkasteiung mit Dummheit im Bunde. Die Liebe sieht sich machtlos diesen Gewalten gegenüber und findet auch beim Allgeist keine Unterstützung, ihr freies Regiment wieder aufzurichten. Kirche und Ehe haben ihr die Herrschaft geraubt. Der Welt, also unserer Gegenwart, ergeht es auf solche Art auf das allerübelste:

Nun quält sich die arme entfreudete Welt
Im Joche gehetzt und geschunden,
Bedroht von der Meute, und geifert und bellt,
Zerfleischt von der Unnatur Hunden.

Da entschließt sich die Liebe, ihr Kind, die Unschuld, zu opfern. Diese würde also nach Friedrichs' Theorie Christi Tante sein. Die Unschuld soll sich auf die Erde begeben, dort alles denkbare weibliche Elend leiden und durch diese ihre Erdenqualen soll der Allgeist bewogen werden, der absoluten und der freien Liebe wieder die alte Macht einzuräumen. In der That begibt sich die Unschuld auf die Reise, wird verführt, auf das schnödeste entehrt, stürzt sich aus dem Fenster und erzählt nun dem Vater bei ihrer Rückkehr zu den Sternen, wie elend es im Deutschen Reiche zugeht. Da sei alles faul, bis auf ein paar „erlauchte Lichtgeister", eine „leuchtende, männliche Schar von Dichtern und Denkern". Aber auch hier selbst sei es nicht ganz wie es sein sein solle:

Es herrscht ein rüder Ton in ihren Reihn —

Ja, diese Unschuld ist verzweifelt naiv. Sie klagt dem Allgeist, daß es besonders den deutschen Dichtern ganz kläglich ergehe. Die Kaiserin Friedrich habe 12 Millionen geerbt und nicht eine den hungerkranken deutschen Dichtern gestiftet:

In Lumpen sieht man oft umher sie lungern,
Doch einer Kaiserin Augen sehn es nicht;
'S ist nicht mehr neu, als Dichter zu verhungern,
Ich sage dreist, 's ist deutschen Dichters Pflicht.

Der Zeitgeist überhaupt —

Da aber liegt der räudige Hund begraben:
Der Zeitgeist ist ein wunderlicher Kauz,
Ein schwacher Greis mit langen Eselsohren.
— — — — — — — — — —
Die Knopflochrose und den Ordensstern
Sieht ja ein jeder leuchten schon von fern,
Und ob ein Ochse sie, ein Esel trägt,
Wird von der Menge weiter nicht erwägt. (Sic!)
Sie steht und staunt und seufzt von ungefähr:
Wer auch doch ein besternter Esel wär'.

Kurz um:

Es drückt die Menschheit wie ein Blasenstein —

drückt sich die Liebe wahrhaft engelhaft aus, und so hat der Allgeist endlich Einsehen, und der Altar der freien Liebe steigt wieder empor in vorchristlicher Herrlichkeit.

Wie sich unser Seher diesen ihren zukünftigen Sieg über Vernunft und Moral, über die von ihm so glühend gehaßten Institute Kirche und Ehe vorstellt, bleibt etwas dunkel. Wir selbst haben zu den Waffen seiner Lichtgeister, so lange sie sich als so stumpfe und unbeholfene erweisen, geringes Vertrauen. Man müßte über das Buch eine lange moralphilosophische Abhandlung schreiben, wenn man es überhaupt ernst zu nehmen hätte. Es richtet sich durch seine eigene Komik. Die Quintessenz seines Misvergnügens und seiner gesammten sittlichen Weltanschauung faßt sich in die Worte zusammen:

Der Teufelsgeist, der in die Säue fuhr,
Vermißt sich, die Naturpflicht zu bezwingen.

Also nieder mit dem sechsten Gebote, vor allem nieder mit der Ehe!

„Groß ist die Unnatur im Ehebette!"
Ich aber sag' dir, daß ein solches Weib
Oft keuscher ist im Dienst der freien Liebe
Und oft sich schmückt mit sittenreinerm Triebe
Als manches Eheweibes Seel' und Leib.

Uebrigens sind diese Anschauungen in hohem Grade symptomatisch für eine ganze Klasse unserer jüngsten Talente. Hermann Friedrichs' Buch ist aus Kopenhagen datirt, das folgende aus Zürich.

3. Excelsior! Neue Lieder von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 1 M. 40 Pf.

Auch er singt von Revolution und wilder Ehe:

Der Tag ist nah!
Und das Weib mit seiner Knochenhand
(die Armuth ist gemeint)
Drückt sich fester auf das Haupt die Kappe,
Wilder Trotz glüht aus den hohlen Augen,
Aus den Lumpen blitzt das helle Schwert,
Nebelfetzen sinken machtlos nieder
Und im Brand des jungen Morgenroths
Reckt die Armuth sieghaft ihre Glieder.
Der Tag ist nah.

Ich habe Stern schon früher hier charakterisirt. Er ist ein echter Dichter. Wenn er aber meine Recensionen citirt, so möge er es möglichst vollständig thun. Er unterscheidet sich dadurch vor seinem diesmaligen Vorgänger in unserer Ueberschau, daß man bei ihm das Lachen verlernt. Es wird uns bei ihm sehr ernst zu Muthe. Außerdem hat er sich sehr zu seinem Vortheile geändert. Er ist bedeutend gestiegen und hat ein Recht dazu, auf seinen Schild oder auf sein Schwert: Excelsior! zu schreiben. Aber auch er wirft mit Eseln um sich. Così fan tutti!

Denn wo das Ideale wohnt,
Das wißt ihr Esel nicht.

Auch er, wie gesagt, feiert die wilde Ehe:

O Treue, du liebliches warmes Wort!
Verklärerin, himmlische Jugend!
Ihr wilden Ehen, blüht immer fort
Und seid ein Beispiel der Tugend!
Drum frisch gefreit,
Ob man euch tadelt!
Die Liebe weiht,
Die Treue adelt.

Mit einem Fuße steckt er eben immer noch im alten Sumpfe. Diese Verse zählen überhaupt nicht zu seinen besten. Im allgemeinen ist seine Sprache sehr gewandt und melodisch, seine Versmaße sind wechselreich und haben überall einen echt musikalischen Fall und Ton. Gefühlsinnigkeit ist ihm in hohem Grade eigen; besonders zart ist seine Naturempfindung. Man vergleiche:

Wintermorgen am Vierwaldstättersee.

In Dampf und Brodem
Auf Bergeshöhn,
Wie Gottes Odem
Erwacht ein Wehn.
Es steigt ein Hauchen
Vom Firnenschnee,
Die Thäler rauchen,
Es dampft der See.

Ein fernes Klingen
Tönt leis empor:
Die Glocken singen
Den Friedenschor.
In stillem Lauschen
Hier hör' ich weit
Die Flügel rauschen
Der Ewigkeit.

In kühlen Schauern,
Tiefgrün im Schnee,
Die Felsenmauern
Umspielt der See.
Smaragdne Tiefe
So klar und groß —
O daß ich schliefe
In deinem Schos!

Erstarrt ihr Gluten,
So wild und heiß,
In diesen Fluten
Zu Schnee und Eis.
Hier tauche nieder,
Du Seelenpein,
Auf daß ich wieder
Gesund und rein!

Du keusches Bildniß,
Du heil'ge Zier —
Aus tiefer Wildniß
Zu dir, zu dir!
Es braust ein „Werde"
In Dampf und Qualm —
O Schweizererde,
Du reiner Psalm!

Das sind Verse, an denen des Dichters sonstiger Gesinnungsgenosse John Mackay sein rhythmisches Gewissen schärfen möge. Als eins der inhaltlich tiefsten Gedichte der Sammlung rühme ich noch „Heimkehr". Es ist freilich eine Heimkehr ins Nirwana, welcher die poetische Feier gilt:

Christi Himmelreich und Dante's Hölle:
Alles, alles hinter mir!

Und so steur' ich ohne Illusionen,
Nicht von ird'schem Horizont beengt,
Dorthin, wo die Grundgestalten wohnen,
Die noch nie in Wort und Bild gezwängt.

Frei vom Gegensatz, frei vom Verhältniß,
Bar des Schattens, sowie bar des Lichts —
Reiner Formen köstliches Behältniß:
Quell des Seins, ewiges Nichts!

Aus des Weltalls ewig-frischen Quellen
Strömt das Leben wie ein Wasserfall,
Und wie Tropfen mit des Meeres Wellen,
So verfließt der eine mit dem All;
Und so treibt in nimmermüdem Kreise
In dem Strom der ungetheilten Zeit
Ewig aus dem Ocean die Reise
Und zurück in Ewigkeit.

Hier bleibt allerdings ein metaphysischer Niedersatz in der lyrischen Retorte zurück, ohne sich in reine Poesie aufzulösen, aber gleichviel, der Dichter hat binnen kurzer Frist einen merklichen Läuterungsproceß in sich vollzogen und wir freuen uns herzlich mit ihm, wenn er in diesem schönen Bewußtsein jubelt:

Nach all den Teufeleien,
Nach Gischt und Gärung
Perlt es, wie milder Wein —
Goldige Klärung!
Jubelnde Melodien
Schlummern tief innen;
Reinere Harmonien
Rauschen darinnen.
Schaut wie das Irrlicht glimmt!
Nebel und Kimmung!
Die Laute war verstimmt —
Jetzt hält sie Stimmung!

Mögen ihre so kraftvollen und wuchtigen wie zarten und innigen Klänge sich immer schöner klären und den Dichter immer höher tragen, dann wird auch das Bild seiner Welt ihm und uns immer harmonischer erscheinen. Darum mit frischem frohbewußten Poetenmuthe: Excelsior!

4. Frühlingsboten. Gedichte von August Berens. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1889. 8. 3 M.

Es ist eine Sammlung von schlicht und fromm empfundenen glaubensstarken religiösen Liedern, welche sich hier an ein Publikum wendet, das von demjenigen, welches die drei vorigen Dichter vor Augen haben mochten, ungemein verschieden ist: jedenfalls bilden beide Geistessphären sich weit ausschließende Kreise. August Berens eröffnet seine Sammlung mit nachstehenden Weiheworten:

Wo leg' ich meine Lieder
In Ehrerbietung nieder?
Herr Jesu, Gottes Sohn,
Vor deinem Gnadenthron.

Dir hab' ich sie gesungen.
Laß mich mit neuen Zungen
Dich loben nach der Zeit
In alle Ewigkeit.

Der Dichter hätte immerhin auch für diese Zeit um seinet- und unsertwillen um eine „neue Zunge" bitten dürfen, wenigstens würde sie unserer Poesie, insbesondere unserer geistlichen Dichtung sehr willkommen gewesen sein.

Die sprachlichen Grundstoffe, die dichterischen Farben sind leidig verbraucht und abgegriffen, die geistige Umschau ist sehr beschränkt, und öfter als es gut ist stürzen diese frommen Lieder aus ihren psalmodierenden Höhen kopfüber in ein Kaltwasser frostig ernüchternder Prosa herab.

Wir fliehen, was uns schrecket;
Wir thun, was uns behagt;
Genießen, was uns schmecket,
Bis daß der Morgen tagt.

Trotzdem sind die Maße nicht arm an Wandelungen und ihre Handhabung ist eine regelrechte. Es ist das Ganze der immerhin mannichfach erbauliche Ausfluß einer zwar bescheidenen, aber mit Fleiß und Sorgfalt ihre Eingebungen formenden Begabung. Das Beste an der Sammlung bleibt aber der Grundton der religiösen Ueberzeugung, deren Ausdruck aller schauspielerischen Effecthascherei und aller gemachten Kanzelrhetorik gleich fern bleibt. Dieser Dichter lügt weder sich noch seinen Lesern etwas vor, seine Gläubigkeit ist ankerfest, und wenn ihre poetischen Ergüsse an den meisten spurlos vorübergehen werden, so liegt dies nicht an der Erlogenheit seines Ethos, sondern an der Armuth seiner dichterischen Fähigkeiten und dem Mangel an jenem höhern Geistesflug, in welchem die Voraussetzungen jeder Führerschaft beruhen. Der Dichter bleibt beispielsweise hinter Gerok und Spitta und hinter Julius Sturm weit zurück. Die dogmatische Sprödigkeit seiner Vorstellungen wird indeß gemildert durch die Zierlichkeit seiner Reimguirlanden, und anspruchslosere Gemüther werden vielleicht gern in diesen Blättern heimisch werden. Der Dichter selbst wird sich mit dieser kleinen Gemeinde willig begnügen. Ist es doch einer seiner Wahrsprüche:

Lieber, als mit großen Haufen
Blindlings ins Verderben laufen,
Will ich mit der kleinen Heerde
Trachten, daß ich selig werde.

Und wenn er sonst von jeder Mitarbeit an der Lösung des Welträthsels entsagungsvoll sich lossagt, indem er die Ueberzeugung ausspricht:

An dem Weltenräthsel lösen
Alle Weisen, alle Dichter;
Doch das unerforschte Dunkel
Alles Seins wird nimmer lichter —

so erhebt er sich doch gleichwol wenigstens an einer Stelle zu einer schönen Selbstthätigkeit des Denkens, welche zu einem anmuthenden praktischen Ergebnisse gelangt:

Der Heiland, welcher Martha liebt,
Maria doch den Vorzug gibt.
Wir werden's treffen, sollt' ich meinen,
Wenn beide wir in uns vereinen.

Möge unserm Dichter wenigstens dieser Treffer gelingen!

5. Authari-Sage von G. Hellmund. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (A. Seemann). 1889. 12. 5 M.

Eine neue altdeutschthümelnde epische Dichtung in wechselnden Metren mit dem gesammten wohlbekannten und bis zum Ueberdruß genossenen mythologischen Apparat, unter tausendfach schillernden heroischen Aufträgen und dem Aufgebote der ganzen abgebrauchten Minnephraseologie sich weiterschleppend bis zu dem weihevollen Finale:

Authari schließt ihr minniglich Geflüster
Mit einem Kuß, unsterblich wie die Liebe.

Hätte Authari diesen Schlußaccord bereits auf Seite 100 statt auf Seite 317 vollzogen, so wäre derselbe sicherlich für uns genußreicher und für den Dichter an Gold und Lorbern ertragreicher geworden. So ist die Dichtung zu einer unerträglichen Breite ausgesponnen und alle nur denkbaren Maße sind breitgetreten worden, um eine einfache epische Erzählung in einer Flut süßlich romantischer Wasserfarben zu ertränken. Hier zur Probe:

Blauveilchen erwachte,
Hat Grüße gesandt!
Nun lasset uns schwingen
Den Reigen, und singen:
Der Lenz ist im Land!
Trallala! Trallala!
Der Frühling ist da!

Blauveilchen schlief feste
Im Knospenverschluß:
Der Lenz kam gehüpft,
Der Winter entschlüpft (!)
Mit schwerem Verdruß!
Trallala, trallala!
Der Frühling ist da!

Blauveilchen versteckt sich
Im blattreichen Saal:
Vergebliches Mühen!
Blauveilchen muß blühen,
Und duften zumal.
Trallala, trallala!
Der Frühling ist da.

Das ist eitel Cicadengezirp! Das sind Töne, welche der Zeit Authari's so fern lagen, als der Verfasser hinter seinen bekannten Modellen und deren bessern Trabanten bleibt.

Adalbert Schroeter.

Romane und Erzählungen.

1. Aus der Vogelperspective. Humoristische Erzählungen von G. W. Stichling. Leipzig, Rust. 1889. 12. 75 Pf.

Das Heftchen von 67 Seiten erzählt allerlei Geschichten von menschlichen und gesellschaftlichen Schwächen und Gebrechen in launiger, aber nicht witziger Form. Oft sind auch die Farben etwas grell und dick aufgetragen, z. B. bei der Parallele der Realschulen und Gymnasien und der Ersitzung des Zeugnisses zum einjährigen Freiwilligendienste. Viele Menschen leiden daran, daß sie nicht gut einschlafen. Für diese Klasse der leidenden Menschheit

thut es vielleicht bessere Dienste als Zuckerwasser und erfüllt seinen Zweck. Die denkenden Leser derselben werden freilich vergebens darüber nachdenken, warum die Vogelperspective auf dem Titelblatte genannt ist, denn einen hohen Standpunkt und einen weiten Umkreis werden sie nicht herausfinden.

2. In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder von P. G. Heims. Kiel, Haeseler. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

„Eines schickt sich nicht für alle!" Das haben wir bei Nr. 1 gesehen und hier bei Nr. 2 ist's ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine andere Klasse der Leser Befriedigung finden wird, nämlich alle einfachen, schlichten, guten Seelen, die sich frei von der Tünche der Welt gehalten haben und sich am einfachen Maiglöckchen herzlicher erfreuen können als an der glühenden Camelie. Der Gedanke, die Liebesgeschichte in der Fränkischen Schweiz an einen Vers Paul Gerhardt's zu knüpfen, ist ebenso glücklich, wie seine Gestaltung in Verbindung mit dem Pfingstblütenduftе und dem Waldesgrün der dortigen Thäler lebendig und malerisch wirksam genannt werden muß. Gleiches gilt von den andern Skizzen, z. B. „Im Herbstnebel". Rasch entzündete Liebe, und gebe auch nur der volle blonde Zopf die erste Veranlassung, den die züchtig Fliehende in die rasch geschlossene Zimmerthür einklemmt und an den sich dann das Weitere anspinnt. Rascher Entschluß, nicht langes Fragen: wer oder wie ist sie? was kann sie? was hat sie? Hier liegt die Lösung der schwierigsten aller Lebensaufgaben. Das meint der Dichter und gewiß — er hat oft recht.

3. Stromschnellen. Roman von Hugo Frederking. Drei Bände. Berlin, Janke. 1889. 8. 10 M.

Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Verfasser das Einleitungsgedicht weggelassen hätte, in welchem er uns sagt, was man unter „Stromschnellen" versteht und daß, wenn man mit dem Strome das Dasein des Menschen vergleicht und vielleicht auch das ganze Werk, an dem er schafft, man aus dem Romane im Treiben der darin vorkommenden Menschen die Stromschnellen erkennen werde. Dieser Gedanke ist zwar ganz gut und reich genug für poetische Ausbeute; aber die Form ist unglücklich und nimmt von vornherein gegen den Roman selbst ein. Leider bestätigt sich die Vorahnung, denn Form und Stil des Romans thun nicht wohl und ziehen nicht an. So packend und geistreich, daß man darüber die Mängel der Form vergessen könnte, ist aber auch der Inhalt nicht, obgleich man die gute Erfindung anerkennen muß; auch tritt uns so manche sympathische Figur, z. B. Bertha Zahn und ihre Aeltern, entgegen. Die Scene, wo ihr der Forstreferendar eine Rose schenkt, und die Art, wie sie dieselbe annimmt, gehört zu den besten. Dagegen erregt Eugenie, die emancipationslustige Tochter des reichen Fabrikherrn, der nächst seinem Geschäfte kaum einen andern Gedanken hat, als seine theils recht undankbaren Arbeiter glücklich zu machen, doch so manche Bedenken. Sie hat kaum die Pension verlassen, ist sehr viel zu Pferd, reitet gern allein in den Wald, einmal auch, um einem Pistolenduell vorzubeugen, welches, wie sie erfahren hat, ihretwegen dort ausgetragen werden soll, hält eine Art Ehrengericht und die Herren fügen sich. Die Sprache des Romans leidet an großen Längen und Breiten. Die Redseligkeit der Wirthin, die durchweg frankfurter Mundart spricht, wirkt ermüdend. Im Anfange scheint es, als wolle der Roman sich mit großen Zeitproblemen, mit der Arbeiterfrage und mit der Colonialpolitik beschäftigen. Es geschieht aber nicht. Er löst sich in eine Reihe von Liebesgeschichten auf und schließt mit dem Gesammtergebnisse, daß alle Stromschnellen überwunden werden und daß der Lebensstrom der aufgetretenen Personen dann in ruhiger segensreicher Breite weiter fließt.

4. Die Namenlosen. Roman von Karl Berkow. Drei Bände. Berlin, Janke. 1889. 8. 12 M.

Es ist die Zeit der Königin Maria Stuart. Der Roman führt uns in den Zeitabschnitt der Entzweiung der Königin mit Darnley bis zu ihrer Flucht nach England. Die Stürme jener Zeit wehen durch die ganze Geschichte, die uns der Dichter von den „Namenlosen" erzählt: namenlos, weil sie als die Kinder eines hingerichteten Edelmanns verfemt und zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt sind, also ihren Namen lange Zeit selbst nicht wissen dürfen und durch sein Bekanntwerden ihr Schicksal diesem Urtheilsspruche verfallen würde, wenn ihr Beschützer das Geheimniß nicht zu wahren sich bemühte. Deshalb gibt er die Kinder am Hofe der Königin, wohin ihn die Verhältnisse rufen, als seine eigenen, einer Jugendleidenschaft entsprossenen aus, wie er es gleich von Anfang an gethan, nachdem er der sterbenden Mutter den Schutz derselben gelobt hatte. Er hielt sie in der Verborgenheit, das Mädchen bei sich auf seinem Schlosse im schottischen Hochlande, den Knaben in einem Kloster, bevor er an den Hof der Königin kam. Durch einen Zufall erlauscht das Mädchen das Geheimniß. Sie liebt ihren vermeintlichen Vater und wird von diesem wieder geliebt, während Maria Stuart's Herz für ihn schlägt. Hieraus entspringen die weitern Verwickelungen des Romans.

Wie weit der Dichter der Geschichte treu geblieben, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls kommt es ihm zu statten, daß in ihr aus jener Zeit noch vieles unaufgeklärt ist. So steht er gleichsam vor einem Bilde mit großen unausgeführten Umrissen und durfte dieselben als Dichter so ausmalen, wie er es zu seinen Zwecken für gut fand. Er hat aber auch neue Gestalten hinzugefügt, die die Geschichte nicht kennt, und gerade diese sind die Hauptpersonen. Es geht ein idealisirender Zug durch die ganze Dichtung, der sogar die wilden Kämpfe jener Zeit mildert und sich vom Realismus — wir mögen ihm viel oder wenig huldigen — fast etwas zu weit entfernt und oft der nöthigen Begründung entbehrt. Aber wir vergessen

das gern über der fesselnden Erfindung und der fast immer klaren und übersichtlichen Gruppirung der an Handlung sehr reichen Erzählung. Bei mehrern Figuren thut jener idealisirende Zug der Wahrheit mehr Eintrag, als wir für gerechtfertigt halten, z. B. bei der Gräfin Huntly, die in ihrer Jugend dem Lord Edmund, Earl von Crawford, dem Beschützer jener namenlosen Kinder, als Braut bestimmt war. Sie nimmt die vermeintliche Tochter desselben, Lilian, in ihr Haus in Edinburgh auf, um sie ihrer Tochter Edith als Freundin zu geben und dem Lord die Trennung von ihr zu erleichtern. Denn als er an den Hof nach Edinburgh berufen wurde, hatte er sie auf seinem einsamen Schlosse unter der Aufsicht einer alten Tante allein lassen müssen. Dann bei Lord Edmund selbst und bei den beiden Mädchen Lilian und Edith — namentlich aber bei der Königin Maria Stuart, während Bothwell als markiger, offener Männercharakter dargestellt ist, naturwahr, jedoch weniger geschichtsgetreu. Aber auch hier kommt dem Dichter zu Hülfe, daß das Charakterbild jener Recken heute noch in der Geschichte schwankt. Jener idealisirende Zug tritt auch in der Sprache des Romans hervor, an welcher der Leser die Einfachheit und Natürlichkeit vermissen, vielmehr oft einen akademischen Ton wahrnehmen wird, der in leidenschaftlichen und erregten Scenen übersehen werden muß, wenn man den immer schönen Aufbau derselben genießen will, und das gelingt eben nicht. Sätze, wie die hier folgenden: „Ist anderes als Mitleid, was du deine Liebe zu mir glaubst?“ oder „besser, daß mein Herz zu brechen bestimmt, als daß ewiger Zweifel es an deiner Seite verzehrte, ob ich dir ersetzen könnte, was du für mich gezwungen, zu verlassen“ (Bd. 2, S. 112, 113), gehören nicht zu den Seltenheiten.

Menschen von Fleisch und Bein begegnen uns nur sehr wenige in unserm Romane. Die meisten und namentlich die Frauen sind so durchgeistigte Naturen, daß nicht sie selbst, sondern nur die Gedanken uns anziehen, die sie aussprechen. Dies gilt besonders von dem achtzehnjährigen Mädchen, von Lilian, die lange mit aller Kraft der glühenden Werbung Edmund's um ihre Hand widersteht, weil sie aus seiner Verbindung mit ihr, der Verfemten, für das Glück seiner Zukunft fürchtet. Das geht so weit, daß sie es entschieden ablehnt, zum zweiten male ein solches Opfer von seiner Seite anzunehmen, nachdem er das erste bereits durch den ihr und ihrem Bruder gewährten Schutz und durch die Ungnade der Königin gebracht, die er auf sich geladen, weil er ihre Eifersucht erregt hat. Aber Lilian liebt ihn; sie selbst will sich ihm opfern, aber nicht als seine Gattin, sie sagt ihm: „Du sollst an meiner Liebe nicht zweifeln lernen; statt der Opfer, die du mir bringen wolltest, nimm von mir das größere hin“, und er: „Ich liebe dich zu innig, um von dir ein Opfer, wie dieses, anzunehmen“ u. s. w. Das scheint uns mit der Natur eines achtzehnjährigen, in der Einsamkeit des schottischen Hochlandes in Sitte und Zucht erzogenen Mädchens ganz unvereinbar, welches von einem bedenklichen Verhältnisse, wie sie es dem Geliebten anbietet, nicht wol eine Ahnung haben kann.

Der Reichthum der geschichtlichen Begebenheiten und die Verflechtung der Namenlosen und ihres Beschützers in dieselben, namentlich aber der breite Raum, den der Dichter der Königin, ihrem Hofe, ihren Streitigkeiten mit Knox und seiner Partei und mit der eindringenden Reformation überhaupt, ihren Herzenswallungen und Ehebündnissen einräumt, lassen uns einen klar erkennbaren Mittelpunkt, eine Achse, um welche sich alles dreht, schwer herausfinden. Wir sind gar sehr geneigt, in einem Romane, der dieser Königin eine solche Rolle zuweist, gerade ihr, die uns durch Geschichte und Dichtung gleichsam ins Herz gewachsen ist, einen so großen Theil unseres Interesses zuzuwenden, daß zu wenig für diejenigen übrig bleibt, welche die Träger des Ganzen sein sollen, wie hier die „Namenlosen“, zumal sie nur Geburten dichterischer Phantasie sind.

5. Die rothe Gräfin. Roman in drei Bänden von Ottfried Mylius. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 12 M.

Der soeben erwähnten Klippe, mit welcher geschichtliche Romane gewöhnlich zu kämpfen haben, geht Ottfried Mylius bei diesem seinem neuesten Romane ebenso aus dem Wege, wie bei seinen frühern in d. Bl. kürzlich besprochenen, indem er seine Stoffe der gesellschaftlichen, in der Hauptsache der deutschen Gegenwart entnimmt. Wir müssen ihm hierin recht geben. Der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug vertragen sich im Romane selten miteinander. Bilder aus der Gegenwart, von deren Nerven und Blut wir leben, fesseln unsern Blick und erleichtern unser Urtheil, ohne welches wir einen Roman nicht gern aus der Hand zu legen pflegen. Seine Erfindungsgabe hat der Dichter wieder glänzend bewährt; sie ist so fruchtbar, daß wir ihm Stoffverschwendung vorwerfen könnten. Er reizt den Leser durch eine Masse packender, mit großem Geschick verflochtener Handlungen, getragen von einer Vielheit frisch und scharf gezeichneter Persönlichkeiten. Im ersten und zweiten Bande gleicht die Erzählung einem Walde, in welchem die Hauptfigur Cecca, die rothe Gräfin, biegsam wie eine junge Birke unter ganz andern ältern Bäumen emporwächst. Sie steht aber gleich im Anfange in sonnigem Lichte und hebt sich so von diesen ab. Je mehr sie emporwächst, desto mehr scheinen die andern in unserm Interesse zurückzutreten. Alle jene Personen, die wir mit den ältern Bäumen des Waldes verglichen haben, werden nur Mittel zur Erfüllung des Lebensschicksals der Heldin; gleichgültig läßt uns nicht eine einzige, mögen sie auch den zweiten, dritten oder vierten Rang neben der rothen Gräfin einnehmen; sie alle zwingen uns, sie zu lieben oder zu hassen, sie zu verehren oder zu verabscheuen. Selbst die im Glanze des gräflichen Reichthums erzogenen Schwestern, d. h. die Töchter des natürlichen Vaters Cecca's, den diese als solchen lange Zeit nicht

kennt, so wenig sie uns als Kinder gegenüber der frischen, auf dem Lande ganz einfach erzogenen, soeben zur Jungfrau erblühenden, natürlichen und willenskräftigen Cecca behagen wollen, — nach Jahren, als erwachsene Weltdamen berühren und kreuzen sie die Lebenspfade der letztern so wirkungsvoll, daß wir sie nicht mehr aus den Augen verlieren mögen. Der Graf Warnau, ihr Vater, ist zwar der Stamm, um welchen sich die ganze Geschichte herumspinnt; aber er ist doch nicht ihr geistiger Mittelpunkt, den wir überall in Cecca finden. Zeitfragen werden nicht hereingezogen; die Liebe spielt in unserm Romane die Hauptrolle; alles bewegt sich um sie; ihre Macht wirft zu Boden, was ihr widerstehen will; sie lohnt und straft; nur selten beglückt sie. Bald droht sie im Bunde mit Schwäche, Unentschlossenheit, Feigheit und Standesrücksichten der Männer ein ganzes Leben zu brechen und zu vernichten, bald vernichtet sie es wirklich. Sie ergreift und beherrscht den jungen Husarenrittmeister, den alternden Minister, den stillen, von ihr schon einmal bethörten Soldaten und Gelehrten, das unschuldige Mädchenherz und die kokette Witwe in den dreißiger Jahren. Der zündende Funke ist die Schönheit. Hier des Mannes, dort des Weibes, worüber wir mit dem Dichter nicht gerade rechten wollen; er braucht nur ins volle Menschenleben hineinzugreifen, so hat er die Beweise zu Haufen in der Hand. Aber diese Schönheit, nachdem er sie vollauf gezeichnet hat, uns so oft wieder in Erinnerung zu bringen — und das thut er mit Vorliebe bei jener nur die Sinne verwirrenden Koketten — hätte er nicht nöthig gehabt. Freilich braucht er sie zur Motivirung, denn ohne den höchsten Grad ihrer bethörenden Macht hätte es der Gräfin Lensky wol nicht gelingen können, den vor wenigen Tagen erst mit der jugendlich prangenden Cecca heimlich verheiratheten Rittmeister nach Paris zu locken, um dort in ihren schönen Armen der Gattin die Treue zu brechen und darüber zu vergessen, daß er einen wichtigen Brief zu schreiben hatte, der über seine und seines Weibes Zukunft entscheiden sollte. Aber wir glauben's ihm dennoch nicht.

In seiner Erzählungsform geht der Dichter oft sehr ins einzelne. Dem bequemen Leser mag dies behagen; der lebhaftere wird finden, daß seiner eigenen Phantasie vorgegriffen und ihm das Vergnügen entzogen wird, gleichsam in Gemeinschaft mit dem Dichter das Ganze an sich vorüberziehen zu lassen und dadurch doppelt zu genießen. So auch bei Naturbildern. Nur selten fühlen wir uns in der Lage, selbst Pinsel und Palette in die Hand nehmen, aus Handlungen und Begebenheiten selbst Charakterbilder zusammensetzen und Schlüsse ziehen zu dürfen. Dies alles thut der Dichter selbst, und wenn er es noch so anmuthig thut, so fühlen wir uns doch in der uns aufgedrungenen Passivität nicht immer wohl.

Adolf Fleischmann.

Aus der Musikliteratur.

1. Studien und Charakteristiken. Von Joseph Sittard. I. Bunte Blätter. II. Künstlercharakteristiken. Aus dem Concertsaal. III. Alte und neue Opern. Musikalische Gedenktage. Aphorismen. Hamburg, Voß. 1889. Gr. 8. 12 M.

Zur Veröffentlichung der in den vorgenannten drei Bänden enthaltenen Aufsätze kritischen Inhalts, „sowie sonstiger das Gebiet der Musikgeschichte und Aesthetik streifender Abhandlungen und Besprechungen" haben den Verfasser „mannichfache Aufforderungen von hochgeschätzter Seite hauptsächlich bestimmt". Die einzelnen Aufsätze gehören zum größten Theil in das Gebiet der sogenannten „Tageskritik" und sind der überwiegenden Mehrzahl nach im „Hamburger Correspondenten" erschienen; die im ersten Bande enthaltene Abhandlung „Jongleurs und Menestrels" dagegen ist aus der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" vom Jahre 1886 wieder abgedruckt. Diese letztgenannte Arbeit bildet wiederum den zweiten Theil eines Aufsatzes „Vom fahrenden Volke", dessen erster Theil die „Fahrenden Leute in Deutschland" behandelt.

Schon diese kurze summarische Uebersicht zeigt, daß der Kritiker des „Hamburger Correspondenten" nicht ohne weiteres mit jenen kritischen „Löwen" unserer Tage zusammenzuthun ist, die ihre Bücher einfach aus Ausschnitten ihrer Tageskritiken zusammenschweißen. Der Kritiker an einem Tagesblatte in einer großen, musikalisch regsamen Stadt kann es ja mit leichter Mühe so weit bringen, in ein oder zwei Jahren auf die bezeichnete Weise einen Band gesammelter „Studien" oder welchen geschmackvollen Namen der erfindungsreiche Autor sonst sich ersinnen will, zusammen zu haben. Die Hauptsache ist, daß seine Kritiken recht mit Witz und Satire gepfeffert sind und daß überall, wo die rechte Einsicht und die genaue Kenntniß fehlt, ein schlagendes Witzwort zur rechten Zeit sich einstellt. Hierzu bietet nun die neuere Musik Berlioz', Wagner's, Liszt's den besten Tummelplatz. Sie hat eben noch das Publikum zumeist gegen sich und wer über sie lästert, findet allezeit und allerorts offene Ohren und willige Herzen. Diese Methode ist also ein vollkommenes Auskunftsmittel, die eigene Unkenntniß der Sache selbst zu verdecken, und es läßt sich auf das schlagendste an den zahllosen Berichten und Urtheilen über Wagner und seine Werke, und zwar nicht blos aus der ersten Zeit ihres Bekanntwerdens und Erscheinens auf der Bühne, nachweisen, daß gerade diejenigen Kritiker, die das Wesen Wagner'scher Kunst am wenigsten verstanden oder sich nachweislich am wenigsten mit der Musik durch eigenes nachdrückliches Studium beschäftigt haben, am allerungeberdigsten sich in Witz und Spott ergingen und sich förmlich darin überboten. W. Tappert's

Wagner-Lexikon — dem leider die Fortführung bis in unsere jüngste Zeit fehlt — ist ein Denkmal für alle Zeiten, was Unverstand, Leichtsinn und böser Wille auf dem Gebiete der musikalischen Kritik der neuern Zeit geleistet haben.

Der Verfasser ist, wir gestehen das mit Freude, aus ganz anderm Holze geschnitten. Zwar ist seine Stellung zu Wagner-Liszt keineswegs eine durchaus freundliche und bedingungslos anerkennende; aber wer offen bekennt („Baireuther Briefe"): „Die baireuther Tristan-Aufführung (1887) habe ihm die Schönheiten eines Werks, mit dem er am wenigsten vorher zu sympathisiren vermochte, voll und ganz enthüllt" — der zeigt, daß er nicht im Banne des hartnäckigen Vorurtheils steckt und ehrlich genug ist, einzugestehen, daß er sich einmal geirrt hat nicht aus böser Absicht, sondern weil ihm das rechte Wissen und Erkennen fehlte. Denn niemand verachtet Wagner, der ihn gründlich — nicht oberflächlich — kennt, und wer ihn kennt, den „hat's". Auch der Kritiker des „Hamburger Correspondenten" wird sicher bei seinem guten Willen immer tiefer in die Wagner'sche Kunst eindringen, bis endlich dann auch Sätze wie: „Uns liegt fern, alles das gut zu heißen und schön zu finden, was Text und Musik zu «Tristan» uns bieten" oder: „Man kann über den Werth einzelner Stücke (!?) aus «Tristan» getheilter Meinung sein" — zu „dem Uebrigen" gelegt und auf Nimmerwiederhören verschwunden sind. Ein offenbares Misverständniß, das auf geringer Kenntniß des Stoffs beruht, ist es doch auch, wenn der Verfasser das neckische Spiel der Blumenmädchen mit Parsifal als „Herumtollen" bezeichnet, und wenn ihm die Schuld Parsifal's unverständlich geblieben ist, so verweise ich ihn einfach auf die „Parcival-Studien" von San Marte (A. Schulz), Halle 1861, wo er eingehende Belehrung finden kann; dasselbe Buch wird ihm auch die Handhabe bieten, in das Verständniß der großen Kundryscene des zweiten Actes des Wagner'schen Dramas einzudringen.

Die auf die „Baireuther Briefe" im ersten Bande folgenden Aufsätze sind Recensionen musikliterarischer Erscheinungen. Es werden besprochen: Hausegger's „Musik als Ausdruck", Hanslick's „Concerte u. s. w. der letzten funfzehn Jahre", Valentin's „Studien über schwedische Volksmelodien", La Mara's „Musikerbriefe", Böhme's „Geschichte des Tanzes", Bulthaupt's „Dramaturgie der Oper", Böhme's „Geschichte des Oratoriums". Verwunderlich ist nur, daß die Ueberschrift der betreffenden Aufsätze bisweilen einen eigenen selbständigen Artikel des Verfassers darunter vermuthen läßt.

Auch die Künstlercharakteristiken des zweiten Bandes sind zum Theil wie: „Wagner-Liszt", „Robert Schumann", „Ferdinand David und die Familie Mendelssohn", Besprechungen literarischer Werke, an denen eine Kritik der Kritik zu üben sich um so mehr erübrigt, als die betreffenden Schriften fast sämmtlich in diesen Blättern eine eigene selbständige Würdigung erfahren haben. In dem Aufsatze über „Bülow als Dirigent und Pianist" wird man die enthusiastische Rede doch wol stellenweise mit einigen gewichtigen Fragezeichen begleiten müssen, z. B.:

> Sein (Bülow's) Blick umfaßt alles, was geistig bedeutend ist; einem jeden (?) Componisten, möge er einer Nation angehören, welcher er wolle, bringt Bülow dieselbe (?) künstlerische Gewissenhaftigkeit, dasselbe (?) liebevolle (??) Verständniß (?) entgegen.

Ich frage: ist man berechtigt, solches Lob einem Künstler zu spenden, von dem man im nächsten Augenblicke schon berichten muß, daß er Robert Schumann's, eines der edelsten deutschen Meister, Symphonien und Kammermusikwerke zum Theil verhöhnt, zum Theil ebenso wie des genialen Franz Liszt, also seines eigenen Lehrers, Werke in so ostentativer Form ablehnt, daß schon seit Jahren keine Schumann'sche noch Liszt'sche Composition (ausgenommen das Clavierconcert A-moll von R. Schumann) auf einem Bülow'schen Programm gestanden hat, während er an Meyerbeer'sche höchst unbedeutende Compositionen seine und des Orchesters edle Kraft mehrmals vergeudet hat. Bülow's Bewitzelung des Schumann'schen Trauermarsches („auf den Tod eines Philisters") ist eins von den Witzworten, in denen er sich gefällt, und hat nicht mehr Werth, als was er von Saint-Saëns' neuer Symphonie mit großem Behagen verbreitet: „Saint-Saëns habe diese Symphonie nur instrumentirt, ihr Componist sei Boulanger." Daß übrigens das Publikum ein Recht darauf hat, von einem Künstler wie Bülow eine Schumann'sche Symphonie aufgeführt zu hören, wird zwar für Bülow trotz seiner heißen Dankbarkeit und Gefälligkeit gegen dasselbe unverständlich bleiben, aber der Verfasser hätte trotzdem die Pflicht gehabt, bei jener Gelegenheit einmal für die gerechte Sache einzutreten.

Der dritte Band bespricht eine Reihe älterer und neuerer Opern, richtiger eine Anzahl hamburger Opernaufführungen, unter denen C. Reinecke's „Auf hohen Befehl", Goldmark's „Merlin", Massenet's „Cid", Verdi's „Othello", H. Zöllner's „Faust" die bemerkenswerthesten sind. Drei „Jubiläumsartikel": „C. M. von Weber", „Gluck" und „Mozart's «Don Juan»" beschließen den Band.

Soweit hatten wir es mit dem Kritiker des „Hamburgischen Correspondenten" zu thun. Wir wenden uns an den Musikforscher gleichen Namens, wie er uns als Verfasser der Abhandlung „vom fahrenden Volke" am Anfange des ersten Bandes entgegentritt. Der erste Theil behandelt die „Fahrenden Leute in Deutschland", ein Thema, das bereits von Germanisten und Romanisten ersten Ranges (Bartsch, Weinhold, Diez, Gaston Paris, Tobler u. a.) behandelt worden ist und über das eine Fülle des weitschichtigsten Materials Auskunft gibt. Sittard's Arbeit ist eine Zusammenstellung aus dem vorhandenen Material; der Verfasser hat offenbar die Absicht, eine historische Entwickelung der Spielmannszunft in Deutschland zu geben. Für die älteste Zeit folgt er Grysar, „Der römische Mimus" („Wiener Sitzungsberichte, philosophisch-historische Klasse", Bd. XII, 1854, 237 fg.), ohne diesen Gewährsmann selbst

zu nennen. (Auch das Citat ist ungenau!) So richtig es ist, den „Fahrenden" mit dem römischen Mimen und Joculator in Verbindung zu bringen, ja den Ursprung jener Zunft auf die römischen Gaukler selbst zurückzuführen, die seit der Berührung der Römer mit den Germanen in Deutschland bekannt waren, so falsch ist es, sie andererseits mit jenen nationalen einheimischen Sängern zusammenzuthun, die in ältester Zeit Chorlieder sangen, Volkstänze anführten und damit ein Amt ausübten, was zu dem Bestandtheile des nationalen Cultus gehörte. Und so glaube ich auch, haben die alten Barden oder wie man etwa die berufsmäßigen Sänger und Dichter der alten Germanen nennen will, keinen Theil an dem, was man später „gernde", „farende diet" nennt. Das heilige Lied, mit dem man die Gottheit feierte und durch das man Weissagung erheischte, sang der heimische Sänger, der auch Sitz und Stimme im Rathe hatte, kein fremder Possentreiber, wie es die „Fahrenden Leute" in älterer Zeit waren. Ueberhaupt ist es befremdlich, daß der Verfasser gerade den ersten Theil von „Fahrenden Leuten in Deutschland" handeln läßt. Der Ursprung der Fahrenden gehört in das südliche Frankreich; von hier kamen sie als tûmâri oder sprangâri, d. h. Tänzer, Springer, nie als Sänger oder Harfen- u. dgl. Spieler nach Deutschland. Aus ihnen entwickelten sich in aller Frühe des Mittelalters die Instrumentalisten. Als solche ließen sie sich dingen von dem, der ihrer bedurfte, sei es zu Festspiel und Tanz, sei es zu nächtlichem Abenteuer oder heimlicher Botschaft. Verwickelter werden freilich die Verhältnisse in jener Zeit, wo die ritterlichen Sänger, die Trovères, einestheils Lebensweise und Sitte der bessern „Fahrenden" annehmen, anderntheils diese selbst zu jenen in ein bestimmtes Dienstverhältniß treten. Der Historiker wird mit größtem Bedacht ritterliche Sänger und Dichter von den gewerbtreibenden Zunftgenossen, den „Jogleors", „Minstrels", „Spielleuten" oder wie sie sonst heißen mögen, trennen. So werden sie auch in Guiraut Riquier's Sendschreiben an Alfons X. von Castilien streng geschieden, und man wird niemals sagen können, es habe „Trovères" gegeben, die zugleich auch „Jongleurs" gewesen seien und umgekehrt. Daß einzelne Ritter durch mißliche Verhältnisse in Noth geriethen und so vielleicht auch ihre Zuflucht zum Gewerbe der ehr- und rechtlosen „Jongleurs" nahmen, ist sicher vorgekommen, gibt aber keinen Grund, beide Klassen in der angedeuteten Weise zu vermengen. Ich glaube nicht, daß der Verfasser diese Scheidung überall durchgeführt hat und ich sehe hierin einen Hauptmangel jener beiden im übrigen recht inhaltreichen und den Laien belehrenden Aufsätze. Die Darstellung selbst hätte vielleicht etwas lebhafter gefärbt und nicht so lehrhaft gehalten sein können. Gibt doch das lustige Leben der Spielleute Anlaß genug dazu: wie sie auf den Kirchweihen und Märkten mit ihren tanzenden Bären, Hunden, Ziegen, Affen, Murmelthieren erscheinen, auf dem Seile tanzen, Purzelbäume vorwärts und rückwärts schlagen, mit Schwertern und Messern verwegenes Spiel treiben, Feuer verschlingen, Steine zerkauen und unter Mantel und Kappe alle möglichen Taschenspielerkünste verüben; wie sie dann wieder Puppen miteinander tanzen lassen, wie die Nachtigallen flöten, wie die Pfauen schreien, wie die Raben krächzen und all jenen Schabernack treiben, an dem sich einst der kranke liebe Gott in Arras gesund gelacht hat (Jubinal, „Nouv. Rec. d. Contes", II, 377, Paris 1842). Dazu die tolle Musik, das Lied des Sängers, das Geschrei des Marktschreiers, der der gaffenden Menge von Madame Trote von Salern erzählte, die dem trotzigen Jungherrn von Pistre vergebens den Wundertrank braute („Lai des deux amans" von Marie de France bei Roquefort I, 252 fg.), „die ihre Ohren als Haube benutzt und deren Brauen an Silberketten über ihre Schultern herabhängen". Wir gaben diese Schilderung nach der Einleitung zu dem herrlichen „Spielmannsbuch" von Wilhelm Hertz (Stuttgart 1886), das ein ganz unvergleichlich schönes und interessantes Werk ist, das aber augenscheinlich leider dem Verfasser ebenso wie Henry Lavoix' „Étude sur la musique au siècle de Saint-Louis" im Bd. II des „Recueil de motets français par Gaston Raynaud" (Paris 1883) unbekannt geblieben ist.

Noch sei bemerkt: das für den Jongleur im Dienste des Ritters bestimmte Lied war das „Sirventes", wie der Name sagt, das Lied eines „Sirven". Erst später wird „Sirventes" zum Kampfliede im speciellen Sinne (vgl. S. 80). „Jongleurs" und „Minstrels" zu scheiden halte ich für ebenso überflüssig, als wollte man zwischen „Jongleur" und „Spielmann" einen Unterschied machen. Minstrel, von minister, ist die dem Englischen entlehnte Bezeichnung für den Jongleur, die in Nordfrankreich sich behauptete und allmählich das die Musikerzunft bezeichnende, also die Musiker, Pfeifer u. dgl. schließlich von den Gauklern und Possenreißern absondernde Gattungswort wurde. In Südfrankreich kennt man das Wort „ménéstrel" überhaupt nicht.

Daß die drei Bände „Studien" manches Wissenswerthe und manches enthalten, was ein längeres Dasein als das Eintagsleben eines Artikels in einem Tageblatte zu fristen berufen und befähigt ist, glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben, und es bleibt somit blos noch die Pflicht zu erfüllen übrig, das Buch dem Leserpublikum zu empfehlen. Wir sind überzeugt, daß der denkende Leser mannichfachen Nutzen, Unterhaltung und Belehrung aus dieser Lektüre schöpfen könne.

2. Katechismus der Compositionslehre (musikalische Formenlehre) von Hugo Riemann. Erster Theil: Die allgemeine Formenlehre. Zweiter Theil: Angewandte Formenlehre. (Max Hesse's illustrirte Katechismen, Nr. 8 und 9.) Leipzig, M. Hesse. 1889. 8. Jeder Theil 1 M. 50 Pf.

Von seinem neuen Werke sagt der Verfasser in der Vorrede:

Der Katechismus der Formenlehre ist als anschließend an des Verfassers Schulwerke (Handbuch der „Harmonielehre", „Neue Schule der Melodik" u. s. w.) gedacht, tritt daher mehr oder weniger (?) aus dem Rahmen der übrigen Katechismen heraus,

sofern es nicht ein Nachschlage- oder Merkbüchlein, sondern ein Schulbuch sein soll.

Ganz klar ist mir diese Darlegung offen gestanden nicht. Denn 1) scheint doch gerade ein „Katechismus" ein Schulbuch zu sein, wenn auch in einer bestimmten gegebenen Form; 2) ist ein Katechismus keineswegs ein Nachschlage- oder Merkbüchlein. Für derartige Schriften haben wir doch wol andere, allgemein bekannte Bezeichnungen. Aber nehmen wir das Buch, wie es ist, und kümmern wir uns nicht darum, ob es „mehr" oder „weniger" Katechismus. Die katechetische Form ist zumal in diesem Buche zu einem solch wesenlosen Schatten zusammengeschmolzen, daß man sich nur über die Consequenz wundern muß, mit welcher der Verfasser trotz allem immer noch an vereinzelten Stellen, d. h. bei neuen Abschnitten, darauf zurückkommt. Die langweiligen Katechismusfragen sollen diesmal die sonst so übersichtlichen einfachen Abschnittüberschriften ersetzen.

Der erste Theil, der mir bei weitem am gelungensten erscheint, behandelt in stufenmäßiger Folge und — wie man es bei Riemann gewohnt — in klarer, anschaulicher und leichtfaßlicher Darstellung die formenbildenden Elemente. Von der Motiv- und Gruppenbildung ausgehend gelangt der Verfasser zur Erläuterung der verschiedenen Arten des musikalischen Satzes, weist nach, welche Bedeutung der Harmonie als formenbildendes Element zukommt und bereitet damit in trefflicher Weise die Lehre vom musikalischen Periodenbau vor. Nur gegen zwei Dinge müssen wir Stellung nehmen: zunächst gegen die völlig willkürliche Phrasirungsmethode Riemann's, die den natürlichen Zusammenhang, den Tenor der eigentlichen Melodie, sehr oft vollständig stört, stellenweise sogar ganz sinnwidrig ist. In letzter Beziehung verweise ich auf S. 137, das Motiv des zweiten Themas aus dem ersten Satze der C-moll-Symphonie, dessen Phrasirung in der Riemann'schen Weise (Cäsur nach dem dritten Viertel) geradezu widersinnig ist. Das 4-taktige Thema setzt sich, wie die musikalische Verarbeitung desselben und zum Ueberflusse auch noch die Originalbogenbezeichnung beweist, aus zwei dipodischen Partien zusammen, und genau in dieser Weise phrasirt Bülow. Eine Analyse des ersten Satzes der „Neunten" nach den Motiven und ein Abschnitt über „Fuge und Fugato" beschließt diesen ersten Theil. Beim zweiten, die angewandte Formenlehre enthaltenden Theile vermisse ich das empirische Element in der Methode der Darstellung. Es lag doch nahe, von der Tanzform als der musikalischen Urform auszugehen und nun zu zeigen, wie sie sich allmählich entwickelt hat und bis zur symphonischen Form gediehen ist; aber der Verfasser verfährt hier rein schematisirend oder wenn man will, einfach aufzählend, und versäumt es, den Stoff nach einem Hauptgesichtspunkte zu gruppiren. Die Hauptkosten trägt überall die „Phrasirung", die auch hier wieder gar oft, z. B. S. 62, Chopin, Op. 18, den Protest herausfordert. Die Uebertragung des „Paduaners" aus Wolff Heckel's Lautenbuch 1556 ist nicht richtig; der Verfasser hat hier offenbar das Zeichen „9" (=con) mit dem „p" der deutschen Tabulatur verwechselt. Uebrigens sei hierbei gleich bemerkt, daß auch sonst wieder in diesem neuen Buche an argen Druckfehlern kein Mangel ist und daß stellenweise die Sorglosigkeit des Revisors weit über das erlaubte Maß hinausgegangen ist. Man sehe das kurze Notenbeispiel aus der Matthäus-Passion S. 148, in dem nicht weniger als drei der gröbsten Druckversehen sich finden. Ganz richtig sind überhaupt nur wenige Notenbeispiele.

Der Abschnitt, welcher von der musikalischen Declamation handelt, bringt Beispiele aus Schubert, Mendelssohn, der bekanntlich sehr schlecht declamirt, Schumann, Weber und Brahms. Namentlich wird der letztgenannte Meister, dem übrigens der Verfasser sein Werk gewidmet hat, als stilgemäßer musikalischer Declamator gefeiert, ein Lob, in das ich, obwol ein begeisterter Brahms-Verehrer, nur sehr bedingungsweise einstimmen kann. Brahms' Declamation hat immer etwas Schwerfälliges, Dickflüssiges; ich will keineswegs sagen, daß er gegen die Grundregeln verstieße und sinnwidrig declamirte, aber es fehlt seinem Vortrage doch nicht selten das Freie, Leichte und Ungezwungene. Die von Riemann angezogenen Beispiele bestätigen meine Ansicht. Richard Wagner, der unübertreffliche Meister deutscher Declamation, ist, wie das des Verfassers Art nun einmal ist, auch diesmal wieder todtgeschwiegen! Immerhin mögen auch die modernen Theoretiker sich ausschweigen: die Steine werden nächstens reden!

3. Katechismus der Gesangskunst von Richard Dannenberg. (Max Hesse's illustrirte Katechismen, Nr. 7.) Leipzig, M. Hesse. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieser Katechismus behandelt in fünf Kapiteln das Ganze der Gesangskunst in allgemein verständlicher, klarer Rede, ohne trivial und oberflächlich zu werden. Nachdem der Verfasser die allgemeinsten Erläuterungen über die Stimmorgane, die Register, das Studium selbst und die Maßregeln zur Erhaltung des Organs erläutert hat, sucht er seinem Schüler als Vorbedingung zur Erlangung einer guten Tonbildung eine genaue Kenntniß des anatomischen Baues der Stimmorgane selbst zu verschaffen. Einige wohlgelungene Tafeln fördern hierbei die Anschaulichkeit in erfreulicher Weise. Daran knüpfen sich Erörterungen über einzelne Gesangsarten: das Legato, Staccato und Portamento. Der folgende Abschnitt behandelt ein außerordentlich wichtiges Kapitel der Gesangskunst: die Sprache. Es ist hoch anzuerkennen, daß der Verfasser sich der heutzutage durch Julius Hey in allererster Reihe vertretenen deutschen Gesangsunterrichtsmethode zuneigt und danach seine Regeln stellt, es wäre nur zu wünschen, daß er sich auch im einzelnen noch strenger an die Hey'sche Methode gehalten hätte, als dies geschehen ist. In der sorgfältigen Behandlung der deutschen Sprache beim Gesange liegt das Alpha und Omega der Gesangskunst, und jegliche Gesangstechnik, wenn sie nicht blos leerer Spielerei dienen soll, ist zwecklos und werthlos, wenn sich mit ihr nicht in natür-

licher, ungezwungener Weise eine vollendete Behandlung der Sprache verbindet.

Der Katechismus — der übrigens nach dem Muster des Sieber'schen Katechismus (3. Aufl. 1878) gebildet ist — darf auf diese Bezeichnung mit Recht Anspruch machen, so anspruchslos er sich sonst in allem Uebrigen gibt. Für Dilettanten und solche, die sich mit dem Nothwendigsten aus dem Gebiete der Gesangskunst begnügen wollen, ist der Katechismus ein ganz vorzügliches Hülfsmittel und durchaus empfehlenswerth.

4. Stimmen und Sänger oder Betrachtungen über die Stimmen und den Gesang von Heinrich Panofka. Aus dem Italienischen frei übersetzt und bearbeitet von seinem frühern Schüler Eduard Engel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889. 8. 2 M.

Dies Buch, das der Schüler des Verfassers, Eduard Engel, nach dem Tode seines Lehrers zu übersetzen und herauszugeben sich für berufen hielt, muthet den unbefangenen Leser an wie eine Stimme aus dem Grabe, die Weh! und Ach! ruft über die Verderbtheit der Welt und in specie über den Verfall der Sangeskunst. Von gutem Gesange ist heutzutage keine Spur mehr zu finden; anstatt zu singen „schreit" und „brüllt" man (wie der Uebersetzer sich geschmackvoll ausdrückt), und seit die Cruvelli, die Malibran, die Pasta, die Alboni, die Grisi, die Novello todt sind und es keinen Nourrit, Tamburini, Garcia, Duprez mehr gibt, seitdem endlich Rossini, der einzige, der wirklich für Gesang zu componiren verstand, hinüber ist, ist es aus mit dem Gesange, aus mit der Kunst und aus mit der Welt! Man kann den Verfasser, der am 3. October 1807 zu Breslau geboren war und seit 1834 in Paris als Gesanglehrer wirkte (gest. 1887), eigentlich nur beglückwünschen, daß seine Augen noch das Heil gesehen und sich zur Zeit geschlossen haben, als es eben nur noch Unheil zu sehen gab! Er hatte offenbar keinen Blick und kein Verständniß mehr für die neue Zeit im allgemeinen und für den deutschen Gesang insbesondere. Denn wenn er S. 74 schreibt: „Die vielen Consonanten und Gurgellaute (?): ach, ich, och, ung, schreck, echt, wie z. B. der Anfang der Freischütz-Arie: «Täuscht das Licht des Monds mich nicht» (ei! ei! Herr Gesangsmeister, das sollte wirklich der Anfang der Agathen-Arie sein? Jedes Kind weiß bei uns besser, wie die Arie anfängt!), bedingen unwillkürlich einen Ansatz, welcher dem Tone das Angenehme, Liebliche nimmt!" Diese Stilblüte, des schönsten Unsinns voll, zeigt am deutlichsten, daß der Verfasser ein entarteter Deutscher war, den das französische Opernbrimborium der Meyerbeer-Halévy-Periode in Paris nicht blos dem Mutterlande entfremdet, sondern auch noch um ein Stück gesunden Sinnes gebracht hat. Und doch stehe ich nicht an, so manchen Warnungsruf aus diesem Buche als wohlbegründet anzusehen und zur Nachachtung hier mitzutheilen:

Welch sonderbare Idee ist es doch, überzeugt zu sein, nur eine hohe Note wie die Rakete hinausschleudern zu müssen, um den Beifall der Hörer für sich zu gewinnen. Glaubt denn der Sänger, welcher durch das Hinausbrüllen und lange Anhalten einer hohen Note die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich lenken will, um Beifall zu erzielen, daß dieses im Stande ist, den Werth einer solchen Note zu beurtheilen?

Nun, von dem letztern darf insofern abgesehen werden, als das hohe C z. B. mitunter einen ganz unbezahlbaren Werth für den nämlich hat, der es besitzt. Unsere deutschen hohen C-Tenöre werden das bestätigen. Leider ist es aber das Publikum selbst, das den Curs eines solchen hohen Tones so unvernünftig über Pari hinaus in die Höhe getrieben hat. Ferner:

Die jetzigen Künstler (ich verbessere: ein Theil unserer jungen Bühnensänger) bilden sich leider ein, schon viel gelernt zu haben, wenn sie ein oder höchstens zwei Jahre für ihre stimmliche und dramatische Ausbildung verwendet haben.

Und:

Wie machen es unsere heutigen Sänger? (d. h. ich verbessere wieder: wenige, vereinzelte, thörichte Anfänger) ... sie lassen sich in sechs Monaten drei bis vier Opern einpauken, und so ausgerüstet betreten sie die Bühne und schreien ihre Rollen nach der neuen (?) Art des Gesanges dem Publikum vor.

Daß diese Jeremiaden auf gewisse sogenannte Künstlererscheinungen — die Namen liegen auf den Lippen — zutreffen, wer wollte das bestreiten; daß es aber Regel und Norm auf der deutschen Bühne sei, in solcher Weise erste Sänger und Sängerinnen zu placiren, das bestreite ich. Ueberhaupt dürfen die alten Klagen von dem Verfalle der Gesangskunst, dem auch der Verfasser ein erbauliches Kapitel am Schlusse seiner Leichenrede (Kap. 26) gewidmet hat, wol verstummen, seitdem die deutschen Bühnenspiele in Baireuth zeigen, welche stattliche Schar auserlesener herrlicher Sänger die deutsche Bühne ihr eigen nennt und seitdem in Julius Hey's „Deutschem Gesangsunterricht" (Mainz, Schott) ein Werk der deutschen Nation geboten ist, dessen Studium ein für allemal eine naturwidrige Stimm- und Sprachbehandlung unmöglich macht und berufen ist, die deutsche Gesangskunst auf eine vordem vielleicht niemals erreichte Höhe zu bringen. Heinrich Reimann.

Russische Bücher.

1. Ueber das Leben. Von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Uebersetzung von Sophie Behr. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. 8. 5 M. 40 Pf.

In den Goethe'schen Versen:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Grün ist des Lebens goldener Baum —

ist die Triebfeder des uns vorliegenden Buchs von Tolstoi niedergelegt. Die Wissenschaft vom Ursprunge des Lebens erscheint ihm als nutzlose Verschwendung und Vergeudung der Zeit, sie erscheint ihm als graue Theorie, welche mit dem Zwecke des Lebens, mit dem Streben des Menschen nach seinem Wohle, mit seinem Streben vom Bösen zum

Guten in gar keinem Zusammenhange steht, nicht den geringsten praktischen Werth besitzt. Er vergleicht die Männer, die sich um die Entstehung des Lebens bemühen, mit einem Müller, welcher über der Erforschung des Mechanismus der Mühle und ihrer treibenden Kräfte seines eigentlichen Berufs, des Mahlens, vergißt und sich schließlich in die fixe Idee verrennt, daß der Damm und der Fluß eigentlich die Mühle selbst seien. Als ob die Entwickelungstheorie nicht das Studium der Sociologie, welche die verwickeltsten Erscheinungen im Reiche der Umwandlungen, die Erscheinungen des Wachsthums und des Lebens der gesellschaftlichen Organismen zum Gegenstande hat, in die Reihe der Wissenschaften einführte und auf allgemeingültiger Grundlage eine zielbewußte Politik aufbaute, bricht Tolstoi über sie den Stab:

Wir zerschneiden Berge, wir umfliegen die Welt; die Elektricität, das Mikroskop, das Telephon, die Kriege, das Parlament, die Philanthropie, der Kampf der Parteien, die Universitäten, die gelehrten Gesellschaften, die Museen . . . ist denn das nicht das Leben? Die ganze complicirte, kochende Thätigkeit der Menschen mit ihrem Handel, ihren Kriegen, ihren Communicationen, ihrer Wissenschaft, ihren Künsten, ist zum größten Theil nur das Gedränge einer verrückten Menge an den Thüren des Lebens.

Darauf predigt er, ohne von den Lehrsätzen einer bestimmten positiven Religion auszugehen oder derselben zuzusteuern, mit hinreißender Klarheit und Beredsamkeit die Grundregeln der christlichen Moral. Er ist Humanist in des Wortes edelster Bedeutung. Das Uebel in der Gestalt des Todes und der Leiden ist für ihn dem Menschen nur dann sichtbar, wenn er das Gesetz seines leiblichen thierischen Daseins für das Gesetz seines Lebens annimmt. Nur wenn er, obwol ein Mensch, auf die Stufe des Thieres hinabsteigt, nur dann sieht er den Tod und die Leiden. Der Tod und die Leiden stürmen von allen Seiten wie Gespenster auf ihn ein und treiben ihn auf den einzigen ihm offen stehenden Pfad des menschlichen Lebens, welches dem Gesetze der Vernunft unterworfen ist und sich in der Liebe äußert. Der Tod und die Leiden sind nur Uebertretungen des Gesetzes seines Lebens seitens des Menschen. Dem Menschen, welcher seine Persönlichkeit unter das vernünftige Bewußtsein unterordnet, wird Wohl und Unsterblichkeit zutheil. Diese ist aber nicht im dogmatischen Sinne, im Sinne eines jenseitigen Lebens, sondern symbolisch im Sinne eines Fortlebens im Munde der Nachwelt zu fassen.

2. Der Idiot. Roman in drei Bänden von Fedor Dostojewski. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 12 M.

Es ist ein furchtbar unterwühlter vulkanischer Boden, auf den uns Dostojewki's zügellose Phantasie in dem vorliegenden Roman führt. Er zeigt uns das moderne Rußland in dem Lichte eines Sodom und Gomorrha, in welchem es sehr wenige ehrenwerthe Menschen gibt und man niemand so recht achten kann. Alt und Jung werfen die alte Moral über den Haufen und geben sich dem ethischen Materialismus zu eigen. Wucherer sind sie vom ersten bis zum letzten, weil das Geld Originalität und Talent in den Augen der Leute verleiht und dem sinnlichen Genusse Thür und Thor öffnet. Alle sind von solcher Gier, solchem Geldhunger erfüllt, daß man Wahnsinnige zu sehen glaubt. Noch in den Kinderhöschen stecken sie und treiben schon Wucher! Rasirmesser wickeln sie in Seide ein und schlachten damit hinterrücks den Freund ab wie einen Hammel! Solchen Boden betritt ein reiner, gutmüthiger Thor, der Epileptiker Fürst Myschkin. Die entsetzliche Krankheit, von der er lange Zeit in heftigstem Maße heimgesucht war, hatte ihm durch viele Jahre den Stempel eines Idioten aufgedrückt. Unter der sorgsamen Pflege, welche ihm in einer Heil- und Erziehungsanstalt in der Schweiz zutheil geworden war, erblühte ihm jedoch ein besseres Los. Die geistige Stumpfheit wich einem Seelenleben, das von harmonischer Freude und Hoffnung verklärt ward; Verstand und Herz wurden von beseligendem Lichte durchschimmert; sein Wesen trieb verheißungsvolle Knospen, es floß in heiliger, begeisterter Andacht mit dem All zusammen und ging in der höhern Einheit des Lebens, in der selbstlosen, uneigennützigen Liebe zur Menschheit auf. Geschwellten Herzens zog er als begeisterter Anhänger der neuen Ideen in sein heißgeliebtes Vaterland, um mit Leib und Seele an der Verwirklichung derselben sich zu betheiligen, mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Hebung des im russischen Volksthume ruhenden kostbaren Schatzes einzustehen. Allein er war ein Neuling im Leben. Zudem wurde er in den Strudel desselben alsbald nach seiner Ankunft, ohne daß er sich von den Strapazen der langen Reise erholt hätte, ganz unvermittelt hineingestürzt. Er lernte gleich am ersten Tage ein schwer beleidigtes Weib kennen, dessen traurige Geschichte sein ritterliches, keusches Herz dermaßen ergriff, daß er ihr aus Mitleid unverzüglich Herz und Hand anbot. Sie mochte jedoch in ihrem Zartgefühl nichts davon wissen, sondern erwiderte ihm entschlossen, daß sie das niedrigste, gesunkenste Geschöpf der Welt sei und ihn durch Annahme seines Antrags der Schmach preisgeben würde. Als er diese düstern Gedanken aus ihrer Seele verscheuchen wollte, gab sie sich so rückhaltlos ihren Selbstquälereien hin und quälte ihn selbst so sehr durch den Anblick ihrer Seelenfolter, daß seine ruhebedürftige Seele das Gleichgewicht verlor. Sein Mitleid zerriß aber auch das duftige Band der Liebe, welches ihn nach seiner Entfremdung von Nastassja Filippowna mit Aglaia Iwanowna verband, die sich über die Häupter ihrer vornehmen Sippschaft hinweg mit ihm versprochen hatte. Nach diesen Erlebnissen verfiel er unrettbar dem Idiotismus.

Der Schauerroman, dessen einziger heller Punkt die liebliche, traute Idylle ist, welche der Fürst in der Schweiz durch vier Jahre in der ungezwungenen Gesellschaft der Dorfkinder verlebte, ist prächtig angelegt. Er hält uns ungeachtet seines großen Umfangs bis ans Ende in athemloser Spannung. Dostojewski bewährt sich in ihm als

vortrefflicher Seelenmaler, als Meister in der Zergliederung pathologischer Zustände. Die haßerfüllte Auseinandersetzung der beiden Nebenbuhlerinnen zum Schlusse des dritten Bandes kann trotz der modernen französischen Sensationsstücke an dramatischer Steigerung nicht übertroffen werden. Nur an Nastassja's Charakter haben wir auszusetzen, daß er an einem innern Widerspruch leidet. Sie bekundet ihre edle, feine Gesinnung, indem sie steif und fest dabei beharrt, nicht mit dem Fürsten durch das Leben zu gehen. Wenn aber das Ewig-Weibliche in ihr so lebendig ist, wie kann sie auf die absonderliche und unstreitig anrüchige Idee verfallen, einen Wüstling von der Art Rogoschin's zu ihrem Schleppträger zu ernennen und sich von ihm unterhalten zu lassen? Gibt es denn kein ehrbares, wenn auch weniger ausgeklügeltes und theatralisches Mittel, um die Absichten, welche der Fürst auf sie hat, zu durchkreuzen? Sie würde fürwahr sich und dem Fürsten mehr nützen, wenn sie gegen das Liebäugeln mit der Schande die Zurückgezogenheit der sittsamen Arbeit vertauschen würde.

3. Die Sklavin. Roman von K. S. Baranzewitsch. Deutsch von A. Berger. Dresden, Minden. 1889. 8. 3 M.

Die Sklavin ist die blind ergebene Geliebte Krutkow's, mit dem sie in freier Liebe lebt. Sie hängt an ihm mit unentwegt treuer Liebe, ob er sie auch in gröblicher Weise mishandelt, in ihrer Gegenwart mit andern Mädchen wilde Orgien feiert und ihr schließlich mit einem koketten Schmetterling davonfliegt. Es ist indeß in der Natur des Weibes begründet, daß ihr video meliora proboque deteriora sequor eine Grenze hat, und diese Grenze ist das Kind, welches sie unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren hat. Darum ist es eine reine psychologische Unmöglichkeit, daß Anna Sergejewna kurze Zeit, nachdem sie in wilder Verzweiflung die Hände um das ihr genommene Kind gerungen, sich in Sehnsucht nach ihm verzehrt hat, freudestrahlend auf das Geheiß des vor Einsamkeit und Verlassenheit verkommenden Wüstlings wie ein Hund zu ihm zurückkehrt, obwol sie es ihm und nur ihm zu danken hat, daß das Kind ohne Abschied von ihr in den Schos der Erde gesunken ist. Bernhard Münz.

Naturwissenschaftliches.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1888—1889. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie; Handel, Industrie und Verkehr; Länder- und Völkerkunde. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Max Wildermann. Mit 18 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 6 M.

Der vorstehende Titel gibt uns eine Vorstellung von dem reichen Stoffe, der in dem „Jahrbuche" — dem vierten in der Reihe — wiederum verarbeitet ist. Wir können nur wünschen, daß das Wildermann'sche Buch sich einen immer größern Leserkreis erobert. Leider sind ja auch noch heute, im sogenannten „Jahrhunderte der Naturwissenschaften", wirkliche Kenntnisse aus der Welt der Sinne, selbst unter den Gebildeten, nur höchst dürftig verbreitet; bestehen dieselben doch hauptsächlich nur aus einigen bis zum Ueberdrusse verbrauchten Phrasen! Daher kommt es denn, daß wissenschaftliche Gaukeleien aller Art, wie Homöopathie, Mondprophezeiungen, Geheimmittelbrauch u. dgl. immer noch ein großes und dankbares Publikum finden. Ein Buch wie das vorliegende ist gerade so recht geeignet, den Leuten die Augen zu öffnen und um so mehr, da es durch geschickte Darstellung und reichen Stoff auch den mannichfaltigsten Interessen Rechnung trägt. — Beginnen wir mit den erklärenden Naturwissenschaften. Unter diesen ist selbstverständlich den großartigen Versuchen von Professor Hertz, die Einblicke in das Wesen der Elektricität geben, sowie den Fortschritten der Photographie mit Hinweis auf das funfzigjährige Bestehen dieser Kunst, die eingehendste Besprechung gewidmet. — Auch die Neubestimmung der Atomgewichte des Sauerstoffs, des Kupfers, des Zinns, des Osmiums ist ausführlich geschildert. Interessant, besonders für weitere Kreise, dürfte das ausführliche Kapitel über „Die Geheimmittel" sein, welches auch die amtlichen Analysen der Stoffe enthält.

Eine sehr elegante Darstellung gibt der bekannte Schriftsteller G. van Muyden von den technischen Fortschritten. Wir werden unter anderm mit den neuesten Entwickelungsstufen im Bau der Schlachtschiffe und Torpedoboote bekannt gemacht, ein Thema also, welches auch für uns Deutsche jetzt von höchster Bedeutung ist.

Was überhaupt auf naturwissenschaftlichem Gebiete, sowie im Handel und Verkehr die öffentliche Aufmerksamkeit im letzten Jahre erregt hat, ist im Wildermann'schen Buche besprochen worden. So finden wir Berichte über die Pasteur'sche Schutzimpfung, über die Gold- und Silberproduction der Erde, über Stanley's Hülfsthätigkeit für Emin-Pascha u. s. w. Wir können das Buch bestens empfehlen.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Von Wien aus wird soeben ein Prachtwerk österreichischer Schriftsteller und Künstler: „Unsere Kunst in Wort und Bild", ausgegeben, das in großem Maßstabe Schorer's Album: „In Luft und Sonne", nachgebildet ist. Die Redaction der Beiträge von nahezu 600 Mitarbeitern hat Moritz Band übernommen. Die Herausgabe besorgt Rudolf Wittmann. Das Werk wird 300 Porträts bringen, über 100 Originalzeichnungen erster Künstler, gegen 600 Autogramme, über 50 Compositionen, 100 Gedichte und soll in glänzendster Ausstattung im Prachtband 5 Gulden kosten. Das erste Heft mit seinem anziehenden Inhalt in Bild und Wort spannt die Erwartung aufs Ganze in hohem Grade.

— Am 30. August starb zu Freiburg i. Br. der berühmte Orientalist und Geschichtschreiber der Araber Gustav Weil, seit 1848 außerordentlicher, seit 1861 ordentlicher Professor zu Heidelberg. Sein Werk, das ihm in weitesten Kreisen einen Namen machte, die erste deutsche vollständige Uebersetzung von „Tausendundeine Nacht", erschien in vier Bänden zuerst 1837—41, in den Jahren, die seiner Rückkehr von sechsjährigem Aufenthalte im Orient, besonders in Kairo, folgten. Die dritte vollständig umgearbeitete Auflage erlebte sie 1866. Der greise Gelehrte, der das einundachtzigste Lebensjahr erreicht, hat nahezu die Vollendung des dritten Abdrucks dieser Ausgabe noch erlebt, die, im Herbste 1888 von der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart begonnen, nunmehr mit der dreißigsten Lieferung ihrem Abschluß entgegengeht und das ewig junge Buch wieder dem herangewachsenen Geschlechte und neuen Bildungsschichten zugänglich macht.

— Von Friedrich Gerstäcker's ausgewählten Werken (Jena, Costenoble), neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Theden, liegen in den erschienenen 24 Lieferungen bereits vier Bände vor: „Die Regulatoren in Arkansas", „Die Flußpiraten des Mississippi", „Gold" und „Unter dem Aequator". Welches bunte, wogende Leben entrollt dieses packende javanische Sittenbild! In wie spannender Weise macht es mit den Bewohnern Batavias bekannt, wie schildert es Stadt und Land, Sitten und Bräuche, Denken und Handeln der Menschen; die Gesellschaften im Hause des vornehmen Holländers und die charakteristischen Typen in den lärmenden, tobenden Spielhöllen und Opiumhöhlen! Die letzte Lieferung eröffnet das Volksbuch „Nach Amerika!"

— Dr. Adolf Rosenzweig unternimmt in einem Vortrage, den er im Saale des Brüdervereins zu Berlin gehalten und unter dem Titel „Der politische und religiöse Charakter des Flavius Josephus" (Berlin, A. Stuhr) herausgegeben hat, die „Ehrenrettung" des bekannten jüdischen Geschichtschreibers. Eine solche mag in jüdischen Kreisen, wo der Mann als ein Abtrünniger gilt, ihre Berechtigung haben, von Christen werden ihm seine griechische Bildung und seine freiern Anschauungen nicht verübelt. Wenn Paulus und Josephus als „Compromißmänner" auf eine Linie nebeneinandergestellt werden, so müssen wir gegen diese Herabsetzung des Völkerapostels protestiren. Am Schlusse wird der für das Selbstbewußtsein der Freunde des Dr. Rosenzweig charakteristische Glaube ausgesprochen, daß „dem von Gott geoffenbarten und von Israel durch alle Zeiten getragenen Gesetze" die Zukunft der Menschheit gehöre.

— Wir werden um die Verbreitung folgenden Aufrufs ersucht:

Im Jahre 1845 erschien „Der Einzige und sein Eigenthum" von Max Stirner (Kaspar Schmidt, 1806—56). Noch leben viele, welche sich erinnern, welches Aufsehen dieses Werk zu jener Zeit erregte, und gewiß noch manche, welche mit seinem Verfasser in entferntere oder nähere Berührung gekommen sind. Alle diese bitte ich, mir aus ihren Erinnerungen mitzutheilen, was sie über Max Stirner wissen. Vor allem ersuche ich jene, welche sich noch im Besitze von Handschriften, Briefen oder Bildern Stirner's befinden, mir solche für eine kurze Zeit freundlichst zur Verfügung stellen zu wollen. Ich werde mich auch durch die kleinste Mittheilung, mag sie sich nun auf die Person oder die Werke Stirner's beziehen, zu Dank verpflichtet fühlen.

John Henry Mackay,
zur Zeit Saarbrücken, Rheinprovinz, Herrengartenstraße 4.

Bibliographie.

Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde. Unter Mitwirkung der bewährten Fachmänner L. Freytag, F. S. Krauß, O. Knoop ꝛc. herausgegeben von H. Carstens. 1ster Bd. der neuen Folge. 1890. 12 Nrn. Lunden. Gr. 8. 4 M.

Bäbler, J. J., Flurnamen aus dem Schenkenbergeramte. Aarau, H. R. Sauerländer. 8. 1 M. 20 Pf.

Bismarckbriefe. Neue Folge. Mit Einleitung und Anmerkungen. 1stes Bdchn. Berlin, Hennig u. Eigendorf. 8. 2 M. 50 Pf.

Zahme Briefe an einen Nationalliberalen. Ein Aufklärungsgefecht für die Reichstags-Wahlschlacht. Leipzig, Findel. Gr. 8. 80 Pf.

Bruno's, G., Reformation des Himmels, lo spaccio della bestia trionfante. Verdeutscht und erläutert von L. Kuhlenbeck. Leipzig, Bauert u. Rocco. Gr. 8. 12 M.

Brunner, S., Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer. Im Schreiben und Treiben des Meisters und seiner Gesellen plastisch und drastisch dargestellt. Paderborn, F. Schöningh. 8. 3 M. 60 Pf.

Dändliker, K., Hans Waldmann und die Zürcher Revolution von 1489, für die 400jährige Erinnerungsfeier geschildert. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dietz, M., Friedrich Vischer und der ästhetische Formalismus. Stuttgart. Gr. 4. 2 M.

Dittrich's, M., Soldatenschriften. 1stes Hft.: General-Feldmarschall Prinz Georg, Herzog zu Sachsen. Ein militärisches Lebensbild. Dresden, Albanus. 8. 50 Pf.

Döbekel, E., Nachruf an Dr. Augustin Keller bei der Begräbnißfeier am 11. Januar 1883. Zur Einweihung des Denkmals von Augustin Keller 12. Mai 1889. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 20 Pf.

Ernoth, E., Hanskühnenburg. Eine Sage vom Oberharz in Romanzen. Osterode, Sorge. 16. 50 Pf.

Eschstruth, Nataly v., Verbotene Früchte und andere Erzählungen. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Finke, H., Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 10 M.

Das Gehege. Den Bürgern Nordhausens gewidmet von einem Nordhäuser. Nordhausen, Haushalter. Gr. 8. 80 Pf.

Gugl, A., Die Sünderinnen des Hochlands. Novellen und Humoresken aus „Kärntens Paradies". Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M. 50 Pf.

Heinrich, T., Freifräulein Anna von Grundeck. Roman aus der Neuzeit. Linden-Hannover, Manz. 8. 4 M.

Hoernes, M., Grabhügelfunde von Glasinac in Bosnien. Wien, Hölder. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Houtrouw, O. G., Ostfriesland. Eine geschichtlich-ortskundige Wanderung gegen Ende der Fürstenzeit. Mit Abbildungen und Karten. 1ste Lfg. Aurich, Dunkmann. Gr. 8. 1 M.

Kaulitz, F., Die prähistorischen Funde in Serbien bis 1889. Aeltere und neuere Grabdenkmalformen im Königreich Serbien. Wien, Hölder. Gr. 4. 80 Pf.

Kanowski, F. H., Die beiden Oberstein. Operndichtung. München, Merhoff. 12. 2 M.

Kapff, R., Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen, sprachlich erläutert. Nürtingen, Kapff. 8. 1 M.

Kemsies, F., Herbart und A. Diesterweg. Ein Vergleich ihrer Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze mit Rücksicht auf die Voraussetzungen aus Psychologie und Ethik. Gumbinnen. Gr. 8. 1 M.

Kneisel, R., Die Lehre von der Seelenwanderung. Eine populärphilosophische Abhandlung. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 3 M.

Paulitschke, P., Die Wanderungen der Oromó oder Galla Ost-Afrikas. Wien, Hölder. Gr. 4. 2 M.

Polek, J., Die Erwerbung der Bukowina durch Oesterreich. Czernowitz, Pardini. Gr. 16. 1 M.

Prel, C., Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung. München, Verlag der Akademischen Monatshefte. 8. 1 M. 50 Pf.

Strebel, H., Alt-Mexiko. Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner. 2ter Tl. Hamburg, Voss. Gr. 4. 100 M.

Wagner-Wittenberg, H., Minnefahrt. Gedichte aus der Jugendzeit. Heidelberg, Petters. 8. 1 M.

Waldmann, F., Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich. Ein Gedenkblatt zur Feier des Schlachtages von Murten. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Werner, E. v., Das Glück von Rudeck. Roman. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von **E. Erman.**

Drei Theile in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Bisher erschienen erste bis elfte Lieferung.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Friedrich Bienemann.**

Jahrgang 1889. **Zehntes Heft.**

Inhalt: Prüfungen. Novelle von Schulte vom Brühl. — Das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. Von Stadtrath Dr. Johannes Ferdinand Schmid in Leipzig. — Quintino Sella. Von Joseph Schuhmann. — Das Dampfroß auf classischen Gefilden. Eine Darstellung der griechischen Eisenbahnen. (Mit einer Karte.) Von Gustav Krenke. — Zwei pariser Liederdichtervereine. Von Friedrich Carl Petersen. — Der Zustand der englischen Landmacht. Von Alexander Winter. — „L'Invasion allemande“ (par le Général Boulanger). Von Richard Mahrenholtz. — Die weiblichen höhern Curse in Rußland. Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder in St.-Petersburg. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Physik. Von Franz Bendt. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Jahrgang 1889, 1. Band (Heft 1—6) geb. in Halbfranz 7 M. 50 Pf.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. **Cacao.**

Preis per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Taschentücher

Schutzm.

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die
Schloßfrau von Ildenau.
Roman von
Martin Bauer.
Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Am Belt.
Roman von
Gregor Samarow (Oskar Meding).
2 Bände. Preis geh. M. 8. —; fein geb. M. 9. —

Die Adjaren.
Roman von
A. G. von Suttner.
Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Dämon „Ruhm“.
Roman von
Anton von Perfall.
2 Bände. Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmund
nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte
von
Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blau.
Illustr. Preisliste gratis. Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

OCT 24 1889

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 10. October 1889.

Inhalt: Ein Roman aus der Zeit der Französischen Revolution. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Nordlandsharfe. Von Heinrich Bulthaupt. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Ein Geschichtsdrama. Von Feodor Wehl. — Zur Entwickelungslehre. Von B. Vetter. — Ein Wort für Wagner und Lenz. Von Joh. Froitzheim. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Roman aus der Zeit der Französischen Revolution.

Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Hans Blum. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1889. 8. 9 M.

Es hat auch in Deutschland nicht an literarischen Bemühungen gefehlt, die breitern Schichten des Volks über die Bedeutung der großen Französischen Revolution aufzuklären und der hundertjährigen Feier derselben die Wege zu ebnen. Aber wie spurlos ist diese „Feier" am deutschen Volke vorübergegangen! Von unsern Socialdemokraten abgesehen, welche sich in Paris mit den französischen Arbeitern „verbrüderten", hat unser Volk kaum einen historischen Gedenktag gleichgültiger und kühler an sich vorübergehen sehen als die hundertjährige Wiederkehr dieses Jahres voll schwärmerischen Blutdurstes und aufgeklärter Tyrannei. Wer wollte der Französischen Revolution ihre bleibende Bedeutung und die treibende Kraft absprechen, die sie thatsächlich auf die Menschheit ausgeübt hat! Bis zu den Achtundvierzigern hinauf können wir die Spuren ihrer Wirksamkeit deutlich erkennen. Aber mit dem Jahre 1870 zerfließt ihr blutrother Schimmer unter den Strahlen der deutschen Kaiserkrone, erlischt ihre unmittelbare Beziehung zu den lebenden Geschlechtern Deutschlands. Wol wird auch bei uns ein furchtbarer Kampf vorbereitet, der sich in entsetzlichen Katastrophen austoben muß, wenn es nicht gelingt, ihm bei Zeiten auf friedlichem Wege den Boden zu entziehen. Dieser sociale Kampf aber ist mit dem innern Wesen der Französischen Revolution nur wenig verwandt, ja, er bildet in gewissem Sinne sogar einen Gegensatz zu ihr. „Menschenrechte!" lautete damals die Losung — jetzt heißt es „Menschenpflichten!" Alle jene Güter und Rechte, welche den Stürmern der Bastille als die Ideale der Menschheit erschienen: Freiheit der Person, Gleichheit des Rechts, Beseitigung der Standesunterschiede, Selbstbestimmung des Volks, sind heute ungefährdetes Eigenthum der Nation. Nun aber, da wir das Ziel erreicht, den Berg erklommen, müssen wir die alte Wahrheit erkennen, daß die Begriffe von Recht und Freiheit noch lange nicht genügen, um das größtmögliche Glück der Menschheit zu begründen; daß die peinlichste Rechtspflege und das größte Maß von Freiheit — das bitterste Elend und die höchste Noth keineswegs ausschließen, und daß der Freiheit die Selbstbeschränkung, dem Rechte die Pflicht ebenbürtig gegenübersteht. Mit dieser Erkenntniß verläßt die Menschheit jene Stufe, zu welcher sie sich mit der Französischen Revolution unter furchtbaren Greueln emporschwang, und tritt ziel- und selbstbewußt auf einen höhern, ihrer selbst würdigern Standpunkt. Heute gilt es nicht, Rechte zu erwerben, sondern Rechten zu entsagen zu Gunsten der Schwachen und Enterbten, um Pflichten zu übernehmen: Menschenpflichten!

Nur von diesen Gesichtspunkten aus können wir volles Verständniß einer Dichtung entgegenbringen, welche in der Zeit der „Menschenrechte" nicht nur den geschichtlichen Hintergrund, sondern auch den Schwerpunkt ihrer Bedeutung findet. In der That bildet die dichterische Schilderung des Zeitgeistes den hauptsächlichen Werth des vorliegenden Romans.

Die Handlung desselben spielt abwechselnd auf deutschem und französischem Boden. Vertraute der zwei größten Monarchen ihrer Zeit, Joseph's II. und Friedrich's des Großen, ein Vertreter des jungen nordamerikanischen Freiheitsstaats und ein französischer Edelmann von altem Schrot und Korn treten gewissermaßen als Zeugen gegen und für ihr Zeitalter auf. In Paris, wo sie theils als Beobachter und Berichterstatter, theils als wirkende Kräfte die blutigen Tage der französischen Erhebung mit erleben, entspinnen sich Liebesverhältnisse, deren Entwickelung die

romanhaften Fäden der Erzählung abgibt, gleichzeitig aber auch den Geist der Bewegung treffend charakterisirt. Vorzüglich hat es der Verfasser verstanden, die entsittlichenden Einflüsse der Revolution in einem Liebespaare zu verkörpern, das von den hochgehenden politischen Wogen aus einem reinlichen und ehrenhaften kleinbürgerlichen Dasein in den schlammigen Strudel pöbelhafter Phrasenherrschaft gerissen und im Namen der „Vernunft" und „Freiheit" entehrt und zu Grunde gerichtet wird. Weniger glaubhaft als die Schilderung der jungen Fadette, die im Schose der Pikenmänner und der Damen von der Halle verkommt, ist die ihrer Freundin Cecile, welche ihrer Liebe entsagt, weil der Gegenstand derselben jener oben erwähnte Vertreter des Preußenthums ist. War nun damals der französische Haß gegen Preußen bei weitem nicht so groß wie heute, so ist es vollends unerklärlich, daß ein junges Mädchen, welches ihre Nation eben deshalb so glühend liebt, weil sie hofft, daß dieselbe trotz aller ihrer Ausschreitungen dennoch der Menschheit ein bleibendes Gut an Menschenrechten schenken werde, auf die Rechte der Liebe, diese heiligsten, unantastbaren Menschenrechte verzichtet. Mir scheint die Gestalt dieser Cecile überhaupt völlig verzeichnet und unwahr. Nachdem sie ihren preußischen Geliebten soeben nach mehrjähriger Trennung wiedergesehen, erfährt sie, daß derselbe dem unglücklichen Könige und seiner Gemahlin, ihrer Wohlthäterin, zur Flucht verhelfen will. Sie vereitelt die letztere durch eine Anzeige an die Schreckensmänner, hat aber dennoch die Stirn, dem Königspaare unter die Augen zu treten und die Wohlthaten und Liebeswerke ihrer königlichen Gebieterin nach wie vor entgegenzunehmen. Als sie sich von den verhängnißvollen Folgen ihrer Anzeige überzeugt hat, glaubt sie ihre Schuld nicht anders sühnen zu können, als durch Flucht vor ihren Freunden, die sie aus den Händen des Pöbels und von dem sichern Tode gerettet haben, und durch Theilnahme an dem Feldzuge gegen die Preußen als eine Jungfrau von Orleans. In dieser Eigenschaft wird sie verwundet, von ihrem Geliebten wiedergefunden und verpflegt, mit rührender Liebe, Nachsicht und Treue überschüttet, ohne doch, trotz beiderseitiger glühender Leidenschaft, in eine Verbindung mit ihm zu willigen. Und alles das, weil er Preuße ist und sie sich durch ihre Schuld gegen das Königspaar beschwert fühlt!

Wer bringt nun die Liebenden zusammen? Kein Geringerer als — Goethe, der bekanntlich bei der Kanonade von Valmy zugegen war und dort vom Verfasser mit dem preußischen Liebhaber bekannt gemacht wird. Kaum hat Cecile von letzterm den Goethe'schen Ausspruch gehört: „Mit diesem Tage beginnt ein neues Zeitalter und ihr könnt sagen, daß ihr mit dabei gewesen seid", als sie auch gleich zu dem Entschlusse gelangt, den großen deutschen Dichter darüber entscheiden zu lassen, ob sie ihren Bräutigam heirathen soll oder nicht. Das ist doch gar zu unglaublich! Ein junges Mädchen, das von einem fremden Manne — und mag er der größte Geist aller Zeiten und Zonen sein — ihre Herzensangelegenheiten ordnen läßt?! Hat denn die Dame keinen Richter in der eigenen Brust? Goethe hält ihr eine sehr schöne Rede und die Bedenken Cecile's lösen sich in Wohlgefallen auf.

Die Stärke Blum's scheint überhaupt durchaus nicht in der Charakterzeichnung zu liegen. Seine Helden sind mir alle viel zu heldenhaft. So wenig ich unter den thätigen Theilnehmern an der Revolution einen guten Zug zu entdecken vermochte, ebenso wenig ist es mir gelungen, Flecken auf dem Charakterbilde seiner Günstlinge aufzuspüren. Da ist alles eitel Heldenmuth und Edelsinn; der erstere grenzt geradezu ans Fabelhafte. Dieser Preuße Frank, dieser Amerikaner Mr. Noddy u. s. w. sind im wahren Sinne des Worts Mustermenschen. Daß einer derartigen Charakterzeichnung alle individuellen Züge fehlen müssen, ist wol selbstverständlich. Steht uns in Frank der ideale Preuße gegenüber, so finden wir in Mr. Noddy den idealen Nordamerikaner, in Reinhart den idealen Oesterreicher, in Belombre den idealen Franzosen. An Unwahrscheinlichkeiten ist gleichfalls kein Mangel. Eben jener unsägliche Heldenmuth veranlaßt die Träger der Handlung zu Thaten, die einfach unglaublich sind, weil sie theilweise sogar außerhalb der physischen Möglichkeit liegen dürften.

Nein, das reale Moment, das eigentlich gestaltende, ist es nicht, durch welches der Verfasser den Leser fesselt, sondern das ideale, die dichterische Darstellung der geschichtlichen Kräfte, Strömungen und Zustände durch die Erlebnisse und Anschauungen der vorgeführten Personen. Greifbar tritt uns das Bild der Zeit aus dem Rahmen der Dichtung entgegen, hier in scharfen Farbengegensätzen, dort in sanftern Uebergängen, überall aber in edeln Linien, künstlerischen Formen und in gerechter Vertheilung von Licht und Schatten. Ein idealer Glaube an die Vorsehung und die Menschheit beseelt das Ganze und verklärt auch die Schilderung der Roheit und des Wahns mit einem versöhnenden Schimmer.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Nordlandsharfe.

Nordlandsharfe. Ein Ueberblick über die neuere Lyrik des Nordens. Uebersetzungen von P. J. Willatzen. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1889. 8. 6 M. 40 Pf.

Ein Werk, das sicherlich schon durch den Titel sich empfiehlt. Denn die nordische Lyrik ist uns Deutschen mit schwachen Ausnahmen immer noch ein unbekanntes Land, und der Uebersetzer erfreut sich seit langem des Rufs, ein ausgezeichneter Kenner der skandinavischen Sprachen

zu sein, dem man, wenn man ihm in dieser Beziehung nicht zu folgen vermag, doch blindlings zutrauen darf, daß er der Sprache und dem Dichter gibt, was der Sprache und des Dichters ist. Nicht nur seine Vertrautheit mit den nordischen Sprachen, die sich ihm schon in früher Kindheit anbahnte (er war in Schleswig geboren, das damals noch unter dänischer Herrschaft stand) — auch eine angeborene Richtung des Gemüths und der künstlerischen Empfindung, wie sie sich in seinen eigenen Gedichten spiegelt, hat ihn immer wieder zu der Lyrik jener Völker zurückgeführt, und was er in der Uebertragung derselben zu leisten vermag, hat er durch seine vor einigen Jahren erschienene, auch an dieser Stelle gewürdigte Tegnér-Uebersetzung noch neuerdings glänzend bewiesen. Gewährt uns also ein so Berufener einen Ueberblick über die neuere Lyrik des Nordens, so können wir sicher sein, unsere Kenntniß auf die beste Art bereichert zu sehen. Auch ist es ja nichts unbedingt Neues, was Willatzen auf seiner „Nordlandsharfe" ertönen läßt. Schon vor mehr als dreißig Jahren hat er in Elberfeld eine kleine Liedersammlung erscheinen lassen, die uns unter dem gleichen Titel mit den lyrischen Schätzen Schwedens und Dänemarks, mit finnischen Volksliedern (Suomi-Runen) und einigen Balladen von den Färöern und Island bekannt machte. Seine 1865 erschienenen „Altisländischen Volksballaden und Heldenlieder der Färinger" förderten das begonnene gute Werk, und jetzt bietet die neue „Nordlandsharfe" nicht nur eine Auswahl aus jenen beiden Sammlungen und den dichterischen Blättern, die wir dem Verfasser sonst noch zu danken haben, sondern eine ungemein reiche Auswahl aus der bis auf unsere Tage reichenden nordischen Literatur. Ein jedes Kapitel ist bedeutend vermehrt. Neben den dänischen und schwedischen Dichtern wird jetzt auch den Norwegern ihr volles Recht, und mancher bedeutende Name, der in der frühern kleinen Ausgabe der „Nordlandsharfe" fehlte, ist in der jetzigen rühmlich vertreten. Aber nicht allein hierdurch, sondern auch durch Form und Geist der Uebertragung kennzeichnet sich das Buch als eine von der frühern gründlich abweichende, selbständige Erscheinung. Der Verfasser ist nicht müde geworden, an seinem Werke zu feilen. Wer die neue Sammlung mit den frühern Uebersetzungen vergleicht, wird mancher Aenderung begegnen, und man darf dem Vorworte glauben, wenn es uns die Versicherung gibt, daß der Nachdichter „nicht nur den Sinn und die äußere Form, sondern auch den Wohllaut, die Klangfärbung der Dichtung und die Eigenthümlichkeiten des Verfassers" zur Geltung zu bringen bestrebt gewesen sei, daß er sich möglichst getreu der Urschrift angeschlossen und auch die vorkommenden Unregelmäßigkeiten zur Charakterisirung ihrer Verfasser wiedergegeben habe.

Daß Willatzen nicht nöthig hat, zu den leidigen Nothbehelfen schlechter Uebersetzer, zu Flickwörtern und Inversionen zu greifen (die nur gelegentlich den schönen Fluß seiner Uebertragung stören), und daß er auch des kunstvollsten Metrums, des keckſten Reimspiels Herr zu werden vermag, beweist gleich eine der ersten Nummern der Sammlung, die Nr. 63 aus „Fredman's Episteln", die ihren genialen Dichter, Karl Michael Bellman, so meisterlich einführt, wie es nur gewünscht werden kann. Das Gedicht besingt eine jener Orgien, die der Poet, dessen Stern unter König Gustav III. im Zenith stand, seinen Freunden zu Liebe durch seine dichterischen und musikalischen Improvisationen verherrlicht, mehr ein „trunkener" als ein „betrunk'ner" Seher, und es sprudelt von Leben und Wohllaut.

Vater Bergström, stimm' an, laß klingen!
Macht's bequem euch vor allen Dingen,
Wenn wir jetzt uns im Tanze schwingen
Hier im frohen Haus!
Reicht herum unsern Kneipmamsellen
Wein und Früchte und Karamellen!
Mutter Maja mit Pimpinellen
Würzt den Wein beim Schmaus.
Wollen heut', wie gewohnt, tractiren,
Mit dem Glas in der Hand peroriren!
Vater Bergström, laß musiciren!
Geh's in Saus und Braus,
Seht dort die Bekränzte,
Roth das Kleid und aufgelöst das Haar,
Die noch Wein credenzte
Vor kaum einem Jahr!
Körbe mit Citronen
Bietet nicht mehr feil ihr runder Arm:
Heut' tanzt mit Baronen
Sich die Lust'ge warm.
Wie kokett sie die unbedeckte
Brust sich fächelt, sich am Confecte
Delectiret und schlürft vom Secte
Im Galanenschwarm!

Draußen dämmernder Mondenschimmer,
Hier Musik bei der Kerzen Flimmer!
Mutter Maja im Schenkenzimmer
Raisonnirt wie'n Spatz.
Draußen huschen viel weiße Strümpfe:
Her die erste, die beste Nymphe —
Daß mir keiner die Nase rümpfe! —
Schwingt im Tanz den Schatz!
Bis zum Montag — wer wollt' ermüden? —
Ist's so weit wie vom Nord zum Süden!
Thoren schelten wir all die Prüden!
Sorgen, räumt den Platz!
Nächstens, bis es tage,
Laßt uns in des Abendsternes Strahl
Froh beim Festgelage
Heben den Pokal!
Wird der Kopf dann heller,
Sei Cupid' ein Opfer auch gebracht,
Wo vom Bacchuskeller
Duft uns lüstern macht.
Mag der Thor sich im Joch erniedern,
Mag den Weisen die Welt anwidern:
Wein und Weiber bei Fredman's Liedern —
Ha, wie hold die Nacht!

Wie flüssig sich dieser dithyrambische Gesang des „nordischen Weingottes" bei Willatzen liest! Und warum,

möchte man fragen, hat er uns von „Fredman's" Liedern (es war das Pseudonym des Dichters) nicht mehr als drei übersetzt? Wiegt doch dies einzige Gedicht eine ganze Schar der kleinen sentimentalen Liedchen auf, die aus dem gewohnten Kreise der lyrischen Themata den Ausweg nicht zu finden wissen, und von denen man gern weniger gehört hätte, wenn nur dem Genius sein volles Recht geworden wäre. Auch aus den schönen Gedichten Wallin's, die Willatzen uns mittheilt, und von denen beispielsweise „George Washington" ein großer dichterischer Wurf ist, aus Silverstolpe's, ja aus des gefeierten Tegnér Gedichten weht kein stärkerer poetischer Hauch als aus der mitgetheilten Probe der Gesänge, die Bellman einst zur Harfe im Sturm der nächtlichen Gelage anstimmte, bis der Morgen ihm ein Ziel setzte und seine Gesundheit der Anstrengung des regellosen Lebens erlag. Im übrigen muß man dem Uebersetzer freilich beipflichten, daß es schwer ist, es allen recht zu machen, und er selbst gesteht zu, daß nicht immer die Absicht, die Eigenart der erwählten Dichter zu kennzeichnen, die Auswahl geleitet hat: melodische Gründe und die Volksthümlichkeit, die ein Gedicht im Heimatlande gewonnen, sind für ihn ebenso oft bestimmend gewesen. Noch richtiger bemerkt er, daß einige große Poeten nur darum in der Sammlung schwach vertreten sein konnten, weil die Lyrik, die in ihr doch zunächst in Betracht zu kommen hatte, nicht jedermanns Hauptstärke ist. Doch hat ein feiner Takt ihn glücklich, so weit eben möglich, auch auf das Charakteristische einiger der lebenden Schriftsteller geführt, und in dem formlosen Strindberg'schen Gedicht „Sänger!", in dem einige antike Metren seltsam durcheinandergewürfelt und verunstaltet zu sein scheinen, spukt das ganze Programm des crassesten modernen „Realismus":

Sänger!
Wie lange noch wollt ihr singen Wiegengesänge,
Mit Kinderklappern vorm jungen Geschlecht noch klappern?
Was ladet ihr ein auf die Flasch' und auf Zulpe?
Seht nicht ihr, daß unberührt die Milch bleibt, die süße,
Und Zähne das Kind hat?

— — — — — — — — — — — — —

Sänger!
Was singet in höherem Ton ihr nur von dem Hohen?
Was Hohes das Leben uns beut, das ist uns das Höchste.
Was setzet ihr noch den Schein des Schönen fürs Wahre?
Das Wahre ist häßlich, so lange nur Schein ist das Schöne,
Das Häßliche Wahrheit!

— — — — — — — — — — — — —

Es sind nur einige Strophen aus dem Poem, aber sie lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und der Verfasser, von einem falschen Schlagworte verlockt, spricht in ihnen nur aus, was er in der starken Talentprobe seines vielberufenen Dramas „Der Vater" ausgeführt hat. Eben um dieser bezeichnenden Eigenart willen muß man aber dem Uebersetzer für die Mittheilung des Gedichts ebenso dankbar sein wie für die harmonischeren Klänge der Dichtungen Bernhard Elis Malmström's („Sibylla Tiburtina"), Victor Rydberg's („Dexippos", eine wundervolle Verherrlichung des Kampfes der Athener gegen die Gothen im Jahre 267 n. Chr.) und Karl David af Wirséns, dessen „Herr Olof" (eine Behandlung der alten unerschöpflichen Sage von Erlkönigs Töchtern) und „In Aegypten" (die Rast der heiligen Familie im Pharaonenlande und die Ruhe des Christuskindes auf dem Löwenrücken der Sphinx) sich in der „Nordlandsharfe" wie deutsche Originale lesen.

In der zweiten Abtheilung der Sammlung, „Finland", nimmt unter den schwedischen Dichtern nach Gebühr Runeberg einen hervorragenden Platz ein. War er in der ältern Ausgabe nur mit rein lyrischen Gedichten von weichstem Klange vertreten, so zeigt ihn diesmal die kleine Verserzählung „Der Zigeuner" auch auf epischem Gebiete wohlbewandert und schärferer, charakteristischer Züge fähig. Daneben hat ein so liebliches Gedicht wie „Das Vogelnest an der Landstraße", das folgendermaßen beginnt:

Liebes Vöglein, warum bautest du
An des lauten Heerwegs Lärm und Staube?
Bot der Wald nicht Kühlung dir und Ruh,
Stand die Birke nicht geschmückt im Laube?
Glänzte zauberisch und mild nicht immer
Dort wie hier der Morgenröthe Schimmer? —

seine Stelle behalten, und zwar im wesentlichen in der ersten Gestalt der Uebertragung, die, wie Willatzen in den Schlußbemerkungen zu der „Nordlandsharfe" von 1858 mittheilt, nicht von ihm selbst, sondern von Friedrich Ruperti herrührt, dem trefflichen, seit langem verstorbenen bremer Dichter, welchem die Sammlung auch die klangschönen zarten Uebersetzungen zweier finnischer Volkslieder verdankt: „Singen werd' ich nicht im Leide" und „O wie gerne, gerne sing' ich". Daß Willatzen diese letzten bis auf eine kleine Variante zu Gunsten der gereimten Schlußzeilen unverändert beibehalten, wird er ebenso wol aus Pietät für den Hingeschiedenen wie in gerechter Anerkennung der meisterlichen Nachdichtung gethan haben.

Aus der „Norwegen" gehörenden Abtheilung ragt neben den in Deutschland bereits nach Verdienst geschätzten „Republikanern" von Johan Sebastian Welhaven das für seinen Verfasser bezeichnende, glücklich gewählte Ibsen'sche Gedicht „Der Bergmann" hervor:

Bergwand, birst nun mit Gekrach
Vor des Hammers Schlägen jach,
Daß den Weg ich abwärts bahne
An ein Ziel, das kaum ich ahne.

In der Felsen stiller Nacht
Winkt mir reicher Schätze Pracht,
Diamant hier zwischen Quadern,
Dort das Gold in lichten Adern.

Ruhe herrschet weit und breit,
Tiefe Nacht von Ewigkeit —
Brich den Weg zur Herzenskammer
Der Natur, du wucht'ger Hammer!

Saß als Kind mit frohem Sinn
Unterm Sternendom einst hin,

Schritt auf Frühlings Blumensteigen,
Hätte Himmelsruh zu eigen.

Längst vergaß in dieser Nacht
Ich, wie hell der Frühling lacht,
Nie in meiner Gruben Gänge
Schallten frohe Festgesänge.

Bei der ersten Fahrt im Schacht
Hab' ich kindisch einst gedacht,
Daß hier Geister mir der Erden
Ew'ge Räthsel deuten werden.

Doch noch hat kein Geist gelehrt,
Was das Herz mir bang beschwert,
Noch ist mir kein Strahl erschienen,
In der Nacht als Licht zu dienen.

War es Unrecht, was ich that?
Führt zur Klarheit nicht mein Pfad?
Blendet doch das Licht von oben,
Wenn mein Aug' es suchet droben!

Nein, zur Tiefe! Weit und breit
Herrscht da Ruh' von Ewigkeit!
Brich den Weg zur Herzenskammer
Der Natur, du wucht'ger Hammer!

Hammerschlag auf Hammerschlag
Bis zum letzten Lebenstag!
Keines Morgenrothes Wonne!
Keiner Hoffnung lichte Sonne!

Nach den „Isländischen Volksballaden", die der norwegischen Lyrik folgen, schließt sodann „Dänemark" überaus reichhaltig und mit einer überraschenden Fülle origineller Dichtertypen das Buch ab. Aarnstrup's „Gräber der Aturen" (in dem Gedicht spielt jener Humboldt'sche Papagei, der als einzig Ueberlebender die Sprache eines erloschenen Volksstammes redet, die Hauptrolle), Paludan-Müller's „Gesang der Najade", der mir lieber ist als ganze Kapitel des gepriesenen „Adam Homo", Franz Johannes Hansen's wilder „Korsar", Richardt's „Römischer Esel", Holger Drachmann's „Letzte Parade" sind jedes in ihrer Art Meisterstücke, von deren Wirkung in der Willatzen'schen Uebersetzung sich der Leser selbst überzeugen möge, und nur einen habe ich in den Reihen seiner dichterischen Genossen ungern vermißt: Rudolf Schmidt, dessen Drama, „Der verwandelte König" (in der Uebersetzung von Varnhagen), das Werk eines echten Dichters ist und dessen Novellen (übersetzt von M. von Borch) bei allem „Realismus" und aller Schärfe der Beobachtung eine künstlerische Durchbildung und Läuterung des Stoffs und einen ästhetischen Adel verrathen, die zu vielen der neuesten Hervorbringungen der Nordländer in auffallendem Gegensatze steht. Auch als Lyriker ist er aufgetreten, und erlebt die „Nordlandsharfe" eine neue Auflage, dann wird er darin nicht fehlen dürfen. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber dann auch, den Namen der Dichter nicht nur des Geburts- und Sterbejahr, sondern auch wenn noch so kurz gehaltene biographische Angaben hinzuzufügen, die den Umfang des Buchs gewiß nicht unmäßig erweitern werden. Der Sache, die Willatzen vertritt, werden sie dienlich sein, und findet sein Werk, zu dessen Gelingen Fleiß und Begabung sich so schön verbündet haben, die ihm zukommende Anerkennung, dann wird das Interesse, das er für die Lyrik des Nordens zu erwecken verstanden hat, diese Zusätze unvermeidlich machen.

Heinrich Bulthaupt.

Neue Romane.

1. Der Küster von Horst. Roman aus dem Heideland von August Becker. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1889. 8. 12 M.
2. Jonel Fortunat. Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 7 M.
3. Unter fremdem Willen. Roman von Oskar Meding (Gregor Samarow). Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 10 M.

Eigenartige Schöpfungen! Ein norddeutsches Gesellschaftsbild aus der Heide, ein solches aus dem Völkergemisch des Ostens, eine physiologisch-psychische Criminalgeschichte. Uebrigens ist auch der Roman August Becker's: „Der Küster von Horst" (Nr. 1), nach Färbung und Haltung des Ganzen eine groß angelegte, eine der viel verschlungenen Verbrechergeschichten, wie wir sie sonst bei ihrem so sehr gewandten Hauptvertreter Ewald August König finden.

Es liegt aber manch anderes darin, was dem Werke Bedeutung und Anziehung gibt, und wir möchten es ein überwiegend im Schimmer der Wetternacht stehendes Heideidyll nennen, die feinsten Züge im Bilde von Natur und Menschen etwa so gehalten, wie der herrliche psychische Zeichner Wilhelm Jensen sie hinzuwerfen versteht oder auch wie sie da und dort bei dem humoristischen Schalk A. von Winterfeld sich treffen, wenn er zu seelischer Vertiefung sich erhebt und die träumerisch angehauchten Idyllen gemüthlich angeregt hinmalt, daß sie uns innerlichst ziehen und rühren.

Im Mittelpunkte der Geschichte steht ein von fast undurchdringlichen Geheimnissen umgebener Raubmord und es ist nun eben — wie bei allen Aufgaben dieser Art — das spannende Ziel, diese Geheimnisse zu lüften und den schwer verschlungenen Knoten zu lösen. Das Hauptinteresse richtet sich auf die Familien des Pastors Beckmann und des Küsters Enders im Heidedorfe Horst. Aber aus dem Familiengemälde wird ein viel weitergreifendes allgemeines Gesellschaftsbild von Land und Leuten in diesen eigenartigen Strichen. Wir haben vor uns die zum Theile bis weit in die heidnische Zeit zurückreichenden patriarchalischen

Sitten und Anschauungen, das Thun und Denken einer besonders gearteten Bevölkerung, die von dem seltsam einwirkenden Boden und Himmel, auf und unter dem sie lebt, ihre tiefgreifenden bezeichnenden Züge angenommen hat. Da sind es Bauer und Knecht in den verschiedenen Abstufungen (Voll-, Halbhufner, Käthner); da ist's der Wirth im Kruge, der Schullehrer und Landmesser, der behäbige Müller, der Doctor und Amtsrichter, der bissige Rittmeister auf dem verfallenen Schlößchen, der jüdische Handelsmann, der dämlich einfältige Heideschäfer mit seinen vierbeinigen Schützlingen, da der Büttel und Vogt, der rußige Dorfschmied in cyklopischer Beleuchtung, der Postmeister und Kutscher mit vorsintflutlichem Gefährt und ausgedörrten Braunen, Forstmeister und Heideläufer und Wilddiebe im ewigen Kampfe, die elendesten Torfhüttenbewohner in ihrer verkommenen Verlassenheit, endlich ein aus überbildeter Culturspähre herübergreifender, übrigens schwer in die Geschichte verwickelter Rath Müller, dessen Bekehrung vom selbstsüchtigen Schurken zum büßenden Ehemanne wir erleben. Kurz, es sind alle Stände und Frauen und Töchter mit, die sich in ihrem Walten und Gebaren vorstellen und mehr oder weniger in die verwickelte Handlung eingreifen.

Ein Hauptvorzug der Arbeit ist die Naturzeichnung. Von unvergleichlich sprechender Wahrheit und Vertrautheit Heide und Moor, einsam, trostlos, drückend und doch nicht ohne Reiz. Das ist das Heideleben in allen Stadien und Momenten, mit dem Auge des Dichters geschaut, mit dem Herzen eines guten treuen Bekannten erfaßt, in der nachhaltigen Einwirkung auf einen Menschenschlag, der durch und durch mit seinen fremdartigen Grundzügen verwachsen ist. Da ist die Heide im hochsommerlichen Sonnenlichte, grau und dürr und trocken ausgeglüht, starrend und lechzend, hingestreckt im Schweigen des Todes; da ist sie im Frühlingsmorgenscheine, rothschimmernd und dampfend, frisch im Thau aufathmend, vom Ericakranze umsäumt; da ist sie in finsterer Wetternacht ein ins Unendliche gestrecktes schauerliches Grab, über das die fahlen Blitze kreuzen; da liegt sie im Mondenscheine wie ein unheimlich verzaubertes Märchen, traumumfangen, ein gespenstiger Riesenleib im Halblichte. Da sind, gleißend und schimmernd, die unendlichen Torfmoore und Tümpel, die den unbesonnen auf ihre bodenlosen Flächen sich Hinauswagenden unerbittlich hinunterziehen, daß er den schrecklichen Tod im gurgelnden Schlammwasser und dem lehmigen Kothe findet. Da ragen sagenumweht riesige Hünengräber auf, zerstreute windzerzauste Gebüsche, elende Lehmhütten, in denen die bodenlose Armuth haust, oasenartig hingebreitete Bauerndörfer, über deren Strohdächer graue moosüberzogene Kirchthürme wunderlich hinausgucken: das alles ein unsäglich trauriges Idyll, auf welches ein trostloser Himmel herunterglotzt. Sehr am Platze, wenn dabei das in den Sumpf lockende Moorweib oder der Irrwisch als ruhelos wandelnde sündige Seele und andere gespenstige Erscheinungen dieses Schlags ihre bedeutsame Rolle spielen.

Gehen wir den psychischen Grundzügen nach. Die schweren Erschütterungen im Herzen des stark von dem Trauergeschick ergriffenen, in seinem Wesen von Grund aus sich umwandelnden Pastors; die bis zum Entschlusse des Mordes reifenden Leidenschaften im Gemüthe des verkommenen Küsters und des durch früh erlittenes schweres Unrecht verbittert auf Vergeltung sinnenden Krugwirths; die Kämpfe zwischen Pflicht und Liebe und Entsagung, die der Küstersson, ein ganzer und gediegener Mann, in sich durchficht, wobei die einfache und doch so sprechende Scene des letzten Abschiedes von der ihm verweigerten Geliebten einen tief ergreifenden Einblick gewährt in Denkart und Gebaren schlichter und reiner Gemüther aus dem Volke; die gewaltsamen Wechsel und Erschütterungen im Wesen des armen Schullehrers Petersen, der aus einem zagen blöden Jungen durch die rauhen Schicksalsschläge zum tüchtig gefesteten Manne herausreift; die mit leiser Hoffnung gemischte stille Ergebung und Entsagung und der nie rastende Gerechtigkeits- und Wohlthätigkeitssinn in dem feinen Gemüthe der bleichen, milde waltenden und sorgenden Pastorstochter: das alles ist mit ebenso viel Wahrheit wie Kunst hingezeichnet, weil innerlichst gemüthlich begriffen, durchdacht und gefühlt. Andere male fallen diese Zeichnungen in den gesunden Humor hinein: so was prophetisch sprichwörtlich aus dem breiten Munde des Dorfcyklopen kommt, oder aus dem ungeschlachten Hirnkasten des Heideschäfers, oder das Gemälde der zusammengeschneiten Figuren im Posthause bis herab auf den „eingemachten Fruchthändler" aus Altona und den schauerlich grotesken Todtenkopf vom unglücklichen verhungerten Fuhrmanne.

Die ganz eigenthümlichen, patriarchalisch von alten Zeiten her erhaltenen Sitten und Bräuche der weltabgeschiedenen Bevölkerung verschiedener Rassen — ein Theil sind Wenden — treten uns des Lebhaftesten wie aus einem gutgeschriebenen Volksbuche entgegen. So in „Schnurren" von Pastor und Küster, bei den Hochzeiten und Beerdigungen und den Festen, in Arbeit und Handel, in den geweihten Nächten, immer und überall im zäh abergläubig festgehaltenen Glauben und der Haltung zu den geheimen Mächten des Himmels und der Hölle. Ein Stück Volksleben, das nur nach vertrauten Studien in seiner Besonderheit erschlossen werden kann und jedenfalls Eindruck macht. Der Volksseele in ihren innerlichst charakteristischen Kundgebungen versteht Becker bis in die Tiefen nachzugraben. Auch dabei spielen die alten Hünengräber, an die sich verschiedentlich der versteinerte Volksglaube hält, ihre ganz bedeutende Rolle.

Ein sympathisches Buch, ein Schriftsteller von feinem Geiste und Takte!

Marco Brociner's „Jonel Fortunat" (Nr. 2). Aus Rumänien! Immerhin werden wir da manche uns interessirende und eigen ansprechende Dinge zu hören bekommen, wie jedesmal, wenn sich ein Schriftsteller in die schon „halbasiatischen" Länderkreise hineinwagt. Und ein socialer

Roman aus den Culturgebieten, „wo alles noch im Werden begriffen, wo neben manchen Lastern einer raffinirten Civilisation die ungebrochene eines jugendlich aufstrebenden Volks schäumt", er hat genug zu sagen und mag anziehen.

Das Gutsherrenleben verschiedener Schattirungen in seinem etwas rohen Glanze und seinem Bettel, letzteres unfehlbar dann, wenn es mit der Herrlichkeit nach dem Genusse und Wirbel und Taumel toller Jahre und nach den vergeblichen verzweifelten Anstrengungen der darauffolgenden Zeiten des Verfalls und der Sorge finanziell zu Ende geht; eigen berührende Familienverhältnisse in dieser oberflächlich cultivirten, halb stolzen und halb bäuerischen Bojarenwelt; das verlorene Dasein eines armseligen Dorfpopen, der ein gutes Theil seiner unnützen Zeit in der Schnapskneipe verduselt; Räthe und Advocaten und Wucherer, die das jammerselige Völkchen von Bäuerlein und Fuhrleuten und Knechten noch ärmer machen und nebenbei auch die hochfahrenden Herren bis aufs Hemd ausziehen, wenn sie in ihre Krallen gerathen; vor allem und in allererster Linie die im ewigen unerbittlichen Kampfe begriffene gegenseitige Stellung des Hasses und der Eifersucht zwischen Christen und Juden, wobei von der zweiten unterdrückten Rasse eine Reihe hochinteressanter Typen vorgeführt werden: das sind die gesellschaftlichen Hauptporträts, scharf nach dem Leben gezeichnet.

Um die Stellung der Judenkinder dreht sich der Hauptinhalt der Geschichte und bezeichnend genug ist er: da haben wir den jungen glänzenden Gutsherrn Demeter Fortunat, der acht Tage vor der Hochzeit die reiche und schöne Braut sitzen läßt, weil ein bezauberndes Judenmädchen sein Herz in Banden genommen hat. Er nimmt die arme Jüdin, Schwester Zibili Pfantirs, des Pfeifers und Schalksnarren der armseligen Gemeinde, zur Geliebten und sie gebiert ihm einen Knaben Jonel, gibt sich aber bald danach, von dem gräßlichen Fluche des unerbittlichen Bruders über ihre Abtrünnigkeit verfolgt und gehetzt, selber den Tod. Der Gutsherr, zum verdüsterten Manne geworden, heirathet viel später doch die einst so schmählich sitzen gelassene Geliebte, der er als gefeierten glänzenden jungen Witwe im Herrenstande begegnet. Das Paar lebt hoch, bringt das Vermögen durch, versucht sich durch einen ungerechten Eigenthumsanspruch an die Gemeinde noch über dem Wasser zu halten und kommt so in Widerspruch zum eigenen Sohne (der Gattin Stiefsohn), in welchem idealer Gerechtigkeitssinn und wol auch das empörte jüdische Blut sich für die Unterdrückten regen. Und ein zweites gleichartiges Verhältniß und Verhängniß: der arme Pfeifer, dessen heißgeliebte Schwester so unglücklich endete, verliert hernach auch noch die ebenso geliebte Tochter Lea; denn diese fällt, um zu Glanz und Reichthum zu gelangen, vom Glauben ab und heirathet, indeß sie eine unüberwindliche Neigung zu Jonel im Herzen trägt, einen jämmerlichen alten Schacherer mit einem Haufen Geld. Alles das sind jedenfalls Begebnisse nach dem Leben, in diesen social gemischten Kreisen gar nicht so selten. Erst später steigt die Spannung so, daß sie bis zur criminalistischen Schärfe anwächst. Lea wird nämlich über ihre unwiderstehliche Liebe zu Jonel erst recht klar, als sie des verächtlichen Alten Weib geworden. Auch der Gesuchte hat einmal Feuer gefangen für die bestrickende Schönheit des Judenmädchens, weicht ihr aber hernach aus und faßt Liebe für eine ebenfalls schöne, dazu würdige und reiche Bojarentochter, die dann auch, nachdem ein Misverständniß, auf das Lea gebaut hat, um die beiden zu trennen, beseitigt worden, seine glückliche Gattin wird. In der Verzweiflung, im Glanze des Reichthums nicht das Glück gefunden zu haben, von dem ihre überreizte Phantasie träumte, beschließt Lea, sich zu tödten; das Giftglas erwischt aber ihr kranker Gatte und Lea wird als seine Mörderin angeklagt. Jonel vertheidigt sie glänzend und bewirkt ihre Freisprechung. Bei einem Aufstande der in ihren Rechten geschädigten Gutsunterthanen will Jonel vermitteln; Lea, für sein Leben fürchtend, folgt ihm und fällt durch eine Kugel, die dem jungen Gutsherrn bestimmt war. Ein anziehender Zwischenfall in diesem Lebenskampfe ist das Verhalten des Staatsanwalts Tschuku, eines buckeligen, aber geistvollen Zwergs, der Lea wahnsinnig liebt, dann aus Eifersucht ihre Verurtheilung erzwingen möchte und nach dem Ende des Processes sich durch einen Schuß tödtet. Ein origineller Charakter, in ihrer Seltsamkeit und den großartigen Widersprüchen eine der gelungensten Figuren, dieser geistreiche Krüppel fast dämonischer Art, bei dessen Anschauen wir unwillkürlich an eine der Shakespeare'schen Gestalten erinnert werden.

Die Stärke des Buchs ist Sittenzeichnung. Recht lebendig tritt uns gleich im ersten Kapitel die jämmerliche Stellung eines verduselten Landpopen in diesen Strichen entgegen, wo auch der Seelenhirt kaum einen Schritt über seinen blöden Schafen steht, und ebenso anschaulich die zur äußersten Nichtigkeit herabgedrückte Lebensführung des getretenen und geschmähten, zur Knechtschaft und Armuth verdammten Judenvolks. Das Leben in den Herrenhöfen aber ist nach dem, was wir hier davon erfahren, natürlich glänzender und mit viel äußerm Flitter umgeben, aber im Innern kaum glücklicher als das der unterdrückten Masse, die Dränger nicht besser als ihre Knechte; ruinirte, gebrochene, durch frühen Misbrauch ihrer Mittel und tolle Vergeudung der Lebenskraft heruntergekommene Existenzen ohne Ideal und Gedanken, sich langweilend und Ränke spinnend, die erste Hälfte des Lebens damit beschäftigt, sich wirthschaftlich herunterzubringen, die andere Hälfte, aus den selbstgeschaffenen Sorgen durch Schein und Trug, Ränke, Unrecht und Gewalt sich herauszuwinden, bis sie unrettbar dem jüdischen Wucherer verfallen. Es sind da einige bacchantische Scenen vorgeführt, welche diese vornehm thuende Gesellschaft nackt und ungeschminkt in der vollendeten Hohlheit, Nichtigkeit und innern Verdorbenheit eines zwecklosen Daseins spiegeln, das künstlich nach Effect, Aufregung und dem Rausche des gemeinsten Sinnenreizes sucht, sei es auch nur in der Kneipe und Tingel-Tangel-Bude, wo

die Weiber willig, doch nicht immer billig zu haben sind. Prächtige Muster von Gatten und Vätern! Wenn schließlich ein nutzlos unbedachter Aufstand der Knechte gegen diese verdorbene Bojaren- und Speculantensippe das sociale Uebel in schreiendem Lichte aufdeckt, die Großen und Kleinen gleich schlecht und niedrig, so finden wir das nur natürlich; der Schloßbrand gibt weiter nichts als die grelle Beleuchtung des allgemeinen Gesellschaftsbildes. Doch das traurigste Los unter allen ist dem Judenthume aus dem Abfalle verirrter Kinder von ihrem Glauben erwachsen.

Was, spärlicher als in voriger Nummer, von Naturschilderung hineingeworfen, stimmt nicht weniger gut zu den Herzenserschütterungen und Leidenschaften der handelnden Menschen; nicht weniger innig ist der Geist der Natur erfaßt und sein Wehen umspült uns im Säuseln wie im Sturm.

Oskar Meding's Werk „Unter fremdem Willen" (Nr. 3) überrascht durch die Eigenheit des Stoffs, ein Unicum. Eine eigenthümliche Erscheinung, wie die Massenproduction unserer Romanschriftstellerei sich mit Hast auf alle neuen Objecte wirft, welche die unbändige Reiselust und der ungestillte Wissensdurst irgendwo dem Blicke der jagenden Menschheit aufthun. Sind doch der geographische und kosmische, der ethnographische und naturbeschreibende Roman lange schon eingebürgerte Spielarten. Und selbst jene dunkeln Gebiete, in denen das Mysterium, die Räthsel und Fragen durch kein noch so scharfes Licht aufgehellt werden mögen, entgehen unsern stoffgierigen Erzählern nicht. Wie früher mit Magnetismus und Mesmerismus in jenen zweifelhaften Kreisen des inhaltschweren Halbdunkels herumdantirt wurde, so geschieht es heute mit dem Spiritismus. Und wie andere Cur- und Wirkungsmethoden das Interesse auf sich lenkten, so heute der schwer erklärliche Hypnotismus, der uns so stark an den seelischen Geheimnissen herumzudeuten gibt. Kaum sind diese Arten und Formen einer geheimnißschweren Seelenbethätigung auf den Plan getreten, so bemächtigt sich ihrer ohne Zaudern auch die Erzählung, um darauf ihre wunderlichen Verwickelungen zu bauen.

Hypnotismus in seiner gefährlichsten Einwirkung auf die Geister ist der Gegenstand, den diesmal der schreibselige Oskar Meding zur Verwendung genommen hat, natürlich wieder - denn anders thut es nun einmal dieser Autor nicht — in hocharistokratischer Sphäre und mit allem Hautgout des Gebarens in vornehmen Kreisen. Wenn der Verfasser sich zum Ziele gesetzt hat, unser staunendes Grauen zu erwecken vor einer unerklärlich gewaltigen Macht, welche den Menschen als willenloses Werkzeug mißbraucht und die reinen Gemüther zwingt, ohne klares Bewußtsein ihrer That, aber auch ohne alle gegenwirkende Willenskraft zu Verbrechen und Meuchelmord und Lüge zu schreiten oder doch dazu sich zu bekennen: wenn er das will, so hat er seinen Zweck vollauf erreicht und mit Geschick gearbeitet. Das ist eine Macht, vor schlimmer als alles, was wir als Zufall oder auch als Fatum zu bezeichnen gewohnt sind. Im dritten Bande des Buchs gibt es ein großes und höchst anziehendes Kapitel, wo in Form einer gelehrten Sitzung der bedeutendsten Fachärzte Frankreichs die ganze schwierige Frage im ausgeprägten Tone einer wissenschaftlichen Abhandlung debattirt und experimentirt wird; wir meinen uns in eine akademische Session versetzt und würden in keiner Weise mehr daran denken, daß wir nichts anderes als einen Roman, also Erdichtung vor uns haben, wenn nicht die Thatsachen, die uns da als wissenschaftliche Wahrheiten vorgetragen werden, an sich ins ganz Unglaubliche und Ungeheuerliche gespannt aufträten.

Es ist eine ebenso prachtvoll schildernde wie psychisch angepaßte Eröffnung, wenn wir auf den wundervollen und vermaledeiten Fleck Erde der Spielhölle von Monaco versetzt und dem Abkömmlinge eines vornehmen alten Hauses gegenübergestellt werden, der soeben an der Roulette sein letztes Goldstück verloren und nun nicht viel Besseres vor sich sieht, als sich eine Kugel in die Stirn zu jagen. Das ist so der rechte Platz und der richtig gewählte Augenblick, in dem eine bedrängte Seele sich dem Teufel verschreiben mag. Der Hauptheld des Stücks, dieser angebliche italienische Marchese, der vorgibt, aus Widerwillen gegen die bevorzugten Kinder des Glücks ausgleichend wirken und ihnen entgegen den Enterbten der Menschheit aufhelfen zu wollen, und der dabei mit einer Willensstärke und Berechnung vorgeht, welcher höchstens der völligen Gemüthsleere in seinem furchtbaren Weben und Walten entspricht, ist ein Dämon; die mit Blut und Geist begabten Menschen schiebt er auf dem Rechenbrete seines eiskalten Verstandes umher als bloße Nullen oder Figuren, unbekümmert um alles Leid und Unheil, das daraus erwächst. Erträglich wird der entsetzliche Charakter nur dadurch, daß er einen erklärlichen Grund des unauslöschlichen Hasses gegen die vornehmen Klassen hat, indem gegen ihn und seine schmählich verlassene Mutter früh die heiligsten Pflichten des Gatten und Vaters schändlich vernachlässigt worden sind; daß ferner gegen das Ende doch ein Zug schön menschlichen Gefühls aus dem sonst versteinten Gemüthe herausbricht; daß drittens der Unglückliche, nachdem alle Maschen seines feingesponnenen Gewebes durchbrochen und zerrissen worden, an sich selber die letzte Vergeltung übt, indem er sich vergiftet. Dem Rechtsgefühle ist ohnehin durch den versöhnten Abschluß nach allen Seiten genug gethan.

Das ganze Gewebe entwickelt sich dreiactig dramatisch: Band 1 stellt die schlau und willensstark in Scene gesetzten Machinationen des gefährlichen Italieners dar; Band 2 bereitet die volle Wandlung vor, nämlich die von mehr als einer Seite anstrebende Opposition gegen seine Macht und das Schwanken der Kräfte; Band 3 die energische Entscheidung, die gegen ihn ausfällt.

Nach seiner Erfindung erinnert das schreckensvolle Gemälde etwas an die ungeheuerlichen infernalen Phantasiegebilde eines Eugene Sue oder Alexander Dumas Vater,

nur daß es nach dem seelischen Untergrunde grauen- und schuldvoller ist als jene gewaltsamen französischen Schöpfungen. Das einzige richtige Bild, unter dem wir uns das Gebaren eines derartigen außer- oder über- oder unmenschlichen Wesens vergegenwärtigen mögen, ist das von der Giftschlange, welche mit jenem Blicke, vor dem es kein Entrinnen gibt, ihre Opfer festbannt. Das ist eine Gewalt, der gegenüber unser Herz still steht, ihr Vertreter der Teufel in Cavaliersuniform und mit den gewandtesten Manieren der feinen Welt. Da hört auch die Psychologie auf; zu erklären gibt es nichts; wir stehen vor einem abgrundtiefen Geheimnisse, diesen Wirkungen gegenüber so rathlos wie vor dem Wahnsinne, den wir auch nicht erklären können.

Man liest das Buch mit Spannung und wird sich der Wirkung, die es sucht und macht, schwer entziehen können.

J. J. Honegger.

Ein Geschichtsdrama.

Eberhard, der Franke. Tragödie in fünf Acten von A. Dehlen. Leipzig, Agentur der Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten. 1889. 8.

Der Verfasser der Abhandlung: „Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen und naturwissenschaftlichen Weltanschauung“ (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1885) und des von uns früher an dieser Stelle besprochenen Schauspiels „Jovius“, kann selbstverständlich kein unbedeutendes Machwerk liefern. Sein neues Drama behandelt den blutigen Aufstand, welchen Eberhard, Herzog von Franken, in der Zeit von 936 bis 939 gegen Otto I., König von Deutschland, aus leidigem Vasallentrotz und gekränktem Ehrgeiz erhob.

König Heinrich I. hatte sterbend verordnet, daß Otto, sein ältester Sohn, der ihm geboren wurde, als er noch Herzog von Sachsen war, sein Nachfolger auf dem Throne werde. Mathilde, seine Witwe, welche als Königin einem zweiten Sohne das Leben gab, hätte lieber diesem die Krone zugewendet gesehen, der ein etwas leichtlebiger und dabei ruhmsüchtiger Mensch ist.

Gleich die ersten Auftritte des Stücks geben in einer knappen, festgeschlossenen Anlage über dieses alles eine bündige und kurzgefaßte, aber echt dramatisch gehaltene Auskunft. Otto soll gekrönt werden; in einer Säulenhalle der kaiserlichen Pfalz zu Aachen steht der Thron errichtet, den er besteigen soll. Ehe die Großen des Reichs sich hier versammeln, um die Huldigung zu leisten, erscheint Heinrich mit seiner Mutter aus dem Münster, um gegen diese seinen Unwillen über seine Zurücksetzung zu äußern und sich sodann auf den Herrschersitz zu schwingen, um zu wissen, wie dem Besitzer desselben zu Muthe sei. Kaum hat er, neidisch und übellaunig, denselben verlassen, als Otto erscheint, ihn besteigt und durch die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier die Krönung an sich vollziehen läßt. Noch erfüllt der Jubel darüber die Hallen, als Bruning, ein Sachse und Vasall des Herzogs Eberhard von Franken, die Reihen des Volks und der Herolde durchbricht, um über ungerechte Vergewaltigung durch seinen Gebieter zu klagen.

Da der eben gekürte und gesalbte König die Klage für begründet erklärt und sich zu Gunsten Bruning's entscheidet, entspinnt sich folgender lebhafter Auftritt:

Otto.

Weil du dem Recht Gewalt gethan, den Frieden
Im Reich gestört mit Brand und Schwert, so spreche
Ich dir das Urtheil, Herzog Eberhard.

Giselbert.

Das kannst du nicht, mein königlicher Schwager.
Im Herzogthume ist der Herzog Herr
Und nur sich selbst und Gott verantwortlich.

Otto.

Ich will's euch zeigen, daß ich nicht als Puppe
Auf diesem Throne sitze. Wie der Stab
Als Zeichen unbeschränkter Macht gegeben
Im deutschen Reich: so will ich ihn gebrauchen!
Und meinen Willen mach' ich zum Gesetz.

Eberhard.

Doch über Königswillen geht das Recht,
Das im Bewußtsein eines Volks entstand.
Ich bitte dich, mein König, geh' nicht weiter!

Otto.

Spart eure Mahnung auf für Kinder, Herzog.
Kraft meines königlichen Rechts erkläre
Ich hiermit euer Urtheil gegen Bruning
Für nichtig, ich befehl' euch, Haus und Hof
Ihm wieder aufzubauen!

Herzog Eberhard hat ihm nämlich beides niederbrennen lassen, und hieraus entwickelt sich nun Eberhard's tragisches Geschick. Statt sich dem Spruche des Regenten zu fügen, stürmt er fluchend und wetternd mit seinem Anhange aus dem Reichstage hinweg und verschanzt sich trutzend auf seiner Burg. Auf dieser belagert und berannt, ergibt er sich auf Zureden seines Freundes Arnulf von Baiern und geht ins Lager seines Königs, um diesem Hülfe gegen die Ungarn zu leisten, die sich gegen das Reich erhoben. Aber als er darin erscheint, sind die Reichsfeinde bereits besiegt und Otto empfängt ihn infolge dessen ziemlich kühl, verzeiht ihm selbst zwar für seinen guten Willen sein Vergehen, will jedoch das seiner aufständischen Genossen durch die Strafe des Hundetragens gebüßt wissen. Das empört Eberhard und treibt ihn aufs neue zum Aufstande. Er

sammelt ein Heer um sich und veranlaßt Heinrich, sich zum Gegenkönig küren zu lassen. Heinrich liebt Eberhard's Tochter Gertrud und ist geneigt, sich von Eberhard auf den Herrscherstitz heben zu lassen, als plötzlich dessen Mutter Mathilde erscheint und ihn in einem mächtig ergreifenden Auftritte zur Umkehr in die Arme seines Bruders bewegt.

Otto empfängt den reuigen Bruder mit nachsichtiger Güte, und da ihm gerade Arnulf's Tod gemeldet wird, verlobt er Heinrich mit dessen Tochter Judith und macht ihn zugleich zum Herzog von Baiern. Eberhard jedoch, von seinen Getreuen gegen seinen Willen nun selbst zum König ausgerufen, fährt fort gegen Otto zu rüsten, ja sogar sich mit dem französischen Ludwig d'Outremer zu dessen Verderben zu verbünden, obschon seine eigene Mutter und seine eigene Tochter ihn beschwören, davon abzustehen und mit dem König Frieden zu machen. Die letztere begibt sich sogar selbst zu Otto, um Gnade für ihren Vater zu erwirken. Dieser indessen entgegnet ihr auf ihr Gesuch:

Dein Vater
Ist ausgestoßen aus dem Reich der Gnade
Durch einen Sündenfall, so tief und schrecklich,
Daß keine Buße ihn erretten kann.
Wär' ihm die Hand, die er zum Bunde wollte
Dem Franzen geben, brandig abgefallen,
Er könnte Gott auf seinen Knieen danken!
Nun aber ist's geschehn! Der Deutsche hat sich
Losgesagt vom Vaterland, den Boden,
Auf dem wir stehn und leben, unterwühlt
Und säh' es gern, wir stürzten in die Grube,
Brächt' auch dabei das deutsche Land in Stücke!

Als Gertrud forscht, welche Strafe ihr Vater für seine Handlung verdiene, ruft Hermann von Schwaben: den Strang!

Durch diesen Ausspruch innerst entsetzt, bricht Gertrud ohnmächtig zusammen und erholt sich erst langsam wieder, als Heinrich herbeistürzt und sie aufs neue seiner Liebe versichert. Voll Hoffnung athmet sie auf, denn sie meint, daß Otto's Bruder sich mit ihr vermählen und das nahe Verwandtschaftsverhältniß den König zur Milde und endlichen Vergebung stimmen werde. Aber zu ihrem tödlichen Erschrecken muß sie erfahren, daß der leichtsinnige Heinrich der Tochter des ehrlosen Vaterlandsverräthers glaubt zumuthen zu dürfen, seine Buhle zu werden. Entrüstet weist sie ihn ab und folgt ihrer Großmutter ins Kloster, in dem Eberhard sie aufsucht, um seine und ihre Schmach, sowie die Lossagung der Seinen von ihr zu erfahren. Erschüttert ruft er:

Großer Gott im Himmel, laß
Mich jetzt nicht sterben, laß mich leben, Gott!
Laß eine That mich thun, die meine Schande
Auslöscht! daß ich mein Kind zurückgewinne!
Laß rein mich wieder werden, Gott, vor dir
Und vor den Menschen! — wenn's geschehen kann.

Und Gott erhört sein Flehen und gibt ihm Gelegenheit zu einer That, die ihn im Himmel und auf Erden rein zu machen wohl im Stande sein dürfte. Als in der hierauf folgenden Schlacht der deutsche König in Gefahr ist, durch die Franzosen von seinem Heere abgeschnitten und niedergemacht zu werden, erwacht in Eberhard das deutsche Volksbewußtsein mit solcher Gewalt, daß er mit seinen Franken sich gegen den eigenen Bundesgenossen kehrt und ihn blutig und sieghaft aus dem Felde schlägt, sodaß derjenige, den zu vernichten er ausgezogen, durch ihn befreit und gerettet wird.

Diese Wendung ist überraschend und tief ergreifend. Niemand wird ohne Rührung Eberhard in den Armen des versöhnten Königs Otto sterben sehen können. Dieser Ausgang in seiner gedrungenen und bei aller Wärme der Empfindung doch innerst mannhaften Fassung ist entschieden ein meisterhafter Zug, ein Zug, der den Helden des Stücks auf seinen Gipfel stellt, denn „Eberhard, der Franke", ist keine Tendenztragödie des gewöhnlichen Schlags, sondern vielmehr eine solche, in der nicht der Kampf der Herzöge gegen das Königthum, des Particularismus gegen den Reichsgedanken, des Eberhard gegen den Otto, sondern vielmehr der Kampf geschildert wird, den Eberhard gegen Eberhard, d. h. gegen sich selber führt. Das sächsische Königthum ist das Werk Eberhard's; er kommt in die Lage, sein eigenstes Werk zerstören zu wollen, das ist sein tragisches Verhängniß, und nur durch Aufopferung seiner selbst befreit er sich von diesem tragischen Verhängnisse, rettet sein Werk und so sich selbst in der Reinigung seiner Leidenschaft.

Es ist dies gewiß eine schöne und erhebende Aufgabe, und es freut uns, sagen zu können, daß sie von dem Dichter trefflich durchgeführt und gelöst worden ist. Aus einer prallen Anlage erhebt sich eine bewegte und lebhafte Entwickelung, die sich zu einer gesunden, natürlichen und geistvoll zum Vollzuge gebrachten Katastrophe aufschwingt. Die Gestalt Heinrich's und ihr Benehmen und Verhalten zu Gertrud wären vielleicht durch ein anderes Motiv und Moment glücklicher und stichhaltiger zu ersetzen gewesen, allein unberechtigt und störend kann man beides entschieden nicht nennen, und jedenfalls ist diese Einlage zu untergeordneter Art, um irgendwie nachtheilig auf die Gesammtheit der Dichtung wirken zu können, die von der deutschen Schaubühne beachtet und aufgegriffen zu werden ein volles Anrecht besitzt. Unserm bescheidenen Ermessen zufolge wenigstens müßte es berücksichtigt werden.

Feodor Wehl.

Zur Entwickelungslehre.

Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Gesammelte Aufsätze von Moritz Wagner. Nach letztwilliger Bestimmung des Verstorbenen von M. Wagner. Basel, Schwabe. 1889. Gr. 8. 12 M.

Wenn es auch hie und da einem besonders begnadeten Geiste vergönnt gewesen ist, während eines langen Lebens auf den verschiedensten Schaffensgebieten sich zu bethätigen und auf allen mehr oder weniger bleibende Spuren zu hinterlassen, so ist es doch für den gewöhnlichen Sterblichen zumeist von sehr zweifelhaftem Werthe, wenn Schicksal oder Begabung ihn seine Kräfte nach mehrern Richtungen einzusetzen veranlaßten: er muß sich in der Regel mit halben Erfolgen, mit verspäteter Anerkennung seines redlichen Strebens begnügen, und ist er erst todt, so fallen sein Name und seine Leistungen nur gar zu bald der Vergessenheit anheim. Diese bittere Wahrheit hat auch ein vor nunmehr zwei Jahren verstorbener hochbegabter Naturforscher, Moritz Wagner in München, an sich selber reichlich empfinden müssen. Als unermüdlicher naturhistorischer Sammler und Beobachter hat er vieljährige Reisen in Nordafrika, Vorderasien, Nord-, Central- und Südamerika unternommen, manches dieser fernen Gebiete überhaupt zum ersten male durchforscht und in zahlreichen werthvollen Bänden die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungen, die auch auf Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, wie auf Geologie und Klimatologie sich erstreckten, niedergelegt. Zugleich war er aber ein sehr gewandter Journalist, der mit scharfem Blicke auch die politischen und socialen Zustände der von ihm durchreisten Länder erfaßte, und namentlich im Dienste der augsburger „Allgemeinen Zeitung" viele Jahre hindurch alle wichtigern Ereignisse in Europa als Augenzeuge beobachtete und beschrieb. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, als ihm endlich durch die Stellung als Conservator der königlichen ethnographischen Sammlung in München ein sorgenfreies Dasein gesichert war, widmete er sich, allerdings durch zunehmende Kränklichkeit vielfach gehemmt, vorwiegend den Problemen der Entwickelungslehre, des Darwinismus, die er durch sein „Migrationsgesetz" selbständig weiter zu bauen suchte. Allein weder auf diesem, noch auf jenem Arbeitsfelde wurde ihm der volle Lohn zutheil, den er vor allem erstrebte, seine Ansichten in der wissenschaftlichen Welt allgemein anerkannt zu sehen. Die hieraus entspringende Entmuthigung war jedenfalls neben zunehmenden Nervenleiden wesentlich mit schuld daran, daß es ihm nicht mehr gelang, ein Werk über „die Bildung der Arten durch räumliche Sonderung", das er als seine bedeutendste und reifste wissenschaftliche Arbeit bezeichnen zu dürfen glaubte, zum Abschlusse zu bringen. Zahlreiche Einzelbeiträge zu diesem Gegenstande waren allerdings zwischen 1868 und 1886 bereits erschienen, aber sie liegen in ältern und neuern Jahrgängen verschiedener Zeitschriften und Zeitungen vergraben, und wären da sicherlich bald ganz vergessen worden, wenn nicht, dem dringenden Wunsche des Verstorbenen entsprechend, sein Neffe gleichen Namens, praktischer Arzt in Baden im Aargau, sich der ebenso mühevollen als verdienstlichen Aufgabe unterzogen hätte, die zerstreuten Bausteine zu sammeln und, so gut es ging, zu einem wohlgegliederten Ganzen zusammenzufügen. So haben wir nun zwar nicht ein Werk aus einem Gusse vor uns, werden aber für diesen Mangel dadurch reichlich entschädigt, daß das Gebotene einen höchst lehrreichen Einblick in das allmähliche Werden und das weitere Ausreifen der Gedankengänge des Verfassers ermöglicht.

Als eine sehr erwünschte Zugabe wird jeder Leser dieses Buchs das Vorwort und die Einleitungen des Herausgebers, und namentlich die höchst anziehend und lebendig geschriebene biographische Skizze Wagner's aus der Feder eines langjährigen Freundes und Reisegenossen Dr. Karl von Scherzer begrüßen. Die nun folgenden Arbeiten von Wagner selbst hat der Herausgeber recht übersichtlich in drei Perioden eingetheilt; doch fehlt es leider an einem ausführlichen Inhaltsverzeichnisse, ebenso wie an einem Register, weshalb es nicht ganz leicht ist, sich von dem Inhalte der Aufsätze namentlich aus der zweiten Periode zu überzeugen, welche viel mannichfaltigere und bemerkenswerthere Gegenstände behandeln, als ihr Haupttitel vermuthen läßt.

Unter den „Neuen Beiträgen zur Streitfrage des Darwinismus" (S. 117—228), die 1871 im „Ausland" erschienen sind, gibt z. B. gleich der erste: „Descendenztheorie und Geologie", eine treffliche Darstellung des damaligen Standes der Kenntniß, wenn er auch für heutige Begriffe schon etwas veraltet ist; der zweite: „Die Paläontologie. Das Fehlen fossiler Bindeglieder", erörtert sehr gut den oft gehörten Einwand, warum denn so wenig wirkliche Beweisstücke der Uebergänge zwischen Arten, Gattungen u. s. w. der Vorzeit fossil erhalten geblieben seien.

Besondere Beachtung verdient meines Ermessens auch heute noch der dritte Aufsatz: „Ursprung und Heimat des Urmenschen", denn hier zeigt Wagner eingehend, wie namentlich die unmittelbar vor und während der Eiszeit eingetretenen Veränderungen des Klimas, der Flora und Fauna, der Land- und Wasserverbindungen u. s. w. mit Nothwendigkeit dahin zusammengewirkt haben müssen, daß verhältnißmäßig rasch die Entwickelung eines denkenden, Werkzeuge und andere Hülfsmittel verwendenden höchsten Lebewesens aus affenähnlicher Vorstufe sich vollzog, und zwar nicht in Afrika, wie Darwin andeutet, noch auch in einem fabelhaften Lemurien, sondern in Westeuropa, wo der Urmensch, durch das Versinken der Landbrücken zwischen Europa und Afrika, vom Rückzuge nach dem Süden abgeschnitten, bei immer rauher werdendem Klima

und kümmerlicherer Vegetation auf theilweise Fleischnahrung und die Anspannung aller seiner höhern Fähigkeiten angewiesen war, wenn er sein Dasein behaupten wollte. — Aehnlich behandeln auch die übrigen vier Aufsätze dieser Reihe eine Anzahl der brennendsten Fragen des Darwinismus; wir müssen uns aber hier mit der einfachen Angabe ihrer Titel begnügen: 4) „Paläontologische Beweise für die Entwickelungslehre. Formenreihen oder Collectivarten"; 5) „Das Naturgesetz des Fortschritts oder die Vervollkommnungstheorie"; 6) „Der Artbegriff und die Schöpfungsperioden"; 7) „Die veränderten Ansichten der Geologen seit Cuvier". Weitere Abhandlungen (aus der „Allgemeinen Zeitung" 1873—74) beschäftigen sich hauptsächlich mit der Urzeugung, Bathybius, mit Liebig's und anderer Ansichten über den Ursprung des Lebens, und einigen neuern paläontologischen Arbeiten.

In seiner ersten Periode bleibt Wagner noch ein überzeugter Verfechter von Darwin's Lehre und weist die Angriffe der Gegner mit großem Geschick und überlegener Sachkenntniß zurück; sein 1868 aufgestelltes „Migrationsgesetz der Organismen" erscheint ihm noch als völlig vereinbar mit dem Grundgedanken der Zuchtwahltheorie, soll nur eine mehrere Schwierigkeiten erklärende Ergänzung derselben sein. Bedeutsam für seine spätere Stellungnahme ist aber, daß er dem Darwinismus schon hier aus Misverständniß die irrige Voraussetzung unterschiebt, auf die er dann auch später immer wieder zurückkommt, als verlange derselbe „eine fortwährende langsame Veränderung der ganzen Speciesform" (S. 214). In diesem Falle „hätte es allerdings die descriptive Zoologie und Botanik bei der Gruppirung der Arten nicht mit constanten organischen Typen von festem und bleibendem Gepräge zu thun, sondern mit fortwährend schwankenden Formen, welche in einem unaufhörlichen stillen, wenn auch nicht äußerlich wahrnehmbaren Umwandlungsprocesse begriffen sind", und die beschreibende Systematik würde damit ihre ganze Berechtigung, die Speciessammlungen, denen Fachmänner und Liebhaber schon so unendlich viel Kraft und Geld gewidmet haben, würden all' ihren Werth einbüßen. Doch die Artensammler mögen sich nur beruhigen. Denn, so meint Wagner auf Grund seiner eigenen thiergeographischen Wahrnehmungen versichern zu dürfen, „die typische Form einer Art bleibt innerhalb ihres eigentlichen Wohngebiets durchaus unverändert und unveränderlich", weil und solange die compensirende Wirkung der freien Kreuzung aller Individuen es verhindert, daß irgendein etwa auftauchendes neues Merkmal sich im Laufe der Generationen immer weiter ausbreiten und so der ganze Formenbestand einer Species mit der Zeit in eine neue Species umgewandelt werden könnte. Neue Arten entstehen allerdings von Zeit zu Zeit aus und neben der ältern Stammart, aber nur dadurch, daß ein oder wenige Individuen der letztern sich räumlich von ihr und ihrem Wohngebiete sondern und eine abgetrennte neue Colonie bilden.

Der letzte Satz enthält den Kern der Ansichten, welche Wagner von 1870 an mit aller Entschiedenheit als „Sonderungstheorie" der Zuchtwahltheorie Darwin's gegenüberstellte; zugleich betonte er von 1875 an ausdrücklich, daß schon der berühmte Geologe Leopold von Buch 1825 ähnliche Anschauungen über die Entstehung neuer Pflanzen- und Thierarten ausgesprochen habe. Dieser in doppelter Hinsicht etwas veränderte und schärfer bestimmte Standpunkt bezeichnet insbesondere die dritte Periode Wagner's, aus welcher ebenfalls eine stattliche Reihe von im „Ausland", in der „Allgemeinen Zeitung" und im „Kosmos" erschienenen Aufsätzen stammt. Auch hier finden wir eine Fülle interessanter Thatsachen geschickt zusammengestellt und zu weittragenden Schlüssen verwerthet, ohne daß es ihm jedoch, wie es übrigens in der Natur der Sache lag, gelungen wäre, die Allgemeingültigkeit seiner Theorie auch dem willigsten Leser mehr als bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich zu machen.

Am meisten Widerspruch mußte wol Wagner's Ansicht über den „Kampf ums Dasein" herausfordern. Ein solcher soll nämlich in der Natur zwar „im weitesten Umfange vorhanden sein", aber er soll (S. 384) „vorzugsweise die kränklichen Individuen, Misgeburten, Pechvögel ausjäten und vertilgen und selbst die in Form und Farbe günstigen Abnormitäten durch die Verfolgungen und Neckereien der normalen Artgenossen oft zur Ausscheidung vom Standorte der Stammart zwingen"; mithin „arbeite er vielmehr für die Erhaltung des normalen Individuenbestandes". Diese Sätze kann selbst der eifrigste Darwinist ruhig anerkennen, sofern nur unter „normalen" Individuen solche verstanden werden, die für das Leben besonders gut, besser als die Mehrzahl ihrer Artgenossen, ausgerüstet oder beanlagt sind. Wenn aber Wagner fortfährt: ein solcher Kampf ums Dasein könne unmöglich „formbildend durch Auslese bevorzugter Varietäten wirken", so wird man billig verlangen dürfen, erstens daß diese verneinende Behauptung, welche dem von Darwin und seinen Anhängern so massenhaft angehäuften Beweismaterial rundweg jede Bedeutung abspricht, auch wirklich bewiesen werde, und zweitens, daß Wagner klar und deutlich sage, wie er sich denn vorstellt, daß die von Darwin als Wirkungen des Lebenskampfes erklärten grundlegenden Erscheinungen, wie z. B. die im allgemeinen stufenweise fortschreitende Vervollkommnung der Organismen, die zweckmäßige Anpassung oft nächstverwandter Arten an ganz verschiedene Lebensbedingungen, das Aussterben ganzer Gattungen und Familien, eigentlich zu Stande kommen. Allein der erstere Beweis wird nirgends geliefert, und was die positiven Erklärungsversuche betrifft, so wird (s. S. 468 fg.) in Bezug auf die Zweckmäßigkeit einfach die Annahme wiederholt, daß eben ein durch Wanderung vereinzeltes Stammälternpaar „günstig", d. h. den neuen Lebensverhältnissen entsprechend variirt habe — als ob irgendeine der unzähligen schönen Anpassungen so mit einem Sprunge hätte erworben werden

können! — und für das Aussterben so vieler Formengruppen wird „das Altern der organischen Formen, ihre abnehmende Fruchtbarkeit und allmähliches Erlöschen aus innern Ursachen" verantwortlich gemacht. Es soll dies „ein biologischer Proceß" sein, welcher „das Schicksal der Art und Gattung, gleichwie des Individuums beherrscht", und welcher genüge, um „durch Reduction des Individuenbestandes vieler Arten die fruchtbare Vermehrung anderer Formenkreise durch Eröffnung neuer Wohngebiete zu ermöglichen". Dieses „Altern der Arten" ist aber eine höchst unklare und gänzlich unbewiesene Annahme, die aus jener unter den Nachwehen der Naturphilosophie leidenden Periode der Naturforschung stammt, wo man es überhaupt liebte, durch Einführung derartiger übertragener Begriffe sich vorläufig über so manche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Obwol ich also den Grundgedanken, den Wagner durch die Aufsätze der dritten Periode noch klarer darzulegen und gegen alle Einwürfe sicherzustellen suchte, nicht als zutreffend anzuerkennen vermag, stehe ich doch keinen Augenblick an, dieselben als sehr werthvolle, mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Beiträge zur Fortbildung unserer wissenschaftlichen Anschauungen zu bezeichnen, in denen viel bedeutsames, aber zerstreutes Thatsachenmaterial gesammelt und geistvoll verwerthet ist. Vor allem aber gebührt ihnen das unstreitige Verdienst einer allzu einseitigen Auffassung der Zuchtwahltheorie erfolgreich entgegengewirkt zu haben. Man hatte es mehrseitig gar bequem gefunden, nach Darwin's Auftreten alle und jede Besonderheit an Thieren und Pflanzen, sie mochte noch so gering und für das Lebensvermögen derselben noch so bedeutungslos sein, unbesehen als Ergebniß der natürlichen Zuchtwahl hinzustellen und die unmittelbar abändernden Einwirkungen der Außenwelt, d. h. der Bodenbeschaffenheit, des Klimas u. s. w. ganz zu leugnen oder für belanglos zu erklären. Wagner's Vorgehen hat wesentlich dazu beigetragen, daß sich die Aufmerksamkeit wieder mehr den letzterwähnten Factoren zuwandte, und daß die Folgen der Versetzung von Pflanzen und Thieren unter neue Lebensbedingungen geradezu versuchsweise studirt wurden. Was Wagner als nothwendige Vorbedingung jeder Um- und Neubildung organischer Formen ansah, das Uebertreten einzelner Individuen auf einen neuen, außerhalb des bisherigen Wohngebiets ihrer Artgenossen gelegenen Standort, die Bildung einer räumlich gesonderten Colonie, das erkannte man so als einen mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der Jahre fortwährend auch innerhalb der jeweiligen Verbreitungsgebiete sich vollziehenden Vorgang, der beständig kleine Abweichungen hervorruft und dieselben vielfach so weit steigert, daß sie uns als dauernde örtliche Varietäten erscheinen, vielfach auch dahin führt, daß ihre Besitzer mit der Zeit vorherrschend werden und die Stammform theilweise oder ganz verdrängen. Der zur zweckmäßigen Anpassung führenden „Auslese der Passendsten" bleibt daneben ihre wichtige Rolle ungeschmälert.

Den Aufsätzen seines Oheims hat der Herausgeber ein ausführliches, in fünf Kapitel gegliedertes Nachwort angefügt, worin er mehrfache Einwendungen gegen die Separationstheorie an der Hand neuerer Forschungsergebnisse zu widerlegen sucht. Auf eine eingehende Darlegung einer neuen Urzeugungshypothese, die ganz verdienstlich sein mag, der ich aber, wie allen ähnlichen Versuchen, keinen Geschmack abzugewinnen vermag, folgen zwei Kapitel über die räumliche Sonderung im Meere und im Süßwasser, von denen namentlich das letztere eine ungemeine Sachkenntniß und Vertiefung insbesondere in das berühmte Problem der steinheimer Planorbisformen und die geologischen Bedingungen ihrer Entstehung verräth, während das vierte Kapitel, um Nägeli's Angriffe zurückzuweisen, eine Fülle von Belegen aus Christ's „Pflanzenleben der Schweiz" und ähnlichen Werken heranzieht, und das fünfte den sexuellen Dimorphismus bespricht. Im ganzen darf wol gesagt werden, daß sich diese Abhandlungen nach Inhalt und Form dem übrigen Buche würdig anreihen, und daß sie von jedem, der auf die hier behandelten wichtigen Fragen näher eingehen will, mit großem Nutzen werden gelesen werden. **E. Vetter.**

Ein Wort für Wagner und Lenz.

Robert Boxberger's Recension meiner Schrift „Goethe und Heinrich Leopold Wagner" in Nr. 30 d. Bl. nöthigt mich zu folgender sachlichen Entgegnung:

Selbst Merck, der doch sonst Goethe eifrig in Schutz nahm, bekannte in einem Briefe an Nicolai: „Goethe scheint die Folgen schon zu empfinden, weil er sogar gegen mich als Herzensfreund auf Ehre und Treue leugnet, daß er der Verfasser des «Prometheus» sei. Aus einer gedruckten Erklärung werden Sie gesehen haben, daß ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ich's gleich nicht glaube".

So Merck, Goethe's vertrautester Freund! Wenn ich also in meiner Schrift Goethe in Bezug auf die Prometheus-Posse einer literarischen Lüge geziehen habe, so habe ich damit keineswegs etwas Unerhörtes gewagt.

Auch ist mir nicht eingefallen, aus dem Umstande, daß Lenz die Autorschaft seiner „Soldaten" leugnete, beweisen zu wollen, daß darum auch Goethe der Verfasser jener von ihm verleugneten Spottschrift sein müsse. Wie sich jeder überzeugen kann, hatte ich meinen Beweis bereits S. 33 geschlossen, als ich S. 34 jene Behauptung anfügte. So lange Herr Boxberger jene Beweisführung

übersieht, kann er auch nicht den Anspruch erheben, dieselbe widerlegt zu haben.

Was übrigens Lenz betrifft, so steht Herrn Boxberger's Behauptung, derselbe sei bei Abfassung der „Soldaten" sittlich ganz verkommen gewesen, mit dem Urtheile sämmtlicher Zeitgenossen in Widerspruch. Freilich sagt Erich Schmidt („Lenz und Klinger", S. 15), Lenz' sittlicher Ruf sei nach Oberlin's Mittheilung in Straßburg nicht unbescholten gewesen; allein die Briefstelle vom 3. März 1775 (nicht 16. Januar 1775) lautet doch wesentlich anders:

„Ne soyez pas si prodigue de toute votre estime, que vous accordez, sans façon, à Mr. Lenz. A mon avis, il ne manque ni d'esprit, ni de talents, ni d'étude; mais il n'est pas assez circonspect pour la pureté des mœurs. Que voulez-vous, que tout ce fardeau de mille injures, dont il garnit ses productions, fasse de bon? Je ne le connois que de l'avoir vu in loco tertio, si j'avois quelque familiarité avec lui, je l'eschorterois à se defaire de cette mauvaise pratique."

Professor Oberlin tadelt hier offenbar nur Lenzens literarische Gepflogenheit, welche den guten Anstand (mœurs) nicht genug wahre, da er tausend beleidigende Anspielungen (injures) in seine Werke verwebe. Von einem die Person betreffenden sittlichen Tadel ist hier keine Rede!

Wenn Herr Boxberger die „Soldaten" ein durchaus naturwahres Gemälde von Lenzens eigener und seiner Zöglinge Gesunkenheit nennt und sie bei einer Lenz-Biographie geradezu als Belegstück gebrauchen will, so vergißt er, daß der Dichter nach seinem eigenen Geständnisse nur einige Einzelzüge des Stücks der Wirklichkeit entlehnte, das Uebrige aber hinzugedichtet hat.

Daß Lenz einige nebensächliche Vorgänge in der Familie Fibich zu jenem gräßlichen Gemälde aufbauschte, war gewiß nicht schön. Es ist dies jener „imaginäre" Haß, den Goethe an Lenz tadelt, und dessentwegen ihn Wieland einmal „ein boshaftes Aeffchen" nennt. Allein jene Zeit, in welcher Jung-Stilling von solchen Lenz'schen Producten schreiben konnte: „Seine artigen Schriften haben ihn berühmt gemacht", und Friedrich Rudolf Salzmann im straßburger „Bürgerfreund" einen Auszug aus den „Soldaten" veröffentlichte, dachte weniger zart in solchen Dingen als wir.

Ist doch unsere moderne Literatur zum guten Theile aus der Satire erwachsen. So beruht Lessing's „Minna von Barnhelm" auf einem geschichtlichen Vorgange! Buchhändler Deinet in Frankfurt schreibt über Goethe's Erstlingswerke:

„Wer die Originale verschiedener Charaktere im «Götz von Berlichingen» kennt, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben und noch leben, bewundert das Genie des Verfassers um so mehr, weil dem ungeachtet alles zusammenpaßt."

Und in Bezug auf „Werther's Leiden": „Wer den Schlüssel zu Werther hat, erschrickt über manche Satire, die sich blos in Frankfurt erschließt, und doch braucht man keinen Schlüssel, um das Ganze mit Vergnügen zu lesen. So ist der Brief vom 15. September im zweiten Theile die Geschichte eines hiesigen Pfarrhauses, das ich nun aber freilich nicht öffentlich sagen möchte."

Der Unterschied, wie er sich auch auf Grund desselben Quellenmaterials zwischen Goethe's Gretchentragödie und Wagner's „Kindesmörderin" ergibt, besteht lediglich darin, daß Goethe als großer Künstler mit dichterischer Kraft seinen Stoff aus der Satire zum makellosen Kunstwerke erhebt, während seine viel schwächern Genossen Lenz und Wagner oft genug von der Satire zur Caricatur hinabsinken. Aber von persönlicher Verkommenheit kann bei Wagner, „dem guten Jungen", sowie trotz mancher Seltsamkeiten auch bei einem Lenz, dem alle straßburger Freunde die herzlichsten Grüße nach Weimar nachsenden, dem Ramond noch im Jahre 1777 sein Stück widmete, dem zu Ehren der grundbrave Röderer im Februar 1778 in sein Stammbuch schrieb: „Ich habe dich erst spät und in harten Augenblicken verstanden", zu dessen Schutze von Einsiedel mit entschiedener „Härte" gegen Goethe vorging, dem Herder auch nach seinem weimarer Sturze seine „Liebe" bewahrte — nicht die Rede sein.

Joh. Proitzheim.

Feuilleton.

Von Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", diesem unentbehrlichen Handwerkszeug unserer Literarhistoriker, welches durch seine erstaunliche Gründlichkeit einzig in seiner Art in der Literatur aller Nationen dasteht, wird nun endlich die Fortsetzung der zweiten Auflage erscheinen. Nach dem Ableben des Verfassers ist es den eifrigen Bemühungen der Verlagshandlung L. Ehlermann in Dresden gelungen, die Fortführung des Werks zu sichern und zur Mitarbeit an derselben die namhaftesten Forscher der deutschen Literaturgeschichte zu gewinnen. Professor Goetze in Dresden hat die Redaction übernommen, und es soll bereits in nächster Zeit mit der Ausgabe der neuen Hefte begonnen werden.

— Von einer neuen humoristischen Sammlung unter dem Titel „Bibliothek des Humors" soll in Kürze der erste Band: „Medicinischer Humor" im Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin erscheinen. Die Sammlung, herausgegeben von E. O. Hopp, will die besten Blüten eines gesunden Humors, wie er von Vergangenheit und Gegenwart, von Groß und Klein, aus allen Ständen und Nationen in köstlicher Fülle geliefert wird, in planmäßiger Anordnung und sorgfältiger Wahl darbieten. Der zweite Band wird brandenburgisch-preußische Geschichte behandeln, von den übrigen der auf 12 Bände berechneten Sammlung nennen wir: Theologen, Professoren und Schüler, Theater, Musik, Kindermund, Juristen, Militärisches — eine reichhaltige humoristische Bibliothek, welche in hübschen gleichmäßigen Einbänden mit Rothschnitt herausgegeben werden soll.

— Von Dorpat aus wird auf das Erscheinen eines bedeutenden Werks zur Kunstgeschichte vorbereitet. In der Monatssitzung der Gelehrten estnischen Gesellschaft vom 18. September erschloß der Universitätsarchitekt Reinhold Guleke in fast zweistündigem Vortrage den Anwesenden vollen Einblick in die unermüdlich von ihm seit sieben Jahren betriebene großartige Arbeit zur Inventarisirung sämmtlicher mittelalterlicher Cult- und Profanbaudenkmäler der Ostseeprovinzen. Guleke hat unter dem größten Aufwande von Zeit und Mühe und Geldopfern, nachdem er vor nun acht Jahren zuerst sich eingehender mit dem felliner Schloß befaßt, bis in die kleinsten Einzelheiten alles, was nur an baulich Erhaltenem und an einzelnen Kunstformen aus dem Mittelalter in Liv-, Est- und Kurland und Oesel noch vorhanden ist, mit gründlichster Genauigkeit aufgenommen und verzeichnet. Unter fortwährenden Aufnahmen und Studien, Sichten und Klassificiren, Vergleichen und Prüfen der ostseeprovinziellen Baudenkmäler untereinander und mit außerbaltischen sind Ergebnisse erzielt worden, wie sie als festere, sicherere Grundlage für eine Geschichte der mittelalterlichen baltischen Cult- und Profanbauten gar nicht denkbar erscheinen. Bereits im Laufe dieses Jahres hofft Guleke sein großes Werk zum Abschluß bringen und der Veröffentlichung übergeben zu können. — Nach den Provinzen und Bisthümern legte der Vortragende mit kurzen Erläuterungen die erstaunlich umfassenden Zeichnungen der mehr denn hundert von ihm untersuchten Kirchen und Klöster mittelalterlichen Ursprungs, sowie der bemerkenswerthesten Schlösser vor. Er begann mit den Kirchen Rigas, dem Dom mit seiner reichen und feinen Ornamentik, der Petrikirche, wol der schönsten im Lande, der Jacobi-, Johanniskirche u. s. w., dann folgten die Kirchen des rigaer Bisthums (Uexküll, Roop, Cremon u. s. w.), die Kirchen des Ordensgebiets (Wenden, Wolmar, Fellin, die interessante Nikolaikirche in Pernau, die stilvolle Pillistfersche Kirche, Groß St.-Johannis, Paistel, Helmet u. s. w.), dann das Bisthum Dorpat mit seinem herrlichen Dom und der Johanniskirche mit ihrer reizenden, bisher fast völlig unbeachtet gebliebenen Ornamentik auf der Thurmportalseite, mit der alten Marien- und Klosterkirche. Auch zahlreiche, oft für recht unansehnliche und werthlos gehaltene kleine Landkirchen, wie die zu Rüggen, Anzen, Marien-Magdalenen u. s. w. enthalten Beachtenswerthes. So zog Bild auf Bild — namentlich auch aus dem an baulichen Kunstdenkmälern so reichen Reval und dem höchst Interessantes enthaltenden Oesel — an den Anwesenden vorüber, um ihnen Einblick zu gewähren nicht nur in die bisher ungeahnte Fülle im Lande erhaltener baulicher Denkmäler und Kunstformen aus dem Mittelalter, sondern auch in die dornige Arbeit des Vortragenden, wie sie sich von einem Einzelnen nur durch vollste Hingabe an die Sache und Begeisterung für das angestrebte Ziel durchführen läßt.

— Im Verlage von Louis Heuser in Neuwied ist im Sommer 1889 eine Schrift von Eugen Dreher erschienen: „Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft". Das scharfsinnig geschriebene Werkchen stellt zunächst in einer Art von Einleitung folgende Sätze auf: Die unbewußte Anschauungsform von Raum und Zeit ist der Seele angeboren; in gleicher Weise ist auch kein Begriff a priori im Geiste vorhanden; alle unsere Erkenntniß ist nicht sachlicher, sondern blos phänomenaler Natur. Der in einer Hypothese dem Verstande sich aufdrängende Widerspruch kann nicht der Grund sein, eine Annahme zu verwerfen; allen Phänomenen, die durch Wechselwirkung von Geist und Materie bedingt sind, stehen wir rathlos gegenüber. Bei Besprechung der Erscheinungen des Hypnotismus erweist sich nur die dualistische Hypothese von Geist und Materie als brauchbar. Unsere Erkenntniß, wir mögen vor- oder rückwärts schließen, wurzelt doch schließlich im Glauben, und die Anschauungen der Wissenschaft sind selbst in ihren Grundlagen zeitgemäßen Schwankungen unterworfen. Die räthselhaften Erscheinungen des Hypnotismus werfen ein grelles Streiflicht auf viele physiologische und psychologische Probleme. Die Kenntniß der Hypnose ist uralt. Die Fremd- und Selbsteinflüsterung ist als eine Art von Befehl an die unbewußt arbeitenden Seelenkräfte anzusehen. Der Einfluß der Einbildungskraft auf die Function unsers Organismus ist viel gewaltiger, als Naturwissenschaft und rationelle Philosophie es bisher zugeben konnten. Der Schlüssel für die Lösung hypnotischer Räthsel liegt in der Anerkennung der zusammengesetzten Natur unserer Gesammtseele, von der das individuelle Ich nur ein Bestandtheil, wenngleich der Hauptfactor ist. Denken wir uns jedes Nervencentrum und selbst jede Nervenzelle mit Bewußtsein ausgestattet, so wird es der Einsicht zugänglich, daß gewisse Seelenräder selbständiger, origineller und auch eindringlicher arbeiten, wenn sie wie beim Schlafe und beim Wahnsinn, bei der Hypnose und dem Somnambulismus der Herrschaft des Ichs mehr entzogen sind, als während des normal verlaufenden Wachens. Jede Wahrnehmung ist ein von dem Ich aufgenommenes, von dem Unbewußten der Seele gestaltetes Product. Nur durch diese Annahme von der selbständigen Beseelung der Nervenzellen und Nervencentren kann das Gebiet des Hypnotismus dem Aberglauben entrissen werden. So weit die Gedanken Dreher's.

Bibliographie.

Auch eine conventionelle Lüge. Studien über Liebe, Ehe und Unsittlichkeit von einem evangelischen Geistlichen. Leipzig, Minde. Gr. 8. 50 Pf.

Back, R., Friedrich Back. Lebensbild eines Hunsrücker Pfarrers. Herausgegeben von F. Back. Mit einem Bilde F. Backs. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Conradi, H., Wilhelm II. und die junge Generation. Eine zeitpsychologische Betrachtung. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Dechent, Marie, Aus dem Leben einer Pfarrfrau. Gedichte. Frankfurt a. M., Evangelische Buchhandlung. 16. 1 M. 50 Pf.

Fischer, H. L., Versuch einer Theorie der Berührungs-Electricität nebst einer Untersuchung über das Wesen der Masse. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Friedrich, F., Entartet. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Haek, D., Arabesken und Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa. Leipzig, Liebeskind. 64. 1 M. 50 Pf.

Handelmann, H., Der Krinkberg bei Schenefeld und die holsteinischen Silberfunde. Herausgegeben von dem schleswig-holsteinischen Museum vaterländischer Alterthümer. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1890. Gr. 8. 1 M.

Jäggi, J., Der Bauernkrieg und Adam Zeltner von Niederbuchsiten. Nach einer Quellenarbeit des E. Zingg und der Geschichte des Kantons Solothurn von U. Vigier gedrängt dargestellt. Aarau, Sauerländer. 1888. 8. 80 Pf.

Kolde, T., Beiträge zur Reformationsgeschichte. Leipzig, Hinrichs. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kratz, H., Die Freiheit des Menschen. Eine philosophisch-theologische Untersuchung. Hanau, Alberti. 8. 80 Pf.

— — Pneumatologie. Grundzüge einer Lehre vom Geiste. Hanau, Alberti. 8. 40 Pf.

Krauss, M., Die Mitwelt. Ein Gedicht. Erlangen. 8. 30 Pf.

Die Länder des russischen Reiches im Alterthum und Mittelalter. Eine kriegsgeschichtlich-topographische Skizze. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Lingen, E., Auf hoher See. Erzählung. Paderborn, F. Schöningh. 8. 3 M.

Lotz, W., Die Währungsfrage in Oesterreich-Ungarn und ihre wirthschaftliche und politische Bedeutung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Löwy, J., Im Fiaker nach Paris. Kleine Reisebriefe. Wien, Schauhacker. 12. 70 Pf.

Mayer, R. v., Ueber die Erhaltung der Energie. Briefe an Wilhelm Griesinger nebst dessen Antwortschreiben aus den Jahren 1842—45. Herausgegeben und erläutert von W. Preyer. Berlin, Paetel. 8. 2 M. 50 Pf.

Meißner, F. W. M., Rosen- und Dornenblüten. Gedichte. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmidt, M., Gesammelte Werke. 10ter Bd.: Der Primiziant. Die Pfingstel-Braut. Der Scherzelgeiger. Leipzig, Liebeskind. 8. 3 M.

Schmidt, W., Das Gewissen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Straub, L. W., Der Natursinn der alten Griechen. Tübingen, Fues. 4. 1 M. 60 Pf.

Praktische Vorschläge zur Reform des preußischen Unterrichtsministeriums als Grundlage aller Schulreformbestrebungen. Hagen i. W., Risel u. Comp. 8. 75 Pf.

Weisbach, A., Die Zigeuner. Wien. Hölder. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Willigerod, Lilly, Treu bis zum Tode. Historische Erzählung für Alt und Jung. Mit 12 Bildern. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dizionario completo italiano-tedesco.

Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache.

Von

H. Michaelis.

Sechste Auflage.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, das bereits in sechster Auflage vorliegt, ist binnen wenigen Jahren in Deutschland wie in Italien heimisch geworden und als das beste anerkannt, das beide Nationen für den Hand- und Schulgebrauch besitzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Achtzehnter Band,
die von 1885 bis Ende 1888 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Karl Bolhoevener.**

In Lieferungen zu 3 M., auf Schreibpapier zu 4 M.

Mit dem 18. Bande wird die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1888 fortgeführt. Lieferung 1—6 liegen bereits vor, die weitern Lieferungen werden in rascher Folge erscheinen.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **8ten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn"

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kurze russische Grammatik

von

Dr. Oskar Ásbóth,

a. o. Professor der slawischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 1 M. 60 Pf.

Die Schwierigkeiten, welche die Erlernung des Russischen bietet, werden durch das von dem Verfasser angewendete Lehrsystem außerordentlich erleichtert. Diese kurze russische Grammatik ist daher gleich vortheilhaft für den Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht zu benutzen.

Ein Komponist wünscht einen

Operettentext

zu erwerben. Offerten unter **J. P. 8582** an **Rudolf Mosse, Berlin S. W.**

Taschentücher

Schutzm.

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

Billigste Preise.

H. Raab. Zeitz

Bestes Fabrikat.

Fontainen-Fabrik

Illustrirte Preisliste gratis und franco.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7.—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.

Franke nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Illustr. Preislisten gratis!

Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
NOV 8 1889

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 17. October 1889.

Inhalt: Italienische Studien und Uebersetzungen von Paul Heyse. Von Adalbert Schroeter. — Neuere Unterhaltungsliteratur. Von M. Benfey. — Geschichtliche Werke. Von Karl Jentsch. — Von Island über Bithynien an den Congo. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Ethnologie. Von Th. Achelis. — Ein Künstlerleben. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Italienische Studien und Uebersetzungen von Paul Heyse.

Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. Erster Band: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Zweiter Band: Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1889. 8. Jeder Band 5 M.

Nur der Dichter kann den Dichter übersetzen. Denn nur der Dichter ist im Vollbesitze der poetischen Eigenschaften, ohne welchen die Nachbildung eines Dichtwerks unmöglich ist. Nur der Dichter besitzt denjenigen Grad dichterischen Anempfindens, welcher erforderlich ist, um das Kunstwerk in allen seinen feinern Schattirungen und Schwingungen allseitig mit aneignendem Gefühle zu erfassen, und wenn liebevolles Studium des Kenners hier auch in gleiche Tiefen des sprachlichen und sachlichen Verständnisses dringen mag, so wird die Fähigkeit einer dichterischen Vermittelung des Originals dennoch an die Macht über die poetischen Rhythmen und die Herrschaft über die Dichtersprache seines Landes in jedem Worte und jeder Wortverknüpfung durchaus gebunden bleiben. Der „feinste Latinist" unserer Tage würde an einer Catull- oder Lucrez-Uebersetzung in „eine gebildete Sprache, die für ihn dichtet und denkt", dennoch um so kläglicher scheitern, je stiefmütterlicher seiner Begabung dichterische Empfindungswärme und persönliche ppetische Schöpferkraft versagt blieb. Lassen wir beispielsweise den Jahrhunderte langen Trauerzug der deutschen Homer-Uebersetzer an uns vorüberziehen, so begegnen als einzige höher begabte Talente nur Bürger und Graf Friedrich Leopold Stolberg, an welche ich W. Jordan noch längst nicht anreihe, und wenn gleichwol ein dichterisches Ingenium so untergeordneten Grades wie Voß schließlich den Vogel abschoß, so geschah dies, weil der Graf wenigstens poetisch dem Schulmeister bahnbrechend vorgearbeitet hatte und die zähe Bauernkraft des letztern jene weitern Hülfskräfte zweiten Ranges, von welchen Uebersetzungen abhängig bleiben, d. h. lammfrohe Geduld und die Entsagung tyrannischen Niederhaltens der eigenen dichterischen Persönlichkeit so hochgradig besaß, als die Flugkraft des Aristokraten ihn über diese tiefern Sphären poetischen Schaffens hinaustrug. Und werfe ich bei dieser Gelegenheit auch einen Blick auf die Legion unserer Uebersetzer aus dem Mittelhochdeutschen, so weiß ich in der That nicht, wenn ich von Tieck absehe, der hier aus andern Gründen nicht in Betracht kommen darf, wen aus ihren Scharen ich als vollberufen preisen darf, nachdem Wilhelm Hertz an seinem „Tristan und Isolde" zum Hohne und Trotze zunftmäßiger, von vornherein von der Aufgabe als einer unlösbaren abschreckender Germanisten uns gelehrt hat, zu welcher Höhe sich auch hier wahre Uebersetzungskunst emporringen kann. Möge dieser Stern auf einer Bahn voranleuchten, welche zu gleichen Neuschöpfungen, z. B. unserer „Gudrun" und unsers „Parcival", führt. Ebenso ist erst mit O. Gildemeister unsere Byron-Uebersetzung seit Goethe's und H. Heine's ersten Versuchen in die Sphäre wirklicher Kunst eingetreten und hat dem Zuge künftiger Nachdichter nicht nur den formalen Kompaß in die Hand gegeben. Allerdings wird der Drang des wahren Dichters sich von vornherein und immer wieder auf selbständige Erzeugnisse richten. Uebersetzerthum bleibt natürlich dichterische Arbeit untergeordneten Grades, eine Arbeit, die noch dazu unter dem Fluche ringt, durchaus Unerreichbares erreichen zu wollen. Nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen wird der wahre Dichter sich entschließen, ein Arbeitsgebiet zu betreten, das so recht zur Arena der halben Talente geschaffen scheint, die hier nach Gladiatorenart einer den andern niedermetzeln. Denn es ist etwas Wahres daran, wenn Paul Heyse in seinen

Studien zu Leopardi (II, 163) über die Unsitte unserer literarischen Welt Klage führt, eine Aufgabe dieser Art, die irgendjemand mit Fleiß und Glück soeben gelöst, auf der Stelle noch einmal zu unternehmen, nur um diese oder jene geringfügigen Mängel des Vorgängers zu bessern oder um das, was der eine so zu machen für gut befunden, überhaupt nur anders zu machen.

Und doch „Singe, wem Gesang gegeben", heißt es auch hier, und wenn gut Gemachtes noch besser zu machen ist, so wird es eine ideale Pflicht bleiben, bei gegebener Kraft dies zu beginnen. Mag dann der neue Dichter mit dem jüngst bei ähnlicher Gelegenheit von H. Kruse gebrauchtem Motto „Palmam, qui eruit, ferat" sich salviren.

Paul Heyse ist einer von den wenigen deutschen Dichtern der Gegenwart, denen es vergönnt ist, ganz ihrer Kunst zu leben. Das ist ein beneidenswerther Vorzug, dem aber gleichwol ein tiefer Schatten folgt. Denn der rüstigsten Schaffenskraft nahen Zeiten der Versagung, über welche den Mann von staatlichem Berufe diese seine Alltagsarbeit zum Heile seines dichterischen Rufs freundlich hinwegträgt; derselbe wird lediglich in Feierstunden sich der Muse weihen, während jenem der alltägliche Verkehr mit der Göttin aber doch zu sehr zum Alltäglichen wird. So wird ihm nur zu leicht dasjenige als ihre unmittelbare Eingebung erscheinen, was schließlich doch nur gewaltsam abgerungen wurde. Der Dichter wird öfter die Gesellschaft der Göttin suchen, als sie die seine sucht. Aber nicht nur in solchen minder geweihten Stunden sind die Studien und Uebersetzungen entstanden, mit welchen uns heute Paul Heyse als den Früchten einer sechsunddreißigjährigen Beschäftigung mit den neuern Dichtern Italiens beschenkt. Das inhaltlich so reiche Werk bezeichnet einen in literarhistorischer Beziehung für alle Zeiten merkwürdigen und bedeutungsreichen Vermittelungsversuch zwischen deutscher und italienischer Literatur, zwischen deutschem und italienischem Geistesleben. Und wir können uns doppelt glücklich schätzen, daß es die ruhige, klare Gelehrsamkeit Paul Heyse's, des Romanisten, und das feine, elastische Formentalent Paul Heyse's, des liebenswürdigen Dichters, war, welche sich zur Lösung dieser preiswerthen Aufgabe schwesterlich die Hände reichten.

Schon Goethe widmete der italienischen Literatur seiner Zeit aufmerksamste Hinblicke und suchte sich nach seiner überall in die letzten Wurzeln dringenden Betrachtungsart mit den Erscheinungen eines Torti, Monti und Visconti, vor allem aber mit Alessandro Manzoni auseinanderzusetzen. Den gleichen Namen begegnen wir auch bei Lord Byron, wo er in der Widmungsepistel des vierten Gesanges seines „Childe Harold" an John Hobhouse von seiner anfänglichen Absicht spricht, in dem Verlaufe der unvergleichlichen Spenser-Stanzen den gegenwärtigen Zustand der italienischen Literatur und vielleicht des italienischen Lebens zu berühren. Er fand aber, daß der Text innerhalb der vorgesetzten Grenzen für das Wirrsal äußerer Gegenstände und die sich daran schließenden Betrachtungen nicht ausreiche. Zudem hielt er es für wenig lohnend und bedenklich, die Literatur und Sitten einer so fremdartigen Nation zu besprechen. Sowol das literarische wie das politische Leben sei so stürmisch, daß es selbst für den mit Sprache und Gewohnheiten des Volks hinlänglich vertrauten Ausländer nahezu unmöglich sei, unparteiisch hindurchzusteuern. Man weiß, wie der größte Lord seines Volks dann mitten in das Parteileben hineintrat. Jedenfalls aber preist er das Land, das Vaterland Alfieri's und Monti's, mit einem italienischen Citate als „tutto poetico, che vanta la lingua la più nobile ed insieme la più dolce" und schließt mit einem Passus, in welchem sich die glänzendsten Namen der neuern italienischen Cultur in der englischen Poesie verherrlichen: „Italien hat noch große Namen: Canova, Monti, Ugo Foscolo, Pindemonte, Visconti, Morelli, Cicognara, Albrizzi, Mezzofanti, Mai, Mustoxidi, Aglietti und Vacca werden dem lebenden Geschlechte einen ehrenvollen Platz in den meisten Zweigen der Kunst, der Wissenschaft und Literatur sichern, in einigen sogar den höchsten in Europa, die Welt hat nur einen Canova."

Paul Heyse nun hat es in Deutschland unternommen, die schönsten literarischen Sterne der letzten hundertjährigen Vergangenheit Italiens, wie ihr Glanz zum Theil schon einem Goethe und Byron in die Augen leuchtete, seinem Volke in unmittelbare Nähe zu rücken, ja zum Eigenthume der deutschen Geisteswelt zu machen.

Der Weg, den er zu diesem Ziele wählte, ist derjenige des biographisch-ästhetisch-kritischen Essay und einer lebendigen Charakteristik der dichterischen Persönlichkeiten durch Uebersetzungsproben aus den bezüglichen Werken. Leopardi aber liegt in vollständiger Uebertragung vor. Leider vermisse ich, soweit ich sehe, die Angaben der zu Grunde gelegten Originalausgaben, selbst bei Leopardi. Hier sind zwar die Ausgaben aufgeführt, gleichwol ist von der mir vorliegenden: „Canti e versioni di Giacomo Leopardi publicati con numerose varianti di su gli autografi recanatesi da Camillo Antona-Traversi. Città di Castello 1887", nicht Notiz genommen. Daß die eingeschlagene Bahn als die verheißungsvollste erscheinen mußte, werden mir diejenigen besonders gern einräumen, die mit mir über die Citatendürre in Scherer's Literaturgeschichte grollen. Paul Heyse selbst spricht in dieser Beziehung sehr beherzigenswerthe Worte (I, XIV):

> In Deutschland ist das Dogma von der Wissenschaft um ihrer selbst willen noch in Kraft, ja eine aristokratische Gleichgültigkeit gegen das Verständniß des großen Publikums gilt als das Kennzeichen des echten Gelehrten gegenüber dem Dilettanten. Nur in der Kunstwissenschaft ist die Erkenntniß endlich durchgedrungen, daß eine historische Behandlung der Epochen und Stilentwickelungen ohne steten Hinweis auf reichliche Abbildungen der hervorragenden Denkmäler ein ebenso mühsames wie unfruchtbares Beginnen wäre, daß sich aus einem systematisch geordneten Bilderatlas ohne Text von einem sinnigen Betrachter mehr wahre Belehrung schöpfen ließe als aus einer noch so gediegenen, der Illustrationen entbehrenden Kunstgeschichte oder Aesthetik. Wie lange es dauern wird, bis auch die Literarhistoriker zu dieser Erkenntniß gelangen, wage ich nicht vorauszusagen.

Uebrigens besitzen wir ja einen höchst verdienstlichen Anfang in dieser Beziehung in der Heinrich Kurz'schen Literaturgeschichte, die freilich neueste Propheten, deren Schöpferkraft gleichwol nicht weiter reicht als über die Schematisirung der rhythmischen Kunststücke irgendeines mittelalterlichen minnelullenden Leiermanns, für einen Leitfaden für Mädchenschulen erklären. Gewiß ist die deutsche Literaturgeschichte durch R. König in die Spinnstuben heruntergerissen worden, aber das Kurz'sche Werk, über dessen Schwächen mich niemand zu belehren braucht, soll noch lange als ein wackeres deutsches Hausbuch werth gehalten sein!

Die vorliegenden Heyse'schen Charakteristiken nun sind zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden und demzufolge innerlich und formell ebenso sehr voneinander verschieden. Bald sind die Textproben in den Aufsatz eingestreut, wie bei Monti, bald folgen sie nach, wie bei Foscolo und Manzoni; die Biographie Giuseppe Parini's ist von Giusti, dessen Werke, vom Dichter bekanntlich im besondern für den buntfarbigen „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur" trefflich übersetzt, sich hoffentlich vorliegender Sammlung seinerzeit anschließen werden. Eine Skizze der modernen italienischen Poetik voranzusenden, wäre für dieselbe vielleicht förderlich gewesen. Nicht jeder kennt die strengere Petrarkische Canzone und den verso sciolto, die struccioli, die piani und die tronchi, den rimalmezzo und das intercalare. Uebrigens finden sich in dem Aufsatze über Monti auch zahlreiche Citate, denen eine Uebersetzung nicht gegönnt wurde, wie denn gerade er eine Ueberarbeitung, besonders ein Ineinanderarbeiten der Nachträge und des Vortrags — der Artikel ist aus einem Vortrage hervorgegangen — um des Ganzen und um seiner selbst willen wol verdient hätte. Es ist dies übrigens ein Misbrauch, der häufiger begangen wird, daß Vorträge, zufolge ihrer Anlage für eine kurze Dauer und ein ganz bestimmtes Publikum bestimmt, ohne eine innerste Wandlung erfahren zu haben, in den Druck hinaustreten, um sich hier einer naturgemäß völlig andersartigen Kritik zu stellen, als diejenige der flüchtigen Vortragsstunde und ihres bunten Publikums war.

Zur Veranschaulichung der Paul Heyse'schen Uebersetzungsmethode, soweit er sie an dem glutvollen wandelreichen Vincenzo Monti übte, wähle ich eine Stelle aus dem zweiten Gesange des großartigen Phantasiestücks „In morte de Ugo Bassville." Es ist die schaurige Scene, in welcher Ludwig XVI. das Schaffot besteigt. Schon greift an das Herz des untenstehenden Volks „neuerwachendes Mitleid mit scheuer verstohlener Hand — noch aber nicht zu spät" — da entfacht die alte Wuth ein grauses Wunder. Das Gerüst erklimmen urplötzlich vier gespenstige Ungeheuer. In der Hand halten sie blutige Dolche, um ihren Hals sind Stricke geschnürt:

Und auf der Stirn in dunkler Furchenspur
Trägt jeder seinen Namen eingegraben,
Namen — ein Graun für Fürsten und Natur.

Es sind Damiens, Ankarström, Ravaillac und Bassville. Nun vergleiche man Monti (Mailand 1837), S. 165, 187:

Damiens l'uno, Ankastrom l'altro dicea,
E l'altro Ravagliacco; ed il suo scritto
Il quarto colla man ri nascondea.

Da questre Dire avvinto il derelitto
Sire Capeto dal maggior de' troni
Alla mannaia giù facca tragitto.

E a quel Giusto simil che fra' ladroni
Perdonando spirava, ed esclamando:
Padre, Padre, perchè tu m'abbandoni.

Perchi a morte lo tragge anch' ei pregando —

Paul Heyse (I, 262):

Damiens und Ankarström voran. Sie haben
Sich Heinrich's Mörder, Ravaillac, gesellt;
Des Vierten Hand verdeckt die Blutbuchstaben.

Von diesen vier Dämonen eng umstellt,
Vollendet Capet, freundlos, doch gelassen,
Den Weg zum Block vom größten Thron der Welt.

Und wie am Kreuz der Dulder ohne Hassen
Erseufzend rief in himmlischem Verzeihn:
Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen!

In dieser Uebersetzung deckt sich allerdings nicht jede Zeile mit dem Original. „Heinrich's Mörder" ist Auftrag. Daß die Namen der vier Königsmörder mit Blut in ihren Stirnen eingegraben stehen, erzählt der Dichter bereits in der vorigen Strophe, wo P. Heyse: „Scritto in sangue ciascuno il nome avea" mit „dunkler Furchenspur" gibt, um dann in „Blutbuchstaben" das Versäumte in nicht alsbald erkenntlicher Weise nachzuholen. Zu „freundlos, doch gelassen" vermisse ich dann ebenfalls die Vorlage; derelitto ist einfach „verlassen". Schließlich behagt mir nicht die Umschreibung des heiligen Wortes: „Warum hast du mich verlassen?" in „Was hast du mich verlassen?" Natürlich bin ich der letzte, der dem Uebersetzer daraus besondere Vorwürfe macht. Ich führe das nur zum neuen Beweise an, wie auch der begabteste Dichter als Uebersetzer alsbald seiner Endlichkeit inne wird.

Anders freilich ist es in folgendem Falle. Ich rühme zunächst die literarische That, die Uebersetzung der „Inni sacri" des Manzoni an sich als eine wahrhafte Bereicherung unserer Literatur. Besonders unsere neuern evangelischen geistlichen Liederdichter mögen hier in die Schule gehen und lernen, was Hymnenstil ist und ich kann dem Nachdichter zu meiner Freude berichten, daß hochstehende feinsinnige protestantische Theologen, denen ich diese in der That „Heiligen Hymnen" in seiner Uebertragung vorlegte, wahrhaft und tief ergriffen wurden. Aber eine absolute Vollendung gebricht auch ihnen. Ich lege zu Grunde: „Il nome di Maria. Tragedie e poesie di Alessandro Manzoni" (Mailand 1857, S. 404). Ich sehe ab von der umfangreichen Ungenauigkeit, mit welcher in der ersten Strophe das „d'un fabbro nazaren la sposa", d. h. „die Verlobte oder junge Frau eines nazarenischen Zimmermanns" mit „ein nazarenisch Weib" gegeben ist. Aber es ist nicht zu entschuldigen, wenn das Hauptmotiv des

Gedichts, das an die bekannte Seligpreisung der Maria bei Lucas anknüpft, nicht überall in gleicher Klarheit herausgearbeitet erscheint.

Tutte le genti
Mi chiameran beata —

lautet es in der zweiten Strophe und die „beata", „il nome di Maria" bildet eine Art innern Kehrreims. Luther gibt es mit „benedeite", in dem griechischen Texte heißt es εὐλογομένη. Paul Heyse überträgt es einmal mit „hochgesegnet", dann durchgängig mit „sel'ge"; in Strophe 13 wird es verschluckt: es war das Wort aber, welches den Nerv des Stücks bildet, einmal einheitlich zu übertragen und zweitens an jeder Stelle zu berücksichtigen, ganz wie er es gegenüber dem ebenfalls wiederkehrenden „Anco ogni giorno se ne parla" gethan hat. Wenn ich dann zur vorliegenden Ode noch betone, daß Reime wie „Sprache" und „bewache" u. dgl. lediglich Mistöne bleiben, so will ich gleich hier zu der Uebertragung Leopardi's bemerken, daß es einmal eines Paul Heyse, des Dichters der liebeglühenden, silbertönenden Terzinen des „Salamander" nicht wohl würdig ist, auf Liebe mit dem „alten Dampfboot triebe" zu reimen, noch weniger aber, auf dies ehrwürdige Doppelreis peinlicher Reimverlegenheiten noch ein drittes mit „Getriebe" zu pfropfen. Wenn das in seinen Reimverzweiflungen einmal ein Nachdichter des Byron'schen „Don Juan" oder „Harold" macht, da mag man das seinem ungleich schwierigern Mühen eher verzeihen als in einem kurzen Terzinengewande von Leopardi. Ehe ich nun zu diesem übergehe, will ich eine Wahrnehmung nicht unterdrücken, die ich bei der Vergleichung der Manzoni'schen Ode: „Il cinque maggio 1821" und der Paul Heyse'schen Uebersetzung gemacht habe. Dies berühmte Gedicht auf Napoleon I. besteht aus 18 sechszeiligen Strophen. Und zwar reimen je die sechsten Zeilen untereinander, also nach fünfzeiligen Intervallen. Da scheint es mir nun doch nicht zufällig zu sein, daß die je sechsten Zeilen der Strophen 1, 2, 3, 4 auf -a (-sta, -verrà, -ha, -morrà); die der Strophen 5, 6, 7, 8 auf -ar (-mar, -stampar, -sperar, altar) und die letzten vier Strophen in je ihrer letzten Zeile auf -o (-trasportò, -passò, -chinò, -pocò) reimen. Es läge also ein beabsichtigtes Reimspiel vor, das leicht nachzuahmen war und bei Paul Heyse's strengen Kunstprincipien nachgeahmt werden mußte. Die Strenge dieser seiner Kunstprincipien betont der Dichter besonders herb seinem letzten Vorgänger als Leopardi-Uebersetzer, G. Brandes, gegenüber. Mitunter zu herb. Aber er läßt doch nur ein gleich strenges Gericht über ihn ergehen, als G. Brandes seinerseits an seinen Vorgängern Hamerling und Kannegießer übt. Meines Erachtens hätten beide Uebersetzer, diese Vergleiche anzustellen und die bezüglichen Ergebnisse gegeneinander abzuwägen, ihren Kritikern überlassen sollen. Uebrigens bemängelt Paul Heyse die Brandes'sche Uebersetzung an einer Stelle (Eingang zum „Consalvo"), wo ich seiner eigenen Uebersetzung ganz unmöglich einen nennenswerthen Vorsprung einzuräumen vermag. Denn wenn er von den bezüglichen Zeilen der Brandes'schen Uebersetzung sagt, daß sie ganz wie der Anfang einer prosaischen Novelle klängen, so gilt das durchaus auch von seiner eigenen Nachbildung: übrigens tragen die Leopardi'schen Werke an sich nur zu oft, besonders in der Uebersetzung, einen epistolaren, überhaupt einen prosaisch abgeflachten Charakter; es mag das daher kommen, daß sich der musikalische Reiz der italienischen Sprache in unserm Deutsch zu sehr verflüchtigt und der Mangel jener vollen Vocale und Klänge sich um so fühlbarer macht, je sparsamer das Original sich des Schmucks durchgehender Reime bedient. Auch mag ich selbst, nun seit manchem Monat unter dem unmittelbaren Zauber der Byron'schen Poesie stehend, Leopardi nicht das voll empfängliche Organ entgegenbringen. Der Abstand erscheint mir doch als ein ganz unüberbrückbarer, und Paul Heyse hat kein Recht, Leopardi so unbedingt neben Schopenhauer als den Dichter des Pessimismus zu bezeichnen. Der Dichter des Pessimismus κατ' ἐξοχήν bleibt leider Lord Byron, der den Italiener in jeder einzelnen dichterischen Aeußerung in tiefen Schatten stellt. Da kann gar kein Zweifel sein. Hieran will ich in einer letzten Bemerkung meinen Zweifel knüpfen an die Berechtigung einer commentatorischen Notiz, welche Gustav Brandes (Hannover 1869) S. 295 zu Vers 18 des Leopardi'schen Gedichts: „Sul monumento di Dante che si prepara in Firenze" macht. Sie lautet:

> Leopardi hat hier besonders Byron im Auge, der im vierten Gesange seines „Childe Harold", Strophe 56, die Frage aufwirft:
> But where repose the all Etruscan three,
> Dante, and Petrarch, and, scarce less than they,
> The Bard of Prose . . .

Paul Heyse, der sonst, wie gesagt, seiner Ausgabe eine Anzahl kritischer Glossen zu Brandes beifügt, nimmt diese Behauptung diesmal ohne weitere Kritik an, so sehr sie gerade hier am Platze gewesen wäre. Das Leopardi'sche Gedicht erschien 1818. Der vierte Gesang des „Childe Harold" erschien im Mai 1818. Sollte Leopardi unverzüglich von dieser neuesten Erscheinung der englischen Literatur Kenntniß erhalten haben, welche allerdings die entschwundene Größe Italiens bald so tief elegisch, bald so hinreißend dithyrambisch feiert, daß ihr keine andere Trauerode auf ein gesunkenes Volk nächst Partien in den Klageliedern Jeremiä zur Seite zu stellen ist? Ich bezweifle es gleichwol. Nicht nur Byron mochte jene Klage in Florenz erheben, vielmehr mochte jeder Reisende dasselbe empfinden, ein jeder denkende Passant mochte sich schmerzlich verwundern, in Florenz keine Statue seines größten Sohnes vorzufinden und mochte fragen, wo seine Gruft sei. Ganz wie der Wanderer in Venedig fragen mag, wo die Statue Goldoni's stehe. Die Stelle lautet bei Leopardi:

> D'aria e d'ingegno e di parlar diverso
> Per lo toscano suol cercando già
> L'ospite desioso
> Dove giaccia colui per lo cui verso
> Il Meonio cantor non è più solo.

Bei Paul Heyse (II, 32) lautet die Stelle übrigens merklich erkältet:

Die Fremden, an Geberd' und Sprach' und Art
Verschieden, wandelten am Arnostrande
Und forschten, wo der Staub
Des Sängers ruhe, dem die Ehre ward,
Allein gesellt zu sein dem Mäoniden. —

Ich vermag hier an eine Inspiration durch „Childe Harold" nicht zu glauben; anders aber würde überhaupt diese ganze Dichtung: „Sol monumento di Dante . . ." durch Lord Byron inspirirt worden sein, und somit hätte einer der besten Dichter des geknechteten Italien das patriotische Klagen einer seiner schönsten Canzonen von einem Engländer gelernt! Ich meine aber: Ingenia conspirant.

Daß wir mit angenehmsten Erwartungen der Fortsetzung und Vollendung der interessanten Anthologie entgegensehen, bedarf keiner Versicherung, und diese mag an Nachdruck gewinnen, wenn wir unser Bedauern aussprechen, in der vorliegenden Sammlung, deren schönsten Schmuck die „Inni sancti" Manzoni's bilden, die Uebersetzung des „Conte di Carmagnola" des gleichen Dichters zu vermissen. Um so gespannter bleiben wir auf Goldoni. Sein Programm hat uns der Uebersetzer leider nicht verrathen. Aber alle seine Nummern werden sich ohne Frage so reich an gleichwerthiger Schönheit erweisen, als es die vorliegende Blütenlese ist, wenn sich die Nachbildung zu einer so hohen Gleichartigkeit mit dem Originale emporschwingt, wie es in der folgenden Strophe der Fall ist.

Manzoni, „La Pentekoste":

Madre dei Santi, immagine
Della città superna,
Del Sangue incorruttibile
Conservatrice eterna,
Tu, che da tanti secoli
Soffri, combatti e preghi,
Che le tue tende spieghi
Dall' uno all' altro mar.

Paul Heyse, „Pfingsten" (I, 377):

Mutter der Heil'gen *), Ebenbild
Der Gottesstadt dort oben,
Zur Hüterin in Ewigkeit
Des reinsten Bluts erhoben,
Du, die du seit Jahrhunderten
Leidest und flehst und streitest
Und deine Zelte breitest
Von dem zu jenem Meer.

Wir wünschen einer so beredsamen Vermittelungskunst noch manchen nicht minder reichen Erntekranz.

Adalbert Schroeter.

*) Die Kirche ist gemeint.

Neuere Unterhaltungsliteratur.

1. Heitere Geschichten von Fritz Brentano. Zweites Bändchen. (Nr. 2564 der Universal-Bibliothek.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. 16. 20 Pf.
2. Alte Geschichten. Kleine historische Novellen. Forschung und Dichtung von F. Percy Weber. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1889. 8. 5 M.
3. Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.
4. Aus stillen Winkeln. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 5 M.
5. Der Seelsorger. Roman von Victor Valentin. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.

Aeußerst genügsam ist unser literarischer Geschmack geworden, wenn er sich an solchen „Heitern Geschichten", wie sie Fritz Brentano bietet (Nr. 1) vergnügen kann! Die plattesten Stoffe in entsprechender plattester Behandlung. Selbst nach der verheißenen Heiterkeit sucht man vergebens, denn mit Ausnahme eines kleinen Schwanks aus der Kriegszeit und der ersten Geschichte, die einfach albern ist, birgt der Sumpfboden, der diese „Heiterkeit" zeitigt, einen solchen Abgrund socialer Noth, daß einzig echter Humor, der hoch über alles Menschliche emporträgt, derartige Stoffe künstlerisch heiter zu gestalten vermöchte. Eine einzige unter den sieben Geschichten, „Der Herr Eusebius", bietet Dichterisches im Inhalte wie in der gehalten wehmüthigen Darstellung. Es ist unbegreiflich, daß der Verfasser, der darin wahres künstlerisches Empfinden zeigt, die übrigen Erzeugnisse seiner Muße danebenzustellen vermochte.

Frau Mode, welche dem historischen Romane ihre Gunst zugewandt, begeistert nun sogar auch zu historischen Novellen. Sollte ein energischer Protest dazu beitragen können, ähnliche verfehlte Kinder unreifen Kunstgefühls wie diese „Kleinen historischen Novellen" von F. Percy Weber (Nr. 2) zu ersticken, bevor sie das Licht des Tages erblickt, dann sei dieser Protest hier sehr ernstlich eingelegt. Die Novelle, diese geschlossenste Kunstform der ungebundenen Rede, verträgt ebenso wenig wie der Roman, ja noch weniger, einen zwiespältigen Zweck. Das Kunstwerk ist keine Form für Didaktik. Wer lehren will, soll zu einer Form greifen, die sich dazu eignet; sonst läuft er Gefahr, Zwitterwesen zu schaffen, die weder Wahrheit noch Schönheit ihr Erbe nennen. F. P. Weber bietet hier vier Novellen, deren erste: „Im Pfalzgrafenschloß. Eine Studenten- und Soldatengeschichte aus dem alten Heidelberg", in lose aneinandergereihten Scenen Skizzen aus der Pfalz zur Zeit des unglücklichen Winterkönigs bietet. All die einzelnen Bildchen und Züge aus dem Studenten- und Soldatenleben mögen an sich wahr sein, aber zu einer Novelle fehlt ihnen die Hauptbedingung: künstlerische Geschlossenheit, sichere Gruppirung um einen Mittelpunkt.

Nur äußeres Leben ist hier, und sogar dieses als Stückwerk. Die Schlacht am Weißen Berge, jene traurige Folge der Annahme der böhmischen Königskrone wird erwähnt, ohne daß die geschichtlichen Verhältnisse, die dazu drängten, in knappen, aber bestimmten Zügen entworfen würden. Also nicht einmal der Lehrhaftigkeit geschieht ihr Recht, geschweige der Kunst. Denn die Kunst verlangt Entfaltung des Innern; wo die fehlt, muß jeder Anspruch auf Schaffung eines Kunstwerks aufgegeben werden. — Die zweite Novelle: „Die Vitalienbrüder", ist einheitlicher, aber gleichfalls ohne jede individuelle Vertiefung; auch hier kommt es dem Verfasser mehr an auf Schilderung von Zuständen, als auf die seelische Vertiefung ihrer Träger. Die dritte gar bietet die Skizze der Stadt „Rothenburg ob der Tauber" und ihrer Geschichte, die ebenfalls — wenn auch etwas zu breit gehalten — einer geschichtlichen Novelle als Einleitung dienen könnte, aber hier mit dieser Einleitung beginnt und endet. Die vierte, „Das Venusbild", die sich sogar zur gebundenen Rede erhebt, erfüllt trotzdem ebenso wenig wie die vorhergehenden berechtigte künstlerische Ansprüche.

„Gescheiterte Liebe" von A. Müller-Guttenbrunn (Nr. 3) enthält sieben kürzere Erzählungen, in denen die Form der Novelle gewahrt ist. Wahl wie Gestaltung des Stoffs zeigen die geübte Hand des Erzählers, doch ohne in jene Tiefen des Seelenlebens einzudringen, die sich nur dem Dichter erschließen. Hie und da — freilich in sehr seltenen Fällen (S. 59, 129, 149) — könnte mehr Sorgfalt auf die Sprache verwandt sein. Einige Einzelheiten des Inhalts scheinen kaum glaublich. Sollte es z. B. wirklich Richter geben, die eine Mutter, welche sich aus Verzweiflung sammt ihrem Kinde ins Wasser stürzt, aber gerettet wird, während das Kind — das in der That länger im Wasser war, weil nicht die Mutter, wie allgemein angenommen wird, sich mit ihm, sondern eine andere es allein hineinwarf — stirbt, als Kindesmörderin zum Tode verurtheilen? Doch dies ist nur eine äußere Thatsache. Ein tieferer ungelöster Widerspruch liegt in dem Charakter der schönen stolzen Maria von Waldburg in „Das Christkind". Die gefeierte Salondame fühlt sich nicht gedemüthigt als die heimliche Geliebte eines Schauspielers, aber der Gedanke an die eheliche Verbindung mit dem Vater ihres Kindes schreckt sie zurück und tödtet ihre Liebe. Wenn dieser Grad verdorbenen Empfindens in einem Frauengemüthe glaubhaft erscheinen soll, so muß er psychologisch begründet und nicht nur oberflächlich berichtet werden, wie es hier geschieht.

„Aus stillen Winkeln" von Wilhelm Berger (Nr. 4), wo dem Einzelnen noch Raum geblieben zur Entfaltung seiner Eigenart, sind die eigenartigen Charaktere herausgegriffen, welche der feinsinnige Erzähler hier schildert. Wie prächtig sind die beiden Menschenkinder in „Ebbe und Flut", deren frisches, volles, eigenartiges Leben freudigen Antheil wachruft! Originell wie die Charaktere sind auch die Verhältnisse, die sie durch ihre Eigenart herbeiführen. Die Sprache selbst schmiegt sich in ihrer vornehmen Schlichtheit Charakteren wie Stimmungen entsprechend an. An einzelnen sehr wenigen Stellen nur, aber leider gerade im Munde der Heldin, läßt den Verfasser das außerdem durchgehends feine Gefühl für charakteristische Sprachschattirung im Stich. Das „verharrte" (S. 23) und „befand" (S. 23) ist Buchsprache und im Munde eines so „thaufrischen Wesens" wie Klara doppelt unnatürlich. Einige male stört auch der zum Gebrauch gewordene Misbrauch „gefolgt von" (S. 32, 266). Dagegen erfreut manch feinsinnige, in treffender Einfachheit ausgedrückte Bemerkung. Doch besser als Lob sogar wirkte eine kleine Probe der ansprechenden Darstellung:

> Jeder Abend ist ein Gedicht. Der Niedergang der Sonne mit seinem wechselnden Farbenspiel, ihr Versinken unter den Horizont, die mählige Veränderung aller sichtbaren Dinge bei schwindendem Licht — das sind Vorgänge, die niemals aufhören werden, das Menschengemüth in eine ahnungsvoll träumerische Stimmung zu versetzen. Auch Klara gerieth in ein brütendes Sinnen. In all dem Leuchten und Flimmern um sie her, dem letzten Glanze des scheidenden Tages, empfand sie schon das leise Nahen der geheimnißvollen Nacht. Und es war ihr, als wenn sie hinter der Gegenwart, von der sie linde umfangen wurde, das Rauschen einer weit schönern Zukunft hörte. Wie mochte diese Zukunft aussehen?

Neben den klar und deutlich heraustretenden Charakteren der Hauptpersonen sind auch in allen drei Novellen die Nebenfiguren, die zum Theil nicht minder eigenartig sind als diese, mit wenigen, aber bestimmten Zügen zu lebendiger Anschaulichkeit herausgearbeitet.

Auch die zweite Novelle, „Einsame Leute", erregt lebhaften Antheil an den wenigen, in ihrer Besonderheit gleichfalls treffend gezeichneten Einsamen, deren Lebensschicksale sich da enthüllen und entwickeln. Doch der Schluß wirkt nicht befriedigend. Weit tiefer erfaßt der italienische Dichter Salvatore Farina den gleichen Vorwurf, „daß störrische Selbstsucht zu trauriger Vereinsamung führt. Nur durch Selbstverleugnung erwirbt man Liebe; nur warmes Herz und milder Sinn machen die Erde zum Himmelreich", wie Pfarrer Hobbema hier dem alten Vereinsamten ins Gewissen redet und hinzufügt: „Möchte Gott doch ein Wunder an Ihnen thun!" Und dies Wunder geschieht: ein Schlaganfall führt „eine Verschleierung dieses scharfen Geistes, die Lähmung der Energie dieser tief leidenschaftlichen, unbarmherzig selbstsüchtigen Natur" herbei. „Zum späten Frieden führte sie ihn, zum Frieden mit sich und der Welt, den er vielleicht niemals im Vollbesitz seiner Kräfte erreicht haben würde." Der Geknickte also, der geistig nicht mehr Zurechnungsfähige, findet den Frieden mit sich und den Seinen. Diese Lösung ist durch äußerliche Mittel herbeigeführt und wirkt durchaus unbefriedigend, sie zerhaut den Knoten, statt ihn zu lösen. In ganz gleicher Lage macht Signor Jo, ohne irgendeine Hülfe von außen, eine vollständige innere Wandlung durch, erkennt das eigene Verschulden und flüchtet mit voll erwachter Liebe in die warme Liebe der zuvor Verschmähten. Im Vollbesitze seiner Geisteskraft erblüht ihm mit Ver-

ständniß ein warmes, neues Herzensleben. Das ist die künstlerisch wie ethisch vollbefriedigende Lösung.

„In harter Schule", die dritte und letzte Novelle dieses Bandes, zeichnet sich aus durch die Vorzüge der Ich-Form — individuelle Färbung, charakteristische Lebendigkeit der Darstellung — ohne die Mängel, welche dieser schwierigen Form der Erzählung so leicht anhaften. Ein Mann, der das Leben in Ursachen und Wirkungen seiner Verwickelungen durchdacht wie durchlebt hat, schildert, was er in seiner Liebe in einem beinahe unbewegten, und die Frau, die er liebt, in ihrem vielbewegten Lebensgange erfahren, in einer Sprache, die in aller Knappheit und Schlichtheit durch manch feine psychologische Ausführung, manch gut ausgeprägten Gedanken anregt. „Aus stillen Winkeln" verdient einen Winkel in jeder vornehmern Bibliothek.

Immer aufsteigend zum Bessern kommt endlich „Der Seelsorger" von Victor Valentin (Nr. 5). Angesichts der heftigen Kämpfe zwischen den streitenden literarischen Richtungen hat es etwas eigenthümlich Erholendes, einem Autor gegenüberzutreten, in dessen Geist sie eine Art von Waffenstillstand geschlossen, eine einstweilige Versöhnung angebahnt haben. Wol mag in solcher Zeit das Große nur von demjenigen geschaffen werden, der da kämpft, wenn er dichtet, und den es mitten in die entscheidende Schlacht hineintreibt, wo er vielleicht zertreten und zerrissen, vielleicht aber auch mitthätig wird am Neuen und Großen, das sich vorbereitet. Aber glücklich und berechtigt schafft, wer den kleinen Frieden dem großen Siege vorwegnimmt und, an allen Parteien vorüberwandelnd, ihnen absieht, was ihm frommen könnte. Ein solcher Weiser, Milder, nach dem Grundsatze: „Alles prüfen und das Beste behalten", ist der Verfasser des vorliegenden Buchs.

Ein angenehmer Realismus erfüllt und belebt dasselbe, ein Realismus ohne Scheu noch Phrase, so eingehend und so durchgeführt, wie man ihn heutzutage nur wünschen kann. Dennoch aber drängt er sich nirgends auf, beherrscht nicht das Buch, hat nirgends die übliche Anmaßung, das Psychologische zu ersetzen oder zu drücken, sondern bescheidet sich ruhig damit, es sichtbar zu machen, wie ein Körper seine Seele. Und diese Seele selbst trägt ebenfalls einen ganz ähnlichen Charakter. Obgleich sie bewußt in den Mittelpunkt gestellt und zur Hauptperson erhoben ist, geberdet sie sich trotzdem nicht großartig und nicht tiefsinnig, versteckt sich zurückhaltend in ihrem realistischen Körperchen und begnügt sich damit, das Durchschnittliche in vorzüglicher Weise zur Aeußerung zu bringen. Kein Wunder dann, daß auch der Dritte im Kunstwerke, der Geist, der hier wahrlich nicht fehlt, sich ebenso wenig in den Vordergrund schiebt wie die andern, nirgends ins abstract Begriffliche ausartet, nirgends schroffe Folgerungen zieht. Er läßt vielmehr das Ergebniß in versöhnender Vermittelung auslaufen — nicht nur die beiden Liebenden werden zum Schlusse ein Paar, sondern auch die von ihnen vertretenen Richtungen des Glaubens und des Zweifels, der impulsiven und der reflectirten, der sanguinischen und der pessimistischen Lebensauffassung vermählen sich friedlich miteinander. Der Verfasser tritt ja eben auch selbst anspruchslos auf, ohne den philosophischen Dünkel, eine letzte Wahrheit gefunden zu haben: er redet nur dem das Wort, was das Leben, wie es einmal ist, zu bewahrheiten pflegt, und was der Seele, wie sie einmal ist, gut thut und noththut. Darum breitet sich auch über seine Erzählung eine milde Poesie aus, die sie hie und da zur Dichtung erhebt. Es ist die Poesie dessen, der die Menschen und Dinge mit einem sichern, nüchternen Auge, aber mit einem warmen, theilnehmenden Herzen ansieht — mit einem Herzen, wie es der junge Seelsorger im Buche selbst besitzt. Er idealisirt sie nicht, aber er zeichnet sie auch nicht in der Härte ihrer „gemeinen Deutlichkeit", denn sie haben ihm nahe gestanden, sie haben ihm heimlich und aus dem Innersten heraus gebeichtet, wie man nur in ein freundliches Seelsorgerohr beichtet — und von der Höhe tiefer Auffassung herab hat er allem, was da ist und was da geschieht, Absolution ertheilt.

Wer es in diesem Sinne versteht, alles zu prüfen und das Beste zu behalten, der mag gegründete Hoffnung haben, daß bei einer großen Prüfung der Geister und Werke auch sein Werk von den Besten behalten wird. M. Benfey.

Geschichtliche Werke.

1. Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Von H. Morf. Vierter Theil. Winterthur, Geschwister Ziegler. 1889. 8. 6 M. 40 Pf.

Nicht die Verehrung für einen unter vielen großen Pädagogen war es, was die preußischen Lehrer bestimmte, Pestalozzi-Vereine zu gründen, sondern die klare Erkenntniß, daß was in ihnen an Liebe zu den Kindern, an Begeisterung für ihren Beruf, an gesunden Erziehungsgrundsätzen lebt und wirkt, großentheils dem schönen häßlichen Kinderengel von Stanz und Ifferten entstammt. Sein Porträt wäre ein Vorwurf für Uhde. „Er hatte noch nie", erzählt der Musiklehrer Schnyder von sich in der dritten Person bei Morf, S. 506, „einen so häßlichen, noch nie einen so schönen Menschen gesehen. Von den vielen Bildern Pestalozzi's ist keins unähnlich und keins ähnlich; die Künstler wagten nicht, seine Häßlichkeit naturgetreu darzustellen; seine Schönheit wiederzugeben, lag weit außer den Grenzen der Kunst." Daß es Preußen, nicht die Schweiz war, wo seine Ideen volles Verständniß fanden und in die Tiefe wie in die Breite wirkten, zeigt das Werk von Morf ausführlich. Schon darum werden weder die Pädagogen von Fach, noch unsere freiwilligen

Schulverbesserer es ungelesen lassen dürfen. Für letztere wird noch insbesondere der tragische Zusammenbruch des Instituts von Yverdon lehrreich sein. Der vorliegende vierte Band umfaßt nämlich die Zeit seiner Blüte und seines Verfalls, sowie die letzten Lebensjahre des schiffbrüchigen Greises (1805—1827). Die ersten drei Bände sind 1868, 1884 und 1885 erschienen. Im allgemeinen waren die Ursachen des Unglücks wohl bekannt, aber erst aus dem von Morf mitgetheilten Briefwechsel werden sie völlig klar. Pestalozzi scheiterte einmal an der Unvereinbarkeit des reinen Erziehungsideals mit den Forderungen des Lebens, sodann an seinen und seiner Freunde persönlichen Eigenthümlichkeiten. Dem einzelnen Kinde gegenüber war Pestalozzi des Erfolgs sicher; dessen Anlagen zur fröhlichsten Entfaltung zu bringen, es an Leib und Seele gesund zu erhalten und für den Augenblick glücklich zu machen, gelang ihm stets. Aber zur dauernden Leitung einer großen Anstalt war er nicht befähigt, weder in pädagogischer, noch in ökonomischer Hinsicht. In letzterer nicht wegen seiner Sorglosigkeit und einfältigen Güte. In ersterer nicht, weil ein Lehrercollegium doch regiert werden muß, alles aber, was zum Regieren gehört, namentlich befehlen und Ordnung halten, ihm innerlich fremd war. Auch fehlte es ihm an wissenschaftlicher Bildung. Die beiden Jünger aber, die den Umständen nach berufen waren, ihn zu ergänzen, der eine, Niederer, durch seine Gelehrsamkeit, der andere, Schmid, durch Ordnungssinn und praktisches Geschick, vertrugen sich nicht miteinander und schrien und schrieben ihr häßliches Gezänk in die Oeffentlichkeit hinaus. Und jeder von beiden schlug auf den guten alten Meister los, so oft dieser auf des andern Seite trat. Natürlich geschah das alles blos aus uneigennütziger Liebe zur guten Sache und zu Pestalozzi. Den unsterblichen wahren Pestalozzi vor dem sterblichen schlechten und gemeinen zu retten, machte sich besonders Niederer zur Aufgabe, der sich auch dann noch als Gott und als Engel fühlte, als er den achtzigjährigen Mann, der sein Lebtag das Hemd vom Leibe wegzugeben bereit gewesen war, wegen angeblicher Uebervortheilung vor Gericht schleppte. „Bis miran (sei meinetwegen) ein Engel, bis miran ein Gott, aber handle an mir nur menschlich und thue mir nur das, was jeder Bauerntölpel seinem Nachbar thut, wenn er ihn um Liebe bittet. Schlage mich nur nicht alle Augenblicke Deiner Ansicht meines Werkes willen auf die Folter!“ schreibt Pestalozzi einmal an Niederer (S. 491). Dazu kam, daß dieser Engel alle irdischen Dinge im Institute an sich riß, als Lehrer, Schriftsteller und Geschäftsmann hunderterlei unternahm, nichts ausführte und den vertrauenden Pestalozzi regelmäßig stecken ließ, so oft er ihn hineingeritten hatte.

Im Vorworte sagt der Verfasser: „Gegen den Vorwurf, das Werk bringe nicht eine in allen Theilen erschöpfende Lebensgeschichte, bin ich durch den Titel, «Zur Biographie Pestalozzi's», geschützt.“ Der Schutz mag auch gegen eine Kritik der Anordnung dieser Massen von Briefen, Tagebuchaufzeichnungen, Protokollen u. s. w. gelten, die Morf aus theils gedruckten, theils ungedruckten Quellen zusammengetragen, sonst wäre so manches zu rügen. So z. B. wundern wir uns viele Seiten lang darüber, die „Mutter Pestalozzi“ nicht beim kranken Gatten zu finden, ehe wir auf S. 419 erfahren, warum sie fort ist. Die an sich sehr interessante Ausführung über die Familie Willemer (S. 42 fg.) würde eher in eine Goethe-Biographie passen. Möchte Morf oder ein anderer Berufener recht bald das reiche Material dieser Quellensammlung, die ein unparteiisches Urtheil ermöglicht, durch ein Lebensbild in einem handlichen Bande fürs ganze deutsche Volk fruchtbar machen.

Von der Fülle geschichtlich, pädagogisch und auch in socialer Beziehung wichtiger Gedanken und Aufschlüsse, die das Buch enthält (denn Pestalozzi war nicht sowol ein Schulmeister als ein Volksfreund), im Rahmen dieser Besprechung auch nur eine Ahnung zu geben, ist rein unmöglich. Man kann nur sagen wie Philippus zu Nathanael: „Komm und sieh!“ Und dieses „Komm und sieh“ möchten wir auch dem Dramatiker zurufen. Denn ein reineres, ergreifenderes und wahreres Pathos findet sich nicht leicht wo anders, als in den Neujahrsansprachen und Bekenntnissen des armen reichen, innerlich zerrissenen und doch kraftvoll wirkenden, schließlich aber bis zur ungerechten Selbstverurtheilung gedemüthigten Greises; hochdramatisch wirkt auch sein langer Brief an Niederer (S. 471 fg.). Pestalozzi hatte nicht übertrieben, als er in den Zeiten froher Hoffnung einem Freunde geschrieben: „Wir glaubten, ein Korn zu säen, um den Elenden in unserer Nähe zu nähren, und wir haben einen Baum gepflanzt, dessen Aeste sich über den ganzen Erdkreis ausbreiten.“ (S. 59.) Allein daß das Samenkorn sterben muß, ehe der Baum aufgehen kann, erfuhr er schmerzlicher als irgendein anderer an sich selbst. Auch in dieser Beziehung trifft der seinen Verehrern geläufige Vergleich mit Christus zu. Eine bei aller Kürze gelungene Charakteristik des merkwürdigen Mannes gibt Rosette Kasthofer, Vorsteherin des von ihm gegründeten Mädcheninstituts und jahrelang seine treue Mitarbeiterin, bis auch sie später, nachdem sie Niederer's Gattin geworden, ins feindliche Lager überging. Sie schreibt (S. 417):

> Mein Urtheil ist gefällt: ich erkläre Pestalozzi für den praktischen Theil des Lebens als einen der untauglichsten und unzuverlässigsten Menschen, den die Erde trägt. Aber sein moralisches Wesen entfaltet Töne (hier erlauben wir uns ein !), welche die ganze Menschheit durchströmen und durch die Ewigkeit nachhallen werden. Sein ganzer Mensch stört den Einklang, sodaß man oft weinen, oft davonlaufen möchte und sich tausendmal fragen muß: Warum bleibst du? Die Frage löst sich in den Augenblicken, in denen der ganze Liebreiz seiner Tugend und die Macht seiner persönlichen Größe uns unwiderstehlich an ihn fesselt und fühlen läßt, daß wir der Wahrheit gehören, insoweit wir ihm und seiner Sache leben. Wenn künftige Zeiten die Mistöne werden aufgelöst haben und das Grab wird aufgenommen haben, was den Einklang störte, dann werden wir froh und selig uns fühlen, daß wir den irdischen Druck um des himmlischen Einklangs willen werden getragen haben.

2. Die Gefangenen und die Verbrecher unter dem Einflusse des Christenthums. Geschichtlicher Ueberblick, umfassend die ersten 17 Jahrhunderte. Von F. A. Karl Kraus. Heidelberg, Weiß. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser, katholischer Gefängnißgeistlicher zu Freiburg, der auf dem am 5. Sept. in dieser Stadt abgehaltenen Congresse der Strafanstaltsbeamten über die für jugendliche Verbrecher geeigneten Gefängnißeinrichtungen Bericht erstattete, gesteht zu, daß die Kirche sich „überall an die volksthümlichen Sitten, Gesetze und Rechtsanschauungen anschloß", die grausamen Strafen der weltlichen Gerichte selbst vielfach in Anwendung brachte, und daß „die finstern, strengen Rechtsanschauungen der Zeit sich jeweils mit denen des Dogmas deckten". Die Kirche sei in ihrer äußern Beschaffenheit eben auch ein Kind ihrer Zeit; erst der „culturell fortgeschrittenen (in den Kreisen der Frommen) viel verkannten Neuzeit" sei es vorbehalten gewesen, das Christenthum auch für die Justizpflege als die alle Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen durchgeistigende Gotteskraft sich bethätigen zu sehen. Dagegen habe die christliche Liebe möglichst die Wunden zu heilen gesucht, welche das unerbittliche Recht schlagen zu müssen geglaubt, indem sie das harte Loos der Gefangenen milderte, ihre Fesseln löste, oder auch ihre Strafe, namentlich die Todesstrafe, in heilsame Kirchenbuße umwandelte. Die quellenmäßige Darstellung dieser Liebesthätigkeit bildet den Inhalt der Schrift. Der erste Abschnitt schildert das amtliche Wirken der Kirchenbehörden für die Glaubensgefangenen, Kriegsgefangenen, Schuldgefangenen und für die eingekerkerten Verbrecher; der zweite Abschnitt die private Wirksamkeit von Orden, Bruderschaften und einzelnen ausgezeichneten Männern. Daß die Eingriffe der Kirche in die Strafrechtspflege des Staats nicht immer aus reiner Nächstenliebe hervorgingen und, wenn ja reiner Absicht entstammend, nicht immer heilsam wirkten, erwähnt Kraus begreiflicherweise nicht. Seine Entrüstung gegen den „fluchwürdigen Hexenhammer" ist aller Ehren werth; das peinliche Geständniß, daß dieses Machwerk eigentlich nur die Codification einer päpstlichen Bulle war, darf man ihm wol nicht zumuthen. Seite 56 erfahren wir, daß das sogenannte pennsylvanische System nicht in Amerika, sondern in Rom seinen Ursprung hat, und zwar in dem von Clemens XI. gegründeten Gefängniß San Michele. Vor dreißig Jahren wäre diese Mittheilung dem genannten Papste zum größten Ruhme angerechnet worden; heute zieht man doch schon mehr die Schattenseiten der Einzelhaft in Erwägung. Kraus' Darstellung „erhebt keineswegs den Anspruch, als eine vollständige Original- und Quellenarbeit gelten zu wollen". Als ihre schlimmste Lücke möchten wir es bezeichnen, daß sie den großen Unterschied der kanonischen Buß- und Strafanstalt im Karolingerreiche von derjenigen in der christlichen Periode des Römischen Reichs hervorzuheben unterläßt. Freunde der heute so lebhaft erwogenen Gefängnißreform werden gut thun, den in der Schrift dargelegten altkirchlichen Grundsätzen über die Behandlung der Verbrecher Beachtung zu schenken.

3. Vorderösterreich und seine Schutzgebiete im Jahre 1524. Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs. Von Arnold Elben. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. 8. 2 M.

Außer den gedruckten Quellen hat der Verfasser ungedruckte im Staatsarchive zu Stuttgart und im Staatsfilialarchive zu Ludwigsburg benutzt; letzteres besitzt zwei von den für den Gegenstand ergiebigen Copialbüchern der oberösterreichischen Regierung zu Innsbruck. Die damals emporkommenden römischen Juristen sahen jede an einem Gute haftende Reallast als einen Beweis für die Unfreiheit des Besitzers an. Mit diesen Worten bezeichnet Roscher den Punkt, von welchem die im 16. Jahrhundert beginnende Verschlimmerung der Lage des Bauernstandes ausging. Elben erwähnt das nicht ausdrücklich, aber seine Darstellung bestätigt es, namentlich durch die öfter darin vorkommende Versicherung der Bauern, daß sie alles Altherkömmliche zu leisten bereit seien, aus der man erkennt, daß ihre Beschwerden durch neue Zumuthungen hervorgerufen wurden. Man sieht ferner, wie sie erst im Fortgange der Bewegung bei der radicalen Verweigerung aller Leistungen anlangten. Der unglückliche Ausgang ihrer Revolution verhalf den von den Juristen unterstützten Bestrebungen der Gutsherrschaften zum Siege. Der Bauernaufruhr ist demnach als ein unbeholfener und planloser Widerstand des Bauernstandes gegen die damals neu hervortretenden Unterdrückungsgelüste des Herrenstandes anzusehen. Diese Wendung und die damalige Lage des Bauernstandes in helleres Licht gesetzt zu haben, darin liegt das Verdienst der vorliegenden Schrift und aller bisherigen Quellenwerke über den Bauernkrieg. Die Verhandlungen zwischen Herren und Bauern erinnern sehr lebhaft an diejenigen heutiger Zeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die Schuld an dem blutigen Verlaufe und tragischen Ausgange der anfänglich gesetzmäßigen Bewegung

fällt zu einem großen Theile den regierenden Gewalten selbst zu. Ihnen und da insbesondere der österreichischen Regierung kann dazu der schwere Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie durch sträflichen Leichtsinn, durch pflichtvergessenes Misachten aller deutschen Verhältnisse — beides Folgen der unseligen Weltpolitik des Hauses Habsburg — diese Bewegung großwachsen ließen. (S. 161.)

Zur Darstellung kommen: der rein sociale Aufstand der Stühlinger, der rein religiöse Widerstand der Stadt Waldshut gegen die Zumuthung der österreichischen Regierung, sie sollten ihren evangelischen Prediger (Hubmaier) fortjagen; die Aufreizung der Hegaubauern durch Herzog Ulrich von Würtemberg, die Bewegungen im Klettgau, an der obern Donau und im südwestlichen Schwarzwalde, wo religiöse und sociale Beweggründe gemischt wirkten. Daß die Krisis des Bauernaufstandes zeitlich mit der Reformation zusammenfiel, war für die letztere wie für die Bauern ein Unglück.

Karl Lentsch.

Von Island über Bithynien an den Congo.

1. Island und die Faröer. Nordische Fahrten. Skizzen und Studien von A. Baumgartner, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 8 M.

Alexander Baumgartner, ein deutscher Jesuit, erhielt von seinen Obern den Auftrag, mit einem andern Ordensbruder zusammen die wenigen Katholiken zu besuchen, welche auf den fast durchweg protestantischen Färöern und auf Island leben. In vorliegendem umfangreichen und schön ausgestatteten Werke schildert er diese nordischen Inseln ausführlich und anschaulich sowol nach ihrer Natur als nach ihrer Bevölkerung.

Ueber Kopenhagen ging die Fahrt zuerst nach den Färöern (nicht Faröern, wie der Verfasser schreibt, denn der Name bedeutet Schafsinseln und im färinger Nordisch heißt das Schaf Fär, im Dänischen Faar, gesprochen For). Zwar galt es nur drei Katholiken hier aufzusuchen, aber Land und Leute eingehend zu beobachten fand sich dabei doch mannichfache Gelegenheit. An einem Junitage kamen die dunkeln vulkanischen Felseneilande in Sicht; freilich nicht sommerfreundlich lachte der Himmel, sondern herbstlich mürrisch lagerte schweres Gewölk über den Inselbergen. Kennen doch diese Färöer so wenig deutsche Sommerwärme wie deutsche Winterkälte; in ganz Europa beträgt der Wärmeunterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monate des Jahres nicht so wenig wie hier mitten im Golfstrome. Die Hauptstadt Thorshavn (gesprochen Thorshaun) liegt gleich einem ärmlichen Alpendorfe am Strande; die Umgebung gleicht ungefähr derjenigen unserer Alpen, wo der grüne Wiesengürtel aufhört und die nackte Felsregion beginnt, nur schaut man in den Alpen von jener Grenze aus in reich von Wald und Flur geschmückte Tiefen, während hier das Meer jeglichem landbewohnenden Wesen das Dasein bergabwärts verwehrt und das einsame Gestade mit brandenden Wogen unablässig peitscht. Der stürmische Luftzug, der die Färöer fast immer umfängt, läßt keinen Waldwuchs aufkommen. Zumal im Winter wüthen schreckliche Stürme und dichter Nebel hüllt dann oft die Inseln ganz und gar in einen grauen Mantel. Zwischen Fischen und Seevögeln wohnt der Färinger. Auf den Felsen läßt er seine Schafe nach Nahrung klettern, hauptsächlich aber ist er Fischer. Fische sind seine Hauptnahrung, Fische sein wichtigster Handelsgegenstand, mit Fischen düngt er die Wiese, mit Fischen füttert er sogar Katze und Hund, Schwein und Kuh. Daß der Wohlstand dabei gar kein geringer ist, beweist der ansehnliche Zuwachs der Bevölkerung: von 5265 Köpfen, die man zu Anfang unsers Jahrhunderts dort zählte, hat sich bis 1880 die Zahl auf 11221 gesteigert.

Noch in dem nämlichen Junimonate wurde Island erreicht:

> Der erste Eindruck war ein überraschender, großartiger, gewaltiger. Ich stand vor einer mir ganz neuen, fremdartigen Welt. Die Luft war kalt, spätherbstlich, fast winterlich. Der Himmel war hell, wolkenlos und doch hatte er kein freundliches Blau. Nach Süden, Osten und Westen dehnte sich noch das unermeßliche Meer, in der Nähe grünlich, nach der Ferne sich in ein todtes Stahlgrau abstufend. Gen Norden aber tauchte die seltsamste Winterlandschaft auf — eine graublaue, fast ins Schwärzliche spielende Felsmauer erhob sich meilenweit aus dem Meere, darüber unmittelbar eine ebenso lange Kette von Schneebergen, von Osten her langsam gegen Westen ansteigend, wo mehrere gigantische Eis- und Schneepyramiden theils unmittelbar in den viel dunklern Himmel hineinragten, theils, von leichtem Gewölk umflort, noch eine bedeutendere Höhe vermuthen ließen. Nirgends ein Zeichen von Vegetation — nur Felsen, Lavafelder, Eis, Schnee und Meer. Von der Thierwelt zeigte sich nichts in dem starren, melancholischen Winterbilde, als dann und wann eine Heerde von Walen, die in einiger Entfernung vom Schiffe ihre Spritzübungen hielt, und zahllose Schwärme von Seevögeln, meist Möven und Seeschwalben, deren schneeweißes Gefieder erst recht fühlbar machte, wie trüb und düster das ganze Bild war.

In weitem Umfange hat der Verfasser Island bereist, weder vor den Strapazen der anstrengenden Ritte auf dem kleinen ausdauernden isländischen Pferde durch die Fels- und Schnee-Einöden bis hinan zum Heklagipfel zurückscheuend, noch vor den oft so elenden und schmuzigen Herbergen. Wir lernen den Verfasser als einen rüstigen Reisenden und zugleich als einen wahrheitsvollen Berichterstatter kennen, dessen Herz warm schlägt für das Große in der Natur, wie für das Echte und Edle im Menschen. Obwol nicht Naturforscher oder Geograph von Fach, zeigt er sich durchweg als ein guter Beobachter und eifrig bemüht, dem Zusammenhange der Dinge auf die Spur zu kommen. Mit ganz treffenden Gründen tritt er z. B. der weitverbreiteten Ansicht entgegen, daß Island in geschichtlichen Zeiten eine Klimaverschlechterung erlitten habe. Gewiß hatte die Insel im Mittelalter größere „Wälder" als jetzt, und man baute Getreide, während man nun lieber Mehl aus Dänemark bezieht. Aber unter jenen „Wäldern" sind nur Birkengestrüppe zu verstehen, die natürlich der Mensch im Laufe der Jahrhunderte zum Feuerungszwecke einengte, und heutzutage benutzt man naturgemäß den regen Schiffsverkehr, um sich mit Brot zu versorgen, statt das Glück auf die Probe zu stellen, ob einmal die Gerste auf dem Halme reift, statt in der gewöhnlichen Sommernässe vor dem Ausreifen zu faulen. Thatsächlich entspricht mithin der Naturzustand Islands noch durchaus der kurzen Charakteristik, welche der eingeborene Abt Arngrimr von seiner Heimat im Jahre 1350 mit den Worten gab: „Wald gibt es da nicht, außer Birken, und auch diese nur geringen Wuchses. Getreide wächst an einigen Stellen im Süden des Landes, jedoch blos Gerste."

Hinsichtlich des Volkslebens rühmt der Verfasser vor allem die große Anhänglichkeit der Isländer an die Ueberlieferungen ihrer alten Geschichte, an ihre alten „Sagas", und er verleiht seinem Buche einen besondern Reiz dadurch, daß er mehrere Kapitel der mittelalterlichen Vorzeit des „Eislandes" widmet; eins derselben gilt dem „Sonnen-

lied", einer merkwürdigen isländischen Dichtung aus der Zeit des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum, welche ihrem ganzen Umfange nach in deutscher Uebersetzung mitgetheilt und nach ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt wird. Auch sonst sind Proben altnordischer Dichtung dem Texte vielfach einverwebt; neben guten Illustrationen von Volkstypen und Landschaften erfreut auch ein wohlgelungenes farbiges Facsimile der ersten Seite der ältesten Eddahandschrift.

2. Quer durch Bithynien. Ein Beitrag zur Kenntniß Kleinasiens von B. Schwarz. Mit einer Karte. Berlin, H. Peters. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Durch den seitens der Deutschen Bank zu Berlin in Aussicht genommenen Eisenbahnbau im nordwestlichen Kleinasien sah sich der weitgereiste Verfasser veranlaßt, seine bereits in der Zeitschrift „Ausland" veröffentlichten frisch geschriebenen Skizzen von seiner Reise in jenen wenig besuchten Gegenden in Buchform zu vereinigen und neu herauszugeben.

Zwar dauerte die Reise nur wenige Tage, aber sie führte gleich von Skutari aus, dem asiatischen Vororte Konstantinopels, in selten von Europäern besuchte Lande. Mit der dem Sultan persönlich gehörenden Eisenbahn fuhr der Verfasser unfern dem Ufer des Marmarameeres und Ismidgolfs nach Ismid an des letztern Ostspitze, dem herabgekommenen Epigonen des einst so glänzenden Nikomedien. Von dort ging die Reise zu Wagen, später zu Pferd ostwärts durch das alte Bithynien, am Sabandschasee vorüber durchs Sakariathal, dann über Hendek ins Flußgebiet des Melen, nach Düsdsche und Uesküb, dem alten Prusias, von wo aus der Uebergang über das hohe Küstengebirge nach Akdscheschehr erfolgte; daran schloß sich die Fahrt über das Schwarze Meer nach Eregli (Heraclea pontica), dem Mittelpunkte der wichtigen Steinkohlengewinnung dieser Küstenlandschaft, endlich die Weiterfahrt zur Mündung des Bartin (Parthenios) nebst einem Ritte über das prächtige Hochgebirge oberhalb Amastra.

Für manche Unbequemlichkeit des Reisens in diesem seit der alten Griechenzeit so weltvergessenen Lande, für schlechte Kost und manches allzu insektenreiche Nachtquartier wurde der Verfasser reich entschädigt durch die wie vor alters herrliche Natur. Zumal die Wälderpracht Bithyniens zeigt, wie thöricht unser Aberglaube ist, Kleinasien sei „von der Cultur ausgesaugt". Im Gegentheile, die Fruchtbarkeit des Bodens, das herrliche Klima ist noch ganz wie früher; Ausfuhr der trefflichsten Hölzer (namentlich des Nußbaum- und Kastanienholzes), sowie seit den letzten Jahrzehnten die besagte Kohlenausbeute erwirkt auch bereits eine Verknüpfung des Landes mit der Außenwelt. Indessen wie viel ungehobene Schätze bleiben dort liegen, solange es an rüstiger Thatkraft und an Kapital gebricht! Gerade hinsichtlich der culturellen Zustände der Gegenwart sind die ungekünstelten Schilderungen des vorliegenden Büchleins lehrreich. Ueberall, wo der träge Türke haust, finden wir armseliges Dahinleben in Schmuz und fromm träumerischer Verachtung rühriger Wirthschaftlichkeit modernen Stils; die Griechen in den Küstenorten vertreten zwar auch hier das fortschrittliche Element, doch sind sie in der Minderheit und bleiben ganz überwiegend dem Handel und Seeverkehr zugewandt. Mit vollem Rechte hebt der Verfasser hervor, wie sehr sich die Ansiedelung von Deutschen, das Anspinnen von deutschen Handelsbeziehungen in dieses verheißungsreiche Gestadeland lohnen würde, wo bis zur Stunde allein der englische und französische Handel blüht, deshalb auch nichts von deutschen Waaren eingeführt wird. Wir lernen durch den Verfasser obendrein den recht intelligenten derzeitigen Gouverneur (Mutessarif) Ismail Khemal Bei kennen, welcher tüchtig Ordnung im Lande hält, die vor allem nöthigen Straßen zum Erschlusse des Binnenlandes nach dem Meere bauen läßt und nichts sehnlicher wünscht als — deutschen Zuzug!

3. Zwei Jahre am Congo. Erlebnisse und Schilderungen von P. Aug. Schynse. Herausgegeben von Karl Hespers. Köln, Bachem. 1889. Gr. 8. 2 M.

Ein junger, für seinen Beruf begeisterter katholischer Missionar, aus dem kreuznacher Kreise gebürtig, hat auf der Reise nach der Congomündung und weiterhin den Congo hinauf bis zu seiner Missionsstation Bungana im Bayanzilande, sowie während seines Aufenthalts daselbst ein Tagebuch geführt. Dieses Tagebuch hat K. Hespers ein wenig überarbeitet, in vorliegender Broschüre nebst Stellen aus Briefen des Paters Schynse an seine Verwandten veröffentlicht und eine Skizze vom Leben des Verfassers mit kurzem Berichte über die gegenwärtige Abgrenzung der katholischen Missionsbezirke im äquatorialen Afrika hinzugefügt. Schynse's Aufzeichnungen tragen durchweg den Stempel der Zuverlässigkeit; sie betreffen theils die Natur des Landes am untern Congo, dessen landschaftliche Eintönigkeit und vorläufig auch wirthschaftliche Trostlosigkeit unverblümt zum Ausdrucke gelangt, größerntheils aber das Wesen der die Stromufer bewohnenden Negervölker. Ein paar gute Abbildungen, offenbar nach photographischen Aufnahmen, vergegenwärtigen das Aussehen der Landschaft und der Eingeborenen.

Freilich zieht im bunten Wechsel der Tageserlebnisse auch manches Gleichgültige auf diesen Blättern nach Tagebuchart an uns vorüber. Indessen aus vielen kleinen Zügen setzt sich mosaikartig im Geiste des aufmerksamen Lesers ein absichtsloses, unverfälschtes Bild jenes wilden, keineswegs bezaubernden Landes mit seinem noch rohen, harmlos trägen, von Aberglauben gequälten Volke zusammen. Und auf diesem trüben Hintergrunde malt sich nicht in Selbstberühmung, sondern thatsächlich das Bild des treuen Menschenfreundes, der diese Blätter schrieb: „et renovabis faciem terrae", macht er zur Wahrheit, indem er die Wildniß klärt, um die schlichten Hütten seiner Missionsstätte Feld und Garten anlegt; doch vornehmlich zeigt er seinen Pfleglingen echtes Christenthum, sie heilend von Krankheit, ihre Wunden verbindend, ihren düstern Wahn durch reinere Lehre bannend, sie zu Arbeit erziehend.

Alfred Kirchhoff.

Zur Ethnologie.

Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts. Von A. H. Post. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. Oldenburg, Schulze. 1890. 8. 6 M.

Von den vielen Specialwissenschaften, welche auf dem breiten Grunde der modernen Ethnologie erwachsen sind, hat wol keine einen mächtigern Aufschwung genommen als die vergleichende Rechtswissenschaft, und das mit gutem Grunde. Denn während bei manchen andern Unternehmungen (z. B. mythologischen und religionsphilosophischen) sowol das Material verhältnißmäßig noch wenig gesichtet ist als auch die Methode demzufolge vielfach nicht mit wünschenswerther Sicherheit zu arbeiten vermag, stellt sich beides für die sociologische Behandlung der verschiedenen Organisationsformen des menschlichen Geschlechts auf der Erde entschieden günstiger. Trotz aller einzelner localer Abweichungen beherrschen das Völkerleben so große, elementare Gesetze, daß sie sich dem Blicke gleichsam von selbst, fast wider Willen aufdrängen. Daß trotzdem manche Erscheinungen zur Zeit noch ihrer zutreffenden Erklärung harren und deshalb nicht selten gewagte Vermuthungen und Gedanken hervorgerufen haben, wird niemand überraschen, der mit der Geschichte der Wissenschaften einigermaßen vertraut ist. Einer der rührigsten Arbeiter auf diesem Gebiete ist der Verfasser des vorliegenden Werks, dessen Schrift: „Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe" (1875), geradezu eine neue Entwickelungsphase in der Reconstruction vorgeschichtlicher Ursprungszustände bedeutet. Eine Reihe weiterer Werke, die hier anzuführen zu weitläufig sein würde, verfolgt in der Hauptsache ganz denselben Zweck, nämlich das Walten bestimmter, maßgebender Gesetze in den einzelnen Stufen der socialen Entwickelung der Menschheit nachzuweisen, um so zu einem wirklichen Verständnisse unsers geistigen Seins zu gelangen. Freilich die gewöhnliche, auf individual-psychologischer Grundlage erwachsene Ueberschätzung der Wirksamkeit einzelner Persönlichkeiten, und seien sie noch so mächtig, weicht nothgedrungen einer breiten, socialpsychologischen Anschauung, welche umgekehrt die Individuen nicht als die wunderthätigen Schöpfer, sondern nur als die geeigneten Durchgangspunkte bestimmter geistiger Strömungen betrachtet, die sich in ihnen niederschlagen. Aber dieser Veränderung des landläufigen atomistischen Standpunktes wird sich auf die Dauer wol keine culturgeschichtliche Auffassung entziehen können, am wenigsten jedenfalls die vergleichende Rechtswissenschaft.

Es bedarf keiner weitläufigen Erläuterung, daß das vorliegende Werk auf dem immer mehr anwachsenden, fast unübersehbaren Material der modernen Ethnologie fußt. Diesen streng kritischen Gesichtspunkt hat die Darstellung um so mehr festgehalten, als nach der Ansicht des Verfassers vielfach trügerische Analogien und fadenscheinige Vermuthungen anstatt der rein sachlichen Behandlung des Stoffs versucht worden sind. Er bemerkt:

> Manche Arbeiten, welche in dies Gebiet einschlagen, verfolgen mehr ethnologische und culturgeschichtliche Zwecke. Was in dieser Beziehung jedoch bisher von der Wissenschaft geboten ist, gleicht eigentlich nur einem großen Trümmerhaufen. Auf verhältnißmäßig geringem ethnologischen Material sind die luftigsten Hypothesen aufgebaut, welche von den jedesmaligen neuen Bearbeitern des Gebiets mit großer Leichtigkeit wieder umgestürzt sind, und es ist wohl nicht zu hoffen, daß die jüngsten Arbeiten dem Schicksal des ältern entgehen werden. Bestimmte Institutionen aus der Zeit der Geschlechtsverfassung und des Geschlechtsrechts sind allerdings vollständig sichergestellt; aber die Beziehung derselben zueinander, die Einordnung derselben in eine bestimmte Entwickelungsgeschichte ist noch nach allen Seiten unsicher. (S. 4.)

Vor allem wird es sonach auf die Feststellung und so weit das möglich ist auch auf die pragmatische Verknüpfung großer völkergeschichtlicher Thatsachen ankommen, die sich (natürlich auf den betreffenden Entwickelungsstufen) bei allen Völkern nachweisen lassen. Dazu gehören z. B. die verschiedenen Verwandtschaftssysteme, die auf der Erde vorkommen und von denen namentlich das der Mutterverwandtschaft, das sogenannte Matriarchat, immer mehr in seiner eigentlichen Bedeutung erkannt ist. Mindestens ist so viel nach den neuern Forschungen (besonders auf dem Malaiischen Archipel) gewiß, daß die frühere Theorie betreffs des allgemeinen Vorangangs der patriarchalischen Familie unhaltbar geworden ist, und wenn auch die Frage noch nicht vollständig in ihren Einzelheiten spruchreif ist, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß, wie der Verfasser bemerkt, demnächst die Ursprünglichkeit des Mutterrechtssystems unwiderleglich wird nachgewiesen werden können. Wie sich der Zusammenhang zwischen den einzelnen Entwickelungsphasen gestaltet, ist, wie erwähnt, noch nicht völlig sichergestellt. Post nimmt an, daß die jüngste Form, die bei den europäischen Culturvölkern herrschende Aeltern-familie, entweder aus der patriarchalischen Gruppe oder auch unmittelbar aus der Mutterfamilie entstanden ist. Eine weitere Streitfrage bildet die Entwickelung der Ehe, die sich, wie manche Forscher behaupten, aus einem überall vorwaltenden Durcheinander erst im Laufe der Zeit zu den bekannten Formen der Polygamie, Polyandrie und Monogamie entfaltet habe. Häufig lassen sich solche Zustände als Entartungen auffassen, nicht selten aber fehlt jeder Anlaß für eine solche Degradationstheorie, sodaß die Acten darüber noch nicht geschlossen sind. Während die polygynische Eheform außerordentlich verbreitet ist auf der Erde, ist die Polyandrie (deren eigentlicher Bereich das Hochland von Tibet bildet) aus örtlichen Gründen auf einen verhältnißmäßig engen Raum beschränkt; freilich kommt es auch vor, daß sie sich bei demselben Volke gleichzeitig vorfinden. Die Monogamie, welche wir als die reifste Frucht der Gesittung zu betrachten pflegen, kommt thatsächlich auch bei niedern Stämmen vor, nur

ist sie kein rechtliches Institut, sondern bedingt durch Armuth, die den Mann hindert, mehr als eine Frau sich zu halten. Ganz besonders seltsam berührt uns die weitverbreitete Sitte der Ehen auf Zeit und auf Probe, bei denen nach freundschaftlicher Uebereinkunft ohne jede weitere Formalität einfach die Lösung des bisherigen, zwar auch recht lockern Verhältnisses erfolgt. Und um noch einer eigenthümlichen Gewohnheit zu erwähnen, sei bemerkt, daß auch ganz tiefstehende Völkerschaften bei der Verlobung den Brautleuten vollständige Freiheit lassen, während in patriarchalischen Verhältnissen die Verlobung einfach ein Vertrag innerhalb der Familie ist, bezw. zwischen den Oberhäuptern des Geschlechts, bei dem das Paar um seine Meinung gar nicht gefragt wird. Wie nun die Ehe bisweilen eine so flüchtige Verbindung ist, daß sie ohne jegliches Ceremoniell aufgehoben werden kann, so ist sie andererseits so festgefügt, daß es keinen Ehescheidungsgrund gibt als den Tod; ja noch über diesen hinaus bleibt der Bund wirksam, indem nach uralter animistischer Idee dem Manne auch in dem Jenseits nicht die erforderliche Bedienung und die sociale Autorität fehlen darf. Die Raub- und Kaufehe, welche uns (wenn auch theilweise nur in rudimentärer Form) aus den classischen Ueberlieferungen und bedeutungsvollen Gebräuchen bei den Germanen und Slawen bekannter zu sein pflegen, wollen wir nicht eingehender schildern; nur einige Worte seien schließlich noch der Blutrache gewidmet, weil sich in ihr gerade der eigenthümliche Charakter der Geschlechtsgenossenschaften offenbart. Unser Gewährsmann läßt sich folgendermaßen darüber aus:

„Sie ist ihrer Natur nach ein Krieg der Geschlechter, welche zur Zeit der Geschlechtsverfassung in einem analogen Verhältniß zueinanderstehen, wie bei staatlicher Organisation souveräne Staaten zueinander. Sie ist ihrer Natur nach Rache, Vergeltung für eine erlittene Rechtsverletzung und speciell Geschlechterrache, Vergeltung für eine Rechtsverletzung unter geschlechtsgenossenschaftlichen Bildungen. Daher findet sich innerhalb des Geschlechts in der Regel keine Blutrache, die Missethat innerhalb des Geschlechts unterliegt vielmehr der mundschaftlichen Justiz der Blutsfreunde und der Friedloslegung. (S. 113.)

Gerade hier empfindet man so recht die Hinfälligkeit der landläufigen unbedingten Moraltheorie, welche alle Erscheinungen des Völkerlebens ohne jede Rücksicht auf den ausschlaggebenden socialen Zusammenhang immer nur nach dem Maßstabe ihrer eigenen Gesittung mißt und eben alles, was mit diesem sich nicht verträgt, unbedenklich für unvollkommen und gar für ruchlos und verdammenswerth erklärt. Auch für eine zukünftige vergleichende Ethik auf ethnologischer Grundlage sind die einzig zuverlässigen Materialien der vergleichenden Rechtswissenschaft zu entnehmen, welche über die gewöhnlichen topographischen und chronologischen Schranken der geschichtlichen Auffassung hinaus die Entwickelung des rechtlichen Bewußtseins der Menschheit auf allen Organisationsstufen verfolgt.

Th. Achelis.

Ein Künstlerleben.

Friedrich von Amerling. Ein Lebensbild von Ludwig August Frankl. Mit dem Porträt und Wohnhaus Amerling's in Heliogravüre und einer Charakteristik des Künstlers von C. von Lützow. Wien, Hartleben. 1889. 8. 3 M.

Es ist das Lebensbild eines berühmten als Mensch höchst originellen Mannes, welches uns L. A. Frankl's Darstellung, reich an Einzelheiten und entsprechenden Episoden, hier vorführt. Der Verfasser dieses Buchs selbst hat ein gut Stück österreichischer Geschichte miterlebt; er ist dem Maler Amerling als Freund nahe gestanden; er hat mit denselben Persönlichkeiten Jahre lang verkehrt, welche auch Amerling's Umgebung bildeten; er war endlich in der Lage werthvolles Material aus dem Nachlasse des dahingeschiedenen Künstlers mit in seinem Buche verwenden zu können. Alle diese Umstände, nicht zuletzt aber auch Frankl's bewährte Darstellungsgabe haben der Lesewelt zu einem Werke verholfen, das fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite erscheint, für Oesterreich eine Biographie zu Tage gefördert, welche eine wichtige Lücke in er Reihe der Lebensbilder österreichischer Künstler ausfüllt, dazu aber auch zahlreiche werthvolle Beiträge zur Culturgeschichte enthält. Denn das Leben Amerling's, welcher im Jahre 1803 zu Wien geboren wurde, währte bis 1887, also durch die Herrscherzeit dreier Kaiser. Welcher Genius in dem einstigen Zimmermalerlehrling erstanden war, zeigt die Thatsache, daß von diesen drei Monarchen ausgezeichnete, nach der Natur gemalte Porträts aus Amerling's Pinsel vorliegen, daß aber auch alles, was an hervorragenden Persönlichkeiten im Reiche und zum Theil auch außerhalb desselben lebte, durch die Kunst dieses Meisters der Porträtmalerei verewigt wurde und jedes der Bilder aus der Blüteperiode des Künstlers ein echtes Kunstwerk genannt werden kann.

Der Biograph hat mit unermüdlichem Fleiße ein reiches Material zusammengetragen, um das Leben dieses bedeutenden Mannes und sein künstlerisches Wirken zu schildern; freilich ist eine der wichtigsten Quellen der Darstellung Frankl's langjähriger Umgang mit dem Meister, seine durch viele Jahrzehnte zurückreichende Erfahrung auf dem Gebiete des künstlerischen und literarischen Lebens in Oesterreich, eine Erfahrung, welche von um so größerm Werthe ist, als der Verfasser schon vor beinahe funfzig Jahren die Herausgabe und Redaction der wiener „Sonntagsblätter" in der Hand hatte, eines Organs, das seinerzeit ihn lange mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der Residenz in fast ununterbrochenem Verkehre erhielt. Aber

L. A. Frankl hatte auch Gelegenheit, den merkwürdigen Mann als originell genialen Menschen genau kennen zu lernen. Der Verfasser schreibt im Vorworte:

So bedeutend Amerling als Maler war, so erschien er uns doch origineller als Mensch und wir versuchten es, ihn, wie er leibte und lebte, zu porträtiren, indem wir seine mühselige Jugend, seine Lehr- und Wanderjahre, seine Abenteuer, sein Liebes- und Familienleben ins Auge faßten. — Ebenso wichtig erschien es uns, die Beziehungen zu seiner Zeit, zu Mitstrebenden, zu bedeutenden Persönlichkeiten darzustellen.

Durch die Ausdehnung, welche in der letzten Bemerkung angedeutet ist, hat das Buch an Interesse noch mehr gewonnen; wer die geschilderten Scenen liest, welche den Verkehr des Künstlers mit Kaiser Franz, seine Audienzen bei Kaiser Franz Joseph, seine Unterredungen mit Metternich und mit andern hohen und höchstgestellten Persönlichkeiten schildern, erhält nicht nur von dem originell genialen selbstbewußten Auftreten des Künstlers anziehende Beispiele, sondern auch manches Streiflicht fällt auf die erwähnten berühmten Regenten, Staatsmänner u. s. w. So zeigen die Scenen, in welchen Amerling von Kaiser Franz Joseph in Audienz empfangen wurde, die herzgewinnende Liebenswürdigkeit des ritterlichen Monarchen in der schönsten Weise ebenso wie die treuherzige Gemüthlichkeit des wiener Meisters, der nie, auch nicht für diesen feierlichen Moment, einen Frack anlegte. Zahlreich sind die Anekdoten und Episoden, welche in dieser Weise Amerling's Beziehungen zu Vertretern der Kunst, des hohen Adels und zu andern dem öffentlichen Leben angehörigen Personen betreffen, welche sein äußeres wie auch sein inneres Gemüths- und Herzensleben beleuchten. Der Biograph macht uns mit den zahlreichen Reisen des Meisters in ferne Länder bekannt, deren letzte in dessen hohes Greisenalter fallen; er zeichnet uns die anmuthigen Gestalten der Gattinnen des Künstlers, der mehrmals geheirathet hatte; er entwirft uns dessen merkwürdige und doch stets echt künstlerische Lebensanschauungen. Auch daß L. A. Frankl Amerling's hübsches Heim in Gumpendorf schildert, von dem eine gute Ansicht beigegeben ist, daß wir mit den trefflichen Brüdern des Künstlers bekannt gemacht werden, daß schließlich ausführliche Nachrichten über die letzten Lebenstage des Dahingeschiedenen das Lebensbild abschließen, ist für den kunstfreundlichen Leser von Werth und Interesse. Ein Verzeichniß der Bilder Amerling's nebst Angabe, wann dieselben entstanden, sowie eine gediegene Skizze: „Amerling als Künstler" von dem Kunstgelehrten Karl von Lützow werden dem Fachmanne hoch willkommen sein. Amerling's Selbstporträt in Heliogravüre ausgeführt bildet ebenfalls eine für jeden Besitzer des Buchs werthvolle Beigabe.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Die Lieferungsausgabe von Friedrich Spielhagen's „Ausgewählten Romanen" (Leipzig, Staackmann) hat nach den „Problematischen Naturen" und „Die von Hohenstein" als dritten in der Reihe den gerade vor zwanzig Jahren erschienenen Roman „Hammer und Amboß" gebracht. Legen alle Romane Spielhagen's Ausschnitte aus dem Leben der Gesellschaft, natürlich in des Dichters Färbung, dar, so ist dieser bekanntlich der eigentlichen „socialen Frage" gewidmet. Es ist sehr anziehend, die Fragestellung, wie sie vor zwei Jahrzehnten formulirt wurde, sich wieder anzusehen und die Lösung, die ihr der Dichter gegeben, mit dem Gange, den die Entwickelung wirklich genommen hat, zu vergleichen. Durch die Versicherungsgesetzgebung ist in der That eine Art Theilnehmerschaft des Arbeiters am Unternehmen zu Wege gebracht, wenn auch nicht auf dem schwerlich erfolgreichen Wege freien menschenfreundlichen Entschlusses der Arbeitgeber, den des Dichters Auge schaute, sondern durch die Stimme der berufenen Vertreter der Nation. Die fesselnde, oft hinreißende Erzählungskunst Spielhagen's, die ihn zum Liebling der Leserwelt machte, bewährt sich auch bei wiederholter Beschäftigung mit dem Buche. Das letzte der uns vorliegenden Hefte (29) bringt den Anfang von „Durch Nacht zum Licht", den zweiten Theil der „Problematischen Naturen".

— Oscar von Redwitz wird nach zweijähriger Pause noch in diesem Spätherbst im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin einen neuen, einbändigen Roman unter dem Titel „Glück" veröffentlichen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue des deux Mondes" vom 15. September 1889 bespricht W. J. von Wasielewski's „Ludwig van Beethoven". (Vgl. d. Bl. f. 1888, S. 766.) An demselben wird in erster Linie gelobt, daß es geschickt die hauptsächlichen der vorhandenen zahlreichen Arbeiten benutzt. „Trotzdem muß ich gestehen", sagt der Berichterstatter M. T. de Wyzewa, „daß weder die beiden Bände von Wasielewski noch die Werke von Wegeler, Schindler, Lenz, Marx, Oulibischeff, Nottebohm, Thayer u. a. mir eine klare und befriedigende Anschauung von Beethoven geben." Dieselben erscheinen in ihrer Darstellung zu einseitig, indem sie entweder nur das Leben, oder die Werke, oder die geistige Entwickelung des großen Mannes zeichnen, den organischen Zusammenhang zwischen Leben und Schaffen, zwischen äußern Ereignissen und innerlicher Entwickelung aber vermissen lassen.

„Eine so äußerliche Lebensbeschreibung würde vielleicht für J. S. Bach oder Haydn genügen, deren Werke sich von selbst erläutern, da dieselben nur die natürliche und gesetzmäßige Entwickelung einer von Anfang an gewählten Form bedeuten; weniger schon für Mozart, der aus sich selbst heraus, in schon gereiftem Alter seine Eigenart geändert hat, und zwar unter Verhältnissen, welche man kennen muß. Wenn man aber bedenkt, daß Beethoven seine Kunstform, immer mehr die classische Einfachheit erstrebend, beständig veränderte und sich mit dem Zeitgeschmacke in beständigem Widerspruche befand, dann wird man verstehen, wie werthvoll es wäre, seine ursprünglichen Eigenschaften zu kennen und dann die äußern und innern Beweggründe zu erfahren, welche ihn bei seinen Geisteswandelungen bestimmt und geleitet haben. Ueberdies war Beethoven nicht wie Goethe, welcher sich den Anschein eines Olympiers gab, der außerhalb seiner Persönlichkeit die Elemente seiner Werke empfing. Beethoven hat seine Musik stets unter der unmittelbaren Eingebung seiner eigenen Empfindungen geschaffen, und man setzt sich der Gefahr aus, ihn nicht völlig zu verstehen, wenn man seine menschliche Eigenart nicht kennt." Wyzewa gibt indessen zu, daß ein solches vollständiges Werk vorläufig noch

nicht möglich ist, und daß man es erst werde versuchen können, wenn das vollständigste der biographischen Werke, dasjenige Thayer's — das leider nur gar zu langsam fortschreite —, zu Ende geführt sein werde.

Wyzewa entwirft hierauf ein Bild von Beethoven's Jugend, um an einem Zeitabschnitte, dessen Einzelheiten schon jetzt völlig bekannt sind, seinen Plan zu verdeutlichen. Er sucht zunächst festzustellen, „welcher Art die geistige und moralische Erbschaft war, welche er von seinen Aeltern erhielt". Dabei kommt Wyzewa zu dem Ergebnisse, „daß es nach dem Studium seines Lebens und seiner Kunst unmöglich ist, ihn für einen Deutschen zu halten". (!)... „Die deutschen Tonkünstler, Maler und Dichter zeigen bei ihrer Gemüthsschwärmerei stets eine Vorliebe für unklare Entwürfe, schwankende und wenig ausgeprägte Träumereien; in demselben Augenblicke, wo sie sich über das Handwerksmäßige erheben, fühlen sie das Bedürfniß, eine dunkle Symbolik in ihre Kunst einzuführen. (!) Von dem allen findet sich nichts bei Beethoven, dessen Geist stets nach Klarheit des Ausdrucks strebt." . . . „Mit einer Klarheit, welche die Deutschen sonst nicht kennen (!), die ihm aber natürlich und unwillkürlich war, ging er immer mit stets vereinfachten Mitteln und stets erhöhter Wirkung auf ein klar bestimmtes Ziel los." Mit einem Worte: Wyzewa erklärt Beethoven für einen Deutschen von Geburt, aber für einen Flanderer nach Geist und Seele.

— Die „Revue internationale" vom 10. September 1889 bringt eine Uebersicht Ernest Tissot's (nicht zu verwechseln mit Victor Tissot) über neuere deutsche Werke.

Von den „Quitzows" Ernst von Wildenbruch's heißt es, daß sie ein nach Entwurf und Abfassung urdeutsches Werk seien. Der Stoff sei von Deutschland selbst durchlebt worden, also des Beifalls sicher gewesen; es habe sich für den Verfasser nur darum gehandelt, „eine einfache und doch großartig packende Verwickelung zu finden". Ob dies Ernst von Wildenbruch geglückt ist, wagt Tissot nicht zu behaupten. Aus der Inhaltsangabe seien folgende Stellen erwähnt: „Wir wollen nicht der lächerlichen oder übertriebenen Liebesscenen, mehrerer von Berlinern und Berlinerinnen gesungener Chöre, einer unendlichen Trinkscene mit Couplets, der Witze, vieler Paraden und Vorbeimärsche und tausend unnützer, liebenswürdiger, kindlicher — überflüssiger Dinge gedenken." Den Vergleich mit „Götz von Berlichingen" weist Tissot als schief zurück: „Wildenbruch kennt nicht jene herrlichen Ausbrüche der Leidenschaft, wie sie sich bei Goethe so häufig finden. Wildenbruch's Werk enthält nur einen einzigen Charakter: den Dietrich Quitzows . . .; was die rednerischen Ausbrüche Wins' und Conrad's betrifft . . ., so erscheinen sie wie bengalische Flammen am hellen Mittag. «Die Quitzows» sind ein kaltes Drama, ein Werk geduldiger Arbeit, welchem die Leidenschaft fehlt. Es ist ein gelehrtes Werk ohne Leben, obgleich sich hie und da ein glücklicher Wurf findet."

Ibsen's „Frau vom Meere" kommt besser weg. „Es ist ein Werk voll Gemüthsbewegung und philosophischer Tiefe, überdies mit seltenem Geschick ausgeführt." An den Stücken Ibsen's im allgemeinen wird die dramatische Technik und die Natürlichkeit der Sprechweise gelobt. Die Wahrscheinlichkeit der Handlung ist „nicht ausgeschlossen". (!) „Ibsen ist Realist, besitzt aber die tragische Einfachheit der altclassischen Werke. Vorwerfen könnte man ihm den Misbrauch der Abschweifungen und der unnützen Unterhaltungen. Die Werke Ibsen's gehören zu den vollkommensten der realistischen Richtung. Sie haben nicht die nichtigen Roheiten, noch den kindischen Muthwillen der naturalistischen Stücke Zola's, Goncourt's, Alexis' u. a., sie sind auch kunst- und lebensvoller als die schönen, aber irreleitenden Dramen der russischen Naturalisten: Tolstoi und Ostrowski."

Von der „Frau vom Meere" insbesondere dagegen heißt es, daß es ein Werk zweiten Ranges gegenüber den „Gespenstern" und den „Stützen der Gesellschaft" sei. Das Problem ist unklar. Entweder ist die Heldin eine Hypnotisirte, also Kranke, dann ist sie nicht verantwortlich für ihr Thun, und es ist überdies unwahrscheinlich, daß eine Lösung in dem Sinne Ibsen's erfolgt; oder die Heldin ist gesund, dann ist es unbegreiflich, wie sie einen Augenblick vor der ihr gestellten Frage zaudern kann.

Von Bühnenwerken nennt Tissot noch „Die beiden Leonoren" Paul Lindau's, deren Technik und leichter Dialog an die der besten französischen Stücke „erinnere". Die Lösung wird als eine optimistische, der Weise Lindau's entsprechende bezeichnet. „Dieses Lustspiel, welches von der deutschen Kritik wenig einsichtig behandelt worden ist, enthält wie die Lindau'schen Romane zarte und wahrhaft vornehme Wendungen, romantische und reizende Erfindungen und hie und da Stellen von idealer Kraft, welche gestatten, seine Werke denjenigen Feuillet's oder Halévy's zur Seite zu stellen."

Nach einer spöttischen Bemerkung über den geschichtlichen Roman geht Tissot auf Gustav Ebers' „Gred" über, deren Verwickelung er ungeschickt, die Lösung geradezu lächerlich nennt. „Die einzig erträglichen Abschnitte sind dem sinnreichen und zuweilen anmuthigen Studium der beiden Mädchengestalten Gred und Anna gewidmet. Diese sind zwei Gestalten von feiner und zarter Zeichnung. Außerdem finde ich aber auch gar nichts, was den Leser in den zwei Bänden ermüdenden Lesestoffs anziehen könnte. Auf jeder Seite erkennt man den Gelehrten an dogmatisch-lehrhaften Ausdrucksweisen."

Von dem „Nero" Ernst Eckstein's wird gesagt, daß er Handlung habe und Antheil errege, aber psychologisch unvollständig und unvollkommen gezeichnet sei und weit unter dem Hamerling'schen „Ahasver" stehe, das diesen Stoff völlig erledige.

Bibliographie.

Ackermann, E., Die formale Bildung. Eine psychologisch-pädagogische Betrachtung. Langensalza, Beyer u. Söhne. 8. 1 M.

Beugny d'Hagerue, G. de, Der Roman eines Jesuiten. Autorisirte Uebersetzung von E. M. Höfler. Münster, Aschendorff. 8. 5 M.

Bommeli, R., Die Geschichte der Erde. 1stes Hft. Stuttgart, Dietz. 8. 20 Pf.

Deisting, C., Kornwucher und Kornbanken. Ein Versuch, die Lösung der socialen Frage auf agrarischem Boden zu finden. Graz, Cieslar. 8. 70 Pf.

Erlebnisse eines deutschen Schulmannes in den Jahren von 1872—1888 als politischer Parteimann und Mensch. Nach Aufzeichnungen herausgegeben von C. Neese. Berlin, Brieger. 8. 80 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, F. v. Bezold, Alex. Brückner ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. Abth. 161: Rußland, Polen und Livland im 17. Jahrhundert von Th. Schiemann. — Abth. 162: Geschichte der deutschen Reformation von F. v. Bezold. Berlin, Grote. Gr. 8. à 3 M.

Gleichmann, A., Ueber Herbart's Lehre von den formalen Stufen. Ein Beitrag zur Kritik der Ziller'schen Darstellung derselben. Langensalza, Beyer u. Söhne. 8. 50 Pf.

Hamberger, J., Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 4. 1 M.

Junghans, Sophie, Ein Räthsel. Roman. 2 Bde. Berlin, Dominik. 8. 8 M.

Kaiser, P., Gustav Adolf. Ein dramatisches Festspiel für die Volksbühne. Gotha, Schloeßmann. 8. 1 M. 80 M.

Karstedt, F., Lieder. Aschersleben, Schnock. 16. 3 M.

Ludwig, H., Strassburger Kaiserbuch. Deutsche Kaiser und Könige in Strassburg. Blätter aus der Geschichte der Westmark des Reichs. Strassburg, Schmidt. Gr. 4. 20 M.

Mirbt, C., Die Absetzung Heinrichs IV. durch Gregor VII. in der Publicistik jener Zeit. Leipzig, Hinrichs. 1890. Gr. 8. 1 M.

Morgan, C., und F. Burger, Nasr-Eddin Schah und das moderne Persien. Eine populär-wissenschaftliche Darstellung. Mit einem Vorworte eingeleitet von P. v. Melingo. Illustrirt von Wernigk. Dresden, v. Grumbkow. 8. 4 M. 50 Pf.

Pröll, K., Spreu im Winde. Lustiges und Boshaftes. Berlin, Landsberger. 8. 2 M.

Reinick, R., Lieder. 16. Leipzig, Fock. 16. 1 M. 50 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. XV. Hans Sachs. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M.

Walthausen, H. W. M. v., Romane in Liedern und Mädchenlieder. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 16. 1 M. 25 Pf.

Zola und Mendes, Pariser Artikel. Neue Novellen. Deutsch von B. Heichen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 16. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kayser, Dr. Fr., Ägypten einst und jetzt. **Zweite,** erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 118 Illustrationen im Text, 17 Tonbildern und einer Karte. Gr. 8°. (XII u. 301 S.) **In zwei sonst gleichen Ausgaben zu demselben Preise:** 1. als Bestandteil unserer „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"; 2. unabhängig von der „Illustrierten Bibliothek", in besonderem Umschlag und Einband jeweils M. 5; geb. M. 7.

Krieg, Dr. C., Grundriss der römischen Altertümer. Ein Lehrbuch für Studierende der oberen Gymnasialklassen und zum Selbstunterricht. **Dritte,** abermals wesentlich verbesserte Auflage. Mit Titelbild, einem Stadtplan und *73 Illustrationen* im Texte. Gr. 8°. (XVI u. 360 S.) M. 4; in eleg. Original-Einband: Leinwand mit Goldpressung M. 6.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts

in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der

Naturwissenschaften

geschildert von

Ernst Hallier.

Mit 180 Holzschnitten. Gr. 8. 1889. M. 20.

Das Werk des bekannten Naturforschers und Schriftstellers gibt **in gemeinverständlicher Sprache** ein Gesammtbild der Kultur-Entwicklung des 19. Jahrhunderts, wie sich solche auf allen Gebieten modernen Wissens und Könnens auf Grundlage einer stetig fortschreitenden Naturwissenschaft vollzogen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet

von

Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Siebenter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

In den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte findet diese Uebersicht über die Rechtsprechung des Reichsgerichts mit Erscheinen jedes neuen Bandes eine steigende Anerkennung. Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Erklärungen der Tollheit.

Von **J. Haslam.** Aus dem Engl. von Dr. **F. Wollny.** Preis 1 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-**Uhren, Weckern, Uhrketten** und **Bijouterien.** Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann,
Uhren-Fabrik [7218
Leipzig, Königsplatz 6.

Taschentücher Schutzm

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.
Illustr. Preislisten gratis! Fabrik f. Wagen, Bürstenbinder u. div. Holzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

NOV 12 18..

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 24. October 1889.

Inhalt: Wilhelm Jensen als Lyriker. I. Von Benno Rüttenauer. — Erzählungen. Von Robert Waldmüller. — Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Zur Literargeschichte. Von J. Mähly. — Sheridan als Komödiant. Von Ludwig Fränkel. — Zur preußischen Geschichte. Von Friedrich Bienemann. — Der illustrirte Rosegger. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm Jensen als Lyriker.

I.

Vor nunmehr neunzehn Jahren erschien in Deutschland eine kleine Sintflut von Kriegspoesie, Lyrik und Epik, große und kleine Sammlungen von bekannten und unbekannten Dichtern. Und man kann dem deutschen Volke nicht vorwerfen, daß es damals gleichgültig gegen seine Dichter gewesen wäre, im Gegentheile hat sich die Nation als solche in jenen Tagen noch einmal für Lyrik interessirt.

Zu diesen in der glorreichsten Epoche unserer Geschichte gezeitigten literarischen Früchten gehört auch ein kleines Büchlein mit dem einfachen Titel: „Lieder aus Frankreich." Dieses schlug eine ganz eigene, allen andern Erscheinungen der Zeit fremde Saite an, indem es in wahrhaft poetischen Tönen die rein menschlichen Empfindungen und dunkeln Lebensräthsel zum Ausdrucke bringt, welche einem Krieger die tausenderlei Wechselfälle des Kriegsverlaufs aufdrängen, während fast alle andern, die guten und die schlechten, ziemlich das gleiche Thema variirten und in Rhythmen und Reime brachten, was überall in der Luft lag: Entrüstung, Kampfeslust, Rachebegeisterung, Siegesjubel, Rausch, mit einem Worte Kriegspatriotismus. Es waren dies Melodien, die gemeinlich nur so lange wirken, als das Krachen der Flinten und der Donner der Kanonen dauert. Die „Lieder aus Frankreich" aber mußten ihrer Natur nach nicht nur für den Augenblick den Menschen im Patrioten mit erschütternder und zugleich erhebender Gewalt berühren, sondern waren als eine Art lyrischer Philosophie des Kriegs, wenn man so sagen kann, mehr als alle andern berufen, auf die Dauer zu wirken.

Ihr Inhalt ist großartige Kriegslyrik, aber keine in gewöhnlichem Sinne des Worts, sie hat nicht nur mit der gleichzeitigen, sondern auch mit derjenigen der Körner, Arndt, Schenkendorf u. s. w. nichts gemein. Es ist diesmal kein Soldat, dem der heiße Kriegsodem vorübergehenden lyrischen Schwung einhaucht und die Begeisterungsschreie eines ganzen Volks in dröhnenden Reimen von den Lippen fließen läßt, es ist vielmehr ein ganzer Dichter, der den Krieg mit erlebt, also einer, dessen subjectives Empfinden allezeit der Typus vom ewigen Empfindungskerne der ganzen Gattung ist, der darum, was er singt und sagt, aus diesem Kerne herausgreifen muß, der sich niemals damit begnügen kann, die Schaumblasen abzuschöpfen, welche der Ocean der Menschheit an einem Punkte augenblicklich aufwirft, sondern der aus dessen Abgrundtiefen ewige Perlen heraufholen wird. Allen Farben der Poesie begegnet man in dem kleinen Büchlein. Um schreckhafte blutige Bilder des Todes ranken sich die zauberduftigen Rosen der Liebe, stille Märchenblumen stehen daneben, zwischen hindurch grinsen schauerliche Gespenster der Weltgeschichte, blicken die süßen blauen Augen der Erinnerung und neben Sterberöcheln spottet und lacht der Humor.

Und diese Gedichte hatten so gut wie keinen Erfolg. Ihr Verfasser, Wilhelm Jensen, gehört als Lyriker auch heute nicht zu den Leibpoeten der deutschen Nation, und wenn die deutschen Literaturorgane diese mit den „bedeutendsten Lyrikern der Gegenwart" meinen, haben sie ganz recht, Jensen bei deren Aufzählung auszulassen. Nicht nur die mehrfach genannten „Lieder aus Frankreich", auch seine übrigen Sammlungen: „Gedichte", „Aus meines Lebenstages Mittag", „Aus wechselnden Tagen", „Stimmen des Lebens", das „Skizzenbuch", ebenso seine größern Einzelgedichte: „Die Insel", „Bohemund", „Holzwegtraum", sind fast alle in der ersten Auflage stecken geblieben. Das ist denn ein unbedingter äußerlicher Nichterfolg, den man gut thut, einmal festzustellen und bei

dessen näherer Erwägung, verbunden mit gleichzeitiger eingehender Betrachtung der oben aufgezählten Dichtungen, man sich allerlei Gedanken machen kann. Mir fällt dann immer ein eigener Ausspruch des Dichters ein: „Wenn ich, versichert Jensen, einmal etwas Gutes schreibe, bin ich in der größten Verlegenheit, wer mir das drucken wird. Poesie, reine, große Poesie, sie scheren sich den Teufel drum; Futter für Schneegänse, das braucht's und sonst nichts."

Charakteristisch ist, daß sehr viele, die sich zu den Verehrern Jensen's zählen und sogar ziemlich alles gelesen haben mögen, was er in Prosa geschrieben, seine Gedichte kaum zu kennen scheinen. Das mag in vielen Fällen einen rein äußerlichen Grund haben; Gedichte sind selten in Leihbibliotheken zu haben. Was liegt nicht alles in dem einen Satze! Aber es gibt auch innere Gründe dafür und diese sind in den literarischen Neigungen unsers großen Publikums zu suchen.

Die schönsten der rhythmischen Schöpfungen Jensen's stehen in den Sammlungen: „Aus wechselnden Tagen", „Stimmen des Lebens" und im „Skizzenbuch"; doch begegnet man nicht weniger Ausgezeichnetem bereits in den um ein Jahrzehnt ältern „Liedern aus Frankreich" und einzelne der charaktervollsten und großartigsten finden sich schon in den 1869 erschienenen „Gedichten". Aber wenn einzelnes in dieser ersten Sammlung, so namentlich das wunderbare, in seiner Art einzige Gedicht „Lilith", schon zum Vollendetsten zählt, was Jensen gedichtet hat, so zeigen doch die spätern in mancher Beziehung einen großen Fortschritt. Einmal darin, daß Anklänge an fremde Töne (Goethe und Heine), sowie Gedichte, die an sich schön sind, die aber ein anderer auch gedichtet haben könnte, immer seltener werden oder ganz fehlen; daß im allgemeinen die Physiognomie des Dichters in seinen Dichtungen (gerade wie die seiner körperlichen Erscheinung) eine immer ausgeprägtere und geistig herausgearbeitetere, mit einem Worte individuellere wird; dann, daß die Gewalt und Meisterschaft über die Sprache von Schritt zu Schritt sich steigert, ebenso wie Tiefe und Fülle des Empfindungs- und Ideengehalts, endlich dadurch, daß zu den aus überfließendem Herzen quellenden, selten schmerzensvollen, meist glücks- und schönheitstrunkenen reinen Empfindungsaccorden sich mit der Zeit immer häufiger andere Töne gesellen, scharfe, rücksichtslose, zornige Noten, in denen die schreienden Dissonanzen des Lebens zwar wohlthuend harmonisirt, aber nichtsdestoweniger zu kraft- und machtvollem Ausdrucke kommen.

Da heißt es von der großen Weltherrscherin, der Phrase, die in Stadt und Land heimisch, die auf Kanzeln und auf Thronen herrscht:

> Sie ehrt und nährt, sie läßt nicht darben,
> Wer ihren Siegeswagen zieht;
> Der Maler kündet sie in Farben,
> Der Dichter huldigt ihr im Lied.

Das gilt nicht von jedem, gewiß nicht vom echten Dichter und vor allem nicht von Wilhelm Jensen, dessen ganzes dichterisches Schaffen, wie es besonders in seinen großen Prosawerken klar zu Tage tritt, ein ewiger Krieg, ein großer heiliger Kreuzzug gegen die oben Gezeichnete ist und der darum auch ausruft:

> Empörung, heiliges Wort! Empor
> Den Haß, den Abscheu und den Zorn,
> Die unsere dumpfe Zeit verlor —
> Empor der Wahrheit mahnend Horn!
> Empor den Geist! Empor das Herz
> Aus der Gewohnheit trägem Wust,
> Und stoß, ein grimmempörtes Erz,
> Sie in der Lüge hohle Brust!

Wer Jensen's sociale Romane nur einigermaßen kennt, weiß, daß diese Strophe noch mehr ist als ein kräftiger lyrischer Erguß, wie er in einer begeisterten Anwandlung vom lyrischen Dichter gelegentlich ausgeströmt wird. Die Worte sind vielmehr das ernste Lebens- und Schaffensprogramm Jensen's, das bei seiner rücksichtslosen Durchführung mit ein Grund von dessen Unpopularität ist. Die letzte Strophe des Gedichts, von dem die angeführte die erste ist, gibt der Sache einen noch kräftigern, deutlichern Ausdruck:

> Und wimmert auch der feine Brauch,
> Und heult der seidne Gassenchor,
> Und fletscht nach dir die Meute auch,
> Stoß in der Wahrheit Horn: Empor!
> Aus Dummheit und aus Heuchelei,
> Aus Selbstsucht und aus Eitelkeit,
> Empor den Zorn! Sein Banner sei,
> Empörung wider deine Zeit!

Eine reiche Sammlung von zum Theil noch unveröffentlichter Lyrik und Spruchgedichten, die sich in der Mappe des Dichters befinden und von denen man wünschen muß, daß ihr Verfasser mit ihrer Herausgabe nicht allzu lange zögern möge, werden noch viel Schönes und geistig Gewaltiges des angedeuteten Charakters bringen und für die Beurtheilung von Jensen's Gesammtbedeutung ein weiteres wesentliches Material liefern. Das feile Treiben der Zeit, das „Tanzen vor der Bundeslade" und das „Knixen vor dem Weltidol" mit der Wirkung:

> Und es wird die Welt dich krönen,
> Wird dir Rang und Ruhm verleihn,
> Und du wirst dich rasch gewöhnen,
> Vor dir selbst ein Lump zu sein —

wird dort in noch grellere Beleuchtung gerückt.

Die Lieder des Zorns und des geißelnden Spottes, die in den spätern Sammlungen Jensen's immer häufiger auftreten, verdrängen jedoch nicht jene andern Stücke, jene lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte, deren Werth und Wesen, deren Schönheit ein eigenthümlicher Schmelz und Duft und jener Stimmungszauber ist, den man auch Poesie schlechtweg nennt, Erzeugnisse, für die man seit Heinrich Heine allgemein das Bild von süßduftenden, geheimnißvollen, wundersamen Blumen gebraucht. Diese Blumen scheinen wie in ewigem Frühling in des Dichters

Gemüth immerfort zu knospen und sich in bezaubernder Schönheit zu erschließen.

Wie Jensen in seinen Prosa-Arbeiten vom modernen Romane, bei dessen Gestaltung ihm als oberste Losung gilt, der Welt ihre Heuchlerlarve herunterzureißen —

Den schnöden Schein, den falschen Kranz,
Herab mit ihm! Dein Selbst empor!
Der Rücksicht feige Lippenzier,
Die Toleranz für Raub und Mord
An Hirn und Herz — herab mit ihr! —

wie er von diesen immer von neuem zu der Art der Dichtung zurückkommt, von welcher er ausgegangen, zur stimmungsvollen Novelle, welche unter Prosastücken das ist, was die Ballade unter Poesien, so auch in seiner Lyrik, deren vornehmste ihm nie versiegende Quelle der Dichter selber bezeichnet hat, wenn er in dem Einleitungsgedichte zu den „Stimmen des Lebens" von der „lockenden Zauberwelt", der „freien, hehren, guten" Natur singt:

Es rauschen die Wasser, es braust der Wind,
Es funkeln die glühenden Lichter,
Mit tausend Stimmen umwirrt und umspinnt
Dein ruhloser Herzschlag den Dichter.

Es trug dein Herz zum seinen das Blut
Hinüber auf heimlicher Brücke,
Drauf schwillt es in stürmischer Sehnsuchtsflut,
Zu dir, seiner Mutter zurücke.

In diesem seinem Verhältnisse zur Natur, welches der Dichter ebenso in seinen Prosadichtungen bald episch, bald lyrisch ausspricht, liegt das Geheimniß seiner Poesie und zugleich das Grundmotiv seiner dichterischen Weltauffassung; denn aus dieser leidenschaftlichen, sehnsuchtsvollen Liebe zur Natur und ihrer ewigen, wenngleich oft bittern, ja entsetzlichen Wahrheit entspringt auch des Dichters Unwillen über unsere der Natur entfremdeten und immer mehr sich ihr entfremdenden gesellschaftlichen Zustände.

Doch nicht ein melancholischer Hang, nicht traumhaftes Weltvergessen, nicht Lebensflucht und Todessehnsucht, wie bei Justin Kerner, bedeutet Wilhelm Jensen das Lauschen auf die Befehle der Wunderwelt Natur. Eine solche Seelenverfassung wäre mit „stürmischer Sehnsuchtsflut" schlecht bezeichnet, und in dem oben angeführten Gedichte heißt es zwei Strophen weiter, die Natur anredend:

Zersprenge mit göttlicher Leidenschaft
Das Herz aus den kläglichen Banden,
Laß von der alten, der herrlichen Kraft
Des Lebens den Busen durchbranden.

Nicht mit weltflüchtiger schwächlicher Sentimentalität wendet der Dichter sich an die Natur, sondern mit dem ...llgefühle von Lebenskraft und Lebenslust, die er mit ...: Natur als dem ewigen Strome und Ocean alles Lebens ...s fühlt.

In einen Becher möcht' ich schenken
Des Lebens ganze Wunderpracht
Und schmachtend tief die Lippen senken
In einen Trunk, der trunken macht.

Oder wie eine Strophe in den „Schwarzwald-...en" heißt:

Und im Schäumen und im Brausen
Webt ein Lied von wilder Minne
Athemlos mit süßem Grausen
Dir der Wald um Herz und Sinne.

In jauchzenden Accorden singt er von der berauschenden Schönheit der Welt und des Lebens:

Aus der Sonne heißem Rund schießen goldne Fäden auf,
Und von Stern zu Sterne bunt schießen goldne Fäden auf,
Eine Blume ist das All, und in ihrem weiten Kelch,
Wo du suchst, aus stillem Grund schießen goldne Fäden auf ...

Dann in unendlich verschiedenem Tone und aus einer ganz andern Stimmung der Seele hervor in den folgenden Zeilen:

Die blaue Natter
Umringelt sacht
Den knorrigen Stumpf.
Nur Falter ziehen
Auf bunten Schwingen
Traumhafte Kreise
Um seine Stirn,
Goldhelle Käfer
Begleiten schwirrend
Das Schlummerlied
Der braunen Cicade:
Mohnblumen neigen
Die rothen Kelche
Auf seine Lippen,
Und schläfriger Duft
Steigt aus dem Heu,
Und leise lächelnd,
Kaum hörbar athmet
Der große Pan.

Sein Durst nach Schönheit wird aber auch dem Dichter von der Alltäglichkeit des Lebens nicht befriedigt; denn die höchste Schönheit ist nur eine traumhafte Ahnung und ewig unbefriedigte und deshalb ebenso schmerzvolle wie lustberauschende Sehnsucht seiner Brust. Dies scheint mir der abstracte Grundgedanke des Gedichts „Lilith":

Mir bleibt nur das Eine, als Mitgift auch
Zu leihen, daß manchmal ein ahnender Strahl
Des verlorenen Glücks euere Seele beschleicht —
Im Windesflug und im Wolkenzug,
Im unendlichen Blau und im wogenden Halm,
Im murmelnden Quell und im rauschenden Meer,
Da streift ihr mein Haar und da weht der Hauch
Meiner Lippen euch an.

So spricht Lilith, die der Lebenden keiner geschaut, als einer allein:

Und sie griff in die heiße, verlangende Brust,
Und die ungeheure, die jammernde Sehnsucht
Warf sie hinein ins enge Menschenherz.

Ist sie ein mythisches Symbol der wundersamsten Blüte des Weltalls, der unverkümmerten, großen, heiligen Liebe?

Das tiefste Lebensgefühl, das Verlangen nach der höchsten Blüte des Lebens ist also eigentlich ein großer geheimer Schmerz, „ungeheuere jammernde Sehnsucht".

Der Idee nach gemahnt „Lilith" an „Bohemund", welcher mir episch, auf geschichtlichem Hintergrunde, den gleichen Gedanken zu entwickeln scheint wie „Lilith" lyrisch und auf mythologischer Unterlage, freilich doch wieder stark anders gefärbt. Im „Bohemund" ist die Schönheitswelt des Südens oder vielmehr des antiken Griechenthums die lockende feiende Gewalt in der Brust eines deutschen Burggrafen, der, ohne es zu wissen, griechisches Blut in den Adern hat. Was in „Lilith" von der ganzen Menschheit gesagt wird:

Und dunkle Sage klingt
Nur hie und da im Menschenleben auf
Von eines Weibes Wunderherrlichkeit —

wird im „Bohemund" geschichtlich an einem Individuum begreiflich gemacht. Der Eindruck, den die märchenhaft schöne, später verschwundene Mutter in dem Kinde Bohemund hervorgerufen, hat in dessen Seele etwas wie eine Art wundersame Traumerinnerung zurückgelassen. Nach dem entschwundenen Traume geht nun die Sehnsucht seines ganzen Lebens. Ein solcher Träumer ist Bohemund, daß er in der Brautnacht sich in die Wildniß hinaus verirrt und, die Braut sich selbst überlassend, seinem Traume nachjagen muß. Dieser Graf von Helfenstein soll wol nichts weiter sein, als der er ist, ein Sohn Wolf's von Helfenstein, ein deutscher Graf, ein Mensch; aber auf Augenblicke will es einen bedünken, als sähe man in ihm das fleischgewordene Symbol der deutschen Cultur und Geistesbildung in ihrer feinsten Artung. Jedenfalls sind „Lilith" und „Bohemund" die tiefsinnigsten und ideengewaltigsten Dichtungen Jensen's, sie sind zugleich von reiner und hoher Formschönheit.

Benno Rüttenauer.

Erzählungen.

1. Nordwest-Geschichten von Wilhelm Fischer, Mathilde Lammers, Philipp Kniest, Gräfin Fr. zu L.-W. und Wilhelm Bode. Herausgegeben von A. Lammers. Bremen, Meierdierks. 1889. 8. 4 M.

Das Bestreben, dem Volke gute Bücher zu bieten, hat seit geraumer Zeit warme Befürwortung gefunden und auch manches Verdienstliche zu Tage gefördert, doch gehen nach wie vor die Meinungen über die Ziele, auf welche diese Bücher hinarbeiten sollten, auseinander. Am verbreitetsten ist wol die Ansicht, es komme vor allem darauf an, gleichviel in welcher Form, durch Erzählungen den kirchlichen Sinn wieder zu lebendigerer Thätigkeit anzuregen, und ohne Zweifel haben Schriften dieser Richtung, wenn sie sich nicht in einem zu engen Kreise bewegen, immer Aussicht, in manchem Hause segensreich zu wirken. Einer andern Gattung derartiger Bücher oder Blätter liegt der Wunsch zu Grunde, durch maßvoll Unterhaltendes und Belehrendes dem übeln Einflusse der Schauerromane entgegenzuarbeiten, die als Colportageliteratur mit entsprechenden Illustrationen leider gleich den sogenannten Gerichtszeitungen recht viel Unheil anrichten. Daneben gibt es eine nicht minder anerkennenswerthe schriftstellerische Thätigkeit, welche auch die sogenannten bessern Klassen in das Prüfen und Erwägen socialer Alltagsfragen hineinzuziehen sucht und, im Gewande der Erzählung über das bloße Theoretisiren hinausgreifend, die kleinen oder großen Verkehrtheiten in unsern Zuständen anschaulich macht. Alle drei Gattungen können Gutes wirken, sie mögen nun gesondert oder vermischt ihre Wege ziehen. Das letztere möchte auf das obengenannte Buch seine Anwendung finden. Der Herausgeber A. Lammers in Bremen blickt auf eine langjährige hochverdienstliche Thätigkeit zurück, welche fast ausschließlich der Hebung des Volkswohls gewidmet gewesen ist; ebenso hat seine Gattin durch ihre 1878 erschienene Schrift: „Die Frau, ihre Stellung und Aufgabe in Haus und Welt", Zeugniß abgelegt von gründlichem Forschen auf dem hier einschlägigen Gebiete, nicht minder von besonderer Befähigung zu schriftstellerischer, klarer und überzeugender Durcharbeitung der darauf bezüglichen Fragen. Diese nämliche preisliche Gabe bewährt sie in den sieben Erzählungen, die unter den sechzehn Erzählungen des Buchs „Nord-West" aus ihrer Feder herrühren. Sie lesen sich wie Erlebtes und sind wol das Beste, was in dieser anspruchslosen Weise geleistet werden kann. Von dem ehemaligen Schulmanne und formgewandten Erzähler W. Fischer stammt die Mehrzahl der übrigen Geschichten; für Kenner des Plattdeutschen sind zwei Seemannsskizzen von Ph. Kniest zu empfehlen, der Beitrag der Gräfin Fr. zu L.-W. wirft einen Blick auf die Armenkinderpflege Berlins, und endlich weiß W. Bode in einer Anzahl Briefen eines Lehrers uns klar zu machen, wie eine ganze Dorfbevölkerung durch Zusammenwirken von Pastor, Doctor und Lehrer sich aus Roheit und Unwissenheit zu Sinn für Reinlichkeit, Lektüre, gute Sitte und Culturfortschritte emporarbeiten läßt. Möchte das anregende Buch recht viele zu ernstem Nachdenken und entsprechendem Handanlegen veranlassen.

Mehr zu der heiter unterhaltenden, aber auch auf solchem Wege Nutzen stiftenden Gattung gehören:

2. Lustige Thurgauer G'schichti. Humoresken in Thurgauer Mundart von B. Stell. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. 16. 20 Pf.

Sie sind in thurgauer Mundart geschrieben und können sich als auf ihre Gevattern sowol auf J. Peter Hebel, wie auf Jeremias Gotthelf berufen. Vor allem „D' Folge vom Ball" und „Wie Eine dur d' Lotterie sy Glück gemacht hat" sind allerliebst erzählte Schnurren.

Robert Waldmüller.

Neue Dramen.

1. Lustspiele von Anton Günther. Fünfter Band. Oldenburg, Schmidt. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band bietet einige schwächere Leistungen dieses Dramatikers, der in der Art von Töpfer und Görner manches heitere und wirksame Stück den deutschen Bühnen geliefert hat. Sich meist an das moderne Kleinleben in Familie und Gesellschaft haltend, ist er nicht besonders wählerisch in seinen Stoffen und noch weniger fein und geistvoll in seinen künstlerischen Ausgestaltungen, aber fast immer von gesunden, wenn auch etwas hausbackenen Anschauungen und voll eines zwar naturwüchsigen und derben, doch stets ansprechenden Humors.

Gegenwärtig erhalten wir eine einactige Komödie: „Der Ring des Polykrates", ein vieractiges Lustspiel: „Schloß Párad" und ein kleines Gelegenheitsstück: „Des Kaisers Geburtstag oder ehemalige und zukünftige Gardes-du-Corps".

So gewöhnlich das letztere in seiner Handlung und in seinem patriotischen Austrage ist, so erscheint es uns doch als die bessere Arbeit wegen der einfachen Natürlichkeit und frischen Vaterlandsliebe, die sich darin zum dramatischen Ausdrucke bringen. Ein ehemaliger preußischer Garde-du-Corps hat den Krieg von 1870 und 1871 gegen Frankreich mitgemacht und nach erfolgtem Frieden und Uebergang in den Bürgerstand eine artige Französin geheirathet, mit der er zuerst in Bordeaux und dann in Paris sehr glücklich lebt. Sein Vater, der ihm wegen dieser Heirath zürnt, weil er meint, daß sie den Sohn dem Vaterlande und seinem Kaiser auf die Länge entfremden müsse, wird von einem alten Freunde am Geburtstage des letztern unter passendem Vorwande in die Wohnung des in Gesinnung und Treue unwandelbaren Garde-du-Corps gebracht und ist daselbst unbemerkter Zeuge einer Familienfeier, die bekundet, daß der Sohn sozusagen mit Kind und Kegel deutsch und begeisterter Verehrer von Kaiser Wilhelm I. geblieben. Durch diesen Umstand wird der zürnende Vater natürlich versöhnt und das Festspiel stimmungsvoll mit einem Hoch auf Vaterland und Kaiser und dem Anheben der preußischen Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz" geschlossen.

Das Dramolet „Der Ring des Polykrates" ist flüchtig und lässig ausgeführt und ohne jede künstlerische Vertiefung. Das Ganze, das in Venedig spielt, dreht sich um den Verlobungsring eines Bräutigams, den letzterer vom Finger nehmen will, um ihn enger machen zu lassen, da er in Sorge ist, denselben wegen seiner Weite zu verlieren. Aber die Braut und deren Mutter erklären ihn im Aberglauben befangen, dagegen. Eine junge Witwe, eine Anverwandte der Braut, welche ungesehen den Verhandlungen beigewohnt, entreißt später den Ring dem Verlobten und thut, als ob sie ihn in den Kanal vor den Fenstern der Wohnung werfe. In der That aber hat sie ihn behalten, und da sie die Verlegenheit bemerkt, in welche der Bräutigam seiner Braut gegenüber wegen ihres Scherzes geräth, steckt sie ihm seinen Ring unter dem Vorgeben wieder zu, daß es ein anderer sei, den sie in der Eile ihm gekauft. Unser Held will sich indessen auf einen Betrug nicht einlassen, gesteht den Tausch seiner Braut und künftigen Schwiegermutter und wirft, weil man die Mär nicht glauben will, den wie er glaubt unechten Ring nun seinerseits in den Kanal. Da endlich bekennt die Attentäterin ihre List und das Unglück wäre da, wenn der weggeschleuderte echte Ring nicht in den Hut eines in einer Gondel sitzenden Freundes gefallen wäre.

Die Sache hätte artig werden können, wenn sie sorgsamer und gewissenhafter bearbeitet worden wäre.

Das größere Lustspiel „Schloß Párad" ist jedenfalls die wenigst werthvolle Gabe. Es ist verbraucht im Stoff und in der Ausführung breit und ziemlich platt. Ein Baron von Tarneck, ein ehemaliger preußischer Offizier, hat eine reiche Ungarin geheirathet und durch Leichtsinn und Verschwendung Ansehen und Vermögen eingebüßt. Auf einem ärmlichen Vorwerk hausend, geht ihm die Nachricht zu, daß er in Rom von einem gestorbenen Oheim zum Universalerben eingesetzt worden sei. Darauf fußend, macht er Schulden und reist mit seiner Tochter nach Italien, wo er alle Welt einladet, ihn auf seinem prachtvollen Gute zu besuchen. Da es indessen mit der Erbschaft nichts ist, kehrt er beschämt und kleinlaut auf seinen Pachthof zurück, um dort von seinen neuen römischen Bekanntschaften heimgesucht zu werden. Er wäre unrettbar bloßgestellt und lächerlich, wenn seine Tochter in Italien nicht einen Bräutigam gefunden und dieselbe durch ihre Verheirathung in den von den reichen Großältern ihr ausgesetzten Besitz des großen wirklichen Gutes Párad käme.

Dieser Inhalt wird in vier breiten Acten mit viel theatralischem Behagen, aber wenig wirksamem Witze und nur geringem dramatischen Leben ausgetragen. Die Wahrscheinlichkeit hat bei dem Stücke nicht zu Pathen gestanden; es ergeht sich im Gegentheil in lauter Unmöglichkeiten und ziemlich abgenutzten Komödienstreichen. Uebrigens ist, wie wir hier zum Schlusse bemerken wollen, Anton Günther nicht mit Leopold Günther, dem Verfasser der Lustspiele „Der neue Stiftsarzt", „Der Badearzt" u. s. w., zu verwechseln, dessen dramatische Leistungen jedenfalls höher stehen.

2. Lyra und Flöte. Schäferspiel in einem Act von Franz Rzehák. Leipzig, Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten. 1889. 8.

Dieses Schäferspiel ist eine kleine sauber gehaltene Arbeit in Jamben, welche den mythologischen Wettstreit zwischen Apoll und Marsyas ziemlich frei und einigermaßen als Ausstattungsstück behandelt. Marsyas spielt die Flöte und

erringt sich durch deren Töne die Neigung von Aethusa, der lieblichen Tochter des Königs von Phrygien, Midas. Aber Apoll, der Aethusa sieht und sich in sie verliebt, erscheint mit seiner Lyra und entlockt ihr so bezaubernde Laute, daß die Königstochter, davon hingerissen, ihr durch Musik leicht entzündbares Herz ihm begeistert entgegenträgt. Marsyas dadurch empört, fordert Apoll, den er nicht erkennt, zum Wettkampf auf ihren Instrumenten auf, indem er schwört:

Es ziehe mir Apoll die Haut vom Leibe,
Werd' ich durch dich des Bessern überführt —

d. h. besiegt. Natürlich erliegt er und er eilt beschämt von der Bühne, um seinem Schicksale zu entgehen und Aethusa seinem Gegner zu überlassen. Allein diesem tritt nun Chloris, die Königin der Blumen entgegen, die Apoll einst geliebt und später treulos verlassen und welche sich jetzt dadurch an ihm rächt, daß sie Aethusa durch ihre Blumengeister vermöge Blütenduftes tödten läßt.

Das kleine Werk wird man keineswegs schlecht nennen können, aber auch durchaus nicht ausgezeichnet und bedeutsam. Dazu fehlen ihm poetischer Schmelz in den Versen und geistreiche Ausgestaltung der Fabel. Es erscheint alles ziemlich trocken in der Sprache und im dramatischen Aufbau dürftig und reizlos.

3. Zanna. Ländliches Sittengemälde in einem Act von Pol de Mont. Aus dem Vlämischen von Heinrich Flemmich. Berlin, Theateragentur von A. Entsch. 1889. 8.

Der zuletzt genannte Uebersetzer ist ein literarisch begabter und feingebildeter Kaufmann, der lange Zeit einem großen Geschäfte in den Niederlanden vorstand und seine ihm gegönnte Muße entweder zu eigenen dichterischen Arbeiten oder zur Verdeutschung von fremden benutzte. „Zanna" ist eine Frucht der letztern Art, ein Bauernschauspiel, das ein wenig an den „Zerbrochenen Krug" von Kleist erinnert, nur daß es in der Handlung ebenso ernst, als jenes lustig ist. Zanna, die als Magd bei dem Pachter Jakob dient, hat in einem sehr vertrauten Verhältnisse zu dessen verstorbenem Bruder gestanden, der gerade das Zeitliche segnete, als er sie heimführen und dem Kinde, das sie unter dem Herzen trug, einen rechtmäßigen Vater geben wollte. Nach seinem Tode hat Zanna in der Stille geboren und das Kind bei guten, fremden Leuten untergebracht, für das in der Stille zu schaffen und zu sorgen die alleinige Aufgabe ihres Lebens ist. Da sie aber noch jung und stattlich ist, findet sie auch noch manchen Bewerber um ihre Hand und darunter z. B. Bastian, den Oberknecht bei Jakob. Weil sie indeß ihre Mutterschaft nicht verrathen und nur ihrem Sohne sich widmen will, weist sie alle Anträge und selbst den von Bastian ab, welcher, darüber entrüstet und nach einem Nebenbuhler suchend, sie in allem ihren Thun und Treiben beobachtet und zuletzt ihren heimlichen Verkehr mit dem Pflegevater ihres inzwischen erkrankten Kindes entdeckt. Aus Eifersucht unternimmt er nun, Zanna bei ihrem Brotherrn zu verdächtigen und dieser, der selbst eine Zuneigung zu seiner Magd gewonnen, beeilt sich, die Sache zu prüfen und die arme Verlästerte derart durch seine Reden auf die Folter zu spannen, daß sie ihren Fehltritt bekennt, ohne jedoch ihren Verführer zu nennen. Aber Pachter Jakob, der nicht auf den Kopf gefallen, reimt sich alle Umstände zusammen, erräth den Vater des Kindes und entschließt sich kurz, dessen Unrecht gut zu machen und Zanna zum Weibe zu nehmen.

Dies alles entwickelt sich ruhig und in dem heiklen Punkte des Stücks mit einer Keuschheit und Zartheit der Sprache und Scenerie, die wohl anzuerkennen sind. Zu bedauern dünkt uns einzig, daß die Gründe und Ursachen, welche den verstorbenen Bruder des Pachter Jakob abhielten, Zanna vor seinem Sterben zu ehelichen, nicht bestimmend und stichhaltig genug angegeben sind, um sein Versäumniß voll und ganz zu entschuldigen. Hierin liegt, unserm Erachten nach, eine schwerwiegende Schwäche der sonst nicht unverdienstlichen Schöpfung, die Heinrich Flemmich mit gutem Geschick und Verständniß in unser Deutsch zu übertragen verstanden hat.

4. Die Frau als Schlange. Ein tragikomisches Märchen in drei Aufzügen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Volkmar Müller. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. 1889. 8. 1 M.

Volkmar Müller hat schon mehrere dramatische Dichtungen des vielfach glücklichen und seiner Zeit sehr beliebten Italieners übersetzt. Die vorliegende ist neuerdings besonders dadurch für uns bemerkenswerth geworden, daß Richard Wagner ihren Stoff zu seiner dreiactigen, jüngst in München aufgeführten Jugendoper „Die Frau" benutzt hat. In der That läßt sich dieser auch jetzt noch wirksam nennen, und wenn ein geschickter, einigermaßen mit der Begabung eines Ferdinand Raimund ausgestatteter Dichter ihn zeitgemäß und bühnengewandt bearbeiten möchte, so würde ohne Zweifel das deutsche Theater ein prächtiges und erfolgreiches Stück erhalten.

Der Inhalt ist in aller Kürze folgender: In Farruskad, einen König von Tiflis, hat sich Cherestani, die Feenkönigin von Eldorado, verliebt. Um ihm als Gattin angehören zu können, hat sie der Geisterwelt entsagt und ihrem Gemahle zwei Kinder geboren. Um ihrer Liebe und dem irdischen Glücke leben zu dürfen, soll ihr Gatte aber nie nach ihrer Herkunft forschen. Allein im Laufe der Zeit vermag Farruskad der Versuchung, sich über die Abkunft seines Weibes Gewißheit zu verschaffen, nicht zu widerstehen. Er erbricht den Schreibtisch seiner Frau, um darin von ihrer Vergangenheit zu erfahren. Die Folge davon ist, daß Cherestani und ihre Kinder verschwinden und der König von Tiflis sich mit seiner Umgebung in eine unbekannte Einöde versetzt sieht. Hier soll er, nach dem Gebot von Demogorgon, dem Herrscher über alle Feenreiche, harte Prüfungen überstehen und Gemahlin und Sprößlinge erst wiedererhalten, wenn er,

durch diese auf äußerste getrieben, nicht selber Cherestani verflucht. Cherestani muß nun vor seinen Augen seine Kinder in einen Abgrund stürzen, muß seinen Feind siegreich in sein Land bringen, ihm Krone und Reich entreißen und seine Anverwandten und Freunde tödten lassen. Darüber außer sich, verflucht er endlich nach langem Ansichhalten und Sträuben die Gattin in der That. Nun wird diese in eine Schlange verwandelt; ehe das jedoch geschieht, entdeckt sie Farruskad, daß alle ihre Greuelthaten nur zum Scheine verübt worden sind, alle, die er getödtet meint, leben und sein Land ihm unbenommen bleibt, sobald er sie durch eine Reihe von Heldenthaten aus ihrer scheusaligen Verwandlung erlöst. Dies Ziel zu erreichen, kämpft er zuerst siegreich mit einem wüthenden Stiere, dann mit einem Riesen und endlich mit einer Schlange, deren fürchterlichen Rachen er furchtlos küssen soll. Er versucht es mehrfach, schreckt jedoch immer wieder zurück, bis er erfährt, daß diese Schlange seine Gemahlin ist. Da faßt er sich männlich ein Herz und küßt die Schlange, die, dadurch zum menschlichen Wesen geworden, ihm glücklich in die Arme stürzt und ihm Kinder, Land und Leute wiedergibt.

Das Märchen ist nicht ohne Sinnigkeit und durch die bekannten komischen Masken: Brighella, Pantalon, Tartaglia und Truffaldin, die auch Schiller in seiner Verdeutschung von Gozzi's „Turandot" so glücklich beibehalten hat, recht ergötzlich und lustig. Die Uebertragung von Volkmar Müller darf sehr gelungen genannt werden. Für das Gefühl der heutigen Zuschauer möchte es indessen wol geboten sein, den angeblichen Mord der Kinder die letzte That der Cherestani sein und erst infolge dieser Farruskad zum Fluche gelangen zu lassen. Daß er den Tod der Kinder verwindet und nur durch den Untergang seiner Herrschaft und seines Reiches getrieben wird, Cherestani zu fluchen, hat etwas Verletzendes für die moderne Welt, wie uns bedünken will.

5. Die patriotischen Schwänzler. Ein dämonischer Maskenscherz von Alexander Vulcanus. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 2 M.

Eine äußerst curiose Schöpfung und in sich so unklar und austraglos, daß sich ihr eine Wirkung nach keiner Seite hin einräumen läßt. Wer das Vorwort liest, das folgendermaßen lautet:

Das ist der Dämon. In dieser trüben Zeit lockt er euch mit Humor und buntschillerndem Maskenspiel, in der sinkenden Dämmerung fesselt er euch mit sprühenden Funken und mit seines Feuerwerks derbem Geknatter. Aber dann plötzlich schleudert er
n Scherz weitab, und während die Blitze nächtlich durch die
olken reißen, seht ihr ihn stehen in Stahl und Eisen. Und ihr
t die Keule, die er erbarmungslos in den Händen schwingt,
d das dämonische Lächeln, das ihm wild und unheimlich um
Lippen zerrt. Das ist der Dämon dieses Werks —

: muß etwas Gewaltiges und Großes erwarten, der
ß erwarten, einer dichterischen Schöpfung zu begegnen,
e es mit der „Verhängnißvollen Gabel" und dem „Romantischen Oedipus" August von Platen's oder der „Politischen Wochenstube" von Robert Prutz aufnimmt. Aber was findet er? Eine Thierkomödie, die allerdings einige recht drollige Auftritte enthält, aber nirgends eine durchschlagende Handlung und faßbare Idee und am allerwenigsten etwas, das wie ein Dämon aussieht. Der Hahn Frühauf, ein Ritter vom Geiste, der Droschkengaul Trabler, ein Literaturfreund, und Pudel, ein Privatgelehrter, schwärmen für Dichtung und beabsichtigen eine Versammlung von Dichtern zu veranstalten, um durch eine Liga des Geistes der in Materialismus versunkenen Welt wieder einigermaßen auf die Beine zu helfen. Aber Ochs, ein idealer Schwärmer für Stallgeruch und Misterzeugniß, Esel, ein Fortschrittsmann, Bock von Knutsky, eine anstößige Persönlichkeit, und Windhund Hopplahopp, ein Uebersetzer, sind dagegen und vereiteln die Unternehmung bei einer Versammlung durch Gebrüll und Hufgescharr. Bei dem dabei entstehenden Getümmel wird dem Hahn der Schwanz ausgerissen und dem Pudel eine Pfote zerstampft. Aber das macht sie nicht muthlos. Nachdem dem Pudel die Pfote verbunden worden und Mathilde, die liebende Henne, ihrem Hahn einen künstlichen Schwanz angeheftet, trösten die beiden zerprügelten Schöngeister sich mit der Hoffnung, daß sie für eine edle und große Sache leiden und die Liga des Geistes, trotz allem Widerstande, sich bilden werde. Frühauf sieht die kommenden Titanen. Er ruft:

Mit Feuer und Eisen werden sie herfahren über die Versumpfung und mit erbarmungslosen Schlägen über jene, die jetzt so ärmlich die Feder führen. Denn wer nicht geistesgewaltig die Zeit überschaut, der soll gehorchen den Geistestitanen, und wo ein Kleiner ein Lehrmeister sein will und ein Prophet seines Volks, da möge er die Faust des Helden spüren, wenn sie ihm stählern in die Zähne fährt. So sollen die Geisteshelden der Zukunft sein: stählern und erbarmungslos, damit zu ihnen die Besten sich sammeln und eine Nation sich halten könne an ihrer eisernen Kraft. Wie die letzten Helden des Nibelungenliedes sollen sie stehen im kommenden Völkersturm. Es sausen die Schwerter, es flammt der Hunnensaal und das Gebälke kracht, und mit dem Blute der Erschlagenen löschen die Helden den Brand. Laßt ringsum stürmen die feindlichen Mächte; es stehen die Titanen des Geistes im Völkerstreit! Ein übermächtig titanisches Schauspiel, zum Firmament aufleuchtend und die zuckenden Geistesflammen weit über die zitternde Erde hinschleudernd.

Dieses furiose Pathos würde einer Heldentragödie Ehre machen; hier aber im Munde eines zerrupften Hahns wird es lächerlich; lächerlich auch schon deswegen, weil es eigentlich gegenstandslos und auf literarische Vorgänge bezüglich sein soll. Sein soll, sagen wir mit vollem Bedacht, denn, was der Verfasser eigentlich will, wird durchaus nicht klar. Er scheint mit der heutigen Literatur nicht zufrieden, aber wie er sie wünscht, das erhellt nicht aus seiner Arbeit. Auch der in melancholischen Selbstgesprächen durch das Stück wandelnde Dichter verräth das nicht. So kann es nicht fehlen, daß trotz allen dämonischen Funken uud Wetterstrahlen der Leser im Dunkeln tappt und „Die patriotischen Schwänzler" demselben ein unverständliches dramatisches Machwerk bleiben.

6. Ladislaus Posthumus. (Der Nachgeborene.) Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Karl Groschel. Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

Nach dem Tode Johann Hunyad's, des berühmten ungarischen Helden, welcher die Türken mehrfach besiegte und die Absicht hatte, sie ganz aus Europa zu vertreiben, fiel der Titel eines Ban oder Statthalters an dessen ältesten Sohn Ladislaus, der in dieser Eigenschaft mit Ladislaus Posthumus, Herzog von Oesterreich und König von Ungarn und Böhmen, in Zwiespalt gerieth, und weil er Graf Cilley, den vertrauten Rathgeber des Königs, einen alten Gegner seines Vaters, erschlug oder erschlagen ließ, zu Ofen am 16. März 1457 hingerichtet wurde. Um diese Hinrichtung noch mehr begreiflich und erklärlich zu machen, läßt der Verfasser die beiden Ladislaus für Anna Garay, eine junge ungarische Edeldame, in glühender Leidenschaft entbrannt sein. König Ladislaus, ein schwacher und unselbständiger Fürst, erfährt zwar, daß Anna Ladislaus Hunyad liebt und ihm versprochen ist, schmeichelt sich aber mit dem Glauben, diese Liebe besiegen und sie endlich dennoch gewinnen zu können. Aus diesem Grunde leiht er den Einflüsterungen ein williges Ohr, welche Hunyad verdächtigen, nach der ungarischen Krone zu trachten, braucht die Ermordung des Grafen Cilley als Vorwand und läßt Hunyad richten und zum Tode führen. Aber Anna Garay zu erringen, gelingt ihm deswegen doch nicht. Sie verabscheut den Mörder ihres Geliebten, den sie überdies in den Netzen eines leichtfertigen Weibes weiß, und leistet einem Aufstande Vorschub, den die Mutter von Ladislaus und deren Anhang zu Gunsten ihres jüngern Sohnes, Matthias Hunyad, erheben. Der König stirbt schließlich, von Reue und ausschweifendem Leben hingerafft, und Matthias wird 1458 sein Nachfolger auf dem ungarischen Throne.

Dies ist die Handlung des Trauerspiels, welches mit sichtlicher Liebe, aber nur mit geringer dramatischer Kunst gearbeitet gelten kann. Diejenige Gestalt, für die man am meisten Theilnahme zu empfinden im Stande ist, Ladislaus Hunyad, verschwindet schon im dritten Aufzuge aus dem Stücke, und Ladislaus Posthumus wächst in den folgenden Acten so wenig in Ausgestaltung und Charakterisirung, daß seine Figur diesen Ausfall zu ersetzen in keiner Weise angethan ist. Ueberhaupt erscheint es als ein Cardinalfehler der Tragödie, daß man für keine Person darin eine eigentliche Sympathie zu fassen vermag, weil sie alle zu äußerlich bleiben und nirgends rechte Gegenständlichkeit gewinnen. Auch spielen die Vorgänge sich zu unruhig und zerfahren ab und gelangen zu keiner recht durchgreifenden und tiefmenschlich ergreifenden Katastrophe. Ladislaus Hunyad z. B. tritt ab, ohne daß ihm Gelegenheit zu einem erschütternden Auftritte gegeben wurde, der doch nahe lag und leicht nach der Verurtheilung durch einen Abschied von den Seinen und die Betheuerung seiner Unschuld zu erreichen gewesen wäre. Nach seinem Tode fällt jede weitere und dramatisch doch so nothwendige Erörterung zwischen dem Könige und Anna fort, und statt uns diese beiden in ihrem ferneren Verhalten zu schildern und die letztere gleichsam zum bösen Gewissen und Genius des erstern werden zu lassen, führt er im fünften Acte noch eine neue Erscheinung, nämlich Beatrix Podiebrad, ein, um mit ihr und Matthias Hunyad ein anderes Liebespaar in die Schlußentwickelung zu bringen, ohne daß diese dadurch einen frischen Aufschwung und einen erhöhten Reiz gewönne. Dabei ist die Sprache ziemlich gewöhnlich und die Verse sehr willkürlich, bald um einige Füße zu lang, bald um einige zu kurz. Große Züge und ein erhabenes Pathos kommen nicht zum Vorschein. Auslassungen wie die folgenden:

Der liebe Gott vergibt dem irrend Menschenkind,
Wenn es den Irrthum aufrichtig bereut.

Oder:

Anna, sei gefaßt, wie ich
Es bin, an Rettung ist vorläufig nicht
Zu denken —

sind doch kaum noch für Verse zu halten oder haben, mit Graf Alfieri zu sprechen, zu viel von der Muttermilch der Prosa in sich gesogen. Franz Karl Groschel hat, alles in allem genommen, jedenfalls noch eine tüchtige dramaturgische Durchbildung nöthig, um etwas mehr als einen dilettantischen Versuch zu leisten.

7. Landgraf, werde hart! Schauspiel von Julius Riffert. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 60 Pf.

Eine ziemlich schwache Arbeit des sonst nicht ohne Anerkennung genannten Verfassers. Der Held derselben ist der Landgraf Ludwig II. von Thüringen, später der Eiserne zubenannt, ein deutscher Fürst, der mehr in der Sage als in der Geschichte Bedeutung hat. Die Ballade hat ihn mehrfach sehr glücklich behandelt und Alexander Rost nicht ohne Geschick zu einem großen Drama verwendet. Das uns hier vorliegende Schauspiel umfaßt nur einen Aufzug in ungebundener Rede und muß in seiner dürftigen Handlung unklar und beinahe unverständlich genannt werden. Der junge Landgraf Ludwig, nach dem Tode seines Vaters unmündig zur Regierung gelangt, hat unter der Vormundschaft des Edlen von Frankenstein ziemlich liederlich gewirthschaftet und steht eben im Begriffe, seine Jugendthorheiten durch die Vermählung mit einer etwas in Verruf stehenden Gräfin zu krönen, als er, verirrt auf der Jagd, bei einem ausgebrochenen Unwetter unerkannterweise Unterschlupf in der Waldschmiede bei Ruhla sucht. Der alte Schmied, der hier mit einer Enkelin haust und ein guter Unterthan ist, der über das lockere und wüste Leben seines jungen Landgrafen entrüstet ist, hämmert in der wilden Sturmnacht sein glühendes Eisen und schüttet dabei gegen den unbekannten Gast sein Herz über den Landgrafen aus. Dieser dadurch erschüttert und schon reumüthig über seine Werbung bei der leichtfertigen Gräfin aufgetreten, geht in sich und beschließt, da er inzwischen erfährt, daß seine Werbung zum Glücke

für ihn nicht ausgeführt worden, sich zu bessern und ein tüchtiger Regent zu werden. Seine erste gute That ist die Lossagung von seinem Vormund.

Dies sind die Vorgänge des kleinen Schauspiels, welches sich nirgends über das Maß des Gewöhnlichen erhebt. Die Sprache, die hie und da an die von Goethe leise anklingt, erreicht trotz dessen nirgends weder Gewalt noch Reiz in ihrem Ausdrucke; die einzelnen Gestalten bleiben in der Charakteristik unbestimmt und verschwommen und was endlich die Handlung betrifft, so gelangt dieselbe zu keinem eigentlichen Höhepunkt und nicht einmal das bekannte: „Landgraf, werde hart!" kommt darin zu einem echt dramatischen Moment.

Noch weit kümmerlicher steht es um:

8. Die Willkür oder Ein Tag des Ringens. Ein Bühnenjubelfestfrühstück von Richard Meister. Zweite Auflage. München, A. Ackermann. 1889. 8. 1 M.

Es soll dies eine Verspottung auf das Buch zu Wagner's „Walküre" sein, aber es ist zu bekennen, daß sie zwar mit viel Behagen, jedoch mit nur sehr wenig Witz bewerkstelligt ist. Es handelt sich darin um ein Examen, das ein flotter Gymnasiast bestehen soll und bei dem er, trotz allerlei Untersteckereien, zwar jämmerlich durchfällt, aber durch eine große Erbschaft, die ihm durch Vermächtniß eines Verwandten in Amerika zufällt, doch ein gemachter Mann wird. Die Nachahmung von Wagner's Versen ist, nach unserm Dafürhalten wenigstens, an der ganzen Sache das einzig Spaßhafte.

9. Engelmann's Rache. Schwank in vier Aufzügen von W. Büller und O. Boges. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. 16. 20 Pf.

Die berliner Posse in ihrer verwegensten Bedeutung, das will sagen: die Posse, in der sich die Verfasser wenig um Wahrscheinlichkeit, sondern lediglich um wirksame Auftritte und komische oder überraschende Zustände kümmern. Friedrich August Ehlers, ein reich gewordener Geschäftsmann, hat vor langen Jahren einem Jugendfreunde, der nach Afrika ging, sein Glück zu suchen, die zurückgelassene Braut abspenstig gemacht und geheirathet. Der Jugendfreund, der dies in Erfahrung gebracht, hat ihm infolge dessen geschrieben: „Und wäre es auch erst nach funfzig Jahren, durch meine Hand sollst du sterben und deinen Verrath büßen." Seitdem lebt Ehlers in beständiger Angst, obschon seine Frau, nach Geburt einer Tochter, bereits das Zeitliche gesegnet und ins Reich des Todes eingegangen ist. Immer aufgeregt, mürrisch und fast menschenscheu, verbittert er sich und seiner Umgebung das Leben, das vollauf zu genießen er die hinreichenden Mittel besitzt. Er zankt und streitet mit aller Welt und wenn nicht eine lustige Pensionsfreundin seiner Tochter, eine junge Amerikanerin, Ellen Sounders, in sein Haus käme und den alten Isegrimm zu gängeln verstände, so käme seine Tochter Dora nie dazu, ihren Bräutigam Kurt Großkopf zu heirathen. Aber auch im Hause seines Schwiegersohns wird er dadurch zum Störenfried, daß er überall schwarz sieht und durch allerlei Verdächtigungen tausend Irrthümer und Misverständnisse hervorruft, bis er erfährt, daß sein Jugendfreund Engelmann, dessen Rache er fürchtet, bereits vor Jahren gestorben. Da löst sich denn sein Wesen in lauter Heiterkeit und Freude auf, sodaß in aller Eile drei Verlobungen stattfinden können.

Die Fabel ist, wie man wird einräumen müssen, dürftig und für einen Schwank von Hause aus wenig geeignet; auch ist die Charakteristik der handelnden Personen nur äußerst schwach und die Sprache nicht besonders witzig, allein das Ganze belustigt immerhin durch frische und kecke Ausgestaltung, die freilich nirgends etwas Neues, sondern nur die abgebrauchten Bühnenerfindungen und Einfälle bietet. „Engelmann's Rache" ist eine Posse aus zehn andern Possen und erinnert namentlich an Moser's „Hypochonder"; aber drollige und durchschlagende Momente lassen sich ihr allerdings nicht abstreiten.

Feodor Wehl.

Zur Literargeschichte.

1. Francis Bacon und seine geschichtliche Stellung. Ein analytischer Versuch von Hans Heußler. Breslau, Koebner. 1889. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Francis Bacon, der englische Philosoph, ist durch den in neuester Zeit über die „Breter" der literarischen Bühne chenden, noch immer nicht exorcisirten Shakespeare- uk auch den Gebildeten vor die Augen gerückt worden) der „Versuch" des neuberufenen baseler Professors also jedenfalls den Vortheil der augenblicklichen Theilme an sich. Wär' es der einzige, so wäre der Werth Buchs gleichwol kein großer — der Werth liegt aber wo er liegen muß, in Form und Inhalt des Ganzen. ı ist zwar die Form nicht gerade eine leicht geschürzte, sie schreitet — und muß es thun — in der schweren Rüstung des Philosophen einher, weil sie eben dem Philosophen Bacon gerecht werden muß. Popularität der Darstellung konnte hier nicht bezweckt werden, der wissenschaftliche Charakter des Buchs verlangt auch die philosophische Terminologie. Anders in demjenigen Abschnitte, wo der Philosoph Bacon außer Betracht fällt und der Schriftsteller, der Politiker, der Gelehrte, der sein sollende Masken-Shakespeare geschildert wird, da liest sich die Darstellung anmuthig, fließt leicht und ohne Phrase hin, ohne vom Gedanken erstickt zu werden, hält die richtige Mitte zwischen allzu stramm und allzu lax.

Bacon tritt bei Heußler in keine wesentlich andere

Beleuchtung als bei seinen biographischen Vorgängern, sofern diese nicht von englischem Nationalstolze angekränkelt waren. Er weist ihm in der Wissenschaft keine höhere Stellung an als die eines Dilettanten, eines vielseitigen freilich, der aber gerade deswegen nirgends und auf keinem Gebiete derselben zum Herrscherthume gelangte. Daß sein Charakter nicht gediegen und fleckenlos war, wird von allen zugestanden. Dagegen hebt Heußler an Bacon eine Eigenschaft hervor, in welcher er seine Größe erkennt: den Stil. Ihm ist Bacon ein Künstler allerersten Ranges, ein wahrer Herrscher im Reiche des Stils, er habe, meint Heußler,

viele Stilarten, von denen zum Theil keine Rhetorik weiß, vertreten. Er ist Meister im großen rauschenden Stile, im periodischen Aufbau.... Er hat, wie nur ganz wenige moderne Schriftsteller (?), ein vollkommenes Bewußtsein von den dramatischen Bedingungen des Dialogs ... er ist Meister in der Erzählung wie im exegetischen Stile. Völlig neu ist er im knappen Stile nach Art Julius Cäsar's. Wo in der Literatur aller Zeiten und Völker gibt es ein Buch wie seine „Essays". Weder bei Montaigne, noch bei Seneca ist Aehnliches zu finden u. s. w.

Das mag alles wahr und auch durch das Urtheil anderer Kritiker bestätigt sein. Ich maße mir in diesem Punkte kein eigenes an und mir scheint, daß dazu eine größere Vertrautheit mit der Muttersprache Bacon's nöthig sei, als deutsche Kritiker sie besitzen. Landeskind zu sein, ist nicht unumgänglich nothwendig, aber man muß sich zum mindesten jahrelang in den Geist einer fremden Sprache eingelebt, muß durch Studium und Uebung dieselbe ins Blut aufgenommen haben, ehe man ihre leisen Abtönungen und Abstufungen, wie sie sich in der Seele eines bestimmten Individuums gestalten, festzustellen sich erlauben darf. Ich gestehe darum offen, daß dieser Theil der Heußler'schen Darstellung am wenigsten Eindruck auf mich gemacht hat, und obschon ich in der Entscheidung über die große Frage „Shakespeare oder Bacon?" mit dem Verfasser völlig einig bin, d. h. mir den Shakespeare nicht rauben lasse, so weiß ich dennoch nicht, ob die Hauptwaffe, womit der Verfasser seinen Standpunkt verficht — die Behauptung nämlich, Bacon sei durch und durch Prosaiker, sei die verkörperte Prosa, während die Shakespeare'schen Dramen aus Poesie gewoben seien — ob diese Hauptwaffe sich nicht eher für die Hand eines Landsmanns schickt. Plato's Landsleute wußten, daß er eine poetische Natur war: es sind gleichwol viele Dialoge von ihm vorhanden, aus denen sie es schwerlich schließen konnten.

2. Geschichte des Gymnasiums zu Basel von Theophil Burckhardt. Basel, Birkhäuser. 1889. 4. 4 M.

Uns liegt eine Veröffentlichung vor, die, wenn auch nicht die Geschicke einer „Hochschule", so doch einer mit der Universität eng verknüpften Schule während ihres dreihundertjährigen Bestehens schildernd, gleichwol weitere als blos locale Beachtung verdient. Es war hier freilich zunächst beabsichtigt, sogar geboten, mit gewissenhaftester, ja peinlicher Treue aus dem Staube und Wuste der Archive, aus einer Unzahl von Regesten und Protokollen die einzelnen Punkte herauszufinden, welche in ihrer Zusammensetzung zunächst eine Entwickelungsreihe bilden sollten, aber die Reihen haben sich schließlich doch auch zu Flächen ausgeweitet, auf welchen nicht blos die Statistik sich ablagert, sondern Geschichts- und Culturbilder sich abheben. Wir haben es hier mit berühmten Männern zu thun, die auf jener Fläche bald vorübergehend, bald verweilend sichtbar werden — es seien blos Oekolampad, Thomas Platter, Bonifacius Amerbach, Oporin und aus späterer Zeit der große Mathematiker Johannes Bernoulli, der eifrige weitsichtige Vorkämpfer einer zweckmäßigen Schulreform, aus der neuern Zeit, von Lebenden zu schweigen, Franz Dorotheus Gerlach, Alexander Vinet und Wilhelm Wackernagel genannt, letzterer jahrzehntelang als Lehrer an derselben wirkend. Basel spielt, besonders während des Reformationszeitalters, in der Geschichte der Wissenschaft eine nicht unbedeutende Rolle (und verdankt diese geachtete Stellung nicht etwa blos seinen großen Buchdruckern) und wenn nun auch die eigentliche Geschichte seines Gymnasiums erst diesseit jener großen Zeitbewegung beginnt, so mußten doch in einer Vorgeschichte die Wurzeln und der Untergrund derselben bloßgelegt werden; gerade dieses erste Kapitel ist darum eins der interessantesten des Buchs. Wir gehen begreiflicherweise nicht ins einzelne ein, aber immerhin mag es gestattet sein, zu erwähnen, daß in den Lateinschulen der Reformationszeit (den einzigen, die damals überhaupt existirten!) „nicht nur die Bürger und Handwerker der Städte es zu einer gewissen Fertigkeit im Latein brachten, sondern daß auch die Flecken und größern Dörfer Lehrer suchten, die darin Privatunterricht ertheilen konnten".

Als Zeichen damaliger Naivetät mag noch angeführt werden, daß unter den öffentlichen Schauspielen, welche von den „jungen Bürgern" (Schülern) Basels aufgeführt wurden, auch eins mit dem Titel „Die Historie von der frommen Susanna" figurirt, ein anderes die „Geschichte der edeln Römerin Lucrezia" vorführte! Wenn wir heutzutage eine Terenzkomödie zur Noth noch unsern pädagogischen Gefühlen und Gewissen anzupassen vermögen, so dürfte es denn doch schwer fallen, jene Stoffe mit unserm Lehrgewissen in Einklang zu bringen.

Es ist natürlich, daß die großen zeitbewegenden Ideen und erzieherischen Principien sich auch in der baseler Schulgeschichte, man dürfte sagen in den baseler Schulkämpfen widerspiegeln. Freilich, man darf sich nicht schmeicheln, daß diese Kämpfe immer nur Principienkämpfe etwa zwischen den Anhängern des Humanismus und des Realismus gewesen wären — sie waren leider gar oft sehr individueller, persönlicher Natur, sie drehten sich um die Zähigkeit der einen oder um den Schlendrian einer andern Behörde, um Gunstbuhlerei von oben und Renitenz von unten und — um das liebe Brot. Es sind zum Theil recht unerfreuliche Bilder, die uns da aus den „erzieherischen Kreisen" von der Peripherie bis zum

Centrum (der akademischen Regenz als Aufsichtsbehörde) entgegentreten und es gibt hier nur einen Trost, wenn es überhaupt einer ist, nämlich die Gewißheit, daß es anderwärts, und zwar gleichfalls an Stätten der Wissenschaft und Geistesbildung, nicht besser oder kaum besser bestellt war. Ein Zug ist es ganz besonders, der uns an dem reichen Basel auffallen könnte: das fortgesetzte principielle Kargen mit den Lehrerbesoldungen. Dieses zähe „Festhalten am Hergebrachten" (jetzt würden wir sagen Knauserei und Knorzerei) wäre in der That eines bessern Zwecks würdig gewesen. Es könnte scheinen, als ob diesen Leuten der ökonomische Ruin Basels vor Augen geschwebt hätte, wenn sie eine Gehaltszulage hätten bewilligen sollen und eben — nicht bewilligten! Woher wol dieser Umschwung, vielmehr dieser Abfall? Oder ist es kein solcher? Gestehen wir es: es ist ein Abfall. Es treten uns freilich aus diesem Lehrerpersonal eine Anzahl sonderbarer Käuze entgegen, welche uns die Zurückhaltung der Behörden begreiflich machen — aber der Geist der Bürgerschaft wie der Regierenden war wirklich kleinlicher, war krämer- und philisterhaft geworden, ganz anders, als er es zur Zeit der Stiftung der Universität und noch am Anfange des 15. Jahrhunderts gewesen war; der rege Eifer war schlafen gegangen auf Jahrhunderte, um im unserigen wieder desto fröhlicher zu erwachen. Auch zu dieser Erscheinung gibt es übrigens anderwärts Analoga. Und man muß es sagen: selbst dem Boden dieser öden Zeit entsprossen Ideen — z. B. Unentgeltlichkeit des Unterrichts —, welche erst eine viel spätere erleuchtetere Zukunft, und selbst sie einstweilen noch sehr stückweise, zur That gemacht hat. Wenn man aber wieder einen Blick in jene alten Schulpläne wirft und sich vergeblich nach den Fächern der Mathematik, der Geschichte, der Geographie umsieht — sie fehlen eben durchaus in den Schulen des Humanismus und sind erst spät der Aufnahme gewürdigt worden —, so möchte man ausrufen: Ist es möglich! Und heute? Heute seufzen Aeltern und Schüler ob dem „Zu viel!" Die Strecke aber zwischen jenem „minus" und diesem „plus" an kundiger Hand zu durchwandern, ist höchst lehrreich.

J. Mähly.

Sheridan als Komödiant.

1. Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. Von Kurt Weiß. Leipzig, Fock. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Ueber die Vorlagen zu Sheridan's „Rivals". Von Hermann Hartmann. Insterburg. 1888. 8. 1 M.

Keins der großen Culturvölker Europas hat die Anforderungen der modernen Fortschrittsbewegung so früh verwirklicht wie das englische. Durch die stetige Entfaltung aller nationalen Kräfte, welche kein ausländischer Eingriff behindern konnte, gelangte auf britischem Boden die Literatur am ehesten zu dem Kunstgebilde, dessen Ausartung heute den „jüngstdeutschen" Realisten als Wahlspruch vorschwebt: es war ein durch freie tendenzlose Neuschöpfung gehobenes Abbild des thatsächlichen Lebens. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als auf dem Gebiete des Lustspiels, wie es in England bis zum dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts aus bescheidenen Anfängen erwachsen war. In erster Linie kommt da natürlich der damals mit Vorliebe gepflegte Zweig des Gesellschafts- und Sittenstücks in Frage. Aeußerlich genommen trug die englische Bühne, auch nachdem sie die Fesseln der verknöchernden Nüchternheit und das damit seltsam gemischte Ueberwuchern der hohlen Phrase aus der Puritanerperiode bgeschüttelt hatte, der neuzeitlichen Geistesströmung eigentch wenig Rechnung. Aber trotz Addison's und Pope's gelstrenger Verstandesdürre bekämpften schon Steele, ihr eiter schauender Genosse, und der wenig begabte, aber esund urtheilende Rowe die starre Gesetzmäßigkeit der ehrbuchpoetaster aus der Schule der französischen Theorie. In beide knüpft Sheridan an. Denn Steele galt ihm im nzen Kunstgeschmacke wie in Einzelheiten von Stoff und Motiv als Vorbild, während Rowe als erster Herausgeber des vom Winterschlafe erweckten Shakespeare mittelbarer Urheber für die eifrige Verwerthung von dessen Darstellungsmomenten und Charaktertypen wurde. Richard Brinsley Sheridan (1751—1816), welcher der Entwickelung des britischen Nationallustspiels am Ausgange des so rein kritisch anhebenden 18. Jahrhunderts die Krone aufsetzt, verschmilzt jene beiden Einflüsse in lehrreicher und genau nachweisbarer Art und Weise.

Diese zwei wichtigen Seiten in Sheridan's literarischem Werdegange berühren Weiß (Nr. 1) und Hartmann (Nr. 2) nach Gebühr. Ersterer führt die höchst anziehende Gestalt seines Helden in all ihren Beziehungen zur ältern Dramatik vor und entrollt ein ungemein anschauliches Bild von dessen Bedeutsamkeit für die Geschichte der englischen Schaubühne. Er betrachtet, indem er ein ausgedehntes gelehrtes Material für seinen Zweck heranzieht, das Verhältniß sämmtlicher Lustspiele zu ihren Quellen in sachlicher und formaler Hinsicht nach Handlung und Charakteren, Dramaturgie und Stufe der Komik. Hartmann hingegen, der Verfasser einer tüchtigen Studie über Steele als Dramatiker (1880), beschränkt sich auf Würdigung der berühmten „Rivals", des Dichters erst ausgepfiffene, dann begeistert aufgenommene Erstlingsleistung. Während nach Weiß Steele durchaus nicht unter den Quellen dieses Stücks voransteht, sondern mit Congreve, Wicherley, Farquhar, ja mit Molière und Shakespeare sich in dieses Verdienst theilen muß, sucht Hartmann Steele's „Tender Husband" als alleinige Vorlage zu erweisen — neben des Schriftstellers eigenem Leben. Greift er zu diesem Behufe

auch tiefer in letzteres hinein als Weiß, so spricht doch der Umstand gewiß für die Richtigkeit dieses Wegs, daß beide Philologen zu gleicher Zeit ganz unabhängig voneinander auf dasselbe Hülfsmittel verfielen. Steele, Shakespeare's „Comedies" und der Reichthum an eigenen Erfahrungen bilden neben andern Elementen nach beiden Sheridan's Fundgrube. In welcher Weise Sheridan's Leben ihm zum literarischen Magazin wurde, hat schon vor vierzig Jahren der geistreiche Philarète Chasles beantwortet, als er von der — auch von Goethe (an Schiller 3. Februar 1800) gern gesehenen — „School for scandal" meint, in ihr „liege grundsätzlicher Kampf wider die herrschende Gesinnungsweise". In derartigen Gedanken sollte jede Beobachtung eines Dichtwerks wurzeln, dessen Verfasser eine gleich problematische Natur war, ein ebenso wunderlich begründetes, merkwürdig aufstrebendes und schier jäh abgerissenes Dasein führte wie Sheridan. Genial veranlagt, ja höchster Anwartschaft nicht unwürdig, verzettelte sich Sheridan's vielseitige Kraft in einer ungestümen Jagd nach unerreichbaren Zielen auf den verschiedensten Laufbahnen. Seinen unbändigen Sinn weise zu zähmen lernte er nie und nur selten vermochte er sich zur Poesie gemüthstiefern Humors aufzuraffen. Echte Herzenswärme war bei der Ausgestaltung seiner dichterischen Vorwürfe kaum zugegen. Auch hier erscheint er, der Sohn eines Schauspielers und einer Bühnenschriftstellerin, der Gatte einer gefeierten Operndiva, der langjährige Director eines mehrfachem Glückswechsel unterworfenen Theaterunternehmens, als Komödiant und er blieb ein solcher sein Leben lang in des Wortes vieldeutigstem Sinne. Der Zwang, auf dem Theater dieser Welt — wie sich der Sarkasmus seines mannichfach verwandten, doch innerlich unendlich tiefern Vorgängers Shakespeare bitter, doch gerecht ausdrückt — mit zu agiren, trieb seine Kunst oft der parodistischen Charakteristik und der Situationskomik in die Arme, Gattungen, welche der höhern Aufgabe des Schauspiels vollkommen widersprechen. So trug er sein Komödiantenthum in die öffentliche Wirksamkeit hinaus. Sein berühmter Parlamentsfeldzug gegen Warren Hastings, den Peiniger Indiens, machte in viertägigem Wortstrome die Hörerschaft zu willenlosen Gefangenen. Aber nie und nimmer heiße es eine Fügung des Zufalls, daß gerade er den Sturm der allgemeinen Erbitterung zum Losbruch brachte. Kein diplomatischer Sieg ist ohne Verstellung, ohne bühnenmäßige Intrigue denkbar. Seit Drumann's kritischer Zerfaserung der Ciceronianischen Rhetorik sieht kein Vorurtheilsloser mehr in dem gewandten Declamator der sittenwächterischen Verrinen u. s. w. allein den getreuen Vertheidiger altväterlicher Ordnungen, sondern auch wesentlich den tagelang, womöglich vor dem Spiegel übenden Zögling geschicktester Rhetoren. Die Politik verlockt von jeher oft genug, Entrüstungskomödie zu spielen. Sheridan's Bühnentechnik und sein persönliches Auftreten in der Arena des öffentlichen Meinungsstreites befruchten sich wechselsweise mit schauspielerischen Kniffen: hier wie dort erheischte seine Thätigkeit zunächst die Meisterschaft der Mache, Vollendung als Komödiant.

Dies sind in Kürze die praktischen Ergebnisse aus unserer Durchmusterung der beiden Abhandlungen. Die obige Erkenntniß nahezulegen und zu befestigen, liefern sowol die äußerst gediegene, in dem modern dramatischen Schriftthume allenthalben bewanderte Schrift von Weiß, wie die in engerm Rahmen sicher und umsichtig aufs Ziel lossteuernde Studie Hartmann's die werthvollsten Beiträge. An die Spitze einer vergleichenden Betrachtung von Sheridan als Menschen, Schriftsteller und Staatsmann müßte der bewundernde Satz, den Byron („Diary" 17. December 1813) über den noch Lebenden aussprach, zu stehen kommen, von ihm stammten die beste Farce, die beste Komödie und die beste Rede in englischer Zunge. Einen solch engen Zusammenhang fanden also schon die Zeitgenossen, wie es auch aus einem interessanten — leider weder bei Weiß, noch bei Hartmann berücksichtigten — anonymen Memoirenwerke: „Sheridan and his times by an octogenarian" (London 1859), deutlich hervorgeht, daß Sheridan sogar in dem gewiß nicht ohne höhere sittliche Triebfeder eingeleiteten Kriege gegen die conventionelle Heuchelei selbst Komödiant sein mußte. Ludwig Fränkel.

Zur preußischen Geschichte.

1. Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Erster Theil: Der Zeitraum von 1771—1809. Mit einem Bildnisse. Leipzig, Hirzel. 1889. Gr. 8. 11 M.

In Ernst Moritz Arndt's Gedichten aus der Zeit der Befreiungskriege und über dieselbe treten neben den großen Heldennamen, die in aller Munde sind, wiederholt zwei entgegen, deren der Sänger zwar mit besonderer Innigkeit gedenkt, an welche jedoch die landläufige Vorstellung kein Ereigniß der ehrwürdigen Zeit zu knüpfen vermag: es sind Boyen und Grolmann. Und wenn auch nach dem Tode Boyen's im Februar 1848 die Mitwelt wußte, daß der eben als Generalfeldmarschall in den Ruhestand getretene preußische Kriegsminister der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. geschieden sei, so hat doch das volle Verständniß für die Strophen gefehlt, mit welchen Arndt den Verewigten feierte:

Wird wo gesungen, wo gelesen
Von einem hohen, edlen Mann,
Der rein und fleckenlos gewesen,
So bleibt der Boyen Vordermann.

Gemüth immerfort zu knospen und sich in bezaubernder Schönheit zu erschließen.

Wie Jensen in seinen Prosa-Arbeiten vom modernen Romane, bei dessen Gestaltung ihm als oberste Losung gilt, der Welt ihre Heuchlerlarve herunterzureißen —

Den schnöden Schein, den falschen Kranz,
Herab mit ihm! Dein Selbst empor!
Der Rücksicht feige Lippenzier,
Die Toleranz für Raub und Mord
An Hirn und Herz — herab mit ihr! —

wie er von diesen immer von neuem zu der Art der Dichtung zurückkommt, von welcher er ausgegangen, zur stimmungsvollen Novelle, welche unter Prosastücken das ist, was die Ballade unter Poesien, so auch in seiner Lyrik, deren vornehmste ihm nie versiegende Quelle der Dichter selber bezeichnet hat, wenn er in dem Einleitungsgedichte zu den „Stimmen des Lebens" von der „lockenden Zauberwelt", der „freien, hehren, guten" Natur singt:

Es rauschen die Wasser, es braust der Wind,
Es funkeln die glühenden Lichter,
Mit tausend Stimmen umwirrt und umspinnt
Dein ruhloser Herzschlag den Dichter.

Es trug dein Herz zum seinen das Blut
Hinüber auf heimlicher Brücke,
Drauf schwillt es in stürmischer Sehnsuchtsflut,
Zu dir, seiner Mutter zurücke.

In diesem seinem Verhältnisse zur Natur, welches der Dichter ebenso in seinen Prosadichtungen bald episch, bald lyrisch ausspricht, liegt das Geheimniß seiner Poesie und zugleich das Grundmotiv seiner dichterischen Weltauffassung; denn aus dieser leidenschaftlichen, sehnsuchtsvollen Liebe zur Natur und ihrer ewigen, wenngleich oft bittern, ja entsetzlichen Wahrheit entspringt auch des Dichters Unwillen über unsere der Natur entfremdeten und immer mehr sich ihr entfremdenden gesellschaftlichen Zustände.

Doch nicht ein melancholischer Hang, nicht traumhaftes Weltvergessen, nicht Lebensflucht und Todessehnsucht, wie bei Justin Kerner, bedeutet Wilhelm Jensen das Lauschen auf die Befehle der Wunderwelt Natur. Eine solche Seelenverfassung wäre mit „stürmischer Sehnsuchtsflut" schlecht bezeichnet, und in dem oben angeführten Gedichte heißt es zwei Strophen weiter, die Natur anredend:

Zersprenge mit göttlicher Leidenschaft
Das Herz aus den kläglichen Banden,
Laß von der alten, der herrlichen Kraft
Des Lebens den Busen durchbranden.

Nicht mit weltflüchtiger schwächlicher Sentimentalität wendet der Dichter sich an die Natur, sondern mit dem Vollgefühle von Lebenskraft und Lebenslust, die er mit der Natur als dem ewigen Strome und Ocean alles Lebens eins fühlt.

In einen Becher möcht' ich schenken
Des Lebens ganze Wunderpracht
Und schmachtend tief die Lippen senken
In einen Trunk, der trunken macht.

Oder wie eine Strophe in den „Schwarzwaldtagen" heißt:

Und im Schäumen und im Brausen
Webt ein Lied von wilder Minne
Athemlos mit süßem Grausen
Dir der Wald um Herz und Sinne.

In jauchzenden Accorden singt er von der berauschenden Schönheit der Welt und des Lebens:

Aus der Sonne heißem Rund schießen goldne Fäden auf,
Und von Stern zu Sterne bunt schießen goldne Fäden auf,
Eine Blume ist das All, und in ihrem weiten Kelch,
Wo du suchst, aus stillem Grund schießen goldne Fäden auf ...

Dann in unendlich verschiedenem Tone und aus einer ganz andern Stimmung der Seele hervor in den folgenden Zeilen:

Die blaue Natter
Umringelt sacht
Den knorrigen Stumpf.
Nur Falter ziehen
Auf bunten Schwingen
Traumhafte Kreise
Um seine Stirn,
Goldhelle Käfer
Begleiten schwirrend
Das Schlummerlied
Der braunen Cicade:
Mohnblumen neigen
Die rothen Kelche
Auf seine Lippen,
Und schläfriger Duft
Steigt aus dem Heu,
Und leise lächelnd,
Kaum hörbar athmet
Der große Pan.

Sein Durst nach Schönheit wird aber auch dem Dichter von der Alltäglichkeit des Lebens nicht befriedigt; denn die höchste Schönheit ist nur eine traumhafte Ahnung und ewig unbefriedigte und deshalb ebenso schmerzvolle wie lustberauschende Sehnsucht seiner Brust. Dies scheint mir der abstracte Grundgedanke des Gedichts „Lilith":

Mir bleibt nur das Eine, als Mitgift auch
Zu leihen, daß manchmal ein ahnender Strahl
Des verlorenen Glücks euere Seele beschleicht —
Im Windesflug und im Wolkenzug,
Im unendlichen Blau und im wogenden Halm,
Im murmelnden Quell und im rauschenden Meer,
Da streift ihr mein Haar und da weht der Hauch
Meiner Lippen euch an.

So spricht Lilith, die der Lebenden keiner geschaut, als einer allein:

Und sie griff in die heiße, verlangende Brust,
Und die ungeheure, die jammernde Sehnsucht
Warf sie hinein ins enge Menschenherz.

Ist sie ein mythisches Symbol der wundersamsten Blüte des Weltalls, der unverkümmerten, großen, heiligen Liebe?

Das tiefste Lebensgefühl, das Verlangen nach der höchsten Blüte des Lebens ist also eigentlich ein großer geheimer Schmerz, „ungeheuere jammernde Sehnsucht".

Der Idee nach gemahnt „Lilith" an „Bohemund", welcher mir episch, auf geschichtlichem Hintergrunde, den gleichen Gedanken zu entwickeln scheint wie „Lilith" lyrisch und auf mythologischer Unterlage, freilich doch wieder stark anders gefärbt. Im „Bohemund" ist die Schönheitswelt des Südens oder vielmehr des antiken Griechenthums die lockende feiende Gewalt in der Brust eines deutschen Burggrafen, der, ohne es zu wissen, griechisches Blut in den Adern hat. Was in „Lilith" von der ganzen Menschheit gesagt wird:

Und dunkle Sage klingt
Nur hie und da im Menschenleben auf
Von eines Weibes Wunderherrlichkeit —

wird im „Bohemund" geschichtlich an einem Individuum begreiflich gemacht. Der Eindruck, den die märchenhaft schöne, später verschwundene Mutter in dem Kinde Bohemund hervorgerufen, hat in dessen Seele etwas wie eine Art wundersame Traumerinnerung zurückgelassen. Nach dem entschwundenen Traume geht nun die Sehnsucht seines ganzen Lebens. Ein solcher Träumer ist Bohemund, daß er in der Brautnacht sich in die Wildniß hinaus verirrt und, die Braut sich selbst überlassend, seinem Traume nachjagen muß. Dieser Graf von Helfenstein soll wol nichts weiter sein, als der er ist, ein Sohn Wolf's von Helfenstein, ein deutscher Graf, ein Mensch; aber auf Augenblicke will es einen bedünken, als sähe man in ihm das fleischgewordene Symbol der deutschen Cultur und Geistesbildung in ihrer feinsten Artung. Jedenfalls sind „Lilith" und „Bohemund" die tiefsinnigsten und ideengewaltigsten Dichtungen Jensen's, sie sind zugleich von reiner und hoher Formschönheit.

Benno Rüttenauer.

Erzählungen.

1. Nordwest-Geschichten von Wilhelm Fischer, Mathilde Lammers, Philipp Kniest, Gräfin Fr. zu L.-W. und Wilhelm Bode. Herausgegeben von A. Lammers. Bremen, Meierdierks. 1889. 8. 4 M.

Das Bestreben, dem Volke gute Bücher zu bieten, hat seit geraumer Zeit warme Befürwortung gefunden und auch manches Verdienstliche zu Tage gefördert, doch gehen nach wie vor die Meinungen über die Ziele, auf welche diese Bücher hinarbeiten sollten, auseinander. Am verbreitetsten ist wol die Ansicht, es komme vor allem darauf an, gleichviel in welcher Form, durch Erzählungen den kirchlichen Sinn wieder zu lebendigerer Thätigkeit anzuregen, und ohne Zweifel haben Schriften dieser Richtung, wenn sie sich nicht in einem zu engen Kreise bewegen, immer Aussicht, in manchem Hause segensreich zu wirken. Einer andern Gattung derartiger Bücher oder Blätter liegt der Wunsch zu Grunde, durch maßvoll Unterhaltendes und Belehrendes dem übeln Einflusse der Schauerromane entgegenzuarbeiten, die als Colportageliteratur mit entsprechenden Illustrationen leider gleich den sogenannten Gerichtszeitungen recht viel Unheil anrichten. Daneben gibt es eine nicht minder anerkennenswerthe schriftstellerische Thätigkeit, welche auch die sogenannten bessern Klassen in das Prüfen und Erwägen socialer Alltagsfragen hineinzuziehen sucht und, im Gewande der Erzählung über das bloße Theoretisiren hinausgreifend, die kleinen oder großen Verkehrtheiten in unsern Zuständen anschaulich macht. Alle drei Gattungen können Gutes wirken, sie mögen nun gesondert oder vermischt ihre Wege ziehen. Das letztere möchte auf das obengenannte Buch seine Anwendung finden. Der Herausgeber A. Lammers in Bremen blickt auf eine langjährige hochverdienstliche Thätigkeit zurück, welche fast ausschließlich der Hebung des Volkswohls gewidmet gewesen ist; ebenso hat seine Gattin durch ihre 1878 erschienene Schrift: „Die Frau, ihre Stellung und Aufgabe in Haus und Welt", Zeugniß abgelegt von gründlichem Forschen auf dem hier einschlägigen Gebiete, nicht minder von besonderer Befähigung zu schriftstellerischer, klarer und überzeugender Durcharbeitung der darauf bezüglichen Fragen. Diese nämliche preisliche Gabe bewährt sie in den sieben Erzählungen, die unter den sechzehn Erzählungen des Buchs „Nord-West" aus ihrer Feder herrühren. Sie lesen sich wie Erlebtes und sind wol das Beste, was in dieser anspruchslosen Weise geleistet werden kann. Von dem ehemaligen Schulmanne und formgewandten Erzähler W. Fischer stammt die Mehrzahl der übrigen Geschichten; für Kenner des Plattdeutschen sind zwei Seemannsskizzen von Ph. Kniest zu empfehlen, der Beitrag der Gräfin Fr. zu L.-W. wirft einen Blick auf die Armenkinderpflege Berlins, und endlich weiß W. Bode in einer Anzahl Briefen eines Lehrers uns klar zu machen, wie eine ganze Dorfbevölkerung durch Zusammenwirken von Pastor, Doctor und Lehrer sich aus Roheit und Unwissenheit zu Sinn für Reinlichkeit, Lektüre, gute Sitte und Culturfortschritte emporarbeiten läßt. Möchte das anregende Buch recht viele zu ernstem Nachdenken und entsprechendem Handanlegen veranlassen.

Mehr zu der heiter unterhaltenden, aber auch auf solchem Wege Nutzen stiftenden Gattung gehören:

2. Lustige Thurgauer G'schichti. Humoresken in Thurgauer Mundart von B. Stell. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. 16. 20 Pf.

Sie sind in thurgauer Mundart geschrieben und können sich als auf ihre Gevattern sowol auf J. Peter Hebel, wie auf Jeremias Gotthelf berufen. Vor allem „D' Folge vom Ball" und „Wie Eine dur d' Lotterie sy Glück gemacht hat" sind allerliebst erzählte Schnurren.

Robert Waldmüller.

Neue Dramen.

1. Lustspiele von Anton Günther. Fünfter Band. Oldenburg, Schmidt. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band bietet einige schwächere Leistungen dieses Dramatikers, der in der Art von Töpfer und Görner manches heitere und wirksame Stück den deutschen Bühnen geliefert hat. Sich meist an das moderne Kleinleben in Familie und Gesellschaft haltend, ist er nicht besonders wählerisch in seinen Stoffen und noch weniger fein und geistvoll in seinen künstlerischen Ausgestaltungen, aber fast immer von gesunden, wenn auch etwas hausbackenen Anschauungen und voll eines zwar naturwüchsigen und derben, doch stets ansprechenden Humors.

Gegenwärtig erhalten wir eine einactige Komödie: „Der Ring des Polykrates", ein vieractiges Lustspiel: „Schloß Párad" und ein kleines Gelegenheitsstück: „Des Kaisers Geburtstag oder ehemalige und zukünftige Gardes-du-Corps".

So gewöhnlich das letztere in seiner Handlung und in seinem patriotischen Austrage ist, so erscheint es uns doch als die bessere Arbeit wegen der einfachen Natürlichkeit und frischen Vaterlandsliebe, die sich darin zum dramatischen Ausdrucke bringen. Ein ehemaliger preußischer Garde-du-Corps hat den Krieg von 1870 und 1871 gegen Frankreich mitgemacht und nach erfolgtem Frieden und Uebergang in den Bürgerstand eine artige Französin geheirathet, mit der er zuerst in Bordeaux und dann in Paris sehr glücklich lebt. Sein Vater, der ihm wegen dieser Heirath zürnt, weil er meint, daß sie den Sohn dem Vaterlande und seinem Kaiser auf die Länge entfremden müsse, wird von einem alten Freunde am Geburtstage des letztern unter passendem Vorwande in die Wohnung des in Gesinnung und Treue unwandelbaren Garde-du-Corps gebracht und ist daselbst unbemerkter Zeuge einer Familienfeier, die bekundet, daß der Sohn sozusagen mit Kind und Kegel deutsch und begeisterter Verehrer von Kaiser Wilhelm I. geblieben. Durch diesen Umstand wird der zürnende Vater natürlich versöhnt und das Festspiel stimmungsvoll mit einem Hoch auf Vaterland und Kaiser und dem Anheben der preußischen Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz" geschlossen.

Das Dramolet „Der Ring des Polykrates" ist flüchtig und lässig ausgeführt und ohne jede künstlerische Vertiefung. Das Ganze, das in Venedig spielt, dreht sich um den Verlobungsring eines Bräutigams, den letzterer vom Finger nehmen will, um ihn enger machen zu lassen, weil er in Sorge ist, denselben wegen seiner Weite zu verlieren. Aber die Braut und deren Mutter erklären sich, im Aberglauben befangen, dagegen. Eine junge Witwe, eine Anverwandte der Braut, welche ungesehen den Verhandlungen beigewohnt, entreißt später den Ring dem Verlobten und thut, als ob sie ihn in den Kanal unter den Fenstern der Wohnung werfe. In der That aber hat sie ihn behalten, und da sie die Verlegenheit bemerkt, in welche der Bräutigam seiner Braut gegenüber wegen ihres Scherzes geräth, steckt sie ihm seinen Ring unter dem Vorgeben wieder zu, daß es ein anderer sei, den sie in der Eile ihm gekauft. Unser Held will sich indessen auf einen Betrug nicht einlassen, gesteht den Tausch seiner Braut und künftigen Schwiegermutter und wirft, weil man die Mär nicht glauben will, den wie er glaubt unechten Ring nun seinerseits in den Kanal. Da endlich bekennt die Attentäterin ihre List und das Unglück wäre da, wenn der weggeschleuderte echte Ring nicht in den Hut eines in einer Gondel sitzenden Freundes gefallen wäre.

Die Sache hätte artig werden können, wenn sie sorgsamer und gewissenhafter bearbeitet worden wäre.

Das größere Lustspiel „Schloß Párad" ist jedenfalls die wenigst werthvolle Gabe. Es ist verbraucht im Stoff und in der Ausführung breit und ziemlich platt. Ein Baron von Tarneck, ein ehemaliger preußischer Offizier, hat eine reiche Ungarin geheirathet und durch Leichtsinn und Verschwendung Ansehen und Vermögen eingebüßt. Auf einem ärmlichen Vorwerk hausend, geht ihm die Nachricht zu, daß er in Rom von einem gestorbenen Oheim zum Universalerben eingesetzt worden sei. Darauf fußend, macht er Schulden und reist mit seiner Tochter nach Italien, wo er alle Welt einladet, ihn auf seinem prachtvollen Gute zu besuchen. Da es indessen mit der Erbschaft nichts ist, kehrt er beschämt und kleinlaut auf seinen Pachthof zurück, um dort von seinen neuen römischen Bekanntschaften heimgesucht zu werden. Er wäre unrettbar bloßgestellt und lächerlich, wenn seine Tochter in Italien nicht einen Bräutigam gefunden und dieselbe durch ihre Verheirathung in den von den reichen Großältern ihr ausgesetzten Besitz des großen wirklichen Gutes Párad käme.

Dieser Inhalt wird in vier breiten Acten mit viel theatralischem Behagen, aber wenig wirksamem Witze und nur geringem dramatischen Leben ausgetragen. Die Wahrscheinlichkeit hat bei dem Stücke nicht zu Pathen gestanden; es ergeht sich im Gegentheil in lauter Unmöglichkeiten und ziemlich abgenutzten Komödienstreichen. Uebrigens ist, wie wir hier zum Schlusse bemerken wollen, Anton Günther nicht mit Leopold Günther, dem Verfasser der Lustspiele „Der neue Stiftsarzt", „Der Badearzt" u. s. w., zu verwechseln, dessen dramatische Leistungen jedenfalls höher stehen.

2. Lyra und Flöte. Schäferspiel in einem Act von Franz Rzehák. Leipzig, Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten. 1889. 8.

Dieses Schäferspiel ist eine kleine sauber gehaltene Arbeit in Jamben, welche den mythologischen Wettstreit zwischen Apoll und Marsyas ziemlich frei und einigermaßen als Ausstattungsstück behandelt. Marsyas spielt die Flöte und

erringt sich durch deren Töne die Neigung von Aethusa, der lieblichen Tochter des Königs von Phrygien, Midas. Aber Apoll, der Aethusa sieht und sich in sie verliebt, erscheint mit seiner Lyra und entlockt ihr so bezaubernde Laute, daß die Königstochter, davon hingerissen, ihr durch Musik leicht entzündbares Herz ihm begeistert entgegenträgt. Marsyas dadurch empört, fordert Apoll, den er nicht erkennt, zum Wettkampf auf ihren Instrumenten auf, indem er schwört:

Es ziehe mir Apoll die Haut vom Leibe,
Werd' ich durch dich des Bessern überführt —

d. h. besiegt. Natürlich erliegt er und er eilt beschämt von der Bühne, um seinem Schicksale zu entgehen und Aethusa seinem Gegner zu überlassen. Allein diesem tritt nun Chloris, die Königin der Blumen entgegen, die Apoll einst geliebt und später treulos verlassen und welche sich jetzt dadurch an ihm rächt, daß sie Aethusa durch ihre Blumengeister vermöge Blütenduftes tödten läßt.

Das kleine Werk wird man keineswegs schlecht nennen können, aber auch durchaus nicht ausgezeichnet und bedeutsam. Dazu fehlen ihm poetischer Schmelz in den Versen und geistreiche Ausgestaltung der Fabel. Es erscheint alles ziemlich trocken in der Sprache und im dramatischen Aufbau dürftig und reizlos.

3. Zanna. Ländliches Sittengemälde in einem Act von Pol de Mont. Aus dem Vlämischen von Heinrich Flemmich. Berlin, Theateragentur von A. Entsch. 1889. 8.

Der zuletzt genannte Uebersetzer ist ein literarisch begabter und feingebildeter Kaufmann, der lange Zeit einem großen Geschäfte in den Niederlanden vorstand und seine ihm gegönnte Muße entweder zu eigenen dichterischen Arbeiten oder zur Verdeutschung von fremden benutzte. „Zanna" ist eine Frucht der letztern Art, ein Bauernschauspiel, das ein wenig an den „Zerbrochenen Krug" von Kleist erinnert, nur daß es in der Handlung ebenso ernst, als jenes lustig ist. Zanna, die als Magd bei dem Pachter Jakob dient, hat in einem sehr vertrauten Verhältnisse zu dessen verstorbenem Bruder gestanden, der gerade das Zeitliche segnete, als er sie heimführen und dem Kinde, das sie unter dem Herzen trug, einen rechtmäßigen Vater geben wollte. Nach seinem Tode hat Zanna in der Stille geboren und das Kind bei guten, fremden Leuten untergebracht, für das in der Stille zu schaffen und zu sorgen die alleinige Aufgabe ihres Lebens ist. Da sie aber noch jung und stattlich ist, findet sie auch noch manchen Bewerber um ihre Hand und darunter z. B. Bastian, den Oberknecht bei Jakob. Weil sie indeß ihre Mutterschaft nicht verrathen und nur ihrem Sohne sich widmen will, weist sie alle Anträge und selbst den von Bastian ab, welcher, darüber entrüstet und nach einem Nebenbuhler suchend, sie in allem ihren Thun und Treiben beobachtet und zuletzt ihren heimlichen Verkehr mit dem Pflegevater ihres inzwischen erkrankten Kindes entdeckt. Aus Eifersucht unternimmt er nun, Zanna bei ihrem Brotherrn zu verdächtigen und dieser, der selbst eine Zuneigung zu seiner Magd gewonnen, beeilt sich, die Sache zu prüfen und die arme Verlästerte derart durch seine Reden auf die Folter zu spannen, daß sie ihren Fehltritt bekennt, ohne jedoch ihren Verführer zu nennen. Aber Pachter Jakob, der nicht auf den Kopf gefallen, reimt sich alle Umstände zusammen, erräth den Vater des Kindes und entschließt sich kurz, dessen Unrecht gut zu machen und Zanna zum Weibe zu nehmen.

Dies alles entwickelt sich ruhig und in dem heiklen Punkte des Stücks mit einer Keuschheit und Zartheit der Sprache und Scenerie, die wohl anzuerkennen sind. Zu bedauern dünkt uns einzig, daß die Gründe und Ursachen, welche den verstorbenen Bruder des Pachter Jakob abhielten, Zanna vor seinem Sterben zu ehelichen, nicht bestimmend und stichhaltig genug angegeben sind, um sein Versäumniß voll und ganz zu entschuldigen. Hierin liegt, unserm Erachten nach, eine schwerwiegende Schwäche der sonst nicht unverdienstlichen Schöpfung, die Heinrich Flemmich mit gutem Geschick und Verständniß in unser Deutsch zu übertragen verstanden hat.

4. Die Frau als Schlange. Ein tragikomisches Märchen in drei Aufzügen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Volkmar Müller. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. 1889. 8. 1 M.

Volkmar Müller hat schon mehrere dramatische Dichtungen des vielfach glücklichen und seiner Zeit sehr beliebten Italieners übersetzt. Die vorliegende ist neuerdings besonders dadurch für uns bemerkenswerth geworden, daß Richard Wagner ihren Stoff zu seiner dreiactigen, jüngst in München aufgeführten Jugendoper „Die Frau" benutzt hat. In der That läßt sich dieser auch jetzt noch wirksam nennen, und wenn ein geschickter, einigermaßen mit der Begabung eines Ferdinand Raimund ausgestatteter Dichter ihn zeitgemäß und bühnengewandt bearbeiten möchte, so würde ohne Zweifel das deutsche Theater ein prächtiges und erfolgreiches Stück erhalten.

Der Inhalt ist in aller Kürze folgender: In Farruskad, einen König von Tiflis, hat sich Cherestani, die Feenkönigin von Eldorado, verliebt. Um ihm als Gattin angehören zu können, hat sie der Geisterwelt entsagt und ihrem Gemahle zwei Kinder geboren. Um ihrer Liebe und dem irdischen Glücke leben zu dürfen, soll ihr Gatte aber nie nach ihrer Herkunft forschen. Allein im Laufe der Zeit vermag Farruskad der Versuchung, sich über die Abkunft seines Weibes Gewißheit zu verschaffen, nicht zu widerstehen. Er erbricht den Schreibtisch seiner Frau, um darin von ihrer Vergangenheit zu erfahren. Die Folge davon ist, daß Cherestani und ihre Kinder verschwinden und der König von Tiflis sich mit seiner Umgebung in eine unbekannte Einöde versetzt sieht. Hier soll er, nach dem Gebot von Demogorgon, dem Herrscher über alle Feenreiche, harte Prüfungen überstehen und Gemahlin und Sprößlinge erst wiedererhalten, wenn er,

durch diese auf äußerste getrieben, nicht selber Cherestani verflucht. Cherestani muß nun vor seinen Augen seine Kinder in einen Abgrund stürzen, muß seinen Feind siegreich in sein Land dringen, ihm Krone und Reich entreißen und seine Anverwandten und Freunde tödten lassen. Darüber außer sich, verflucht er endlich nach langem Ansichhalten und Sträuben die Gattin in der That. Nun wird diese in eine Schlange verwandelt; ehe das jedoch geschieht, entdeckt sie Farruskad, daß alle ihre Greuelthaten nur zum Scheine verübt worden sind, alle, die er getödtet meint, leben und sein Land ihm unbenommen bleibt, sobald er sie durch eine Reihe von Heldenthaten aus ihrer scheusaligen Verwandlung erlöst. Dies Ziel zu erreichen, kämpft er zuerst siegreich mit einem wüthenden Stiere, dann mit einem Riesen und endlich mit einer Schlange, deren fürchterlichen Rachen er furchtlos küssen soll. Er versucht es mehrfach, schreckt jedoch immer wieder zurück, bis er erfährt, daß diese Schlange seine Gemahlin ist. Da faßt er sich männlich ein Herz und küßt die Schlange, die, dadurch zum menschlichen Wesen geworden, ihm glücklich in die Arme stürzt und ihm Kinder, Land und Leute wiedergibt.

Das Märchen ist nicht ohne Sinnigkeit und durch die bekannten komischen Masken: Brighella, Pantalon, Tartaglia und Truffaldin, die auch Schiller in seiner Verdeutschung von Gozzi's „Turandot" so glücklich beibehalten hat, recht ergötzlich und lustig. Die Uebertragung von Volkmar Müller darf sehr gelungen genannt werden. Für das Gefühl der heutigen Zuschauer möchte es indessen wol geboten sein, den angeblichen Mord der Kinder die letzte That der Cherestani sein und erst infolge dieser Farruskad zum Fluche gelangen zu lassen. Daß er den Tod der Kinder verwindet und nur durch den Untergang seiner Herrschaft und seines Reiches getrieben wird, Cherestani zu fluchen, hat etwas Verletzendes für die moderne Welt, wie uns bedünken will.

5. Die patriotischen Schwänzler. Ein dämonischer Maskenscherz von Alexander Vulcanus. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 2 M.

Eine äußerst curiose Schöpfung und in sich so unklar und austraglos, daß sich ihr eine Wirkung nach keiner Seite hin einräumen läßt. Wer das Vorwort liest, das folgendermaßen lautet:

Das ist der Dämon. In dieser trüben Zeit lockt er euch mit Humor und buntschillerndem Maskenspiel, in der sinkenden Dämmerung fesselt er euch mit sprühenden Funken und mit seines Feuerwerks derbem Geknatter. Aber dann plötzlich schleudert er den Scherz weitab, und während die Blitze nächtlich durch die Wolken reißen, seht ihr ihn stehen in Stahl und Eisen. Und ihr seht die Keule, die er erbarmungslos in den Händen schwingt, und das dämonische Lächeln, das ihm wild und unheimlich um die Lippen zerrt. Das ist der Dämon dieses Werks —

der muß etwas Gewaltiges und Großes erwarten, der muß erwarten, einer dichterischen Schöpfung zu begegnen, die es mit der „Verhängnißvollen Gabel" und dem „Romantischen Oedipus" August von Platen's oder der „Politischen Wochenstube" von Robert Prutz aufnimmt. Aber was findet er? Eine Thierkomödie, die allerdings einige recht drollige Auftritte enthält, aber nirgends eine durchschlagende Handlung und faßbare Idee und am allerwenigsten etwas, das wie ein Dämon aussieht. Der Hahn Frühauf, ein Ritter vom Geiste, der Droschkengaul Trabler, ein Literaturfreund, und Pudel, ein Privatgelehrter, schwärmen für Dichtung und beabsichtigen eine Versammlung von Dichtern zu veranstalten, um durch eine Liga des Geistes der in Materialismus versunkenen Welt wieder einigermaßen auf die Beine zu helfen. Aber Ochs, ein idealer Schwärmer für Stallgeruch und Misterzeugniß, Esel, ein Fortschrittsmann, Bock von Knutsky, eine anstößige Persönlichkeit, und Windhund Hopplahopp, ein Uebersetzer, sind dagegen und vereiteln die Unternehmung bei einer Versammlung durch Gebrüll und Hufgescharr. Bei dem dabei entstehenden Getümmel wird dem Hahn der Schwanz ausgerissen und dem Pudel eine Pfote zerstampft. Aber das macht sie nicht muthlos. Nachdem dem Pudel die Pfote verbunden worden und Mathilde, die liebende Henne, ihrem Hahn einen künstlichen Schwanz angeheftet, trösten die beiden zerprügelten Schöngeister sich mit der Hoffnung, daß sie für eine edle und große Sache leiden und die Liga des Geistes, trotz allem Widerstande, sich bilden werde. Frühauf sieht die kommenden Titanen. Er ruft:

Mit Feuer und Eisen werden sie herfahren über die Versumpfung und mit erbarmungslosen Schlägen über jene, die jetzt so ärmlich die Feder führen. Denn wer nicht geistesgewaltig die Zeit überschaut, der soll gehorchen den Geistestitanen, und wo ein Kleiner ein Lehrmeister sein will und ein Prophet seines Volks, da möge er die Faust des Helden spüren, wenn sie ihm stählern in die Zähne fährt. So sollen die Geisteshelden der Zukunft sein: stählern und erbarmungslos, damit zu ihnen die Besten sich sammeln und eine Nation sich halten könne an ihrer eisernen Kraft. Wie die letzten Helden des Nibelungenliedes sollen sie stehen im kommenden Völkersturm. Es sausen die Schwerter, es flammt der Hunnensaal und das Gebälke kracht, und mit dem Blute der Erschlagenen löschen die Helden den Brand. Laßt ringsum stürmen die feindlichen Mächte; es stehen die Titanen des Geistes im Völkerstreit! Ein übermächtig titanisches Schauspiel, zum Firmament aufleuchtend und die zuckenden Geistesflammen weit über die zitternde Erde hinschleudernd.

Dieses furiose Pathos würde einer Heldentragödie Ehre machen; hier aber im Munde eines zerrupften Hahns wird es lächerlich; lächerlich auch schon deswegen, weil es eigentlich gegenstandslos und auf literarische Vorgänge bezüglich sein soll. Sein soll, sagen wir mit vollem Bedacht, denn, was der Verfasser eigentlich will, wird durchaus nicht klar. Er scheint mit der heutigen Literatur nicht zufrieden, aber wie er sie wünscht, das erhellt nicht aus seiner Arbeit. Auch der in melancholischen Selbstgesprächen durch das Stück wandelnde Dichter verräth das nicht. So kann es nicht fehlen, daß trotz allen dämonischen Funken uud Wetterstrahlen der Leser im Dunkeln tappt und „Die patriotischen Schwänzler" demselben ein unverständliches dramatisches Machwerk bleiben.

6. Ladislaus Posthumus. (Der Nachgeborene.) Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Karl Groschel. Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

Nach dem Tode Johann Hunyad's, des berühmten ungarischen Helden, welcher die Türken mehrfach besiegte und die Absicht hatte, sie ganz aus Europa zu vertreiben, fiel der Titel eines Ban oder Statthalters an dessen ältesten Sohn Ladislaus, der in dieser Eigenschaft mit Ladislaus Posthumus, Herzog von Oesterreich und König von Ungarn und Böhmen, in Zwiespalt gerieth, und weil er Graf Cilley, den vertrauten Rathgeber des Königs, einen alten Gegner seines Vaters, erschlug oder erschlagen ließ, zu Ofen am 16. März 1457 hingerichtet wurde. Um diese Hinrichtung noch mehr begreiflich und erklärlich zu machen, läßt der Verfasser die beiden Ladislaus für Anna Garay, eine junge ungarische Edeldame, in glühender Leidenschaft entbrannt sein. König Ladislaus, ein schwacher und unselbständiger Fürst, erfährt zwar, daß Anna Ladislaus Hunyad liebt und ihm versprochen ist, schmeichelt sich aber mit dem Glauben, diese Liebe besiegen und sie endlich dennoch gewinnen zu können. Aus diesem Grunde leiht er den Einflüsterungen ein williges Ohr, welche Hunyad verdächtigen, nach der ungarischen Krone zu trachten, braucht die Ermordung des Grafen Cilley als Vorwand und läßt Hunyad richten und zum Tode führen. Aber Anna Garay zu erringen, gelingt ihm deswegen doch nicht. Sie verabscheut den Mörder ihres Geliebten, den sie überdies in den Netzen eines leichtfertigen Weibes weiß, und leistet einem Aufstande Vorschub, den die Mutter von Ladislaus und deren Anhang zu Gunsten ihres jüngern Sohnes, Matthias Hunyad, erheben. Der König stirbt schließlich, von Reue und ausschweifendem Leben hingerafft, und Matthias wird 1458 sein Nachfolger auf dem ungarischen Throne.

Dies ist die Handlung des Trauerspiels, welches mit sichtlicher Liebe, aber nur mit geringer dramatischer Kunst gearbeitet gelten kann. Diejenige Gestalt, für die man am meisten Theilnahme zu empfinden im Stande ist, Ladislaus Hunyad, verschwindet schon im dritten Aufzuge aus dem Stücke, und Ladislaus Posthumus wächst in den folgenden Acten so wenig in Ausgestaltung und Charakterisirung, daß seine Figur diesen Ausfall zu ersetzen in keiner Weise angethan ist. Ueberhaupt erscheint es als ein Cardinalfehler der Tragödie, daß man für keine Person darin eine eigentliche Sympathie zu fassen vermag, weil sie alle zu äußerlich bleiben und nirgends rechte Gegenständlichkeit gewinnen. Auch spielen die Vorgänge sich zu unruhig und zerfahren ab und gelangen zu keiner recht durchgreifenden und tiefmenschlich ergreifenden Katastrophe. Ladislaus Hunyad z. B. tritt ab, ohne daß ihm Gelegenheit zu einem erschütternden Auftritte gegeben wurde, der doch nahe lag und leicht nach der Verurtheilung durch einen Abschied von den Seinen und die Betheuerung seiner Unschuld zu erreichen gewesen wäre. Nach seinem Tode fällt jede weitere und dramatisch doch so nothwendige Erörterung zwischen dem Könige und Anna fort, und statt uns diese beiden in ihrem ferneren Verhalten zu schildern und die letztere gleichsam zum bösen Gewissen und Genius des erstern werden zu lassen, führt er im fünften Acte noch eine neue Erscheinung, nämlich Beatrix Podiebrad, ein, um mit ihr und Matthias Hunyad ein anderes Liebespaar in die Schlußentwickelung zu bringen, ohne daß diese dadurch einen frischen Aufschwung und einen erhöhten Reiz gewönne. Dabei ist die Sprache ziemlich gewöhnlich und die Verse sehr willkürlich, bald um einige Füße zu lang, bald um einige zu kurz. Große Züge und ein erhabenes Pathos kommen nicht zum Vorschein. Auslassungen wie die folgenden:

> Der liebe Gott vergibt dem irrend Menschenkind,
> Wenn es den Irrthum aufrichtig bereut.

Oder:

> Anna, sei gefaßt, wie ich
> Es bin, an Rettung ist vorläufig nicht
> Zu denken —

sind doch kaum noch für Verse zu halten oder haben, mit Graf Alfieri zu sprechen, zu viel von der Muttermilch der Prosa in sich gesogen. Franz Karl Groschel hat, alles in allem genommen, jedenfalls noch eine tüchtige dramaturgische Durchbildung nöthig, um etwas mehr als einen dilettantischen Versuch zu leisten.

7. Landgraf, werde hart! Schauspiel von Julius Riffert. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 60 Pf.

Eine ziemlich schwache Arbeit des sonst nicht ohne Anerkennung genannten Verfassers. Der Held derselben ist der Landgraf Ludwig II. von Thüringen, später der Eiserne zubenannt, ein deutscher Fürst, der mehr in der Sage als in der Geschichte Bedeutung hat. Die Ballade hat ihn mehrfach sehr glücklich behandelt und Alexander Rost nicht ohne Geschick zu einem großen Drama verwendet. Das uns hier vorliegende Schauspiel umfaßt nur einen Aufzug in ungebundener Rede und muß in seiner dürftigen Handlung unklar und beinahe unverständlich genannt werden. Der junge Landgraf Ludwig, nach dem Tode seines Vaters unmündig zur Regierung gelangt, hat unter der Vormundschaft des Edlen von Frankenstein ziemlich liederlich gewirthschaftet und steht eben im Begriffe, seine Jugendthorheiten durch die Vermählung mit einer etwas in Verruf stehenden Gräfin zu krönen, als er, verirrt auf der Jagd, bei einem ausgebrochenen Unwetter unerkannterweise Unterschlupf in der Waldschmiede bei Ruhla sucht. Der alte Schmied, der hier mit einer Enkelin haust und ein guter Unterthan ist, der über das lockere und wüste Leben seines jungen Landgrafen entrüstet ist, hämmert in der wilden Sturmnacht sein glühendes Eisen und schüttet dabei gegen den unbekannten Gast sein Herz über den Landgrafen aus. Dieser dadurch erschüttert und schon reumüthig über seine Werbung bei der leichtfertigen Gräfin aufgetreten, geht in sich und beschließt, da er inzwischen erfährt, daß seine Werbung zum Glücke

für ihn nicht ausgeführt worden, sich zu bessern und ein tüchtiger Regent zu werden. Seine erste gute That ist die Lossagung von seinem Vormund.

Dies sind die Vorgänge des kleinen Schauspiels, welches sich nirgends über das Maß des Gewöhnlichen erhebt. Die Sprache, die hie und da an die von Goethe leise anklingt, erreicht trotz dessen nirgends weder Gewalt noch Reiz in ihrem Ausdrucke; die einzelnen Gestalten bleiben in der Charakteristik unbestimmt und verschwommen und was endlich die Handlung betrifft, so gelangt dieselbe zu keinem eigentlichen Höhepunkt und nicht einmal das bekannte: „Landgraf, werde hart!" kommt darin zu einem echt dramatischen Moment.

Noch weit kümmerlicher steht es um:

8. Die Willkür oder Ein Tag des Ringens. Ein Bühnenjubelfestfrühstück von Richard Meister. Zweite Auflage. München, A. Ackermann. 1889. 8. 1 M.

Es soll dies eine Verspottung auf das Buch zu Wagner's „Walküre" sein, aber es ist zu bekennen, daß sie zwar mit viel Behagen, jedoch mit nur sehr wenig Witz bewerkstelligt ist. Es handelt sich darin um ein Examen, das ein flotter Gymnasiast bestehen soll und bei dem er, trotz allerlei Untersteckereien, zwar jämmerlich durchfällt, aber durch eine große Erbschaft, die ihm durch Vermächtniß eines Verwandten in Amerika zufällt, doch ein gemachter Mann wird. Die Nachahmung von Wagner's Versen ist, nach unserm Dafürhalten wenigstens, an der ganzen Sache das einzig Spaßhafte.

9. Engelmann's Rache. Schwank in vier Aufzügen von W. Büller und O. Boges. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. 16. 20 Pf.

Die berliner Posse in ihrer verwegensten Bedeutung, das will sagen: die Posse, in der sich die Verfasser wenig um Wahrscheinlichkeit, sondern lediglich um wirksame Auftritte und komische oder überraschende Zustände kümmern. Friedrich August Ehlers, ein reich gewordener Geschäftsmann, hat vor langen Jahren einem Jugendfreunde, der nach Afrika ging, sein Glück zu suchen, die zurückgelassene Braut abspenstig gemacht und geheirathet. Der Jugendfreund, der dies in Erfahrung gebracht, hat ihm infolge dessen geschrieben: „Und wäre es auch erst nach funfzig Jahren, durch meine Hand sollst du sterben und deinen Verrath büßen." Seitdem lebt Ehlers in beständiger Angst, obschon seine Frau, nach Geburt einer Tochter, bereits das Zeitliche gesegnet und ins Reich des Todes eingegangen ist. Immer aufgeregt, mürrisch und fast menschenscheu, verbittert er sich und seiner Umgebung das Leben, das vollauf zu genießen er die hinreichenden Mittel besitzt. Er zankt und streitet mit aller Welt und wenn nicht eine lustige Pensionsfreundin seiner Tochter, eine junge Amerikanerin, Ellen Sounders, in sein Haus käme und den alten Isegrimm zu gängeln verstände, so käme seine Tochter Dora nie dazu, ihren Bräutigam Kurt Großkopf zu heirathen. Aber auch im Hause seines Schwiegersohns wird er dadurch zum Störenfried, daß er überall schwarz sieht und durch allerlei Verdächtigungen tausend Irrthümer und Misverständnisse hervorruft, bis er erfährt, daß sein Jugendfreund Engelmann, dessen Rache er fürchtet, bereits vor Jahren gestorben. Da löst sich denn sein Wesen in lauter Heiterkeit und Freude auf, sodaß in aller Eile drei Verlobungen stattfinden können.

Die Fabel ist, wie man wird einräumen müssen, dürftig und für einen Schwank von Hause aus wenig geeignet; auch ist die Charakteristik der handelnden Personen nur äußerst schwach und die Sprache nicht besonders witzig, allein das Ganze belustigt immerhin durch frische und kecke Ausgestaltung, die freilich nirgends etwas Neues, sondern nur die abgebrauchten Bühnenerfindungen und Einfälle bietet. „Engelmann's Rache" ist eine Posse aus zehn andern Possen und erinnert namentlich an Moser's „Hypochonder"; aber drollige und durchschlagende Momente lassen sich ihr allerdings nicht abstreiten.

Feodor Wehl.

Zur Literargeschichte.

1. Francis Bacon und seine geschichtliche Stellung. Ein analytischer Versuch von Hans Heußler. Breslau, Koebner. 1889. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Francis Bacon, der englische Philosoph, ist durch den in neuester Zeit über die „Breter" der literarischen Bühne huschenden, noch immer nicht exorcisirten Shakespeare-Spuk auch den Gebildeten vor die Augen gerückt worden und der „Versuch" des neuberufenen baseler Professors hat also jedenfalls den Vortheil der augenblicklichen Theilnahme an sich. Wär' es der einzige, so wäre der Werth des Buchs gleichwol kein großer — der Werth liegt aber da, wo er liegen muß, in Form und Inhalt des Ganzen. Nun ist zwar die Form nicht gerade eine leicht geschürzte, sie schreitet — und muß es thun — in der schweren Rüstung des Philosophen einher, weil sie eben dem Philosophen Bacon gerecht werden muß. Popularität der Darstellung konnte hier nicht bezweckt werden, der wissenschaftliche Charakter des Buchs verlangt auch die philosophische Terminologie. Anders in demjenigen Abschnitte, wo der Philosoph Bacon außer Betracht fällt und der Schriftsteller, der Politiker, der Gelehrte, der sein sollende Masken-Shakespeare geschildert wird, da liest sich die Darstellung anmuthig, fließt leicht und ohne Phrase hin, ohne vom Gedanken erstickt zu werden, hält die richtige Mitte zwischen allzu stramm und allzu lax.

Bacon tritt bei Heußler in keine wesentlich andere

Beleuchtung als bei seinen biographischen Vorgängern, insofern diese nicht von englischem Nationalstolze angekränkelt waren. Er weist ihm in der Wissenschaft keine höhere Stellung an als die eines Dilettanten, eines vielseitigen freilich, der aber gerade deswegen nirgends und auf keinem Gebiete derselben zum Herrscherthume gelangte. Daß sein Charakter nicht gediegen und fleckenlos war, wird von allen zugestanden. Dagegen hebt Heußler an Bacon eine Eigenschaft hervor, in welcher er seine Größe erkennt: den Stil. Ihm ist Bacon ein Künstler allerersten Ranges, ein wahrer Herrscher im Reiche des Stils, er habe, meint Heußler, [illegible]

[illegible]

Das mag alles wahr und auch durch das Urtheil anderer Kritiker bestätigt sein. Ich wage mir in diesem Punkte kein eigenes an und mir scheint, daß dazu eine größere Vertrautheit mit der Muttersprache Bacon's nöthig ist, als deutsche Kritiker sie besitzen. [illegible] ist nicht unumgänglich nothwendig, aber man muß sich zum mindesten [illegible] in den Geist einer fremden Sprache eingelebt und durch Studium und Uebung dieselbe [illegible] entnommen haben, ehe man über [illegible] stimmungen und Wendungen, wie sie sich in der Seele eines bestimmten Individuums gestalten, [illegible]

[illegible]

aus einer Unzahl von Regesten und Protokollen die einzelnen Punkte herauszufinden, welche in ihrer Zusammenziehung zunächst eine Entwickelungsreihe bilden sollten, aber die Reihen haben sich schließlich doch auch zu Flächen ausgeweitet, auf welchen nicht blos die Statistik sich ablagern, sondern Geschichts- und Culturbilder sich abheben. Wir haben es hier mit berühmten Männern zu thun, die auf jener Fläche bald vorübergehend, bald verweilend sichtbar werden — es seien blos Oekolampad, Thomas Platter, Bonifacius Amerbach, Oporin und aus späterer Zeit der große Mathematiker Johannes Bernoulli, der eifrige [illegible] Vorkämpfer einer zweckmäßigen Schulreform, aus der neuern Zeit, von Lebenden zu schweigen, Franz Dorotheus Gerlach, Alexander Vinet und Wilhelm Wackernagel genannt, letzterer jahrzehntelang als Lehrer an derselben wirkend. Basel spielt, besonders während des Reformationszeitalters, in der Geschichte der Wissenschaft eine nicht unbedeutende Rolle und verdankt diese [illegible] Stellung nicht etwa blos seinen großen Buchdruckern [illegible] wenn nun auch die eigentliche Geschichte seines Gymnasiums erst [illegible] jener großen Zeitbewegung beginnt, so [illegible] doch in einer Vorgeschichte die Wurzeln und der Untergrund derselben blosgelegt werden; gerade dieses erste Kapitel ist darum eins der interessantesten des Buchs. Wir gehen begreiflicherweise nicht ins Einzelne ein; [illegible] immerhin mag es gestattet sein, zu erwähnen, daß in den Lateinschulen der Reformationszeit, der einzigen, die damals überhaupt existirten, „nicht nur die Bürger und Handwerker der Stadt, es zu einer gewissen Fertigkeit im Latein brachten, sondern daß auch [illegible]

[illegible]

Centrum (der akademischen Regenz als Aufsichtsbehörde) entgegentreten und es gibt hier nur einen Trost, wenn es überhaupt einer ist, nämlich die Gewißheit, daß es anderwärts, und zwar gleichfalls an Stätten der Wissenschaft und Geistesbildung, nicht besser oder kaum besser bestellt war. Ein Zug ist es ganz besonders, der uns an dem reichen Basel auffallen könnte: das fortgesetzte principielle Kargen mit den Lehrerbesoldungen. Dieses zähe „Festhalten am Hergebrachten" (jetzt würden wir sagen Knauserei und Knorzerei) wäre in der That eines bessern Zwecks würdig gewesen. Es könnte scheinen, als ob diesen Leuten der ökonomische Ruin Basels vor Augen geschwebt hätte, wenn sie eine Gehaltszulage hätten bewilligen sollen und eben — nicht bewilligten! Woher wol dieser Umschwung, vielmehr dieser Abfall? Oder ist es kein solcher? Gestehen wir es: es ist ein Abfall. Es treten uns freilich aus diesem Lehrerpersonal eine Anzahl sonderbarer Käuze entgegen, welche uns die Zurückhaltung der Behörden begreiflich machen — aber der Geist der Bürgerschaft wie der Regierenden war wirklich kleinlicher, war krämer- und philisterhaft geworden, ganz anders, als er es zur Zeit der Stiftung der Universität und noch am Anfange des 15. Jahrhunderts gewesen war; der rege Eifer war schlafen gegangen auf Jahrhunderte, um im unserigen wieder desto fröhlicher zu erwachen. Auch zu dieser Erscheinung gibt es übrigens anderwärts Analoga. Und man muß es sagen: selbst dem Boden dieser öden Zeit entsprossen Ideen — z. B. Unentgeltlichkeit des Unterrichts —, welche erst eine viel spätere erleuchtetere Zukunft, und selbst sie einstweilen noch sehr stückweise, zur That gemacht hat. Wenn man aber wieder einen Blick in jene alten Schulpläne wirft und sich vergeblich nach den Fächern der Mathematik, der Geschichte, der Geographie umsieht — sie fehlen eben durchaus in den Schulen des Humanismus und sind erst spät der Aufnahme gewürdigt worden —, so möchte man ausrufen: Ist es möglich! Und heute? Heute seufzen Aeltern und Schüler ob dem „Zu viel!" Die Strecke aber zwischen jenem „minus" und diesem „plus" an kundiger Hand zu durchwandern, ist höchst lehrreich.

J. Mähly.

Sheridan als Komödiant.

1. Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. Von Kurt Weiß. Leipzig, Fock. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Ueber die Vorlagen zu Sheridan's „Rivals". Von Hermann Hartmann. Insterburg. 1888. 8. 1 M.

Keins der großen Culturvölker Europas hat die Anforderungen der modernen Fortschrittsbewegung so früh verwirklicht wie das englische. Durch die stetige Entfaltung aller nationalen Kräfte, welche kein ausländischer Eingriff behindern konnte, gelangte auf britischem Boden die Literatur am ehesten zu dem Kunstgebilde, dessen Ausartung heute den „jüngstdeutschen" Realisten als Wahlspruch vorschwebt: es war ein durch freie tendenzlose Neuschöpfung gehobenes Abbild des thatsächlichen Lebens. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als auf dem Gebiete des Lustspiels, wie es in England bis zum dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts aus bescheidenen Anfängen erwachsen war. In erster Linie kommt da natürlich der damals mit Vorliebe gepflegte Zweig des Gesellschafts- und Sittenstücks in Frage. Aeußerlich genommen trug die englische Bühne, auch nachdem sie die Fesseln der verknöchernden Nüchternheit und das damit seltsam gemischte Ueberwuchern der hohlen Phrase aus der Puritanerperiode abgeschüttelt hatte, der neuzeitlichen Geistesströmung eigentlich wenig Rechnung. Aber trotz Addison's und Pope's regelstrenger Verstandesdürre bekämpften schon Steele, ihr weiter schauender Genosse, und der wenig begabte, aber gesund urtheilende Rowe die starre Gesetzmäßigkeit der Lehrbuchpoetaster aus der Schule der französischen Theorie. An beide knüpft Sheridan an. Denn Steele galt ihm im ganzen Kunstgeschmacke wie in Einzelheiten von Stoff und Motiv als Vorbild, während Rowe als erster Herausgeber des vom Winterschlafe erweckten Shakespeare mittelbarer Urheber für die eifrige Verwerthung von dessen Darstellungsmomenten und Charaktertypen wurde. Richard Brinsley Sheridan (1751—1816), welcher der Entwickelung des britischen Nationallustspiels am Ausgange des so rein kritisch anhebenden 18. Jahrhunderts die Krone aufsetzt, verschmilzt jene beiden Einflüsse in lehrreicher und genau nachweisbarer Art und Weise.

Diese zwei wichtigen Seiten in Sheridan's literarischem Werdegange berühren Weiß (Nr. 1) und Hartmann (Nr. 2) nach Gebühr. Ersterer führt die höchst anziehende Gestalt seines Helden in all ihren Beziehungen zur ältern Dramatik vor und entrollt ein ungemein anschauliches Bild von dessen Bedeutsamkeit für die Geschichte der englischen Schaubühne. Er betrachtet, indem er ein ausgedehntes gelehrtes Material für seinen Zweck heranzieht, das Verhältniß sämmtlicher Lustspiele zu ihren Quellen in sachlicher und formaler Hinsicht nach Handlung und Charakteren, Dramaturgie und Stufe der Komik. Hartmann hingegen, der Verfasser einer tüchtigen Studie über Steele als Dramatiker (1880), beschränkt sich auf Würdigung der berühmten „Rivals", des Dichters erst ausgepfiffene, dann begeistert aufgenommene Erstlingsleistung. Während nach Weiß Steele durchaus nicht unter den Quellen dieses Stücks voransteht, sondern mit Congreve, Wicherley, Farquhar, ja mit Molière und Shakespeare sich in dieses Verdienst theilen muß, sucht Hartmann Steele's „Tender Husband" als alleinige Vorlage zu erweisen — neben des Schriftstellers eigenem Leben. Greift er zu diesem Behufe

gegenstand bildete den Uebergang zur Berührung einer uns mehr angehenden Sache, der volksthümlichen Dichtung, namentlich der Erzählung. Alfred Meißner, welcher sich bekanntlich in seiner letzten Schaffungsperiode fast ausschließlich dem Romane zugewandt hatte, ließ seine Meinung mit großer Bestimmtheit laut werden. Er bestritt nicht die Berechtigung der volksthümlichen Schreibweise, setzte aber hinzu, ihm sei es durchaus unmöglich, in dem bieder sein sollenden Tone des Horn'schen Spinnstubendichters zu schreiben. Wenn er nicht eine große allgemeine menschliche Idee in einem Stoffe fände, lasse er ihn lieber liegen und wenn er noch so vortrefflich im Sinne moderner Volksthümlichkeiten sich ausbeuten lasse. Er könne sich nicht helfen, aber ihm kämen diese höchst solid construirten und von Kapitel zu Kapitel auf die Nutzanwendung hinarbeitenden Volkserzählungen furchtbar hausbacken vor.

Der Verfasser des „Anhaltischen Geschichtsbuchs" fügt dieser Auslassung Meißner's über die populäre belletristische Kalenderliteratur mit ihren ästhetischen, auf den Standpunkt der Bauernregeln stehenden Kunstprincipien einen Nachtrag bei, aus dem hervorzugehen scheint, daß er die Art hausbackener Volkserzählungen, vor denen den geistreichen Romandichter eine Gänsehaut überlief, in dem Dargebotenen gehoben zu haben glaubt. „Veredlung des Volksgeistes": das ist die Losung, unter welcher er seine Geisteskinder in die Welt schickt. Auch mit ihren an das Marterholz der alltäglichen Nutzanwendung gekreuzigten ästhetischen Erfindungen wollten die Schriftsteller nach der Art der Horn'schen Spinnstubenerzähler das Volk heben und veredeln. Der Zweck ist also nicht das, was ihn von diesen unterscheidet; wenn jene jedoch ihn mit den dürftigsten Mitteln zu erreichen strebten, so sucht der Verfasser hier den Stoff auf ergiebigem Gebiete. Die Frage lassen wir offen, ob diejenigen Schriftsteller, die gleich ihm die Aesthetik voranstellen, oder die, welche der Moral jeden künstlerischen Gesichtspunkt unterordnen, am volksthümlichsten schreiben.

In der Erzählung „Paul Sudram" von Hans Tharau (Nr. 2) führt uns der Verfasser eine Reihe von Verwickelungen vor, die daraus entstehen, daß ein älterer Mann ein junges Mädchen, Vaterstelle an ihm vertretend, erzieht und daß er, sobald es erwachsen ist, sein Herz an dieses verliert. Der Stoff ist nicht neu; doch was ist im Gewebe der Zeit neu? Wir müssen mit Ben-Akiba ausrufen: Hier ist alles schon dagewesen. Das junge, erzogene und sorgfältig behütete Mädchen, welches unter Paul Sudram's Schutz, einer zart entwickelten Blume gleich, aufwächst, ist die Tochter seiner Jugendgeliebten, die ihm die Treue brach und mit einem Schauspieler, während sie Sudram's Verlobte war, das Weite suchte. Natürlich mußte der Versucher vom Kothurn stammen, denn diese Aermsten, für einen Theil der guten Gesellschaft noch immer Verfemten haben den Vorrang für die Erzähler vom Standpunkte Tharau's — oder ist es eine Frau Tharau —, das Contingent der privilegirten Spitzbuben zu stellen. Ohne Zweifel mußte die ungetreue Geliebte sterben und verderben, nachdem sie gesündigt hatte. In ihrer allerhöchsten Noth, den Tod vor sich, rief sie den fernen Geliebten an, welcher kam und die Sorge für das kleine nachgelassene künstlerische und moralische Fragezeichen in Gestalt der wieder geborenen Angebeteten, der kleinen Margaretha, übernahm. Seite 5 des Romans sagt der Verfasser: „doch die Natur verlangt ihre Rechte". „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus" — werther Autor. Paul Sudram, obgleich er alle Menschen dem Charakter und der Richtung nach weit überragt, erliegt der Herrschaft der Natur. Dem Liebreize dieses emporblühenden Kindes, das ihn für seinen Vater ansieht und an ihm mit aller harmlosen keuschen Innigkeit eines sich nach und nach erschließenden Mädchenherzens hängt, widersteht sein Männerherz nicht. Da er jedoch selbstsüchtig ist — wie viele Männer und alle Verliebte —, so fesselt er das arme Kind an sich, ehe er erforscht hat, ob es auch in ihm den Gipfelpunkt seiner Hoffnungen für das Dasein sieht. Er verlobt sich mit ihr und sie, die kleine tapfere Seele, meint sich verpflichtet zu dem Opfer, obgleich ihr Herz gewählt hat. Das Ende vom Liede ist, daß Sudram seines Irrthums inne wird und daß Margarethe ihren geliebten Lothar ehelicht.

Das wäre damit alles recht gut. Der Verfasser ist nicht ohne Talent und hat eine leichte fließende Art der Darstellung, die seine Phantasiegebilde durchgängig unterhaltend macht.

Wenn wir uns hier eingehend mit ihm beschäftigen, so geschieht es darum, weil wir ein Wort gegen die Verschmelzung mit religiöser Spielerei und Hindeutung, deren sich der Verfasser befleißigt, einlegen möchten. Paul Sudram, der hervorragendste Egoist, den es geben kann, der einer natürlichen Regung in sich zu Liebe das von ihm erzogene junge Kind an sich zu fesseln trachtet und, ohne ihm Raum zu lassen, sich zu äußern, sein armes kleines schüchternes Herzchen für ewig elend zu machen nicht zögert, rechtfertigt seinen Widerwillen gegen eine Zuneigung Margarethens zu Lothar, dem von ihr Geliebten, mit einem Aufwande von religiösen Hinblicken, die auf seinen Charakter ein eigenthümliches Licht werfen. Stand dem Verfasser die Religion nicht zu hoch und heilig da, als daß er sich nicht scheute, für den, welchen er als Helden seines Romangebildes feierte, einen Deckmantel für eine ganz irdische Leidenschaft daraus zu machen?

Lothar hatte kein Christenherz — so läßt Tharau Sudram folgern; dieses vermag nur

menschlich wahrhaft zu lieben, weil es stets aus der Quelle göttlicher Liebe schöpft. . . . Stand sie fest in ihrem Glauben, gehörte ihr Herz in erster Reihe ihrem Heilande — dann war keine Gefahr — dann wählte sie auch nicht anders als in seinem Sinne (natürlich ihn) — war aber ihr Herz nicht also gestählt — ach, Sudram war nicht der erste, der es erfahren mußte, wie auch Beispiele und Gebete, ja auch die Hingabe des ganzen Lebens und Strebens, eine Seele nicht zu dem entscheidenden Schritte vom Tode zum Leben zu bringen vermag — das kann allein Gottes Geist. Der bloße Gedanke an die Absichten des jungen Mannes erfüllte ihn mit Entsetzen . . . u. s. w.

O, Pharisäerthum! Wir suchen nach Worten, um

Schon steht er da im Götterglanze
Auf Idas ewig grüner Au,
Schon grüßen aus dem Heldenkranze
Sein Scharnhorst ihn, sein Gneisenau.
Der Blücher grüßt, Bülow der Schnelle,
Sein Streitgenoß und Siegsgenoß,
Grolmann, der Freund, der Ernste, Helle,
Deß Auge Schlachtenblicke schoß.

Von einigen ältern Specialwerken abgesehen, hat erst Ludwig Häusser Boyen's erwähnt und dann die neueste deutsche Geschichtschreibung (Treitschke, Alfred Stern, Delbrück, Lehmann) ihn in seiner Bedeutung als Charakter wie als Mitarbeiter am Werke Scharnhorst's, dem Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht in Preußen, gewürdigt und demgemäß in den Vordergrund ihrer Darstellung gestellt. Preußens Könige haben immer gewußt, was sie an dem Manne hatten, und wie Kaiser Wilhelm I. schon 1871 es aussprach, daß Boyen's Verdienste oft und viel verkannt worden sind, so hat Kaiser Wilhelm II. bei der Verleihung geschichtlicher Namen an eine Anzahl Regimenter zu Anfang dieses Jahres für das 5. ostpreußische Infanterieregiment den Namen von Boyen's gewählt.

Die reichste Quelle zur Erkenntniß der Persönlichkeit und Wirksamkeit Hermann von Boyen's ist nun durch die Veröffentlichung der zunächst im ersten Bande vorliegenden „Erinnerungen" des ausgezeichneten Mannes erschlossen. In der Mitte der dreißiger Jahre sind sie von ihm niedergeschrieben und bis zum 18. October 1813 fortgeführt. Wie sein Sohn, der verstorbene General der Infanterie und Generaladjutant von Boyen, diesen Schatz gehütet hat und warum er nicht früher zur Veröffentlichung geschritten ist, darüber unterrichtet die Einleitung des Herausgebers, welcher die vorstehenden Angaben entnommen sind. Aus ihr erfährt der Leser auch, daß vertraute persönliche Beziehungen den Kirchenhistoriker einer Aufgabe zugeführt haben, die in seinen Händen zunächst befremden kann. Doch wird man bald wahrnehmen, daß er in langjähriger Beschäftigung mit dem zu Anfang ihm ferner liegenden Gegenstande sich in ihn eingelebt hat, und man wird den Erwägungen beistimmen, die zum Entschlusse führten, den Text der Aufzeichnungen wortgetreu und ohne Erläuterungen wiederzugeben. Daß die Absicht der Wahrung des urkundlichen Charakters der „Erinnerungen" die Beibehaltung ihrer Rechtschreibung und Stilistik bedingte, ist selbstverständlich. Zudem lag der ausdrückliche Wunsch des Sohnes vom Verfasser vor, „bei der vorher gebräuchlichen Schreibart zu bleiben". „Die Memoiren meines Vaters", hatte er geäußert, „zwischen 1830 und 340 geschrieben, sind kein geeignetes Feld für moderne thographie, die erst nach dem Jahre 1870 beginnt." ineswegs „zweifellos", sondern falsch ist es aber, daß r Herausgeber den ganz ungeregelten, völlig sinnwidrigen ebrauch großer Anfangsbuchstaben zur Rechtschreibung er zur „vorher gebräuchlichen Schreibart" gerechnet hat. eser beruht einfach auf dem unbewußt nachlässigen Zuge Hand (Ductus) beim Niederschreiben und hätte gerade so geregelt werden sollen, wie die sicherlich im Original willkürliche Satzzeichnung vom Herausgeber oder Corrector richtig gestellt worden ist. Solche Verkennung dessen, was zum „Urkundlichen" gehört, mag allein darauf hindeuten, daß der Kirchenhistoriker, vorzüglich der Betrachtung der Zeiten hingegeben, mit den gültigen Editionsgrundsätzen sich weniger vertraut gemacht hat. Der Eindruck, den der Text des schön ausgestatteten Buchs durch die Ueberfülle falsch ausgestreuter Majuskeln auf den Leser hervorbringt, wirkt stellenweise doch so störend, daß die Bitte angebracht scheint, wenn es noch an der Zeit ist, dem zweiten Bande die erwähnte Verunzierung zu ersparen.

Sehr glücklich hat der Herausgeber den Mangel jeglicher Gliederung des in ununterbrochenem Flusse der Erzählung fortlaufenden Memoirenwerks durch ein in Abschnitte getheiltes, genaues Inhaltsverzeichniß der einzelnen Seiten auszugleichen gewußt (S. xxvii zu S. 40 hat ein übersehener doppelter Druckfehler das warschauer Blutbad auf den 16./7. April 1793 statt auf den 16./17. April 1794 gesetzt, und unsers Erachtens hätten die Namen im Inhaltsverzeichnisse nicht in der Schreibweise der Handschrift, sondern hier wenigstens richtig gegeben werden sollen, so: Igelström statt Igelströhm, und Suworow statt Souwarow). Ein Namenregister ist noch für den Schlußband in Aussicht gestellt.

Die „Erinnerungen" von Boyen's werden bald eine hervorragende Stelle in der Memoirenliteratur aus der Zeit der Befreiungskriege und der ihr vorangehenden Jahrzehnte behaupten. Die schlichte, sachliche und doch so lebensvolle Darstellung des Verfassers, seine gründliche Kenntniß der geschilderten Ereignisse, Zustände und Verhältnisse, sein weiter, freier Blick, der ihn in der Rückschau die unmittelbar gegebene Sachlage stets im Zusammenhange der Dinge betrachten läßt, sein Wahrheitssinn, sein politisches Urtheil, das die Folgezeit gerechtfertigt hat, seine Vaterlandsliebe machen die Beschäftigung mit dem Buche zu einem so belehrenden wie erhebenden Genusse. Den Inhalt des Werks bilden nächst den fesselnden biographischen Mittheilungen die Schilderung des polnischen Unabhängigkeitskampfes 1793—94 und der preußischen Verwaltung in den eingenommenen polnischen Landestheilen, die Katastrophe der Schlachten bei Auerstädt und Jena, in deren ersterer von Boyen schwer verwundet wurde, der Feldzug in Ostpreußen 1806—1807 und die Reformperiode in Preußen bis zur Rückkehr des Königs von Königsberg nach Berlin im Jahre 1809. Daß unter den Reformarbeiten dem Werke der Wehrhaftmachung der Nation, wie überhaupt in der Gesammtdarstellung dem Zustande des preußischen Heeres das Hauptaugenmerk des Verfassers zugewandt ist, wird bei dem Gehülfen und Freunde Scharnhorst's und dem Vollender seiner Pläne von vornherein zu erwarten sein. Mit vollem Rechte übergibt der Herausgeber den Schatz der „Erinnerungen" wie der preußischen Armee, so dem deutschen Volke, und wir sind sicher, daß beide ihm Dank wissen werden.

2. Preußische Geschichte von William Pierson. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Stahlstichbilde Kaiser Wilhelm's I. und einer historischen Karte von Heinrich Kiepert. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889. Gr. 8. 10 M.

Pierson's „Preußische Geschichte" ist vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten male erschienen. Heute liegt sie in zwei starken Bänden stattlichsten Formats in fünfter Auflage vor. Diese Thatsache ist eine rechte und verdiente Jubelfeier. Das Werk nimmt seine ehrenvolle Stellung als die beste populäre Bearbeitung der preußischen Geschichte ein durch die zweckmäßige Auswahl des Stoffs, die richtige Abmessung der Grenzen, bis zu denen die Mittheilung und Vertiefung reicht, durch die wissenschaftliche Ueberarbeitung, welche die geschmackvoll schlichte Darstellung gefunden hat, und durch den vaterländischen Sinn und das maßvolle Urtheil über Personen und Verhältnisse. Wie jede frühere, so ist auch diese fünfte Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführt, sie schließt mit den Kaiserfahrten des verflossenen Jahres. Ein reichhaltiges Sach- und Personenverzeichniß erhöht die Brauchbarkeit des Buchs, das bei all denen, die es noch nicht kennen sollten, wärmster Empfehlung würdig ist. Ein volksthümliches Geschichtswerk über einen Gegenstand von dem Allgemeininteresse, wie es der behandelte erregt, immer frisch zu erhalten, hat seine großen Schwierigkeiten. Einmal durch die Fülle der zu berücksichtigenden Forschungsergebnisse; dann durch die Reihe großartigster Begebenheiten, die seit der ersten Vollendung des Buchs am Verfasser nicht blos vorübergegangen, sondern von ihm innerlichst mit durchlebt sind und wie auf jeden normalen Menschen auch auf ihn ihren Einfluß geübt haben. Der Verfasser von 1889 ist eben ein anderer Mann als der von 1864, und wenn er auch dieser innern Entwickelung in der Ueberarbeitung seines Buchs Rechnung getragen hat, so will es uns doch scheinen, als ob noch etwas mehr darin geschehen könnte, um eine ganz einheitliche Auffassung der Geschehnisse zu Wege zu bringen. Die vollendete Reife des Urtheils in der Darstellung der Regierungszeit Wilhelm's I. tritt zu mancher Aeußerung über frühere Zeiten, z. B. das Jahr 1849, in einen gewissen Gegensatz, der nicht eine zwiespältige Anschauung, sondern eine nicht völlig ausreichende Feile der ältern Darstellung verräth.

Ein sehr löbliches Verfahren ist die kurze Skizzirung der Geschichte der zur Monarchie hinzutretenden Landestheile bis zum Zeitpunkte ihrer Einverleibung. Im Abrisse der Geschichte des preußischen Ordensstaats wäre es bei nächster Auflage wol angezeigt, die große Gestalt Heinrich's von Plauen nicht mit dem unerwiesenen Vorwurfe des Verraths zu belasten (I, 97). Die Revision des ihm aufgedrungenen Processes ist in der „Baltischen Monatsschrift", Band 33 (1886), S. 702—707 nachzulesen, wonach auch die irrigen Angaben über seine „bis zum Tode dauernde Gefangenschaft zu Brandenburg" zu berichtigen wären.

Friedrich Bienemann.

Der illustrirte Rosegger.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lieferung 22—37. Wien, Hartleben. 1889. Lex.-8. Jede Lieferung 50 Pf.

Mit den vorliegenden Heften der von den obengenannten Künstlern hübsch illustrirten Ausgabe der Werke Rosegger's wird der zweite Band begonnen und zu Ende geführt. Derselbe enthält den merkwürdigen Roman: „Der Gottsucher", welcher an die Sage von einem erschlagenen Pfarrer anknüpfend, die wechselnden schlimmen Schicksale seiner verfemten Gemeinde schildert und durch die kräftige Zeichnung und das düstere Colorit, welches über dem Ganzen schwebt, schon bei dem ersten Erscheinen dieser Erzählung berechtigtes Aufsehen erregte. Außerdem finden wir die hübsche idyllische Schilderung, welche Rosegger unter dem Titel „Die Schriften des Waldschulmeisters" veröffentlichte, und die einige besonders gelungene Gestalten von großer Anmuth — man denke nur an die liebliche Waldlilie, die den Vorwurf zu einem hübschen plastischen Bildwerke Brandstetter's geboten hat — vorführt. Der Schluß des Bandes enthält die drei Dorfgeschichten: „Felix der Begehrte", „Das Holzknechthaus" und „Der Hinterschöpp". Die zwei größern Erzählungen gehören thatsächlich zu Rosegger's besten Schöpfungen, insbesondere dürfte der „Waldschulmeister" das poesievollste Werk des steirischen Poeten mit Recht genannt werden. Man merkt es an demselben am besten, wie die Lektüre Adalbert Stifter's auf den Autor gewirkt und mancher Zug seiner Kleinmalerei scheint dem berühmten Verfasser der „Studien" hier abgelauscht. Die netten Bilder zeugen auch in diesem Bande, wie sehr sich die Künstler Greil und Schmidhammer in die Denkweise des Dichters eingelebt haben.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Gerade vor einem Jahre konnten wir mit herzlicher Freude G. Hirth's und R. Muther's „Cicerone in der königlichen ältern Pinakothek zu München" anzeigen (vgl. d. Bl. f. 1888, S. 688). Die große Zustimmung, welche dem Buche geworden, hat den Plan eingegeben, den münchener Führer das erste Glied einer Reihe ähnlicher Bücher für die Kunstsammlungen Europas werden zu lassen, und so liegt als zweiter Band vor: „Der Cicerone in der königlichen Gemäldegalerie in Berlin von Richard Muther.

Mit einer allgemeinen Einleitung über Kunst und Kunstverständniß und einer kurzen Geschichte der malerischen Auffassungen und Techniken von Georg Hirth. Mit Plan, 23 Künstlerporträts und 175 Illustrationen" (München, Hirth, 1889). — Mit Recht sind G. Hirth's treffliche Auseinandersetzungen als eiserner Bestand jeden Bandes, die ja meist in verschiedene Hände gelangen werden, anerkannt, doch nicht ganz unverändert abgedruckt, sondern überall durchgesehen und durch zwei Abschnitte über die malerische Auffassung und Technik des Alterthums und des 17. Jahrhunderts bereichert; auch ist ein Wechsel der Kopfleisten und zwar in der Wahl sinngemäßerer eingetreten. Richard Muther leitet die Beschreibung der Bilder der königlichen Gemäldegalerie mit einigen der Geschichte und dem Charakter der Sammlung gewidmeten Seiten ein, um dann die Italiener, Spanier, Franzosen, Deutschen, Niederländer, Vlamen und Holländer nach ihren einzelnen Schulen eingehend zu besprechen, die vorzüglichsten und bemerkenswerthesten Bilder zu beschreiben und zu kennzeichnen. Die Veranstaltungen, sich in der Galerie bekannt zu machen, jeden Maler und die einzelnen Bilder von ihm leicht aufzufinden, sind vorzüglich getroffen, und die reiche, zum größten Theile trefflich gelungene Illustration bietet dem Besitzer des Buchs nicht nur ein willkommenes Andenken an den Besuch des Museums, sondern ist zur Förderung des Vor- und Nachstudiums der Bilder sehr geeignet.

— Von dem Verfasser der in dritter Auflage vorliegenden „Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840—71", Prof. Dr. Karl Biedermann, erscheint bei Schottländer in Breslau demnächst der erste Band eines zweiten Werks zur neuesten vaterländischen Geschichte unter dem Titel: „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte, 1815—1840". Dasselbe schließt sich nach rückwärts ergänzend an das frühere an, sodaß beide zusammen eine fortlaufende Geschichtsdarstellung des ganzen Zeitraums vom Wiener Congreß bis zur Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs enthalten werden. Die Kritik hat die „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" als „ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes" bezeichnet: eben dies läßt sich auch von den „Fünfundzwanzig Jahren deutscher Geschichte" erwarten. Das auf zwei Bände berechnete Werk wird vor Ostern zu dem Preise von 7 Mark zu beziehen sein.

— Wer in der etwas schwerfällig geschriebenen Abhandlung „Ueber Phantasievorstellungen" von Anton Oelzelt-Newin (Graz, Leuschner u. Lubensky, 1889) eine Aufklärung über die elementaren Vorgänge des Bewußtseins zu erfahren hofft, welche in allem Phantasiemäßigen wirksam sind, wird sich enttäuscht sehen. Aber er wird dem Verfasser dennoch Dank wissen für die sorgfältige Zusammenstellung von Thatsachen aus menschlicher und thierischer Phantasie, für die Aufzählung der Eigenschaften und körperlichen Begleiterscheinungen und für den Versuch einer genetischen Darlegung der allgemein menschlichen und der künstlerischen Phantasie. Dem Ergebnisse der letzterwähnten Mittheilungen, daß mit nichten der Fortschritt geistiger Cultur die Freiheit und Mannichfaltigkeit der Phantasievorstellungen hemme oder gar unterdrücke, können wir im allgemeinen gern zustimmen.

— „Wissenschaft oder Christenthum? Wer denkt schärfer?" Unter diesem seltsamen Doppeltitel führt Dr. F. Walther seine, wie er glaubt, epochemachende Schrift ein (Stuttgart, Kohlhammer, 1889), welcher wir leider nur das Motto: „Parturiunt montes et nascitur ridiculus mus", mit auf den kurzen Lebensweg geben können. Dieses Urtheil thut uns um so mehr leid, als der Verfasser in einem recht ansprechenden Stile die Ergebnisse ernster Denkarbeit niederlegt. In der ersten Hälfte seines Buchs gelangt er zu folgendem Ergebniß: Wird dem Christenthum das Feld der Erziehung überlassen, so setzt sich dasselbe mit seiner im Gegensatze gegen die ideale „Wissenschaft" selbstsüchtigen Denkweise in den jugendlichen Köpfen so fest, daß der Versuch, seine Einwirkungen später wieder zu beseitigen, gänzlich aussichtslos erscheinen muß. Darum verzichtet die Wissenschaft, wenn sie das Feld der Erziehung dem Christenthume preisgibt, thatsächlich auf die Durchführung ihrer sachlichen Betrachtung der Dinge. Nun aber muß — nach Walther — der ganze geschlossene Aufbau unserer Gedankenwelt auf jenen Grundgedanken stehen, die sich an die eigene Existenz unmittelbar angeknüpft haben. Das menschliche Bewußtsein gleicht dem strömenden Safte, der sich durch Stamm und Aeste eines Baumes ergießt. Unser Bewußtsein muß sich gesetzmäßig entwickeln; das kann es nur, wenn es von dem christlichen Urgedanken ausgeht, daß hinter ihm selbst und allem andern sein „Vater" als bewegende und beherrschende Macht steht. Ein naturgemäßes Denken wird ferner den Unterschied von gut und böse durchaus billigen müssen; wird auch darüber klar sein, daß der Tod uns nicht belästigen darf. Christus, der Gottessohn, ist thatsächlich zum Herrscher geworden in dem ganzen Weltbilde; durch ihn ist die „selbstsüchtige" Art zu denken höchste Weisheit geworden. Alles muß nach dem einzig möglichen einheitlichen Gesichtspunkte geschätzt werden, d. h. nach dem Werthe, den es für die eigenste Befriedigung des Menschen hat. Wir sollen immer und überall mit gewissen Grundgedanken anfangen, welche unmittelbar mit uns selbst und unserm Dasein zusammenhängen. Der oberste Gedanke ist, daß alle Dinge von unserm Vater ausgehen und daß auch der Sohn Gottes durch Leiden hindurchgehen mußte. Vor diesen Sätzen muß sich die stolze Wissenschaft beugen. Vorläufig bezweifeln wir, daß sie Herrn Dr. Walther diesen Gefallen thun wird.

Bibliographie.

Andreae, C., Einige Bemerkungen über Erziehung, Unterricht und Schulen. Langensalza, Beyer u. Söhne. 8. 50 Pf.

Burger, E., Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Carlyle, T., Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen. Deutsch von J. Neuberg. Reproduktion durch chemisch-anastatischen Druck 1889. Berlin, v. Decker. 1853. 8. 5 M.

Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Litteratur, Wissenschaft und sociales Leben. Herausgegeben von F. Mauthner. 1. Jahrg. 1889/90. 52 Nrn. Glogau, Flemming. Gr. 4. Vierteljährlich 3 M.

Feldblumen. Für den Familientisch das deutschen Schulhauses gesammelt von einer Lehrerfrau. Langensalza, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 4 M.

Gréville, H., Kleopatra. Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Höffer, P., Von Meer zu Meer. Posse und Ausstattungsstück. Berlin, Expedition der deutschen Schriftstellerwelt. 8. 1 M. 50 Pf.

Jacobi, J., D. Justus Ludwig Jacobi und die Vermittlungstheologie seiner Zeit. Gotha, Schloeßmann. 8. 3 M.

Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. 1. Jahrg. 1888/89. Metz, Scriba. Lex.-8. 6 M.

Méric, E., Die socialen Irrthümer der Gegenwart. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Pazaurek, G. E., Carl Soreta (1610—1674). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 17. Jahrhunderts. Prag, Ehrlich. Lex.-8. 3 M.

Pfundheller, H., Peter von Cornelius und der Campo santo in Berlin. Berlin, Weidmann. 8. 50 Pf.

Raasloff, H. J. A., Aphorismen. Kopenhagen. Gr. 8. 80 Pf.

Roskoschny, H., Das arme Rußland. Ein Beitrag zur Kenntnis der wirthschaftlichen Lage des russischen Reiches. Leipzig, Reißner. 8. 4 M.

Rucktäschel, T., Einige arts poétiques aus der Zeit Ronsards und Malherbes. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Poetik des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmidt-Bode, J., Kaspar Jakob Bischoff, ein moderner Kirchen-Komponist. Mainz, Diemer. 8. 50 Pf.

Schwab, G., Aus dem Jugendleben Herzog Christoph's von Württemberg. Romanzen. Stuttgart, Cotta Nachf. 8. 60 Pf.

Sievers, O., Waterloo. Historie. Braunschweig, Goeritz. 8. 2 M.

Taubert, E., Eleonore Prohaska. Schauspiel. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 1 M. 50 Pf.

Thilo, Amalie, Hellas, das Land der Ideale. Vortrag. Wien, Frank's Nachf. 8. 80 Pf.

Vincke, G. Freih., Kleine Geschichten. 2 Bde. Münster, Aschendorff. 8. 4 M.

Voss, E., Die Natur in der Dichtung des Horaz. Düsseldorf, Voss u. Comp. 8. 1 M.

Wachs, O., Die politische und militärische Bedeutung des Kaukasus. Berlin, Wilhelmi. 8. 1 M.

Zahn, A., Abriss einer Geschichte der evangelischen Kirche in Amerika im 19. Jahrhundert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Krauss, Dr. Fr. S., Orlović, der Burggraf von Raab. Ein mohammedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Hercegovina. 8°. (VIII u. 128 S.) M. 1.60.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den 12. Band der „Gesammelten Werke" von Moriz Carriere.)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werthe sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

F. Max Müller.

Neunte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Die von dem berühmten deutschen Gelehrten Prof. F. Max Müller in Oxford verfaßte, seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle hat in Deutschland wie im Auslande so zahlreiche Freunde gefunden, daß immer neue Auflagen nöthig werden. Das Buch empfiehlt sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im 8ten Versandjahre 1888 wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Erklärungen der Tollheit.

Von **J. Haslam.** Aus dem Engl. von Dr. **F. Wollny.** Preis 1 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'
Neues Wörterbuch
der Englischen und Deutschen Sprache
mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

2 Theile. Geb. 6 M.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.
E. Naumann, Uhren-Fabrik [7218
Leipzig, Königsplatz 6.

Taschentücher

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

Billigste Preise.

H. Raab. Zeitz — Bestes Fabrikat. — Fontainen-Fabrik

Illustrirte Preisliste gratis und franco.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12,—, 18,—M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Illustr. Preislisten gratis! — Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1889. Nr. 3.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
NOV 16 1889
LIBRARY

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 31. October 1889.

Inhalt: Wilhelm Jensen als Lyriker. II. Von Benno Rüttenauer. — Erzählungen. Von Lina Vagt. — Zur deutschen Sprache und Literatur. Von Robert Boxberger. — Bilder aus dem kirchlichen Leben. Von Karl Fallmann. — Zur Philosophie Plato's. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm Jensen als Lyriker.

II.

Wiewol „Bohemund", und in gewissem Sinne paßt dies auch für „Lilith", symbolisch eine Idee ausspricht, scheint der Dichter doch nicht von ihr, sondern von seinem Stoffe ausgegangen zu sein. Dieser ist an sich mit so reichem, buntem Leben ausgestattet, daß es den Anschein gewinnt, als ob er vom Dichter allein um seiner selbst willen behandelt worden wäre, wodurch dann die Idee von selber daraus hervorsprang.

Anders verhält es sich wol mit dem Gedichte „Hans Gutgesell", welches nur der Idee halber gedichtet sein mag.

Dieser Hans Gutgesell ist als Individuum von Bohemund ebenso verschieden wie Ton und Colorit der beiden gleichnamigen Gedichte, aber in der Idee sind sie eng verwandt. Vom Grafen Bohemund könnte man nicht sagen:

Ihm ward zu weit die junge Brust
Von warmem Blut und Frühlingslust;
Ihm klang zu hold der Lerche Gruß;
Das Herz zu voll, zu leicht den Fuß,
Zog er davon, die Augen hell —

Aber dann folgt eine Stelle:

Aufjubelnd schlug die Nachtigall
Mit summend leisem Wellenhall
Zu ihren Füßen rann der Fluß.
Die Lippe fand der Lippe Kuß —
Da schoß im nächtigen Blau ein Stern,
Da schwoll ein Waldhornruf von fern,
Da sprang er auf: Leb wohl! Hab Dank!
Das war von ihr ein Stimmenklang!
Ihr Sternenauge winkte mir —
Leb wohl! Hab Dank — ich muß zu ihr!

Es ist trotz der unendlichen äußerlichen Verschiedenheit derselbe innerliche Vorgang wie im „Bohemund".

Die drei Gedichte „Lilith", „Bohemund" und „Hans Gutgesell" haben also einen ideellen Zusammenhang untereinander.

Allen dreien liegt der Gedanke zu Grunde, daß einzelne Individuen an dem sie umgebenden Lebensinhalte oder anders gesagt, an der sich ihnen in der Alltäglichkeit bietenden Lebensgestaltung kein Genügen finden und im tiefsten Innern eine unstillbare Sehnsucht empfinden nach reinern Formen, nach werthvollerm Gehalte des Lebens, nach einer geahnten, geträumten Schönheit, welche sie um jeden Preis gewinnen möchten. Das erste Gedicht gibt eine dichterisch-schöne mythologische Erklärung dieser Thatsache, das zweite, „Bohemund", ist eine Individualisirung derselben in einem farbenreichen costümgetreuen mittelalterlichen Lebensbilde und das dritte, der „Hans Gutgesell", dessen Held kein eigentliches Individuum, sondern der Typus einer Gattung ist, hat wieder gattungsmäßigern Charakter und zeigt den Einfluß der genannten Thatsache auf das Lebensschicksal derjenigen Art Menschen, in denen dieselbe besonders stark zur Erscheinung gelangt ist:

Das ist der alte Hans Gutgesell,
Er sitzt in seiner Klosterzell'
Allein und sucht — der arme Tropf,
Es ist nicht ganz in seinem Kopf —
Doch thut er keinem was zu leid,
War nur von früh nicht ganz gescheit.

Es ist das Suchen nach Gott, wie man es auch genannt hat, das Träumen von einem Ideal, das Erobernwollen eines solchen, wie es sich in der Brust jedes bessern Menschen mehr oder weniger stark ankündigt, es ist das, was in seiner stärksten Ausprägung den Dichter, den Künstler, das Genie macht, es ist der ernste Grund und Hintergedanke des Don Quixote. Und die Idee liegt bei Wilhelm Jensen nicht nur den drei besprochenen Gedichten

zu Grunde, sondern in der eigenartigen Schattirung, die ihr der Dichter gibt. Als Sehnsucht nach Schönheit ist sie charakteristisch für Jensen und leuchtet aus der Grundstimmung aller seiner Dichtungen hervor, der in Prosa nicht weniger wie derjenigen in Versen. Durch die feine vornehme Novelle in Jamben „Am Aschenkrug" klingt dieser Grundgedanke hindurch wie leises wundersames Läuten; in dem historischen Romane „Die Pfeifer von Dusenbach" ist Sehnsucht nach Schönheit, die dort nicht weniger tiefpoetisch begründet wird als im „Bohemund", der Stern des Helden, der ihn aus Verworfenheit und Niedrigkeit zu glück- und lichtvollen, glänzenden Lebenshöhen leitet.

In einem andern an eigenartigen Farben reichen Gedichte „Ein Schatten" ist die symbolische Wahrheit, welche darin liegt, nicht so leicht zu erkennen wie in den genannten, und der Dichter hebt sie deshalb selber hervor die furchtbare Wahrheit von der Seele:

Die in Götterhoheit wandelt,
Manchmal auch sich bläht und brüstet,
Wenn der Leib, ihr Aba Kuri,
Selber ein gesunder Gott ist —

aber wenn es mit diesem hapert, mit jähem Schrecke fühlt,

Daß sie wahrhaft nur ein Schatten,
Daß ihr ganzer Hoheitstolz,
Ihre Götterwürde nichts ist
Als ein Spiegelglanz der kurzen
Leiblichkeit des Aba Kuri.

Und sie weiß, sie muß ihm folgen
In die dunkle Nacht des Nichts
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Armer Schatten! Arme Seele!

Wir stoßen hier auf eine Seite in Jensen's Schaffen, die nicht stillschweigend übergangen werden soll, ich meine die stets wiederkehrende Betonung atheistisch-materialistischer Weltanschauung. Denn auch in diesem Umstande liegt ein Grund dafür, daß die deutsche Nation sich so schwer mit Jensen befreundet. Unser gebildeter Mittelstand ist zwar überwiegend ungläubig, aber doch nur so halb und halb, wie sie eben alles sind, die guten Leute. Irgendwo stecken ihnen Fetzen vom alten Glauben noch im Blute und sie haben nicht den Muth des offenen Unglaubens und seines lauten Bekenntnisses. Sie glauben nicht an Gott, aber vor einem Menschen, der laut ein Gottesleugner ist, wird ihnen angst und bange. Es ist dies ein Stück von der alten Heuchelei und Feigheit, und wer es mit dem deutschen Bildungsphilister nicht verschütten will, der hüte sich, daran zu rühren. Er mag Gott und seine Welt so schlecht machen, als er nur will, nur muß er nicht ausdrücklich sagen, daß er wirklich den lieben Gott damit meint. Die Franzosen und diejenigen deutschen Schriftsteller, welche, wie jene, die moderne Weltanschauung zwar auch bis in ihre äußersten Folgerungen vertreten, aber, ohne weiteres Aufsehen damit zu machen, dieselbe einfach voraussetzen, werden ohne Aergerniß gelesen. Dies ist charakteristisch für die Sachlage. Man kann nun der Meinung sein, daß es nicht nützlich, ja daß es schädlich ist, den alten Glauben im Volke auszurotten; dies aber steht fest, daß Jensen's Handlungsweise wieder ein großartiger moralischer Zug seines Wesens ist. Er weiß, daß er damit den Heuchlerseelen ein Unbehagen bereitet. Weniger gegen den Glauben kämpft er, als gegen die augenverdreherische Phrase, die Verlogenheit, die in ihrer widerlichsten Gestalt da erscheint, wo der Mensch aus Feigheit sich selbst belügt.

Daß die Wahrheit nicht immer glücklich macht, empfindet auch Jensen und drückt es ergreifend aus in den zwölf Sonetten aus dem Jura, wovon die letzten drei an J. J. Rousseau gerichtet sind. Von ihm heißt es:

Und dennoch, ob das Leben dich verwaist
An allen Freuden, deinen Tag in Nacht
Verschattet hielt und nichts dir zugebracht
Von dem, was man des Lebens Güter heißt,
Dir selbst zum Trotz hieltst du von einem Geist
Nach weisem Plan das Weltall vorbedacht.

Und dann nach dem Geständnisse des eigenen Unglaubens:

Und ob im Gram dein Leben schwand, mein Herz
Durchbebt's: du warest glücklicher als wir.

Aber er meint auch, daß wir auf dieses „glücklich sein" mit hohem Stolzbewußtsein verzichten, da wir, auch wenn wir es könnten, uns nicht selbst belügen möchten, welches allein Sache elender Tröpfe ist.

Jensen entwickelt seine Weltanschauung wiederholt in seinen Romanen und Novellen, am tiefsten und gewaltigsten in „Nirvana", und zwar objectiv, indem er einzelne Personen seiner Schöpfungen, mit entsprechender Charakterveranlagung und Bildung begabt, in Lagen bringt, in denen sie die Philosophie des Dichters als die ihrige aussprechen müssen. Subjectiv thut er es in „Um meines Lebenstages Mittag", einer Art Laienbrevier in Terzinen, die eine fortlaufende Kette kleinerer Gruppen von sehr verschiedenem Charakter bilden. Elegische Stimmungspoesie und sogenannte Gedankenlyrik wechseln miteinander. Und die letztern Stücke sind keineswegs philosophische Rhetorik, sondern wirkliche Lyrik; die Ergebnisse des abstracten Denkens werden nicht an und für sich geboten, sondern in ihrem Verhältnisse zu den lebendigen Empfindungen des Herzens, zu Lust und Schmerz, Seligkeit und Elend, Jubel und Traurigkeit, Entsagung und Empörung, Hoffnung und Enttäuschung.

In dem größten Gedichte Jensen's, der „Insel", ist wie in seinen Prosadichtungen das Glaubensbekenntniß des Verfassers in den epischen Faden verwoben und gibt dem Ganzen die Grundstimmung. Das Gedicht, in welchem die Zauberwelt einer tropischen Insel mit den glühendsten Farben vor unserer Phantasie aufsteigt, scheint noch weniger gekannt zu sein als Jensen's rein lyrische Gedichte.

Es ist so: wie die Dinge gegenwärtig in Deutschland liegen, kann ein Dichter wahre Wunderschätze der Poesie ausstreuen, besonders wenn dieselben dazu die äußere

poetische Form haben, in welcher sie von den „Organen der deutschen Dichtung" von vornherein erbarmungslos ausgeschlossen sind, und er kann das fortgesetzt thun, ohne daß die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit, d. h. soweit sie die höhere Geistescultur vertritt, davon Kenntniß nimmt.

Die Erfolgsanbeter könnten sich daraus eine interessante Nutzanwendung merken. Aber sie lassen sich lieber das Wort unsers Dichters gesagt sein:

Du verlachst die Tagesmode?
Du verachtest ihren Sold?
Narr! Es geht die Kunst nach Brote,
Und die Schönheit geht nach Gold.

Sie sind keine Narren, kein Hans-Gutgesellen.

Zu allen Zeiten war die Poesie das Mädchen aus der Fremde, das nur wenigen vertraut wurde; in unserer Zeit des Maschinengerassels und der Dampfwagen, in welcher die Lebensgeschäfte eine immer hastendere Unruhe annehmen und der Verkehr der Menschen untereinander immer mehr nur noch äußerlich ist, in demselben Verhältnisse, wie man sich auf der Eisenbahn fremder bleibt als in den alten gelben Postwagen: wer hat in einer solchen Zeit noch Zeit, in der Unterhaltung mit der Poesie zu verweilen? Da mag es dem Besten damit ergehen wie jenem Reisenden „Im Eilzug" mit seinen Fahrtgenossen:

Nur unsern, mit dir selbst
Im gleichen Wagenraum, bewegt sich leis
Ein Flimmerschein. Es kommt dir wie ein Traum,
Daß sich die Thür beim letzten Anhalt kurz
Geöffnet hat und noch ein Gast mit dir
Den Wagen theilt. Nun blickst du auf und siehst:
Am Fenster drüben nickt im Windeszug,
Wie seidene Fäden, braunes Haargelock
Um junge Mädchenstirn. Sie beugt sich ab
Und des Gesichtes weicher Umriß nur
Hebt von der Oede sich, die draußen fliegt.
So steht's, ein reglos Bildniß in der Hast
Ruhlosen Flugs. Dann, daß du fast erschrickst,
Mit plötzlicher Bewegung wendet sich
Das Antlitz um, und lockenübernickt
Schaun dich zwei Augen an, auch märchenhaft,
Der Mittagssonnenstille draußen gleich.
Doch leblos nicht und fremd, dir ist, als sei
Vertraut ihr Glanz aus frühen Tagen dir,
Als führst du einsam durch die Fremde hier,
Die wundersamen, langverlorenen
Zurückzusuchen. Doch wie nun dein Mund
Sich hastig aufthun will, da blicken scheu
Und bittend dich die stummen Augen an.
Sie reden deutlich, daß geheime Furcht
In dieser brausend leeren Einsamkeit
Vor einem fremden Laut sie zagen läßt;
Und unter ihrem Blick erstirbt das Wort
Dir auf den Lippen, und den engen Raum
Seltsam durchwebt ein Traumeszauberbann
Lautlosen Schweigens, bis du plötzlich wie
Ein jäh Erwachender die Stirne hebst.
Verhallend, einem Klagruf ähnlich, klingt
Ein langgestrecktes Pfeifen dir im Ohr;
Es hält der Zug vor einer braunen Stadt
Mit altersgrauem Thurm und Mauerkranz
Verschollner Zeiten. Sonnenblendend, leer
Liegt der Perron des kleinen Haltepunkts,
Nur sie geht leisen Schritts jetzt drüber hin.
Du bückst im Traum dich vor und schaust ihr nach;
Geläut und Pfiff ertönt, ein Wagentrain
Sperrt dir den Blick — —

Mit diesem die Eigenart Jensen's in Ton, Stimmung und Grundfarbe der Empfindung noch einmal recht zum Ausdruck bringenden Bruchstück, welches zugleich für des Dichters meisterhafte und originelle Behandlung des fünffüßigen iambischen Blankverses mit durchgehends männlicher Endung charakteristisch ist, sei diese Betrachtung beschlossen. Viel Schönes und Herrliches konnte auf dem kurzen Raum nicht zur Sprache kommen, z. B. „Faira", ein Gedicht, welches, beiläufig ausgedrückt, unter Jensen's metrischen Dichtungen ist, was der „Eddystone" unter seinen Novellen, so das phantastische schöne Büchlein „Ein Holzwegtraum", Trochäen, wie sie poetischer und farbiger in deutscher Sprache seit Heine kaum mehr geschrieben worden und in denen, recht charakteristisch für Jensen, eine unerbittliche scharfe Zeichnung des Lebens und wundersame Märchenherrlichkeit aus „mondbeglänzter Zaubernacht" sich wie Bild und Arabeske zu schönster Wirkung ineinanderweben.

Benno Rüttenauer.

Erzählungen.

1. Anhaltisches Geschichtenbuch für Jung und Alt von Jean Bernard Muschi. Bernburg, Mehrhardt. 1889. 8. 3 M.
2. Paul Sudram von Hans Tharau. Norden, Soltau. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Marine-Novellen von Johannes Wilda. Zweite vermehrte und überarbeitete Auflage von „Auf hoher See und an der Küste". Schleswig, Bergas. 1889. 8. 2 M. 60 Pf.
4. Erlebtes und Erträumtes von W. B. Nysborg. Straßburg, Heitz. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. Von Chr. Johansen. Zweite Auflage. Schleswig, Bergas. 1889. 8. 2 M.
6. Die Sonne des Lebens. Novellen von Oskar Herzka. Wien, Perles. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.
7. Die am Wege sterben. Von Hans Land. Berlin, Fried u. Comp. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Ueber das „Anhaltische Geschichtenbuch" (Nr. 1) belehrt uns der Verfasser J. B. Muschi mit einem Vorworte in Folgendem:

Es war im Jahre 1881 im Frühjahr, als ich mich in Bregenz am Bodensee aufhielt und das Vergnügen hatte, mit Alfred Meißner, dem Dichter des „Ziska", und mit A. W. Grube, dem Verfasser der „Geographischen Charakterbilder", in innigen Verkehr zu treten.... Bei einer Abendunterhaltung kam unter anderm die Rede auch auf das in Blüte stehende Populärisiren der Wissenschaft, es wurde angegriffen und vertheidigt. Der Gesprächs-

gegenstand bildete den Uebergang zur Berührung einer uns mehr angehenden Sache, der volksthümlichen Dichtung, namentlich der Erzählung. Alfred Meißner, welcher sich bekanntlich in seiner letzten Schaffungsperiode fast ausschließlich dem Romane zugewandt hatte, ließ seine Meinung mit großer Bestimmtheit laut werden. Er bestritt nicht die Berechtigung der volksthümlichen Schreibweise, setzte aber hinzu, ihm sei es durchaus unmöglich, in dem bieder sein sollenden Tone des Horn'schen Spinnstubendichters zu schreiben. Wenn er nicht eine große allgemeine menschliche Idee in einem Stoffe fände, lasse er ihn lieber liegen und wenn er noch so vortrefflich im Sinne moderner Volksthümlichkeiten sich ausbeuten lasse. Er könne sich nicht helfen, aber ihm kämen diese höchst solid construirten und von Kapitel zu Kapitel auf die Nutzanwendung hinarbeitenden Volkserzählungen furchtbar hausbacken vor.

Der Verfasser des „Anhaltischen Geschichtsbuchs" fügt dieser Auslassung Meißner's über die populäre belletristische Kalenderliteratur mit ihren ästhetischen, auf den Standpunkt der Bauernregeln stehenden Kunstprincipien einen Nachtrag bei, aus dem hervorzugehen scheint, daß er die Art hausbackener Volkserzählungen, vor denen den geistreichen Romandichter eine Gänsehaut überlief, in dem Dargebotenen gehoben zu haben glaubt. „Veredlung des Volksgeistes": das ist die Losung, unter welcher er seine Geisteskinder in die Welt schickt. Auch mit ihren an das Marterholz der alltäglichen Nutzanwendung gekreuzigten ästhetischen Erfindungen wollten die Schriftsteller nach der Art der Horn'schen Spinnstubenerzähler das Volk heben und veredeln. Der Zweck ist also nicht das, was ihn von diesen unterscheidet; wenn jene jedoch ihn mit den dürftigsten Mitteln zu erreichen strebten, so sucht der Verfasser hier den Stoff auf ergiebigem Gebiete. Die Frage lassen wir offen, ob diejenigen Schriftsteller, die gleich ihm die Aesthetik voranstellen, oder die, welche der Moral jeden künstlerischen Gesichtspunkt unterordnen, am volksthümlichsten schreiben.

In der Erzählung „Paul Sudram" von Hans Tharau (Nr. 2) führt uns der Verfasser eine Reihe von Verwickelungen vor, die daraus entstehen, daß ein älterer Mann ein junges Mädchen, Vaterstelle an ihm vertretend, erzieht und daß er, sobald es erwachsen ist, sein Herz an dieses verliert. Der Stoff ist nicht neu; doch was ist im Gewebe der Zeit neu? Wir müssen mit Ben-Akiba ausrufen: Hier ist alles schon dagewesen. Das junge, erzogene und sorgfältig behütete Mädchen, welches unter Paul Sudram's Schutz, einer zart entwickelten Blume gleich, aufwächst, ist die Tochter seiner Jugendgeliebten, die ihm die Treue brach und mit einem Schauspieler, während sie Sudram's Verlobte war, das Weite suchte. Natürlich mußte der Versucher vom Kothurn stammen, denn diese Aermsten, für einen Theil der guten Gesellschaft noch immer Verfemten haben den Vorrang für die Erzähler vom Standpunkte Tharau's — oder ist es eine Frau Tharau —, das Contingent der privilegirten Spitzbuben zu stellen. Ohne Zweifel mußte die ungetreue Geliebte sterben und verderben, nachdem sie gesündigt hatte. In ihrer allerhöchsten Noth, den Tod vor sich, rief sie den fernen Geliebten an, welcher kam und die Sorge für das kleine nachgelassene künstlerische und moralische Fragezeichen in Gestalt der wieder geborenen Angebeteten, der kleinen Margaretha, übernahm. Seite 5 des Romans sagt der Verfasser: „doch die Natur verlangt ihre Rechte". „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus" — werther Autor. Paul Sudram, obgleich er alle Menschen dem Charakter und der Richtung nach weit überragt, erliegt der Herrschaft der Natur. Dem Liebreize dieses emporblühenden Kindes, das ihn für seinen Vater ansieht und an ihm mit aller harmlosen keuschen Innigkeit eines sich nach und nach erschließenden Mädchenherzens hängt, widersteht sein Männerherz nicht. Da er jedoch selbstsüchtig ist — wie viele Männer und alle Verliebte —, so fesselt er das arme Kind an sich, ehe er erforscht hat, ob es auch in ihm den Gipfelpunkt seiner Hoffnungen für das Dasein sieht. Er verlobt sich mit ihr und sie, die kleine tapfere Seele, meint sich verpflichtet zu dem Opfer, obgleich ihr Herz gewählt hat. Das Ende vom Liede ist, daß Sudram seines Irrthums inne wird und daß Margarethe ihren geliebten Lothar ehelicht.

Das wäre damit alles recht gut. Der Verfasser ist nicht ohne Talent und hat eine leichte fließende Art der Darstellung, die seine Phantasiegebilde durchgängig unterhaltend macht.

Wenn wir uns hier eingehend mit ihm beschäftigen, so geschieht es darum, weil wir ein Wort gegen die Verschmelzung mit religiöser Spielerei und Hindeutung, deren sich der Verfasser befleißigt, einlegen möchten. Paul Sudram, der hervorragendste Egoist, den es geben kann, der einer natürlichen Regung in sich zu Liebe das von ihm erzogene junge Kind an sich zu fesseln trachtet und, ohne ihm Raum zu lassen, sich zu äußern, sein armes kleines schüchternes Herzchen für ewig elend zu machen nicht zögert, rechtfertigt seinen Widerwillen gegen eine Zuneigung Margarethens zu Lothar, dem von ihr Geliebten, mit einem Aufwande von religiösen Hinblicken, die auf seinen Charakter ein eigenthümliches Licht werfen. Stand dem Verfasser die Religion nicht zu hoch und heilig da, als daß er sich nicht scheute, für den, welchen er als Helden seines Romangebildes feierte, einen Deckmantel für eine ganz irdische Leidenschaft daraus zu machen?

Lothar hatte kein Christenherz — so läßt Tharau Sudram folgern; dieses vermag nur

menschlich wahrhaft zu lieben, weil es stets aus der Quelle göttlicher Liebe schöpft. . . . Stand sie fest in ihrem Glauben, gehörte ihr Herz in erster Reihe ihrem Heilande — dann war keine Gefahr — dann wählte sie auch nicht anders als in seinem Sinne (natürlich ihn) — war aber ihr Herz nicht also gestählt — ach, Sudram war nicht der erste, der es erfahren mußte, wie auch Beispiele und Gebete, ja auch die Hingabe des ganzen Lebens und Strebens, eine Seele nicht zu dem entscheidenden Schritte vom Tode zum Leben zu bringen vermag — das kann allein Gottes Geist. Der bloße Gedanke an die Absichten des jungen Mannes erfüllte ihn mit Entsetzen . . . u. s. w.

O, Pharisäerthum! Wir suchen nach Worten, um

unsere ganze Ablehnung dieses Phrasenthums scharf genug auszudrücken. Paul Sudram ist eifersüchtig und gleicht darin jedem Verliebten unter dem sterblichen Geschlechte der Menschen. Der „Geist Gottes" muß helfen, den jugendlichen bevorzugten Anbeter der Geliebten fern zu halten! Die Aesthetik muß die Religion aus dem Spiele lassen.

Die „Marine-Novellen" von Johannes Wilda (Nr. 3) treten ohne Berechtigung mit der Bezeichnung „Novellen" auf. Es sind nichts als Skizzen aus dem Leben eines Seemanns, der, sei es auf dem Kriegsschiffe, sei es auf dem Handelsfahrzeuge, durch die Meere schifft, der Welttheile an sich vorüberfliegen sieht wie die Bilder eines Stereoskops, der bald im unermeßlichen Ocean, getragen von den Wellen, auf und nieder sich schaukelt oder, bald am Ufer angelangt, in den Häfen Völkertypen und Völkerindividualitäten an sich vorübergehen sieht. Sie sind mit großem Talente entworfen und bekunden sowol einen scharfen Blick für das äußerlich Malerische der Natur oder der Nationalität, wie ein feines Verständniß für das Charakteristische aller Völkererscheinungen.

Wir wissen das nicht besser zu beweisen als damit, daß wir aus diesen Skizzen — eine wahre Goldgrube für Feuilletons — einzelne kleine Zeichnungen herausgreifen. Hören wir „Unter der Sonne Afrikas":

Braun und nackt erhoben sich die zackigen Felsen der afrikanischen Insel aus dem blauleuchtenden Spiegel des Atlantischen Oceans. Die Sonne brannte auf das kahle Gestein und auf die Buchten, welche in dasselbe einschnitten. Mit verdampftem Wasser gesättigte Luft stieg empor in den Aether, um in ungeheuerer Höhe verdichtet wieder abwärts den Polen zuzufließen als befruchtende Aequatorialströmung. Keine Spur eines ziehenden weißen Gewölks an dem blauen Weltauge, dessen sengende Pupille tagein, tagaus, blendend verzehrend auf die kraftlos dahindörrende Erde starrte, sie ihres Blutes beraubend. Ueberall klaffte der Boden und zerriß; die rauhen Flächen zogen sich zu unfruchtbaren Krumen und Klumpen zusammen; auch der Fels widerstand nicht der Kraft von Sonne und Wasser, auch er klaffte und brodelte, und alles dies ausgesogene zertrümmerte Erdreich bedeckte ringsum als Geröll das Eiland. Keine Quelle, kein Bach konnte der Sonne Widerstand leisten; kein Baum, kein Strauch, kein Gras überdauerten lange ihre Geburt, sie starben wieder in dem Frühling ihrer Entwickelung dahin, wenn das furchtbare Gestirn abwärts in der Ekliptik dem Steinbock zuwanderte. Daher bekleideten fast immer nur versengte Pflanzengerippe die Oberfläche der Insel; es war „die Wüste, die so braun und dürre, so braun und dürre".

Und eine Stelle aus „Sturmnacht":

Die Leute am Ruder stemmten sich mit aller Gewalt gegen die Speichen des Rades, welches heftige Versuche machte, sie um seine Peripherie zu schleudern, die Kompasse schienen in ihren Ringen zu schwanken, als ob sie schwer betrunken seien, die Kettenhanger der Raaen, die losen Taue, die Schooten der Luvseite, welche die Segel steif wie Breter hielten, sie alle machten eine wilde Musik und stimmten in jeder Tonart in das große Concert von Wind und Wogen ein. Weißgekrönte heranstürzende Wasserberge, einer von ihnen immer höher als der andere, standen momentan, riesigen Gebirgswäldern vergleichbar, über der Regeling und schienen das Schiff unfehlbar im Sturze begraben zu müssen; aber sich vorüberneigend stürzte sich die Schaumkuppe zischend den glatten Wellenabhang hinab, weit über das Thal jagte die Gischt im Sprühregen vor dem Winde und brausend und donnernd brach das wuchtige Gebilde unschädlich an der Brigg zusammen, und dann, dieselbe mit einem Ruck auf die andere Breitseite werfend, rauschte es zu majestätischer Höhe wieder in See empor. In solchen Augenblicken schienen die Raaenocken ins Meer zu tauchen, die Regeling schweifte in der Flut und ganze Ströme von Salzwasser ergossen sich über sie binnenboots. Bisjetzt drang das Schiff unverzagt vorwärts, vom Beiliegen schien es nicht sonderlich viel zu halten und seine geschickten Manöver hatten noch jede schwere Sturzsee vermieden. Da plötzlich kam ein gewaltiger Bursche wälzend herangerauscht, sein weißer Kamm überragte weit die seiner Genossen. Die geübten Augen der Matrosen sahen ihn kommen und am Pfahlwerke hangenden Muscheln ähnlich klammerten sich die Leute in äußerster Anspannung ihrer Muskeln an die Tauen und Nagelbänke. Mit einem Sprunge warf sich der wachhabende Steuermann selbst mit an die Speichen des bereits doppelt bemannten Rades. Zu spät! Die See war unvermeidlich. Jetzt neigte sich das Schiff tief in den Abgrund, hoch hing der Koloß über ihm — er stürzte — und tobend brandeten die Wassermassen über das Verdeck.

Endlich noch aus „In Westindien":

So anmuthig, so sanft lag der blaue, grünumsäumte Spiegel unter dem wolkenlosen Firmamente da! Wer hätte jetzt glauben können, daß dieses dasselbe Element sei, welches zu andern Zeiten in wild entfesselter Leidenschaft die friedliche Bai mit ihrem rasenden Wüthen erfüllt und ihre fruchtbaren Gestade aufs entsetzlichste verheert? Und doch ist es so. Wenn der Tornado die lianenumrankten Stämme des Hochwaldes entwurzelt, die Kronen der Strandpalmen in den wirbelnden Ufersand beugt, dann laufen die tief aufgewühlten schwarzen Wogen, schäumend und brausend, in blinder, zielloser Wuth durcheinander. Und wie ein Feldherr seine Truppen plötzlich zum wilden, verzweifelten Angriffe sammelt, so zieht das Cyklon die Wasser zurück, sein Geheul verstummt, bange Stille ringsum und der ganze Strand steht weithin trocken. Plötzlich aber bricht das Geheul in den Lüften wieder los, die Fanfaren sind's, die zur Attake blasen. . . .

An diesen prächtigen Schilderungen, die ganz der Wirklichkeit getreu sind, wird man die Vorzüge des kleinen Buchs erkennen.

„Erlebtes und Erträumtes" von W. B. Nysborg (Nr. 4) gibt vier Novelletten: „Ferrum sanat", „Von Gott verlassen", „Verirrte Seelen", „Edith" und einige Gedichte. Indem wir das Buch durchlasen, das ohne Zweifel durchaus oder nahezu ein Erstlingswerk ist, geriethen wir in eine beschauliche Stimmung. Eine Dante'sche Vision stieg vor uns auf; soweit unser Gesichtskreis reichte, sahen wir in Unruhe, Hast und Sehnsucht unermeßliche Scharen von Gestalten auf einem Meere von Feuerschiffen, immer vorwärts dringend, rastlos, ruhelos, einem unsichtbaren Ziele zustrebend.

Ach, die Hölle von heute ist das Gebiet der Tagesliteratur, das Feuermeer fließt als schwarzer Tintenstrom auf dem Schreibtische und das Ziel, nach dem alle Verdammten des Talents jagen, ist der Erfolg, den sie mitten in den Qualen der Unruhe und Rastlosigkeit als unwandelbaren Stern vor sich sehen. Wir fürchten, daß auch Nysborg ihm nicht näher gekommen ist durch sein Buch.

Das „Halligenbuch" von Chr. Johansen (Nr. 5) möchte seinen Lesern, wie die Vorrede sagt,

einen Einblick in die Verhältnisse einer immer kleiner werdenden Inselwelt an der Westküste des Herzogthums Schleswig gewähren. Es möchte ferner, da das Absterben des Volksthums auf jenen Eilanden mit dem Zerbröckeln der Inselschollen gleichen Schritt hält, seinerseits dazu beitragen, ein hinsiechendes Volksthum neu zu beleben.

Der Verfasser kommt seinem Vorhaben in einfacher, schlichter, objectiv gehaltener Weise nach. Wir erhalten durch das Buch einen Einblick in die Beschaffenheit der Eilande, die den Namen Hallige führen, die letzten abgerissenen Stücke des deutschen Continents, ein Spielball der Nordsee, die Fetzen nach Fetzen von ihnen herunterzieht, bis sie in das feuchte Bett hineinsinken. Er führt uns in anschaulicher Weise alles vor, was mit dem Dasein dieser Meeresaugen — Oogen, wie die alten Friesen sie genannt haben, eine Bezeichnung, die in der Zusammensetzung von Ortschaftsnamen, wie Norderoog, Süderoog, Wangeroog wiederkehrt — zusammenhängt. Wir lernen das kennen, was die Natur in ihrem kärglichsten Besitzstande den Menschen bietet, und diese selbst in der Ausnutzung dieser Hülfsquellen; mit der Außenwelt in der Jugend und im Alter um die Erhaltung des Daseins schwer kämpfend, haben die Bewohner der Halligen sich Charaktereigenschaften angeeignet, die sich vielfach fesselnd ausprägen. Der Verfasser, der uns inmitten der Wellen das Hallighaus, wie es auf einem Erdhügel, der Werfte, erbaut ist, zeigt, führt uns seine Bewohner auch innerhalb desselben schaffend und wirkend vor. Er erzählt, wie sich diese ernähren auf den Inseln, die nur Gras, keinen Baum hervorbringen, zeigt uns ihre Wohnungen mit deren Einrichtungen, wo inmitten des einfachsten Hausrathes auch Zierrath aus fernen Welttheilen, hereingebracht von den die Meere durchschiffenden Kindern der Friesen, prangt. Wir erfahren die Märchen und Sagen, mit denen man sich abends in der Spinnstube, wenn die Weiber zusammenkommen und die Wolle des Hausthiers der Halligleute, des Schafs, spinnen, die Zeit vertreibt. Wir lernen Freud und Leid, Arbeit und Genuß, Sorge und Sinn dieser treuherzigen einfachen Leute kennen.

Umgeben von einem Menschengeschlechte, welches immer mehr nach Reichhaltigkeit des Daseins und dem Aufschließen neuer Hülfsquellen für Arbeit und Genuß trachtet, wie wir Menschen von heute es sind, berührt die Bekanntschaft mit einem Volke seltsam, das unter den einfachsten Lebensbedingungen tüchtig an Geist und Charakter zu sein versteht. Der Verfasser lieferte uns mit diesem Buche ein wirklich werthvolles Werk, das durchweg anregend ist.

„Die Sonne des Lebens" von Oskar Hertzka (Nr. 6) nimmt den Wechsel des Erscheinens vom Tagesgestirn zum Rahmen für Vorgänge aus dem Menschenleben. Die vier Stationen, die jenes hat, die Morgenröthe, die Frühsonne, die Mittagsglut, die Abendröthe bilden die ersten Symbole; daran reihen sich die „Sonnenflecken" und „Glorienschein" betitelten letzten Abschnitte. Die Erzählungen sind sehr farblos und matt, ohne Zuspitzung und entsprechen nicht dem, was unsere heutige Zeit von solchen verlangt. Wir sind eine mehr scharf gepfefferte Kost gewohnt, als sie uns darbieten. Der Verfasser gehört zu der Gattung von Künstlern, von denen man auch heute noch sagen kann: Ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant!

Hans Land in seinen Skizzen „Die am Wege sterben" (Nr. 7) erweist sich als eine sehr tüchtige Kraft. Hier haben wir einen Holbein'schen Todtentanz, wie die Gegenwart malt; der größte Selbstherrscher, der Gebieter aller Könige, welcher mächtiger als alles Lebendige ist, der Tod, endet in diesen scharf gezeichneten und charakteristisch fein hingeworfenen Augenblicksbildern elende und verkümmerte Existenzen. Er tritt als Erlöser bei den Leiden der Seele auf, die darum nicht minder schlimm anfassen, weil ihre Wunden nach innen bluten. Der Verfasser sagt alles, was er erzählt, knapp und bestimmt. Er gibt nicht einen Pinselstrich zu viel; damit würde er sich um die Wirkung gebracht haben. Er malt wie das Leben, wie die Natur, wie die Wirklichkeit — objectiv kühl, unbarmherzig wahr, erschütternd grausam; alles, was wir aus Humanität, aus einer oft durch Selbsttäuschung hervorgebrachten Gefühlsschwelgerei in dieses tyrannische, sich Glied nach Glied entrollende Dasein hineinzulegen uns gewöhnt haben: diese schönen Verheißungen für einen tugendhaften Willen, dieser Lohn für edle Antriebe, alles das zerstiebt gleich Spreu vor dem Herbstwinde vor der Wirklichkeit, wie wir sie hier in ihrer unerbittlichen Wahrheit vor uns haben. Darum packen uns diese Skizzen so gewaltig an. Wenn wir z. B. gleich die erste nehmen; der Verfasser hat sie „Von Gesellschafts Gnaden" genannt. Hier haben wir einen armen Musiklehrer vor uns, der, alt geworden, um die Kraft kommt, sich seine Existenzmittel zu erwerben und der sich darum das Leben nimmt; er tödtet sich, nachdem er einen berühmten Virtuosen gehört hat, dessen vom Glanze der Kunst umleuchtete Erscheinung ihm das ganze Elend seines künstlerischen Knechtthums vor Augen hält. Der arme Kerl mit seiner Genügsamkeit, seinem unverdrossenen Feuereifer im Dienste der täglichen Tretmühle des musikalischen Lehrerlebens, würde nach der Moral Kreuz und Krone verdient haben; die Wirklichkeit jedoch, die eiserne Scepterträgerin, wirft ihn in den Kehricht, da sie nur den Erfolg krönt und erhebt. Der Verfasser weiß solchen einfachen Stoffen ein Leben und eine Farbe zu geben, daß man ganz bewältigt davon wird. Er ist ein feuilletonistisches Talent ersten Ranges.

Lina Vagt.

Zur deutschen Sprache und Literatur.

1. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 502—521. Stuttgart, Spemann. 1889. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Besonders Gellert, Lessing und Schiller sind der Inhalt dieser neuen Lieferungen. Gellert ist neben Klopstock der bedeutendste der „Bremer Beiträger", von denen uns Muncker in Lieferung 509—519 zwei Bände liefert. Außer Gellert sind darin auch Rabener, Liscov und Elias Schlegel vertreten. Von meiner Lessing-Ausgabe treten Band 11 und 12 an das Tageslicht; Band 13 und 14, die den Schluß der Ausgabe machen und auch die Lebensbeschreibung Lessing's bringen, sind auch schon gesetzt. Niemand weiß besser als ich, welche Mängel diese Ausgabe hat; ja ich möchte am liebsten gleich wieder von vorn anfangen. Aber gerade deshalb darf ich ihr ja wol auch einige Vorzüge nachrühmen. Ich glaube zur Erklärung jenes Meisterwerks, dem nebst „Wallenstein" und „Faust" kein anderes Volk ein ähnliches zur Seite zu stellen hat, den „Nathan" meine ich, nicht unwesentlich beigetragen zu haben; ich habe den Text, z. B. in den herrlichen Freimaurergesprächen, verbessert, ihn in den „Collectaneen" an mehrern Stellen berichtigt, zweifelhafte Lesarten als solche hingestellt. Dem im Prospect aufgestellten Grundsatze getreu, daß zur Herausgabe hervorragender Schriften eines unserer Classiker möglichst der Berufenste auszuwählen sei, habe ich selbst zur Herausgabe des „Laokoon" Blümner vorgeschlagen, der dann auch die übrigen antiquarischen Schriften übernommen hat. Die „Dramaturgie" wollte Hofrath Kürschner selbst übernehmen und war durch seine Kenntniß der Theaterverhältnisse auch besonders dazu befähigt, aber leider hielten ihn seine übrigen literarischen Unternehmungen von dieser Arbeit ab, die nunmehr mir gleichfalls zufiel, sodaß ich mit Ausnahme des neunten Bandes den ganzen Lessing herausgegeben habe. Wie viel ich meinen Vorgängern, besonders in der Hempel'schen Ausgabe, und unter diesen vorzüglich dem trefflichen Karl Redlich verdanke, habe ich schon öfter ausgesprochen und wiederhole es hier; auf der Grundlage dieser Ausgabe ließ sich bequem weiter bauen. Möchte denn auch diese neue Ausgabe dem großen Geisteshelden des Jahrhunderts der Aufklärung neue Leser und Verehrer gewinnen!

Auch von Schiller, von dem hier die zweite Abtheilung des fünften Bandes vorliegt, „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans" enthaltend, bin ich der alleinige Herausgeber, „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" ausgenommen, die dem Professor Birlinger in Bonn zugefallen und noch nicht erschienen sind; freilich hätte ich auch diese beiden Meisterwerke sehr gern übernommen. Als einen Vorzug dieser Ausgabe darf ich ja wol hervorheben, daß sie im neunten Bande zum ersten male die Schiller'sche Bearbeitung des zweiten Acts der Othello-Uebersetzung des jüngern Voß bringt. Ein durch ein eigenthümliches Misgeschick veranlaßter Fehler ist es freilich, daß der dritte Act dieses „Othello" in einem andern, dem achten Bande steht. Es fehlt jetzt nur noch der vierte Act, und auch dieser wird ja wol noch einmal aus irgendeiner Autographensammlung in Deutschland an das Tageslicht kommen. Man wird, denke ich, nicht ohne Interesse die Schicksale der Auffindung des zweiten Acts in der Einleitung zum neunten Bande lesen.

2. Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage von Friedrich Polle. Leipzig, Teubner. 1889. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser wünscht sich Leser aus allen Kreisen der Gebildeten und würde sich besonders freuen, wenn auch die Frauen an seinem Buche Gefallen fänden. Ich theile diesen Wunsch des Verfassers und kann jedem Gebildeten, auch den Frauen, eine anziehende und genußreiche Lektüre versprechen. Die großen Räthsel von dem Verhältnisse des Gegenstandes zu seiner Benennung, der Person zu ihrem Namen, des Lautes zum Begriff und andere mehr finden hier eine anziehende, allgemein faßliche, mit Anekdoten gewürzte Darstellung. Von letztern hat mir folgende am besten gefallen. Bei dem Kinderspiele „Hirsch und Hund" hat sich ein Knabe, der eigentlich dem Lose nach zu den „Hunden" gehört, unter die „Hirsche" gedrängt, weshalb der Lenker des Spiels sich gemüßigt sieht ihm zuzurufen: „Geh her, du Ochs! Du bist ein rechtes Schaf; du bist ja kein Hirsch, du bist ja ein Hund!" Wenn übrigens der Verfasser bei Gelegenheit der unnöthigen Häufung von Verneinungen, wie sie bekanntlich in mehrern Sprachen vorkommt (S. 14), auch die bekannte Stelle aus der „Emilia Galotti" anführt, der Prinz habe Emilien „nicht ohne Misfallen" gesehen, und hervorhebt, man habe gerade hundert Jahre lang über diese Stelle hinweggelesen, so muß ich, wie ich dies auch in meiner Lessing-Ausgabe gethan habe, dagegen protestiren; beachtet hat wol jeder gebildete Leser diesen Widerspruch, der ja auf der Hand liegt, aber öffentlich gerügt hat ihn freilich erst ein Philolog im Jahre des Heils 1872. — Zu der eigenthümlichen Erscheinung (S. 24), daß einer neben seinem officiellen Namen auch noch einen volksthümlichen hat, sodaß, wie in Baiern, es ein Unterschied ist, ob einer Meier heißt (volksthümlich) oder sich so schreibt (officiell), hätte noch die Anekdote aus den „Fliegenden Blättern" gepaßt: Amtmann: Sind die Zeugen alle da? — Ja. — Ist der Ortegel darunter? — Niemand antwortet. — Amtmann (zu einem der Zeugen): Na, ist er denn nicht der Ortegel? — Ortegel: Nein, so schriv' ich mich bloß. — Endlich möchte ich den Widerspruch des Verfassers (S. 62) gegen die Einreihung der vergleichenden Sprachwissenschaft unter die Naturwissenschaften dahin berichtigen, daß Schleicher

dies nur von der Methode der Sprachwissenschaft behauptet hat, in seinem offenen Briefe an seinen Collegen, den Darwinianer Häckel, und daß er darin entschieden recht hat.

3. Streifzüge in das Gebiet der deutschen Sprache. Eine Zusammenstellung deutscher Wortfamilien von Georg Wagner. Hamburg, O. Meißner. 1889. 8. 4 M.

Auch dieser Schrift wünsche ich von Herzen ein großes Publikum gebildeter Laien, denn auch sie kann, wie die vorige, dazu dienen, den Laien aufmerksam zu machen, daß er, was er bisher nur unbewußt, wie das Athmen, verrichtet hat, nämlich das Sprechen, nunmehr mit Bewußtsein verrichtet, daß er, bisher nur gewohnt, auf den Inhalt seiner Rede zu achten, nunmehr auch auf den Ausdruck aufmerksam wird. Der Verfasser verfährt nicht methodisch, nicht systematisch, sondern er greift aus dem reichen Schatze unserer Sprache gerade nur diejenigen Worte heraus, an welche er die meisten lehrreichen Betrachtungen knüpfen kann. Falsche Deutungen sind nicht ganz ausgeschlossen, finden sich aber nur selten, wie wenn (S. 138) der Herzog erklärt wird als „einer, der mit dem Heere auszieht", statt als „Heerführer", da „ziehen", lautlich gleich lateinisch ducere, früher auch die Bedeutung von führen hatte. Ebenso wenig zutreffend ist seine Erklärung von „Ingenieur", so scharfsinnig sie die betreffende Persönlichkeit machen will. „Ingenieur" kommt nicht, wie der Verfasser annimmt, von ingenium, sondern von dem französischen machine, vermittelt durch das daraus entstandene englische engine. Allerdings sagen auch die Franzosen: officiers du génie. Auch „Truchseß" (S. 286) ist nicht von truht = Schar von Kriegern, abzuleiten, sondern von truhe = verdecktes Gefäß, Schüssel. Sehr schön ist die Auseinandersetzung über „glauben" = sich lieb sein lassen:

so ist klar, daß der eigentliche Grundbegriff des Wortes „glauben" nicht der erst durch Abschwächung entstandene meinen, für wahr halten ist, sondern vielmehr der tiefere des in Liebe und Vertrauen sich Hinneigens, sodaß also der paulinische, in der protestantischen Kirche stets betonte Begriff des Glaubens als der völligen von Liebe und Vertrauen getragenen Hingabe des Herzens an Gott auch durch den Wortlaut unsers Wortes Glaube zum Ausdruck gelangt. (S. 184.)

4. Die deutschen Schriften des Mittelalters in ästhetisch-literarischer Beziehung von Pauline Schiff. Leipzig, G. Wolf. 1889. 8. 2 M.

Dieses Werk ist nun freilich eine echt weibliche Salbaderei. Zwar ist der Stoff nicht ganz ohne Geschick, aber auch ohne alle Gründlichkeit behandelt, und mit der deutschen Grammatik lebt die Verfasserin auf einem bedenklich gespannten Fuße. Eine kleine stilistische Blütenlese werden wir schon anstellen müssen:

S. 47: Auch hier beruht wiederum der Geist der Sache mehr auf einer Gefühlswiderspiegelung als auf beständliche Thatsachen. S. 53: Denn von hier aus war, und ist es ihr ja gegeben, ihre uranialischen Flügel auszubreiten.

Nehmen wir gleich noch einige von der Verfasserin neu gebildete Fremdworte hinzu. S. 57: „lateinisirende", „askeptisch" (so sehr oft und stets für „asketisch"); S. 70: „Epitept" für „Epithet"; S. 71: „polemistisch"; S. 89: „Motivation"; S. 97: „Epopeh" (und so stets); S. 109: „Individiums"; S. 110: „Prosastische" u. s. w. Deutsche Neubildungen sind S. 62 „verflechtet" statt „verflicht"; S. 83: zu den „unfarbenen" (statt farblosen) Epen; S. 87: „Vorgängnisse"; S. 108: „aufträumen", „Einschreitler"; S. 113: „in den Plan treten". Das wird genügen; noch eine Stilprobe mag den Schluß bilden:

S. 122: Den gewaltigen Fittichen des Genius war es in jener werkthätigen Zeit versagt, sich mit glühendem Schwunge zu regen, und die geflügelten Engelsköpfchen und Liebeselfen der Minnesänger paßten mit ihren azurgoldenen Strahlen nicht in das realistische Treiben des sich anbahnenden Reformelementes.

5. Deutscher Bücherschatz. Band 4: Kriemhild. Volksgesang der Deutschen aus dem 12. Jahrhundert. Kritisch wiederhergestellt, ins Neuhochdeutsche übertragen und ästhetisch erläutert von Werner Hahn. Eisenach, Bacmeister. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

Also wieder ein Beitrag zur Lösung der Nibelungenfrage, oder vielleicht auch zur größern Verwickelung derselben. Doch darüber mögen Kenner entscheiden! Ich muß gestehen, daß mir das Nibelungenlied in dieser verkürzenden Bearbeitung und meisterhaften Uebersetzung großen Genuß gewährt hat. Ueber die Entstehung dieser Bearbeitung sagt der Verfasser in der Einleitung:

Einsame Studien sind es, die ich seit Jahrzehnten diesem Problem gewidmet habe. Wechselnde Leiden und Freuden wissenschaftlicher Forschung liegen in meiner Erinnerung. Oftmals gestaltete sich das Werk unter meinen Händen um. Was fest schien, wurde nach andern Erwägungen wankend. Es währte lange, bis alles, bis die vielen Einzelheiten sich sämmtlich gegeneinander stützten. Endlich erst entschied sich mir die Frage, ob in den Nibelungenhandschriften bruchstückliche Reste eines Volksgesangs oder ein zusammenhängender ganzer Volksgesang sich wieder erkennen lasse. — Je mehr dieser letztere alsdann Gestalt gewann, desto mehr wuchs mein Erstaunen über ihn, über seine Größe und Erhabenheit, seine Innigkeit, Tiefe und Kraft.

Sollte nun auch das echte, rein volksthümliche Nibelungenlied nicht überall aus den Ueberlieferungen der verschiedenen Handschriften herausgeschält worden sein, so ist doch ein durchaus beachtenswerther Versuch dazu gemacht, dessen Berechtigung, meines Erachtens, der Verfasser in den feinen Bemerkungen des zweiten Theils, der „kritische Abhandlungen" enthält, überzeugend nachgewiesen hat. Diese feinen Bemerkungen habe ich besonders in der ersten Abhandlung: „Erkennungsmerkmale des Volksgesangs in den Nibelungenhandschriften", gefunden. Die übrigen handeln vom „Uebergang des Volksgesangs von Kriemhild in Handschriften" und „Zur Aesthetik des Kriemhildliedes". Ueber Eine Auslassung werden wol die meisten Verehrer des Nibelungenliedes als des hohen Liedes von der deutschen Treue mit dem Verfasser rechten: die herrliche Aventure von dem Kampfe Rüdiger's mit den Burgunden ist aus dem „Volksgesange" gestrichen.

6. Albrecht von Bonstetten. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in der Schweiz von Albert Büchi. Frauenfeld, Huber. 1889. 8. 2 M.

Der Gegenstand dieser Monographie ist nicht mit dem berühmten Karl Victor von Bonstetten, dem bekannten Freunde von Matthisson und Friederike Brun, zu verwechseln. Jener lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ward in dem Kloster Einsiedeln gebildet, studirte in Freiburg, Basel, besonders aber in Pavia, kehrte 1474 in sein Kloster Einsiedeln zurück und entfaltete von da an eine reiche humanistische Thätigkeit, befreundete sich mit dem eßlinger Stadtschreiber Nikolaus von Wyle, dem berühmten Verfasser der „Translazen", sowie mit dem Herzog Sforza von Mailand; vom Humanismus wandte er sich in den letzten Lebensjahren ab, seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Sein Todesjahr ist ebenso unbestimmt als sein Geburtsjahr. Der Verfasser schildert ihn so (S. 101):

Mit Albrecht von Bonstetten ist eine ungemein merkwürdige, von den Zeitgenossen weit mehr als von der Nachwelt gefeierte, hoch angesehene Persönlichkeit ins Grab gesunken; keine tiefen Spuren bezeichnen sein Wirken, das trotzdem für seine Zeit nicht gering anzuschlagen ist. Wenn er als Humanist vieles, zum Theil ganz Treffliches geschrieben, so wurden seine Werke, die Legenden ausgenommen, großen Kreisen nicht zugänglich, niemals volksthümlich. Die Historiographie zeitigte neuere und glänzendere Leistungen, sodaß die Schriften unseres Humanisten der Vergessenheit anheimfielen und in Staub und Moder von Archiven und Bibliotheken begraben blieben, bis der Eifer einer neuern Zeit sie wieder zu Tage förderte.

7. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 332: Das leidende Weib. Ein Trauerspiel von M. Klinger. Nebst einem Anhang: Die hohe Frau und Klinger's Entgegnung. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Jacobowski. Halle, Hendel. 1889. 8. 25 Pf.

Seit das Erstlingsdrama Klinger's, „Otto", in einem heilbronner Neudrucke vorliegt, und nun auch die zweite Jugendtragödie, „Das leidende Weib", in der vorliegenden, einen sehr gefälligen Eindruck machenden Ausgabe erneuert worden ist, sind beide, von Klinger in sein „Theater" nicht aufgenommenen und deshalb verschollenen Dramen wieder allgemein zugänglich. Das vorliegende Stück war allerdings auch schon früher zugänglich, aber an einem ungehörigen Orte: Ludwig Tieck, der Herausgeber von Jakob Mich. Reinhold Lenz' Werken, hatte es für ein Lenz'sches Drama angesehen und unter dessen Werke aufgenommen. Mit Goethe's „Werther" theilte das Klinger'sche Stück das Schicksal, daß eine anonyme Parodie auf dasselbe erschien unter dem Titel: „Die frohe Frau. Ein Nachspiel schicklich aufzuführen nach der Leidenden Frau"; Offenbach und Frankfurt, Ulrich Weiß, 1775. Auf diese Parodie schickte Klinger eine Entgegnung an Deinet, den Herausgeber der „Frankfurter gelehrten Anzeigen", der sie im August 1775 abdruckte. Auch diese beiden Stücke werden uns hier wieder geboten. Rechnet man dazu die alles erschöpfende Einleitung, so haben Verleger und Herausgeber ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan. Aus der Einleitung möchte ich folgende Charakteristik des Stücks anführen:

Das „Leidende Weib" ist eine Tragödie der Reue. Die Gesandtin hat einen Fehltritt begangen, und der Inhalt der Tragödie ist die Enthüllung ihrer Schmach und deren Folgen. Ein „leidendes Weib" ist die Hauptperson. Und hierin liegt der dramatische Fehler der Tragödie. Die Heldin sehen wir leiden, aber nicht handeln. Die eigentliche Handlung erfahren wir nebenbei. Sie liegt vor unserer Tragödie. Dennoch ist die bedeutende Kunst zu bewundern, mit der Klinger diesen so fadendünnen Stoff auf fünf Acte zu vertheilen versteht, ohne Ermüdung.

8. Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Von Konrad Fischer. Trier, Stephanus. 1889. 8. 75 Pf.

Auch diese Schrift ist für die Kreise, für die sie besonders bestimmt ist, sehr empfehlenswerth. Sie gibt von dem Entwickelungsgange, den Leistungen und der Weltanschauung eines unserer größten deutschen Dichter ein deutliches, richtiges und gefälliges Bild. An kleinern Versehen fehlt es zwar nicht, wie wenn (S. 9 fg.) gesagt wird: „Als Rückert die Anerkennung der Besten seiner Zeit gefunden hatte, ruft er dankbar gegen Goethe aus: «Er hat fürwahr mich recht geleitet; er hat mich wunderbar geführt!»" Dies sagt Rückert aber nicht von Goethe, sondern von Gott. Sehr schön und durchaus wahr ist die Schilderung des Dichters am Schlusse des Werks.

Robert Boxberger.

Bilder aus dem kirchlichen Leben.

1. Ein Kampf um jenseitiges Leben. Lebensbild eines mittelalterlichen Frommen in protestantischer Beleuchtung von Reinhold Seeberg. Dorpat, Karow. 1889. 8. 2 M. 40 Pf.

Es ist ein fruchtbarer und treffender Gedanke Albrecht Ritschl's, für die Beurtheilung des Wesens der verschiedenen Kirchen und religiösen Gemeinschaften deren sittliches Lebensideal zum Maßstab zu nehmen. In unserm Büchlein unternimmt es nun einer unserer jüngern lutherischen Theologen, der soeben die Universität seiner altlivländischen Heimat mit Erlangen vertauscht, das Lebensideal des Minnesängers unter den mittelalterlichen Mystikern, Heinrich Seuse's, zur Darstellung zu bringen und auf seinen sittlich-religiösen Werth zu prüfen. Die auf Grund von Seuse's eigenen Erzählungen erfolgte Niederschrift seiner Schülerin und Freundin Elsbeth Stagel aus dem Kloster Töß gestattet in das Fühlen und Denken gerade dieses Vertreters der vorreformatorischen katholischen Mystik einen sichern Einblick, und wenn sich ergibt, daß das ihm vorschwebende Lebensideal von einem falschen, unbiblischen, starren Jenseitsbegriffe beherrscht wird, dessen Verwirk-

lichung im Diesseits unvollziehbar, so bestätigt sich daran nur die allgemeine Wahrnehmung, wie das kirchliche Mittelalter eben darauf aus ist, das diesseitige Leben in ein Jenseits umzuschaffen, das seine Wurzeln nicht im Evangelium, sondern im vorchristlichen Heidenthum, in Hellas und seinem Neuplatonismus hat. Dieses Streben ist dem Verfasser auch der tiefste Grund dafür, daß die mittelalterliche geistliche Gewalt die weltliche Macht sich zu unterwerfen trachtet. Und nicht minder hängt ihm damit zusammen,

daß alle irdischen weltlichen Interessen als sündlich verrufen werden, daß der wahrhaft Fromme nur fern von der Welt im Kloster leben kann. Deshalb versucht der Mensch seinen Leib, sein diesseitiges Erbtheil, durch grausame Askese abzutödten, deshalb sieht er für die höchsten Momente des Daseins visionäre Ekstasen an, da ihm das Endliche entschwunden und er, seiner Sinne und des bewußten vernünftigen Lebens nicht mehr mächtig, in der Unendlichkeit schwimmt. Ist das jenseitige Gottschauen des Menschen letztes Ziel, so ist die Anticipation desselben im Absterben allem Irdischen gegenüber, in der Vision, auf dieser Erde sein höchstes Ziel.

Ein gelassener Mensch muß entbildet werden von der Creatur, gebildet werden mit Christus und überbildet in der Gottheit; das bewußtlose unmittelbare Anstarren der Gottheit, die als reines Sein gedacht wird, ist des Menschen Seligkeit — in dieser Anschauung bewegt sich die mittelalterliche Mystik, ihr gibt sich auch Suso gefangen. Aber auf dem Boden dieser mystischen Frömmigkeit kommt es bei aller Aufrichtigkeit ernstesten Strebens zu keinem festen, in sich abgeschlossenen Charakter. Auch dem edeln Seuse bleibt, wie rührend immerhin seine Selbstverleugnung und wie rastlos sein verzehrender Eifer, eine gewisse unmännliche Verzagtheit und furchtsame Weinerlichkeit anhaften. Im Gegensatze zu ihm sucht die protestantische Sittlichkeit nicht im Körper, sondern in dem Herzen des Menschen den Feind des Guten, und gilt es darum vor allem ein neues Herz zu gewinnen, so hat diese Forderung nicht den Sinn, daß eine neue Substanz, eine zweite, überirdische Natur in uns eingegossen werde, sondern das ist die Meinung, daß wir durch die mächtige persönliche Einwirkung des Geistes Gottes eine neue Willensrichtung nehmen, bei welcher die Natur nicht zerstört, entbildet, sondern gestärkt und ausgebildet werden muß.

Das hellenische Heidenthum sieht den sinnlichen Leib für das Böse an; auch die mystischen Ideale gehen schließlich zurück auf heidnische Ideen und bezeichnen insofern nur eine Verweltlichung der evangelischen Wahrheit. Jene asketische Selbstzerstörung mit dem Zwecke ekstatischer Gottschauung ist plotinisch, aber nichts weniger als ein sittlicher Proceß. Und auch wo in der gegenwärtigen evangelischen Christenheit die äußern Bedingungen und Verpflichtungen des Lebens in Familie, Staat, irdischem Beruf beiseite geschoben und die Errungenschaften der Welt in Kunst und Wissenschaft, vielleicht wol gar in selbstgefälligem Berühmen mit besondern einzigartigen Gnadenerfahrungen, brutal verachtet werden, wirken unbewußt die Ideale mittelalterlicher Mystik nach, zu denen ein rechter Jünger der Reformation sich nur ablehnend verhalten kann. Denn die Reformationskirche, die ihr Lebensideal in der Freude an Gott und in der Liebe gegen die Brüder findet, weiß wol auch von einer persönlichen Gnadenbezeugung des lebendigen Gottes, der heilige Liebe ist, und von einer unmittelbaren Gemeinschaft des Menschenherzens mit Gott, aber diese Gemeinschaft ist keine unvermittelte, kommt nicht durch eine magische Vergewaltigung zu Stande, sondern ist und bleibt vermittelt durch das Wort, wie durch die mannichfachen Führungen und Fügungen des irdischen Lebens. „Nicht außer dem Leibe, sondern im Leibe, nicht in müßigem Warten, sondern im ernsten Denken und Arbeiten, nicht im Jenseits, sondern in diesem Leben erfährt der evangelische Christ die Seligkeit des ewigen Lebens in der Gottesgemeinschaft.“ Darum bleibt jeder Versuch, ein jenseitiges Leben auf Erden zu führen, für den Protestanten ein fremdartiger, unevangelischer Gedanke, und nicht, weil es ihm zu schwer und hoch dünkt, weist Luther das Jenseitsideal Seuse's und Eckhart's ab, das im wesentlichen bei den wiedertäuferischen Geistmenschen sich erneuerte, sondern weil er in dem schlichten Glauben, der in der Liebe thätig ist, ein höheres, reineres, kräftigeres Lebensideal gefunden hat.

Daß der Verfasser für diese Anschauung mit warmer Ueberzeugung eintritt und durch die lichtvolle, fesselnde und weitherzige Darstellung, in welcher er uns das fromme Ringen und Streben Seuse's vorführt, zu solchem Ergebnisse sich leiten läßt, beweist wieder einmal, wie unbegründet der oft gehörte Vorwurf ist, als ob die kirchliche Theologie unserer Tage im Grunde nur auf den Wegen des Pietismus wandelte, und wie die Schule Ritschl's den lutherischen Theologen strenger Observanz doch bitteres Unrecht thut, wenn sie aus ihnen so ohne weiteres Vertreter jener mittelalterlichen Mystik machen will. Seeberg's „Lebensbild“ verleugnet nicht seinen lutherischen Ursprung und wird dabei den geschichtlichen Forderungen, die an eine solche Arbeit zu stellen sind, streng gerecht.

2. Das deutsche Kirchenlied der Schweiz im Reformationszeitalter. Von Theodor Odinga. Frauenfeld, Huber. 1889. Gr. 8. 2 M.

Man ist gewohnt, der schweizerischen Reformation in ihrem Ursprunge eine feindliche Gesinnung gegen die Tonkunst, auch die heilige, beizumessen. Die geschichtliche Prüfung lehrt uns, wie hinfällig dieses Urtheil ist. Wie die deutsche Schweiz, und nur von dieser ist zunächst die Rede, schon lange vor der Reformation ihr geistliches Volkslied besaß, gesungen und gepflegt in den Klöstern von St.-Gallen, Töß, Engelberg u. a., mit Vorliebe angebaut durch den bekannten Minnesänger Heinrich von Laufenberg aus dem Aargau, durch Ludwig Moser und gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Basel aus durch Seb. Brant, so findet das deutsche Kirchenlied zur Zeit der Reformation in der deutschen Schweiz, allerdings im Gegensatze zu Zwingli, der nichts davon wissen wollte, überraschend schnell, soweit die evangelische Lehre Eingang fand, in Basel, St.-Gallen, Schaffhausen, Bern, seit

Bullinger auch in Zürich, Eingang und Pflege. Das älteste schweizerische Gesangbuch, wahrscheinlich in St.-Gallen, erschien 1533, also doch erst neun Jahre nach Luther's erstem Gesangbüchlein, zum größten Theil dem augsburger aus demselben Jahre entnommen. Das bedeutendste des Reformationszeitalters ist das 1570 in Zürich erschienene: „Psalmen und geystliche Gesang, so in der Kirchen und Gemein Gottes in Tütschen landen gesungen werden." Seitdem wird der Liederschatz der Schweiz immer größer und größer. Endlich im Jahre 1598 erscheint auch das erste kirchliche Gesangbuch Zürichs, veranstaltet von Raphael Egli. Als letztes von Bedeutung muß das St.-Galler Gesangbuch von Jakob Altherr aus dem Jahre 1606 gelten.

Unter den Liedern der schweizer Reformation finden sich manche nicht unbedeutende, Lieder voll markiger Kraft, herzlicher Innigkeit, schwungvoller Schönheit, Kirchenlieder im edelsten Sinne des Wortes. Unser Verfasser, dem wir hier folgen, behandelt zunächst den Dichter aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts bis 1540; ein zweiter Abschnitt führt uns die Lieder bis zum Ausgange der Reformationszeit vor, ein dritter die vielfach ihr Sondergepräge tragenden Lieder der schweizerischen Wiedertäufer.

In dem erstgenannten Zeitraume begegnen uns in dem der schweizer Bewegung eng sich anschließenden Konstanz Johs. Zwick, der Dichter des herrlichen Himmelfahrtliedes „Auf diesen Tag bedenken wir", und die beiden Brüder Ambrosius und Thomas Blaarer. Von jenem, dem Reformator Schwabens, dem fruchtbarsten und bedeutendsten schweizerisch-evangelischen Liederdichter, stammt der weihevolle Pfingsthymnus „Juchtz, erd! und himmel dich ergell!" sowie das kernige Lied „Wies Gott gefällt, so gfällts mir auch", das vielfach fälschlich dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen als Verfasser zugeschrieben wird. Von diesem, dem wackern Bürgermeister in Konstanz, der als Augenzeuge der Verbrennung der päpstlichen Bannbulle vor dem Elsterthore in Wittenberg beiwohnt, rührt unter anderm die ergreifende Umdichtung des 26. Psalms her: „Richt mich, daß ichs mög lyden", sowie das herzige Tauflied: „Herr, schaff uns wie die kleinen Kind." Neben ihn, den Bürgermeister, tritt, in allen Kämpfen ihm fest verbunden, sein allweg getreuer Stadtschreiber Jörg Vögelin, der Verfasser des Liedes „Ach Herr, ach Gott, ach Vater mein". — In Zürich sangen Huldreich Zwingli, bei aller Abneigung gegen Kirchengesang eine dichterisch und musikalisch beanlagte Natur (die Lieder „Hilf, Gott, hilf in dieser Noth", „Herr, nun heb den Wagen auf" und die Umarbeitung des 69. Psalms: „Hilf Gott, das Wasser geht" haben ihn zum Urheber), Leo Judä („Gotts Gnad und sein Barmherzigkeit", „Dein, dein soll sein das Herze mein" und mehrere Psalmen), Heinrich Bullinger („O heilger Gott, erbarme dich doch").

Von andern Dichtern der Zeit sind hervorzuheben Johs. Kolroß („Ich dank' dir, lieber Herre", „Herr, ich erheb' mein Seel zu dir", „Ewiger Gott, Vater und Herr"), Joh. Zimmermann („Welcher das Elend bauen will"), Klaus Keller („O Gott, Lob, Dank sei dir gesagt"), Sixt Birck („Dem Herren Gott, ihr Völker all'"), Matthys Schiner („Zu dir schrei ich, Gott, Vater, Herr"), Wolfgang Mösel-Musculus (verschiedene Psalmen), der später zur römischen Kirche wieder abgefallene Johs. Botzheim, der Thurgauer Ritter Jak. von Anwyl („Wohl denen, die mit Sorg und Müh", „Es ist umsonst").

Seit 1540 nimmt, wie in Deutschland, die Zahl der Dichter zu im umgekehrten Verhältnisse zu dem Gehalte ihrer Dichtungen; doch ist die Erschlaffung nicht so stark zu spüren wie im Mutterlande der Reformation. Ein Christoffel Wyßgärwer („Sing', du werthe Christenheit"), Jak. Funkelin („Ehr' sei Gott im höchsten Thron", „Dieweil uns nichts will schwerer sein", „Wach auf, wach auf vom Schlaf"), Rud. Gwaltser („Der Hahn kräht uns die Stunde"), Johs. Fries („Der hat ein Schatz erfunden"), Hans Wirt, Petrus Schär („Ich armer Sünder klag' mich sehr"), J. J. Grynäus („Gott gibt, Gott nimmt in dieser Welt"), Joh. Konr. von Ulm, die St.-Galler Johs. und Josua Keßler, Joh. Val. Furtmüller und Martin Altherr, Joh. Wi. Stucki, Raph. Egly („Der Wächter an der Zinnen"), Rud. Wonlich, Kasp. Wolf, Konrad Gesner — das ist eine stattliche Reihe von Sängern, die nicht zu unterschätzen sind.

Die Lieder der Wiedertäufer Felix Manz, Jörg Blaurock, vornehmlich Ludwig Hetzer, meist Trost- und Märtyrerlieder, erheben sich oft zu großer Kraft und Schönheit, treffen auch geschickt den Volkston, ziehen sich aber in immer engere Kreise zurück.

Gegen Ende des Reformationsjahrhunderts werden die alten Lieder durch die Lobwasser'schen Psalmen verdrängt, welche diese ihre Wirkung nicht so sehr ihrem dichterischen Werthe, wie den französischen Weisen und Tonsätzen, verdankten, auf die sie eingerichtet waren. Erst das 18. Jahrhundert vermochte dann, nachdem von der holländisch-reformirten Kirche ein neuer frischer Lebenshauch ausgegangen, auch in der Schweiz dem Kirchenliede wieder seine ihm gebührende Stellung zu verschaffen.

Dies der Verlauf, den in der deutschen Schweiz die Geschichte des Kirchenliedes genommen. Wir haben ihn an der Hand des Verfassers verfolgt und freuen uns der klaren, umsichtigen, gründlich vorbereiteten Arbeit, welcher nur der Kenner anmerkt, welche Mühe und welchen Zeitaufwand dieselbe erfordert hat. Der Werth seiner sorgfältigen Untersuchung wird noch erhöht durch den beigefügten Anhang, welcher uns mit der ursprünglichen Gestalt von sechzehn Liedern bekannt macht, die, aus verschiedenen neuentdeckten Quellen geschöpft, sich in Ph. Wackernagel's großem Werke über das deutsche Kirchenlied noch nicht aufgezeichnet finden.

3. Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Paris. Von Maxime du Camp. Autorisirte Uebersetzung nach der zweiten Auflage. Mainz, Kirchheim. 1887. 8. 4 M.

Das Massenelend, das in Paris zu bekämpfen, zeigt

infolge der französischen Neigung zur Centralisirung, die stärker als in irgendeinem andern Lande die Provinzbevölkerung nach der Hauptstadt treibt, einen Umfang, hinter dem selbst London weit zurückbleibt. Ein weiterer Grund mag in dem romanisch-katholischen Wesen liegen, das erfahrungsgemäß die Widerstandskraft des Individuums in dem Kampfe ums Dasein nicht in demselben Grade zu stählen weiß wie der germanische Protestantismus. Du Camp schätzt die Summe, welche allein die Privatwohlthätigkeit alljährlich für die Linderung des Elends von Paris aufwendet, auf 60—80 Mill. Frs., während die Commune gleichzeitig aus ihren Mitteln 350000 Arme und Kranke zu unterstützen hat. Es ist also eine Riesenarbeit, die hier den Wohlthätigkeitsanstalten zufällt, und da naturgemäß die katholische Kirche den größern Theil dieser Arbeit zu leisten hat, so ist es nicht ohne Interesse, zu erfahren, wie sie der ihr gestellten Aufgabe zu genügen sucht.

Der Verfasser, Mitglied der Französischen Akademie, unternimmt es in obengenanntem Buche, von den vornehmsten Anstalten, die gleichsam als Beispiel dienen sollen, zu berichten, wie sie gegründet wurden, mit welchen Hülfsmitteln sie ihre Aufgabe lösen und wie sie ihr Werk anfassen. Dem dabei bewiesenen Opfermuthe der verschiedenen Orden wie der mit Geldmitteln sie unterstützenden Gesellschaft wird man eine gewisse Bewunderung nicht versagen können. An Großartigkeit der Verhältnisse und Einrichtungen suchen viele der hier geschilderten Anstalten ihresgleichen. Die Spitäler zu Bicêtre für Arme, Kranke und Irre verfügen über 2800 Betten; die Salpetrière beherbergt 3000 alte Frauen und etwa 1300 Irrsinnige, die in 45 Gebäuden untergebracht sind; die Congregation der „Kleinen Schwestern der Armen" bedient in 242 Häusern 27000 Greise, in Paris allein 5 Häuser mit 1200 Pensionären; für das „Waisenhaus der Lehrlinge" wurden im Jahre 1882 verausgabt 211753 Frs.; im „Asyl der Brustkranken" belief sich im Jahre 1883 der Verbrauch an Getränken auf 9348 Liter Bordeauxwein, 684 Liter Malaga, 300 Liter Branntwein und 5472 Liter Bier; die „Nachtasyle" beherbergten vom 2. Juni 1878 bis zum 31. December 1883 nicht weniger als 146338 Seelen; unter 16987 Frauenzimmern, die während etwa 4 Jahren in den Asylen der Philanthropischen Gesellschaft Aufnahme fanden, wurden 2629 durch Vermittelung ihrer Wohlthäter wieder in dauernde Arbeitsstellung gebracht; die Barmherzigen Brüder des heiligen Johannes von Gott besorgen außer einem großen Krankenhause noch 210 skrofulöse Kinder. Ebenso umfassend ist das Arbeitsfeld der Frauen vom Calvarienberg, der Arbeitswerkstätten und der Blindenschwestern vom heiligen Paulus.

Manche Uebertreibungen, wie die Glorificirung der Kirchenfürsten, die sich selbst mit magerer, kaum hinreichender Kost begnügen, um Arme und Waisen unterstützen zu können — der Verfasser meint: „Ich glaube, behaupten zu können, daß es in ganz Frankreich so gehalten wird" —, mag man den Franzosen zugute halten.

Die Uebersetzung ist gut. Nur sollten Gallicismen wie: „ich habe sie begegnet", „der Glaube vervollständigt auch die Besten", vermieden sein, und die Verherrlichung der katholischen Theologie in den vom Uebersetzer herrührenden Anmerkungen berührt unangenehm, schon weil sie nicht hierher gehört.

4. Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Von Chr. Ernst Luthardt. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

Der hervorragende Vertreter unserer lutherischen Theologen bietet uns eine Reihe von Bildern dar aus Jugend und Mannesalter seines innerlich und äußerlich reichen Lebens. Im Laufe der letzten Jahre bereits durch die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" bekannt geworden, nunmehr vervollständigt und zu einem Ganzen zusammengestellt, werden diese Erinnerungen sich ohne Zweifel zu den bisherigen rasch zahlreiche neue Freunde gewinnen und sie verdienen solche Theilnahme. Denn ist es auch keine Selbstbiographie oder gar eine Darstellung seines innern Entwickelungsganges, was der Verfasser hier gibt, so entbehren doch diese Bilder nicht des Reizes von beiden, indem sie aus einer ganzen Reihe von Jahrzehnten, mit der Schulbank beginnend und bis in die Jahre der Vollkraft führend, mannichfache Eindrücke, Begegnungen und Erlebnisse wiedergeben, die bei Jung und Alt, unter Laien wie Theologen, auf eine dankbare Aufnahme rechnen dürften, auch wenn sie nicht durch die eingestreuten Betrachtungen, Winke, Ausblicke religiöser, philosophischer, geschichtlicher, ästhetischer, gesellschaftlicher Natur, sowie durch die vor unsern Blicken entrollten landschaftlichen Bilder noch eine besondere Anziehungskraft ausübten. Die Jugendjahre in Schweinfurt, das Gymnasialleben in Nürnberg, die Studentenzeit in Erlangen, wo Harleß, Schaden, J. Chr. Hofmann, K. von Raumer lehrten, und Berlin, wo Neander, Hengstenberg, Ranke gehört wurden, die Erlebnisse und Studien während des münchener Aufenthalts, die Besuche bei Blumhardt in Möttlingen, bei Barth in Calw, Eschenmayer in Kirchheim unter Teck, Justinus Kerner in Weinsberg, Ziller in Winnenthal, die Zweifel und Kämpfe, welche den Candidaten bewegen, Ausflüge nach dem Achensee, in die deutsche und französische Schweiz, allerlei Begegnungen mit römisch-katholischen Geistlichen, wiederholte Berührungen mit Irvingianern, besonders mit H. Thiersch, Erlebnisse aus dem akademischen Wirken in Marburg und Leipzig, ein Besuch in Neuendettelsau bei Löhe — das alles und so manches andere wird uns mit so frischen Farben geschildert und zum Gegenstande so fesselnder, gemüth- und geistvoller Unterhaltung gemacht, daß man diesen und jenen Abschnitt immer wieder mit neuer, gesteigerter Freude vornimmt, immer wieder neue Quellen der Belehrung und Anregung geöffnet findet. Besonders reich und anziehend ist die Darstellung der münchener Eindrücke. Dort in München trat Luthardt in der vormärzlichen Zeit in das Predigerseminar ein; es war zur Zeit König Ludwig's und des

Ministeriums Abel, als die bairische Hauptstadt den Sammelpunkt zahlreicher Künstler und Gelehrten bildete. So werden wir denn Zeugen des Lola-Montez-Skandals, können die Märzbewegung verfolgen, machen an der Hand des Verfassers die Bekanntschaft von Rottmann, von Schwind, Schnorr von Karolsfeld, W. Kaulbach, König, Thäter, die damals unter König Ludwig ihre künstlerische Thätigkeit entfalteten, aber auch von Männern der Wissenschaft, wie F. Thiersch, Graf Majlath, von Schaden, Ernst Förster, K. F. Neumann, Moritz Wagner, F. Strauß, Ringseis, Lasaulx, von Roth, Gotthilf Heinrich von Schubert, dem Dichter der „Kinderheimat" F. Güll u. a. Aber so bunt und mannichfaltig auch Bilder und Eindrücke sind, die uns hier geboten werden, es fehlt nicht das sie einigende Band. Die Persönlichkeit des Verfassers, der die geschilderten Eindrücke in sich aufnimmt und geistig verarbeitet, verleiht bei allem Wechsel der Darstellung ein festes, einheitliches Gefüge.

S. 83 ist übrigens Wackenroder statt Wackernagel zu lesen, denn es ist dort offenbar der Dichter der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" gemeint. Ein anderer Druckfehler findet sich S. 129, wo 1846 für 1546 zu lesen ist.

5. Ein Stück Leben. Blätter der Erinnerung an eine Entschlafene. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 3 M.

Ein kurzes, aber reiches Stück Menschenleben ist's, mit dessen seelenvoller Schilderung der Gatte seinem ihm als Opfer hingebendster Krankenpflege entrissenen Ehegemahl dieses Denkmal der Erinnerung weiht, die über das Grab hinausreicht. Die Blätter, ursprünglich nur für den nächsten Familienkreis niederschrieben, kamen durch eine Verkettung besonderer Umstände zur Veröffentlichung. Ihr Verfasser, der während einer schweren Krankheit nach vierjährigem häuslichen Glücke sich sein Liebstes von der Seite gerissen sah, will nicht genannt, auch nicht errathen sein. Aber wenn auch zweifellos durch Benennung der Personen und Oertlichkeiten das Bild lebendiger und anschaulicher vor uns treten würde, so freuen wir uns doch auch so der pietätvollen Zeichnung einer edeln Entschlafenen, deren Wesen und Wirken zu schildern dem Verfasser unter der noch frischen Erinnerung vorzüglich gelungen ist. Wie das in einem Zuge niedergeschriebene Gedächtnißwort jetzt dasteht, ist es ein Hoheslied der Liebe, der bräutlichen und ehelichen, das nach Ton und Stimmung an die Art Jung-Stilling's erinnert, so zart, so tief, so fromm, rein, kindlich, treuherzig und wahrhaftig ist seine Sprache. Die Schilderungen der Verlobung, des Brautstandes sind kleine Meisterwerke, wie sie Fr. Rückert in seinem „Liebesfrühling" liefert, in dem ja auch die scheinbar geringfügigsten Dinge und Vorgänge uns warme Theilnahme abgewinnen. Und nachdem dann der eigene Herd gegründet und das stille Pfarrhaus bezogen ist, büßt das gemeinsame Schaffen in Haus und Beruf nichts ein von dem hohen Reize, der uns an den Brautwochen so unwiderstehlich anzieht. Wol folgen Zitterwochen auf die Flitterwochen, die äußern Mittel sind nur beschränkte, die erste Gemeinde ist eine überaus schwierige, es stellt wiederholt sich Krankheit ein, mit Lage und Pfarrhaus des armen Dörfleins ist es nicht zum besten bestellt; aber die Herzen der beiden Pfarrersleute wissen sich in ihrer seligen Verschollenheit reich genug, das sinnige, hingebende, gewissenhafte, für alles Schöne in Ton- und Dichtkunst lebhaft empfängliche Gemüth der Hausfrau weiß ihrem Gatten in seinem Heim eine neue Welt zu schaffen, es reich und lebensvoll zu gestalten, und über diese neue Welt breitet sich ein so duftiger Hauch zarter Schönheit und inniger Frömmigkeit, daß es jedem wohl werden muß in den lieben Räumen und wir dem Verfasser es wohl nachfühlen können, wenn er, nach dem unerwartet schnellen Hingange seiner herzlieben Gusti mit seinen Kindern sich einsam und verwaist fühlend, seinen Erinnerungsblättern den alten Spruch als Motto vorsetzt! „Vergeß' ich dein, vergeß' Gott mein!" aber auch die Wahrheit jenes Goethe-Wortes an sich erfährt: „Tief empfinden, süß erinnern ist das Leben im tiefsten Innern." Recht bezeichnend für die beiden Menschen, die sich hier gefunden, für Geber wie Nehmer, ist das Hochzeitsgeschenk, welches der Bräutigam der künftigen Frau Pastorin macht, und das wir als Anfang zum fünften Kapitel wiederfinden: „95 Sätze vom christlichen Hausstand, meiner lieben Auguste an die Thür ihres Herzens, als einer Schloßkirche Gottes, angeheftet am 31. October des Jubiläums- und Jubeljahres 1883, wann aus Abend und Morgen der erste Tag unsers Ehestandes geworden ist." Ihr Inhalt: Ehestand und Eheleute (These 1—20), Berufsarbeit und was zum „täglichen Brot" gehört (21—56), Gebet (57—65), Gottes Wort (66—74), Musik (75—78), Anfechtungen (79—84), Herrlichkeit des Christenstandes (85—90), Tod (91—95). Diese aus Luther's Schriften entnommenen Thesen verdienten es durch einen Sonderabdruck weitere Verbreitung zu finden. Sie enthalten nahrhafte, gesunde, echte Luther-Speise für jedes deutsche Haus, über dessen Thür geschrieben steht: „Nord, Ost, Süd, West, daheim ist's Best."

Karl Sallmann.

Zur Philosophie Plato's.

1. Der Begriff der Seele bei Plato. Eine Studie von E. W. Simson. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. 8. 4 M. 20 Pf.

Goethe machte in den „Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des westöstlichen Divans" die Bemerkung: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Dieser Spruch gilt auch von dem Philosophen. Wer den Philosophen will verstehen, darf seine heimatliche Scholle nicht umgehen. Er darf ihn nicht

von den Verhältnissen, in denen er lebte, von den Lehren, in welchen er aufwuchs, von den Anschauungen, die vor ihm im Schwange waren, loslösen; er muß ihn vielmehr als ein organisches Glied in der Entwickelungsreihe der Denker betrachten. In diesem Sinne behandelt denn auch der Verfasser in seiner preisgekrönten Schrift den göttlichen Plato. Er zeigt in klarer, lichtvoller Sprache, wie er in seiner Seelenlehre oft Neues gegeben und das Alte neu gestaltet hat; er schildert in deutlicher, allgemeinverständlicher Weise, wie er die frühern gewissermaßen aphoristischen Elemente der griechischen Psychologie zusammengefaßt, ihnen das Gepräge seines Geistes verliehen und so die zerstreuten Keime der herakliteischen, pythagoräischen, anaxagoräischen und eleatischen Philosopheme dadurch fruchtbar gemacht hat, daß er sie in den Boden seiner das natürliche und geistige Universum umfassenden Weltanschauung verpflanzte. Von seinen Vorgängern waren als Wesensbestimmungen der Seele ihre Bewegungs- und Belebungskraft, ihre Erkenntnißfähigkeit, ihre Einfachheit und Fortdauer nach dem Tode angegeben worden. Plato war es jedoch erst, welcher sie vereinigte und sie zudem sichtete, ergänzte und bereicherte. Besonders überragte er seine Vorgänger durch eine schärfere Scheidung des Wesens der Seele vom Körperlichen. Während nämlich die frühern Philosophen mit Ausnahme des Anaxagoras zu einer grundsätzlichen Sonderung des Körpers und der Seele noch nicht gelangt waren, faßte Plato das Wesen der Seele als durchaus vom Körperlichen verschieden. Damit gewann er aber auch einen viel höhern und reinern Begriff von der Unsterblichkeit, die doch wol unmöglich ist, wenn die Seele stets mit einem Körper verbunden ist. Daraus ging auch seine wissenschaftliche Begründung der Unsterblichkeit hervor, welche bisher stets nur Gegenstand des religiös-sittlichen Glaubens gewesen war. Ebenso hat Plato zuerst die Lehre von der Weltseele genau erfaßt und folgerecht durchgebildet. Allerdings war schon Anaxagoras, um mit Aristoteles zu reden, durch Aufstellung des Begriffs eines weltordnenden Geistes wie ein Nüchterner unter Trunkene getreten; er wußte aber dieses Princip nicht zu verwerthen, sondern gebrauchte es nur wie einen deus ex machina als Lückenbüßer, wo ihm die Erkenntniß der Naturursachen fehlte.

2. Platon's Phädon philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Von J. Baumann. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 4 M.

An jeden in sich enger zusammenhängenden Abschnitt des „Phädon" reiht der Verfasser eine philosophisch-kritische Betrachtung, welche sich mit den Gedanken Platon's auseinandersetzt, ihre Richtigkeit von dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft aus prüft. Dabei stellt sich heraus, daß alle Hauptgedanken des Dialogs, wenn auch in einer gewissen Umgestaltung, noch heute in Betracht kommen; was bei Platon noch im Hintergrunde steht, befindet sich jetzt im Vordergrunde, was ihm entscheidend schien, hat jetzt nur mehr mittelbar noch einen Werth. Das Ergebniß des „Phädon" ist, daß die menschliche Seele vom Körper verschieden ist, nicht aus ihm als Folge abzuleiten ist, daß sie eine über Empfindung und bloße Erinnerung hinausgehende Thätigkeit zeigt, also daß sie eine eigene Wesenheit ist mit Bethätigungen, welche sie darüber erheben, blos ein Begleitbild des Leibes und seiner Erhaltung und Fortpflanzung zu sein. Es ist ferner der Gedanke ausgeführt, daß Substanzen im Naturlaufe nicht neu entstehen und vergehen. Alle diese grundlegenden Ideen sind von Plotin, dem heiligen Augustin, den großen Scholastikern Thomas von Aquino und Duns Scotus, Pomponatius, Descartes, Locke, Leibniz, Mendelssohn, Kant und Fechner genauer, eingehender und vertiefter fortgesponnen worden.

Mit Gewandtheit rückt Baumann der die Unsterblichkeitslehre zu unterwühlen drohenden Einheit von Geist und Körper zu Leibe. Er macht ihr den Vorwurf, daß sie mit der größten aller Schwierigkeiten, mit der logischen, behaftet ist. Wie Ausdehnung, Bewegung und Widerstand zugleich auch Nichtausdehnung, Nichtbewegung, Nichtwiderstand, sondern Bewußtsein und dessen Arten sein kann, ist unbegreiflich wegen der vollständigen Ungleichartigkeit der Begriffe. Zudem müßten sich nach dem Monismus Geistiges und Körperliches vollkommen decken; es ist aber ganz undenkbar, daß beispielsweise den Begriffen der Möglichkeit, Nothwendigkeit, Unendlichkeit körperliche Verhältnisse entsprechen. Alles in unserm Körper ist immerdar endlich und wirklich; möglich heißt, was ohne Widerspruch gedacht werden kann, ob es nun wirklich ist oder nicht; nothwendig ist dasjenige, was anders nicht gedacht werden kann. Diese Begriffe können demgemäß nur im Denken vorkommen. Selbst Darwin kann den Dualismus nicht aus dem Sattel heben. Entschlüpft ihm doch das Geständniß, daß die moralischen Eigenschaften entweder unmittelbar oder mittelbar weit mehr durch die Wirkung der Gewohnheit, die Kraft der Ueberlegung, durch Unterricht und Religion zugenommen haben als durch natürliche Zuchtwahl.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Unter der Flut politischer Broschüren, die seit dem Hingange Kaiser Wilhelm's I. sich ergossen hat und bereits die Ziffer 70 erreicht haben soll — eine Erscheinung, wie sie vor 30 Jahren in ähnlicher Lebhaftigkeit auftrat —, hat das Schriftchen „In neuer Zeit. Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund" (Berlin, Wilhelmi, 1889) besonderes Aufsehen erregt. Aus eigener Anschauung kennen wir nur das erste Heft: „Wallende Nebel und Sonnenschein". Sieht man von der Erregtheit eines Lesers extremer Parteistellung ab, so läßt sich schwer der Eindruck begreifen, den diese Briefe hervorgebracht. Sie geben eine ruhige, klare,

vernünftige Darlegung der Sach- und Personenverhältnisse unsers höchsten Staats- und des Parteilebens, und menschlich verständlich, wenn auch nicht nothwendig geboten, scheint wol nur die Frage, wer unter der Anonymität sich verbergen möge.

— Gelegentlich der am 12. August d. J. zehnjährig gewordenen Ministerpräsidentschaft des Grafen Taaffe ist bei Otto Wigand in Leipzig ein Schriftchen erschienen: „Graf Taaffe 1879—1889. Eine innerpolitische Studie aus Oesterreich." Sie zerfällt in zwei räumlich gleiche Theile, über die ein sehr verschiedenes Urtheil gefällt werden muß. Der erste Theil will die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, mit deren Ueberwindung der Graf beim Antritte seiner Regierung zu kämpfen hatte, und bietet zu dem Zwecke eine wie uns scheint wahrheitsgetreue Zusammenfassung der politischen Sünden der deutschen Verfassungspartei, die bekannt sind und an denen sich nicht deuteln und drehen läßt. Für den zweiten Theil seiner Aufgabe, die Lösung der Schwierigkeiten durch den Grafen zu feiern, reicht die Kraft des Verfassers nicht aus. Hinsichtlich der materiellen Fragen des Staatslebens mag er recht haben. Alles aber, was er über den Erfolg des österreichischen Ministerpräsidenten in der Herstellung des innern Friedens sagt, muß leider als leere Behauptung bezeichnet werden. „In der Sprachenfrage für Böhmen sah man eine Unterdrückung der Deutschen, eine Unterdrückung der deutschen Sprache. Die Zeit hat erwiesen, daß diese Auffassung jeder positiven Grundlage entbehrte." (?!) „Im großen und ganzen hat die deutsche Sprache in Oesterreich nichts von ihrem Range verloren." (So steht es wirklich S. 34.) S. 39 wird betont zum Erweise der zielbewußten Politik: „Es ist der Staat nicht der Atomisirung verfallen . . ., es wurde die Verfassung nicht dem Föderalismus, das Deutschthum nicht dem Slawismus preisgegeben." Wenn man die vom Verfasser gewählten Prädicate und ihre Zeitformen scharf hervorhebt, so läßt die Wahrheit dieser Sätze sich ja zugeben, der Vorgang ist eben noch im Werden. — Die Mittel zur Vertheidigung des Grafen Taaffe sind eben auf diesem Felde nicht zu suchen. Geeigneter sind dazu jedenfalls seine erfolgreichen Bemühungen für die zweimalige Erneuerung des Wehrgesetzes und die Unterstützung der auswärtigen Politik, wenngleich auch hier wieder der Mund zu voll genommen ist mit den Worten: „Die Regierung des Grafen Taaffe war stets bemüht, namentlich dem Gedanken der deutsch-österreichischen Allianz die allseitigste Anerkennung im Parlamente und in der Bevölkerung zu verschaffen." So? überall? und wol gar mit Erfolg? Wir bedauern den Grafen, keinen geschickteren Vertreter gefunden zu haben.

— In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg erscheinen in nächster Zeit die Gedichte von Albert Möser in dritter Auflage. Es sind das dieselben Gedichte, durch die der Verfasser, der inzwischen drei weitere Gedichtsammlungen herausgegeben hat, seinen Ruf als lyrischer Dichter zu allererst begründete und die ihm in ganz besonderm Maße die Freundschaft Robert Hamerling's einbrachten, wie aus dem in nächster Zeit erscheinenden Briefwechsel beider hervorgehen wird.

— „Berlin als Kunststadt" betitelt sich eine kleine Schrift von Dr. Paul Schönfeld, welche einen Ueberblick über die hervorragendsten Bauten, Monumente und Museen der Reichshauptstadt geben soll (1889). Von der Verlegerin, der Photographischen Gesellschaft in Berlin, darf man wol verlangen, daß sie eine Anzahl der zahlreich beigefügten Lichtdruckbilder bei einer zweiten Auflage mit bessern vertausche, damit das Misverhältniß von Bildern und Text einigermaßen ausgeglichen werde. Letzterer ist von einem für seinen Stoff befähigten Manne geschrieben und darf als gute Einführung in die Kenntniß der berliner Kunstwerke angesehen werden. Wenn aber dieser „Führer" mit den bekannten Reisehandbüchern irgendwie in Wettkampf treten soll, dann muß er denn doch noch auf eine andere Höhe gebracht werden; das von ihm zu verarbeitende Material ist nicht blos so reichhaltig, sondern auch so werthvoll, daß es sich wol der Mühe verlohnen würde, ein förmliches Kunsthandbuch von Berlin herzustellen. Eine Erhöhung des allerdings sehr billigen Preises (1 Mark) wird kein Hinderniß sein, dem Buche noch eine reichere Ausführung zu geben.

— Es liegen uns die Hefte 5—8 der Monatsschrift „Frauenberuf" (1889) vor, welche unter Leitung der Frau J. Kettler in Weimar (Verlag daselbst) bereits in ihren dritten Jahrgang getreten ist. Es ist uns nicht möglich, den reichen Inhalt eines jeden Hefts auch nur durch Namhaftmachung der Ueberschriften wiederzugeben, wol aber bezeugen wir gern und wiederholt, daß wir der Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der behandelten Themen, dem Geist und der Absicht von Redaction und Mitarbeitern unsere volle Anerkennung zollen.

— Der dritte Band des Werks Herzogs Ernst II.: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", war wiederholt Gegenstand einer verfrühten Aufmerksamkeit der Blätter. Wie jetzt von der Verlagshandlung mitgetheilt wird, ist das Erscheinen desselben Ende des Monats November zuverlässig zu erwarten.

Bibliographie.

Arendt, O., Der Streit um die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Gesammelte Aufsätze aus dem deutschen Wochenblatt. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 50 Pf.

Bismarckbriefe. Neue Folge. 2tes Bdchn. Mit Einleitung und Anmerkungen. Berlin, Hennig u. Eigendorf. 8. 2 M. 50 Pf.

Broich, Freih. v., Sozialreform und Genossenschaftswesen. Berlin, Actiengesellschaft „Pionier". 8. 1 M.

Francesco Caracciolo, ein historisches Trauerspiel. Basel, Schwabe. 8. 1 M. 60 Pf.

Haeberlin, C., Studien zur Aphrodite von Melos. Zur Orientirung auch für weitere Kreise. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 M.

Heidemann, J., Die Reformation in der Mark Brandenburg. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 M.

Theodor Hoffmann-Merian. Ein Lebensbild, nach seinen eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt von A. Altherr. Nebst einem Bildnis und Anhang. Basel, Schwabe. 8. 2 M.

Joachim, J., Lonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Kultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Basel, Schwabe. 8. 4 M.

Kapff, S. E., Kanzel und Schaubühne. Historisches Lustspiel. Bühnen-Ausgabe. Cannstatt, Rapp. 8. 1 M. 60 Pf.

Klinkowström, G. v., Geschichte derer von Klinkowström. Kassel, Hühn. 4. 10 M.

Knod, G., Aus der Bibliothek des Beatus Rhenanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus. Leipzig, Harrassowitz. Gr. 8. 2 M.

Die Malerei auf der 1. Jahres-Ausstellung 1889 zu München. Ein Rundgang durch den Glaspalast. München. 16. 1 M.

Mayr, A., Zu Walthers Ehre. Festschrift zur Feier der Enthüllung des Denkmales Walthers von der Vogelweide in Bozen. Mit neuen Beiträgen von E. v. Bauernfeld, F. v. Bodenstedt, F. Dahn 2c. herausgegeben. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M.

Meyer, M., Der Nixenbrunnen. Ein Walthermärchen. Zur Erinnerung an die Enthüllungsfeier des Waltherdenkmals in Bozen. Innsbruck, Wagner. 16. 60 Pf.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 28. Jahrg. 1889/90. 4 Hefte. Leipzig, Brockhaus' Sort. Gr. 8. à Hft. 2 M.

Pfeil, L. Graf v., Ueber Erdbeben und Seebeben. Leipzig, E. H. Mayer. Lex.-8. 50 Pf.

Reinecke, A., Geschichte der freien Reichsherrschaft Schauen, eines der allerkleinsten Gebiete im alten deutschen Reich, nach fast ausschließlich archivalischen Quellen dargestellt. Osterwieck, Zickfeldt. 8. 3 M.

Seydel, R., Vom Christenthum Christi. Vier Vorträge. Berlin, G. Reimer. 8. 1 M. 80 Pf.

Thamm, A., Von Kiel bis Samoa. Erste und letzte Seereise mit S. M. Kanonenboot „Eber". Reise-Erlebnisse des am 16. März 1889 im Sturm bei Samoa ertrunkenen A. Th. Nach seinen Briefen herausgegeben und ergänzt von O. Thamm. Mit Porträt und Zeichnung von W. Süs. Berlin, Conrad. 8. 1 M. 50 Pf.

Wagner, E., Herbart-Album. Lichtstrahlen und Perlen aus Herbarts sämtlichen Werken. Uebersichtlich geordnet und herausgegeben. Langensalza, Schulbuchhandlung. 16. 40 Pf.

Walter, A., Dr. Franz Witt, Gründer und erster Generalpräses des Cäcilienvereins. Ein Lebensbild. Regensburg, Pustet. 8. 2 M.

Wolff, W., Die Verwerthung unserer äquatorialen Kolonien in Westafrika. Berlin, G. Reimer. 8. 80 Pf.

Zaeslin, E., Indien und Indien. Reisebilder. Basel, Schwabe. 8. 1 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

●● Unsere Freunde. ●●

Von

E. de Amicis.

Illustrirt von Amato, Colantomi, Falmi, Paolocci, Ximenes, Penacilico.

Nach der dritten Auflage. Aus dem Italienischen

von

Dr. R. Teuscher.

= Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. =

Ein starker Band mit vielen reizenden Illustrationen geheftet **9 M.**, eleg. geb. **11 M.**

Der geistreiche Verfasser, der von **Mantegazza warm empfohlen wird,** zeichnet mit **tiefer Menschenkenntniß und liebenswürdigem Humor** eine Reihe von Charakteren, wie wir ihnen am häufigsten im Leben begegnen, ebenso lehrreich als ergötzlich. Die für uns mehr oder weniger fremdartige und im Grunde doch so ähnliche Art, wie der Italiener seine Gefühle äußert, bildet für uns Deutsche eine besondere Würze des Buchs.

Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Elias der Prophet.

Ein althebräisches Epos,

besprochen in 11 Predigten

von

Moritz Schwalb.

Dr. theol., Prediger an der reform. Kirche St. Martini zu Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie.

Von

Hermann Fritz.

Mit 10 Abbildungen und 1 Tafel. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 68. Band.)

Dieses Werk führt die verschiedenartigen Erscheinungen vor, welche durch den Wechsel in der Sonnenthätigkeit beeinflusst werden. Durch den weiten Kreis dieser Erscheinungen, welcher die Perioden der Wein- und Getreideerträge und der Witterung, wie die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben und Polarlichter umfasst, gewährt das Werk des auf diesem Gebiete bahnbrechenden Verfassers hervorragendes Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Erklärungen der Tollheit.

Von **J. Haslam.** Aus dem Engl. von Dr. **F. Wollny.** Preis 1 M. 20 Pf.

Sonnt. Beil. Voßische Zeitung, compl. ges. von 82 an z. v. Ad. u. L. 50. **Berlin Postamt 22.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile

in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Die bisher erschienenen Lieferungen 1—11 sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Grossartiges Lager **Regulateure, Stand-, Wand-** und **Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten** und **Bijouterien.** Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann,
Uhren-Fabrik [7218
Leipzig, Königsplatz 6.

Taschentücher

in bester **Qualität** u. zu Fabrikpreisen **direct** u. ohne Zwischenhandel **an den Consumenten** aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

---

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Illustr. Preisliste gratis! Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Kolzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
NOV 23 1889
LIBRARY

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 7. November 1889.

Inhalt: Rudolf von Gottschall's neuer Roman. Von J. J. Honegger. — Eine Geschichte der Weltliteratur. Von Adalbert Schroeter. — Neue lyrische Gedichte. Von Ernst Viel. — Novellen und Verwandtes. Von Fritz Lemmermayer. — Baltische Schriften. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Rudolf von Gottschall's neuer Roman.

Die Tochter Rübezahls. Roman in sechs Büchern von Rudolf von Gottschall. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 15 M.

Der langjährige frühere Leiter d. Bl. hat sich in der Poesie einen weithin rühmlich bekannten Namen gemacht.

Es ist eine Reihe von Jahren verflossen, seit der Schreiber dieses Anlaß hatte, Rudolf von Gottschall auf dem Gebiete des weitgesponnenen Romans zu begegnen. Der Stoff, aus der französischen Geschichte gezogen, war spannend genug: die Speculationswuth der ebenso großartig angelegten wie großartig verunglückten Law'schen Finanzperiode, eine durchaus fieberhafte Erscheinung von theils furchtbarem und theils lächerlichem Zuschnitte. Zweifellos ist, daß da der Verfasser eine überraschende Kraft der Schilderung von Gewaltscenen entwickelte, die mit Wucht und Feuer gezeichnet sind; das Werk ward und wirkte seiner Natur nach Aufsehen erregend.

Anders diesmal. Wieder ist es zwar eine Gewaltperiode in der Geschichte, geradezu die größte internationale Umwälzung aus neuerer Zeit, die zu Grunde gelegt worden: die Unterwerfung Preußens unter das eiserne Scepter des ersten Napoleon, also die unglückliche Zeit der Jahre 1806 und 1807; der Schauplatz Schlesien, zum starken Theile Breslau, dazu ein geheimnißvolles Schloß in den Bergen. Aber der Charakter des Ganzen ist weitaus ruhiger, auch die Sprache gemessen. An die Stelle der Schreckensacte, von denen wir oben sprachen und die natürlich auch hier, wo sich's um den Zusammenstoß zweier großer Völker handelt, nicht fehlen können (die Schlacht von Jena ist in ihrem verhängnißvollen Verlaufe verfolgt und geschildert), ist doch mehr innere Entwickelung getreten; statt der fieberhaften Erregung eines ganzen Volks ragen mehr die Bewegungen im Kreise einzelner Familien von schlesischen Gutsbesitzern und einzelne individuelle Lebensläufe hervor. Komische und ernste Scenen aus der Belagerung von Breslau spielen wesentlich mit und rückgreifend werden wir auch ins Getriebe der Schreckensperiode auf der Höhe der großen Französischen Revolution eingeführt. Der historische Faden, der mitläuft, verliert sich überhaupt nie.

Im Mittelpunkte der Geschichte steht ein Liebespaar, das nach harten Schlägen und schweren Prüfungen zum glücklichen Ziele kommt: sie in ihrem verzauberten Waldschlosse eine Art von wunderholder Märchenprinzessin, er ein gediegener und ideal denkender junger Mann aus einfacher Adelsfamilie, in der Civil- und Militärlaufbahn auftretend und mit Auszeichnung für sein unglücklich geknechtetes Vaterland kämpfend. Wir müssen die beiden liebenswürdigen Menschen gern haben und folgen daher mit Interesse dem Geschicke, das sie nach innerster Seelenübereinstimmung zusammenführt. Da liegt denn auch die künstlerische Ver- und Entwickelung der Geschichte.

Uebrigens ist der Blick weiter gespannt, aufs Allgemeine: in den drei jungen Adeligen, die da von Beginn an unter sehr verschiedener Haltung mitspielen, sind die allgemeinsten Formen der Geisteshaltung und Lebensgestaltung vorgeführt, die sich in den damaligen Geschlechtern und unter dem Einflusse jener Zeiten entwickelten, und zwar nach seiten der Stärke wie der Schwäche, der lobenswerthen wie der nichtig verwerflichen Eigenschaften und Strebungen. Der Verfasser sagt: „Alles, was am Anfange dieses Jahrhunderts den Sinn der Menschen erfüllte, ihre Gemüther bewegte, spiegelte sich in diesen drei Jünglingen wieder." Wir haben den Junker in Uniform, hochmüthig und übermüthig, leichtlebig und freigeistig, ziemlich gedankenarm, aber im Grunde harmlos und von unverwüstlicher guter Laune. Wir haben — und das ist der auserlesene Held — den philosophisch durchgebildeten, ernst

denkenden und strebenden jungen Mann mit idealem Anstriche, streng und groß erfaßten Zielen. Wir haben den verschwommenen und haltlos zerfahrenen romantischen Schwärmer und Poetaster, der von der blauen Blume träumt, das verfehlte Genie, wobei das Adjectiv ganz besonders zu betonen ist. In der ersten Richtung der veraltete und ausgeartete Nachhall vom Zeitalter des großen Fritz; in der zweiten hochherzige Fichte-Schiller'sche Wesenheit; in der dritten das Schillern der Farben von Tieck-Novalis. Eine andere eigenartige Geistesrichtung der Zeit stellt sich in dem seltsamen alten Gutsherrn dar, der fast wie ein wohlthätiger Gnome (Rübezahl) in seinen Bergen drinnen haust und es liebt, auf geheimnißvolle Weise in die Schicksale der Menschen einzugreifen. Das ist jene Geheimordenssucht, die auffallenderweise gerade mit den freisinnigen Ideen aufwuchs, welche die große Revolution einleiteten und zubereiteten, und die dann das blutige Ereigniß überdauerte, um allgemach in der Stille zu verschwinden oder wenigstens zur Unbedeutendheit zusammenzuschrumpfen. Vor uns haben wir diesmal den Rosenkreuzer, der ein einflußreiches Leben, viel Geld und Geist auf das Studium von Magie und Geheimwissenschaft verzettelt und dabei auch den Geheimnissen und der Weisheit des viel angestaunten Orients auf die Spur zu kommen trachtet — eine Art unterirdischen Lebens, welches sich mit dem Schimmer höhern Wissens umgibt und nicht ohne eigenthümlichen Reiz, wol aber ohne Frucht ist. Eine übermüthige Soldateska auf seiten des Eroberers, eine theils tapfere und theils feige im Lager der Niedergeworfenen, verzweifelnde Führer und erfolglos ankämpfende Freischaren, Verräther und Speculanten; in einer Anzahl von Frauen der verschiedensten Schattirungen von gut und schlecht, beschränkt und geistbegabt, am Hofe des berüchtigten Westfalenkönigs Jérôme, dessen bekannte Losung lautete: Immer lustik sein! insbesondere eine Reihe Palastdamen von recht angerosteter Tugend und ausgeprägtem Sinne für Intrigue und lärmende Festlichkeiten; Gutsbesitzer mit weiterm und engerm Gesichtskreise und allerlei Marotten: das sind die Hauptbestandtheile des handelnden Publikums. Zu den sprechendsten Figuren gehört der ausgedörrte Geheimsecretär mit den sieben hagern Hopfenstangen von Töchtern, welche nur ein blühender Optimismus unter die Grazien einreihen dürfte. Diese Menschensorte und ihre Kreise haben dem Verfasser den vollberechtigten und wohlbenutzten Anlaß gegeben, den schalkhaft spottenden Humor spielen zu lassen; das in armseliger Vornehmheit und officieller Langeweile sich abspinnende Fest in den gleich einer Trödelbude mit gemietheten Galamöbeln vollgestopften Salons dieser Geheimräthlichen ist jedenfalls die köstlichste Zeichnung im Buche.

Nach allen Richtungen aber baut sich das Bild aus zum allgemeinen Zeitgemälde, an welches in gleichem Maße romantische und reale Striche verwendet worden sind. Immerhin stehen wir auf festem Grunde und aus ihm wächst jenes bedeutungsschwere Jahr 1806 hervor mit seinen reichhaltigen verhängnißvollen Personen-, Familien- und Völkerschicksalen.

J. J. Honegger.

Eine Geschichte der Weltliteratur.

Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung von Adolf Stern. Stuttgart, Rieger. 1887—88. Gr. 8. 11 M. 60 Pf.

Das Unternehmen, in übersichtlicher Gruppirung der Stoffe die Literaturgeschichten der Culturvölker des Morgen- und Abendlandes einheitlich zu bearbeiten, den geschichtlichen Proceß in seinen entlegenen Erscheinungen mit gleicher Antheilnahme zu verfolgen und die Ergebnisse in durchsichtiger Anschaulichkeit in ihrem losern oder engern Zusammenhange als die in sich zusammenschließenden Glieder derselben Entwickelungskette darzustellen, dürfte von Haus aus des Dankes eines weiten Publikums gewiß sein. Denn selbst den eigentlichen gelehrten Literaturforschern bleibt bei ihren Sonderstudien die Zeit bemessen, Gebiete aufzusuchen, die zu diesen nicht in mehr oder minder unmittelbarer Beziehung und Verwandtschaft stehen, und auch sonst mag im deutschen Publikum nur zu oft der Wunsch rege werden, über diesen oder jenen Kreis ausländischer Literaturen einen lehrreichen Ueberblick zu gewinnen, oder diese und jene fremdländische literarische Erscheinung zu den letzten Wurzeln zu verfolgen und auf ihrem heimischen Boden verstehen zu lernen. Und wenn ein solches Werk auch nur die Bedeutung eines systematisch geordneten, wohl bemessenen und klar gesichteten Repertoriums gewann, so war es werthvoll genug und schönen Preises würdig.

Adolf Stern indessen bietet in der That die wirkliche, organisch aus sich herauswachsende Geschichte jener weltbewegenden und welterfüllenden Processe. Er geleitet uns aus der chinesischen Urzeit, von der Religionsphilosophie des Kong-fu-tse bis zu dem Rumänen Alecsandri und seiner Uebersetzerin Carmen Sylva. Daß das Werk zunächst den Charakter eines Grundrisses wenigstens in entlegenern Partien nicht verleugnet, wird nicht befremden; daß es bald zu knapp, bald innerhalb seiner Gesammtanlage zu breit gesponnen scheint, ist verzeihlich; jedenfalls aber wird es für immer ganz unmöglich bleiben, hier all jener Fülle von Wünschen und Forderungen gerecht zu werden, welche ein solches Werk nothgedrungen in so unabsehbarer Menge hervorrufen muß, als die Köpfe des Publikums verschieden und seine Liebhabereien widerspruchsvoll sind. Wenn die Beurtheilung von diesem

Standpunkte ausgeht und innerhalb dieser Gewißheit verharrt, so wird sich ein Maßstab bilden, der mehr die absoluten Größen, die hier in Erscheinung treten, in ihrer Widerspiegelung gegeneinander abwägt, als daß er mit dem Verfasser darüber rechtet, daß er dieses oder jenes Duodeztalent außer Betracht gelassen, oder aber durch unverdiente Erwähnung geehrt hat. Und auch das wollen wir für völlig entschuldbar halten, wenn er der Literatur seines Volkes denjenigen des Auslandes gegenüber mitunter einen Rang eingeräumt hat, der ihr innerhalb der Schranken der Weltliteratur nicht zukommt, und wenn er sich aus eben jenem Patriotismus mitunter in den Maßen, mit denen er die dichterischen Persönlichkeiten mißt, vergreift. So widmet er genau so viele Zeilen der Sappho, wie der Luise von François, was mich um meiner Vaterstadt Weißenfels und meiner verehrten Landsmännin willen freut, aber um Sappho's willen schmerzt!

Der an erster Stelle zu rühmende Hauptvorzug des Werkes ist seine klare, lichtvolle Gliederung. Eine kurze, aber um so stimmungsreichere Einleitung geht voraus. Sie zieht zugleich die Grenzen, welche Aegypter und Phönizier, Assyrer und Babylonier aus dem Kreise der Betrachtung ausschließen. Auch die Berichte über die Tanzdramen der Azteken und die Schauspiele der Peruaner sollen auf sich beruhen. Unter den Trümmern ehemaliger Culturstätten des Ostens und Westens der Erde liegen ganze Völker begraben, und mit den Völkern ihre Gesänge: „Gesänge", redet der Verfasser mit Herder's Worten, „die ihr Archiv, der Schatz ihrer Wissenschaft und Religion, ihre Theogonien und Kosmogonien, der Thaten ihrer Väter und der Begebenheiten ihrer Geschichte, Abdruck ihres Herzens, Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid, beim Brautbett und Grabe" waren. Aber um so fester und inniger sollen jene erhaltenen Dichtungen ins Auge gefaßt werden, welche, wie jung sie auch am Alter der Menschheit gemessen erscheinen mögen, ehrwürdige Schöpfungen aus der Jugendzeit noch lebender Völker sind. Und so beginnt das erste der vier Bücher mit der Poesie und Literatur der Chinesen, welcher sich monographische Schilderungen der Dichtung der Inder und Hebräer anschließen. Das Kleinod dieses Abschnitts ist die reizvolle Inhaltsangabe der Sakuntala, vorzüglich gelungen die Charakteristik der Psalmen. Nur wünschten wir eine genauere Angabe der Citate aus der benutzten Literatur. Der einfache Name: Herder, Humboldt, Meier, Rosenkranz u. s. w. genügt uns nicht, und wir wünschen die Namen der Uebersetzer und die Titel ihrer Ausgaben nicht minder verzeichnet zu finden in einem Werke, dessen Führerschaft sich zwar viele willig überlassen werden, das aber für ebenso viele doch eben nur ein Wegweiser zur allgemeinsten Orientirung bedeuten wird. Gleichwol folgen wir dem Verfasser willig weiter. Die Klagelieder Jeremiä werden leider nur gestreift, das Hohelied, das Buch Ruth, das Buch Hiob statt dessen als weitflammende Leuchten aus der Frühzeit des Menschengeistes hinlänglich gewürdigt, und an den Sprüchen Salomonis, am Prediger und dem Spruchbuche des Jesus Sirach wird eine geschichtlich-ästhetische Kritik geübt, die manchen zu kalt und ernüchternd anmuthen wird, als daß er geneigt wäre, in bisherigen Anschauungen Wandel zu schaffen. Es erschließt sich die Dichtung der Griechen. Der Verfasser huldigt mit uns (vgl. unsere „Geschichte der deutschen Homer-Uebersetzung") der Ansicht, daß es sich weder in der „Odyssee", noch in der „Ilias" um eine bloße Aneinanderreihung längst vergangener Rhapsodien und um die bloße Bearbeitung eines Ordners handele, daß vielmehr ein überlegener Dichtergeist die schon oft gesungenen Gesänge neu belebte. In dieser Glanzepoche der Weltpoesie verweilt der Verfasser mit hingebender Muße. Man sieht, es wird ihm schwer, von hier zu scheiden, wohin die Blicke der späten Nachwelt sich immer wieder mit ewig neuem Entzücken zurücklenken werden, solange die Menschheit kindlich-naives Empfinden und die Lust an märchenhaften Farbenspielen und den Zauberklängen phantasiegeborener Sagenwelten nicht verloren hat und im Hasten des Erwerbslebens und im rauschenden Lärme des Alltags der Fähigkeit, dichterisch zu träumen oder nachzuträumen nicht verlustig gehen wird.

Pietätvoll der geschichtlichen Entwickelung auch in Nebenthäler folgend, führt uns unser Gewährsmann weiter. Die Tragiker erstehen in ihrer einsamen Erhabenheit. Ihre Gestalten verdichten sich vor uns, ohne daß die einzelnen Dramen im besondern gewürdigt werden könnten. Dem „Cyklopen" des Euripides, dem einzigen uns überkommenen Satyrspiele gegenüber, war indessen eine so eingehende Beleuchtung zu gönnen, als sie eine so einzigartige Reliquie der Weltliteratur erheischt. Schließlich schaut das Charakterbild des Aristophanes auf die schöne griechische Welt und ihre Wandlungen mit so grausamem Hohne zurück, daß der Wanderer sich nach neuer Luft und reinern Bildern sehnt, und über das alexandrinische Zeitalter hinüber führt uns das Flugschiff unsers literarischen Weltumseglers in die Blütezeit der römischen Poesie. Lucrez und Catull! Flaccus und Ovid! Vergil, Tibull, Properz! Juvenal und Martial! Altvertraute Namen, liebe Jugendfreunde, die in manchem freilich Empfindungen wecken, wie sie Lord Byron's „Harold" auf dem Sorakte empfand: die unversöhnlichen Hasses gegen eine schulmeisterliche Methode, deren ganze Kunst darin bestand, in dem Lernbeflissenen das Ahnen poetischer Nähe durch Uebersättigung mit grammatischen Analysen und hausbackenster Worterklärung einer schwung- und gefühllosen Philologie zu ersticken. Es macht mir den Eindruck, als ob auch der Verfasser hier in seinen Schilderungen etwas karger werde, und ich hätte diesen und jenen Charakterkopf lebensvoller ausgeführt gesehen; vor allem hätte man nun jene eingehendere Würdigung der literarischen Bedeutung der Commentare Cäsar's gern genossen, wie sie unsere unvergeßlichen Herren Lehrer uns versagten.

Unsere Wanderung geht weiter durch die Ausläufer der heidnischen Poesie des Alterthums in die Anfänge der christlichen Poesie, und aus dem Byzantinismus in die mittel- und nordeuropäische Sagenwelt. Den Liedern der „Edda" hätten wir ein freundlicheres Verweilen gegönnt. Es folgt eine Einführung in die Dichtung des Islam. Auch hier hätten wir der Schilderung von „Tausend und eine Nacht" farbigere Mittel gewünscht. Die Darstellung begnügt sich zu oft mit Andeutungen. Gilt es Nebensternen, so ist dies nicht mehr als billig; gilt es Haupterscheinungen, in welchen sich Niederschläge ganzer Zeit- und Geistesströmungen verdichten, so fordern wir erschöpfende Charakteristik. Wir folgen dem Führer gern auf seiner reißend schnellen Flugbahn, aber er muß uns für deren Hast entschädigen durch genußreiche Ruhepunkte; weite Rundschauen sollen sich ablösen mit tiefern Einsichten. Sonst bleibt die schließliche Stimmung die eines unüberwindlichen, lange nachwirkenden Schwindels, und das Auge verwirrt sich in der Unendlichkeit sich jagender Sterngebilde, obwol doch Sonnen genug im Wechsel der Epochen sich erheben, die Jahrhunderte beherrschen. So gewinnt man den Eindruck, als ob lediglich Trabanten auf Kosten der Hauptgestirne sich zu weit in den Vordergrund drängen. Aus den bunten Märchengärten des Islams treten wir in das mystische Helldunkel der lateinischen Poesie der Geistlichkeit. Auch ihrer mühevollen Hymnendichtung war in der Betrachtung ein vornehmer Rang einzuräumen. Der Verfasser begnügt sich nahezu mit der Erwähnung des Dies irae und des Stabat mater. Wohlthuend aber wirkt es, daß dem „Heliand" hier wieder sein gutes Recht zurückgegeben wird, nachdem sich W. Scherer so leidenschaftlich bemüht hat, seinen dichterischen Glorienschein zu verdunkeln. Und so bleibt es ein Hauptvorzug des Werkes, daß es sich volle Selbständigkeit innerhalb der so tausendfach verschiedenen Geistessphären bewahrt, wenn der Verfasser auch mehr als es gut ist mit fremden Zungen redet. Offenbar ist er von dem Standpunkte ausgegangen, daß es überflüssig sei, etwas zum zweiten male zu formuliren, was schon das erste oder letzte mal gut gesagt worden sei, wogegen sich nichts einwenden läßt, wenn man es nicht besser zu sagen weiß; ihm aber wäre dies des öftern möglich gewesen. Nach einem kurzen Abstecher in das Gebiet der angelsächsischen Dichtung führt uns die genußreiche Wanderung in Land und Zeit der Troubadours:

In den Thälern der Provence
Ist der Minnesang entsprossen.

Hier besonders vermissen wir eine Charakteristik durch Citate aus den Dichtern selbst. Die bloße Registrirung der berühmten Namen ist nicht zulänglich. So bildet sich die Brücke zu unserm Minnegesang. Ungern missen wir jene unvergleichlichen „Namenlosen Lieder", die den Eingang der Epoche bilden: „Ich bin dîn, du bist mîn" u. s. w. Heinrich von Veldeke mußte auch als Lyriker gewürdigt werden, und Reinmar von Hagenau durfte der Ehre nicht verlustig gehen, als der Lehrer Walther's von der Vogelweide gepriesen zu werden. Freudig begrüße ich hier eine Stelle aus meiner Nachdichtung, deren zweite Auflage sich vorbereitet. Kurz, doch umfassend wird die Bedeutung des Dichters veranschaulicht, der zu den gewaltigsten Gestalten der Weltliteratur zählt und innerhalb der deutschen Lyrik in einsamer Größe neben Goethe tritt. Auch Nithart von Reuenthal wird objectiv gezeichnet, dagegen Ulrich von Lichtenstein mit W. Scherer zu wenig aus dem Geiste seiner Zeit beleuchtet. Nicht zum Vortheile des Buchs wird dieser überhaupt zu oft citirt; gleichwol hält sich der Verfasser innerhalb seiner Vorführung des Nibelungen- und Gudrunliedes frei von Scherer'scher Beeinflussung. Wir wandeln hier auf einem der erhabensten Höhenzüge der Weltpoesie, den das Dreigestirn Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von Aue stolz beglänzt; es sind doch deutsche Sonnen, die hier strahlen, gleichviel, wie und wo sich ihr Licht entzündet hat. Unser Führer erschließt uns sodann freundliche Ausschauen in die französische und spanische Literatur. Knüpft auch die letztere, ganz wie die deutsche, an die Lyrik der Provençalen an, so thut es in noch höherm Grade die italienische in einer reizvollen Volgarsprache. Wir treten in das 14. Jahrhundert. Es verklingt der Nachhall der höfischen Epik; die Sagendichtung belebt sich mit neuen Kräften und allegorische Dichtungen treten an Stelle frischer Ursprünglichkeit. Es ist die Zeit Frauenlob's. Sie leitet die Poesie der Handwerker ein. Uebrigens fehlt Peter Suchenwirt in der Darstellung, somit ein wesentliches Glied in der Entwickelungskette. Sorgfältig wird sodann die Entstehung der geistlichen Spiele dargestellt, und umfänglich werden die geschichtlichen Anfänge des Dramas verzeichnet. Das deutsche Fastnachtsspiel, das geistliche Schauspiel Italiens, Spaniens, Englands zieht an uns vorüber, und während die Literatur des Mittelalters verfällt, treiben hier die Keime fort, aus denen sich einst die Blüte des Dramas erhebt.

Hier schließt das zweite Buch des Stern'schen Werks, und das dritte widmet sich der Dichtung und Literatur der Renaissance und Reformation. Die hoheitsvolle Gestalt Dante's erscheint, um die italienische Dichtung des 14. und 15. Jahrhunderts einzuleiten. Mit kritischer Kälte wird die Lyrik Petrarca's zergliedert, liebevoller in Boccaccio und sein „Decamerone" eingegangen. Sodann werden die Uebergänge vom Mittelalter zur Neuzeit in den übrigen Literaturen verfolgt, die englischen und schottischen, französischen und deutschen Dichter der Epoche werden mit wenigen, aber charakteristischen Strichen gezeichnet, deren Schattirung indessen zum Theil nach wie vor von fremden Gewährsmännern entlehnt wird. So wird Chaucer mit Hertzberg's Worten meisterlich porträtirt:

Er beherbergt die beiden Nationalcharaktere, mit ihren Unterschieden und im Widerstreit untereinander, in seiner eigenen einzigen Person. Er ist ein Doppelmensch mit einem Januskopfe,

halb höfischer und chevalereske Franzose, halb derb naturwüchsiger Angelsachse, sodaß er bald das eine Gesicht, bald das andere uns zukehrt und dadurch namentlich in seinen komischen Gedichten die überraschendsten und ergötzlichsten Contraste hervorbringt.

Und zur Charakteristik Sebastian Brant's wird sein gründlichster Kenner, Zarncke, citirt:

Bei seinem Gedicht sprach man nicht blos von Narren, man lernte sie nicht blos kennen und erkannte sie wieder, sondern man lachte über sie, wie man in der Wirklichkeit über Narren zu lachen gewöhnt war.

Daran schließt sich Adolf Stern's eigene Schilderung des „Narrenschiffs":

Säufer und Prasser, Venusdiener und Ehebrecher, Spieler und Wucherer, Schwätzer, Verleumder, Spötter, Jähzornige, Leichtgläubige, alte und junge Thoren, böse Weiber, Geizige, Bücherwürmer, Pfründenanhäufer und gewissenlose Pfaffen, schlechte Aerzte und Astrologen, Gotteslästerer und Gottvergessene, müssen sich gleichmäßig als Narren ansprechen lassen. Narren sind in Sebastian Brant's Augen allerdings auch alle, welche sich jugendlicher Lust hingeben, tanzen, jagen, nächtlich die Laute schlagen, Fastnachtsscherz treiben und im Grunde alle, welche ihrer vielen Sünden und der ewigen Pein gedenkend, dennoch fröhlich sein mögen.

Der Weg führt weiter in die neulateinische Humanistenpoesie. Es folgen ausführliche Gemälde der Dichtkunst der Hochrenaissance in Italien, Frankreich, Spanien, England. Eine vortreffliche Darstellung der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts bildet ein Kleinod des Werks. Mit wehmüthigen Erinnerungen finden wir hier immer wieder den Namen Goedeke's. Die hochragende Gestalt Luther's erhebt sich — „der gewaltigste Mensch einer gewaltigen Zeit". So steht er im Mittelpunkte des gesammten deutschen Lebens seines Jahrhunderts, im Mittelpunkte der gesammten deutschen Literatur. Wie viel unmittelbarer wirken diese Partien als die parallelen Darstellungen des Katholiken Scherer! Wenig matter nur wirkt das gedrängte Charakterbild Hans Sachs'. Unzureichend aber ist die Darstellung Shakespeare's und seiner Zeit. Hier scheint des Führers Kraft weniger zu versagen als zu ermüden, und sein Wort vermag nicht Schritt zu halten mit der tiefdringenden Klarheit seines Schauens. Weite Ausblicke eröffnen sich von neuem in die Literaturen der Romanen. Torquato Tasso, Lope de Vega, Calderon, Camoëns lösen sich ab in einem Zuge glänzender Wandelbilder. Schon breiten sich die Schatten der Spätrenaissance. Meisterhaft gezeichnet ist Marini:

Die Fähigkeit, vermittels der Reflexion von außen jedem Gegenstande den Schein poetischer Weihe zu verleihen, durch Enthusiasmus und Gedanken (concetti) dem gleichgültigsten Inhalt poetischen Schein und poetische Würde zu geben, war ihm die erste, die schmeichlerische Musik des Verses die zweite Bedingung alles Dichtens, das „Erstaunen", welches der Dichter durch neue überraschende Vergleiche, gehäufte und prunkende Bilder, durch Pomp oder Glätte der Sprache weckt, die höchste Wirkung aller Poesie.

Immer erfolgreicher ringt der Verfasser um die schwere Kunst, die Fülle der Erscheinungen in den bemessensten Rahmen zusammenzudrängen, ohne dem kargen Ausdrucke Licht und Deutlichkeit, Farbe und Stil zu rauben. Einen schönen Sieg feiert dies Bestreben in dem kleinen Medaillonbild Scarron's. Nur vermisse ich völlig jene Menge pamphletischer Flugschriften, welche die französische Literaturgeschichte unter dem Gesammttitel „Mazarinades" zusammenfaßt. Sie bilden eins der anziehendsten Kapitel in der Geschichte der Satire und des Epigramms und dürfen unter keinen Umständen fehlen in einer „Geschichte der Weltliteratur". Die göttinger Bibliothek besitzt ihrer 1084.

Wir treten in die Pforte des 17. Jahrhunderts. Milton und Dryden ziehen in England, Jost van den Vondel und Huygens in den Niederlanden an uns vorüber, und „Vater Catsen's Buch" wird nicht vergessen. Ueberall bewährt sich unser Führer als kundiger Wegweiser und als Kenner der Höhen und Tiefen der Epoche; überall zeichnet sein Griffel scharf und wahr, nüchtern und klar. Mag er zu oft den Abschied scheinbar überhasten, so erweist sich diese Eilfertigkeit hierorts doch nur als das treue Einhalten eines weise erwogenen Programms: denn sein Pfad ist weit und die Reise lang. Er geleitet uns nunmehr in das Deutschland des Dreißigjährigen Kriegs. Wir begrüßen Opitz und seine Reformen, die Dichter der ersten schlesischen Schule, die königsberger, nürnberger und hamburger Poeten. Uns umrauschen die weihevollen Orgelklänge des neuen Kirchenliedes und ehrfürchtig gedenken wir Martin Rinckart's und Paul Gerhardt's:

Dessen geistliche Lieder sind die schönsten Zeugnisse der im deutschen Volke noch erhaltenen Glaubens-, Lebens- und Gefühlskraft, die Tiefe der Empfindung geht Hand in Hand mit der glücklichsten Bildlichkeit im Ausdrucke, eine ganze Reihe derselben erhebt sich weit über alles, was die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts sonst vermocht hat, und das herrlichste Lied des Dichters, „Befiehl du deine Wege", leuchtet in der That aus den grauenvollen Zuständen des 17. Jahrhunderts wie mit himmlischem Lichte heraus.

Diese Greuel selbst schildert uns aus zeitgenössischer Anschauung mit der hinreißenden Kunst eines kraftvollen farbensatten Realismus der „Simplicissimus":

In höchster Lebendigkeit werden wir durch das Auf und Ab jener Tage, den Wechsel von prassendem Uebermuth und armseligster Noth geführt, den der Held Simplex am eigenen Leibe erfahren muß.

Nebenher läuft drüben das Zeitalter Ludwig's XIV., und aus den Mazarinaden bereits blitzt es hinein in seine vergoldete Ueppigkeit wie prophetisches Wetterleuchten der künftigen Donnerstürme der Revolution. Noch aber leuchten die Sterne des Classicismus und belacht der Hof die Hahnreischaft Amphitryon's und Sganarelle's, und das französische Ideal beginnt seinen Triumphzug durch die Weltliteratur. Unser Führer verfolgt zunächst seine Verpflanzung nach England. Er führt uns Pope vor. Seine Charakteristik Prior's ist unzulänglich, ja unrichtig und schattenhaft. Das frische, sinnlich anakreontische Element des Dichters gelangt nicht zur Betonung: dasselbe bildet aber den Brennpunkt seines Wesens. Prior ist viel zu urwüchsig und ungenirt, um „ein Muster zierlicher Nach-

ahmung der Franzosen zu sein". Er ist einer der freiesten und natürlichsten englischen Dichter. Der Weg führt zurück nach Deutschland. Wir vernehmen in Haller's „Alpen" bereits den Vorhall Rousseau'scher Ideen. Stern kennt den schweizer Dichter sehr genau. Eingehend habe ich die ganze lyrische Epoche in meiner Doctordissertation geschildert.

Der Verfasser findet nun immer mehr geebnete Pfade, wo ihm die gesammte neuere Literaturgeschichte vorgearbeitet hat. Sehr viele ihrer Aeußerungen übertrifft er an Geschlossenheit des Ausdrucks, und keine derselben übertrifft ihn an Uebersichtlichkeit der Gruppirung. Aber die Bahn verzweigt sich jetzt immer mehr, daß wir unmöglich auf jedem ihrer Ausläufer nachgehen können. Nur im allgemeinen seien die Richtungen seines weitern Ganges angedeutet. Er schildert zunächst die Bedeutung Gottsched's und seiner Herrschaft. Er zeichnet ein Medaillonbildchen Hagedorn's und ein unzureichendes von Uz; der große Einfluß der Leibniz'schen Theodicee auf die Poesie ihrer Folgezeit bleibt unbemerkt. Ob die Böhmen und Polen der Epoche verdienen, in einer Geschichte der Weltliteratur genannt zu werden, bezweifle ich, und ich kann mich der Meinung nicht verschließen, daß der Verfasser den Rahmen seines Weltbildes hier unnöthig erweitert hat. Eigentlich sollten nur Geister hier gewürdigt werden, welche im Gange der Weltliteratur ein treibendes oder wenigstens für das Allgemeine wesentliches Moment, ein nicht zu missendes Glied in der Kette der Entwickelung bedeuten. Innerhalb der Special-Literaturgeschichte mögen denn die fremden minderwerthigen Erscheinungen um so eingehender untersucht werden. Der Verfasser beginnt sodann sein viertes Buch, welches die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts umfaßt, obwol er bereits im vorigen wesentliche Träger des Geistes der neuen Epoche abgehandelt hat. Er stellt in den Eingang die bürgerliche Literatur Englands, das moralisirende Schauspiel und den Familienroman. Im Anschlusse folgt die französische Aufklärungsliteratur. Ihr Hauptgestirn, die „Neue Heloise", gelangt zu schöner Wiederspiegelung. Aber gerade hier wird ein Mangel bemerkbar, den man während der ganzen weiten Wanderfahrt empfindet: der Verfasser unterläßt es, den Wandelgängen der Sprachen nachzugehen, in deren Gleisen die gesammten Processe verlaufen. Sein Buch mußte zugleich ein geschichtliches Bild des Aufblühens und Alterns und Wiederauflebens der Sprachen zeichnen. Gerade auf der sprachlichen Höhe der „Neuen Heloise", dem erhabensten Gipfel, welchen die französische Sprache erreicht hat, drängt es den Wanderer durch die Weltliteratur, zurückzuschauen nach dem Quell, aus dem dies glänzende Gebilde des Menschengeistes, die französische Sprache, die erste Nahrung sog, um es durch die wechselvollen Stadien seines Werdens zu verfolgen. Aehnliches gilt von Metrik und Poetik. Ein weiteres Kapitel ist den Einwirkungen der französischen Aufklärer auf die europäische Literatur gewidmet.

So treten wir in die erhebende Epoche der Befreiung und Erstarkung der deutschen Nationalliteratur. Die Charakteristik Klopstock's zählt zu den würdigsten, die wir besitzen. Skizzenhafter gestalten sich, der Natur der Sache gemäß, diejenigen unserer Classiker. Doch bewundern wir ihre inhaltsvolle gedrungene Zeit. Wir verfolgen sodann mit unserm bewährten Führer die Wiederbelebung der übrigen europäischen Literaturen. Wir erquicken uns mit ihm an der naturfrischen Poesie Burns'. Carlyle wird citirt:

> Ueber die niedrigsten Flächen des Daseins ergießt Burns die Glorie seines eigenen Gemüths, und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken. Seine Seele ist wie eine Aeolsharfe, deren Saiten, vom gemeinsten Winde berührt, in ausdrucksvollen Melodien erklingen.

Nunmehr erschließen sich die Zaubergärten der Romantik, denn sie bleiben solche trotz ihrer Irrgänge. So stellen wir Tieck ungleich höher, als es der Verfasser thut. Er bleibt uns nach wie vor ein Meister der satirischen Komödie, ein Meister der Novelle, ein Lyriker ersten Grades. So behauptet Kleist's „Zerbrochener Krug" neben „Minna von Barnhelm" den Ruhm, unser bestes Lustspiel zu sein, und Kleist, der Tragödiendichter, den gleichen allerersten Rang neben Schiller und Goethe. Das sind kleine Unebenmäßigkeiten in der Höhenabschätzung unsers Buchs. Es führt uns weiter zu Lord Byron, in die Uebergänge von der Romantik in die moderne Dichtung. Ich unterschreibe nicht den Stern'schen Ausspruch, daß das epische Moment in „Der Giaur", „Die Braut von Abydos", „Der Korsar", „Lara", „Belagerung von Korinth", „Parisina", „Bozzo", „Mazeppa", „Die Insel" zumeist schwach sei. Ich gebe das höchstens für den „Childe Harold" zu, der kein Epos ist, weil er es nicht sein will. Voll gerecht indessen wird Stern dem „Don Juan". Damit haben wir den höchsten Gipfel erreicht, den das neue Jahrhundert neben dem zweiten Theile von „Faust" erstiegen hat, und wollen mit dieser seiner großartigen Rundschau schließen. Lyrik und poetische Erzählung der Weltliteratur bewegen sich seither in Byron'schen Bahnen; die deutschen Anfänge einer neuen Richtung sind noch nicht abgeschlossen: die Scheffel'sche Schule ist noch in Blüte. Ebenso wenig läßt sich der deutsche Roman der Neuzeit in abgeschlossener Entwickelung überschauen, wenn auch genug in sich erschöpfte Stoffkreise vorliegen; ebenso wenig der englische, französische, russische. Jedenfalls verfolgt das Stern'sche Buch die europäischen Literaturen mit scharfem Blicke und mit unverdrossener Geduld bis in unsere Gegenwart. Selbst der jüngstdeutsche Realismus findet hier seinen Wahrspruch geschrieben. Aber ich halte dies gleichwol für verfrüht. Wer kennt das Ende? Es ist ein heikles Ding, über einen lebenden Autor ein Gesammturtheil zu fällen, der mit jedem neuen Werke der Schöpfer einer neuen Richtung werden oder als ein vielfach Gewandelter auf dem Plane erscheinen kann.

Dem Danke, den wir unserm berufenen Führer durch die Weltliteratur schuldig geworden sind, sei zum Schlusse nochmals lebhafter Ausdruck gegeben. Wir haben versucht, die allgemeine Richtung anzudeuten, in welcher er die Labyrinthe geistiger Strömungen durchwandert, und die Mittel zu vergegenwärtigen, durch welche er diese Wanderung so genuß- wie lehrreich zu gestalten weiß. Es war unmöglich, jede Erscheinung aus dem Rahmen seiner Darstellung in diese kurze Anzeige heraustreten zu lassen, und nur bei einigen haben wir versucht, von der Art und Kunst seiner Zeichnung eine Anschauung zu geben. Aber vielleicht genügt dies Wenige, um Vertrauen zu wecken, denn das Vertrauen muß man allerdings einem Buche entgegenbringen, welches zufolge seiner Gesammtanlage nur in verschwindend wenig Fällen es unternimmt, sein Urtheil durch Proben des Stils, der Sprache und der Form zu begründen. Aber wir erklären das Werk dieses Vertrauens in höchstem Grade würdig. Es offenbart eine gediegene Kennerschaft und einen hoch entwickelten Geschmack; seine Darstellung ist so elastisch wie in sich abgeklärt, bei aller Gedrängtheit reich im Ausdrucke und fesselnd in ihrer Farbe. Die Porträtmalerei weiß so fein zu individualisiren, wie die Gemälde der Perioden in großen Zügen die allgemeinen Merkmale der Zeiträume zusammenfassen. Und überall bleibt es des Verfassers Streben, vor unsern Augen aus dem Keime im Reifen der Epoche sich die Frucht entwickeln zu lassen. So wird jede Schöpfung verständlich aus ihren letzten Wurzeln, und alle waltenden Einflüsse, alle treibenden oder hemmenden Kräfte werden deutlich. Wol führt uns der Pfad zumeist auf Höhenzügen dahin, aber neben den weltbewegenden Genies gelangt auch das Talent, und selbst das verirrte, nach Schuldigkeit zu seinem Rechte bis herauf in unsere Gegenwart, soweit es theilnimmt an dem großartigen Processe, in welchem der Geist der Menschheit seine Ideale dichterisch zu verkörpern und zu klären ringt. Das Stern'sche Buch zählt somit zu denen, die wir im Vordergrunde der Hausbibliothek einer jeden Familie wissen möchten, deren literarische Interessen über den Gesichtskreis des Alltagromans hinausgehen und aus dem Bereiche der vaterländischen Literatur sich mit freundlicher Theilnahme zu erweitern lieben, um neben den heimischen Besitzthümern auch der geistigen Schätze der nahen und fernen Nachbarn froh zu werden und an ihren Genüssen und Segnungen Antheil zu gewinnen.

Adalbert Schroeter.

Neue lyrische Gedichte.

1. Singen und Sagen. Neue Gedichte von Albert Möser. Vierte Sammlung. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 3 M.
2. Hundert Lieder von Ambros Mayr. Innsbruck, Wagner. 1889. 12. 2 M. 40 Pf.
3. Lichter und Schatten. Gedichte von Theobald Nöthig. Vierte Auflage. Breslau, Woywod. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Ihr und ich. Lieder und Gedichte von Martin Langen. Köln und Leipzig, Ahn. 1889. 8. 2 M.
5. Am Feldwege. Gedichte von Karl Franck. Monsheim in Rheinhessen, Selbstverlag des Verfassers. 1889. 8.
6. Gedichte von Francis Boyes. Linz, Marcis. 1889. 16. 2 M.
7. Humoristische Gedichte von Karl Knortz. Zweite Auflage. Glarus, Vogel. 1889. 16. 2 M.

Sie bilden eine bunte Musterkarte sehr verschiedenwerthiger Proben, die heute zu beleuchtenden Gedichte!

Da sind zunächst neue Gedichte von Albert Möser unter dem Titel „Singen und Sagen" (Nr. 1). Möser nimmt unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart nach gewissen Richtungen hin einen der allerersten Plätze ein. Aber wer kennt ihn? Die Höhe des Standpunktes ist hier, wie immer in der Kunst, ein Hemmniß für das Verständniß in breitern Schichten. Möser, der gleich bei seinem ersten Eintritte in die lyrische Arena — „Gedichte" 1864 — als ganze und in sich fertige Natur dastand und in seinen spätern Sammlungen, „Nacht und Sterne" (1872) und „Schauen und Schaffen" (1881) sein dichterisches Wesensbild wohl vertiefte und kräftiger markirte, ihm neue Linien und Umrisse aber nicht hinzufügte, Möser bewährt auch in diesen seinen neuesten Gedichten seine von vornherein betonte scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit: er hat einen entschieden großen, einen kosmischen Zug; er sieht die Dinge vom Standpunkte des Weltganzen aus und eröffnet uns grandiose Fernblicke in Schöpfung und Geschichte. Für private Empfindungen hat er nur wenig Raum; das All und die Menschheit beschäftigen ihn nahezu ausschließlich; die Reflexion überwiegt in ihm das Gefühl, der Gedanke die Stimmung und so treten in seiner Lyrik das Lied und die Idylle hinter dem groß angelegten Welt- und Geschichtsbilde zurück. Das „Bild" ist die hauptsächlichste Form seines poetischen Ausdrucks: sei es, daß er die großen physikalischen Vorgänge im All zu festumrissenen Zeichnungen verdichtet, sei es, daß er uns geschichtliche Ereignisse oder Charaktere im dichterisch durchleuchteten Gemälde vors Auge rückt, überall bildet er einen ungewöhnlich reichen Gedankeninhalt zu plastischem Leben heraus. Wie dem genialen Hermann Lingg, dem er in mehr als einer Beziehung verwandt ist, so dienen auch ihm die Bilder, welche er aus dem großen Weltpanorama loslöst, als Folie für die Versinnbildlichung seiner Weltanschauung, und diese seine Weltanschauung ist ihrem Grundcharakter nach eine tief pessimistische, was namentlich in seinen großartigen Naturgemälden scharf hervortritt. Mit diesen allgemeinen Linien zur Kennzeichnung Möser's ist zugleich seine neueste Sammlung „Singen und Sagen" charakterisirt. Die drei Bücher der

„Deutscher Gedichte" und „Aus alter Zeit" und „Gedichte und Sage" enthalten die bekannten Lieder, während die übrigen Abteilungen: „Sonne und Sturmwind", „Frühling", „Sonette vor Pfingsten" und „Epos und Sagen" zum Teil Schöner und Neuhochdeutsches aufzuweisen haben, die dichterische Form jedoch durchweg vollendeter, wenn auch von der im Schatz des Buches bisweilen angewendeten [illegible] „Schöner" gilt. Es ist schwer, aus der Fülle der recht hochwertigen Gedichte dieser Sammlung eine zur Probe herauszugreifen. Siehe hier denn das folgende, welches für die Art, wie Meyer die modernen Naturstoffe zu behandeln weiß, höchst bezeichnend ist:

Lied des Meeres.

Vom hohen Norden komm' ich her
Um euch von hohe Dinge
Das Lied des Meers macht immer mehr:
Ein ganzes Jahr
Gebietet nicht die Stunde.

Gewaltsam stand auf Eis und Eis
Nun jetzund grün im Blute;
Die Blütenpracht ging lange vorbei;
Ihr Wunder
Sahst du des Eises Meute.

Stets kämpfend stürzt dem Süden zu
Das Eis mit gier'gen Sprüngen;
Gebändigt sinkt vor ihm im Nu
Zu Grabesruh,
Vom frost'gen Hauch bezwungen.

Und einst bringt vor des Eises Wall
Bis zu der Erde Herzen;
Wettwinter herrscht dann überall;
Ich eis'gem Wall
Lohn Stern' als Trauerkerzen.

Ich aber wehe stets voraus
Dem eis'gen nord'schen Gaste;
Ich wühle wild um Thurm und Haus;
Es bebt voll Graus
Der Leib, den ich erfaßte.

Noch bieten Kampf uns Süd und West
Wir müssen oft noch weichen;
Doch einst sinkt hin des Lebens Rest;
Ein Siegesfest
Dann feiern wir als Leichen.

Unter Verzichtleistung auf die Hervorhebung der trefflichen Einzelheiten von „Singen und Sagen" — die Sammlung ist, nebenbei bemerkt, dem inzwischen leider verstorbenen Robert Hamerling gewidmet — will ich nur noch bemerken, daß die poetische Form auch hier, wie überall bei Meyer, eine nahezu makellose Schönheit bekundet.

Wir finden dann „Hundert Lieder" von Ambros Mayr (Nr. 2), fein ciselirte lyrische Sachen, geschmackvoll, rund, glatt, aber, wie alle im Nachfolgenden zu besprechenden Sammlungen, ohne eigentliche Physiognomie und Sonderart. Friede, Andacht, Klarheit, die Idylle der Natur und namentlich die des Hauses — das sind die Stimmungselemente, aus denen diese Lieder zumeist harmonisch in sich selbst ruhender Menschenherzen ihre Stropfen weben. „Das Glück wohnt zwischen vier Wänden." — Dieser Refrain eines der besten unter den „Hundert Liedern" hätte sehr wohl das Motto des Büchleins bilden können. Vor Kampf und Ringen mit einem Hindernisse in der Tiefe des Gedankens, vor einem Grauen über die Rätselfragen des Lebens ist hier nirgends die Rede — das Erlebnis der Dichterin ein Idyll zwischen lauter lachenden Sonnenblumen, aus deren jeder ein Engel guckt: Friede mit Allem! denn die Welt ist ein Paradies und du darfst nur pflücken, um zu genießen! Es ist hier nicht der Ort, um die philosophische Berechtigung eines in einseitig optimistischen Standpunktes darzuthun. Wir haben es hier nur mit der ästhetischen Wertung der Mayr'schen Lieder zu thun. Was philosophisch anfechtbar, ist es nicht immer ästhetisch; hat sich doch in der Literatur speciell der Optimismus von jeher als ein fruchtbarer Boden erwiesen, was sich angesichts der Thatsache begreift, daß ein beglückender Wahn naturgemäß eine glücklichere Schaffenshand hat als die zu Boden drückende Wahrheit. Mayr singt aus seiner optimistischen Lebensstimmung heraus Lieder von oft süßem Duft und zartem Schmelz, wie „Gruß der Nacht", „Bergheimat", „Segenswunsch" und andere; bei weitem zu dem Gelungensten aber, was das Büchlein enthält, gehören die Gedichte, in denen unser Poet das Glück seiner Häuslichkeit preist. Dem befriedenden Reize eines Gedichts, wie „Einkehr" — um nur ein Beispiel anzuführen — wird sich kaum ein Leser entziehen können. Hier ist es:

Hei, Junggesell, kehr' ein bei mir —
Ich biete dir vom Guten!
Halt liebe Rast, und wärm' dich hier
An meines Herdes Gluten!
Und hast du dann geruht genug,
Und ist geleert der runde Krug,
So schau dir an mein kleines Haus
Vom Grunde aus!

Hast du die Blumenzier gesehn
In stiller Fensternische?
Sahst du im frischen Wasser stehn
Das Sträußchen auf dem Tische?
Ein voller Schwall von Sonnenlicht
Durch spiegelblanke Scheiben bricht
Und trifft in jener Ecke mild
Das Christusbild.

Komm weiter, Freund! Bei uns daheim
Gibt's wenig zu verstecken.
Dort ruht der Weisheit Kern und Keim
In bunten Bücherhecken:
Und über meinem Pulte schwebt
Das Bild der Muse, die belebt
Und klärt mit ihrem süßen Bann,
Was ich ersann.

Im Schlafgemach ein Vöglein muß
Den frühen Weckruf singen:
Dann mag ihr erster Morgengruß
In meine Seele dringen!

Dräng' solcher Augen lichter Schein
Auch dir ins junge Herz hinein,
Mein Junggesell, du priesest noch
Das Ehejoch!

Und neben solchen Liedern — um mit Scheffel zu sprechen — „aus dem Engern" findet sich in Mayr's Sammlung manche Stimme „aus dem Weitern", wie unter anderm das Gedicht „Herr Walther" beweist, das dem großen Sänger von der Vogelweide ein hübsches Denkmal der Liebe und Verehrung aufrichtet, einem Dichter, an dessen eigentlich lyrische, speciell erotische Seite Mayr sich unverkennbar anlehnt, ohne in die Schule Walther's nach ihrer polemischen und didaktischen Richtung hin einzutreten. Frisch uud hell erklingt dieses dem trefflichen Sänger gewidmete Lied:

Herr Walther.

Du Herold deutscher Sängerschaft,
Herr Walther von der Vogelweide!
Im Streit ein Held voll Manneskraft,
Ein Kind im Spiel auf bunter Heide!

Viel tausend Vöglein aus der Luft
Umflattern deine Ruhestätte
Und jubeln an der Dichter Gruft
In süßen Liedern um die Wette.

Blaudrossel, Fink und Nachtigall
Hast du im Sang einst unterwiesen,
Und dankbar wird mit frohem Schall
Noch jetzt dein Meisterruhm gepriesen.

Gepriesen sei dein Meisterruhm
Doch nicht allein von Vogelzungen —
Im deutschen Waldesheiligthum
Wird auch von uns dein Lob gesungen.

Wir singen von des Lenzes Pracht,
Vom Herzensglück der reinen Minne,
Wir kämpfen gegen Wahn und Nacht
Gleich dir mit ungebeugtem Sinne.

Und naht ein frecher Störenfried,
So fahr' das Eisen aus der Scheide —
Dir folgen wir in That und Lied,
Herr Walther von der Vogelweide!

Ambros Mayr, den wir bisher nur als Literarhistoriker, Essayisten und Anthologisten kannten, erweist sich in den „Hundert Liedern" als ein Lyriker von feiner Empfindung und ansprechender Form; es wäre nur zu wünschen, daß er einmal zu jener in der Lyrik einzig Leben und Dauer verheißenden Höhe sich erhöbe, auf welcher der Mensch, ein scharf und bestimmt ausgeprägter Charakter, neben dem Dichter steht und diesem in unerbittlich strenger Verwischung alles blos Herkömmlichen und Ueberlieferten ein ausgesprochen persönliches Gepräge verleiht.

Diese Höhe gehört auch für den als trefflicher Lyriker längst geschätzten Theobald Nöthig, von dessen Gedichten „Lichter und Schatten" (Nr. 3) uns eine vierte Auflage vorliegt, noch zu den zu erringenden Idealen. Aber alle Achtung trotzdem vor dem wackern Poeten! Er bekundet in seinen Gedichten ein schönes und nach mehr als einer Seite hin erfreuliches Talent. Das stattliche Büchlein theilt sich in die Rubriken „Den Frauen!" und „Den Männern!" Den Frauen! Da wiegt natürlich das Thema: Liebe vor — sie ist ja Trumpf im Leben. Es ist eine ebenso weit von Prüderie wie von Cynismus entfernte, durchaus gesunde Sinnlichkeit, die hier zu Worte kommt, eine Sinnlichkeit, die mit vielem Takt in das Netz ihrer erotischen Anwandlungen die feinen Goldfäden einer edeln geistigen Persönlichkeit webt. In „Den Männern!" dagegen klingt selbstverständlich ein kräftigerer Grundton durch: die großen Ideale des Vaterlandes und der Menschheit finden hier in einer Reihe oft formschöner Gedichte ihre Verherrlichungen, und manche großen Geschehnisse des Jahrhunderts, namentlich die kriegerischen Großthaten der Jahre 1866 und 1870—71, an denen Nöthig sich mitkämpfend und mitblutend in einem Dutzend Schlachten betheiligte, werfen ihre „Lichter und Schatten" in diese Abtheilung. Aber neben dem Nationalen betont der Dichter mit Schärfe das Sociale im Bilde unserer Zeit. Vielfach nimmt er die Stellung des Kämpfers an gegenüber den Entartungen dieser Tage: mannhaft und strafend erhebt er das Wort wider modernes Streberthum, wider die Titel- und Ordenssucht, wider die Dunkelgängerei und Leisetreterei von heute. Frisch und kräftig aber tritt er ein für die Unterdrückten und Enterbten, und Gedichte dieser Art, wie: „Mit dem Volke", „Den Zarten", „Deutschland, freue dich!" und andere müssen als die besten der Sammlung bezeichnet werden. Unter den Stücken mehr allgemein menschlichen Inhalts aber darf neben andern das nachfolgende rühmend hervorgehoben werden:

Am Kreuz.

Vor das Kreuz bis zu den Weiden
Wandle ich des Abends gern.
Dort, wo sich die Wege scheiden,
Trägt ein Kreuz das Bild des Herrn.

Oft erhebt in ernstem Sinnen
Sich mein Blick zu jenem Bild,
Grell sieht er den Blutstrom rinnen
Aus der Seite, ungestillt,

Schaut die todesmatten Züge,
Auf der Stirn den Dornenkranz,
Und mir ist es stets, als trüge
Jenes Bild des Lebens Glanz.

Ach, es ist kein Wahn — ich sehe
An dem Kreuz der Menschheit Bild.
Fließt nicht in des Todes Wehe
Fort ihr Herzblut ungestillt?

Sind die Sünden, sind die Wunden
Schon vernarbt an ihrem Leib?
Hat den Frieden schon gefunden
Was geboren ward vom Weib?

Seufzt sie nicht mit tausend blassen
Lippen jetzt noch laut und stumm:
Warum hast du mich verlassen,
O mein Gott, warum, warum?

Reicht man nicht in schwerer Stunde
Statt des Trostes Wundbalsam
Heute noch dem durst'gen Munde
Nur voll Hohn den Essigschwamm?

Wirft im grausen Spiel der Krieger
Nicht noch jetzt den Würfel hin?
Winkt als Beute nicht dem Sieger
Eines Heldenkleids Gewinn?

Ruft das Volk nicht noch verblendet
Und bethört durch Lug und Haß,
Wenn man ihm den Heiland sendet:
Gebt uns frei den Barabbas!

Bleibt der Kritik ein Einwurf gegen die Nöthig'schen Gedichte übrig, so kann es nur der sein, daß ihnen die einheitliche Markirung einer bestimmten Welt- und Lebensanschauung in dem zu wünschenden Maße gebricht und daß die einzelnen Stücke sich in ihrem ästhetischen Werthe oft gar zu weit voneinander entfernen. Aber das kann den trefflichen Einzelleistungen dieser „Lichter und Schatten" keinen Abbruch thun, noch ihnen das wohlverdiente Recht schmälern, unter den achtbaren Hervorbringungen der jüngern deutschen Lyrik in einer der ersten Reihen mitgenannt zu werden.

Die nächste Stelle in unserer heutigen Uebersicht mögen Martin Langen's Lieder und Gedichte: „Ihr und Ich" (Nr. 4) einnehmen. Es ist ein anmuthiges Talent, das sich hier in Liebes- und andern Liedern, in balladenhaften Gedichten und spruchartigen Kleinigkeiten kundgibt. Langen's dichterisches Gebiet ist beschränkt; es ist vorwiegend die Lyrik des Herzens, die er pflegt, und hier schlägt er nicht selten Töne an, die uns die Seele bewegen, weil sie aus der Seele kommen; ihre Wirkung ist eine um so größere, weil sie sich meistens im Gewande einer zwar einfachen, aber reinen und melodischen Form bieten. Nur eine Probe:

Mädchenworte.

Ich bin ein' arme Waise,
Sie sagen ein Findelkind;
Man gab mir Trank und Speise —
Wie gut die Menschen sind!

Ich bin ein' arme Waise,
Und niemand fragt nach mir;
Das ist eine weite Reise,
Herr Gott, bis ein zu dir.

Ich bin ein' arme Waise —
Mach', Herr, ein End' geschwind,
Daß ich dich lob' und preise —
Denk' an dein Findelkind!

Gleichwerthig neben den Liedern stehen im ganzen die balladenartigen Gedichte Langen's; einige unter ihnen gehören ihres fesselnden Inhalts und des knappen Vortrags wegen zu den allerbesten Stücken der Sammlung, wie z. B. das stimmungsvolle Gedicht „Todesritt", das ahnungsvolle „Kurt der Däne". Ein ausgesprochen originelles Gepräge fehlt indessen diesen Langen'schen Gedichten durchweg.

Das ist in noch höherm Grade bezüglich Karl Franck's „Am Feldwege" (Nr. 5) der Fall. Die unter diesem Titel vereinigten Poesien entstammen, wie das Vorwort berichtet, der Feder eines schlichten Landmannes, dem die Verhältnisse es versagten, eine höhere Lehranstalt zu besuchen und der, der innern Stimme folgend, „während seiner bäuerlichen Verrichtungen auf dem Felde, hinter dem Pfluge oder auf der Tenne die seine Seele bewegenden Bilder und Gedanken mit dem Wohllaut des Reims zum Ausdruck" brachte. Wirklich poetischer Werth kann diesen vorwiegend didaktischen Erzeugnissen eines warm empfindenden und edel denkenden Mannes freilich nicht beigemessen werden; es gelingt ihnen nur in einzelnen Fällen ein künstlerischer und zugleich origineller Wurf, und die Weite des Blicks wie die Höhe des Gedankens fehlt ihnen fast überall. Allein alle Achtung vor dem einfachen Sohne des Volks, der aus eigener Kraft heraus sich eine so tüchtige Bildung, eine so schöne Formgewandtheit zu erringen wußte, wie diese Gedichte sie aufweisen! Er ist uns ein erfreuliches und erhebendes Beispiel mehr von dem heute im Volke mächtig erwachten Triebe, die Schranken geistiger Vereinzelung zu durchbrechen und sich empfangend wie gebend auf allen Gebieten des modernen Culturlebens zu bethätigen. Was aber für Franck's Poesie besonders einnimmt, das ist die echte Herzensbildung, die aus ihr spricht. Bezeichnend für diese wie für das Stimmungselement, in dem unser Dichter sich vorwiegend bewegt, aber auch für die Geschmacksunreife und den starken dilettantischen Zug, die ihn charakterisiren, ist unter andern das nachfolgende Lied:

Mußt du von deinen Lieben gehn,
Wenn auch nur eine kurze Stund',
Dann sage du: Auf Wiedersehn!
Aus deines Herzens tiefstem Grund!
Weißt du doch nicht, gehst du jetzt fort,
Ob du noch einmal wiederkehrst,
Ob du noch einmal freudig hörst
Des Wiedersehens grüßend Wort.

Der Mensch kennt Gottes Rathschluß nicht,
Nicht was für morgen ihm bestimmt.
Er ist oftmals als wie ein Licht,
Das hell jetzt leuchtet, jetzt verglimmt.
Wol hoffest du, wol jubelst du,
Wenn jetzt es gold'ner Sonnenschein —
Wie bald kann's Nacht und dunkel sein,
Und Grabesstille deckt dich zu.

Und wähnst du je, daß Herzen sich,
Dir lieb und werth, verirrt in Schuld
Zur bösen Stunde wider dich,
So übe Nachsicht und Geduld!
Wo Menschen sind, gibt's Fehler auch —
Wer weiß, wie bald auch fehlest du.
Dann deckt Verzeihn die Schuld dir zu —
Das ist der echten Liebe Brauch.

Mußt du von deinen Lieben gehn,
So scheide niemals ohne Gruß!
Dann sage du: Auf Wiedersehn!
Und biete freundlich Hand und Kuß!
Schon mancher, der zurückgekehrt,
Erloschen liebe Augen fand
Und bleich die Lippen, kalt die Hand,
So theuer ihm, so lieb und werth.

Neue Töne schlägt Franck nirgends an; neue Themata

kommen nirgends bei ihm zum Vortrag, und alles Charakteristische, Eigenartige fehlt ihm ganz.

Als völlig geistige Oede macht sich dieser Mangel fühlbar in den „Gedichten" von Francis Boyes (Nr. 6). Es sind die alten, längst bekannten Walzen im lyrischen Leierkasten, die in diesem Bändchen ihre Melodien ertönen lassen: Liebe, Lenz und alle die Siebensachen des jugendgrünen Singsangs. Die stil- und physiognomielosen Reimereien dieses Poeten verlieren sich bei leidlicher Formgewandtheit nicht selten ins völlig Unverständliche und Orakelhafte und bewegen sich fast ausnahmslos im Alltäglichen. Wenn der Verfasser übrigens singt:

Ach, ohne Verschen
Kann ich nicht leben,
Weil es so leicht ist,
Diese zu weben,
Und recht gemüthlich
Ist so ein Reimchen
Zirpt so vertraulich
Als wie ein Heimchen —

so ist das nicht nur für ihn selbst, sondern auch für alle diese vorlauten Reimschmiede, die den wahren und ernsten Talenten den Markt verengen, höchst charakteristisch.

Zum Schlusse seien hier noch die „Humoristischen Gedichte" von Karl Knortz (Nr. 7), dem talentvollen neuyorker Poeten, verzeichnet. Der Titel des Heftchens ist wenig zutreffend; denn neben eigentlich humoristischen Gedichten enthält es viel Sentenzenhaftes, einzelnes Didaktisches, nicht wenig rein Lyrisches, einige Xenien, Triolette, Priambeln und endlich Spruchartiges. Zu den Glanzpartien der kleinen Sammlung zählen die Aneignungen aus fremden Sprachen, wie das Weinlied nach dem Griechischen des Bachylides, das schottische Lied „Die junge Witwe", die Xenien nach dem Griechischen des Lucian, das Todtengespräch „Meniphus und Merkur" nach demselben Dichter, die chinesischen Sprüche und die Rubrik „Aus dem Orient". Alle diese Nachdichtungen sind ebenso viele Beweise für die gewandte Uebersetzungskunst des transatlantischen Poeten und bilden eine dankenswerthe Ergänzung des Eigenen, das Knortz uns hier bietet. Als Probe greife ich aus diesen letztern ein beliebiges spruchartiges Gedicht heraus. Hier ist ein recht drastisches, das für die Knortz'sche Art bezeichnend ist:

Trost für die Masse.

Aller Erdendinge Schönstes
Ist ein braver Köhlerglaube:
Freude bringt er, stillt die Sorgen,
Wie der goldne Saft der Traube.

Unsres Lebens Räthsel löset
Nie ein menschliches Gehirne;
Trostlos ist des blassen Denkers
Hohe, gramgefurchte Stirne.

Bitte Gott, der Dummheit größtes
Maß dir gnädigst zu verleihen;
Nur ein Dummer bringt es fertig
Sich der dummen Welt zu freuen.

Viel Wahrheit in diesen sarkastischen Strophen, wenn auch eine oft gehörte Wahrheit! Ernst Ziel.

Novellen und Verwandtes.

1. Geheimnisse eines Vertheidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben von Hans Blum. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 6 M.

Die ausgeführteste und spannendste der vier Erzählungen aus dem Rechtsleben von Hans Blum ist die erste, „Die That der Johannisnacht." Sie versetzt uns in jene ängstliche Erregung, mit welcher wir einen Criminalproceß, der von einem schauerlichen Morde handelt, zu verfolgen pflegen und erweckt in uns auch eine ähnliche, aus Mitleid und Abscheu bestehende Empfindung. Das ganze Rüstzeug des Schauerlichen ist beisammen: ein Mord, verübt zur Stunde der Mitternacht in einem Keller, nachtschlafende Ruhe im ganzen Hause, unheimliche Blutspuren, ein tückischer Mörder, düstere Einzelheiten durch die richterliche Voruntersuchung aufgedeckt, ein Selbstmord u. s. w. Das Fesselnde an der Geschichte besteht nicht in diesen Hergängen an sich, sondern in der Art und Weise, wie während der nächtlichen Untersuchung der Scharfsinn eines Criminalbeamten sich bewährt, der, unterstützt von einer wackern Genossin des blutigen Hauses, einer Magd, die scheinbar geringfügigsten Nebendinge zusammenfügt, wie der musivische Künstler aus kleinen Steinchen eine Mosaiktafel und allmählich ein Bild gewinnt, welches mit anklagender Deutlichkeit den Mord darstellt und die Person des Mörders erkennen läßt. Criminalgeschichten lassen in der Regel ein ästhetisches Interesse nicht aufkommen, dafür aber ein um so tiefer menschliches. So ist es auch mit der „That der Johannisnacht". Die übrigen Geschichten, weniger finstere Gegenstände behandelnd, sind launig erzählt. Es sind lesenswerthe Kleinigkeiten, ausgestattet mit einer nicht gewöhnlichen Lebensfülle.

2. Die drei Grazien. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Jena, Costenoble. 1889. 8. 3 M.

Paul Mantegazza, Professor der Anthropologie in Florenz, auch in Deutschland durch angesehene Werke, besonders über die Liebe, vom physiologischen, anthropologisch-culturhistorischen und hygienischen Standpunkte aus betrachtet, rühmlich bekannt, tritt diesmal nicht mit einem Buche der Gelehrsamkeit vor die Leserwelt, sondern mit einer Erzählung. Wieder ist das von ihm behandelte Problem die Liebe. Alfredo, ein junger, schöner Millionär,

verbringt sein Leben in wüstestem Genusse. Gesättigt von den Orgien der Sinnlichkeit, weiß er nichts Besseres, um sein ödes, liebeleeres, unglückliches Dasein auszufüllen, als sich dem Spiele zu ergeben. In Monaco gilt er als einer der verwegensten Menschen am grünen Tische, diesem Grabe des Friedens und der Ehre. Hier lernt er unter den sonderbarsten Umständen ein Mädchen Namens Laura kennen. Sie ist erst siebzehn Jahre alt und doch ein Wunder an Weisheit, Lebenserfahrung und männlicher Thatkraft. In Gesellschaft ihrer Schwester Silvia und einer Verwandten Francesca durchreist sie die Welt, um Menschen zu beglücken. Wer durch widrige Umstände in eine schlimme Lage gekommen, dem reicht sie hülfreich die Hand. Und wer durch eigene Schuld in die Irrwege des Lebens gerathen, den geleitet sie liebevoll auf die schöne Bahn des Rechten und Guten. Alfredo ist für sie der rechte Mann. Im Handumdrehen bessert sie ihn. Er entsagt dem schalen Materialismus, der das Herz aushöhlt, und läßt sich von ihr auf die Sonnenhöhe des Ideals, der Poesie führen. Gibt es in dieser Welt ein Glück für den Menschen, so muß er die Neigung und Fähigkeit besitzen, das Schöne, das allenthalben blüht, wenn auch als verborgene Blume, zu empfinden, zu suchen und zu finden. Laura kann es, Alfredo lernt es. Wie die Kinder leben die vier Menschen in den Tag hinein, heiter, zufrieden, spielend. Alfredo's Sinnlichkeit trennt sie auf kurze Zeit, sie gewinnen sich wieder. Da entdecken die Mädchen, daß sie den schönen Mann lieben. Jede von ihnen hat ihre Reize, es sind drei Grazien. Laura, seelisch die großartigste, ist in ihrer Weiblichkeit die am wenigsten anziehende. Ihr Gesicht ist zu eckig, ihre Formen sind zu mager, ihr Gebaren ist zu männlich. Hingegen Silvia und Francesca! Die Schreibweise Mantegazza's hat etwas Enthusiastisches, Schwärmerisches, dort zumal, wo er die beiden Jungfrauen beschreibt. Ist Silvia die Verkörperung der Anmuth, so ist Francesca die menschgewordene Aphrodite selbst. Sie ist ein göttliches Wesen,

mit Augen, so dunkelblau, daß sie fast schwarz erschienen, die alle Reize des Himmels und der Erde vereinigten, grün wie das Meer an einem trüben Tage, blau wie der Himmel Indiens, glänzend wie der Saphir und bisweilen schillernd wie der ungarische Opal. Und über diesen zugleich sanften und feurigen Augen, groß wie die Unendlichkeit und doch nahe wie eine Lippe, die man küssen möchte, erheben sich zwei dichte schwarze Brauen, ernst wie zwei Schildwachen, die einen Schatz hüten, und dann ein Wald von leuchtenden Haaren, in der üppigen, unendlichen Farbenreihe des Braunen, welches, wenn es schön ist, alle geheimsten Schönheiten des Haarwuchses umfaßt, von den tropischen Blitzen des Ebenholzes bis zur weichlichen Ueppigkeit des Aehrenblonden.

Diese Stilprobe ist für Mantegazza ebenso wie für seinen Uebersetzer bezeichnend. Die Einfachheit fehlt. An deren Stelle tritt eine Fülle von Bildern, die oft glutvoll und treffend sind, oft unnatürlich und überladen. Er bildert mehr, als er bildet. Der flitter- und flatterhafte Bilderreichthum gibt doch kein Bild, keine Vorstellung.

Und die drei Grazien lieben Alfred. Er selbst, eine schwanke, haltlose Natur, zum Schlimmen wie zum Guten neigend, stets einer moralischen Krücke bedürfend, um nicht zu straucheln, taumelt zwischen allen dreien. Einmal indeß begehrt er von Laura die berückende Francesca zum Weibe. Laura ist ins Herz getroffen. Was wird Silvia sagen? Und sie selbst? Der Verfasser will uns glauben machen, sie sei ein Eiffelthurm an Seelengröße und aufopfernder Entsagung. Sie ist es nicht. Die Eifersucht regt sich; sie kann es nicht ertragen, daß Alfredo ein Weib besitze. Und nun macht das Wesen, das fast noch Kind ist, den Vorschlag, alle vier sollen fürs ganze Leben zusammensein wie bisher: eines das andere platonisch liebend. So geschieht es auch. Sie leben zusammen wie Geschwister, aber voll versteckter Wollust. Das ist für mein Gefühl das Unnatürliche, ja Widerliche an der Geschichte. Alfredo hat brünstige Träume; die Mädchen lecken wonneberauscht das Blut von einer ihm beigebrachten Wunde. Sie spielen mit ihm Statue, d. h. sie tappen an ihm herum und bringen ihn in Stellungen, wie sie bei antiken Statuen sich finden. So geht es fort. Sie schaffen sich ein Eden auf Erden. Eines Tages segeln sie ab nach Polynesien, um die dortigen Kannibalen mit den Segnungen europäischer Cultur vertraut zu machen. Da geschieht es, daß die drei Jungfrauen baden. Alfredo erblickt sie und stürzt in einen Abgrund. Am schwarzen Basaltfelsen zerschmettert sein Schädel.

Mantegazza löst das Problem der platonischen Liebe nicht; er führt ein gewaltsames Ende herbei, das weder aus der Handlung, noch aus den Charakteren mit innerer Nothwendigkeit hervorgeht. Für eine Dichtung wird der Verfasser selbst sein Buch nicht halten. Die überzeugende psychologische Kraft fehlt ebenso wie die Naturwirklichkeit. Man hält die geschilderten Vorgänge nicht für wahr: der Verfasser hat dies auch gefühlt und sagt, daß wenige Männer an die Wahrscheinlichkeit seiner Erzählung glauben, sondern alles für Utopien halten werden. Und er hat sich nicht geirrt. Sein Appell an die Frauen besagt nichts. Gewiß, die Phänomene der Liebe sind unendlich und unerklärbar; auch eine platonische Liebe zu Vieren mag möglich sein, auch Weiber, wie Laura, fast gleich dem Granat, mag es geben. Nicht daran setzen wir unsern Zweifel: er bezieht sich nur auf die von Mantegazza behandelten Menschen und deren Schicksale — sie sind Utopien. Wegen des Problems an sich aber und mancher Bemerkungen von Geist und Lebensweisheit ist das Buch ein sehr bemerkenswerthes.

3. Münchener Künstlernovellen von Fritz Freese. München, F. A. Ackermann. 1889. 8. 2 M.

Hübsch erfunden und jugendlich beherzt durchgeführt, gewähren die Künstlernovellen von Fritz Freese eine angenehme Lektüre. Tiefe Probleme zu lösen, sonderbare Menschen zu zeichnen, leidenschaftliche Schicksale oder große Conflicte darzustellen — mit allen diesen höhern Aufgaben der Erzählungskunst gibt sich der Verfasser nicht ab, auch

eine starke Eigenart liegt ihm fern, man möchte denn einen liebenswürdig fröhlichen Plauderton für eine solche halten; er erzählt die kleinen Irrungen, die anmuthigen Plänkeleien, die zwischen Liebesleuten stattfinden, bevor sie heirathen. Wer an solchen Dingen Gefallen findet, mag ruhig nach dem Buche greifen. „Für Salon und Waggon", also für leichte und flüchtige Leser, ist es bestimmt und diese Bestimmung erfüllt es.

4. Der Verräther. Erzählung von R. von Gottschall. (Universal-Bibliothek Nr. 2570.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

R. von Gottschall ist nicht allein als Kritiker zu einem Ansehen gelangt, daß wir uns längst gewöhnt haben, auf seine gerechte und wohlwollende Stimme zu hören, er durfte sich auch als Dichter manches Lorberreis pflücken. Als Dichter tritt er denn auch in der Erzählung „Der Verräther" vor uns hin. Geschickt erfunden und anmuthig durchgeführt, weist sie Vorzüge auf, die nicht allzu häufig sind auf dem Gebiete moderner Erzählungsliteratur, wo der Dilettantismus sein dreistes Rößlein gern tummeln läßt. Die Handlung spielt zur Zeit der Schlesischen Kriege in Schlesien. Friedrich II. von Preußen selbst tritt episodisch auf. Aber wo immer er sich zeigt, wird er zur Hauptperson: er ist eben der große König. So auch in der vorliegenden Erzählung. Er steht im Mittelpunkte des Interesses, vom Dichter markig und ausdrucksvoll charakterisirt. Einer seiner schlesischen Unterthanen, im Herzen aber Oesterreicher und der Kaiserin Maria Theresia treu ergeben, zettelt gegen Friedrich eine Verschwörung an: er soll gefangen genommen und den Oesterreichern in die Hände geliefert werden. Im richtigen Augenblicke wird die Verrätherei entdeckt und an den Schuldtragenden die verdiente Strafe vollzogen. In die Fäden der Handlung ist eine reizende Liebesgeschichte mit verflochten, die nach mancher Wirrniß zu einem gewünschten Ende kommt. Künstlerisch abgeklärt, ruhiger als es sonst des schwunghaften Verfassers Art, ist die Darstellung. Feine Wendungen, geistreiche Bemerkungen, treffende Bilder finden sich allenthalben verstreut.

5. Die Nadel der Kleopatra und andere Humoresken von Max Viola. (Universal-Bibliothek Nr. 2577.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Kleinigkeiten, nicht ohne anmuthendes Behagen mit leichter Beweglichkeit erzählt: das sind die Humoresken von Max Viola. Es ist ein sonderbares Schaffen in der deutschen Literatur der Gegenwart. Nette und niedliche Sächelchen die schwere Menge, aber selten wie weiße Raben oder schwarze Diamanten Bücher, in denen es sich um mehr als flüchtige Unterhaltung handelt, die nach höhern Zielen streben, die tiefere Seelenkämpfe, bedeutendere Probleme im dichterischen Spiegelbilde veranschaulichen.

6. Farbige Scherben. Ironische und sentimentale Geschichten von J. Vrchlicky. Autorisirte Uebersetzung aus dem Czechischen von Edmund Grün. (Universal-Bibliothek Nr. 2567.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Ein dünnes Büchlein, aber reich und tüchtig in seinem Inhalte. Mit wachsender Theilnahme liest man Blatt um Blatt, und legt es nicht eher aus den Händen, als bis man zu dem Ende gelangt ist. Es enthält kurze Skizzen, „Scherben", kunterbunt durcheinander geworfen; aber jede offenbart ein Menschenbild, erzählt ein Schicksal, stimmungsreich, phantasievoll, geistvoll. Wenn auch nur andeutend, nicht ausführend, sagt der Dichter, entfernt an Turgenjew's herrliche „Senilia" erinnernd, in seiner sinnigen, oft bittern und wehmüthigen Weise mehr, als mancher deutsche Autor in dickbändigen Romanen. Man verspürt in dem Werkchen etwas wie Charakter, und das ist eine ebenso wunderseltene als erquickende Eigenschaft. Die Deutschen werden nicht müde, das abgeschmackteste Zeug aus fremden Sprachen, besonders der französischen und englischen, in unser „geliebtes Deutsch" zu übertragen. Man kann von einem banausischen, schalen Penny-a-Linerthum sprechen. Die „Farbigen Scherben" von Vrchlicky bilden eine gute Ausnahme, und die Uebersetzung dieser czechischen Geschichten ist eine ersprießliche That.

7. Electric-Electrac. Novelle von T. Combe. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bagge. (Universal-Bibliothek Nr. 2565.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Auch die Novelle „Electric-Electrac" war der Uebersetzung werth. Sie beruht auf richtigen psychologischen Voraussetzungen und zeichnet sich durch Kraft und Kunst der Charakteristik aus. Der Verfasser T. Combe belauscht das Leben, kennt es und weiß das Geschaute und Gelernte geschickt literarisch zu verwerthen. Der Verfasser spielt eine alte Melodie mit neuen Variationen. Ein ideal angelegter Componist liebt mit jugendlicher Leidenschaft und Innigkeit ein junges Mädchen. Es würde ihm die Hand reichen, wenn er seiner für ihn annoch brotlosen Kunst entsagte und einen tüchtig nährenden Beruf ergriffe. Er bleibt seinem Ideale treu, aus der Heirat wird nichts; unglücklich sind sie beide. Einigen Trost mag der Musiker in seiner Kunst finden, in der er nach mannichfachen Leiden zu Erfolg kommt. Freilich erst nachdem er zu dem Universalmittel der modernen Künstler auf allen Gebieten gegriffen: zur Reclame. Die Reclame macht aus dem darbenden einen wohlgesättigten Mann.

Fritz Lemmermayer.

Baltische Schriften.

1. Ein verlassener Bruderstamm. Vergangenheit und Gegenwart der baltischen Provinzen Rußlands von einem Balten. Berlin, Deubner. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Ueber dieses Buch, das für Deutschland geschrieben ist, kann ich mich sehr kurz fassen. Denn es ist außerordentlich gut. Inhaltlich habe ich einen wesentlichern Fehler nicht in den Thatsachen, nicht in der Auffassung bemerkt — einige kleine Ungenauigkeiten, wie oben auf S. 190, ein Schreibfehler (Estland) auf S. 209 und andere abgerechnet; Auswahl und Form scheinen mir vorzüglich geeignet, den Zweck erfüllen zu können, nämlich Deutschland klar zu machen, um was es sich bei den heutigen Vorgängen in dem Baltenlande eigentlich handelt: „daß nicht nur einige (200) tausend Deutsche unter schwerem Drucke seufzen, sondern ein altes deutsches Land in seinem Dasein bedroht ist, ein frisch treibender Zweig vom deutschen Stamme gebrochen werden soll". Aber ob das Buch dennoch seinen Zweck erfüllt, ist eine andere Frage. Einmal muß es in die Hand kommen, um gelesen werden zu können, und dies hat schon, wie die Dinge liegen, seine große Schwierigkeit. Dann ist es recht mislich, darüber zu urtheilen, wie weit die Voraussetzungen, mit welchen das Buch vor den Leser tritt, richtig geschätzt sind, wie weit allgemeine Bildung und Vorurtheilslosigkeit gegenüber herrschenden Anschauungen und Schulmeinungen den Fernstehenden zum Verständnisse baltischer Eigenart sowol wie des russischen Staatswesens befähigen. Der mir unbekannte Verfasser, dessen Lehrbegabung und Darstellungstalent, dessen sorgfältiges Studium mir hohe Achtung abgezwungen haben, hat durch taktvolle Auswahl und klare Eintheilung des Stoffs, wie durch seine schlichte Sprache und endlich durch seine volle Einsicht in die Bedeutung der einzelnen Institutionen und ihrer Veränderung und in die ganze Sachlage jedenfalls das Seinige beigetragen, eine wärmere Antheilnahme an dem Leidenskampfe der deutschen Brüder im fernen Nordosten anzubahnen. Aber auch in seiner Heimat dürfte sein Buch als vortreffliche Zusammenfassung reichlich Eingang in die deutsche Familie gewinnen, die dort nun bald neben der evangelischen Kirche als der einzige Hort des Volksthums zu betrachten sein wird.

2. In Gewissensnoth. Worte eines Balten an seine Landsleute. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 1 M.

Im Gegensatze zur vorigen soll diese Schrift ausschließlich baltischen Lesern zur Selbsteinkehr und Klärung über ihre Stellungnahme zu den schweren Gewissensfragen dienen, welche in der gegenwärtigen Lage an den Einzelnen herantreten. Es handelt sich da einmal um die richtige Auffassung des Abwehrkampfes gegen die das Gesammtleben der Provinzen zerstörenden Regierungsmaßregeln, wie weit, in welchem Augenblicke, mit welchen Mitteln er zu führen sei, und um die Enthaltungspolitik, d. h. um die Frage, ob der Einzelne in den Dienst der Regierung treten dürfe, um, wenn nun einmal unabwendbar das Schlimme geschehen soll, durch seine Kenntniß der Verhältnisse, durch seine lautere Gesinnung, durch seine Heimatliebe wenigstens das Schlimmste nach Kräften zu mildern, vielleicht ihm vorzubeugen, oder ob man sich von jeder Mitwirkung fernzuhalten und die Ausführung des in Scene gesetzten Systems den Russen und Russengenossen zu überlassen habe, weil alle Dienste, die man etwa leisten könne, doch nur Henkersdienste am eigenen Vaterlande seien. Dann aber handelt es sich ferner um die Selbstzucht in so furchtbarer Zeit, wie sie über die Balten von Gott zugelassen ist, bei aller Festigkeit und tiefen Begründung der eigenen Ansicht milde gegen die abweichenden Ansichten anderer achtbarer Persönlichkeiten zu sein und bei der selbstverständlich hochgradigen Spannung der Gemüther vor dem Verketzern und Verrathspüren sich zu hüten. Reißt gegenseitiges Mistrauen und Verbitterung unter dem kleinen Häuflein ein, so ist seine Kraft geschwächt und doch bedarf es derselben, um in der voraussichtlich langen Prüfungszeit nicht zu erliegen.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe erhellt, daß dieses Schriftchen, ähnlich wie die seinerzeit hier besprochenen „Zeichen der Zeit", obwol nicht für Leser hierzulande bestimmt, doch sehr geeignet ist, solchen, die bereits voll Theilnahme dem Schicksal der Stammesgenossen folgen, einen Einblick in den hohen sittlichen Ernst zu gewähren, mit welchem jene ihre Lage auffassen und sich in ihr einzurichten suchen.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

H. Pfundheller, Prediger an St. Jakobi in Berlin, hat in der Weidmann'schen Buchhandlung daselbst eine Abhandlung erscheinen lassen: „Peter von Cornelius und der campo santo in Berlin" (1889). Anlaß zu dieser Veröffentlichung ist der Umstand, daß die berühmte berliner Dombaufrage nunmehr endlich entschieden ist. Da der Dom selbst gebaut werden soll, aber nicht eine zu ihm gehörige Friedhofshalle, so wünscht Pfundheller, daß „an irgendeiner Stelle die Entwürfe in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung gelangen". Auch wir wünschen dies; nur dürfte sich unter dem heutigen Malergeschlechte schwerlich jemand finden, welcher geeignet wäre, die Cornelius'schen Cartons in gleich werthvolle Farbengebung zu übersetzen. Ob Pfundheller zur Erreichung seines eigentlichen Themas eine übermäßig lange Einleitung brauchte, lassen wir dahingestellt; jedenfalls aber möchten wir ihn an die Anstandspflicht erinnern, daß ein Autor seine Quellen nennt, wenn er sie ausschreibt oder umschreibt. Im übrigen tragen die Ausführungen das Gepräge eines Dilettantismus, zu dessen Nachweis uns die Broschüre nicht wichtig genug erscheint. Nur einen Satz wollen wir hervorheben. Sachlich unzutreffend, formell schülerhaft ist die Behauptung: „Es ist die einstimmige

Ansicht der gesammten Kunstgeschichte (?!), daß der Meister in den Cartons zum campo santo sein künstlerisches Können und Wollen am klarsten, reinsten und bedeutendsten zum Ausdruck gebracht hat."

— Im Verlage von Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr) in Berlin erscheint eine Sammlung von volksthümlichen Vorträgen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, der körperlichen Erziehung und der Unfallverhütung. Das erste Heft (50 Pf.) ist von einer Dame (Klara Muche) verfaßt und handelt „Ueber den physischen und moralischen Einfluß der Mutter auf ihr Kind vor der Geburt." Das Büchlein würde vortrefflich sein, wenn die Verfasserin in Gemeinschaft mit einem Gelehrten ihr Thema bearbeitet hätte. Da wo sie über den physischen Einfluß der Mutter auf ihr Kind spricht, stellt sie so viel Gutes zusammen, daß wir ihre Ausführungen in den Händen recht vieler junger Frauen sehen möchten. Sobald sie aber anfängt zu philosophiren, wird man an das Wort erinnert: si tacuisses! Die Aussprüche, welche sie wahrscheinlich für ihre tiefsinnigsten hält, erscheinen uns als ihre schwächsten. Dahin rechnen wir folgende: „Die Mutter ist berufen, der Messias ihrer Kinder zu werden." „Moralische Defecte entstehen durch Vererbung, denen die Mutter schon während der Entstehungszeit ihres Kindes entgegenarbeiten kann." „Ein dummer Vater kann wol kluge Kinder haben, nie aber können solche einer dummen Mutter entstammen. Von der Richtigkeit dieser Behauptung habe ich mich mehrfach durch eigene Beobachtung überzeugen können." Echt weibliche Logik!!

— Amadeus Gänsekiel's Berichte an die Redaction nennt Karl Wolff „Allerhand Tollheiten", deren Veröffentlichung die kölner Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. übernommen hat. Der Verfasser, Musikreferent der „Neuen Rheinischen Musikzeitung", hat seine für dieses Blatt geschriebenen Feuilletons hier zu allgemeinem Ergötzen zusammengestellt. Nun ist er ein Meister des feinern und des gröbern Wortwitzes, wie uns nur wenige vorgekommen sind; er schüttelt die geistreichsten Wortspiele förmlich aus dem Aermel und verbirgt hinter diesem sprühenden Witz ein feines musikalisches Verständniß. Eine derartige Eigenart verträgt man aber nur als Abwechselung, als Zwischengericht; wird sie zur Manier, dann wirkt sie abstumpfend. Es ist uns selten so schlagend wie hier entgegengetreten, daß doch selbst ein Brillantfeuerwerk von Wortwitzen und Wortspielen noch tief unter dem Humor steht. Musikalischen Personen, welche gern einmal lachen wollen, empfehlen wir das Buch mit Vergnügen.

— Nr. 5 der „Neuen Literarischen Volkshefte" (Berlin, Eckstein Nachfolger) (à 50 Pf.) enthält den Aufsatz „Goethe und noch immer kein Ende". Wenn dieselben ihr Ziel nicht sowol in bloßem kritischen Zerlegen als vielmehr in positivem Charakterisiren der Dichtwerke sehen, wenn sie Antheil nehmen wollen an den wahren Kämpfen unserer Zeit, so stellen sie sich damit eine schöne Aufgabe. Wenn sie aber jedes Heft als einen Literaturbrief behandeln, welchen ein Offizier an einen Collegen in Ostafrika in der üblichen Sprechweise der militärischen Haudegen richtet, so wird diese Manier ermüdend. Der Verfasser gibt gegenüber dem jüngsten Deutschland die Parole aus: Nicht gegen Goethe, sondern mit ihm gilt es fortzuschreiten. Goethe wird gepriesen als Vorkämpfer der Volksfreiheit auf politischem und socialem Gebiete, als großer Charakter von vorbildlicher Bedeutung, als Naturgenie u. s. w. Das Ganze ist der Abriß eines Abrisses; mit derartigem Durchhasten des ganzen Goethe wirkt man schwerlich überzeugend.

— Nr. 2 der „Deutschen Literarischen Volkshefte" enthält aus der Feder von Leo Berg: „Gottfried Keller, oder Humor und Realismus." Für den Verfasser sind Humor und Realismus zwei Geschwister, die sich gegenseitig bedingen, um etwas zu bedeuten. Keller trachtet überall, die natürliche Freiheit darzustellen; er ist in erster Linie Epiker, welcher dem pantheistischen Naturcultus huldigt. Der „Grüne Heinrich" ist nichts Ganzes, sondern ein ewiges Abirren von der Hauptsache in lauter Idyllen und Idyllchen, und schließlich ein Verirren. Keller ist in erster Linie Novellist, ja sogar in seinen Gedichten. Dies die geistvoll und gründlich durchgeführten Hauptgedanken des Verfassers.

Bibliographie.

Auerbach, L., Das Judenthum und seine Bekenner in Preußen und in den anderen deutschen Bundesstaaten. Berlin, S. Mehring. 1890. Gr. 8. 6 M.

Die Baronin von der Wilhelmstraße. (Aus den Memoiren einer Ausgewiesenen.) Berlin, Cassirer u. Danziger. 8. 1 M.

Biese, A., Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik. Berlin, Haack. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bismarck, Fürst v., Elsaß-Lothringen. Reichstagsreden 1871—79. Zum 1. October 1889, dem 10jährigen Erinnerungstag an die Einsetzung der selbständigen Regierung in den Reichslanden. Leipzig, Ziegenhirt. 8. 1 M.

Bismarck's politische Briefe aus den Jahren 1849—1889. 2. Tausend. Berlin, Steinitz. Gr. 8. 5 M.

Blass, F., Ideale und materielle Lebensanschauung. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Breitschwert, O. v., Aus stiller Klause. Lebenserinnerungen und Gedichte. 1ste u. 2te Lfg. Cannstatt. 8. à 35 Pf.

„Christlich-sozial" oder das Christenthum und die soziale Frage. Von Sincerus. München, Ernst. Gr. 8. 15 Pf.

Cohn, G., System der Nationalökonomie. Ein Lesebuch für Studirende. 2ter Bd.: Finanzwissenschaft. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 16 M.

Deutsches Dichterheim. Organ für Dichtkunst und Kritik. 10. Jahrg. 1889/90. 24 Nrn. Dresden-Striesen, Hetnze. Gr. 8. Halbjährlich 5 M.

Elbogen, F., Die Erlösung. Sociale Studien. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 2 M.

Frapan, Ilse, Bescheidene Liebesgeschichten. Hamburger Novellen. Neue Folge. Hamburg, O. Meißner. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, F. v. Bezold, Alex. Brückner ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 160ste Abth.: Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1648—1740. Von Erdmannsdörffer. Berlin, Grote. Gr. 8. 3 M.

Goethe, Faust's Tod. Aus der Tragödie 2. Theil. Für die Bühne eingerichtet von A. L'Arronge. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 1 M.

Hörmann, L. v., Die Jahreszeiten in den Alpen. Bilder aus dem Natur- und Volksleben mit besonderer Berücksichtigung Tirols. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M. 40 Pf.

Jókai, M., Das todte Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit (1886). Deutsch von L. Kotter. Wien, Breitenstein. 8. 2 M.

Kingsley, Ch., Yeast, ein Problem, oder Was Herr Bancelot Smith dachte, sprach und that. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Mit einer Einführung von R. Wülker. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 5 M.

Kruse, H., Seegeschichten. Kleine Dichtungen. 1. Sammlung, 2. Auflage, u. 2. Sammlung. Stuttgart, Cotta Nachf. 12. à 4 M.

Neue Liebhaber-Bühne. Nr. 52: Sein erster Fall. Schwank von O. Klein. Landsberg a/W., Volger u. Klein. 8. 1 M.

Löhn, P., Die Erbfeinde und Erbsünden in der Litteratur. Zur socialen Frage des Schriftstellerstandes. Guben, Sallis. 1890. Gr. 8. 1 M.

Malsus, F., Das heutige Studium und das Studierten-Proletariat! Auch ein Beitrag zur socialen Frage. Berlin, Wiegandt u. Schotte. Gr. 8. 1 M.

Moeller, K., In Stille und Sturm. Erfahrungen aus dem 1. Jahrzehnt meiner Amtsführung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Pica, O., Unter drei Kaisern. Ein Rückblick auf die verflossene Legislaturperiode des deutschen Reichstages. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Planitz, E. von der, Ein Königsmärchen. München, Rißler. Gr. 16. 80 Pf.

Preu, F., Glosperla auf Seid'nstramin. Gedichte in Schriftsprache und in Nürnberger Mundart. Erlangen, Bläsing. 12. 80 Pf.

Schmidt, B., Der verwandelte König. Schauspiel. Aus dem Dänischen übersetzt von H. Varnhagen. Mit einem Vorworte des Dichters. Leipzig, Deichert Nachf. 8. 2 M.

Schön, M., Die Geschichte der Berliner Bewegung. Leipzig, Oberdörffer. Gr. 8. 6 M.

Seiling, M., Fluerscheim's Vorschlag zur Lösung der socialen Frage. Guben, Sallis. Gr. 8. 1 M.

Studentenfutter. Kleine humoristische Balladen. Nach vorhandenen Stoffen frei bearbeitet von Ellwee. Berlin, Waldmann. 12. 1 M.

Studniczka, F., Kyrene eine altgriechische Göttin. Archäologische und mythologische Untersuchungen. Mit 38 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 9 M.

Usteri, J. M., Die Bedeutung und Berechtigung des mystischen Elements in der christlichen Religion. Zürich, Schulthess. 8. 80 Pf.

Vor und hinter den Coulissen. Plaudereien aus der Bühnenwelt von einem Nichtgeschminkten. Guben, Sallis. 8. 1 M.

Weber, M., Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter. Nach südeuropäischen Quellen. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 6 M.

Kaiser Wilhelm II. und der Reichskanzler. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Ziegler, H., Frauenlieblinge. Litterarische Bekenntnisse deutscher Frauen. Leipzig, Amelang. Gr. 16. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Welt-Untergang.

Geschichtliche Erzählung
aus dem Jahre 1000 n. Chr.
von **Felix Dahn.**

508 S. 8°. Geh. 7 M. 50 Pf.; fein geb. 8 M. 50 Pf.

Der Verfasser versucht hier darzustellen, in welcher Weise die Ueberzeugung von dem hereinbrechenden Ende der Welt auf verschieden geartete Seelen wirken muß, in welcher Weise sich verschiedene Eigenart abfindet mit dem Gedanken des unmittelbar bevorstehenden Todes: Ergebung und Versöhnung, Ueberwindung alles Kleinen und Selbstischen, aber auch wohl Verzweiflung sind die Wirkungen. Diese Bilder sind gefaßt in den Rahmen des Lebens einer mittelalterlichen deutschen Stadt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmund
nach Sinn und Ursprung erläutert.
Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte
von
Wilhelm Borchardt.
8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Eine ältere geb. Dame, der franz. u. engl. Sprache mächtig in Wort u. Schrift, welche auch gediegenen Klavierunterricht geben kann, sucht einen pass. Wirkungskreis. Sie würde sich auch eventuell an einem Pensionat oder feinen Logirhaus im In- oder Ausland beteiligen, oder solches übernehmen. Gefl. Off. unt. **U. 2013** an **Rudolf Mosse, Köln.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Friedrich Bienemann.**

Jahrgang 1889. **Elftes Heft.**

Inhalt: Unter den Tropen. Novelle von Martha Asmus. — Friedrich Nietzsche. Die Umrißlinien seines Systems und seiner Persönlichkeit. Kritischer Entwurf von Ola Hansson. — Uebertragung von Krankheiten durch Fleisch und Milch. Von Dr. med. Moritz Alsberg. — Die Neuordnung des bäuerlichen Erbrechts in Oesterreich. Von Dr. Karl Beurle in Linz. — Die neue Wehrgesetzgebung in Frankreich. Von Joseph Schott, Major a. D. — Die jüngste Entwickelung des Staatswesens in Japan. Von Professor Dr. D. Brauns in Halle. — Die rumänischen Classiker. Von Wilhelm Rudow. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Jahrgang 1889, 1. Band (Heft 1—6) geb. in Halbfranz 7 M. 50 Pf.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Sten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Grossartiges Lager **Regulateure,** Stand-, Wand- und Taschen-**Uhren, Weckern, Uhrketten** und **Bijouterien.** Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste **gratis** und franko.
E. Naumann,
Uhren-Fabrik [7218
Leipzig, Königsplatz 6.

H. Raab, Zeitz — **Billigste Preise.**

Bestes Fabrikat. — Fontainen-Fabrik — Illustrirte Preisliste gratis und franco.

Taschentücher Schutzm.

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. **Cacao.**

Preis per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.
Illustr. Preislisten gratis! — Fabrik f. Wagen, Kinderschlitten u. div. Holzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

DEC 3 18..

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 14. November 1889.

Inhalt: Ein literarischer Wegweiser. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Grosse's modernes Epos. Von Adolf Fleischmann. — Neue Dramen. Von Adalbert Schroeter. — Erzählungen. Von Karl Schrattenthal. — Biographisch-kritische Studien von Carriere. Von Hans von Basedow. — Zur deutschen Culturgeschichte. Von Walther Schultze. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein literarischer Wegweiser.

Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Dritte Auflage. Vermehrt durch Aufsätze über die neueste deutsche Dichtung und den Realismus. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Erfolg dieses Schriftchens, welches binnen kurzer Zeit 4000 Abzüge nothwendig gemacht hat, darf als ein erfreuliches Zeichen dafür betrachtet werden, daß in den Ländern deutscher Zunge noch ein Publikum zu finden ist, das sich inmitten eines „charakterverderbenden" politischen Treibens und einseitigen literarischen Cliquenwesens jenen ruhigen und vornehmen Sinn zu bewahren gewußt hat, der früher als ein hervorstechender Charakterzug der Deutschen gerühmt wurde. Andererseits ist eine Kundgebung in Bildungsfragen, die nicht von einem Parteistandpunkte ausgeht, in der deutschen Gegenwart eine solche Seltenheit, daß es wol begreiflich ist, wenn die nach Ruhe und Klarheit dürstenden „Stillen im Lande" eine derartige Aussprache geradezu als erlösende That begrüßen. Die erste Auflage des Büchleins ist in diesen Blättern seinerzeit besprochen worden. Eine Fülle trefflicher Bemerkungen, der milde, klare und gerecht abwägende Ernst, der hohe sittliche Standpunkt des Verfassers, sichern der Schrift einen bleibenden Werth. Leider stehen die neu hinzugefügten Aufsätze nicht ganz auf der Höhe der ältern. Der Verfasser hat sehr richtig empfunden, wenn er in seiner Vorrede der Befürchtung Ausdruck gibt, daß sich in den letzten Beiträgen „ein gelehrtes Wesen breit mache, das einer Darstellung mit diesen (des stillen Lesens) Zwecken wenig ziemen möchte". In der That, aus der Aufzählung der neuern Dichter und ihrer skizzenhaften Charakteristik läßt sich kaum ein oberflächliches, geschweige denn ein einigermaßen ausdrucksvolles Bild ihrer Eigenart gewinnen. Es fehlt diesen Zeichnungen die rechte Gegenständlichkeit. Wenn der Verfasser z. B. Ibsen einen „Idealisten des Pessimismus" nennt, so wird jeder Kundige das Geistvolle und Zutreffende dieser Bemerkung zu würdigen wissen, allerdings nur dann, wenn ihm eigene Studien das Wesen der Ibsenschen Dichtung offenbart haben. Wenn aber Schönbach den nordischen Dramatiker weiter mit den Worten zu zeichnen versucht: „Sein hoheitsvoller schwermüthiger Ernst wendet sich von aller Trivialität ab und gebietet — schweigende Achtung", weiß man wirklich nicht, was man mit einer derartigen Redensart anfangen soll. Ganz abgesehen davon, daß sie nur einen sehr verschwommenen Begriff erzielen kann, ist dieser letztere selbst durchaus unrichtig. Es ist ganz unglaublich, wie „trivial" Ibsen zu Zeiten werden kann — man vergleiche nur „Die Frau vom Meere" (nicht die Frau am Meer, wie irrthümlich gedruckt ist) und andere — und „schweigende Achtung" dürfte er viel seltener gebieten als offenen Widerspruch. Der Spanier Don José Echegaray, meiner Ansicht nach einer der bedeutendsten Dramendichter der Weltliteratur, vielleicht der bedeutendste unter den neuern, wird kaum gestreift. Aber auch das Wenige, was von ihm gesagt wird, dürfte falsche Vorstellungen von seiner Eigenart erwecken. Ich habe — trotz Schönbach — in den Stücken des großen Spaniers keine Spur von französischem Geiste entdecken können. Daß Graf Leo Tolstoi „mit dem Realismus nichts gemein hat, kaum ein paar geringfügige Dinge der Technik" — diese Behauptung beruht vielleicht auf einer ungenügenden Kenntniß des Dichters. In einzelnen seiner Schöpfungen ist Tolstoi nicht nur Realist, sondern sogar Naturalist, so in seinem Schauspiele „Die

Macht der Finsterniß", in der Erzählung „Polikuschka" und anderwärts. In der Technik vollends hat er nicht nur „ein paar geringfügige Dinge", sondern das Hauptsächliche und Wesentliche mit dem Realismus gemein: die durch und durch realistische Schilderung, die ja sogar den Märchen seiner „Volksgeschichten" jenen wunderbaren, ihm eigenthümlichen Erdgeruch verleiht. Es scheint, daß der Verfasser nur auf Grund der beiden Hauptwerke Tolstoi's („Krieg und Frieden" und „Anna Karenina") sein Urtheil gefällt hat, das dann allerdings begreiflicher würde. Im übrigen hat Schönbach ganz recht, wenn er den Einsiedler von Jassnaja Poljana nicht ohne weiteres dem sogenannten „Realismus" zuzählt, obwol jener im wahren Sinne, in dem Sinne, in welchem auch Schönbach den Kern des Realismus auffaßt, durchaus auf dem Boden des letztern steht: allerdings liegt das Wesen des Realismus in der Technik, und in diesem Sinne ist auch Tolstoi in der Hauptsache entschieden Realist. Ich kann mir nicht helfen: die beiden letzten Aufsätze des Buchs machen auf mich den Eindruck, als ob sie nicht genügend ausgereift seien, nicht genügend Zeit zum Reifen gehabt hätten. Während der erste Theil überall die Empfindung hervorruft, daß hier ein Mann aus dem reichen Schatze abgeklärten Wissens und Denkens spendet, klebt den letzten Arbeiten eine gewisse Unfertigkeit, ja — es thut mir leid, dies aussprechen zu müssen — hastige Flüchtigkeit an. Der Verfasser gesteht selbst, daß er die neueste deutsche Literatur „während eines Winters" durchgenommen hat. Da ist es denn auch kein Wunder, wenn ihm zuweilen das Wichtigste entgangen ist. So spricht er über des Freiherrn Detlev von Liliencron Romane, Novellen und Dramen, ohne dessen Gedichte zu erwähnen, in denen doch gerade Liliencron's urwüchsige Begabung die meiste Anerkennung gefunden hat! Wilhelm Walloth's lyrische Dichtungen, die trotz liederlicher Form doch überaus stimmungsgewaltige und bilderkühne Begabung athmen, sind unserm Essayisten gleichfalls unbekannt geblieben. Nonnum prematur in annum! Hätte Schönbach sich mehr Zeit genommen, wir hätten einen trefflichen Beitrag zur Charakteristik der modernen Literatur aus seiner Feder erhalten. Denn seine grundsätzlichen Ausführungen über Realismus, Materialismus, über das Mögliche und Unmögliche in der Dichtung sind höchster Beachtung würdig. Sie enthalten eine Reihe trefflicher grundlegender Erläuterungen, deren Schärfe, Sicherheit und Klarheit mit den gerügten Mängeln, die doch nur äußern Gründen zur Last zu legen sind, versöhnen. Ja, man kann dreist behaupten, daß die betreffenden Aufsätze schon um dieser Bemerkungen willen gelesen zu werden verdienen. Hier findet man doch nach der trüben Hochflut literarischer Broschüren, die zum großen Theile auf Selbstberäucherungszwecke ihr dürftiges Dasein zurückführen, endlich einmal wirkliche und wahrhaftige Gedanken! Wie treffend erläutert Schönbach beispielsweise die Unmöglichkeit des äußersten Naturalismus durch den Vergleich mit der Momentphotographie, durch die Unmöglichkeit, in der Kunst durch Beobachtungen zu wirken, die den menschlichen Sinnen unzugänglich sind. So kann denn auch die dritte Auflage des Büchleins — mit Vorbehalt des Obengesagten — der Aufmerksamkeit der Gebildeten nur warm empfohlen werden!

Leannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Grosse's modernes Epos.

Das Volkramslied. Ein Sang aus unsern Tagen. In zwölf Büchern von Julius Grosse. Dresden-Striesen, Heinze. 1889. 8. 3 M.

Julius Grosse hat uns mit diesem Gedichte ein großes vaterländisches Epos geschenkt, ein Werk seines Lebens und Seins, nicht zeitlich verstanden, als habe er einen guten Theil seines Lebens an die Arbeit gesetzt — denn die Idee stammt erst aus dem Jahre 1871 —, sondern in dem Sinne, daß er den Kern der politischen, socialen und menschlich-psychologischen Anschauungen seines Lebens, wie sie sich besonders seit jenem großen Jahre in ihm abgeklärt haben, in dem Buche niedergelegt hat. Es ist ein Zeitbild, die Jahre von 1848 bis 1871, die letzte Phase in der Geschichte der Verwirklichung der Idee der deutschen Einheit und des Deutschen Reichs mit ihren Nebenerscheinungen und ihren Gegensätzen in Staat und Gesellschaft umfassend; alles angeknüpft an den Lebensgang Erwin Volkram's, einer erdichteten Persönlichkeit, und mit diesem verwoben in einer großen Reihe farbenprächtiger Bilder von vollendeter Zeichnung. Ein epochemachendes Werk in unserer hervorragenderen Literatur ist es schon deshalb, weil es ihr eine neue Form gibt. Grosse hat das Ganze in einer Reihe zwar selbständiger, aber doch in festem innern Zusammenhange stehender erzählender Gedichte verschiedenster Rhythmen dargestellt, hie und da unterbrochen von lyrischen und epigrammatischen Elementen, die er Monologe, Oden, Rückblicke, Eherne Tafeln nennt. Die Erzählungen werden weniger berichtend vorgetragen; vielmehr führen sie die Begebenheiten in dramatischer Lebendigkeit markig, kurz und schlagend uns vor. Nirgends ist epische Breite, aber allenthalben epische Größe; wohlklingender Vers, reine klare Sprache, vaterländische Glut mehr als Pathos und Ueberschwenglichkeit.

Wie ein fremder Ton will es uns gerade in diesem Sange klingen, wenn der Dichter den „Liebesfrühling" (erstes Buch) mit folgenden Versen (in offenbarer Anlehnung an Byron's „Don Juan". D. Red.) einleitet:

Nun schlage an den Nachtigallenton,
Mein Heldenlied, trotz Uhland, Heyse, Scheffel.
Paul und Virginie sind verklungen schon,
Nicht minder Gellert, Lafontaine und Pfeffel.
Doch einen Kranz von Rosen oder Mohn
Ich biet' ihn dar, sowie ein Dutzend Löffel,
(Wie's üblich, wo ein Meisterschuß gelungen)
Dem, der mein Pärchen rührender besungen —

und weiter wiederholt in ihn fällt:

Zwar Jugendliebe gleicht ja flücht'gem Mai,
Der keine Früchte reift und keine Trauben.
Studenten ist sie allzeit Tändelei,
Wie Schmetterlingen oder Turteltauben;
Und Heine nennt sie vollends Eselei u. s. w.

Oder:

Ja, ihn umschlang die holde Creatur,
Im Pensionat wird man frivol es finden;
Und dennoch mal' ich treulich nach Natur,
Die Resoluten freilich heut' verschwinden.

Vom Inhalte des Gedichts können wir keine eingehende Mittheilung machen. An poetischer Kraft und Schönheit leuchten unsers Erachtens besonders hervor: Erwin's Zug durch Amerika, wo er den verschollenen Vater, einen Helden von 1848, und die Schwester der ersten Jugendgeliebten findet und, von dieser gezogen, zur Heimkehr nach Deutschland sich entschließt — und die Scene im Hospiz auf dem St.-Bernhard im Juli 1870, wo er, eben vom Erfrierungstode gerettet, die Botschaft von der Unfehlbarkeitserklärung im Vatican und vom Ausbruche des Kriegs erfährt und zu der Fahne eilt:

„Kriegsruf an Deutschland heißt die neuste Kunde!"
Die Mönche standen stumm mit offnem Munde.

Doch draußen im sternleuchtenden Azur
Forthallt's wie Donner und wie Sturmgesänge,
Als sänk' ins Chaos wieder die Natur
An jenem Tage der Posaunenklänge.
Empor jetzt Erwin von dem Lager fuhr,
Sein Auge flammt, als wenn's den Ruf verschlänge.
Zwar mahnend sprach der Arzt: „Was ist, mein Lieber?
Ihr wollt — Ihr glüht — Ihr raset wie im Fieber" —

„Nicht Fieber, Freund, o nein, wie Morgenluft
Anweht es mich mit rauschenden Accorden.
Ich bin genesen, denn mein Schicksal ruft
Mit solcher Sturmeskunde — auf nach Norden!
Zum deutschen Heer! — ein Feigling nur, ein Schuft
Entflieht der Pflicht. Wo sich zwei Völker morden,
Da muß der letzte stehn zu seinen Fahnen,
Ihr sollt mich wahrlich an die Pflicht nicht mahnen!

„Lebt wohl, ihr Berge — alles war ein Traum,
Mein Leben nur ein Rausch von Nichtigkeiten;
— — — — — — — — — —
Hier winkt ein Ziel, ein hehres, wie ich kaum
Jemals gehofft, — die Julistürme brausend
Sie künden dieser Welt ein neu Jahrtausend!"

In diesem edeln vaterländischen Schwunge wird Erwin Volkram bis zum Ausgange des Liedes durch das große „Sonnenjahr" geleitet.

Den gleich im Anfange des Gedichts hervorgehobenen Gegensatz zwischen materieller und ideeller Welt- und Gottesanschauung in seiner Wirkung auf den Helden hat Grosse weniger zum poetischen Ausdruck gebracht, wenn auch diese Wirkung selbst im Verlaufe des ganzen Gedichts durch den Lebensgang Erwin's sich unverkennbar hindurchzieht. Wie sich die Geliebte dazu stellt, spricht der Dichter wunderschön aus. Das „Wölbt sich der Himmel nicht da droben?" u. s. w. klingt durch. Erwin's Bekenntniß wird durch sein Handeln bezeugt: die Pflicht setzt er über alles. Die von den Verwandten erwartete Werbung um Aennchen unterläßt er und schweigt im entscheidenden Augenblick. Er stürmt in die Welt. Der Beweggrund ist in den Versen ausgesprochen:

Vergib, wenn wir dem Augenblick geglaubt,
Du treues Engelherz, vergib mein Schweigen,
Auf diesen Schultern lag dein Lockenhaupt;
Dein Aug' gab deine Seele mir zu eigen,
Und ich unseliger Narr des Glücks — was nun?
Wie höhnend tanzt um mich Dämonenreigen!
Wer bist du Thor? — Was kannst du Großes thun?
Bist du ein Held, die Welt zu überwinden?
Willst thatenlos auf Zukunftslorbern ruhn?
Kannst du erwerben — Ernten sä'n — erfinden?
Kannst du ein Glück, ein menschliches, erbau'n?
Du bist ein Nichts und willst dich heut' schon binden,
Armseliger! Hinweg aus diesen Gau'n!

Noch über einen befremdenden Zug eigenthümlich subjectiver Auffassung vermögen wir nicht hinwegzugehen. Es ist das Hineinziehen der mythischen Gestalt Ahasver's in die streng realistisch gehaltene Erzählung und die der Zeit vorgreifende Berührung der Judenfrage in ihrer auffälligen Verknüpfung mit der Annahme der Unfehlbarkeitslehre. Die ergreifende Gestaltung des Auftritts kann über die seltsame Erfindung allerdings augenblicklich hinwegtäuschen, aber die Bedenken kehren dem Leser doch immer wieder. Hiervon abgesehen wird das deutsche Publikum das Gedicht als einen Spiegel betrachten, in welchem es die von ihm selbst miterlebte Geschichte der 23 Jahre der Vorbereitung in poetischer Verklärung noch einmal an sich vorüberziehen schaut.

Möge die Muse dem Dichter auch ferner hold sein, wenn er München verlassen haben wird, um als Generalsecretär der Schiller-Stiftung, als welcher er daselbst schon eine Reihe von Jahren thätig vor, vom Januar 1890 an im neugewählten Vororte der Stiftung, in Weimar, zu leben.

Adolf Fleischmann.

Neue Dramen.

1. Mädchenaugen. Lustspiel in vier Aufzügen von Francis Stahl. (Universal-Bibliothek Nr. 2576.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Wenn sich dies „Lustspiel" im günstigsten Falle nicht über ein paar oberflächliche komische Wirkungen niederer Gattung erhebt, so muß man den Verfasser wenigstens von dem Vorwurfe leichtfertiger Anlage und überhasteter Ausführung seines Planes freisprechen. Denn offenbar ist seine Berechnung der Einzelheiten eine so gründliche gewesen, wie er mit bedächtigem Verstande die Besonderheiten der Gruppirung mit großer Bestimmtheit abgewogen und seine Figuren nach Maßgabe seiner Mittel sorgfältig ausgestaltet hat. So hat ihn denn sein Wollen so hoch gehoben, als es jene zuließen, nur war diese Höhe leider karg bemessen. Nach diesem Stücke zu schließen ist der Dichter jeder poetischen Empfindung so hochgradig bar, als die Sphären seiner geistigen Vorstellung sich mit einem Ausschnitte des Lebens zu decken scheinen, dessen Dürftigkeit und innere Niedrigkeit, dessen seelische und geistige Armuth jede Individualität von höherer Veranlagung und irgendwelchen gehobenern gesellschaftlichen Ansprüchen an Gehalt und Vertiefung in Wirklichkeit weit abstoßen würde. Denn die Denk- und Empfindungssphäre dieser Leute, ihre Ideenkreise und ihre Ausdrucksweise sind so enge und fluglahme, so kern- und gehaltlose, salz- und schmalzlose, daß es dem Leser nach dem „Genusse" ihrer kümmerlichen Witzchen und Mätzchen so flau zu Muthe wird wie nach abgestandenem Bitterwasser. Wie sehr sich dieser üble Erfolg auf der Bühne durch die Anstrengungen geschickter Schauspieler und Schauspielerinnen anders gestalten möge, so ändert sich unter keinen Umständen die Thatsache, daß das Lustspiel zu den schalsten und flachsten Erzeugnissen der Zeit gehört. Als Posse ist es zu zahm und mager und zu arm an gesundem Volkswitz, als Schwank zu leer und breit; zum Lustspiel fehlt ihm Geist und Poesie und jeder ethische wie ästhetische Gehalt. Den Gestalten gebricht es nicht an Gelenken und Beweglichkeit und einzelne sind mehr als Gliederpuppen mit automatenhaften Charnieren, aber ihre geistige und seelische Dürftigkeit schließt sie aus dem Reiche der Dichtung aus.

2. Der Kurier des Czaren. Ausstattungsschauspiel mit Auszügen, Gesang und Tanz in zehn Bildern nach Jules Verne's Roman „Michael Strogoff" von R. Elcho. Bearbeitung des Victoriatheaters in Berlin. (Universal-Bibliothek Nr. 2573.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Es ist der Text des bekannten Ausstattungsstücks, das sich nun hier ohne die Reize hübscher Weiber und den Flitterglanz der Costüme und Wandelscenerien, sowie ohne die Effecte der Beleuchtungskünstler in seiner ganzen dürren Nacktheit und fratzenhaften Unmöglichkeit gibt. Mancher Schwärmer des Victoriatheaters wird das Heftchen mit Beschämung aus den Händen legen.

3. Michael Ney. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto Franz Gensichen. (Universal-Bibliothek Nr. 2563.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Das Stück ist mit Fleiß gearbeitet und sein scenischer Aufbau wohldurchdacht. Auch strebt der Dichter nach tüchtiger Individualisirung, die aber trotzdem mitunter z. B. in der Figur des feinen ritterlichen Macdonald auf der Oberfläche bleibt. Einen komischen Eindruck macht es, wenn Napoleon, nachdem auf alle mögliche Weise für ihn eine feierliche Stimmung gemacht wurde, in der weltbekannten historischen Pose „mit flammenden Augen und gekreuzten Armen" auf der Bildfläche erscheint, um die imposanten Worte zu sagen: „Nun, alter Brummbär, folgst du nach Paris?" Sonst ist der tragische Conflict in der Seele Ney's gründlich eingeleitet und veranschaulicht. Doch fehlt dem Ganzen das höhere tragische Pathos und die Sprache gibt sich nur selten in vollem poetischen Glanze.

4. Ein Fest auf der Bastille. Vorspiel zu der Revolutions-Trilogie „Massen" von Franz Held. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1889. 8. 2 M.

Die Handlung ist straff geschürzt, die Sprache knapp und kräftig, oft aber brutal. Das ganze Stück durchflammt es wie ferne Blitze der aufsteigenden Revolution; es durchbraust dasselbe der gleiche revolutionäre Ton, der matter oder lauter, versteckter oder dreister fast die gesammte dramatische und lyrische Literatur unserer jüngsten Naturalisten durchweht. Nur wird er hier durch geschichtliche Vergangenheit maskirt. Thörichte Redensarten, „es ist eben dafür gesorgt, daß die Raketen nicht in den Himmel wachsen" (S. 123), sind nicht eben zahlreich.

5. Die große Sünde. Ein bürgerliches Trauerspiel von H. Bahr. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Dichter erscheint mit dem Motto: I want a heros! dem bekannten Eingange des Byron'schen „Don Juan", auf dem Plane und macht uns dadurch nicht wenig auf den Flug, den er nehmen wird, gespannt. Dabei kommt denn — dem Poeten fehlt alle und jede Gestaltungskraft — ein molluskenhafter, überlegungs- und besinnungsloser Provinzialhauptstadtpolitiker heraus, der selbst seiner pygmäenhaften Umgebung und den billigsten Anforderungen an einen denkfähigen Alltagsmenschen sich nicht gewachsen zeigt, schließlich seine Frau erdrosselt und verrückt wird. Es ist das Ganze die wüste Dramatisirung eines wüsten Stücks wüsten Parteilebens, wie es weder bei den Mormonen, noch bei den Botokuden, überhaupt nirgends als in den Wahnvorstellungen des Urhebers dieser wildgewordenen Komödie existirt, die von Paris aus „dem Großmeister des modernen Dramas Henrik Ibsen in ehrfürchtiger Liebe" zu Füßen gelegt wird. Im Folgenden naht uns dieser Großherr des „modernen Dramas" in einem seiner Anfangswerke in eigener Person:

6. Komödie der Liebe. Komödie in drei Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von M. von Borch. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 1 M.

Das Stück ist in fünffüßigen, paarweise aufeinander reimenden Jamben geschrieben, die wenigstens in vorliegender Uebersetzung einen widerwärtig leiernden Eindruck machen. Seine Doctrin geht darauf hinaus, die Liebe, als erste Vermittlerin der Ehe, als Lügnerin und Betrügerin zu brandmarken. Schließlich sei doch alles Berechnung und die süße Liebe nur Komödie. Ja, ihr Ende hat die sinnliche Liebe in der Ehe allerdings; oft genug auch mag die „Liebe" den Deckmantel niedrigster Motive bei Eheschließungen bilden; das braucht uns kein nordischer Prophet zu lehren. Aber jene sinnliche Liebe soll und wird sich eben vertiefen und klären zu jener innigen, in jeder Prüfung nur mehr zusammenwachsenden Herzensvereinigung, in deren felsenfestem Grunde das Glück des Hauses und der Familie bis zum Tode verankert bleiben soll. Was soll die Verspottung jenes süßen kurzen Liebestraums, der natürlich ein endlicher ist? Das haben uns unsere deutschen Dichter und Philosophen viel besser und kürzer gesagt. Daß bei jedem Eheschlusse die Vernunft mitreden soll, scheint mir vielmehr ebenso sehr zum ehernen Gesetze erhoben werden zu müssen, als die sogenannte, heutzutage immer unverfrorener gefeierte „freie Liebe" als ein unwürdiges Zusammen- und Auseinanderlaufen, als ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Staats- und Sittengesetzen zu brandmarken bleibt. Was soll nun diese ganze Komödie der „Komödie der Liebe?" Die Ehe ist eben keine Komödie, sondern ein sehr ernstes Stück, dessen Aufgang der Rosenglanz der Liebe selig beglänzt, in dessen holdem Scheine sich dann die Herzen stählen mögen für kommende Verdunkelungen. Das scheint uns allerdings des Lebens „A-b-c", über welches die Kritik nicht nöthig haben sollte, den Dichter, der uns das Leben im „farbigen Abglanze" zu zeigen naht, zu belehren. Aber Ibsen dreht in seiner Vorrede die Sache höchst erbaulich um. Er orakelt:

> Da ich nun in meiner Komödie nach bestem Vermögen die Geißel über Liebe und Ehe schwang, war es ganz in der Ordnung, daß die Menge im Namen der Liebe und der Ehe tobte. Die Zucht und Dressur des Gedankens, welche man braucht, um den Irrthum zu begreifen, hat die Mehrzahl unserer Bücher beurtheilenden und Bücher lesenden Menge nur unzureichend durchgemacht. Es ist indessen nicht meine Sache, einen Cursus zu geben. Eine Vorrede ist kein A-b-c.

Da scheint mir denn doch in hohem Grade die Verwirrung der Begriffe auf seiten des Verfassers zu liegen, denn er verwechselt offenbar das Farbenspiel der Poesie mit der Wirklichkeit des Lebens. Daß die Jugendliebe mit der Jugend verweht, daß sich also die Ehe auf einem an sich sehr vergänglichen Grunde aufbaut, weiß jeder denkende Mensch. Diese der Liebe von Haus aus innewohnende endliche Selbstverneinung braucht uns kein Dichter dramatisch vorzubeten; wohl aber soll er uns lehren, wie sie aus dieser ihrer Selbstverneinung zu einer neuen Phase sich emporringend sich veredeln und läutern müsse. Der „Großmeister des realistischen Dramas" hat sich eben in seiner Dialektik aus der Verneinung nicht zur höhern Bejahung zu erheben vermocht; jene aber ist der bunte Schein und diese die klare Wesenheit. Seine Analyse verharrt auf der ersten Stufe des Processes — mit dem A-b-c ist aber das Alphabet noch nicht erschöpft; es ist nur der Anfang desselben; wer freilich den Anfang nicht gelernt hat, kann nicht zum Ende kommen. Ibsen's gesammtes dichterisches Sein ist nichts anderes als die große bodenlose Negation unserer geistigen Mode-Epidemie, des Pessimismus; gottlob! aber ist diese Krankheit hoffentlich so periodisch, wie sie zur Zeit local beschränkt ist, und außerhalb dieses ihres geistig wie räumlich gleich bornirten Gebiets liebt und lebt, lacht und weint eine große, schöne Welt weiter und freut sich ihres Doppelseins zwischen Tag und Nacht. Nur Ibsen und die Seinen wandeln und verharren im alleinigen Dunkel der letztern; wir aber wünschen von ihren Gespenstern und Irrlichtern verschont zu bleiben.

7. Vor Sonnenaufgang. Sociales Drama von Gerhart Hauptmann. Berlin, Conrad. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch dieses Stück ist einem ausländischen Naturalisten gewidmet, „Bjarne P. Holmsen, dem consequentesten Realisten, Verfasser von «Papa Hamlet», in freudiger Anerkennung der durch sein Buch empfangenen entscheidenden Anregung". Das Stück spielt auf dem Boden eines schlesischen Bauerngutes unweit Jauer. Der Dichter hat die Kraft bewiesen, was zunächst seine äußere Technik angeht, ähnlich wie Lessing in seiner „Emilia Galotti", die Handlung seines „socialen Dramas" in wenige Stunden zusammenzudrängen. Doch worin besteht diese „Handlung"?

Ein junger Gelehrter kehrt in einer Landschaft ein, um socialökonomische Studien zu machen. Der Zufall führt ihn in das Haus eines Freundes, der einer der vornehmsten Besitzer des Bezirks ist. Er verliebt sich in dessen Schwägerin, schwört ihr Treue mit dem Worte eines „ehrlichen Mannes" und verläßt sie alsbald, als er erfahren hat, daß sie einer Trinkerfamilie angehört. Das Mädchen ersticht sich. Das ist, abgesehen von einigen winzigen Zwischenfällen, die, nur das Allgemeine illustrirend, mit dem Gesammtverlaufe nichts zu thun haben, die Handlung. Dieselbe ist also so dürftig wie möglich.

Betrachten wir nun die Personen, die „handelnden Menschen", wie der Verfasser schreibt. Das Mädchen selbst ist die Hauptfigur. Sie ist eine reine Natur geblieben in einer faulen Atmosphäre. Sie ist ein vollendeter, kerngesunder Charakter; nur an ihrer geistigen Bildung bliebe zu ciseliren; man darf ihrer Halbbildung nicht übelnehmen, daß ihr die tugendmeierische Beschränktheit des Verlobten Eindruck macht. Dieser bildet neben ihr die Hauptperson. Er ist (wie wir gesehen haben) ein so schwacher Charakter, wie er ein flacher Geist ist. Er selbst schilt den „Werther" Goethe's ein Buch für Schwächlinge

und verläßt ein Mädchen, das sich innerhalb verpesteter Luft rein, urkräftig, keusch, fest und empfindungsfrisch erhalten hat, aus dem alleinigen Grunde, weil ihr Vater, ein wüster Bauer, trinkt und ihre Schwester ebenfalls dem Trunke verfallen ist. Man sieht, der Dichter wandelt auf den Spuren der „Gespenster" Ibsen's. Nun? Herrscht das Gesetz der fürchterlichen Verheißung: „Ich will die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied", mit so unbarmherziger Strenge? Ist das Mädchen selbst nicht so unberührt von dieser Pestluft geblieben, daß man nicht vertrauensvoll hoffen dürfe, sie werde in gesunderer Luft noch gesunder werden? Nein, der Mann, der diese urwüchsige Natur verkennt und zu verrathen vermag, ist geistig und sittlich kranker als seine verlassene Braut und nicht einen Tropfen ihres Blutes werth. Und die andern Figuren? Wahr, aber roh gezeichnete Bauernjungen, Knecht- und Magdköpfe, eine gräßliche Bauernfrau, eine carikirte „Gesellschafterin", ein in der That „vollkommener" Säufer und ein naturwahrer Heirathsspeculant, den andere Kritiker im Verdachte haben, er werde das erschlichene Bauerngut alsbald verprassen; nein, dazu ist er ein viel zu guter Rechner; höchstens wird auch er einmal aus dem feinern Cognactrinker ein Fuselsäufer. Das ist das Ganze. Der Dichter hat nicht eine ideelle Gestalt gezeichnet. Am kläglichsten ist er gerade mit den Personen gescheitert, denen er offenbar seine eigenen Ideale in den Mund legt. Dieser Loth ist eigentlich der erbärmlichste Kerl der ganzen Gesellschaft. Er ist über die Maßen beschränkt und durchaus charakterlos. Die Aureole des Enthaltsamen und eines Mannes, der mit gesunder Nachkommenschaft rechnet, soll ihn verklären und sie drückt ihn doch nur herab unter die niedrigste Stufe „correct" denkender Menschen. O, wie anders sind die Weislingen und Clavigo und Ferdinand von Walter geartet! Was bleibt als Rest? Ein paar billige Schattenrisse in pöbelhaftestem Platt redender Stallmägde, betrunkene Bauern, verkommene Bäuerinnen u. s. w. Ich habe oben Genschen getadelt, daß er mit seinem Charakterbilde Macdonald's nichts Höheres erreicht habe — nun, ich meinestheils will allerdings lieber mit einem Bilde Macdonald's scheitern als mit dem einer schlesischen Viehmagd Erfolg haben. Fraglos geräth des Dichters Vermögen kläglich in die Brüche, wo es höher und reicher ausgestattete Menschen zu zeichnen gilt. Es liegt dies ersichtlich daran, daß es ihm selbst zunächst ebenso sehr an Gedankenreichthum wie Adel der Anschauung gebricht. In keiner Literatur der Welt hat eine geistlosere Gesellschaft Champagner getrunken als in diesem neuesten Erzeugnisse des deutschen Realismus. Nicht ein Funken Humor, nicht der Schatten eines Witzes, nicht der Lichtblick eines originellen keimkräftigen Gedankens. Und gerade dort, wo der Dichter sein Meisterstück machen und offenkundig ein besseres Stück seines Selbst geben wollte, ich meine in der Figur Alfred Loth's, enthüllt sich sein baares Unvermögen, Menschen von Kern und Geist zu schaffen. Dieser Socialismus ist so wasserdünn und schal als die Moral dieses ungeleckten Dr. Schimmelpfennig unchristlich-herzlos und die des beschränkten Abstinenten fadenscheinig ist. So viel von den Figuren; nun noch ein Rückblick auf das stallduft- und alkoholgeschwängerte Ganze. Was hat der Dichter erreicht? Er hat eine Reihe von Gestalten aufgeboten und uns ein paar Stunden in einer ekelhaften Atmosphäre festgehalten: um welches Problem zu lösen? Um welche Idee zu illustriren? Um welche Wahrheit, wenn auch in rauher Schale und bitterer Würzung zu reichen? Ersichtlich will der Dichter entweder den Fluch schnell erworbenen Reichthums schildern oder er will das Gesetz auf den Schild heben: mit Gliedern degenerirender Familien solle keine Ehe eingegangen werden! Es scheint überflüssig, an beiden Gedanken eine Kritik zu üben. Auch schnell erworbener Reichthum kann segensreich wirken, auch Glieder degenerirter Familien können gesunden. Der Weisheit Rest ist also so schal, wie der gesammte Becher, den uns der Dichter reichte, raffinirt überwürzt war. Und das Schlimmste: diese Welt hat keine Zukunft. Diese Nebel zerstreut kein Hoffnungsstrahl, dieser Dämmerung folgt kein „Sonnenaufgang": der einzige kurze Sonnenblick, Helenens Liebe, ist in ihrem Blute ja erloschen. Dabei wird das Ganze in einer so formlosen und öden, seichten und ungelenken Sprache vorgetragen, obwol drei studirte Männer auftreten, daß man billig die Befähigung des Verfassers in Zweifel ziehen muß, Männer von akademischer Bildung überhaupt zu Worte rufen zu können.

Gleichwol ist das Stück in Scene gegangen; gleichwol haben vernehmbare Kritiker diese Inscenirung befürwortet. Sie haben den jungen Autor auf den Schild gehoben und gemeint: „Sein Weg ist kein Irrweg, denn er führt ins Leben." Ja, das Leben des Stalls ist copirt; die Sprache des schlesischen Dorfs, nicht entfernt mit der durch und durch poetischen Anzengruber's oder Rosegger's zu vergleichen, ist lautlich sorgfältig wiedergegeben. Aber die beiden Doctoren und der Ingenieur stehen unter dem Durchschnitte der höhern Bildung des Denkens und Empfindens. Ich gestatte mir deshalb nach dieser Seite sogar, gerade Lebenswahrheit zu vermissen. Der Autor führt uns in ein mit ausgeklügelter Schwarzmalerei gemachtes Stück Leben. Er führt uns in einen Sumpf, in welchem alle ästhetischen Gefühle, die er doch beleben, klären und erheben mußte, in Schlamm und Koth erstickt werden. Er schnürt uns auf eine geistige und seelische Folterbank, wo unser besseres Bewußtsein auf das gröbste mishandelt wird. Sein Stück ist eine empörende Mishandlung des Geschmacks. Er, Gerhart Hauptmann selbst, ahnt, daß Poesie wirken solle wie ein klarer, erfrischender Trunk. Der Becher aber, den er uns in „Vor Sonnenaufgang" reicht, ist gewürzt mit Asa foetida. Er führt uns in ein ästhetisches Schlammbad statt zu frischen Quellen. Und wenn seine Begabung, durch fremde Irrsterne verleitet, in diesem Pfuhle verharrt, so wird sie niemals ihren Sonnenaufgang schauen.

8. Alkibiades. Drama in fünf Acten von Bauernfeld. Dresden, Ehlermann. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Dichter verzeihe uns, daß er in eine so bunte und zum Theil seiner so unwürdige Gesellschaft gerathen ist. Das unmittelbare Vorausgehen des P. Heyse'schen „Alcibiades" ist dem seinen nicht vortheilhaft, den er ja überhaupt als eine Jugendarbeit bezeichnet. Nun wird er nicht so spät noch auf den fernliegenden Matten seiner Jugend ernten wollen, womit ihn in so reicher und glanzvoller Fülle sein Sommer und sein Herbst beglückten.

Adalbert Schroeter.

Erzählungen.

1. Freifräulein Anna von Grundeck. Roman aus der Neuzeit von Theodor Heinrich. Linden-Hannover, Manz. 1889. 8. 4 M.
2. Fata Morgana. Von Erich Treuenfels. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. 1889. 16. 1 M. 20 Pf.
3. Salve Reginae. Novelle von Ottilie Fischer. Danzig, C. Hinstorff. 1889. 12. 2 M.
4. Bachem's Novellensammlung. Band 40: Im Kampf mit der Welt. Münsterländische Novelle von J. von Dirkink. Im Lande der Mondscheinler. Amerikanisches Zeitbild von H. von Eimbeck. Gelandet. Novelle von Walter Schwarz. Köln, Bachem. 1889. 8. 1 M.
5. Ein kleiner Roman. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 3 M.
6. Drei Novellen von E. von Breidenbach. Guben, Sallis. 1889. 8. 1 M.

Holpriger, langweiliger, schülerhafter als der Roman aus der Neuzeit „Freifräulein Anna von Grundeck" von Theodor Heinrich (Nr. 1) kann ein „Roman" schwerlich sein. Hier einige Proben, wie jede Seite sie bietet:

Nachdem noch dies und jenes hin und her gesprochen war und Fräulein von Grundeck, ohne bisher von dem politischen Gespräche theilgenommen zu haben, demselben doch ersichtlich mit vieler Aufmerksamkeit zugehört hatte, erklärte sie schließlich, sie verstehe freilich bisjetzt noch nicht viel von der Politik, doch müsse sie sich darüber wundern, daß bisher mit keinem Worte der Frauen Erwähnung gethan sei. Alles drehe sich nur um die Herren, als ob die Frauen Nullen wären. Sie sei als gehorsame Tochter natürlich, wenn auch in eigenthümlicher Weise, eine welfisch Gesinnte. (S. 19.)... Nachdem schließlich noch eine Zeit lang über die erwähnten Punkte anderes, auch über gleichgültige Dinge manches gesprochen war, trennte man sich ziemlich spät am Abend. (S. 24.)

Und nun noch etwas aus der zweiten Hälfte des 347 Seiten umfassenden Werks. S. 306:

Der Freiherr hatte denn auch nachgegeben, bemerkend, er als früherer Cavalerieoffizier dürfe vor dem Wetter nicht besorgt sein und Herr von Eichen und seine Tochter hätten ja Wagen und Pferde unverletzt zurückzubringen. Bei der Abfahrt von Grundeck war auch die Wahrscheinlichkeit, vor Ausbruch eines etwaigen Gewitters auf Eichenhorst zu sein, eine sehr große. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß der Ausbruch eines Gewitters oft wider alles Erwarten rasch erfolgt und andererseits ganz ausbleibt.

Und das findet einen Verleger!

„Fata Morgana" von Erich Treuenfels (Nr. 2) enthält eine Reihe geographischer Bilder. Gute Absicht, ja edles Wollen und begeisterte Hingabe will ich dem Verfasser nicht absprechen, aber zwischen dem Wollen und Können liegt eine große Kluft, die er nicht überbrückt. Was soll man mit dem Schwulste anfangen, der sich leider oft genug unter seiner Feder zusammenballt? So, wenn er z. B. S. 64 ausruft:

Und so lange die Seele — das Ideale in dem Menschen — nicht in den Schacht der sinnlichen Anschauung des Naturalismus, Realismus sich verliert, die wir als Undinge, so sie aller Gewandung entbehren, erkennen mögen, da sie den Menschen nicht im Einklange mit der Culturepoche hält — und zum Pessimismus, dem Evangelium der potenzirten Selbstsucht und des versteckten Eigenlobes, hinabsteigenden Weges führen, nur die abstracteste Verirrung des Menschengemüths damit bekundend, so lange wird auch das Seelische der Liebe das Herz so wundersam berühren und sie nimmer und nimmer ihres poetischen Zaubers entlaubt werden.

Während in Theodor Heinrich's Roman die platte Prosa ihr Wesen treibt, spukt in „Fata Morgana" die Ueberschwenglichkeit jugendlicher Phantasie und kann in hohlem Phrasengeklingel und in stilistischen Verrenkungen nicht genug thun. Einzelne gelungenere Stellen aber, besonders Naturschilderungen, zeigen sogar Schwung und erwecken die Hoffnung, daß es dem Verfasser doch noch möglich sein werde, auch Besseres zu bieten. Ein guter Freund möge ihm dann zur Seite stehen und ihn davor warnen, Gedichte in seine Prosa zu streuen, denn diese sind sehr vom Uebel.

Der Umstand, daß der Name Ottilie Fischer weder in „Kürschner's Literaturkalender", noch in Hinrichsen's „Literarischem Deutschland" zu finden ist, läßt mich voraussetzen, daß die Verfasserin von „Salve reginae" (Nr. 3) zum ersten male mit einer poetischen Schöpfung in den literarischen Saal tritt; sie ist aber eine Dame, der man den Neuling nicht ansieht und die sich auf dem glatten Parket mit Sicherheit und Anmuth bewegt. Der an sich karge Stoff der Erzählung ist auf 173 Seiten ziemlich breit behandelt, aber das Gespenst der Eintönigkeit hat keinen Raum darin. Der Held ist gut charakterisirt, der Gegenstand seiner Liebe nicht minder. Beider Verhältniß ist mit psychologischer Vertiefung, mit ausgesprochener Feinheit geschildert. Die hübsch ausgeführten Einzelheiten sind, wie man sich in der Entwickelung der anziehenden Novelle mit Vergnügen überzeugt, ebenso viele nothwendige Striche, um das Bild voll und ganz zu gestalten. Der schöne Stil ist dem Gegenstande entsprechend — die Geschichte spielt in Italien — in südliche Glut getaucht; doch hierin scheint es mir, habe die Verfasserin hie und

da des Guten zu viel gethan. Auch ein anderer, allerdings nur sehr selten vorkommender Fehler wäre bei künftigen Erzählungen zu vermeiden: es ist das ungerechtfertigte, unkünstlerische, ja die Illusion nachgerade zerstörende Hervortreten der Verfasserin in einzelnen Theilen der Geschichte. Dergleichen trübt den reinen epischen Fluß. Ueber der ganzen Novelle lagert der Hauch stiller Wehmuth und der Ausklang ist keine Dissonanz. „Salve reginae" gehört zu jenen Büchern, die man nicht aus der Hand legt, ohne noch eine Zeit in den Empfindungen zu schwelgen, die es erregt. Ein brave Erstlingsleistung, die den Wunsch rege macht, der Verfasserin noch öfter auf diesem Gebiete zu begegnen.

Was Band 40 der Bachem'schen „Novellensammlung" anbelangt (Nr. 4), ist unter den drei darin enthaltenen Erzählungen die der Frau J. von Dirkink unter dem Titel „Der Kampf mit der Welt" unstreitig die tüchtigste. Realistische Klangfarbe, markiger Volkston und kräftiger Stil, das sind die Vorzüge dieser münsterländischen Novelle, die in ihrer zweiten Hälfte leider etwas breit wird. Die Heldin, die kreuzbrave Tante Nöre, ist eine prächtig gezeichnete Gestalt. Frau Dirkink wird, wenn sie diese Gattung pflegt, ihren Weg machen. — Das amerikanische Zeitbild „Im Lande der Mondscheinler", von H. von Eimbeck, ist schon aus dem Grunde anziehend, weil es uns einen Einblick gewährt in das Leben und Treiben der Whiskey brennenden Hinterwäldler, und uns Aufklärung darüber gibt, wie die Beamten der großen amerikanischen Republik sich dem steuerzahlenden Volke gegenüber geberden. Europäische Leser werden die Erfahrung daraus ziehen, daß es nicht gut, noch weniger aber richtig sei, alles durch die rosenfarbige Brille zu besehen, was an die Länder des Sternenbanners gemahnt. Er wird gelegentlich der Lektüre enttäuscht, aber geheilt ausrufen: ganz wie bei uns. Die Skizze ist gut geschrieben. — Was endlich Walter Schwarz in ihrer gut erzählten Novelle „Gelandet" bietet, ist eine einfache Geschichte, wie deren hundert andere in den Sonntagsbeilagen der politischen Tagesblätter oder in den langen Spalten der illustrirten Familien-Journale erscheinen, weder besser, noch schlechter.

Die mit Recht so sehr beliebte österreichische Erzählerin Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach ließ 1881 ihre „Neuen Erzählungen" bei Franz Ebhardt in Berlin erscheinen. Das Buch wurde freundlichst begrüßt, und unter seinen vier Novellen: „Ein kleiner Roman", „Lotti, die Uhrmacherin", „Die Freiherren von Gemperlein" und „Nach dem Tode", die erstgenannte allenthalben als die schwächste bezeichnet. Diese nun erscheint in einer zweiten Sonderausgabe (Nr. 5). Jetzt, da der Verehrerkreis der Ebner-Eschenbach'schen Muse sich im Laufe der Jahre bedeutend vermehrt hat, wird auch diese Novelle mehr Freunde finden; denn, wie ein Kritiker in diesen Blättern seinerzeit sehr richtig bemerkte, können solche stofflich arme, durch das Ueberwiegen der Reflexion ins Breite gezogene Erzählungen nur jenen Leser anziehen, der mit dem ganzen Wesen des betreffenden Schriftstellers bereits vertraut ist.

Zum Schlusse „Drei Novellen" von E. von Breidenbach (Nr. 6). In der ersten, „Zwei Frauenseelen", hat sich die Verfasserin die dankbare Aufgabe gestellt, an zwei durch innige Freundschaft verbundenen Frauen jene Verschiedenheiten und Conflicte zu schildern, die eine Folge ihrer entgegengesetzten Temperamente und Gemüthsrichtungen sind. Erhöhtes Interesse gewinnen die Ausführungen der Verfasserinnen dadurch, daß die ältere der beiden Freundinnen dem deutschen Norden entstammt, die jüngere jedoch ein Kind der Tropen ist. Die Vermittlerrolle bildet die auf religiöser Grundlage durchgeführte Erziehung der Tochter des Südens. Das Problem hätte wol noch mehr vertieft werden können, doch ist „Zwei Frauenseelen" auch in seiner gegenwärtigen Fassung eine anziehende Geschichte, die in ihrer ersten Hälfte leider zu breit behandelt wurde. — „Lieblos gelebt" ist ein gut erzählter Fall aus den Erinnerungen eines Arztes der Charité zu Berlin. — „Das Geständniß" hat das etwas abgebrauchte Motiv einer Scheinheirath zur Achse, ist jedoch mit Gemüthswärme vorgetragen und in der Ausmalung tüchtiger und ansprechender als die erste Novelle. In all diesen Erzeugnissen der Verfasserin, der wir einige von der Kritik freundlich begrüßte Bücher verdanken, zeigt sich die brave, tüchtige Gesinnung einer deutschen Frau, von der wir nur noch das Eine wünschen: sie möge ihre Helden, Männer und Frauen, nicht so leicht und nicht so häufig weinen lassen.

Karl Schrattenthal.

Biographisch-kritische Studien von Carriere.

Lebensbilder. Von Moriz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 9 M.

Wenn man in hohem Alter stehend auf sein vergangenes Leben zurückblickt, gewahrt man hie und da Punkte, die sich bald zu festem Bilde gestalten: Erinnerungen an bedeutende Menschen, mit denen man zusammengekommen, an Briefe, die man mit ihnen ausgetauscht, an Gespräche, die man mit ihnen gepflogen, an wichtige Themen, die man mit ihnen behandelt. Ein Stück Literatur, ein Stück Kunst- oder Weltgeschichte steht greifbar lebendig vor dem geistigen Auge; Episoden, die zur Richtigstellung dieses oder jenes verkannten Charakterzuges beitragen, die den Wesenskern des Betreffenden erhellen und die Anschauung über denselben klären können — denn gerade in scheinbaren Kleinigkeiten offenbart sich der Charakter oft am meisten. So ist es bei Moritz Carriere — er, der ver-

möge seiner Stellung, vermöge des Geistes, der aus seinen Werken unzweifelhaft spricht, mit den Größen des geistigen Lebens zusammengekommen, war berufen dazu, in fest und sicher entworfenen Studien Wahrheit zu verbreiten, Charakterbilder zu entwerfen, die infolge der eigenen Anschauung und des sichern kritischen Urtheils als maßgebend oder doch als sehr bemerkenswerth zu betrachten sind.

Diese Studien Carriere's liegen nun unter dem Titel „Lebensbilder" gesammelt in einem stattlichen Bande vor, der eine jede Bücherei zieren sollte.

Eine Fülle von Geist, von gediegenem Wissen, von feinsinnigem und liebevollem Eindringen in den Stoff, von Kunstverständniß und philosophischer Forschung bergen diese Lebensbilder. Es sind nicht Tagesarbeiten im landläufigen Sinne des Wortes, es sind die Arbeiten eines Mannes, der den Stoff, den er sich gewählt, in jeder Hinsicht verarbeitet, der alle nöthigen Hülfsmittel zu Rathe gezogen, der den Stoff durch seine Individualität, durch seine sittliche Weltanschauung durchleuchtet und geklärt wiedergibt. Die Besprechung eines derartigen Buchs ist nicht ganz leicht, es kann sich da eigentlich nur um die Darstellung von Darstellungen handeln, zu denen zumeist der Platz fehlt, oder um eine Kritik der Kritik, die nur auf Absprechen oder Beistimmen beruhen könnte — denn biographische Darstellungen und kritische Betrachtungen enthalten diese Studien.

Wie man es vom Verfasser der „Aesthetik" und der „Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung" nicht anders erwarten kann, befassen sich die einzelnen Arbeiten namentlich mit Kunst und Wissenschaft, mit den Geistesheroen, die König Ludwig I. und Max II. von Baiern um sich gesammelt, die in München eine Aera geschaffen, welche nun längst entschwunden, aber doch noch als Eckpfeiler einer bessern, reinern, idealern Zeit in unsere materielle Zeit hineinragt.

Daß er der Schilderung seiner Zeitgenossen eine Studie über Cromwell vorangehen ließ, begründet Carriere damit, daß „er selber nach der Aufregung und den Enttäuschungen der Bewegungsjahre von 1848 und 1849 an seinen Briefen und Reden aus geistiger und körperlicher Verstimmung sich gesund gelesen" — und sich gesund lesen kann man auch an Carriere's frisch und objectiv geschriebener Studie, die die wahre Größe Cromwell's vor uns enthüllt. Nicht der jugendliche Ungestüm gewisser moderner Stürmer und Dränger ist es, der aus Carriere's Studie spricht, aber auch nicht die abgetödteten Anschauungen gewisser alter Herren, die von oben herab, ohne Theilnahme „auf Grund kritisch gesichteten" (d. h. höchst einseitigen) „Materials ein Charakterbild entwerfen, das" u. s. w. Carriere's Arbeit, so spürt man, ist einem Bedürfnisse entsprungen; mit Lust und Liebe ist er an die Arbeit gegangen, die beweist, daß der Verfasser nicht im Banne des Stoffs, sondern über demselben gestanden. Neuerdings hat gerade die Cromwell-Forschung breitern Boden gefunden, man hat sich mit diesem „Selbstmenschen" eingehender befaßt — und da ist nun allerdings nicht zu verkennen, daß Carriere mit den neuen Anschauungen, die, hauptsächlich infolge der Schriften des Engländers Wood und der Deutschen Karl Bleibtreu, Hönig, Kraus und Harweg entstanden sind, nicht in Uebereinstimmung steht. Die neue Forschung gerade ist es, die ein maßgebendes Charakterbild Cromwell's zeichnet, immerhin bietet Carriere in seiner Arbeit Ergänzungen zu andern diesbezüglichen Arbeiten, die eingehender Beachtung werth sind. Außerdem läßt der sittliche, edle Kern seiner Studie die historischen Irrungen in den Hintergrund treten, sodaß diese Arbeit trotz ihrer Mängel ein werthvolles Blatt der Weltgeschichte darreicht.

Aus der Fülle des übrigen Theils hebe ich nur Einzelnes heraus, was mir besonders wesentlich erscheint. Ein solches Buch, in dem ein Wort aus dem andern, ein Gedanke aus dem andern erwächst, läßt sich nicht in seine einzelnen Theile zergliedern, sondern muß gelesen werden. Vor allem ragt eine Arbeit über Peter Cornelius und eine über Bettina von Arnim hervor. Der große und schöne Geist von Cornelius, das A-b-c seiner Kunst wird klar und geistvoll dargelegt, sodaß diese Studie gleichsam ein Kapitel angewandter Aesthetik bildet, nicht minder werthvoll ist die Auslassung über das „Kind". Carriere schildert Bettina aus sich selbst heraus, mit ihren Worten, in ihren Worten — so ein wahres Bild gestaltend.

Dankenswerth ist es, daß er seine Satire „Wer ist der Faustdichter?" in den Band aufgenommen. Hervorgerufen durch die Befangenheit, welche einen Theil des literarischen Publikums gegenüber der wieder aufgeworfenen Shakespeare-Bacon-Frage einnahm, hatte diese Satire Carriere's bekanntlich das Schicksal, sogar von Literaturblättern für Ernst genommen zu werden. Das läßt ein Streiflicht auf Verhältnisse der deutschen Kritik fallen, die nicht zu ihrem Ruhme gereichen.

Für weitere Kreise anziehend ist auch die Schilderung der letzten „Dreißig Jahre der Akademie zu München". Wenn Carriere hier auch nur Momentaufnahmen bietet, so gibt das Ganze doch ein völlig erschöpfendes Bild des Thuns und Treibens, die Kämpfe einer der ersten Kunstbildungsstätten. Es gehört bei Carriere oft ein Zwischenden-Zeilen-Lesen zu den Pflichten des Lesers — aber man wird für diese Mühe durch den Anschauungs- und Gedankenreichthum vollauf belohnt.

Man muß selbst Philosoph sein, um die Ansichten und Anschauungen von Männern wie Hermann Immanuel Fichte, Hermann Ulrici, Johannes Huber und Melchior Meyr so klar, eindringlich und gemeinverständlich wiederzugeben, wie das Carriere in den betreffenden Studien gethan. Der Leser vermag sich ein völlig erschöpfendes Bild zu machen von den Grundbedingungen, die genannte Männer zum „Sein" und zum „Glauben" für nöthig erachteten — dasselbe läßt sich von den beiden Dichterstudien „Ferdinand Freiligrath" und „Emanuel Geibel" sagen. Nicht nur liebevolles Verständniß gehört zum Entwerfen einer solchen

Studie, sondern auch ein Sichversenken in eine oft fremde Psyche — dankenswerth ist es übrigens, daß sich Carriere, trotz seiner persönlichen Freundschaft zu Geibel, sein objectives Urtheil über denselben gewahrt.

Daß Carriere den Aufsatz „Die deutschen Geisteshelden im Elsaß" (übrigens sagt er bald der, bald das Elsaß) aufgenommen, ist unbegreiflich; derselbe streift den Stoff nur oberflächlich, statt in ihn einzudringen; ungleich höher steht „Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben", welche in Form eines offenen Briefs an Renan werthvolle Gesichtspunkte bietet, wenn sie auch etwas veraltete Ansichten vorträgt. Es dringt hier die persönliche Anschauung allzu sehr durch, wie das in d. Bl. (1888, S. 259) auch schon hervorgehoben worden. Völlig auf der Höhe hingegen steht der Artikel „Börne".

In unsern Tagen, in denen man keine Zeit hat, auf die Werke der Philosophen und Dichter selbst näher einzugehen, ist es von Werth, einen Führer zu haben, der die Hauptgesichtspunkte darlegt — einen solchen bietet Carriere in vorliegendem Buche. Hans von Basedow.

Zur deutschen Culturgeschichte.

1. Deutsches Leben in der Vergangenheit. Erster Band. Von August Sach. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1890. Gr. 8. 6 M.

Das Verdienst, das Interesse an den Zuständen der deutschen Vergangenheit in den weitesten Kreisen erweckt zu haben, gebührt unstreitig Gustav Freytag, der in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" in der geschicktesten Weise eigene Darstellung und Abschnitte der Quellen miteinander verknüpfte. Ein ähnliches Ziel, wie Freytag verfolgte, hat sich auch Sach gestellt, doch freilich in etwas anderer Weise: er sucht inhaltlich mehr zu geben, das deutsche Leben gewesener Zeiten möglichst in allen charakteristischen Zügen vorzuführen, sieht jedoch davon ab, die Quellen selbst in umfangreicher Weise zu Worte kommen zu lassen. Wenn er es auch weder an Frische der Farben, noch Lebendigkeit der Darstellung mit Freytag aufnehmen kann, auch wol nicht aufnehmen will, so kann doch im ganzen von seinem Buche nur Gutes gesagt werden. In 58 in sich abgeschlossenen Kapiteln werden uns hier allerlei Bilder aus der deutschen Culturgeschichte bis zur Reformation — die Zeit nach der Reformation ist einem zweiten Bande vorbehalten — geboten, und es dürfte dabei kaum etwas Wesentliches übersehen sein, höchstens daß das wirthschaftliche Leben im engern Sinne etwas stiefmütterlich bedacht ist. Wir werden hier in das höfische Treiben so gut eingeführt, wie in das der Bürger und Bauern, die gelehrten und die erwerbenden Stände ziehen vor unserm Blicke vorüber. Eigene neue Forschungen zu geben, hat der Verfasser nicht beabsichtigt; überall baut sich seine Darstellung auf den neuesten Schriften auf, die er aber mit Verständniß und Takt ausgewählt hat, übrigens auch immer ausdrücklich namhaft macht. Er wendet sich daher weniger an die Fachgelehrten, als an die Masse der Gebildeten. Die Darstellung entbehrt des Prunks und der glanzvollen Außenseite, ist aber durchaus klar und verständlich, und weiß das Mosaik, aus dem sie zusammengesetzt ist, auf das Geschickteste zu einem einheitlichen Gemälde zu verschmelzen. Somit kann das Buch allen denen recht empfohlen werden, in denen durch Freytag das Interesse für deutsche Vergangenheit geweckt ist, die aber doch nicht die Neigung oder die Fähigkeit besitzen, sich in die eigentlich wissenschaftliche Literatur über diese Gebiete zu vertiefen. Wer beispielsweise über mittelalterliches Lehnswesen, über Zünfte, über Femgerichte, über Verkehrsverhältnisse, über das Ritterleben der Minnezeit ein wirklich der Wahrheit entsprechendes Bild, das von der landläufigen Vorstellung oft sehr bedeutend abweicht, erhalten will, der lese Sach. Leider gestattet uns der Raum nicht, hier den Inhalt des Buches vollständig anzuführen, und es kann nur nochmals wiederholt werden, daß derselbe ein sehr mannichfaltiger und eben durch seine Mannichfaltigkeit anregender ist.

2. Culturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von Otto Mejer. Linden-Hannover, Manz. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

So manche Universität, die heute nur mehr eine provinziale Bedeutung hat, ist dereinst von maßgebendem Einflusse für die Entwickelung der deutschen Bildung gewesen. Wenn man nun auch Göttingens Georgia Augusta bitteres Unrecht thun würde, wenn man sie den Universitäten von jetzt lediglich localer Wichtigkeit beizählen wollte, so kann man doch andererseits nicht leugnen, daß in frühern Zeiten Göttingen für unsere geistige Cultur von noch weit größerer Bedeutung gewesen ist, als heutzutage; namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stand es geradezu an der Spitze der deutschen Universitäten, das heißt des deutschen Geisteslebens. Mit Recht sagt daher der Verfasser des vorliegenden Buchs, daß culturgeschichtliche Züge aus dem damaligen Leben Göttingens ein Interesse haben, das über das blos örtliche hinausgeht. Eine Reihe von Mejer's Aufsätzen behandeln diese Glanzepoche Göttingens: es wird uns die alte göttinger Geselligkeit vorgeführt, die eine ziemlich beschränkte ist, und nur selten wirklich freiere Züge zeigt, übrigens auch durch obrigkeitliche Verfügungen stark gehemmt wird; es wird eine Geschichte der göttinger Studentenverbindungen gegeben, wobei wir klar erkennen, wie die studentische Freiheit gegenüber den jetzigen Zuständen eine sehr viel geringere war, wie man selbst gegen ganz harmlose Verbindungen polizeilich einschreitet, wie man

häufig alle Verbindungen untersagt; es wird endlich geredet von einem Censuredict der hannoverschen Regierung, daß alle Bücherpackete für Professoren und Studenten vom Postmeister vorher geöffnet und untersucht werden sollen, wogegen sowol Professoren wie Studenten protestiren, erstere indeß nur leise und zaghaft, mit ängstlicher Wahrung der Form, letztere viel entschiedener und beredter. Alle diese Aufsätze zeigen uns klar, wie man damals selbst in der leitenden deutschen Universität noch weit entfernt war von jener Freiheit der Auffassung und des Geistes, die man etwa in dem Kreise Friedrich's II. und dem von hier ausgehenden literarischen Wellenschlage Berlins trifft. Noch einmal zog Göttingen die Augen der gebildeten Welt auf sich, als jene Göttinger Sieben dem Rechtsbruche des Cumberländers gegenüber den Muth der That hatten. Eine Studie Mejer's zeigt, wie die gefeiertsten dieser Sieben, Dahlmann und Grimm, unbeschadet ihrer sonstigen großen Verdienste doch auch ihre schwache Seite hatten, wie sie sich nach echter Professorenart über die Frage nach den Talaren der Professoren mit deutscher Gründlichkeit und deutscher Erbitterung ereiferten. Ein weiterer Aufsatz gilt dem größten noch lebenden Zögling Göttingens, dem Fürsten-Reichskanzler, über dessen göttinger Aufenthalt actenmäßige Mittheilungen gemacht werden. Ferner wird ein kurzer Abriß über die Entwickelung der göttinger Universitätsverfassung gegeben, wobei es interessant ist, den Gegensatz von Selbstverwaltung und Staatsregierung zu verfolgen und zu sehen, wie ganz im Einklange mit der allgemeinen Tendenz einer Periode bald die eine, bald die andere überwiegt. Die letzte Skizze ist der Biographie des Professors der Kunstwissenschaft Unger gewidmet. In der Reihe der durchweg anziehenden und culturgeschichtlich werthvollen Aufsätze hätten wir die Studie über göttinger Studentenwohnungen gern vermißt, da es vom allerengsten örtlichen Interesse ist, zu erfahren, welche einigermaßen bekannten Persönlichkeiten in dem und dem Hause der Stadt gewohnt haben. Von dieser einen Skizze abgesehen, ist aber das Buch in der That eine wirkliche Bereicherung unserer Culturgeschichte.

3. Geschichte der deutschen Post von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Dem deutschen Volke erzählt und seinen Postbeamten gewidmet von B. E. Crole. Eisenach, Bacmeister. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein Buch, das vielerlei und viel Bemerkenswerthes bietet. Hat doch der Gegenstand selbst, den es behandelt, eine nicht geringe Bedeutung. Wenn auch das Postwesen eines Landes einerseits von dem jeweiligen volkswirthschaftlichen und culturellen Zustande abhängig ist, so wirkt es doch auch andererseits bestimmend und beeinflussend auf den letztern zurück, und es dürfte wenige Elemente geben, die für die fortschreitende wirthschaftliche Entwickelung von der Wichtigkeit wären, wie die Verkehrseinrichtungen im allgemeinen und das Postwesen im besondern. Diese Seite des Gegenstandes, die Stellung in dem großen Ganzen der deutschen Wirthschaftsgeschichte hat der Verfasser allerdings nicht behandelt; er hat seine Aufgabe enger gefaßt und nur die Einrichtungen bei der Post selbst behandelt; aber auch hier gibt es ja des Interessanten und Bedeutungsvollen genug. Auf keinem Gebiete vielleicht spiegelt sich das Unwesen früherer deutscher Zerrissenheit so wider wie bei der Post. Alle drei Elemente sind da vertreten, der engherzige Particularismus in den Landesposten der Kleinstaaten, die durch Oesterreich begünstigte falsche Centralisation in der Thurn- und Taxis'schen Post, die Unionsrichtung des nationalen Großstaats in der preußischen Post. Wie überall, so ist auch hier Preußen allen Nebenbuhlern stets um ein bedeutendes Stück voraus, und die drei Herrscher, denen überhaupt Preußen die Großmachtstellung verdankt, der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sind auch die Begründer der preußischen Post. Mit Recht wird daher von Crole zuerst und am ausführlichsten das preußische Postwesen behandelt. Weiter bietet er eine Geschichte der ehemaligen deutschen Reichspost des Hauses Thurn und Taxis, sowie eine Uebersicht über die Entwickelung des Postwesens in den deutschen Einzelstaaten. Es kommen dabei eine große Menge der interessantesten Dinge zur Sprache. Wer weiß z. B. heute noch, daß einst die Metzger das Postwesen besorgten, indem man ihnen, weil sie doch einmal Pferde hatten, die Briefe zur Beförderung übergab, woraus sich mit der Zeit ganz wohlorganisirte Metzgerposten herausbildeten, die sich vielfach bis ins 17. Jahrhundert erhielten? Oder wer vermuthet, daß das Institut der Feldpost bis in das Jahr 1716 zurückreicht? Oder wie viele erinnern sich noch, daß vor 1866 in Hamburg sieben verschiedene Postbehörden bestanden, von denen jede ihren besondern Competenzbezirk hatte, sodaß man bei Abgabe eines Briefs erst gründliche Studien zu machen hatte, welcher Postanstalt man ihn anvertrauen müsse? Weiter finden sich in diesen Abschnitten reichliche Mittheilungen über Beamtenorganisation, Gehälter, Briefmarken, Fahrpoststrecken, statistische Angaben über den Postverkehr u. dgl. Gern hätten wir gewünscht, daß die Darstellung durch einige Karten erläutert wäre, auf welchen sich die Fahrpoststrecken der verschiedenen Postsysteme in bestimmten Jahren eingetragen fänden, und die dann ein viel übersichtlicheres Bild der jeweiligen Fahrpoststrecken geben würden, als man aus den getrennten Angaben der Darstellung gewinnen kann. Mit diesen die Geschichte des eigentlichen Postwesens enthaltenden Partien ist aber der Inhalt des Crole'schen Buchs noch nicht erschöpft, es werden noch zwei Gegenstände behandelt, die mit der Post in etwas loserer Verbindung stehen, aber an sich ebenfalls fesselnd genug sind. Einmal wird allerlei Material geboten zu einer Geschichte des Briefgeheimnisses, das bekanntlich nicht einmal zu allen Zeiten in der preußischen Post, viel weniger noch in der österreichischen heilig gehalten wurde. Endlich wird in kurzer Uebersicht eine Geschichte der Entwickelung des deutschen

Zeitungswesens gegeben, weil dasselbe nicht nur in seiner ganzen Gestaltung durch die Post maßgebend beeinflußt wurde, sondern gewissermaßen auch von der Post seinen Ursprung nahm; waren doch die Postmeister die ersten Zeitungscorrespondenten und Zeitungsredacteure. Wegen seines mannichfaltigen und bemerkenswerthen Inhalts verdient Crole's Buch warmes Lob, ohne daß man die Schwächen desselben zu verschweigen braucht. Diese suchen wir nicht darin, daß der Verfasser nichts wesentlich Neues bot, denn das wollte er nicht und brauchte er auch nicht. Wohl gibt es eine Reihe guter Werke für die Geschichte der Post, aber theils sind dieselben schwer zugänglich, theils wenden sie sich direct an den Fachmann, sodaß es sich sicher der Mühe lohnte, das in ihnen aufgespeicherte Material für ein größeres Publikum benutzbar zu machen. Dagegen ist zu tadeln die recht ungeschickte Darstellung, der es an übersichtlicher Anordnung und an Klarheit der Ausführung gebricht, und die über der Fülle des Einzelnen manchmal die leitenden Fäden der Entwickelung aus den Augen verliert. Vor allem aber hätte uns der Verfasser die vielfachen Citate aus recht abgeschmackten sogenannten „humoristischen" Knittelversen ersparen sollen; eine um einen derartigen Preis erzielte Popularität muß ein vornehmer Schriftsteller zurückweisen. Wenn solche häßlichen Aeußerlichkeiten unser Wohlgefallen an dem schmackhaften Kerne nicht zu verringern vermögen, so ist das ein entschiedener Beweis für die Güte des letztern.

Walther Schultze.

Militärschriften.

1. Kriegserinnerungen eines Baiern als Freiwilliger im 1. württembergischen Jägerbataillon aus dem Jahre 1870/71. Von G. A. von Hößlin. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. 12. 1 M. 20 Pf.

Wie das in Nr. 38 d. Bl. besprochene Kriegstagebuch eines Ulanen waren auch die „Kriegserinnerungen eines Baiern" ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Ihr Verfasser, in Baiern als körperlich nicht zum Dienste tauglich genug befunden, trat, um bei der Vertheidigung des Vaterlandes nicht zurückbleiben zu müssen, in Würtemberg ein, wo er als tauglich galt; er wurde rasch ausgebildet und befand sich vom September an auf französischem Boden. An größern Gefechten hat weder seine Truppe, noch er persönlich activ theilnehmen können, und daher mag es kommen, daß die Erzählungen über Marschstrapazen, Quartier- und Nahrungsentbehrungen u. dgl. einen erheblich breitern Raum einnehmen, als ihnen zukommt. Kleine „Freiheiten", die sich der Freiwillige genommen hat, um jene Entbehrungen minder empfindlich zu machen, mögen damals ungeahndet geblieben sein; vielleicht wären sie besser verschwiegen worden, schon weil die jetzige stramme Disciplin der würtembergischen Truppen — der Verfasser des Schriftchens gehörte übrigens, wie noch bemerkt sein mag, nicht immer der geschlossenen Truppe an — eine etwaige Nachahmung derartiger „Freiheiten" wenig rathsam macht.

2. Erinnerungen aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 von einem Griechen in preußischen Diensten. Autorisirte Uebersetzung aus dem Griechischen von Hans Müller. (Universal-Bibliothek Nr. 2572.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 20 Pf.

Dieses Schriftchen ist für das große Publikum weit lesenswerther, als das eben besprochene. Sein Verfasser, ein Sohn des feinsinnigen und liebenswürdigen griechischen Gesandten in Berlin, A. Rh. Rangabé, hat seine Feldzugserlebnisse für seine Landsleute in neugriechischer Sprache geschildert. Vorwort und Einleitung der deutschen Uebersetzung geben kurz die Lebensschicksale des jungen Mannes, der, kurz vor Ausbruch des Kriegs nach Paris beurlaubt, sogleich unter die Heeresfahnen seines Adoptivvaterlandes zurückeilte und dessen Kämpfe mitkämpfte, aber schon zwei Jahre nach dem Friedensschlusse aus dem preußischen Heere scheiden mußte, weil die Kriegsstrapazen den Todeskeim in seine junge Brust gepflanzt hatten; ein früher Tod hat sodann die Absicht des jungen Offiziers, das von ihm in der preußischen Armee Erlernte im Dienste seines heimischen Heeres praktisch zu verwerthen, durchkreuzt, sodaß das Schicksal des griechischen Kämpfers für unsere deutsche Sache einer gewissen Tragik nicht entbehrt. Aber auch abgesehen von diesem rein persönlichen Interesse ist das Büchlein ein anziehendes: es berührt doch ganz eigenthümlich, einen jungen preußischen Soldaten seine Erlebnisse unter Reminiscenzen an Neu- und Altgriechenland schildern zu hören. Ein Berg bei Metz erinnert ihn an den Lykabettos bei Athen, „wenn man sich den Stein fortdenkt, den Athene auf ihn niederfallen ließ"; daß ihm im regnerischen Biwak Gott Morpheus, sonst der Freund der Armen, fernbleibt, erklärt er damit, daß diesem Athene, die Göttin der Gedanken, entgegengewirkt habe; die Franctireurs sind ihm häßliche Nachahmungen der griechischen Klephten; sein Wirth ist ihm sein Amphitryon (im Sinne des Molière'schen Lustspiels); ein Aufbruch während des kaum begonnenen Frühstücks erscheint ihm bitter, „da ja sogar die 300 Spartaner des Leonidas gefrühstückt" hätten. Daß sich auch bei allen soldatischen Eigenschaften des Verfassers und bei all seiner begeisterten Hingabe an den königlich preußischen Dienst das Empfindungsleben des Verfassers auf etwas andern Bahnen bewegt hat als das seiner gut norddeutschen Waffengenossen, erräth man mehr, als man es ausgesprochen liest.

Es sind die kleinen Kriegserlebnisse eines einzelnen Individuums in einem großen Völkerkampfe, die uns geschildert werden, allein ihrem Verfasser ist es, wennschon

ihm der Humor nicht fremd ist, Ernst mit der Sache gewesen, für die er focht, und deshalb lesen sich seine Aufzeichnungen gut.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Uebersetzer mehrfach von „Compagnie" und „Bataillon" spricht, wo es „Batterie" und „Abtheilung" heißen muß; Rangabé war nicht, wie in der Einleitung angegeben, im hannoverschen Fuß-, sondern im Feldregiment; ein hannoversches Festungs-Artillerieregiment war nicht vorhanden. Auch andere Fehler hätten, namentlich da es sich um eine Stereotypausgabe handelte, ausgemerzt werden sollen; so die Angabe über Münster am Stein, das an den Rheinstrom verlegt wird, die Schreibart bekannter Namen, wie von Woyna, Plappeville, Woippy; ferner hat es sich (S. 32) beim Geschützrichten wol nie um „Zahlen der Lünette" gehandelt, sondern um Zahlen des Quadranten oder Striche der Libelle.

Bemerkt sei endlich, daß die noch jüngst in mehrern Blättern in Abrede gestellte Erzählung, wonach der damalige Batteriechef Prinz Ludwig von Baiern mit einem preußischen Obersten ein dienstliches Gespräch geführt hat, dessen Verlauf beide Theile lediglich ehrt, auch von Rangabé gebracht wird.

3. Physiologie der Deutschen Armee von Sidney Whitman. Erweiterter Abdruck aus „Das kaiserliche Deutschland". Berlin, Ulrich. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Die Schrift hebt unter gleichzeitigem Hinblicken auf andere Armeen, namentlich die österreichische, französische und großbritannische, die dem deutschen Heere eigenthümlichen Vorzüge, Tapferkeit ohne eigentliche Kampfeslust, unbedingter, durch jahrzehntelange Friedensarbeit anerzogener Gehorsam, richtige, von der „Dirne öffentliche Meinung" unabhängige Wahl der Befehlshaber, Gründlichkeit in der Fürsorge für die Truppe und für deren Bedarf, hervor. Von irrthümlichen Auffassungen im einzelnen ist die Schrift nicht frei; General von Herwarth befehligte 1866 die Elbarmee, nicht „die Avantgarde", und daß „Moltke ihm 1870 trotz des wiederholt ausgesprochenen Wunsches des Königs ein gleiches Commando verweigert" habe, ist in dieser Form schwerlich richtig. Im ganzen entbehrt das Bild, welches der offenbar sehr deutschfreundliche Verfasser vom deutschen Heere entwirft, zu sehr der Schatten, um wahr zu sein, und deshalb wäre es fast gefährlich, wenn wir Deutsche uns das Urtheil des Verfassers aneigneten.

4. Irrthümer des Friedenssoldaten im Feld. Von C. Koettschau. Erstes Heft. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1889. Gr. 8. 2 M.

In einer ganz eigenthümlichen Form bespricht dieses höchst lesenswerthe Buch diejenigen Unterschiede zwischen Frieden und Krieg, die sich nicht sowol auf das Gefecht, als vielmehr auf die Lebens- und Auffassungsweise des Offiziers und des Soldaten beziehen. Das Buch behandelt in einer etwas langen, aber fesselnd geschriebenen „Einleitung" und elf Kapiteln von ungleicher Länge und Bedeutung die Wichtigkeit der Beibehaltung der straffen Friedensdienstformen für den Krieg, die bei einigen wenigen Individuen — es ist von deutschen Truppen die Rede — zu weit gehende, bei den meisten hingegen nicht weit genug gehende Aenderung der aus dem Frieden in den Krieg hinübergenommenen Rechtsbegriffe, den relativen Werth oder Unwerth der Freischaren, die Einflüsse der Witterung auf die Leistungsfähigkeit der Truppe und die Bekleidung und Ausrüstung von Offizieren und Mannschaften.

Manches von dem, was der Verfasser zur Begründung seiner Ansichten anführt, ist für diesen Zweck ein wenig „weit hergeholt", manches andere erscheint als eine nicht zureichende Begründung; manches endlich steht mit dem sonstigen Inhalte des Kapitels in einem zu lockern Zusammenhange. Alles aber ist in würdiger und durchdachter, zuweilen in geistreicher (nicht geistreichelnder) Form vorgetragen. Es sei hier nur auf die sehr beherzigenswerthen Ausführungen über die besondern Schwierigkeiten der Mobilmachung der Feldartillerie, über die Verkehrtheit der allzu großen Schonung des feindlichen Landes, über die Nothwendigkeit des Nachschubes von Bekleidungsgegenständen und über die Ueberschätzung des Werthes von „Reiten und Fahren" für die Artilleriewaffe hingewiesen; in Bezug auf letztern Punkt macht der Verfasser eine seine Schreibweise kennzeichnende Bemerkung, die, freilich aus ihrem Zusammenhange gerissen, hier Platz finden mag: „Man würde sich doch sicherlich wundern, wenn z. B. ein Schauspieler die Künste des Kutschers, welcher ihn zum Theater fährt, als einen entscheidenden Theil seines künstlerischen Könnens auffaßte, obgleich unter besondern Umständen auch bei ihm von der Geschicklichkeit des Kutschers, der Kraft und Schnelligkeit der Pferde die rechtzeitige Entfaltung seiner Thätigkeit abhängt."

Das Buch ist vielleicht in erster Linie für militärische Leser bestimmt, seine Lektüre ist aber einem größern Publikum zu empfehlen; es bringt z. B. über die zu frühen Heirathen in der Armee und das Kapitel der Offiziersheirathen überhaupt Betrachtungen, die auf allgemeine Beachtung Anspruch machen dürfen, wennschon man einzelnen von ihnen nicht wird beistimmen wollen. Auch die Kapitel über das „Rechtsbewußtsein im Kriege" und über die „Kälte" — letzteres namentlich durch seine im Auszuge wiedergegebenen, vom französischen Oberarzte René herrührenden Schilderungen jenes entsetzlichen Rückzugs von 1812 — werden jeden gebildeten Leser interessiren.

5. Die politische und militärische Bedeutung des Kaukasus. Von Otto Wachs. Berlin, Wilhelmi. 1889. 8. 1 M.

Der durch frühere Schriften, namentlich „Die Weltstellung Englands" und „Der Kampf um Konstantinopel", im In- und Auslande rühmlichst bekannte Verfasser beleuchtet in dieser seiner neuesten Veröffentlichung die un-

gemeine Bedeutung und Gunst der politischen und strategischen Lage, in welcher sich die Russen an der Grenzscheide von Europa und Asien befinden, seit sie den Kaukasus erobert und seine Bewohner — mohammedanische und christliche — zu getreuen Unterthanen des weißen Zaren gemacht haben. Der Kaukasus, in den letzten Jahrzehnten stark befestigt, aber auch wegsam gemacht, erscheint dem Verfasser als eine ungemein starke Vertheidigungsstellung bei einem Kampfe in Centralasien und als ein allzeit offenes Ausfallsthor gegen Kleinasien. Der Verfasser erkennt selbst an, daß unter den bisjetzt unter Rußlands Macht gebrachten Völkerschaften Centralasiens Rußland eine civilisatorische Aufgabe erfüllt hat und noch erfüllt — es sei nur an die Transkaspibahn und an die geplante großartige Kanalverbindung zwischen dem Amu Darja und dem Kaspischen Meere erinnert —, aber er warnt in der ihm eigenthümlichen beredten, ja glänzenden Darstellungsart vor den Folgen der gewaltigen und übermächtig werdenden Fortschritte, welche russische Eroberungslust und zähe Thatkraft seit der Besitznahme des Kaukasus bewirkt haben und noch bewirken.

Victor Kurs.

Feuilleton.

Von Robert Hamerling's vollkommenster Dichtung, „Der König von Sion", ist eben das erste Heft einer lange vorbereiteten wahrhaften Prachtausgabe durch die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg erschienen. In schöner typographischer Ausstattung in drei Farben auf ausgezeichnetem Papier in Folio, mit geschmackvollen Kopf- und Randleisten, Initialen, Text- und Vollbildern von der Hand Adalbert von Roeßler's und Hermann Dietrichs' verspricht das Werk in der That ganz vorzüglich zu werden. Der Dichter selbst soll den Zeichnungen der Künstler noch seine volle Anerkennung gezollt haben. Von den vorliegenden großen Bildern bringt das erste die Scene im Rathskeller, zu Anfang des zweiten Gesangs, wo der Mönch der Tischrunde die Zeichen der Zeit deutet und vom lutherischen Prediger in seiner Strafrede unterbrochen wird — ein Bild packendsten Lebens. Ein zweites vergegenwärtigt die Bücherverbrennung durch den Propheten von Harlem und das Dazwischentreten des Jünglings von Leiden. Das dritte zeichnet die Abwehr des Sturms der bischöflichen Söldner auf die Mauern von Münster. Die Textbilder veranschaulichen Jan's verhängnißvollen Gang durch den Wald „Die Davert". Der Fortgang des Unternehmens ist mit Theilnahme zu verfolgen und wir wollen uns freuen, wenn es den Künstlern gelungen, die prächtigen Gemälde, die der große Dichter vor unserm Geistesauge entstehen läßt, auch nur einigermaßen zu versinnlichen. Die Ausgabe ist auf etwa 35 Lieferungen zu 2 M. angelegt.

— Für die nahende Weihnachtsbescherung sammelt sich bereits reichlich geeignetes Material an Jugendschriften in festlicher Gewandung. Für junge Mädchen liegt vor von Frau Johanna Spyri: „Was aus ihr geworden ist" (Gotha, F. A. Perthes). Es ist dies eine Ergänzung der letzten Erzählung der mit Recht beliebten Schriftstellerin: „Was soll denn aus ihr werden?" — Ein anderes Buch, demselben Leserkreise gewidmet, ist „Reseda" von E. Halden (Erlangen, Palm u. Enke), das den Werth anspruchsloser, durch Gemüthstiefe verschönerter Häuslichkeit feiert. — Der Knabenwelt von acht bis zwölf Jahren hat der bekannte Verfasser der „Deutschen Heldensagen", Gotthold Klee, dargebracht: „Hausmärchen aus Altgriechenland. Deutschen Kindern wiedererzählt" (Gütersloh, Bertelsmann). Der rothe Kattunband (3 M. 60 Pf.) zeigt Hektor mit Astyanax auf dem Arm; sechs Holzschnitte zieren das Buch. Sein Titel erscheint berechtigt; denn es ist dem Verfasser gelungen, „in der schlichten und harmlosen Weise des Volksmärchens zu schreiben, um die köstlichen Erzählungen, die sicherlich in Hellas von Müttern und Großmüttern ihren Kindern und Enkeln am häuslichen Herde erzählt wurden, unsern Kindern recht vertraut und behaglich zu machen". Hervorzuheben ist das weise Maßhalten in der Mittheilung von Namen und leicht verwirrenden Nebenumständen. Das Buch verdient warme Empfehlung.

— Von der „Illustrirten Hausbibel" im Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin, die zum letzten Jahresschlusse vollendet wurde, erscheint gegenwärtig die zweite unveränderte Auflage. Sie wird in sechs Abtheilungen zu 3 M. ausgegeben, deren erste uns vorliegt. Diese Bilderbibel unterscheidet sich von andern vorhandenen und jetzt im Werke befindlichen Bilderbibeln dadurch, daß sie nicht ein künstlerisches Prachtwerk sein, „nicht künstlerisch anregen, nicht unterhalten, sondern belehren und veranschaulichen will". In schlichter Gestalt, in mäßigem Quartformat, bei gutem Druck bringt sie eine mächtige Fülle von Karten, Plänen, von bildlichen Darstellungen über Thiere, Pflanzen, von Gebäuden und Denkmälern der verschiedensten Art, von Götterbildern, von Menschen in ihren verschiedensten Hantierungen und Berufen, von Hausgeräth, von Schiffen und Waffen, von Darstellungen der Volkssitten und Gebräuche, von Münzen — kurz von allem, was dem Leser zu wissen wünschenswerth ist und was ihn in Stand setzt, die Geschichte des Volkes Israel und derjenigen Völker zu verstehen, zu begreifen und zu würdigen, die zu demselben in irgendwelche nähere Beziehung getreten sind. Da die wissenschaftliche Ausbeute des heiligen Landes in Bezug auf Ausgrabungen u. s. w. gering ist, so lag es nahe, dasjenige eingehend heranzuziehen, was die Assyrier und Babylonier, die Römer und die Aegypter zu liefern vermögen; und hier muß mit hohem Lobe anerkannt werden, daß auch die allerneuesten Forschungen benutzt sind und daß die landschaftlichen wie die übrigen bildlichen Darstellungen als vorzüglich anerkannt werden müssen. Für den gläubigen Bibelleser werden diese Abbildungen besonders unter dem Gesichtspunkte wichtig, daß sie ebenso wie die geschichtlichen Denkmäler von der Wahrhaftigkeit der Schrift Zeugniß ablegen, indem sie zeigen, wie alles in der Bibel Beschriebene und Vorausgesetzte so genau mit dem, was thatsächlich war und ist, übereinstimmt. Von besonderm Werthe ist das Werk auch für die Lehrer, weil es nicht nur vielen, sondern auch zuverlässigen Stoff für sachgemäße Belehrung bietet. In dieser Beziehung hat es bisjetzt gerade bei der heiligen Geschichte immer noch an dem wesentlichsten gefehlt: an dem realen Boden. Das Bedürfniß ist auch in frühern Zeiten, im 17. und 18. Jahrhundert rege gewesen, und es fehlt nicht an Bibelwerken, die demselben nach den Kenntnissen und Anschauungen ihrer Zeit entgegengekommen sind; aber sie sind eben veraltet und locken uns heute bei ihrer Betrachtung oft ein Lächeln ab. Die ausgedehnten Ergebnisse der geographisch-geschichtlichen und archäologischen Wissenschaften für die Bibelkunde lassen Pfeilstücker's „Illustrirte Hausbibel" als ein zeitgemäßes verdienstliches Werk bezeichnen.

— Vor zwei Jahren erst erfuhren Ferdinand Schifkorn's „Culturbilder aus dem Osten" an dieser Stelle (vgl. d. Bl. f. 1887, S. 824) eingehende Würdigung und verdiente Anerkennung. Wie

weitgreifend solche geworden, bezeugt die gegenwärtig im Verlage von H. Minden in Dresden erschienene zweite Auflage der trefflichen Schilderungen aus dem Magyaren- und Rumänenleben unlängst vergangener Jahre und Jahrzehnte. Zu den anziehendsten Bildern möchten wir außer den früher genannten noch „Patriarchalische Justiz" und „Der Csikos" zählen.

— Ebenfalls in zweiter Auflage, fünf Jahre nach dem ersten Erscheinen, hat der Verlag von Herder in Freiburg i. Br. das tüchtige Buch von Dr. Friedrich Kayser: „Aegypten einst und jetzt" herausgegeben. Mit einem Titelblatt in Farbendruck: einer Reliefmalerei aus dem Rameseum, mit 118 Illustrationen im Texte, 17 Tonbildern zeigt es hinsichtlich seines Bilderschmucks wie in seinem Inhalte die unermüdlich bessernde und erweiternde Hand des Verfassers und des Verlegers. Die reiche neueste Literatur ist überall zu Rathe gezogen, manche früher ausgesprochene Ansicht berichtigt, namentlich in den chronologischen Angaben äußerste Vorsicht beobachtet worden. Neu hinzugefügt sind der Versuch einer chronologischen Uebersicht der Geschichte Aegyptens, ein Literaturverzeichniß und ein Sachregister. Das in gemeinverständlicher Sprache geschriebene Buch, welches einen Theil der „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" bildet, ist auch im Einzelverkaufe zum gleichen Preise von 5 M. zu haben und wird sicherlich in seiner verjüngten Gestalt neue Freunde finden.

— Zum vierten male tritt in sorgfältig überarbeiteter Auflage das Lebens- und Charakterbild einer edeln deutschen Frau vor das deutsche Publikum, besonders vor die deutsche Frauenwelt: „Karoline Perthes geb. Claudius", die Tochter des „Wandsbecker Boten", die hochsinnige Gattin von Friedrich Perthes, konnte erst gezeichnet werden, als die umfassende Biographie ihres Gatten durch den Sohn geschrieben worden war. Da schälte M. G. W. Brandt ihre Silhouette gleichsam aus dem Familienleben heraus, vermochte aber dann durch die Verwerthung eines reichen Briefwechsels seine Zeichnung zum Vollbilde zu gestalten, als welches das Buch, jetzt wieder durch manchen Zug bereichert, vorliegt. Wie die Verlagshandlung von F. A. Perthes in Gotha schon die dritte Auflage mit dem Bildnisse und der Handschrift der Stammmutter des Hauses schmückte, so ist diese jüngste Ausgabe mit einem Weihnachtsbilde bedacht, das den heiligen Christabend 1796 in der Jacobi'schen Familie zu Wandsbeck darstellt und auf das schöne Buch als eine herzliche Festgabe des Gatten an die Gattin hinweist.

Von Isolde Kurz, der Tochter des Dichters Hermann Kurz, die jüngst mit ihren Gedichten so großen Erfolg errungen, erscheinen noch vor Weihnachten bei Göschen in Stuttgart „Florentiner Novellen", die im Florenz des 14. Jahrhunderts spielen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue internationale" vom 25. September sagt über die Schrift Richard Hamel's: „Die reactionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung" (Halle, Tausch u. Grosse, 1889): „Die geistreichen und interessanten Forschungen haben den Verfasser zu der Ueberzeugung gebracht, welche «in Deutschland und anderwärts von einer großen Zahl bedeutender Männer getheilt wird», daß die Sprache des Volapük verhüllt und zu den unausführbaren, ja nicht einmal wünschenswerthen Utopien gehört, von welchen die Menschheit in regelmäßigen Zwischenräumen heimgesucht wird."

Dieselbe Zeitschrift vom 10. October beginnt mit der Uebersetzung von Alfred Friedmann's „Zwei Ehen", die in Nr. 5 d. Bl. f. 1888 Besprechung gefunden. Wie wir erfahren, wird das Buch auch von Fratelli Treves in Mailand in italienischer Uebersetzung verlegt.

— In „The Athenaeum" vom 7. September heißt es von dem Werke Maximilian Mayer's: „Die Giganten und Titanen in der antiken Sage und Kunst" (Berlin, Weidmann): „Das ist eins der Bücher, welches gegenwärtig nur ein Deutscher schreiben konnte.... Die andern Völker können dafür dankbar sein, daß es geschrieben wurde, obgleich wol nur ein Deutscher es mit der emsigen Gründlichkeit lesen wird, welche dem Verfasser genügt. Andere werden vermuthlich bald abgeschreckt werden, denn nur ganz dürftig wird dem Leser die Hülfe der Kapitelüberschriften und Inhaltsangaben zutheil.... So weit geht des Verfassers geradezu nationale (!) Unkenntniß des Werthes logisch eingetheilter Abschnitte, daß sich in der That nichts Derartiges finden dürfte. Ein Drittel des Buchs — vielen wird dies der anziehendste und nützlichste Theil erscheinen — umfaßt eine beispiellos vollständige Aufzählung und Beschreibung der in wunderbarer Mannichfaltigkeit vorhandenen Kunstwerke: Gefäße, Malereien, Sculpturen, Gemmen und Münzen (erhaltenen oder beschriebenen), welche die einstige Volksthümlichkeit der Gigantomachie bezeugen. In dieser Beziehung und auch wegen der erschöpfenden Anführung bildlicher Stellen aus dem gesammten Gebiete der alten Literatur wird das Werk den Forschern in griechischer Kunst und Archäologie von großem Nutzen sein."

Bibliographie.

Aderholdt, A., Harz-Balladen. Nordhausen, Haacke. 8. 1 M.

Bleibtreu, K., Cromwell bei Marston Moor. Ein Schlachtbild. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

— — Ein Faust der That. Tragödie. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Bolanden, C. v., Wambold. Historischer Roman. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 7 M. 50 Pf.

Boettcher, F., Ora et labora! Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 5 M.

Conrady, E. v., Das Leben des Grafen August von Werder, königlich preußischen Generals der Infanterie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Dillmann, C., Die Mathematik, die Fackelträgerin einer neuen Zeit. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 3 M.

Fulda, A., Die Kikhäusersage. Rede. Nach dem von dem Verfasser hinterlassenen Manuskripte mit 1 Karte und Anmerkungen herausgegeben von J. Schmidt und E. Gnau. Sangerhausen, Franke. Gr. 8. 1 M. 5 Pf.

Grunert, C., Ihr seid geschieden! Schauspiel. Naumburg, Schmidt. 8. 60 Pf.

Henne am Rhyn, O., Die Jesuiten, deren Geschichte, Verfassung, Moral, Politik, Religion und Wissenschaft. Leipzig, Ziegenhirt. 8. 1 M. 50 Pf.

Hentschel, W., Ein naturphilosophisches Problem. Leipzig, Th. Fritsch. Gr. 8. 60 Pf.

Kerstan, Sapere aude! (Wage es, weise zu sein.) Roman. 3 Bde. Berlin, Deubner. 1890. Gr. 8. 10 M.

Lesimple, A., Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad". Dresden, Pierson. 1890. 8. 50 Pf.

Lütken, O., Offenes Sendschreiben an den Kaiserlich deutschen Contre-Admiral a. D. B. v. Werner. Kopenhagen, Höst u. Sohn. 8. 50 Pf.

Manché, Die brandenburgisch-preußische Reiterei seit der Zeit des großen Kurfürsten. Rathenow, Babenzien. Gr. 8. 4 M.

Marées, L. de, Geistliche Lieder. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang. Halle a. S., Mühlmann. 1890. 8. 3 M.

Nehrling, H., Die Nord-Amerikanische Vogelwelt. Unter künstlerischer Mitwirkung von R. Ridgway am Smithsonian Institute in Washington, A. Goerling in Leipzig und G. Muetzel in Berlin. 1stes Heft. (Milwaukee, Wis., G. Brumder.) Leipzig, Brockhaus. 4. 4 M.

Oechelhaeuser, W., Soziale Tagesfragen. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 M.

Parseval, A. v., Die Mechanik des Vogelflugs. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 5 M.

Pederzani-Weber, J., Die verlorene Tochter. Eine Erzählung aus dem Leben einer kleinen Stadt. Mit Original-Zeichnungen von Thekla Brauer. Leipzig, Spamer. 1890. 8. 2 M.

Sonntags-Freude. Eine Sammlung volksthümlicher Dichtungen, herausgegeben von M. B. Köln, Neubner. 8. 3 M.

Spielberg O., Die Grundsätze des natürlichen Menschen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 20 Pf.

Springer, A., Der Bilderschmuck in den Sacramentarien des frühen Mittelalters. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 2 M.

Steen, A., Ein Familiengeheimniß. Dem Englischen nacherzählt. Bevorwortet von T. Hoppe. Hermannsburg in H., Missionshausdruckerei. 8. 1 M. 60 Pf.

Wolff, G., Zum Gedächtniß Kaiser Friedrichs. Vier Gedichte. Velten, G. Wolff. Fol. 50 Pf.

Zur Erinnerung an Georg von Niethammer, Major und Bataillonskommandeur im Infanterie-Regiment Kaiser Friedrich König von Preußen (Württembergisches) Nr. 125. Tübingen, Fues. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Ein vortreffliches Geschenkbuch höherer Art.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Griechische Frühlingstage

von

Ed. Engel.

Ein Band. Groß 8. broch. 7 M., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

Das Werk ist keine Sammlung oberflächlicher Reisebriefe, sondern eine selbstständige Darstellung von Land und Leuten des **neuen** Griechenland in fesselndster Form, oft mehr wie **eine spannende Erzählung,** dann wie eine Schilderung sich lesend. Bei dem durch die letzten **Vermählungsfeierlichkeiten** neu erregten **Interesse an Griechenland,** wird dieses Werk über die **Kulturzustände** des immer noch recht unbekannten Landes in die weitesten Kreise Aufklärung bringen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

KYRENE

eine altgriechische Göttin.

Archäologische und mythologische Untersuchungen

von

Franz Studniczka,

a. o. Professor der Universität in Freiburg i. B.

Mit 38 Abbildungen. 8. Geh. 9 M.

Ein nicht nur für Archäologen, sondern auch für Historiker werthvoller Beitrag zur Aufhellung der Anfänge griechischer Geschichte, da der Verfasser im Anschluss an seine wichtigen Untersuchungen über die Sagengestalt der Nymphe Kyrene und an die eingehende Betrachtung der Gründungssage der Stadt Kyrene Gesichtspunkte für die Behandlung verwandter Sagenbildungen aufstellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den 12. Band der „Gesammelten Werke" von Moriz Carriere.)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werthe sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Altspanisches Lesebuch

mit Grammatik und Glossar

von

Dr. Adolf Keller,

Professor am Colegio del Porvenir in Madrid.

8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Ein Leitfaden zur Einführung in das Altspanische, durch eine die bedeutendsten altspanischen Dialekte behandelnde Grammatik und ein Glossar vermehrt, auch beim Studium der mittelalterlichen Literatur Spaniens zu benutzen. Die Lesestücke sind theilweise nur schwer zugänglichen Texten des 12. bis 14. Jahrhunderts entnommen.

Eine ältere geb. Dame, der franz. u. engl. Sprache mächtig in Wort u. Schrift, welche auch gediegenen Klavierunterricht geben kann, sucht einen pass. Wirkungskreis. Sie würde sich auch eventuell an einem Pensionat oder feinen Logirhaus im In- oder Ausland beteiligen, oder solches übernehmen. Gefl. Off. unt. **U. 2013** an **Rudolf Mosse, Köln.**

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann,

Uhren-Fabrik [7218

Leipzig, Königsplatz 6.

Taschentücher

Schutzm.

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram

Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.

Reines Leinen garantirt.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Illustr. Preislisten gratis! Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

DEC 11 1889

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 21. November 1889.

Inhalt: Die Widersprüche der Kritik. Von Karl Bleibtreu. — Bulthaupt's Dramaturgie der Classiker. Von Heinrich Löbner. — Bücher aus Oesterreich. Von Theodor von Sosnosky. — Deutsch-österreichische Dialektdichtungen. Von Anton Schlossar. — Zur bildenden Kunst der Gegenwart. Von Gustav Portig. — Zur Geschichte des Elsaß. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Widersprüche der Kritik.

In Nr. 12 d. Bl. hat Emil Mauerhof eine Charakteristik meiner dichterischen und menschlichen Persönlichkeit geliefert, welche mir erst jetzt, weil ich seit Januar im Auslande weilte, in die Hände fiel. Mir wurde der Artikel von allen Seiten wie eine Art gehässigen Attentats dargestellt, und Mauerhof, meine Freunde wie meine Feinde durch seine Wahrhaftigkeit in gleicher Weise erbitternd, fand wol nur einen verständnißvollen Leser: mich selbst! Mauerhof gesteht am Schlusse, es sei zweifellos, daß ich selbst noch eine weit genauere Auskunft über mich zu geben vermöge, wenn er auch glaube, der Wahrheit im wesentlichen nahe gekommen zu sein. Hierin liegt eine Aufforderung, ja Herausforderung, und solcher zu entsprechen sei mir Ehrenpflicht.

Mit erstaunlichem Scharfsinne hat Mauerhof mehrere Dinge aus meinem Innern herausdivinirt, welche jedem andern verschlossen sein mußten, so z. B. die „vernichtendste Kritik", welche ich im geheimen an meinen Werken übe, das unbefriedigte Verwerfen derselben, um immer weiter zu stürmen. Damit hat es seine Richtigkeit. Da Mauerhof mir einst brieflich bescheinigte, er halte gerade meine kritische Befähigung für ohnegleichen, so glaube ich allerdings ein abschließendes Urtheil über meine Fehler und Vorzüge nur meiner eigenen Selbstkritik zusprechen zu dürfen. Denn diese baut sich auf der Erkenntniß auf, daß alle Poesie weit hinter dem höchsten Kunstideal zurückbleibt, welches in Shakespeare allein sich offenbarte. Andererseits aber bewahrt mich meine historisch-analytische Betrachtung der Dinge vor der abstracten und in diesem Sinne unreifen Einseitigkeit der Mauerhof'schen Kunstauffassung. Ich schätze diesen Aesthetiker sehr hoch und spüre sogar in ihm einen verwandten Geist, wenn er mit schöner Beredsamkeit das Leid und die Leidenschaft als alleinigen Urquell echten Dichterthums klarlegt. Allein wozu abstracte Maßstabanlegung führt, zeigt seine völlige Verdammung Schiller's und Heine's.

Wenn ich auf die maßlosen Ausfälle Mauerhof's betreffs meiner Ausnutzung der „realistischen" Bewegung und des „Magazin" zu persönlichen Zwecken eingehe, so thue ich dies nur zu Nutz und Frommen einer künftigen inductiven Literarhistorie, als nothwendige Beigabe und Aufklärung zur literarischen Zeitgeschichte. In sämmtlichen Broschüren und Artikeln über die realistische Schule herrscht eine schmähliche Begriffsverwirrung sowol im stets untereinander sich widersprechenden Urtheile über die einzelnen Mitglieder dieser Tafelrunde, als auch in chronologischen Daten. Ich möchte trocken feststellen: 1) Alle meine Werke, seit meinem unbeholfenen Erstlingsversuche eines realistisch gestimmten Versepos 1878, gehören zum „Realismus", aber ganz und gar nicht zur „Realistischen Schule". Selbst meine Novellen „Schlechte Gesellschaft" und mein Roman „Größenwahn" entfernen sich weit von der eigentlichen Kunstdoctrin der Zola, Ibsen und ihrer Nachahmer. 2) Ich war lange zuvor „bekannt", ehe man von jener „Schule" auch nur zu träumen wagte. 3) Ich verdanke weder den „Jüngstdeutschen" oder „Realisten", noch meiner Leitung des „Magazin" die geringste Förderung. 4) Im Gegentheile, wenn man blos die materiell-praktische Seite berücksichtigt, bin ich gerade durch das Aufkommen dieser „Schule" auf das empfindlichste geschädigt worden. Denn ich hatte zehn Werke verschiedensten Inhalts veröffentlicht, welche sämmtlich von der Kritik als etwas nicht Gewöhnliches begrüßt wurden, auch in diesen „Blättern", ehe von den heute „berühmten" Realisten (selbst von Heiberg, der erst 1885 in weitere Kreise drang) jemand sprach. Die merkliche Abkühlung vieler mir sehr wohlwollenden Organe

stammt hauptsächlich aus der Verwirrung her, welche mein selbstloses Eintreten für andere verursachte, mit deren von mir neugeschaffenen „Namen" man nun mich selbst blindlings in einen Topf warf. Von 1883 bis 1885 war meine literarische Stellung eine weit glänzendere, gesichertere, und über Erfolglosigkeit im größern Publikum, welche Mauerhof mir zuschreibt, habe ich früher nie zu klagen gehabt. Der größte Theil jener Zeitungen und jener Kritiker, der mich heute todtschweigt oder verfolgt, beehrte mich vordem mit warmer Gunst. Den Vorwurf des „begehrlichsten", ja des „grenzenlosen" Egoismus muß ich durchaus ablehnen, da meine Selbstsucht sich von derjenigen der meisten Literaten immer noch durch ein gewisses Wohlwollen gegen andere unterscheidet.

Begründeter scheint zweifellos der Vorwurf eitler Selbstverherrlichung, den ich nicht von mir abwälzen kann, es auch gar nicht will. Denn dies grimme laute Selbstkündigen bildet nur die gerechte Gegenwirkung wider die niederträchtige Todtschweigetaktik. Daher sollte Mauerhof die Entschuldigungen, welche er für mein maßloses Auftreten in dem herrschenden Elend findet, ohne Einschränkung als vollgültig erkannt haben. Und wenn er findet, daß all meine Leistungen meiner „erstaunlichen Begabung" unwürdig seien, so bestreite ich zuvörderst, daß er von meinen 37 Bänden auch nur ein Zehntel gelesen hat, vielmehr nur meine Dramen und literarhistorischen Arbeiten. Diese aber sind doch gerade in diesen „Blättern" mit Auszeichnung besprochen worden, und Mauerhof selbst versteigt sich dazu, mich für den einzigen „halbwegs" wirklichen Dramatiker der Gegenwart zu erklären. Wo aber findet sich denn in der gesammten Literaturgeschichte ein Dichter, der vor seinem dreißigsten Jahre „wohlüberlegte Meisterwerke" geliefert hätte, es sei denn Shakespeare's „Romeo und Julia" ausgenommen? Nun hat aber Mauerhof sogar ein Uebriges gethan, indem er mich mit Byron und Napoleon vergleicht, „mit den Allerersten des In- und Auslandes". Er nennt mich „tiefer" als den erstern, er paart mich letzterm an „gewaltthätigem Drange sich geltend zu machen" und aufgezwungener „Hinneigung zum Humbug". In der That, aufgezwungener — denn wie würde der „Humbug" wol sonst mit meiner von Mauerhof so energisch erkannten „Wahrhaftigkeit" und Offenheit sich zusammenreimen? Worin zeigte sich denn mein gewaltthätiger Drang, der bei so Zahllosen in roher Streberei hervortritt? Doch nur in der Selbstverherrlichung, welche durch meine „dummen und böswilligen Widersacher", wie Mauerhof sie so richtig nennt, erklärt wird. Dieselbe ging aber nie so weit, wie jener ausdrücklich behauptet, und er könnte nicht einen einzigen Beweis dafür erbringen, daß ich mich für ein „ganz unvergleichliches Genie, wenn auch vielleicht nicht das größte aller Zeiten, so doch zum wenigsten das in deutscher Zunge herrlichste" ausgab. Wenn ich die unbedingte Goethe-Pfafferei, über welche der große Dichter selbst recht ungehalten sein möchte, da sie aus Unverständniß seiner eigensten Gesinnung und aus streberhaftem Neide gegen die zeitgenössische Production entspringt, nicht zu theilen vermag, so mindert dies doch nicht meine Verehrung für ihn. Nie habe ich ferner mich selbst mit dem Dichter des „Don Juan" und „Kain" zu vergleichen gewagt, wie Mauerhof dies in gewissem Sinne ganz unbefangen thut, nie anders als mit Bewunderung zu dem Genie eines Napoleon hinaufgeschaut, neben welchem mich auch nur gleichnißweise wie Mauerhof zu nennen eine Vermessenheit wäre. Meine Anbetung für Shakespeare vollends kennt keine Grenzen. Nun erkläre mir aber Mauerhof diesen Widerspruch: er stellt mich höher, als ich selber trotz meiner „scheinbaren Selbstvergötterung" dies je that, und dabei glaubt er zu wissen, daß ich selbst „niemals so recht" an meine Mission glaubte? Besäße ich Byron's Genie, wie er mir zuschiebt*), so wären meine „anmaßlichen Ansprüche auf königliche Ehren im Reiche der Poesie" ja völlig berechtigt! Zumal in einer Zeit, wo jedes hübsche Talent als „Meister" inbrünstig gefeiert, ein Ibsen, über den Mauerhof so hart abspricht, als Rivale Shakespeare's von einer Schar Unglücklicher angebetet wird!

Ich darf diese natürliche Logik nicht weiter verfolgen, sondern erhebe nur nochmals Einspruch dagegen, daß man mir eine Selbstüberschätzung unterschiebe, wie ich sie nie gekannt. So verräth denn Mauerhof's ausgiebige Charakteristik ein bedenkliches Schwanken und krankt an innern Widersprüchen. Bedenke dieser „wahrhaft Einsichtige", dem ich auch als Gegner mit Achtung lausche, doch den bestimmenden Einfluß unserer trostlosen Zustände! Er legt das Hauptgewicht auf meine dramatische Wirksamkeit, und mit Recht. Das höchste Dichterische ist das Tragische, und das Tragische kann sich rein und voll nur in Form der Tragödie darstellen. Dieser Form strebte von Jugend an mein literarischer Ehrgeiz zu und nur „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe" habe ich mich dem erzählenden Genre zugewandt, zumal ich nur das Drama für eine „absolute" echte Kunstform halte, nicht den Roman. Buchdramen aber, auf Kosten der Verfasser gedruckt, liegen heute unbeachtet umher, und auf die Gunst eines Theaterdirectors zu hoffen, scheint jedem Kundigen müßig.**) Als die zwei neuen berliner Theater gegründet wurden, wagte ein berliner Tageblattkritiker die höhnische Andeutung: alle irgendwie möglichen Producte würden jetzt gewiß sofort aufgeführt werden! „Es genügt die Erfüllung einer einzigen Bedingung, um euer Werk mit Gewißheit (!) auf die Breter zu bringen: daß es nicht gar zu schlecht sei! Allzu große Ansprüche werden ja nicht gestellt, aber ein gewisses Minimalmaß muß doch erreicht werden." Wie rührend schön gesagt! „Das Gebiet der historischen

*) Mauerhof drückt dies doch nicht so bestimmt aus. Er sagt, daß „beide in allen Hauptzügen die völlig gleichen sind". Die Gleichheit zweier Persönlichkeiten wird aber unsers Erachtens nicht nur durch den Besitz gleicher Eigenschaften bedingt, sondern auch noch durch das gleiche Verhältniß, in welchem diese Eigenschaften zueinander in jeder Persönlichkeit stehen. Wie Mauerhof darüber denkt, hat er wenigstens verschwiegen. D. Red.

**) Jetzt endlich geht Ende dieses Jahres mein Drama „Schicksal" (erste Form 1885) auf einer größern Provinzbühne in Scene.

Jambentragödie ist der Tummelplatz für das talentlose Epigonenthum geworden" — vollkommen einverstanden; „die neue Zeit verlangt nach einer neuen Form". Steht sie aber vor euch, die neue Form, so erkennt ihr sie nicht. Im „Münchener Theaterjournal" urtheilt der feinsinnige Dr. Plöhn: „Es ist eine Unmöglichkeit, an Bleibtreu mit den Begriffen der alten Schulästhetik heranzutreten.... Es ist der Kampf heißer tiefer Weltanschauungen, den seine Dramen vorführen — Welten im Kampfe auf Leben und Tod gegeneinander.... Wenn je, so ist auf Bleibtreu's Dramen Schiller's Wort anwendbar vom «großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wie es den Menschen zermalmt». Nur bedeutet hier der Mensch eine ganze Generation, eine Epoche. Charakterstück, Culturspiel könnte man sie nennen. Dennoch im Rahmen des echten vollwirkenden Bühnenbildes gehalten, fügen sie sich in Raum und Zeit ganz den Ansprüchen des Theaters und widersprechen in nichts den Ansprüchen der maßgebenden Technik. Fünf Acte ohne Verwandlung mit einfacher Scenerie, nur von Volksmassen durchwogt, bedürfen sie nichts weiter als congeniale Interpreten des imperatorischen Bühnendichters."

Hierin eben liegt das „Neue" über unser aller ewigen Meister hinaus, welches Shakespeare vermöge des Bildungsgrades seiner Zeit nicht erfassen konnte: die Darstellung der Geschichte oder der socialen Gegenwart in ganzer Breite und Fülle, von einheitlicher Idee reich bewegt, aber nicht an kleinlicher Einzelhandlung klebend; statt eines herausgeschälten „Helden" mit entsprechendem Liebesconflict die Vorführung der unpersönlichen Massenmächte der modernen Gesellschaft. Für meine oben formulirten Absichten werden allgemein nicht „Harold", „Seine Tochter", „Schicksal", welche Mauerhof hervorhebt, als maßgebend angenommen, sondern „Weltgericht" und neuerdings „Ein Faust der That". Wol möglich, daß ich in dieser Beziehung nichts als ein Vorläufer und Marlowe eines kommenden Shakespeare bin — bisher hat sich dieser „Shakespeare" nur gezeigt in dem kraftvollen, doch jeder Eigenart entbehrenden Epigonen Wildenbruch, welchen Mauerhof ja völlig verdammt, und dem psychologischen Tiftler Ibsen. Zu letzterm setzt mich freilich die realistische Kunstdoctrin in Gegensatz, indem sie mir die Gründung eines symbolischen Dramas unterschiebt. So erklärt Edgar Steiger, ich vereinte alle Eigenschaften, die den großen Dramatiker machen, vernichtete aber die ganze Wirkung durch die subjectiv-lyrische Symbolik, welche ich mit der Handlung verquickte. Als Beweis dafür gilt, was die Helden am Schlusse vor letztem Fallen des Vorhangs äußern! Dieser zusammenfassende Epilog (dem Schlußchore der antiken Tragödie vergleichbar) wird von mir stets nur jenen Personen in den Mund gelegt, welche vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit wol fähig scheinen, die Moral des Ganzen zu verkünden. Was Steiger an Ibsen vermißt, das unbefriedigt lassende „Wozu?", wird hierdurch ersetzt. In meinen letzten Dramen habe ich jedoch umgekehrt jede Symbolik fallen und nur die Thatsachen reden lassen. Die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß die mich benörgelnden Realistenkritiker Merian und Steiger sich folgerichtig zeigten, indem sie mir wegen dieser neuesten Wendung und Umwandlung meiner dramatischen Form „aufrichtigste Bewunderung" ausdrückten. Dagegen findet ein anderer realistischer Kritiker, Pfarrer Christaller, in der „Gesellschaft", daß ich neuerdings hinter „Schicksal", meinem laut ihm vollendetsten Drama, weit zurückgeblieben sei. Professor Max Koch nennt hingegen im „Deutschen Literatur-Blatt" diese beiden letzten Dramen „gewaltige Dichtungen", deren Charaktere „mit genialer Kühnheit und Sicherheit" gezeichnet, „hochbedeutende Leistungen", welchen die volle Anerkennung der Literaturgeschichte zutheil werden müsse, und der „Hamburger Correspondent" lobt „Weltgericht" unbedingt als „musterhaft". In diesen „Blättern" vollends hat ein Referent dies Stück hoch über „Schicksal" gestellt. Die berliner „Dramaturgischen Blätter" nannten „Schicksal" ein Meisterwerk, mit Ausnahme des fünften Actes; der „Literarische Merkur", welcher sich „aufrichtig" über meine unverkennbaren Fortschritte in „Weltgericht" freut und sonst die Charakteristik Napoleon's und Josephine's auch in „Schicksal" als tadellos gelungen bezeichnet, meint hingegen, daß gerade der vierte und fünfte Act sich zu einer Größe erhebe, die manches Voraufgegangene vergessen lasse — während laut Mauerhof alles „unbrauchbar" ist außer dem ersten und zweiten Acte! In solchen ewigen Widersprüchen bewegt sich die Kritik. In wessen subjectiver Werthung soll nun der Künstler die absolute Wahrheit suchen?! Es fehlt auch nicht an Beurtheilern, welche „Der Dämon" über „Harold" (Wechsler) und „Byron's letzte Liebe" über „Seine Tochter" stellen (Eugen Wolff), obschon Conrad, Amyntor, Kirchbach hier Mauerhof's Ansicht unterstützen. Meine übrigen Werke unterfallen dem gleichen Widerspruchsgesetze. So wundert sich die „Tägliche Rundschau", in überaus warmer Besprechung meines „Friedrich bei Collin", wie der Autor so meisterhafter Schlachtenbilder „bei so ausgezeichneter Befähigung" so Ungenießbares zugleich auf den Markt werfen könne, wie den unglaublichen Roman „Größenwahn". Der kundige E. von Wolzogen preist ebenfalls diese „einfach großartigen, echt dichterisch geschauten" Bilder, sowie die norwegischen Novellen, übergeht aber völlig mein Wirken als Dramatiker und Lyriker. Dagegen wissen die Realisten (Steiger, Merian, Wolff) gar nichts von diesen Schlachtnovellen zu melden, weil sie vermuthlich den Realismus nur in der Erotik suchen. Und neben dieser ernst zu nehmenden anständigen und wissenschaftlichen Kritik tobt der zwerghafte Guerrillakrieg der Tagesjournalistik, nach deren eigenartiger Weltanschauung die Literatur theils einem anrüchigen Hause, theils einer Börse gleicht, wo man auf Hausse und Baisse speculirt. Bessern kann man da nichts, denn die böswillige Voreingenommenheit lernt ja nie etwas. Höchstens kann man die Wahrheitsfälscher nur noch ärger erbittern.

Zum Schlusse möchte ich noch betonen, daß ich mich nie, wie Mauerhof angibt, für „unermeßlich (?) reif" erklärt habe, sondern im Gegentheile das unreife Geschwätz von „Reife" verspottete und glaube, daß eine gewisse blasirte Ueberreife gerade den Jüngling kennzeichnet, welche im spätern Kampftriebe der Männlichkeit völlig schwindet. Ich hoffe zu streben und zu irren und daran zu „reifen", solange ich athme. Karl Bleibtreu.

Bulthaupt's Dramaturgie der Classiker.

Dramaturgie des Schauspiels. (Dramaturgie der Classiker.) Von Heinrich Bulthaupt. Dritter Band: Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. Oldenburg, Schulze. 1889. 8. 5 M.

Der neue Band hält sich auf der Höhe der bereits erschienenen, obwol er Dichter behandelt, bei welchen die Anerkennung nie ohne Einschränkung ausgesprochen werden kann oder gar die Bedenken die Zustimmung überwiegen. Vertreten Grillparzer, Hebbel, Ludwig unter dem nachgewachsenen Geschlechte die Größe, zu der man sich aufrichtig und gern bekennt, und was das beste ist, Persönlichkeit, haben sie in der That etwas geleistet, was jenseit des von Lessing, Goethe, Schiller, Kleist Erreichten liegt, so haben Gutzkow und Laube nur den Ruhm des Talents, den Ruhm, Stimmführer einer Epoche gewesen zu sein, welche mit großen Versprechungen geringe Leistungen verband, aber es fehlt die Weihe und die Reife. Sie stehen auf jener Linie, welche den Dichter vom Schriftsteller trennt und somit am Anfang einer Entwickelung, wo die wahre Poesie nur noch bei denen wohnt, welche sich abseits von derjenigen Sphäre halten, in der „Literaturgeschichte gemacht wird". Aber sie haben einige Bühnenstücke geschrieben, welche noch immer Schauende und Hörende finden, sie ragen unter den Abgeschiedenen am meisten hervor und darum hat ihre Aufnahme in das Buch, welches mit der bei dem neuen Bande eingetretenen Aenderung des Titels die Zumuthung, für kanonisch gelten zu wollen, von sich ablehnt, ihre Berechtigung. Daß Dichter wie Grabbe fehlen, versteht sich von selbst; Immermann, der in den Jahren frischesten Schaffens mit heißer Ungeduld nach dem dramatischen Lorber rang, aber sich in dieser Richtung nicht ganz zur Persönlichkeit ausreifte, mußte natürlich auch fortbleiben; auch Mosen, der nicht in weitere Kreise drang. Ungern aber vermißt man Gustav Freytag, der, obwol noch unter den Lebenden, doch die Acten über seine dramatische Thätigkeit längst geschlossen hat. Indessen hat Bulthaupt eine Erweiterung seines Buchs selbst nicht abgelehnt und dafür ist ihm unser Dank im voraus gewiß.

Bulthaupt benutzt auch in diesem Bande jede Gelegenheit, um über den begrenzten Kreis der von ihm behandelten Dichter hinaus einen Ausblick zu gewinnen auf die allgemeine Entwickelung, innerhalb deren sie stehen, wie auf grundsätzliche Fragen, über die noch heute das Für und Wider nicht ausgeglichen ist. So erledigt er mit Grillparzer's „Ahnfrau" zugleich die ganze Schicksalstragödie, gibt zu Hebbel's „Nibelungen" die unentbehrlichen Aufschlüsse über deren Vorläufer, wobei Raupach's „Nibelungenhort" gebührend in Betracht gezogen wird; bei Gutzkow's und Laube's literarischen Stücken („Königslieutenant", „Karlsschüler") wird das Mißliche des Künstlerdramas im allgemeinen betont und an die Erörterung von Laube's Schwäche für das französische Drama schließt sich ein glänzender Abschnitt über die moderne Franzosenschwärmerei und über die Erneuerung der Bühne durch die Meininger, dessen für den ersten Punkt negativen, für den zweiten im wesentlichen positiven Ausführungen man seine Zustimmung nicht versagen kann. Alte und neue Vorurtheile — auch letztere gibt es mehr als wünschenswerth, insofern eine kritische Ansicht sich leicht zur völligen Ausschließung des nicht ganz Entsprechenden steigert — bekämpft Bulthaupt unverdrossen und mit einer Frische, welche bei dem vielfach verbrauchten Gegenstande seiner Untersuchungen doppelt erquicklich ist.

In Grillparzer erblickt Bulthaupt eine eigenthümliche Weiterbildung des dichterischen Typus über die classische Zeit hinaus. Hatten Schiller und Goethe dem, was allgemein menschlich ist, was von jedem empfunden, bewahrt oder doch wenigstens erstrebt wird, mächtige Worte geliehen, wie sie denn auf der Höhe ihres Schaffens das Typische als das Gesetz aller Poesie zu erkennen glaubten, so steigt Grillparzer in die Besonderheiten des menschlichen Herzens hinab, ein psychologischer Kleinmaler, dem es mitunter auch gemäß ist, auf eine bloße Grille eine Tragödie zu bauen. Schwächen sind es, an denen seine Menschen scheitern, nicht die furchtbaren Folgen eines übermächtigen frevelhaften Thuns. Ein allzu weiches Herz ließ ihn öfter dem Schmerze die Spitze abbrechen, indem er dem fallenden Helden einige Züge lieh, welche unser Mitleid verringern und das Schicksal entschuldigen oder rechtfertigen. Er war doch eine passive Natur, man möchte ihn einen weiblichen Kleist nennen, und am geläufigsten ist ihm als tragischer Typus der Mensch, der ein gesondertes Innenleben still vor sich hinspinnend vor der rauhen Wirklichkeit nicht bestehen kann. Eigene Erlebnisse bestätigten ihm diese besondere Erfahrung und so mußte ihm ein allgemeiner Erfolg lange verschlossen bleiben, denn die Besonderheiten seiner Dichtung verlangen eine entgegenkommende Stimmung, wie sie nicht allgemein ist. Daß er schließlich auch den Norden eroberte, hat zu zeiten Verwunderung erregt, und doch hat hier, was man bisher vielfach übersah, diese Stimmung nicht gefehlt, ja, sie war bereits literarisch durch ein eigenartiges Talent vertreten, ich meine Theodor

Storm. Im übrigen haben die formalen Vorzüge Grillparzer's, seine unleugbare dramatische Kunst, seine weiche anmuthige Sprache die Gegensätze seines Wesens für den Genießenden ausgeglichen. Bulthaupt stellt Grillparzer's Art überzeugend für jeden dar an denjenigen Dramen, welche am meisten gewirkt haben: „Ahnfrau" (deren Schicksalsidee er entgegen abschwächenden Urtheilen stark betont), „Sappho", „Hero und Leander", „Am goldenen Vlies"; er bespricht zuletzt noch das im Grunde verfehlte Lustspiel „Weh' dem, der lügt" und das herrliche Esther-fragment, nicht blind für Grillparzer's Schwächen, mit einer schönen Wärme des Vortrags, ohne das Lob zu übertreiben.

Scharfe Worte dagegen werden gegen Hebbel gesprochen und die Vorbehalte überwiegen, bis auf die Nibelungentrilogie, die Worte der Anerkennung. Es ist wohlthuend, daß so nachdrücklich auf den unnatürlichen Hang Hebbel's hingewiesen wird, sein eigenes Wesen ins Grenzenlose zu steigern. Aber daneben erfreut doch auch wieder die Abwesenheit jedes Vorurtheils, ein Beweis dafür, daß Hebbel nicht entweder Liebe oder Haß herausfordert, sondern daß man ihm gerecht werden kann, wenn man ihn geschichtlich und psychologisch begreift. Wol hat er einfache Stoffe durch ausklügelndste Grübelei verkünstelt und zu Grunde gerichtet; aber es gelangen ihm doch auch Stücke, wie „Maria Magdalena" und die „Nibelungen". Nachdem Bulthaupt sich schonungslos über die Widersprüche in der „Judith", deren starke dramatische Wirkung er übrigens anerkennt, geäußert, nachdem er die „unerträgliche" Julia erbarmungslos zerpflückt, weiß er wieder die Vorzüge von „Maria Magdalena" feinsinnig zu entwickeln, ohne für ihre Schwächen blind zu sein, und zollt den „Nibelungen", dem reifsten Erzeugnisse von Hebbel's Muse, durch dessen Schöpfung sich der Dichter aus den Widersprüchen seines eigenen Innern losriß und sich über sie erhob, rückhaltlose Anerkennung. Die Reflexion war sein Dämon, welcher seine Wirkungen zerstörte, sein Leben verdüsterte und ihm die Anerkennung, die Hingebung erschwerte. Auch er hatte die Besonderheit zum Princip erhoben, aber anders als Grillparzer, als ein grillenhaftes Auflehnen gegen das Allgemeine; er hat das Recht der Persönlichkeit bis zur Caricatur übertrieben. Erst in den Menschen des Nibelungenliedes fand er die Naturen, die seine Sprache redeten, weil sie nicht anders konnten. Aber ein ferneres Reifen auf der endlich eingeschlagenen glücklichen Bahn versagte ihm der Tod.

Verwandte Züge mit Hebbel und mit Grillparzer trägt Otto Ludwig. Auch in ihm war ein starker Hang zum Absonderlichen und zur Reflexion. Aber dieser Hang nahm zum Theil andere Wege. Der Trieb zum Individualisiren kam der Figurenzeichnung zugute, die Reflexion dem einheitlichen Aufbau. Die eingehende, mit begeisterter Hingebung betriebene Beschäftigung mit Shakespeare hielt ihn von der ebenmäßigen künstlerischen Ausgleichung alles Charakteristischen zurück, wie es unsere Classiker getrieben, namentlich Schiller, in dessen Verurtheilung Ludwig zu weit ging, während er doch, wie Bulthaupt feinsinnig nachweist, in seinen „Makkabäern" unbewußt auf demselben Boden stand. „Erbförster" und „Makkabäer", damit sind Ludwig's dramatische Thaten erschöpft. Das erste Stück wegen der hinreißenden treibenden Kraft, die in ihm ruht, immer und immer wieder in Aufführungen sich bewährend, trotz des anfechtbaren Grundes, auf dem es ruht; das andere nur noch literarisch lebendig, mit unsäglicher Kraftanstrengung Shakespeare nacheifernd, in der Absicht, seiner zerfahrenen Composition durch straffe Zusammenhaltung Meister zu werden, und doch im ganzen wirkungslos geblieben und im einzelnen nur wirkend durch Schiller'sches Pathos, in dem sein Dichter nur eine Unwahrheit erblicken konnte! „So wandelte", sagt Bulthaupt zum Schlusse, „der große Geist in der Mitte zwischen Naivetät und Reflexion dahin, zwischen Stil und Natur, zwischen Idealismus und Wirklichkeit und suchte die Vereinigung der getrennten Pole, die Schiller, gegen dessen «Sentimentalität» er mit so ehrlicher Ueberzeugung kämpfte, im «Wallenstein» und den spätern Dramen nach einigen Abirrungen vom Ziele immer sicherer gelungen war und die ihm, so wie er es begehrte und träumte, in seinem kurzen Leben nicht beschieden sein sollte."

In eine ganz andere Welt treten wir ein, sobald die folgenden Namen genannt werden: Gutzkow und Laube. Aus der Höhe der Dichtung, auf der die drei ersten unbedingt standen, wenn ihnen auch die volle Harmonie versagt blieb, steigen wir hinab in die breite Niederung, wo die schriftstellerischen Talente sich angesiedelt haben. Hier verliert sich die Poesie, und wo sie, wie bei Gutzkow, zuweilen noch halb verloren hervorbricht, weiß sie nur noch den einen Ton der Melancholie, der Wehmuth zu treffen, welche Bulthaupt sehr schön die karge Poesie des Gutzkow'schen Lebens nennt. Und karg ist sie in der That, denn sie ist nicht rein; es ist in ihr noch zu viel Schärfe, zu viel Erbitterung übrig geblieben. Beide, Gutzkow wie Laube, schufen mit dem Verstande. Ironie und Satire ermöglichten dem erstern einige gute Lustspielwirkungen: die Intriguenkomödie hat er durch „Zopf und Schwert" und „Urbild des Tartüffe" vortrefflich bereichert. Dem ersten Stücke steht ein gewisser verdrießlicher Humor wohl an. Den „Uriel Acosta" faßt Bulthaupt mit guter Begründung elegisch.

Laube erfährt eine vortreffliche Charakteristik, die stellenweise bei der Betonung des gänzlich Undichterischen in seinem Wesen humoristisch werden muß, damit man nicht das Interesse am Stoff verliert. Er war der Mann der Mache, der die Theaterwirkung und das Publikum gründlich kannte und nach dieser Einsicht seine Stücke einrichtete. Der Aufsatz über Laube ist hauptsächlich dadurch interessant, daß er Gelegenheit gibt zu einigen grundsätzlichen Erörterungen über brennende dramaturgische Fragen der Gegenwart. Den Schluß bildet ein Namen- und Sachregister für das gesammte Werk.

scheinlicher ist's, daß Gottfried mehr als sein halbes Leben an Lotti's Seite zugebracht hat, ohne ihr jemals zu verrathen, daß er sie ebenso lange liebt! Daß sie dies als Weib nicht gemerkt haben soll, ist einfach unglaublich.

Auf diesen zwei Unwahrscheinlichkeiten beruht die ganze Erzählung.

Auch gegen Hallwig's Bücher läßt sich etwas einwenden: „sie sagen" — wie es heißt — „das Unsagbare", in ihnen ist „dem Thiere im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt". Nun, dann ist's keineswegs wahrscheinlich, daß sich die Redactionen und Verleger so eifrig um sie bewerben, daß sie vom Publikum verschlungen werden. Jene müssen auf dieses Rücksicht nehmen; dieses aber, das deutsche Publikum, liest solche Bücher nur — wenn sie aus der Fremde kommen.

Auch die Zeichnung der Charaktere, der die Verfasserin sonst so große Sorgfalt gewidmet, läßt diesmal viel zu wünschen übrig. Dazu gesellt sich noch ein ausgiebiges Maß langer Weile. Namentlich zu Beginn der Erzählung ist die Breite derart, daß man sie nicht mehr mit dem in diesem Falle so beliebten Beiworte „behaglich" bezeichnen kann. Die Verfasserin scheint da die Kenntnisse zeigen zu wollen, die sie sich in der Uhrmacherkunst, ja selbst in deren Geschichte erworben hat. So löblich derartiges Fachwissen an sich auch ist, für den Leser ist es blos langweilig.

Gewisse Kritiker werden vielleicht auch dieses Buch der Verfasserin lobpreisen; für den Unbefangenen wird sich das Gute darin auf wenige Bemerkungen beschränken, die von feiner Beobachtung zeugen, und er wird staunen, daß einer so hochbegabten Schriftstellerin eine Arbeit so gänzlich mislingen kann wie diese.

4. **Boris Lensky.** Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Drei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 14 M.

Ossip Schubin führt in ihrem neuesten Roman „Boris Lensky" einen ihr lieb gewordenen Gedanken zu Ende, den sie in der „Geschichte eines Genies" aufgenommen und in „Asbeïn" fortgesetzt hat: sie schildert nämlich das Leben und den Verfall eines genialen Musikers. Van Zuylen, der Held der zweitgenannten Erzählung, ist zwar nicht auch der der folgenden, aber beide sind trotz mancher Verschiedenheit in ihrem Charakter, in ihren Lebensverhältnissen einander doch recht ähnlich, und auch die Grundstimmung der Bücher ist es. „Boris Lensky" aber ist geradezu die Fortsetzung von „Asbeïn". Der Held dieses Romans ist auch der des neuesten und gibt ihm auch den Namen. In „Asbeïn" erzählt die Verfasserin Lensky's Leben von seiner Kindheit an bis zum Tode seiner Gattin, einer russischen Prinzessin, des einzigen Weibes, das der von den Frauen überaus verwöhnte Mann wirklich geliebt hat. Der neue Roman beginnt vier Jahre später: Lensky ist im Zenith seines Ruhms, wenn auch nicht mehr seines Könnens. Er verfällt leiblich und seelisch. Mit seinem Tode schließt das Buch.

Boris Lensky erinnert in seinem ganzen Wesen außer an van Zuylen an eine andere Gestalt Schubin's, an den Fürsten Suworin. Die Verfasserin scheint für diese mit sich und der Welt zerfallenen Naturen eine besondere Vorliebe zu haben, und weiß beim Leser für dieselben, wenn auch kaum immer Sympathie, so doch gewiß stets Interesse zu wecken. Dasselbe wird hier fast noch mehr, als durch Lensky selbst, durch dessen Tochter Mascha in Anspruch genommen. Eine Unthat seiner Vergangenheit und Mascha's Unglück, das man als eine Bestrafung Lensky's für jene ansehen kann, in der Gegenwart bilden den Grundbau des Romans. Dieser wächst aber durch allerlei Beiwerk, das durch die zahlreichen Personen bedingt ist, noch erheblich an. Da die Verfasserin alle Gestalten, auch die nebensächlichsten, so sorgfältig schildert, ist man versucht zu glauben, sie habe nur darum so viele Personen eingeführt, um ihre bekannte geistvolle, wenn auch bizarre Eigenart zu charakterisiren, recht ausgiebig zeigen zu können.

Der Schauplatz der Handlung ist zumeist Paris, und zwar die große Welt und die Künstlerwelt. Diese ist der Verfasserin wol aus dem Atelier ihrer Schwester bekannt; daß sie ihr es ist, würde man auch dann glauben, wenn sie mit Kunstausdrücken weniger freigebig wäre. Daß sie die große Welt kennt, hat sie in ihren Büchern schon hinlänglich bewiesen. Sie steht über derselben — wenn auch vielleicht nicht allzu hoch — und nicht außer ihr; darum schildert sie dieselbe auch so lebenswahr, ohne selbst im Tadel in jenen gehässigen Ton zu verfallen, den die meisten deutschen Schriftsteller, auch bedeutende wie Spielhagen und Jensen, gegen jene anzuschlagen lieben. Manches in dem Buche ist ziemlich unwahrscheinlich; auch Lensky's Tod ist etwas romanhaft, aber immerhin glaublich.

Wenn Schubin's neuestes Werk auch nicht ganz auf der Höhe ihrer ältern steht, z. B. des Romans „Ehre", so ist es doch gewiß besser als ihre letzten größern Bücher „Erlachhof" und „Asbeïn", und was die Hauptsache ist: es ist interessant und eigenartig. Schubin schreibt nie nach der Schablone, oder doch nur — nach der eigenen.

Theodor von Sosnosky.

Deutsch-österreichische Dialektdichtungen.

1. **Weil ma' in d' Welt taug'n!** Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Karl Achleitner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 16. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser der vorliegenden Dialektgedichte hat bereits vor einigen Jahren eine Sammlung ähnlicher mundartlicher Poesien veröffentlicht, welche freundlich aufgenommen wurde. Auch diese neuesten Stücke im oberösterreichischen Dialekte sind vorwiegend lyrischen Cha-

rakters und zeigen uns im schlichten volksthümlichen Gewande des Dichters Anschauungen über seine Landsleute, über das Denken und Fühlen des Volks, aus welchem er hervorgegangen. Naturbilder, Verherrlichungen des schönen Alpenlandes, kleine Liebeslieder, Schnadahüpfeln, auch wol einzelne Scherze voll ursprünglichen Volkshumors füllen das Bändchen. Es ist sehr erfreulich, daß die Kenntniß der Mundart, welche so wichtige Beiträge zur Geschichte der Entwickelung unserer Sprache bietet, in solcher Weise verbreitet wird. Der Verfasser weiß überall der schlichten Art und Weise des Volks den richtigen Ausdruck zu verleihen, sei es, daß er den Sang der Mutter an der Wiege ihres Kindes („Schlaf, Büebel, schlaf!") oder die Klage des Liebenden um sein gestorbenes „Diendl" („Da Valassnö"), das Lob seines heimatlichen Dörfleins („Mei Dörfö") oder der Ruhe im Walde („D'Waldruah"), die Freude am Wandern („D'Wanderlust") oder irgendein lustiges, scherzhaftes Ereigniß aus dem Dorfleben nach dem Muster Stieler's in Verse bringt. Auch ein Klagelied auf den Tod des Kronprinzen Rudolf („Da Kronprinz is g'storiben"), das von tiefer Empfindung zeugt, findet sich in der Sammlung, welche infolge der Verschiedenartigkeit der darin aufgenommenen theils ernsten, theils heitern Gedichte beim Leser gewiß nicht einförmig wirken wird. Der Verfasser hat für solche Leser, die des Dialekts unkundig sind, Erläuterungen unter den Text gesetzt, in dieser Beziehung aber eher zu wenig als zu viel gethan, denn dem norddeutschen Leser werden Ausdrücke wie „Da Bödaman" (S. 41), „Zwöng was" (S. 52), „D'Stauan" (S. 87) selbst im Zusammenhange schwer verständlich erscheinen.

2. Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig, Liebeskind. 1889. 64. 1 M. 50 Pf.

Wer kennt nicht die kleinen meist vierzeiligen Volksliedchen, welche in den deutschen Alpen, ja selbst darüber hinaus verbreitet sind, und auf deutschem Gebiete unter dem Namen der Schnadahüpfeln vorkommen. Dr. L. von Hörmann hat bekanntlich vor einigen Jahren eine reiche Sammlung von Schnadahüpfeln aus dem Gesammtgebiete des bairisch-österreichischen und des alemannischen Dialekts herausgegeben, welche rasch vergriffen neue Auflagen erlebte. Die Herausgeber der vorliegenden Sammlung, die im niedlichsten Miniaturformat erschienen ist, beschränken sich darauf, nur die kernigsten und originellsten dieser Vierzeiligen, soweit sie im deutschen Theile Tirols und zwar insbesondere im Unterinnthale vorkommen, dem liederfreundlichen Leser oder sangesfreudigen Sänger vorzulegen. Auf den 139 Seiten des zierlichen Büchleins sind über 400 dieser Schnadahüpfeln, darunter viele bisher unbekannte geboten. Es ist von Interesse zu beobachten, wie der Humor des Gebirgsvolks in wenigen Worten, in knappster Form oft einen hübschen Gedanken gewissermaßen unbewußt durch die Form des Schnadahüpfels auszudrücken weiß. Dies gilt von den tiroler Liedchen dieser Gattung in besonderm Grade, wie ja schon die Strophe auf S. 74 besagt:

An lebfrisch'n Buam
Geht koa Liedl nit aus,
Und die Schnadahüpfai
Sein in Tirola-Land z'Haus.

Eine kurze Einleitung macht den Freund der Volkspoesie mit der Entstehung des Schnadahüpfels bekannt, welches oft der heitere Augenblick schafft, in dem es aufgefaßt bald von Mund zu Mund seine Wanderschaft durchführt. Selbstverständlich sind auch diese kurzen vierzeiligen Strophen in der Mundart wiedergegeben, in welcher sie gesungen werden; zum nähern Verständnisse sind auch hier kurze Worterläuterungen beigefügt, die Breite der Sprache erscheint übrigens aus demselben Grunde in etwas gemildert.

3. Stoansteirisch. (Neue Folge.) Vorlesungen in steirischer Mundart von P. K. Rosegger. Graz, Leykam. 1889. 8. 3 M.

Mit den Dialektgedichten „Zither und Hackbrett", begleitet von einem Vorworte Hamerling's, ist Rosegger seinerzeit zum ersten male auf dem literarischen Gebiete erschienen, und hat mit den prächtigen Liedern in der Sprache seiner Heimatsmundart überall Aufsehen erregt; viele dieser zu Herzen sprechenden Lieder sind längst in den Volksmund übergegangen und werden weit und breit im Lande gesungen, sowie auch darüber hinaus. Der Dichter ist aber auch als Vorleser zugleich der beste Dolmetscher seiner steirischen Dialektdichtungen und hat seit jener Zeit zahlreiche Stücke in Prosa verfaßt, die er oft in und außer der Heimat auf eine Weise zum Vortrage brachte, welche ihm niemand nachahmen kann und die ihn wol als den ersten Vortragsmeister des Dialekts der Steiermark erscheinen läßt. Die erwähnten Prosastücke sind aber auch von einem Humor durchweht, der selbst dem ernstesten Manne ein Lächeln abgewinnen muß; oft mit einem einzigen Worte, mit einer Wendung weiß der steirische Dichter diesem Humor Geltung zu verschaffen, und die Knappheit der Ausdrucksweise dabei ist nicht der geringste Vorzug dieser dem Poeten innewohnenden Kunst. Allerdings scheint eine große Schwierigkeit für den mit dem Dialekte nicht vertrauten Hörer in dem Verständnisse dieses Dialekts zu liegen, allein diese Schwierigkeit ist eben nur scheinbar, Rosegger weiß durch die Klangfarbe und Betonung beim Vortrage jedem Hörer Verständniß der Mundart entgegenzubringen, andererseits bietet er dem Leser in dem geschriebenen Dialekte Wortbilder, welche von der Lektüre durchaus nicht abschrecken und dennoch der mundartlichen Eigenthümlichkeit entsprechen. Aus diesem Grunde sind die steirischen Prosastücke des Poeten schon lange ebenso beliebt geworden wie dessen hochdeutsche Erzählungen. Es sind solche zumeist humoristische Stücke enthalten in „Tannenharz und Fichtennadeln" und in „Stoansteirisch" (erste Reihe), welchen Büchern der Verfasser nunmehr eine neue Folge: „Stoansteirisch" zugesellt hat. Wir finden darin alle Glanzstücke

scheinlicher ist's, daß Gottfried mehr als sein halbes Leben an Lotti's Seite zugebracht hat, ohne ihr jemals zu verrathen, daß er sie ebenso lange liebt! Daß sie dies als Weib nicht gemerkt haben soll, ist einfach unglaublich.

Auf diesen zwei Unwahrscheinlichkeiten beruht die ganze Erzählung.

Auch gegen Hallwig's Bücher läßt sich etwas einwenden: „sie sagen" — wie es heißt — „das Unsagbare", in ihnen ist „dem Thiere im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt". Nun, dann ist's keineswegs wahrscheinlich, daß sich die Redactionen und Verleger so eifrig um sie bewerben, daß sie vom Publikum verschlungen werden. Jene müssen auf dieses Rücksicht nehmen; dieses aber, das deutsche Publikum, liest solche Bücher nur — wenn sie aus der Fremde kommen.

Auch die Zeichnung der Charaktere, der die Verfasserin sonst so große Sorgfalt gewidmet, läßt diesmal viel zu wünschen übrig. Dazu gesellt sich noch ein ausgiebiges Maß langer Weile. Namentlich zu Beginn der Erzählung ist die Breite derart, daß man sie nicht mehr mit dem in diesem Falle so beliebten Beiworte „behaglich" bezeichnen kann. Die Verfasserin scheint da die Kenntnisse zeigen zu wollen, die sie sich in der Uhrmacherkunst, ja selbst in deren Geschichte erworben hat. So löblich derartiges Fachwissen an sich auch ist, für den Leser ist es blos langweilig.

Gewisse Kritiker werden vielleicht auch dieses Buch der Verfasserin lobpreisen; für den Unbefangenen wird sich das Gute darin auf wenige Bemerkungen beschränken, die von feiner Beobachtung zeugen, und er wird staunen, daß einer so hochbegabten Schriftstellerin eine Arbeit so gänzlich mislingen kann wie diese.

4. Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Drei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 14 M.

Ossip Schubin führt in ihrem neuesten Roman „Boris Lensky" einen ihr lieb gewordenen Gedanken zu Ende, den sie in der „Geschichte eines Genies" aufgenommen und in „Asbein" fortgesetzt hat: sie schildert nämlich das Leben und den Verfall eines genialen Musikers. Van Zuylen, der Held der zweitgenannten Erzählung, ist zwar nicht auch der der folgenden, aber beide sind trotz mancher Verschiedenheit in ihrem Charakter, in ihren Lebensverhältnissen einander doch recht ähnlich, und auch die Grundstimmung der Bücher ist es. „Boris Lensky" aber ist geradezu die Fortsetzung von „Asbein". Der Held dieses Romans ist auch der des neuesten und gibt ihm auch den Namen. In „Asbein" erzählt die Verfasserin Lensky's Leben von seiner Kindheit an bis zum Tode seiner Gattin, einer russischen Prinzessin, des einzigen Weibes, das der von den Frauen überaus verwöhnte Mann wirklich geliebt hat. Der neue Roman beginnt vier Jahre später: Lensky ist im Zenith seines Ruhms, wenn auch nicht mehr seines Könnens. Er verfällt leiblich und seelisch. Mit seinem Tode schließt das Buch.

Boris Lensky erinnert in seinem ganzen Wesen außer an van Zuylen an eine andere Gestalt Schubin's, an den Fürsten Suworin. Die Verfasserin scheint für diese mit sich und der Welt zerfallenen Naturen eine besondere Vorliebe zu haben, und weiß beim Leser für dieselben, wenn auch kaum immer Sympathie, so doch gewiß stets Interesse zu wecken. Dasselbe wird hier fast noch mehr, als durch Lensky selbst, durch dessen Tochter Mascha in Anspruch genommen. Eine Unthat seiner Vergangenheit und Mascha's Unglück, das man als eine Bestrafung Lensky's für jene ansehen kann, in der Gegenwart bilden den Grundbau des Romans. Dieser wächst aber durch allerlei Beiwerk, das durch die zahlreichen Personen bedingt ist, noch erheblich an. Da die Verfasserin alle Gestalten, auch die nebensächlichsten, so sorgfältig schildert, ist man versucht zu glauben, sie habe nur darum so viele Personen eingeführt, um ihre bekannte geistvolle, wenn auch bizarre Eigenart zu charakterisiren, recht ausgiebig zeigen zu können.

Der Schauplatz der Handlung ist zumeist Paris, und zwar die große Welt und die Künstlerwelt. Diese ist der Verfasserin wol aus dem Atelier ihrer Schwester bekannt; daß sie ihr es ist, würde man auch dann glauben, wenn sie mit Kunstausdrücken weniger freigebig wäre. Daß sie die große Welt kennt, hat sie in ihren Büchern schon hinlänglich bewiesen. Sie steht über derselben — wenn auch vielleicht nicht allzu hoch — und nicht außer ihr; darum schildert sie dieselbe auch so lebenswahr, ohne selbst im Tadel in jenen gehässigen Ton zu verfallen, den die meisten deutschen Schriftsteller, auch bedeutende wie Spielhagen und Jensen, gegen jene anzuschlagen lieben. Manches in dem Buche ist ziemlich unwahrscheinlich; auch Lensky's Tod ist etwas romanhaft, aber immerhin glaublich.

Wenn Schubin's neuestes Werk auch nicht ganz auf der Höhe ihrer ältern steht, z. B. des Romans „Ehre", so ist es doch gewiß besser als ihre letzten größern Bücher „Erlachhof" und „Asbein", und was die Hauptsache ist: es ist interessant und eigenartig. Schubin schreibt nie nach der Schablone, oder doch nur — nach der eigenen.

Theodor von Sosnosky.

Deutsch-österreichische Dialektdichtungen.

1. Weil ma' in d' Welt taug'n! Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Karl Achleitner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 16. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser der vorliegenden Dialektgedichte hat bereits vor einigen Jahren eine Sammlung ähnlicher mundartlicher Poesien veröffentlicht, welche freundlich aufgenommen wurde. Auch diese neuesten Stücke im oberösterreichischen Dialekte sind vorwiegend lyrischen Cha-

rakters und zeigen uns im schlichten volksthümlichen Gewande des Dichters Anschauungen über seine Landsleute, über das Denken und Fühlen des Volks, aus welchem er hervorgegangen. Naturbilder, Verherrlichungen des schönen Alpenlandes, kleine Liebeslieder, Schnadahüpfeln, auch wol einzelne Scherze voll ursprünglichen Volkshumors füllen das Bändchen. Es ist sehr erfreulich, daß die Kenntniß der Mundart, welche so wichtige Beiträge zur Geschichte der Entwickelung unserer Sprache bietet, in solcher Weise verbreitet wird. Der Verfasser weiß überall der schlichten Art und Weise des Volks den richtigen Ausdruck zu verleihen, sei es, daß er den Sang der Mutter an der Wiege ihres Kindes („Schlaf, Bübel, schlaf!") oder die Klage des Liebenden um sein gestorbenes „Diendl" („Da Valassnö"), das Lob seines heimatlichen Dörfleins („Mei Dörfö") oder der Ruhe im Walde („D'Waldruah"), die Freude am Wandern („D'Wanderlust") oder irgendein lustiges, scherzhaftes Ereigniß aus dem Dorfleben nach dem Muster Stieler's in Verse bringt. Auch ein Klagelied auf den Tod des Kronprinzen Rudolf („Da Kronprinz is g'storiben"), das von tiefer Empfindung zeugt, findet sich in der Sammlung, welche infolge der Verschiedenartigkeit der darin aufgenommenen theils ernsten, theils heitern Gedichte beim Leser gewiß nicht einförmig wirken wird. Der Verfasser hat für solche Leser, die des Dialekts unkundig sind, Erläuterungen unter den Text gesetzt, in dieser Beziehung aber eher zu wenig als zu viel gethan, denn dem norddeutschen Leser werden Ausdrücke wie „Da Vödaman" (S. 41), „Zwöng was" (S. 52), „D'Stauan" (S. 87) selbst im Zusammenhange schwer verständlich erscheinen.

2. Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig, Liebeskind. 1889. 64. 1 M. 50 Pf.

Wer kennt nicht die kleinen meist vierzeiligen Volksliedchen, welche in den deutschen Alpen, ja selbst darüber hinaus verbreitet sind, und auf deutschem Gebiete unter dem Namen der Schnadahüpfeln vorkommen. Dr. L. von Hörmann hat bekanntlich vor einigen Jahren eine reiche Sammlung von Schnadahüpfeln aus dem Gesammtgebiete des bairisch-österreichischen und des alemannischen Dialekts herausgegeben, welche rasch vergriffen neue Auflagen erlebte. Die Herausgeber der vorliegenden Sammlung, die im niedlichsten Miniaturformat erschienen ist, beschränken sich darauf, nur die kernigsten und originellsten dieser Vierzeiligen, soweit sie im deutschen Theile Tirols und zwar insbesondere im Unterinnthale vorkommen, dem liederfreundlichen Leser oder sangesfreudigen Sänger vorzulegen. Auf den 139 Seiten des zierlichen Büchleins sind über 400 dieser Schnadahüpfeln, darunter viele bisher unbekannte geboten. Es ist von Interesse zu beobachten, wie der Humor des Gebirgsvolks in wenigen Worten, in knappster Form oft einen hübschen Gedanken gewissermaßen unbewußt durch die Form des Schnadahüpfels auszudrücken weiß. Dies gilt von den tiroler Liedchen dieser Gattung in besonderm Grade, wie ja schon die Strophe auf S. 74 besagt:

An lebfrisch'n Buam
Geht koa Liedl nit aus,
Und die Schnadahüpfai
Sein in Tirola-Land z'Haus.

Eine kurze Einleitung macht den Freund der Volkspoesie mit der Entstehung des Schnadahüpfels bekannt, welches oft der heitere Augenblick schafft, in dem es aufgefaßt bald von Mund zu Mund seine Wanderschaft durchführt. Selbstverständlich sind auch diese kurzen vierzeiligen Strophen in der Mundart wiedergegeben, in welcher sie gesungen werden; zum nähern Verständnisse sind auch hier kurze Worterläuterungen beigefügt, die Breite der Sprache erscheint übrigens aus demselben Grunde in etwas gemildert.

3. Stoansteirisch. (Neue Folge.) Vorlesungen in steirischer Mundart von P. K. Rosegger. Graz, Leykam. 1889. 8. 3 M.

Mit den Dialektgedichten „Zither und Hackbrett", begleitet von einem Vorworte Hamerling's, ist Rosegger seinerzeit zum ersten male auf dem literarischen Gebiete erschienen, und hat mit den prächtigen Liedern in der Sprache seiner Heimatsmundart überall Aufsehen erregt; viele dieser zu Herzen sprechenden Lieder sind längst in den Volksmund übergegangen und werden weit und breit im Lande gesungen, sowie auch darüber hinaus. Der Dichter ist aber auch als Vorleser zugleich der beste Dolmetscher seiner steirischen Dialektdichtungen und hat seit jener Zeit zahlreiche Stücke in Prosa verfaßt, die er oft in und außer der Heimat auf eine Weise zum Vortrage brachte, welche ihm niemand nachahmen kann und die ihn wol als den ersten Vortragsmeister des Dialekts der Steiermark erscheinen läßt. Die erwähnten Prosastücke sind aber auch von einem Humor durchweht, der selbst dem ernstesten Manne ein Lächeln abgewinnen muß; oft mit einem einzigen Worte, mit einer Wendung weiß der steirische Dichter diesem Humor Geltung zu verschaffen, und die Knappheit der Ausdrucksweise dabei ist nicht der geringste Vorzug dieser dem Poeten innewohnenden Kunst. Allerdings scheint eine große Schwierigkeit für den mit dem Dialekte nicht vertrauten Hörer in dem Verständnisse dieses Dialekts zu liegen, allein diese Schwierigkeit ist eben nur scheinbar, Rosegger weiß durch die Klangfarbe und Betonung beim Vortrage jedem Hörer Verständniß der Mundart entgegenzubringen, andererseits bietet er dem Leser in dem geschriebenen Dialekte Wortbilder, welche von der Lektüre durchaus nicht abschrecken und dennoch der mundartlichen Eigenthümlichkeit entsprechen. Aus diesem Grunde sind die steirischen Prosastücke des Poeten schon lange ebenso beliebt geworden wie dessen hochdeutsche Erzählungen. Es sind solche zumeist humoristische Stücke enthalten in „Tannenharz und Fichtennadeln" und in „Stoansteirisch" (erste Reihe), welchen Büchern der Verfasser nunmehr eine neue Folge: „Stoansteirisch" zugesellt hat. Wir finden darin alle Glanzstücke

[illegible]

Zur bildenden Kunst der Gegenwart.

1. Die Concurrenz über die Entwürfe zum Kaiser-Denkmal für Kaiser Wilhelm. Ein Wort zur Sache. Berlin, Duncker. 1891. 8. 1 M.

Der Verfasser der obigen Broschüre zum Denkmal Kaiser Wilhelms als Denkschrift überrascht, indem er völlig unerklärlicherweise vom Verbote der öffentlichen Besprechung und dem das jetzige Kaiserpaar ganz klein in der „Kunst-Chronik" und in der „Kunst für alle" das Ergebniß der allgemeinen Concurrenz für ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Berlin erörtert hatte. Ich stehe nicht an, das nunmehr erfolgende Verdict des Verfassers als ein durchaus sachgemäßes und mit Rücksicht auf die Schwierigkeit des behandelten Gegenstandes als ein hochverdienstliches zu bezeichnen. Ja, ich wünsche Dr. Voß geradezu Glück, daß er unter der erdrückenden Fülle erhebender Eindrücke doch völlige Klarheit des ästhetischen Denkens und Sicherheit der Ziele bewahrt hat. Es war gewiß nicht leicht, da, wo so viele tüchtige Künstler ihr Bestes geboten, alles Unwesentliche, minder Wesentliche auszuscheiden, um dann durch Zusammenfassung aller wichtigen Gesichtspunkte den Weg zu finden, welcher von den entscheidenden Persönlichkeiten betreten werden muß, um diese gegenwärtig nationalste Frage unserer bildenden Kunst in mustergültiger Weise zu entscheiden.

Gewiß bleibt es sehr zu bedauern, daß die deutsche Künstlerschaft an die erste Concurrenz so viel herrliche Kraft vergeblich gewendet hat, denn keiner der eingegangenen Entwürfe wird die Ehre der Ausführung erlangen. Es hat sich eben auch hier wieder gezeigt, daß rein ideal gedachte, nicht durch vorgeschriebene Rücksichten bedingte Compositionen an einer allzu großen, den Künstlern gewährten Freiheit scheitern müssen. Dieses völlige Verzichten auf jede einengende Rücksicht war gewiß sehr wohl gemeint; andererseits war es denn doch naiv, den Künstlern nicht einmal die obersten leitenden Ideen für ein solches Denkmal allerersten Ranges an die Hand geben zu wollen. Denn je mehr in den meisten Fällen die Phantasie des Künstlers und des Publicums durch die lockere Wirklichkeit gelähmt wird, um so phantasievoller walten diese Künste, wenn ihr einmal klare feste Gesetze gegeben sind. Immerhin darf es noch als das kleinere Uebel angesehen werden, wenn keiner der preisgekrönten Entwürfe ausgeführt, sondern eine neue Concurrenz auf der Grundlage der durch Voß bereits bestimmten ausgeschrieben wird. Die öffentliche Meinung sowie das Empfinden des Kaisers als eines Laien hat sich für den Standpunkt von Voß entschieden, ohne diesen zu kennen; Voß gibt nur die richtige und erläuternde Begründung für eine Vorstellung, welche andere mehr oder weniger deutlich gehabt haben.

Aus den Darlegungen von Voß hebe ich nunmehr folgende Gesichtspunkte hervor. Voß verlangt mit Recht, daß nicht die umgebende architektonische Anlage für ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal, sondern dieses selbst die Hauptsache sei. Allerdings ist das Motiv eines Prachtforums von den wetteifernden Künstlern in blendender Weise behandelt worden und besonders bietet der großartige Königsplatz für die Anlage eines solchen Gelegenheit. Voß beanstandet aber diesen Platz, weil er zu fern liege vom großen Verkehre. Da kann man denn doch der entgegengesetzten Ansicht sein, daß, ganz abgesehen von der Nähe des Reichstagsgebäudes und der Siegessäule, eben die größere Stille im Vereine mit den herrlichen Parkanlagen einem Heldengreise gezieme, dessen größte Tugend vielleicht darin bestand, mitten im welthistorischen Getriebe doch „still in Gott" zu sein. Gleichwol entscheide auch ich mich schließlich noch eher für den Platz an der Schloßfreiheit, weil Kaiser Wilhelm dorthin gehört, wo seine Vorfahren Ehrendenkmäler empfangen haben: in der Nähe sind Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III. und IV.; in der Nähe sind die Wohnstätten und größten baulichen Schöpfungen der Hohenzollern; in der Nähe ist der großartigste architektonische Hintergrund: der kolossale Triumphbogen des großartigen berliner Schlosses. So würde die

gebieterische Forderung endlich erfüllt, daß jene herrliche Seite des Schlosses zur vollen Wirkung käme; es würde ein Platz gewonnen, welcher nur dem Kaiser Wilhelm I. gehörte. Jedes pietätlose Beiseiteschieben oder Abschwächen von historisch denkwürdigen Plätzen und Monumenten (z. B. des Brandenburger Thores, des Thiergartens) wäre dadurch vermieden. Selbst der Pariser Platz, der zwischen Bibliothek und Opernhaus gelegene Platz, der Platz unmittelbar vor der Museumsseite des Schlosses sind noch nicht so geeignet wie der Platz der Schloßfreiheit.

Was nun die Auffassung der Person des Kaisers selbst anlangt, so darf diese wol in Ueberlebensgröße, nicht aber in kolossalem Maßstabe gedacht werden. Letzteres wäre möglich bei allegorischen oder an das Allegorische streifenden historischen Figuren, nicht aber bei einem Manne, dessen Züge uns und unsere Nachkommen noch menschlich wahr anheimeln sollen.

Mit Voß bin ich darin einverstanden, daß da, wo es sich um den höchsten bildnerischen Ausdruck des deutschen Nationalgefühls handelt, thunlichst wenig Anleihen bei der Antike gemacht, möglichst wenig allegorische Figuren angebracht werden sollen. Weniger bedeutende Fürsten mögen durch Zuthaten der Art gehoben werden: eine Größe wie Wilhelm I. muß die deutsche Kunst als sich selbst gleich darstellen, allein durch ihren eigenen geistigen Ausdruck wirken lassen.

Ganz besonders gelungen sind diejenigen Theile der Voß'schen Schrift, worin die Erfordernisse eines Reiterstandbildes nach heutigen Begriffen dargelegt werden. Voß verlangt mit Johannes Schilling, daß das Pferd ruhig mit allen vier Füßen auf dem Boden stehe, damit die Unruhe des Thieres nicht die Aufmerksamkeit ablenke von der Hauptsache, nämlich vom Reiter. J. Schilling hat ferner den Meisterzug angebracht, daß der Kaiser durch die straff angezogene Kanthare den Kopf des Rosses auf dessen Brust herabzieht: dadurch erscheint der Herr des Thieres auch wirklich als die beherrschende Gestalt und nicht etwa dem gegenüberstehenden Beschauer als theilweise verdeckt. Endlich verwirft Voß mit J. Schilling die hergebrachten massigen Formen des Turnierrosses der Renaissance, sowie den feierlichen Triumphalschritt des edeln Thieres. Was nun die Person des Kaisers selbst anlangt, so fordert Voß mit vollstem Recht, daß eine so welthistorische Persönlichkeit auch nur historisch treu, also realistisch, dargestellt werde. So wie ihn seine Zeitgenossen geschaut haben, so soll Wilhelm I. auch im Andenken des Volks fortleben. Demnach muß wegfallen: der Hermelinmantel, die mittelalterliche Kaisertracht, Marschallsstab und Reichsschwert; ja sogar der wallende Federbusch und der Lorberkranz soll der einfachen Pickelhaube weichen, damit nur das Antlitz des Heldenkaisers in seiner vollen Gewalt zum Ausdruck komme. Ich gestehe, daß ich dies für eine beispiellos schwere Aufgabe halte, so sehr ich auch deren Lösung wünsche. Der Bildhauer muß hier mindestens ebenso wie ein genialer Porträtmaler idealisiren, was bei diesen Größeverhältnissen wahrlich nicht leicht ist.

Sollte es schließlich noch erforderlich sein darauf hinzuweisen, daß Wilhelm I. seinem Volke nur als Reiter erscheinen darf? Die stehende Haltung wäre zu unbedeutend, die sitzende nur für Heroen des Geistes geeignet: der Sieger in so vielen Schlachten, das Urbild eines preußischen Soldaten muß zu Pferde sitzen.

Im übrigen kann ich nur zur eigenen Lektüre der so sehr gelungenen Voß'schen Broschüre auffordern.

2. Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Ein Beitrag zur Lösung modernster Fragen der Architektur und monumentalen Plastik, unter besonderer Beziehung auf Wien. Von Camillo Sitte. Mit 4 Heliogravuren und 109 Illustrationen und Detailplänen. Wien, Graeser. 1889. Gr. 8. 5 M.

Dieses mit besonderer Beziehung auf wiener Verhältnisse gearbeitete Buch zeichnet sich zunächst äußerlich durch Beigaben aus, deren gediegene Ausführung großes Lob verdient. Der ersten Auflage des Werks (im Mai 1889) mußte bereits Ende Juni desselben Jahres eine zweite in völlig unveränderter Form folgen. Dieser Erfolg beweist wenigstens so viel, daß der Verfasser eine wichtige Tagesfrage seiner Kreise mit Selbständigkeit, Geschick und reichem Material behandelt hat. Nach mehrmaligem Durchlesen der originellen Schrift kann auch ich bezeugen, daß der Verfasser eine hervorragende Befähigung zur Bewältigung ziemlich schwieriger baukünstlerischer Fragen besitzt. Eben darum aber und um der Bedeutung willen, welche seinem Standpunkt auch für weitere Kreise eignet, glaube ich die maßgebenden Gesichtspunkte Sitte's hier etwas eingehender besprechen zu sollen.

Sitte erkennt an, daß die neuzeitige Baukunst hinsichtlich der Technik, der günstigen Verwerthung der Bauplätze und der Berücksichtigung gesundheitlicher Verbesserungen Großes geleistet habe; hingegen könne man leider dem modernen Städtebau einen künstlerischen Gesammteindruck nicht nachrühmen. Die großartigsten neuern Monumentalbauten seien ungeschickt auf ihren Standorten angebracht, weil man das Beispiel früherer Zeiten nicht befolgt habe. Die schönen Städte des Alterthums und des Mittelalters hätten einen großen malerischen Reiz gehabt, während die modernen Städteanlagen im großen und ganzen nur Parcellirungen von viereckigen Häuserblocks seien. Deshalb fielen die modernen Städteanlagen meist langweilig aus.

Sitte holt seine Beispiele aus dem Süden (Oesterreich, Italien, Frankreich, theilweise auch Deutschland) und berücksichtigt zu wenig die ganz verschiedenen klimatischen und culturellen Einflüsse des Nordens. Im Süden konnte im Alterthum und kann sich noch jetzt das öffentliche Leben mehr auf den öffentlichen Plätzen abspielen. Die Romanen, sowie überhaupt die südlicher wohnenden Völker sind von jeher geneigt gewesen, alle drei bildenden Künste

unter dem Gesichtspunkte der malerischen Freiheit aufzufassen. Wir Deutschen sind aber heutzutage nach schweren Mühen dahin gelangt, den eigenthümlichen Geist und das besondere Stilgesetz einer jeden der drei bildenden Künste scharf zu unterscheiden. Diesen Gewinn dürfen wir uns nicht wieder verkümmern lassen, so sehr auch die heutige Kunstrichtung das malerische Element bevorzugt. Wenn man nun ganz im allgemeinen die Frage aufwirft, ob die modernen Städteanlagen auch einen malerischen Eindruck hervorbringen sollen, so antworte ich unbedenklich zustimmend. Wenn aber Sitte verlangt, daß das malerische Princip unsere modernen Städteanlagen, die Stellung und Ausführung selbst monumentaler Bauten geradezu beherrschen soll, so muß ich mich zu solchem Ansinnen ablehnend verhalten. Nach meiner Ansicht lassen die mannichfaltigen Materialien der heutigen Baukunst, der ihr zu Gebote stehende reiche plastische und malerische Schmuck, endlich die Fortschritte der Gartenkunst einen hinreichenden Spielraum für die Baukunst, um die architektonische Strenge und Würde von öffentlichen Gebäuden wie Plätzen durch die Reize des Malerischen zu mildern. Da nun aber moderne Städteanlagen, besonders öffentliche große Plätze und Gebäude, doch in erster Linie Erzeugnisse der Baukunst und demnach Ausdruck der architektonischen Gesetze sind, so müssen sie eben auch *diese* Gesetze, nicht etwa diejenigen der Malerei, anschaulich werden lassen. Ich erblicke nicht ein Zeichen des Fortschritts, sondern des beginnenden Verfalls darin; ich halte es für eine Begriffs- und daraus folgende Stilverwirrung, wenn das malerische Princip in allen drei bildenden Künsten das herrschende werden soll.

Ueberhaupt muß ich mich grundsätzlich gegen die Art und Weise wenden, wie Sitte die Beispiele aus der Kunstgeschichte verwerthet. Er thut dies nicht kritisch sichtend, nicht culturgeschichtlich erklärend, sondern er überträgt die ihm passenden Beispiele ohne weiteres als Vorbilder auf unsere ganz andersartigen modernen Verhältnisse; er nimmt die Fehler der Vergangenheit ebenso herüber wie deren Vorzüge. Das ist freilich ein bei Künstlern nicht selten vorkommender Misgriff, den wir Aesthetiker und Kunsthistoriker einschränken müssen.

Sitte erkennt an — und ich stimme ihm gern zu — daß die gesundheitlichen Rücksichten bei Bauten die malerischen überwiegen müssen. Wenn er trotzdem dem Mittelalter und der Renaissance eine größere praktische Verwerthung der Stadtplätze für das öffentliche Leben nachrühmt, so vergißt er, daß in jenen Zeiten die größern Städte noch nicht so sehr wie heutzutage der öffentlichen Plätze als Lungen bedurften. Die an Exercirplätze erinnernde Eintönigkeit öffentlicher Plätze bekämpfe auch ich, eine beziehungsweise Uebereinstimmung zwischen öffentlichen Gebäuden und anliegenden Plätzen halte auch ich für wünschenswerth. Gleichwol kann ich aus diesen Vordersätzen nicht so weitgehende Folgerungen ziehen wie Sitte. Er rühmt an den alten Gemeinwesen, daß Brunnen und Monumente nicht, wie meist bei uns, in den Hauptachsen des Verkehrs und der Mitte der Plätze, sondern mit Vorliebe seitwärts von alledem liegen. Dagegen wäre nun je nach Maßgabe der Umstände nichts einzuwenden, wenn in solchen Fällen die Mitte eines Platzes wenigstens durch einen größern Kandelaber oder einen Baum mit Umzäunung sich dem Auge fühlbar machte. Sitte aber geht weiter. Selbst Kirchen sollen nach seiner Meinung nicht ringsum freiliegen, weil diese Aufstellung nur Nachtheile mit sich bringe. Letztere beständen darin, daß der Effect (sic!) sich nirgends concentrire, sondern ringsum gleichmäßig zersplittere. Erfolgreiche Hervorrufung von Perspectiveffecten sei da unmöglich, auch müsse man mit großen Kosten ringsum die Längenfaçaden architektonisch ausführen. Diese Kosten aber könne man ersparen, wenn die Kirchen eingebaut würden in einen Häusercomplex, sodaß dann die allein übrigbleibende Hauptfaçade von oben bis unten aus Marmor hergestellt werden könnte.

Wenn der Verfasser jeder andern Ansicht den Vorwurf der „Unzurechnungsfähigkeit" macht, so bedauere ich, dieselbe zunächst bei ihm suchen zu müssen. Es ist denn doch ein sonderbarer Geschmack, daß Kirchen den Sirenen, Centauren, Nixen u. dgl. Concurrenz machen sollen: oben ein Menschen-, unten (bez. hinten) ein Thierleib! Eine Kirche soll einer Dame gleichen, welche eine strahlende Schürze vorgebunden hat, sonst aber ein Aschenbrödel ist; einer Tragödie, einer Symphonie mit einem einzigen guten Acte, mit einem einzigen rauschenden Allegro! Indeß solch eine wohleingepackte Kirche braucht ja nicht in Wind und Wetter zu frieren, man kann also nicht blos an Baumaterial, sondern auch an Feuerung sparen!

Doch lassen wir die Satire beiseite! Eine Kirche muß um so freier alle ihre Seiten architektonisch entfalten, je mehr sie durch ihre Größe dem monumentalen Stile sich nähert. Ein Theater, ein Rathhaus, ein Palast mögen den Schwerpunkt der Außenarchitektur in die Stirnseite legen, niemals aber eine Kirche, denn bei dieser muß der hohe Chor die Hauptsache bleiben und darum auch äußerlich vollständig erkennbar sein.

Was Sitte sagt über Größe und Form von Plätzen, ist der eingehendsten Beachtung werth. Ich unterschreibe da gern den Satz: „In der Kunst des Raumes kommt alles auf die gegenseitigen Verhältnisse an, sehr wenig dagegen auf die absolute Größe." Andererseits aber möchte ich betonen, daß zwischen „kleinen alten Plätzen als Standquartieren für Bildsäulen" und zwischen „unsern modernen Riesenplätzen" denn doch auch noch Plätze von mittlerer Größe sich finden müssen, auf welchen viele öffentliche Bildsäulen noch am besten angebracht werden können. Wir haben Recht und Pflicht, unsere besten Männer auch in die beste Umgebung zu bringen und Sitte's „Riesenplätze" können leichter denn je durch die heutige Gartenkunst in Heimstätten für Denkmäler verwandelt werden. Auch kann ich mich der Bekämpfung der

großen öffentlichen Parkanlagen durch Sitte nicht anschließen. Gewiß sind die Hintergärtchen den öden kleinen Höfen vorzuziehen; aber die großen öffentlichen Gärten, Promenaden und Parkanlagen können vor dem „Staube" ungleich mehr durch unsere modernen Wasseranlagen geschützt werden als jene Hintergärtchen.

Auf die wiener Verhältnisse näher einzugehen, habe ich keine Veranlassung. Das Buch Sitte's empfehle ich unter den gemachten Vorbehalten den Architekten zum fleißigen Studium und stimme schließlich Sitte darin bei, daß bei größern Parcellirungen auch die künstlerische Seite im Auge behalten werden müsse. Das übliche Blockrastrum für Städteerweiterungspläne leistet nur der Faulheit der Baumeister und der Speculationssucht von Baulöwen Vorschub; gegen solche schablonenmäßige Behandlung von künstlerisch und culturell hochwichtigen Fragen kann man nur Widerspruch erheben.

Gustav Portig.

Zur Geschichte des Elsaß.

1. Straßburger Kaiserbuch. Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg. Blätter aus der Geschichte der Westmark des Reichs von Hermann Ludwig. Straßburg, Schmidt. 1889. Fol. 20 M.
2. Straßburg vor hundert Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Hermann Ludwig. Stuttgart, Frommann. 1889. 8. 5 M.

Das „Straßburger Kaiserbuch" (Nr. 1) wurde gelegentlich der ersten Anwesenheit Kaiser Wilhelm's II. und der Kaiserin Augusta Victoria im Reichslande und der Einweihung des straßburger Kaiserpalastes dem Herrscherpaare von der Stadt Straßburg als Gastgeschenk überreicht. Demselben liegt der leitende Gedanke zu Grunde: was war die Stadt Straßburg dem Reiche und was war sie durch das Reich und die Kaiser unter dem alten Reiche; was war sie, losgetrennt von demselben, geworden, als sich einer der letzten Beherrscher desselben (Joseph II.) daselbst aufhielt; wie hat sie sich endlich, dem wieder aufgerichteten Reiche zurückgewonnen, als Hauptstadt des Reichslandes entwickelt während der verschiedenen Besuche Kaiser Wilhelm's I. Zeigt sich uns auf solche Weise jahrhundertelanges Wachsthum Straßburgs zu freireichsstädtischer Blüte in Macht, Wohlstand und geistiger Höhe, darauf die Scheinselbständigkeit der französischen „königlichen freien Stadt" und ihr endliches Herabsinken zum Hauptorte des Niederrheinischen Departements, so eröffnen die mannichfachen Umgestaltungen während der Zeit der Wiederzugehörigkeit Straßburgs zum Deutschen Reiche naturgemäß einen Ausblick auf seine in dieser letztern beruhende ersprießliche Zukunft. Die Beleuchtung der Wechselbeziehungen Straßburgs zu Kaiser und Reich im ersten Theile des Werks, wie die im zweiten enthaltenen Mittheilungen über die Anwesenheit von 38 der deutschen Kaiser und Könige in der Stadt und insbesondere die culturgeschichtliche Schilderung der letztern in ihren verschiedenen Wandlungen von der Karolingerzeit, in welcher zu Straßburg eine königliche Pfalz war, bis zur Gegenwart, die nach einem Jahrtausende daselbst wieder einen Kaiserpalast erstehen ließ, dürfen auf allgemeinstes Interesse rechnen.

Der durch seine kunst- und culturgeschichtlichen Veröffentlichungen über das Elsaß rühmlichst bekannte Verfasser Hermann Ludwig (von Jan) bietet in der auf gründlichster Unterarbeitung ruhenden, lebensvollen und gedankenreichen Darstellung der Wechselbeziehungen Straßburgs zu Kaiser und Reich eine sehr lesenswerthe Skizze der Reichsgeschichte, soweit das Oberrheinthal in derselben seine bedeutende Rolle spielte, wie der Stadtgeschichte Straßburgs nach politischem und culturellem Gesichtspunkte. Die schöne Sprache wird um der Gedrängtheit ihres Ausdrucks willen, der stets wohlerwogen und bezeichnend gewählt ist, vielleicht anfangs etwas schwer fallen; das Buch liest sich nicht so leicht hin; aber bald wird der ernste Leser sie zu würdigen wissen und sich an ihr erfreuen, wenn er, wie im ersten Theile des Buchs, in ihrem Gewande den Grundzügen nach wesentlich Bekanntes empfängt, oder im zweiten Theile in die eigentlich städtische Geschichte, die Entwickelung der äußern Stadt und ihrer innern Verhältnisse, in die Umstände, unter welchen die Kaiser jedesmal in Straßburg weilten, und die Veranlassung, aus der sie hingekommen waren, eingeweiht wird. Dieser zweite Theil gliedert sich in fünf Abschnitte: die königliche Stadt der Karolingerzeit, die Bischofsstadt, welche siebzehn deutsche Könige, die freie Reichsstadt, die vierzehn derselben in ihren Mauern gesehen, in den letzten 118 Jahren ihrer Zugehörigkeit zum Reiche aber nicht mehr von dessen Herrschern besucht worden ist; die französische „königliche freie Stadt", die als solche Kaiser Joseph II. als fremden Gast beherbergte *) und endlich die Reichslandshauptstadt, welche zweimal Kaiser Wilhelm I. empfing. Mit der Schilderung des neuen Kaiserpalastes schließt das stattliche Werk, das durch wissenschaftliche Haltung, edle Sprache, warme nationale Gesinnung und prachtvolle Herstellung in Wahrheit ein würdiges Gastgeschenk der Stadt an unser Herrscherpaar geworden ist.

Eigenartig und werthvoll ist sein Schmuck. In Bildniß und Schrift (Monogrammen und Unterschriften) der einzelnen Kaiser, sowie in der Abbildung ihrer jeweiligen Herbergen in Straßburg bietet er möglichst Zeitgenössisches in vortrefflicher Wiedergabe. Besonders hervorzuheben ist das große Bildniß Maximilian's I. in Folio, nach dem

*) Als einziger Fehler im großen und sorglichst hergestellten schönen Werke ist im Inhaltsverzeichnisse zweimal Joseph I. statt Joseph II. zu finden.

Gemälde von Bernhard Strigel aus dem Jahre 1507. Ueberhaupt ist die äußere Ausstattung des „Straßburger Kaiserbuchs" der Stadt durchaus würdig, welche einst in der Buchdruckerkunst eine so bedeutende Rolle spielte. Die „Elsässische Druckerei und Verlagsanstalt vormals G. Fischbach" — eine seit über hundert Jahren bestehende altstraßburger Offizin — hat mit dem Aufgebote aller typographischen Hülfsmittel der Neuzeit einen glänzenden Beleg ihrer Leistungsfähigkeit geliefert. Dies gilt sowol vom Texte und dessen überaus geschmackvollen rothen Umrahmungen auf prachtvollstem Papier, wie vom vorzüglich gelungenen Farbendrucke des Titelbildes (der Stadtfahne von 1208 mit den allerdings stark modernisirten Zügen der Maria und des Christkindes) und des schönen Haupttitels und der Wiedergabe der Siegel (in verschieden abgetöntem Roth) und übrigen Bilder. Freunde ernstern Lesestoffs und Liebhaber gediegener schöner Bücher darf das „Straßburger Kaiserbuch" als ein hochwillkommenes Geschenk ersten Ranges bezeichnet werden.

Das andere oben genannte Werk desselben Gelehrten: „Straßburg vor hundert Jahren" (Nr. 2), ist dem Gedächtnisse der 1786 in dieser Stadt erfolgten Geburt König Ludwig's I. von Baiern gewidmet, dessen Vater, Max Joseph I., zur Zeit als Prinz von Zweibrücken-Birkenfeld Oberst des in Straßburg garnisonirenden Regiments „Alsace" war. Die Unruhen des Revolutionsjahres veranlaßten den Fürsten, schon am 8. August 1789 seine Familie in die Pfalz in Sicherheit zu bringen, während er seinen Posten nach wie vor versah, bis kurz vor der an das Deutsche Reich erfolgten Kriegserklärung er auf die Nachricht der ihm unmittelbar bevorstehenden Verhaftung aus der Stadt flüchtete. Das dem Prinz-Regenten Luitpold dargebrachte Buch weist ein vornehmes Gewand auf; dieses kommt jedoch seinem schriftstellerischen und wissenschaftlichen Werthe gegenüber nicht in Betracht.

Die zeitlich scharf umgrenzte Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt, nämlich die Zeichnung des Querschnitts der Geschichte Straßburgs auf allen denkbaren Gebieten, dem politischen, kirchlichen, wirthschaftlichen, geistigen und socialen, zu einer ganz bestimmten Zeit, gab Raum freierer Entfaltung der schönen Eigenschaften, die beim „Straßburger Kaiserbuche" bereits hervorgehoben worden, dort jedoch wegen der zu durchmessenden weiten Bahn mit ihren oft unbequemen Haltepunkten nicht voll zur Erscheinung gelangen konnten. Die gründlichen und umfassenden wissenschaftlichen Vorstudien, deren mitgetheilter Quellenbeleg nahezu die Hälfte des Buchs beansprucht, kommen in der dem jedesmaligen besondern Thema sich anpassenden Darstellungsweise zu wirksamster Geltung. Der schrift- und stilkundige Leser merkt bald, daß in diesem Buche jedes Wort wohlerwogen, als Ergebniß eindringendster Beschäftigung mit dem Gegenstande gewählt ist und nicht leicht durch ein anderes zu ersetzen wäre. Daß das Buch eine reife Frucht und daß dem Verfasser ein Herzensbedürfniß gewesen, es zu schreiben, ist die erfreuliche Wahrnehmung, die unter dem Lesen sich immer aufs neue aufdrängt. Mag man nun im ersten und vierten Abschnitte der scharfsinnigen Darlegung der Verfassungszustände Straßburgs folgen und unter der liebevollen Behandlung der altehrwürdigen Formen spüren, welch scharfes Auge der Erzähler für ihr Wesen sowol wie für das Entschwinden des ihnen einst innewohnenden Geistes hat, mag man im zweiten Kapitel die behagliche Schilderung der landschaftlichen Umgebung der Rheinstadt genießen oder im letzten an der Hand des kundigen Führers sich in das gesellige Leben der Altstraßburger versenken — immer gewinnt man die Ueberzeugung, daß ein völlig berufener Mann die selbstgewählte Aufgabe glücklich gelöst hat.

Daß das Jahr 1789 und nicht etwa das Jahr 1681 zum Standpunkte für die Ausschau genommen ist, dies liegt in der unvergleichlich einschneidendern Wirkung, welche die Revolution im Vergleiche mit der Einverleibung in Frankreich auf Straßburg geübt hat:

> Mit der Umwandlung der freien Reichsstadt in eine „königliche freie Stadt" war diese doch immer eine deutsche, auf ihrer geschichtlichen Entwickelung beharrende geblieben. . . . Das 18. Jahrhundert hatte sie noch in eifriger und erfolgreicher Mitarbeit am Geistesweſen des Gesammtvaterlandes gesehen; die altberühmte Hochschule war in der Reihe ihrer rechtsrheinischen Schwestern den besten zur Seite geblieben und aus vaterländischen, von einer klugen Staatskunst offen gehaltenen Verkehrsadern war Handel und Gewerbe zu blühender Entfaltung genährt worden.
>
> Vor hundert Jahren sollte dies alles dahinsinken. Ungeheuere Leiden und Opfer standen mit der Revolution vor der alten Reichsstadt. Dieselben führten sie durch den kurzen Rausch napoleonischer Siege und eine durch außergewöhnliche Zusammenwirkungen vorübergehend bewirkte Hebung des Handels und Wohlstandes zu jener provinziell ohnmächtigen Unselbständigkeit und Abhängigkeit von der französischen Hauptstadt, in welcher sie die gewerbliche Blüte an das Oberelsaß übergehen, das durch die deutsche Hochschule getragene frische Geistesleben verdorren, alles Eigenschöpferische in dem großen Siedkessel der Vereinheitlichung untergehen sehen mußte, in welcher straßburger Söhne und Erben des alten, stolzen, unter Selbstverantwortlichkeit in großen Zügen zu schaffen gewohnten Bürgersinns mit verschwindenden Ausnahmen vergebens Antheil an der Arbeit für das Ganze zu gewinnen suchten.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Heft 53—56 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Jürgen Bona Meyer (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.), enthält folgende Themen: „Die Ueberfüllung der höhern Berufsarten", von H. Keferstein; „Ueber die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache", von Friedrich Pietzker; „Was erwartet Deutschland von dem bürgerlichen Gesetzbuch?", von Landgerichtsrath Pfizer in Ulm; „Betrachtungen über die Grundlagen zu behaglicher Einrichtung", von Karl Henrici. — Heft 79—85 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow,

umfaßt die Aufsätze: „Schiller's Verhältniß zu Kant's ethischer Weltansicht", von L. Liebrecht; „Die Laven des Vesuv", von Horaz Comes, übersetzt von Joh. Jos. Mohrhoff; „Ueber Wesen und Bedeutung der Homer-Frage", von Hermann Hagen; „Die Ameisenpflanzen", von K. Schumann; „Mohammed und der Koran. Eine psychologische Studie", von A. Sprenger.

— Nr. 6 der „Neuen Literarischen Volkshefte" à 50 Pf. (Berlin, Eckstein Nachfolger) behandelt das Thema: „Geschichte des Naturalismus". Der Verfasser erklärt den Idealismus für die Gesinnung eines wirklich existirenden Menschen, der zur Idee hinstrebt, sich über die Wirklichkeit zu erheben sucht; Realismus bedeute das Hinstreben des Unwirklichen nach Wirklichkeit, Naturalismus hingegen das Hinstreben des Unnatürlichen nach natürlichem Schein. Zum Beweis dieser seiner Hauptsätze skizzirt er die Geschichte des Naturalismus. Für ihn „macht die Reflexion (soll heißen: der Reflex) der Natur in einem verklärten und darum verklärenden Gemüth die Natur erst zur Poesie". „Die Naturalisten werden mit allen ihren sorgsamen Studien der Natur und Wirklichkeit kein naturalistisches Kunstwerk schaffen, so lange nicht ihr Gemüth, ihre Phantasie, ihr Auge auf der Natur mit eindringender Hingabe ruht." Dies die Grundgedanken des etwas leicht hingeworfenen Versuchs.

— Der bekannte Feuilletonist Dr. Ed. Maria Schranka hat bei J. R. Vilimek in Prag „Das Gelb-Buch" (Bertel's Postbüchel) veröffentlicht (1890). Dieses Büchlein, eine österreichische Besonderheit, vereinigt das Praktische mit dem Unterhaltenden. Es enthält alle wichtigeren, auf das dortige Postwesen bezüglichen Bestimmungen; außerdem ist es mit vortrefflichen (zum Theil illustrirten Witzen) ausgestattet, aber nur mit solchen, die sich auf das Postwesen beziehen. Das kleine Ding läßt auf jeder Seite den „Esprit" des Herausgebers erkennen.

— „Moderne Todtengespräche" hat ein Lucian der Jüngere in Berlin bei Eckstein Nachfolger erscheinen lassen. In achtundzwanzig kurz und schlagend gehaltenen, an Wortspielen und Anspielungen überaus reichen Gesprächen von erdichteten Todten geißelt der Verfasser die Gebrechen unserer heutigen Gesellschaft. Er steht auf einer hohen Warte und stellt eine trefflich beherrschte Sprache in den Dienst einer edeln Gesinnung. Auch die Satire eines geistvollen Mannes ist ja ein Spiegel, welcher der Zeit vorgehalten werden muß. Einige Proben herausgreifend müssen wir freilich auf deren Umrahmung verzichten: „Es gibt Dichter, die zu einer hübschen Scene ein fünfactiges Drama geschrieben haben." „Aus fünf Romanen läßt sich die Handlung zu einem sechsten zusammenstehlen." Ein Duellant: „Wenn ich wieder zurück auf die Oberwelt gelangte, ich würde wieder mit Freuden Gesichter zerhauen und mir das meinige zerhauen lassen." Ein Abgeordneter hat die Wette verloren, daß er „in einer Parlamentssitzung alle Reden von Anfang bis zu Ende anhören wollte". Ein Theaterdirector berichtet an Lessing in der Unterwelt: „Nicht Gründlichkeit, Schnelligkeit ist jetzt die Parole der Kritiker. Das Publikum braucht keine Belehrung; es fragt mehr nach dem Theatermaler und Theaterschneider, als nach einem echten Dichter." Goethe zu Homer: „Sage mir, Bester, wer kann noch Zeit finden, außer den vielen Büchern über mich und meine Werke diese selbst zu lesen?"

— Hans Arnold's vor fünf Jahren erschienene „Neue Novellen", ein leichter, meist humoristisch gehaltener Lesestoff, sind in zweiter Auflage (Stuttgart, Bonz u. Comp., 1890) ausgegeben.

— Adolf Schafheitlin's „Peregrin. Ein berliner Gedicht" ist in zweiter vermehrter Auflage erschienen (Leipzig, Friedrich). In d. Bl. f. 1888, S. 137, ist bereits darüber geurtheilt worden; wir sehen, der Geschmack der Menschen geht eben auseinander.

— Wir erinnern an Johanna Spyri's kleine „Geschichten für Jung und Alt im Volk", die jetzt von der Verlagshandlung F. A. Perthes in Gotha in vierter und fünfter Auflage je in einem kleinen cartonnirten Heftchen mit einem Titelbilde zum Preise von 20 Pf. ausgegeben werden. Es sind deren zehn einzelne abgeschlossene Erzählungen, deren Vorgänge aus dem gesunden Volksleben geschöpft und von dem tiefen Gemüth und der Darstellungskunst der Verfasserin lebensvoll gestaltet sind.

Bibliographie.

Biebeler, G., Die Psalmen Davids in freier poetischer Uebertragung. Halle, Fricke. Gr. 8. 3 M.

Böheimb, M., König Sebastian. Dichtung aus dem Zeitalter der Reformation. Dresden, Hönsch u. Tiesler. 1890. 8. 2 M.

Bonhöffer, E., Graf Ulrich von Wirtemberg. Dramatisches Gedicht. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 50 Pf.

Dietrich, A., Landgraf Friedrich. Bilder aus der Geschichte der Wettiner. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 16. 75 Pf.

Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. 5tes Hft.: Iran und Turan. Historisch-geographische und ethnologische Untersuchungen über den ältesten Schauplatz der indischen Urgeschichte von H. Brunnhofer. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 9 M.

Förster, B., Deutsch-Ostafrika. Geographie und Geschichte der Colonie. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 6 M.

Gisela. Von M. v. W. Leipzig, Böhme Nachf. 8. 4 M.

Grotthuß, Baronin Elis. v., Martha. Socialer Roman. Augsburg, Schmid. 8. 4 M.

Hähnel, C. L., Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächsischen) Armeekorps. Aufzeichnungen eines Angehörigen des 107. Regiments im Feldzug 1870/71. München, Beck. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Heimburg, W., Lore von Tollen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 7 M.

Herzog, A., Camilla. Schauspiel. Neue Bearbeitung. Dresden, Pierson. 1890. 8. 2 M.

Hornung, O., Neu-Oesterreich. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jung, A., Die pädagogische Bedeutung der Schopenhauerschen Willenslehre. Berlin, Gaertner. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Keyser, Stefanie, Deutsche Art, treu gewahrt. Eine Hofgeschichte aus dem 17. Jahrhundert. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M.

König, E. A., Verzehrende Gluthen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Lindner, G. A., Grundriß der Pädagogik als Wissenschaft. Im Anschluß an die Entwickelungslehre und die Sociologie. Aus dessen literarischem Nachlasse herausgegeben von K. Domin. Wien, Pichler's Wwe u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Mantegazza, P., Die Physiologie des Hasses. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 M.

Martin, Harte Kokos für confessionslose Schul-Nuß-Knacker. Bedenkliche Thatsachen gegenüber einem gedankenlosen Geschrei. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Möllhausen, B., Die Familie Melville. Roman aus der Zeit des nordamerikanischen Bürgerkriegs. 3 Bde. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 9 M.

Neff, W., Die Heldenlaufbahn des Generals der Infanterie August von Goeben. Zur stetigen Erinnerung für die Mannschaften des Infanterie-Regiments von Goeben (2. Rheinisches) Nr. 28. Auf Befehl des Regimentskommandos dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 60 Pf.

Nordmann, J., Gedichte. Wien, Hölder. 8. 4 M.

Nowack, A., Plattdeutsche Schnurren in ostpreußischer Mundart. 1ster u. 2ter Band. Königsberg, Hartung. 12. à 1 M.

Olinda, A., Ein moderner Catilina. Roman in 3 Büchern aus der Regierungszeit des Zaren Alexander II. 3 Bde. Mannheim, Nemnich. 8. 10 M.

Pfau, K. F., und H. Rösch, Biographisches Lexikon des deutschen Buchhandels der Gegenwart. Unter Berücksichtigung der hervorragendsten Vertreter des Buchgewerbes der alten Zeit und des Auslandes. Mit 1 Lichtdruck-Bilde und etwa 50 Porträts. Nach Original-Quellen bearbeitet. 1ste Lfg. Lindenau-Leipzig, Fr. Pfau. Gr. 8. 50 Pf.

Prometheus. Illustrirte Wochenschrift über die Fortschritte der angewandten Naturwissenschaften, herausgegeben von O. N. Witt. 1. Jahrg. 1889/90. 52 Nrn. Berlin, Mückenberger. Hoch 4. Vierteljährlich 3 M.

Rübsam, J., Johann Baptista von Taxis, ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. 1530—1610. Nebst einem Exkurs: Aus der Urzeit der Taxis'schen Posten 1505—1520. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Sachs, H., Lied und Wort. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Schmidt, C., Die Durchschnittsprofitrate auf Grundlage des Marx'schen Werthgesetzes. Stuttgart, Dietz. Gr. 8. 2 M.

Schrill, E., Sein Erbe. Roman aus dem russischen Leben. Leipzig, Böhme Nachf. 8. 5 M.

Taeglichsbeck, F., Die Gefechte bei Steinau an der Oder vom 29. August bis 4. September 1632. Das Treffen bei Steinau an der Oder am 11. Oktober 1633. Eine kriegsgeschichtliche Untersuchung auf Grund urkundlicher Quellen sowie der gleichzeitigen und späteren Litteratur. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Wachlowski, A., Studien über die Erziehung an den Gymnasien und Realschulen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Zitscher, F., Der Substanzbegriff. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der philosophischen Grundvorstellungen. 1stes Hft.: Der Substanzbegriff bei Locke. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gruber, H., S. J., August Comte, der Begründer des Positivismus. Sein Leben und seine Lehre. Gr. 8°. (VII u. 144 S.) M. 2. (Bildet Heft 45 der Ergänzungshefte der Stimmen aus Maria-Laach.)

Die **„Germania"** (Berlin) vom 27. October 1889 sagt: „Das Interesse, welches der Stoff an sich schon bietet, wird durch die Gründlichkeit der Behandlung und die Kunst der Darstellung in genannter Schrift noch wesentlich erhöht. Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, daß diese nur 144 Seiten umfassende Arbeit uns über Comte's Lehre und Leben viel vollständigern und zuverlässigern Aufschluß gibt, als die 600—700 Seiten großen Werke Littré's und Robinets. Von den verschiedenen Werken Comte's selbst wird ein Auszug geboten, mit welchem sich die in allen anderen bisher erschienenen Werken befindlichen an Vollständigkeit, Uebersichtlichkeit und Genauigkeit auch nicht von ferne messen können. Hier ist wirklich jeder Satz mit seinem Citat erhärtet. Dabei bleibt in einer seltenen Vereinigung von Vorzügen, die sich sonst auszuschließen scheinen, die Darstellung dennoch ungemein fesselnd und spannend. Grubers Schrift kann daher, mag man dieselbe nun als gelehrte Monographie oder als abgerundetes formvollendetes Charakter- und Zeitbild auffassen, kühn als eine Musterleistung bezeichnet werden."

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im Stein Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in unübertroffen reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-** **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons.

Carneval- Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann, Uhren-Fabrik [7218

Leipzig Königsplatz 6.

Taschentücher

Schutzm.

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei v.**

Wilhelm Bertram

Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.

Reines Leinen garantirt.

CHOCOLADE

Hartwig & Vogel Dresden

UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

H. Raab, Zeitz

Billigste Preise.

Bestes Fabrikat.

Fontainen-Fabrik.

Illustrirte Preisliste gratis und franco.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Illustr. Preislisten gratis!

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blan.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Fabrik f. Wagen, Bürstenbinder u. div. Kinderwaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEC 16 1889

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 28. November 1889.

Inhalt: Gustav Freytag über Kaiser Friedrich. Von Friedrich Bienemann. — Biographisches. Von Otto Speyer. — Ein Künstlerroman. Von Robert Waldmüller. — Ein Leben Jesu. Von Karl Jallmann. — Unterhaltungsliteratur. Von Bernhard Münz. — Curiosa. Von Eduard Maria Schranka. — Philosophische Schriften. Von Konrad Hermann. — Zur Alterthumskunde und Uebersetzungsliteratur. Von J. Mähly. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gustav Freytag über Kaiser Friedrich.

Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freytag. Sechste Auflage. Leipzig, Hirzel. 1889. 8. 1 M. 80 Pf.

Ueber vier Wochen ist es her, daß diese Schrift erschienen ist, und wer überhaupt liest, wird sie gelesen haben oder ihren Hauptinhalt aus den Zeitungen kennen. Auch ich habe ihn zuerst diesen entnommen und auf die Bruchstücke hin die alsbald mir sich aufdrängende Frage nicht beantworten können, warum Freytag zur Veröffentlichung des Buchs geschritten sei, warum er gleich nach dem Tode Kaiser Friedrich's es habe drucken lassen wollen. Sein Vorwort gibt nun allerdings die Antwort. Er meinte, einen „kleinen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Kaiserwürde" bieten zu können, „zu berichten, wie als Wunsch in der Seele des Kronprinzen gelebt hat, was später Thatsache wurde". Und solcher Wunsch des fürstlichen Herrn ist für Freytag ein bedeutender historischer Einschlagsfaden sowol wie ein bezeichnender Charakterzug des Kronprinzen, weil dieser, des Verfassers freilich höchst auffälliger Anschauung nach, sich damit im Gegensatze zur herrschenden Meinung in Norddeutschland im Jahre 1870 befunden habe. Die innere Stellung Kaiser Friedrich's zur Kaiserfrage erscheint Freytag so wichtig und eigenthümlich, daß er den Entschluß, seine Wahrnehmungen darüber durch den Druck mitzutheilen, nicht aufgab, sondern nur verzögerte, als die Thatsache durch die „ohne Bewußtsein verübte" Veröffentlichung „Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch" bereits allerseits bekannt geworden war.

Nicht daß Gustav Freytag „im Jahre 1870 der Kaiserkrone über einem deutschen Staatsbau abgeneigt gegenüberstand", ist verwunderlich — denn dafür führt er beachtenswerthe Gründe an, sondern daß er den vermeintlichen Gegensatz der Begeisterung des preußischen Thronfolgers zur damaligen Stimmung im Volke als eine geschichtliche Thatsache bezeichnet, daß er sich wundert über diese Begeisterung einer Fürstenseele, welche „von den Einwirkungen von 1848 bis 1864 (ich möchte sagen: bis 1866), wie die seiner meisten Altersgenossen, Inhalt und Farbe bewahrte" (S. 78). Lebte die Erinnerung an die Idee des preußischen Erbkaiserthums von 1849 denn nicht lebendig fort? War durch die Herübernahme des Reichswahlgesetzes der Verfassung von 1849 in die des Norddeutschen Bundes und durch die Thaten des preußischen Heeres im Kriege von 1866 nicht auf das kräftigste die Hoffnung belebt worden, doch noch das Deutsche Reich sich zusammenschließen zu sehen? Und an welche andere Benennung des Reichsoberhaupts konnte denn in der Nation, nicht in einzelnen Kreisen sorgender Politiker, gedacht werden als an die, welche der §. 70 der Reichsverfassung ihm beigelegt hatte, die des Kaisers? Hat am Abend des 2. September, als König Wilhelm das Schlachtfeld von Sedan beritt, jener Offizier der bairischen Jäger, der seinen Kameraden zurief: „Da reitet unser zukünftiger Kaiser!" seine Losung etwa vom Kronprinzen erhalten? Und von wem mag denn jenseit der deutschen Marken die „Revalsche Zeitung" beeinflußt worden sein, als sie bereits am 14. Juli auf die erste Nachricht von der Zurückweisung Benedetti's den Krieg und den Ausgang des Kriegs mit der Frucht von Kaiser und Reich vorausgesagt hat? Von wem anders als von jener webenden Volksseele, die Preußens Königssohn wie die Massen der national Empfindenden inner- und außerhalb der Grenzen des Norddeutschen Bundes mit der Hoffnung auf Deutschlands Größe und mit dem Blicke für den Anbruch des Tages, der sie verwirklichen sollte, erfüllt hat? Daß ernste und wohl zu berücksichtigende Erwägungen manchen Vaterlandsfreund, zumal einen so strammen Preußen, wie

den Verfasser, anders denken ließen, ist schon zuzugeben; nur sollen diese Männer ihr Meinen nicht für das des Volks halten.

Weil Freytag aber noch heute der Ansicht ist, daß er vor neunzehn Jahren in Uebereinstimmung mit seinem Volke gedacht und empfunden, glaubt er die ihm absonderlich scheinende Stellung des damaligen Kronprinzen darlegen und durch die Schilderung seiner Persönlichkeit nach seinem Urtheil erklären zu sollen. Es macht einen befremdenden Eindruck, wie er sich auf sein Recht dazu steift. Wer wollte ihm das absprechen? oder welcher ehrliche Mann wollte an Freytag's Ehrlichkeit zweifeln? Aber mit H. Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" ist doch zu fragen: welche Nothwendigkeit lag für Freytag vor, von seinem Rechte jetzt Gebrauch zu machen? Wie er einst mannhaft und treu den Kronprinzen gebeten, sein Tagebuch nicht in die Oeffentlichkeit hinausgehen zu lassen, weil „dessen Bekanntwerden ihm für das Wohl des Reichs sowie für das Ansehen des hohen Verfassers selbst als durchaus unzuträglich erschienen sei", so wäre es unzweifelhaft richtig gewesen, seine eigenen Erinnerungsblätter erst spätern Jahrzehnten vorzulegen und dem Idealbilde, welches im Volke von Kaiser Friedrich schon Wurzel gefaßt hatte und lange genug in seiner Entwickelung gehemmt worden, Zeit zur Ausgestaltung zu gönnen. Was soll denn die Vorführung von Einzelzügen, die den einen die Vorstellung des hingegangenen Helden gänzlich zerstören, den andern leider nicht neu sind oder in der Richtigkeit der Auffassung zum Theile und wol mit Recht bestritten werden? Zur Trauer, daß dem edeln Todten in der Gruft der potsdamer Friedenskirche die Ruhe immer noch nicht gegönnt wird, tritt der Schmerz, einem hochgeschätzten Manne in Jahresfrist schon zum zweiten male (vgl. Nr. 13 d. Bl. f. 1889) wünschen zu müssen, daß er geschwiegen hätte.

Friedrich Bienemann.

Biographisches.

Prinz Karl von Württemberg, kaiserlich russischer Generallieutenant, geb. 1770, gest. 1791. Nach Briefen des Prinzen Karl und seiner Aeltern u. s. w. Von August von Schloßberger. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. Gr. 8. 8 M.

Die vorliegende Schrift führt uns in einer langen Reihe von Briefen mit verbindenden und erläuternden Zwischenbemerkungen des Herausgebers das kurze Leben eines nicht nur dem Auslande, sondern sogar seiner engern Heimat bisher fast ganz unbekannten Mitgliedes jenes Hauses vor, des Prinzen Karl, sechsten Sohnes des Herzogs Friedrich Eugen von der Mömpelgarder Linie, die bekanntlich nach dem Tode des kinderlosen Karl Eugen in der Person des Herzogs, nachmaligen Königs Friedrich auf den würtembergischen Thron gelangte.

Mit verschwindenden Ausnahmen sind sämmtliche Briefe, selbst die zwischen den Gliedern der deutschen Fürstenfamilie gewechselten in französischer Sprache geschrieben, was freilich den Kenner der Geschichte der Höfe jener Zeit kaum wundernehmen wird. Sie beziehen sich nur auf dienstliche oder Familienangelegenheiten oder auf das persönliche Schicksal des Prinzen Karl. Anders wird unser Urtheil lauten, wenn wir uns auf einen allgemein menschlichen Standpunkt stellen. Das traurige Geschick des Prinzen selbst, der als neunzehnjähriger Jüngling sich, nicht leichten Herzens, von Aelternhaus und Heimat losreißt, um in russischen Diensten den Krieg von 1789 gegen die Türken mitzumachen und nach mancherlei Unfällen, nach vergeblichen Bemühungen, eine Gelegenheit zur Auszeichnung zu finden, als Einundzwanzigjähriger dem verderblichen Malariafieber zum Opfer fällt; der frühe Tod zweier geliebten Schwestern, der Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin des spätern Kaisers Franz, und der Herzogin von Oldenburg, die beide infolge ihrer ersten Entbindung dahinstarben; die warme und herzliche Liebe, welche aus allen Briefen der Familienglieder spricht; die achtungs- und liebevolle Verehrung, welche alle Kinder dem Aelternpaare in Mömpelgard weihen: alles das ist wohl geeignet, die lebhafte Theilnahme jedes menschlich fühlenden Herzens zu erwecken. Neben den Briefen des Prinzen Karl und der ihn schwärmerisch liebenden Erzherzogin Elisabeth fesseln uns besonders die der ältesten Schwester, der Gemahlin des spätern Kaisers Paul von Rußland, die, wenigstens so weit unser Buch reicht (d. h. bis zum Jahre 1791), sich weit glücklicher gefühlt zu haben scheint *), als man es an der Seite eines solchen Mannes hätte erwarten sollen. Es ist rührend zu sehen, wie sie in den langen Briefen nach dem Tode des Prinzen Karl den eigenen Schmerz um den jüngern Bruder, für den sie während seines Aufenthalts in Rußland mit fast mütterlicher Liebe und Treue gesorgt hatte, hintansetzend, auf alle Weise bemüht ist, die trauernden Aeltern in Mömpelgard zu trösten und aufzuheitern. Sie erzählt ihnen von ihren Kindern, zumal von ihrem ältesten Sohne, dem damals vierzehnjährigen Großfürsten und nachmaligen Kaiser Alexander I., auf den sie stolz war und der so früh entwickelt erschien, daß sie den Aeltern als tiefes Geheimniß anvertrauen kann, die Kaiserin Katharina habe für den Enkel schon eine Braut in der Person der Prinzessin Luise von Baden ausgesucht. In der That fand die Vermählung der beiden jungen Leute 1793 statt, bevor Alexander sein sechzehntes und die Braut ihr funfzehntes Lebensjahr vollendet hatten.

*) Und in der That bis ins Jahr 1798 gefühlt hat. D. Red.

Schloßberger beschränkt sich überhaupt in seinen Mittheilungen keineswegs auf den Prinzen Karl und das, was mit seinem Schicksale in unmittelbarem Zusammenhange steht. Gleich die ersten Blätter des Buchs enthalten den Briefwechsel betreffs der Verehelichung der Prinzessin Dorothea von Würtemberg als Maria Feodorowna mit dem Großfürsten Paul nach dem Tode von dessen erster Gemahlin. Was uns in dieser Correspondenz besonders und nicht in angenehmer Weise auffällt, ist der demüthige Ausdruck überströmender Dankbarkeit und Verehrung seitens der Aeltern der Braut gegenüber der herablassenden Leutseligkeit der Kaiserin.

Von dem Prinzen Karl selbst werden uns schon aus seinem zehnten Lebensjahre Briefchen an seinen ältesten Bruder, den nachmaligen König von Würtemberg, mitgetheilt. In sehr correctem Französisch, aber durchaus nicht in kindlichem Tone geschrieben, sind sie vielleicht mehr das Werk des Hofmeisters oder der Gouvernante als sein eigenes. Von dem Tage an, wo er, neunzehn Jahre alt, die Heimat verließ, um in russische Dienste zu treten, folgt sodann eine lange Reihe von Briefen an die Aeltern, in denen er in einfach natürlicher Weise über seine Erlebnisse auf der Reise von Mömpelgard über Wien nach Jassy, wie im Türkenkriege und am Hofe zu Petersburg Bericht abstattet. Ueberall tritt uns in denselben ein harmloses, noch fast kindliches Wesen und eine reine edle Gemüthsart entgegen. Ihrem thatsächlichen Inhalte nach sind dieselben höchst unbedeutend; er selbst beklagt einmal, daß er nicht interessantere Briefe schreiben könne. Mehrfach zeigen sie eine fast schwermüthig ernste Färbung, wol hervorgerufen durch die lebhafte Sehnsucht nach der Heimat und dem Aelternhause.

Schloßberger bezeichnet den Prinzen als einen Jüngling,

der vermöge der ihn schmückenden Tugenden, besonders seiner Religiosität, Sittenreinheit, ehrfurchtsvollen Liebe zu den Aeltern, rührenden Anhänglichkeit an die Geschwister, Anspruchslosigkeit, Offenheit, Pflichttreue und Dankbarkeit in den heutigen Tagen noch jedem Jünglinge als ein weithin leuchtendes Vorbild gerühmt und zur Nacheiferung vorgehalten zu werden verdiene.

Wenn diese Charakteristik nun auch die begeisterte Verehrung des Herausgebers für sein Fürstenhaus vielleicht etwas zu deutlich an der Stirn trägt, so erscheint sie doch nach den mitgetheilten Briefen in der Hauptsache als nicht unberechtigt. Aber Schloßberger verräth zugleich in dem, was er nicht sagt, woran es dem Prinzen mangelte. So liebenswürdig, sittenrein und erfüllt von edelm Streben, so unbedeutend erscheint derselbe in Hinsicht auf seine geistige Begabung. Kein bedeutender Zug, kein eigenartiger Gedanke, nicht einmal eine originelle Wendung tritt uns in seinen Aeußerungen entgegen, und der Zweifel erscheint gerechtfertigt, ob er, wenn ein günstigeres Geschick ihn vor einem vorzeitigen Tode bewahrt hätte, je eine irgend bedeutende Rolle in der Welt gespielt haben würde. Wenn der Herausgeber hervorhebt, daß er keinen Feind gehabt habe, so ist das ein zweideutiges Lob. Geistig bedeutende charaktervolle Persönlichkeiten in hohen Stellungen sind nie ohne Feinde, und nun gar ein als halbes Kind zum General gemachter deutscher Prinz in einem russische Feldlager oder am Hofe Katharina's.

Beide Schwestern, die Großfürstin Maria und zumal die Erzherzogin Elisabeth, waren dem Bruder, den sie beide aufs innigste liebten, geistig überlegen. Die Briefe der letztern nach dem Besuche, den Prinz Karl bei der Durchreise von Mömpelgard nach dem Kriegsschauplatze am wiener Hofe machte, flößen uns ein lebhaftes Interesse für die junge liebenswürdige Prinzessin ein. Das vierte Kapitel unsers Buchs ist ihr allein gewidmet. Wir erhalten darin — ebenfalls der Hauptsache nach in Briefen — die Vorgeschichte ihrer Vermählung mit dem Erzherzog Franz, die Joseph II. lebhaft wünschte; während Friedrich der Große sie aus politischen Gründen zu hintertreiben suchte. Nachdem der erstere, schon als er sich incognito 1780 in Petersburg aufhielt, die Großfürstin Maria von seinem Plane in Kenntniß gesetzt hatte, hielt er im folgenden Jahre von Brüssel aus formell um Elisabeth's Hand für seinen Neffen an. Auf seinen Wunsch wurde die Erziehung der Prinzessin unter seinen Augen in Wien vollendet. Dabei gewann der alternde Monarch das junge Mädchen so lieb, daß er es allen andern Prinzessinnen und Prinzen seines Hauses vorzog. Erst 1788 fand die Vermählung statt. Bei seinem Glückwunsche bat sich Kaiser Joseph von ihr aus, daß sie nie im Leben Schminke auflegen solle. — Aus ihren zahlreichen Briefen an den Bruder geht hervor, daß sie eine liebende und geliebte Gattin, eine zärtliche Schwester, eine warm empfindende Natur von feinem natürlichen Takte, eine hochgebildete und doch bescheidene Frau; aus ihrem Briefwechsel mit den Aeltern, daß sie eine liebevolle und musterhafte Tochter war.

Als ihre erste Entbindung herannahte, war Kaiser Joseph II. ein aufgegebener Mann, dessen Hintritt täglich erwartet wurde. Elisabeth wollte den geliebten Oheim vor seinem Tode noch einmal sehen; aber seine entstellten Züge erschütterten sie so furchtbar, daß sie in eine tiefe Ohnmacht fiel. Zwei Tage nachher gab sie einer Tochter das Leben, starb aber schon wenige Stunden nachher. Die Trauerkunde machte einen schrecklichen Eindruck auf den sterbenden Kaiser. „Ich meinte", rief er aus, „ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen würde, mir zu senden, aber dies fürchterliche Unglück übersteigt alles, was ich erlebt habe." Am folgenden Tage (20. Februar 1790) war auch er eine Leiche.

Von dem tiefen Schmerze, den Prinz Karl empfand, geben drei Schreiben an die Aeltern rührende Kunde. Kurze Zeit nachher traf ihn in der Schlacht bei Kilia ein Unfall, durch den er eine schwere Beschädigung am Beine erlitt, wahrscheinlich ein Sturz mit dem Pferde. In Petersburg operirt und geheilt, erhielt er von Katharina den Andreasorden wegen seines muthvollen Benehmens vor der Feste Kilia, obwol er selbst sagt, die Affaire sei nicht der Art gewesen, um sich dabei auszeichnen zu können.

Kurze Zeit nachher wurde er, der schon mit sieben Jahren russischer Oberst gewesen, Generallieutenant. Im Juni 1791 kehrte er zur Armee zurück, erkrankte aber wiederholt in der Gluthitze der ungesunden Tiefebenen des Donaudeltas und der Dobrudscha und starb am 22. August 1791, wie es scheint an der Ruhr. In den letzten Briefen an die Seinigen spricht sich eine immer wachsende Sehnsucht nach der geliebten Heimat aus. Er wurde in Cherson beerdigt, wo wenige Wochen später auch Fürst Potemkin eine vorläufige Ruhestätte fand. Maria Feodorowna schildert in ihren Briefen die letzten Tage des Fürsten, welcher in seinem launischen Eigensinne die Verordnungen der Aerzte hintansetzte und schließlich während einer Reise, auf einer Matratze auf dem nackten Boden der Steppe hingestreckt, den letzten Seufzer aushauchte. Die Aeußerungen Maria's über den berühmten Günstling der Kaiserin sind sehr vorsichtig gehalten, lassen aber doch durchblicken, wie feindlich man demselben mit gutem Rechte in der Familie des Großfürsten gegenüberstand.

Wie die frühern Bücher des Herausgebers (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1888 und Nr. 15 f. 1889) ist auch das vorliegende mit sorgfältig gearbeiteten Verzeichnissen versehen, die den gewissenhaften Archivar erkennen lassen.

Otto Speyer.

Ein Künstlerroman.

Frau Minne. Ein Künstlerroman von Th. Zolling. Leipzig, H. Haessel. 1889. 8. 6 M.

Seit einigen Jahren hat Berlin, unterstützt durch die Neuaufrichtung des deutschen Kaiserreichs, sich so entschieden zur Weltstadt emporgearbeitet, daß eine genauere Kenntniß der berliner Bevölkerung und der dortigen Zustände weiten Kreisen als wünschenswerth erscheint und zwar nicht am wenigsten den Berlinern selbst. Mit vielem guten Willen ist denn auch der Romane schreibende Theil unserer deutschen Schriftsteller, soweit ihm die berliner Verhältnisse in genügendem Maße bekannt sind, an die wol nicht immer erfreuliche Arbeit gegangen, Spreeathen, wie es ißt und trinkt und vor allem wie es liebt, zum Gegenstande mehrbändiger Erzählungen zu machen, so zwar, daß der berliner Roman zu einer besondern Gattung dieser Erzählungsform geworden ist. Als gründlichen Kenner gewisser Kreise des emporstrebenden, wenn auch noch nicht durchaus liebenswürdigen Mittelstandes der Millionenstadt hat sich Th. Zolling in seinem, bereits in d. Bl. besprochenen Roman „Klatsch" bethätigt. Er hält in dem neuen Roman „Frau Minne" sich in einer andern, wenn auch verwandten Sphäre, derjenigen der bildenden Künstler und einzelner, der sogenannten Shoddy aristocratic angehörenden Gönner derselben. Wir steigen solcher Art in die Kellerwohnung hinab, wo unter der Hut seiner neapolitanischen Mama, der Donna Grazia, Franz Wittich, der Held des Romans, seine ersten kindlichen Zeichnenversuche anstellt, erfreuen uns der Bekanntschaft eines braven Professors Stocker, der mit bescheidenen eigenen malerischen Leistungen seine ballsüchtigen Töchter Lotti und Ilse und seine unholde Eheliebste ernährt, sich für das junge Talent des schüchternen Franz begeistert und mit den „verzopften Mandarinen der Akademie" auf sehr gespanntem Fuße steht, folgen mit Theilnahme der Entwickelung des strebsamen Jünglings, begleiten ihn nach Italien, nehmen mit Bedauern wahr, daß seine bescheidene Jugendgespielin Magda Volkart — mit der er sich eines Tags unvorsichtigerweise verlobt hat — arm ist und für sein schönheitsbedürftiges Auge eigentlich ohne fesselnden Reiz bleibt, und erleben dann mit Schrecken, daß eine wunderschöne, aber uns sehr verdächtige „geborene Gräfin Kaminski, Polin aus der Polackei", Gattin eines liederlichen Barons Ruben-Kaminski, ihre Netze nach dem jungen Künstler auswirft. Mit welchem Erfolge oder Miserfolge, das braucht hier nicht ausgeplaudert zu werden. Außer großer Anschaulichkeit in der Schilderung ist die den sehr verschiedenen Personen gut entsprechende Wiedergabe ihrer Redeweise zu loben, wobei man sich nicht daran stoßen darf, daß der Umgangston, wie z. B. wenn das noch unmündige Modell „die schwarze Jule" zu Worte kommt, kein gewählter sein kann; folgt der heutige Roman doch in dieser Beziehung dem Realismus der heutigen Bühne, in der vorliegenden sorgfältig durchgeführten Arbeit übrigens mit weiser Beschränkung. Robert Waldmüller.

Ein Leben Jesu.

Die Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth, kritisch begründet, dargestellt und erklärt von Hugo Delff. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 8 M.

Der für seinen Gegenstand von warmherziger Liebe erfüllte Verfasser ist kein Neuling auf theologischem Gebiete. Eine ganze Reihe religionsgeschichtlicher und religionsphilosophischer Werke — wir erwähnen nur die letzterschienenen „Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Religion" und „Die Hauptprobleme der Philosophie und Religion" — bewähren den selbständigen Forscher und Denker. Haben dieselben bei den akademisch zünftigen Gelehrten mehr Ablehnung als Zustimmung gefunden, so ändert das nichts an der Thatsache. Nur hätten wir gewünscht, der Verfasser hätte seiner vielleicht berechtigten Empfindlichkeit

gegen widerfahrene Unbilden nicht so weit die Zügel schießen lassen, wie er das Lipsius und O. Pfleiderer gegenüber thut, deren unbequemes Urtheil er nicht mehr sachlich, sondern persönlich bekämpft.

Seinem Jesusbilde haftet bei aller sittlich-religiösen Idealität ein naturalistischer Zug an, der dessen einzigartige Herrlichkeit nach unserm Empfinden nicht zu ihrem vollen Rechte kommen läßt. Um ganz geschichtlich zu sein, wird man nicht dabei stehen zu bleiben brauchen, in Jesu ein religiöses Genie zu bewundern, sondern darf getrost dazu fortschreiten, seine Urbildlichkeit anzuerkennen, die ihn erst zum Haupte der Menschheit macht. Auch wird es nicht angehen, ontologische Fragen ganz auf sich beruhen zu lassen. Religion ist nun einmal Gottesgemeinschaft, und so ist auch die Frage nach der Art der Selbstoffenbarung Gottes in Jesu, nach der Daseinsweise, welche sich das Ewige in der Zeit gibt, keine müßige, sondern recht eigentlich eine solche, deren Beantwortung sich eine vollständige Zeichnung des Jesusbildes nicht entziehen kann. Unser Verfasser nun sieht in Gott die unmittelbare Wirklichkeit des Seinsollenden, die innere Lebensmacht des Sittlichen, des Idealen. Ja, das ist er gewiß. Aber ist er nur dieses? Ist er nicht auch die Macht über das All, nicht auch das Absolute, die persönliche heilige Liebe? Indem der Verfasser den christlichen Gottesbegriff darauf beschränkt, sittliche Lebensmacht zu sein, muß er folgerecht auch den Wunderbegriff entleeren, und naturgemäß wirkt dieser Mangel dann auch wieder zurück auf seine Auffassung von den Wunderberichten der Evangelien und der Authentie der jene enthaltenden Schriftstellen. Für die Art, wie er aus dem vierten Evangelium, das er von dem Hohenpriester Johannes als Augenzeugen geschrieben sein läßt, einzelne Bruchtheile als unecht ausscheidet, ist diese Auffassung verhängnißvoll. Und wenn er bei so mancher Krankenheilung und selbst bei der Lazaruserweckung auf magnetische und hypnotische Kräfte als Erklärungsgrund zurückweist, so sind doch solche Deutungen um keinen Finger breit annehmbarer als die Erklärungsversuche des weiland denkgläubigen Vulgärrationalismus. So soll auch Jesus, da er ins Grab gelegt war, „mit seiner unverwüstlichen Lebensenergie" sich dem Tode wieder entrissen haben. Um dann wieder dem allgemeinen Lose der Sterblichen seinen Tribut zu zahlen? fragen wir, oder was ist aus dem Auferstandenen geworden? Doch mit der „unverwüstlichen Lebensenergie" ist es dem Verfasser selber offenbar nicht rechter Ernst. Er läßt es schließlich unentschieden, ob die Auferstehung Jesu eine Thatsache oder ein Traum oder ein bloßes Gerücht sei. Für uns, für unsern subjectiven Glauben sei sie gleichgültig. Nur fordere der geschichtliche Verlauf unbedingt, daß Umstände eingetreten wären, infolge deren diese Auferstehung als geschehene Thatsache aufs bestimmteste angenommen und geglaubt wäre. Aber das heißt doch nur ein Räthsel durch ein anderes, noch viel schwierigeres beseitigen, und wir müssen gestehen, daß das kirchliche Dogma nicht blos die schriftgemäßere, sondern auch die vernünftigere Vorstellung ausdrückt. Am allerwenigsten aber vermögen wir einen genügenden Erklärungsversuch in der verlegenen Bemerkung zu finden, daß von alters her zu den Geschicken eines Heros als versöhnender Abschluß auch dessen Auferstehung und Verklärung gehöre.

Im übrigen verdient das Bemühen des Verfassers, durch eine gründliche kritische Untersuchung über den Ursprung und Charakter der synoptischen Berichte, sowie des vierten Evangeliums für seine Darstellung eine solide Unterlage zu gewinnen, volle Anerkennung. Die Einsicht, daß diese ohne jene in der Luft schwebe, darf als ein werthvoller Gewinn aus der theologischen Arbeit, die sich seit Strauß der Darstellung des Lebens Jesu zugewendet hat, betrachtet werden.

Den werthvollsten Vorzug des Delff'schen Werks erblicken wir in der umfassenden Heranziehung des altsynagogalen, jüdisch-rabbinischen Materials, das, früher gänzlich vernachlässigt, erst durch A. F. Gfrörer, Nork und Sepp, neuerdings durch Wünsche in seinen „Beiträgen aus Talmud und Midrasch" und Ferdinand Weber („Altsynagogale palästinische Theologie") in das ihm gebührende Recht eingesetzt worden und wohl dazu angethan ist, über viele bisher dunkle Punkte Licht zu verbreiten. Auch das nationale, zeitliche und landschaftliche Colorit hat der Verfasser in seinen Bildern gut getroffen. Ein paar Beispiele mögen das bezeugen. Versetzen wir uns in die Umgebung von Nazareth, an die Ufer des nicht weit davon gelegenen Galiläischen Meeres:

Eben in den Jünglingsjahren Jesu begann Herodes sich am reizenden Ufer des Sees Genezareth eine neue Residenzstadt zu bauen, die er nach seinem hohen Gönner, dem Kaiser Tiberius, um diesem zu schmeicheln, Tiberias nannte und die, dank einem verschwenderischen Aufwande von Arbeitskräften und Geldmitteln, sowie vielen ungewöhnlich günstigen, den neuen Ansiedlern jeder Nationalität eingeräumten Vorrechten, in wenigen Jahren zu einer glänzenden, volkreichen Stadt aufblühte. Diese neue, durch die Laune eines Tyrannen hervorgezauberte Weltstadt war in Wahrheit das galiläische Pompeji zu nennen. Da war der Hafen, in dem sich eine Kriegsflotte und ein bunter Schwarm von Lustkähnen schaukelte; da ragten empor Mauern, Thürme und Thore, erhob sich das Königsschloß mit vergoldetem Dache, in griechischem Stile gebaut, geziert mit den edelsten Sculpturen, Büsten der Kaiser, Figuren von Adlern, Löwen und Rossen, ein Aergerniß der orthodoxen Juden; da stand das Regierungsgebäude, die Kaserne für die Besatzungstruppen, da befand sich das Forum nach römischem Muster, ein Amphitheater, ein Stadium für gymnastische Spiele. Südwärts am blühenden Gelände des Sees entlang reihte sich Villa an Villa, sämmtlich im glänzendsten Stile und vom kostbarsten Materiale gebaut, mitten unter ihnen der Prachtbau, der die berühmten Thermen von Tiberias einschloß und mit allem Comfort damaliger Zeit ausgestattet war. Da in dieser Bäderstadt war der Sammelplatz der eleganten Welt, eingewanderter Römer und romanisirter Juden, die Bühne eines müßigen Genußlebens und jener tendenz- und pointelosen Komödie, welche man die gute Gesellschaft nennt. Es ist bezeichnend, daß Jesus während seiner öffentlichen Wirksamkeit, von der doch ein großer Theil sich gerade am Westufer des Sees Genezareth abspielte, Tiberias und seine Anhänge beharrlich vermieden hat.

Oder wir lesen an anderer Stelle:

Johannes predigte und taufte damals bei Bethabara, einer jüdischen Stadt am Jordan. Der Jordan ist ein reißender Strom voll von Katarakten, Strudeln, Sandbänken und Klippen, unzugänglich der Schiffahrt. Die Straße auf der peräischen Seite läuft mehr als 50 Fuß höher als das Niveau des Flusses durch wüste Strecken. Ringsum kahle Bergwände, Wolken von Staub, heißer Asche und blendendem Schwefel, nirgends, wohin das Auge schweift, ein Baum, ein Strauch, auch nur ein Grashalm. Der Anblick ist unbeschreiblich traurig. Etwa in gerader Linie östlich von Jericho senkt sich die Straße nach dem Flußufer herab und da lacht nun auf einmal ein blühendes Grün, wehen erfrischende Winde dem Wanderer entgegen. Weiden, Zwergeichen und Lorbern, Akazien und Tamarisken, Oleander mit ihren freundlichen rothen Blüten gruppiren sich dort, haushohes Schilf wiegt sich rauschend im Winde, Wild bricht durch das Dickicht, Wasservögel streifen darüber hin und aus den Zweigen tönt das süße Lied der Nachtigall und das Girren der Turteltaube. Hier in der Nähe lag Bethabara, an einer Furt, die sich im Bette des Jordan aus aufgeschwemmtem Feuerstein und Kreide gebildet hatte. Und hier also war es, wo Johannes damals, in der Furt stehend, taufte.

Ein drittes Bild führt uns nach Jerusalem mit seinen hohen, im Zickzack gebauten und von zahlreichen Thürmen überragten Festungsmauern, über die sich mächtig und siegreich das Heiligthum des Tempels erhob. Die farbenreiche fesselnde Schilderung desselben und des Treibens in seinen Vorhallen gehört zu den Partien des Buchs, welche dem Ganzen nicht nur einen lebendigen Hintergrund leihen, sondern auch dazu dienen, an ihrem Theile die geschichtlichen Vorgänge, die sich in ihrer Umgebung abspielen, zu erhellen und unserm Verständnisse näher zu rücken.

Karl Kallmann.

Unterhaltungsliteratur.

1. Im Kampf um die Ueberzeugung. Roman von K. Rinhart (Katharina Zitelmann). Drei Theile. Dresden, Pierson. 1889. 8. 8 M.

Der vorliegende Roman hat insofern ein actuelles Interesse, als er zu wuchtigen Hieben gegen das protestantische Pharisäerthum ausholt, welches ein Abfall vom Geiste des Protestantismus, ein Verrath an den erhabenen Versen der Bergpredigt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", ist. Im Mittelpunkte des uns in steigender Spannung erhaltenden Romans steht Cornelie Winbach, die Herrin von Buchenau, welche, in den freisinnigen Grundsätzen des Vaters erzogen, ihr Ziel in der kräftigen Entfaltung der ihr auf den Lebensweg mitgegebenen Anlagen und in der werkthätigen Hingabe an das Wahre, Gute und Schöne erblickt. Dagegen vermag sie nicht, sich in der Kirche zu erbauen. Die Ceremonien und übersinnlichen Glaubenssätze, welche sie dem Bedürfnisse und den Anschauungen einer fernen Zeit und eines wundersüchtigen Volks angepaßt und entsprossen dünken, tropfen von ihr ab, wie der Regen von einem Wachstuchmantel. Sie erhebt sich zu Gott im Angesichte der majestätischen Natur. Gleichwol schließt sie mit ihrem glaubensstarren Vetter Gerd von Hilldingen, gerührt von seiner leidenschaftlichen Liebe, einen Bund fürs Leben. Die Ehe schlägt zu beider Unheil aus, denn Gerd scheut, ohne Rücksicht darauf, daß jedes Individuum eigenen Gesetzen folgt, die man nicht verletzen darf, wenn es sich entwickeln soll, nicht vor den taktlosesten Maßregeln zurück, um die charakterfeste Gattin zu seinem blinden Fanatismus zu bekehren. Es bleibt ihr unter diesen Umständen nichts übrig, als nach ihrem geliebten Buchenau zurückzukehren, wo sie in unermüdlicher Thätigkeit und Menschenliebe ihr unerträgliches Martyrium vergißt. Doch besitzt sie ein so großes Pflichtgefühl, daß sie auf die Nachricht von Gerd's schwerer Verwundung in der Schlacht bei Königgrätz allen Fährlichkeiten zum Trotze an sein Schmerzenslager eilt, ihn unter Selbstverleugnung pflegt und mit begehrungsloser Liebe bei ihm ausharrt, da er zum Leben eines Krüppels verurtheilt ist. Spät, aber doch, schöpft er jetzt die Erleuchtung aus dem Spruche des Heilandes, daß die Menschen an ihren Früchten zu erkennen sind. An der Hand dieses Satzes gelangt er zu dem richtigen Ergebnisse: „Also ist der Glaube nicht sich selbst Zweck und Ziel, sondern Zweck und Ziel sind die Früchte, die er zeitigt: die innere Heiligung und ein Gott wohlgefälliges Leben. Der Glaube ist der Führer auf unserm Wege dahin; wenn jemand ohne denselben an das Ziel gelangt, sollte nicht Gott auch ihn freudig in seine Vaterarme schließen?"

Leider läßt der Roman, welcher nicht wie so viele Frauenromane an der Oberfläche haften bleibt, sondern von dem höchsten sittlichen Gesichtspunkte getragen ist, in stilistischer Beziehung manches zu wünschen übrig. So heißt es Bd. 1, S. 31: „Dem Zeitgeiste Rechnung tragend, stiegen in dem alten Hilldingen Combinationen auf." Einer ebenso verkehrten Participialconstruction begegnen wir Bd. 1, S. 60: „Plötzlich, die Hände vors Gesicht schlagend, brach ein leidenschaftliches Stöhnen aus seiner Brust hervor." Bd. 2, S. 20 stoßen wir auf den Ausdruck: „Die Arbeit *schaffte nicht*", womit gesagt sein soll, daß sie nicht von statten ging. Bd. 3, S. 73 finden wir die widerspruchsvolle Zusammenstellung: „Der Lauscher kann die geflüsterten Worte *nicht verstehen*, — dennoch *weiß er genau*, wie sie lauten." Wir begreifen, daß der Lauscher in diesem Falle das Rechte ahnen, daß er richtig vermuthen kann; ein genaues Wissen ist aber logisch ausgeschlossen. Bd. 3, S. 118 sagt Laufen grammatikalisch unrichtig: „Du reine, ahnungslose Seele, *der* du von dem Schmuze der Welt kaum berührt bist." Bd. 3, S. 152 heißt es: „Es war nun *schon* eine weite Strecke zurückzulegen", wo das Umstandswort „noch" am Platze ist.

Und S. 172 ist von Verwundeten die Rede, „die in den Sälen des Schlosses der Genesung in dem einen oder andern Sinne entgegenharrten".

2. Unsere Freunde. Von E. de Amicis. Illustrirt von G. Amato, F. Colantoni, J. Farina, D. Paolocci u. s. w. Nach der dritten Auflage aus dem Italienischen von R. Teuscher. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. 1889. 8. 9 M.

Nicht die echte, wahrhafte Freundschaft ist es, welche der Verfasser uns vor Augen führt, sondern die Freundschaft, wie sie in Wirklichkeit besteht, die arme, hausbackene, alltägliche Freundschaft, welche dem Wetter an Unsicherheit, der Luft an Beweglichkeit, der menschlichen Laune an Flüchtigkeit gleicht. Er versteht unter den Freunden nicht nur diejenigen, welche diesen Namen verdienen, sondern alle, denen wir ihn zu geben pflegen, mit denen wir den Anschein der Freundschaft unterhalten, die ganze Schar von Leuten, die wir genau oder oberflächlich kennen, die uns ans Herz gewachsen oder gleichgültig sind, die wir lieben oder beneiden, denen wir wohlwollen oder übel gesinnt sind. Von diesen Freunden spricht er unbefangen und frei von der Leber weg mit einer Mischung von Ironie und Gutmüthigkeit. Wir sind ihm dafür zu größtem Danke verpflichtet; denn er hält uns einen getreuen Spiegel vor, er zeigt uns die Schwächen und Fehler, die Kleinlichkeiten und Thorheiten, welche unsern Freundschaften den Stempel der Dürftigkeit und kümmerlichen Prosa aufdrücken, er stellt den Krankheiten unserer Freundschaften die Diagnose und fördert so unsere Selbsterkenntniß. Die Illustrationen unterstützen in wirksamer Weise den Text.

3. Der Pegasus. Eine tragikomische Geschichte von Fritz Mauthner. Dresden, Minden. 1889. 8. 5 M.

Der „Pegasus" ist eine launige, köstliche Satire auf die in den Clubs, welche das hohe Roß tummeln, nicht selten gezüchteten Dichterlinge, die sich Lieblinge der Musen wähnen und den Vergleich mit den erhabensten schönen Geistern herausfordern, wenn sie einige Zeilen ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang wohl oder übel zu reimen vermögen. Er verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen. Er ist ganz danach angethan, den von des Gedankens Bläße nicht im mindesten angekränkelten Schwärmern, die sich zur Wartung des ihnen seinem Wesen nach ganz unbekannten Idealismus berufen fühlen, die Binde von den Augen zu reißen und sie dem Leben, der Gesellschaft, dem ihnen zukommenden Berufe wiederzugeben. Das Buch verdient aber auch den wärmsten Dank jedes Freundes einer guten Gesundheit, denn es ist eine ausgiebige Quelle des heilsamen Lachens; wer es anschafft, wird, um mit dem Kritiker der gemeinsamen Gedichte von Hans und Friedrich zu sprechen, das Zehnfache an Kurkosten ersparen.

Bernhard Münz.

Curiosa.

1. Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten, eine sprachwissenschaftliche Untersuchung aus der Methyologie von Hermann Schrader. Berlin, H. Lüstenöder. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Edwin Bormann's Büchlein Komm mit mir. Siebente Auflage. Miniaturausgabe. Leipzig, Selbstverlag. 1890. 64. 50 Pf.
3. Studirlampe. Herausgegeben von A. Sammler. Zweite vermehrte Auflage. Werdau i. S., Anz. 1890. 8. 1 M.
4. Arabesken und Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa von D. Haek. Leipzig, Liebeskind. 1889. 64. 1 M. 50 Pf.
5. Literarische Salzkörner. Gesammelt von R. Räuber. (Universalbibliothek Nr. 2578—2580.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. Gr. 16. 60 Pf.

Unter den zahlreichen antiquarischen Katalogen begegnet man des öftern solchen, welche den Titel „Curiosa" tragen; diese sind auch zumeist die gesuchtesten. Solche Curiosa fördert aber auch unsere neueste Literatur noch fort zu Tage, Werke und Werkchen, die geradezu noch absonderlicher als jene Antiquaria, und zwar absonderlich in Thema oder Ausstattung sind. Einige solcher Curiosa liegen uns diesmal vor.

Hermann Schrader's Buch „Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten" (Nr. 1) ist ähnlich wie beispielsweise Oberbreyer's „Jus potandi" (Zechrecht), ein werthvoller Beitrag zur Literatur der Methyologie, welche man als Ellipse graphisch darstellen könnte, und in welcher der eine Brennpunkt das Buch vom Wein, der andere ein Buch vom Biere wäre. Schrader's Buch „Das Trinken" ist aber nicht nur eine köstliche Lektüre für feuchtfröhliche Gemüther, es ist zugleich ein werthvolles, wissenschaftliches und zwar sprachwissenschaftliches Werk. Der verdienstvolle Verfasser, durch seine größere Leistung „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache" als sprachforschender Specialist bereits namhaft, hat in diesem zweiten kleinern Werkchen sich nur ein beschränkteres Ziel gesteckt, und es muß in solchem Falle auch der Verleger verdienstvoll genannt werden, der mit richtigem Griffe solche Erscheinungen auf den Büchertisch bringt. Der Verfasser hat recht, wenn er dabei die Lösung der sogenannten sprachlichen Räthsel im großen und systematisch vor Augen hat, wie man solche hie und da nur als Lückenbüßer in Zeitschriften zerstreut gefunden. Er hat auch recht, wenn er von Wander's „Sprichwörter-Lexikon", diesem monumentalen Werke deutschen Fleißes, das er als ehrlicher Autor seine ergiebigste Hauptquelle nennt, sagt:

> Wander gleicht den Treibern auf der Jagd, welche das Wild aufscheuchen und den Schützen entgegentreiben. Erlegen kann der Treiber kein Wild, das muß er dem Jäger überlassen.

Ich unterschreibe dies treffliche Gleichniß. Es ist wahr: Wander ist eine der reichsten Fundgruben sprachlicher Schätze im Arsenal von aufgespeichertem Wissen, das bloße Lesen hie und da regt aber erst zum systematischen Forschen, zum wissenschaftlichen Verarbeiten des aufgehäuften Materials an. Ich habe das selbst oft empfunden. Ist Wander ein Denkmal deutschen Sammelfleißes, so ist Schrader einer der ersten wenigen, welche Wander richtig verwerthen und mit Forschereifer an das Einzelne gehen. So wird erst Wander's Werk fruchtbringend für die deutsche Literatur, wenn sich mehrere Schrader finden, die daraus wissenschaftliches und hochinteressantes Kapital zu schlagen verstehen. Schrader's Buch „Das Trinken" ist für die Gelehrtenkreise eine willkommene Specialität, für das große Publikum aber zugleich eine unterhaltende Lektüre.

Wenn man E. Bormann's „Komm mit mir" (Nr. 2) neben desselben Liederhort legt, so denkt man bei solchem Gegensatze des Bücheräußern an den Riesen und den Zwerg. Der seine Opera immer besonders ausstattende leipziger Humorist bietet in der allerliebsten Miniaturausgabe in lustigen Reimglossen einen Jahresspiegel. Köstliche Gedanken, dazwischen die von ihm literaturfähig gemachte sächsische Mundart, treffliche Satirchen, kurz, ein appetitliches Allerlei für die — Westentasche.

„Studirlampe" (Nr. 3), ein besonderer und richtig gewählter Titel für eine Sammlung ebenso besonderer Citate, Palindrome, Anagramme, Chronostichen, Aufgaben und Räthsel aller Art, wie ein hochwillkommener Beitrag zur Literaturgeschichte des Räthsels, für den großen Leserkreis ein belehrend unterhaltendes Spielbuch. Wenn ich meiner Gepflogenheit nach auch diese Erscheinung mit einer der bisherigen in der Literatur vergleichen sollte, ich müßte die „Studirlampe" A. Sammler's neben die bekannten „Allotria" des anonymen Gymnasialdirectors stellen.

Wenn Nr. 1 und 3 etwas für sich sind im Thema, so ist Nr. 4 ebenso wie Nr. 2 etwas für sich in der Ausstattung. D. Haek's „Arabesken und Grotesken" sind von Baumbach's Verleger in ein allerliebstes Costüm gekleidet und der Größe nach in eine Lilliputbibliothek einzureihen. Und der Inhalt? Haek's Aphorismen — denn mit solchen haben wir es zu thun — nehmen ihren Rang bald nach denen Huschak's ein, welche ich jüngst so günstig zu besprechen bemüßigt war. Wie immer in solchen Fällen glaube ich am besten zu thun, einige der vorzüglichsten hier als Beleg anzuführen:

Manches war dem Ohr willkommen,
Doch das Auge hat's verjagt.

Gewissermaßen — Hm! gewissermaßen ißt man ein Huhn, wenn man ein Ei verzehrt. — Der Zweifel ist ein gar weiter Mantel, dahinter hat auch die ganze Unwissenheit Platz. — Der Brautstand ist Gras, die Ehe Heu. — Das Glück ist das Alphabet, aus dem man alle Wörter bilden kann. — Ueberschätzung und Misachtung sind Zwillingsgeschwister.

Prächtige Gedanken à jour gefaßt! Aber daneben auch treffende literarische, kritische Aphorismen wie:

Die Kritik darf mähen,
Doch muß sie auch säen.

Oder:

Literarhistoriker — das sind heutzutage meistens Leute, denen ein großer Todter zum Vorwande dient, der Welt glaubhaft zu machen, sie selber wären große Lebende.

Aber die meines Erachtens nach beste Stelle habe ich mir zuletzt aufgespart. Sie lautet:

Die Gleichheit mag es dahin bringen, daß alle Menschen aus einer Schüssel essen, aber niemals, daß alle aus einem Buche lesen.

Wie aber, so fragt wol der Leser, wie werde ich es begründen, daß ich auch Nr. 5 unter die Curiosa eingereiht? Die „Literarischen Salzkörner", gesammelt von R. Räuber für Reclam's „Universalbibliothek" geben mir Gelegenheit, einmal ein offenes Wort über diese sonst so treffliche Büchersammlung zu sagen.

Manche verdienstvolle Idee ist in dieser nun schon so stattlichen bändchenreichen „Universal-Bibliothek" angeregt, aber leider nicht immer glücklich durchgeführt worden. Beispiele mögen beweisen:

J. L. Freund's Räthselsammlung ist zwar reichhaltig, aber wenig systematisch, und somit ist die Redaction keineswegs den richtigen Händen anvertraut.

Oder Schönthan hat zwei Sammlungen von Aphorismen und Citaten für Reclam verfaßt: „Kindermund" und „Vom Kuß". Beide sind sehr mager ausgefallen. Freilich ist das Thema, besonders das erstere, zu reichhaltig, aber eben darum wäre eine sorgsamere Auswahl im kleinen zu treffen gewesen oder aber hätte eine reichere Ausgabe stattfinden sollen. Aus ausgeschnittenen Zeitungsnotizen läßt sich über Nacht spielend mit Schere und Kleister Aehnliches und Besseres redigiren. Derlei Arbeiten beruhen zwar auf Belesenheit, sollen aber auf gewählter Belesenheit beruhen, und wenn solche Leistungen schon bloße Sammelsurien sind, soll der Redacteur sich wenigstens einen seltenern leitenden Gedanken oder aber, wenn selbst schon der rothe Faden ein ganz gewöhnlicher, denselben eigenartig ausspinnen. Ebenso schwach ist die Sammlung von Kußstellen. Schönthan ist sonst ein tüchtiger Autor, aber in beiden Fällen möchte ich ihm zurufen: Schönthan, das hast du nit schön 'than!

So sind nun auch die „Literarischen Salzkörner"; es befindet sich nur wenig neuer frischer literarischer Pfeffer darunter, wol eine neue Anthologie zumeist alter Citate und Aphorismen; sie vermehren nur diese Literaturzweigsammlung um ein Buch mehr, ohne gerade Neues und Besonderes zu bieten und somit dünkt mich ein derartiges Unternehmen auch — curios. Eduard Maria Schranka.

Philosophische Schriften.

1. Philosophie und Politik. Studien über Ferdinand Lasalle und Johann Jacoby von Moritz Brasch. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 3 M.

Es ist dieses eine interessante und geschickt durchgeführte biographische Parallele, die nicht eines bestimmten weitern nationalen und culturgeschichtlichen Hintergrundes entbehrt. Der Verfasser geht mit Recht davon aus, daß auch die Philosophie ein sehr mächtiger und tiefgreifender Factor in der ganzen Entwickelung unsers neuern politischen Lebens gewesen ist. Es ist dieses eine Thatsache, die gegenwärtig von vielen wegen allgemeiner Unwissenheit oder Unkenntniß über den Werth und die Bedeutung unserer neuern Philosophie verkannt wird. Es kann ja den Anschein haben, als ob gerade im Gegensatze zu allen hohlen und utopischen Idealen der Philosophie zuletzt auf rein praktischem Wege die Wahrheit des nationalen Lebenszieles erreicht worden sei. Auch weiß man ja, mit Ausnahme von Schopenhauer, Hartmann und andern Erscheinungen des Tages, jetzt beinahe nichts mehr von der ganzen auf Kant gefolgten Entwickelung unserer neuern Philosophie, was alles jetzt, nach des Verfassers berechtigtem Ausdrucke, durch das altkluge Geschwätz einiger anmaßenden Geister beseitigt und zurückgeschoben ist. Alles was neuerlich und namentlich nach 1848 geschehen ist, ist zuletzt doch auch immer nur eine natürliche und organische Folge oder Fortsetzung des ganzen vorhergehenden geistigen Lebens und Ringens der Nation gewesen. Wir haben vielfach geirrt in der Aufsuchung des nationalen Lebensweges, aber auch der Irrthum ist eine nothwendige Voraussetzung und Vorbereitung der Wahrheit gewesen. Jene beiden Geister, Lassalle und Jacoby, waren gleichmäßig Fanatiker und überspannte theoretische oder doctrinäre Schwärmer; aber sie haben doch praktischen Ernst gemacht mit einer bestimmten innerlichen und selbstgefaßten Ueberzeugung und können bei aller Verschrobenheit doch nicht mit einer bloßen einfachen und wohlfeilen Phrase abgefertigt werden. Lassalle war auf alle Fälle auch sonst eine bedeutende geistige Kraft, und Jacoby möchten wir insofern mit dem Italiener Garibaldi vergleichen, als sein Bild bei allen schrullenhaften Verkehrtheiten doch immer an den Typus eines antiken Charakters erinnert. Man glaube doch ja nicht, daß man die ganze neuere deutsche Geschichte in allen sie bestimmenden und bewegenden Motiven von dem jetzt erreichten Höhenstandpunkte aus wirklich vollständig erkannt und begriffen habe. Das hohle Geschrei des neuern Pessimismus hat uns die ihm vorausgegangenen großen Anstrengungen der Philosophie vollständig vergessen lassen. Man weist bei Hegel namentlich nur hin auf die allerdings abstruse und barocke Form seines Denkens und seiner Lehre. Irgendein großes philosophisches System in der Geschichte ist damit noch lange nicht abgethan und überwunden, wenn das Einseitige und Irrthümliche an ihm erkannt und offenbar geworden ist. Man braucht nicht auf Hegel zu schwören oder in seiner Lehre die absolute Philosophie zu erblicken, ohne doch die wichtige und eingreifende Stellung oder Bedeutung derselben in der Gegenwart verkennen zu können.

Eine philosophische Lehre ist sehr häufig die noch unreife und auf die äußerste Spitze gestellte Vorahnung einer erst in späterer Zeit vollkommen verstandenen und offenbar gewordenen Wahrheit gewesen. Bei Hegel war es namentlich der geschichtsphilosophische Gedanke, in welchem das Entscheidende seiner Lehre für das ganze sonstige Leben der Zeit beruhte. Dieser Gedanke war seiner praktischen Anwendung nach ein zweischneidiges Schwert, indem nicht weniger die äußerste Rechte als die äußerste Linke der damaligen Politik ihn als einen Stützpunkt für ihre Bestrebungen zu verwerthen vermochte. Für Hegel selbst und die ältere Seite seiner Schule war seine Lehre das aus der Geschichte hervorgegangene absolute Product aller Wissenschaft und Philosophie. Ebenso erschien ihm der damalige burcaukratische Staat als die aus der Geschichte hervorgegangene absolute und endgültige Form des Staats an sich. Von dieser vornehmen Höhe herab fühlte man sich damals sicher im Besitze des Bestehenden, als des nothwendigen höchsten und abschließenden Ergebnisses der Geschichte. Ist aber andererseits die Geschichte immanente Bewegung und fortschreitende Negation alles Bestehenden, so setzte hiermit die jüngere Seite der Schule mit ihrer Lehre von der Revolution und radicalen Umsturztheorie ein. Daß dieser geschichtsphilosophische Gedanke Hegel's praktisch in mächtiger Weise mitgewirkt hat, wird von keinem Unbefangenen bestritten werden können. Hegel hat hiermit jedenfalls zuerst das ganze Problem des denkenden Begreifens der Geschichte aufgestellt und in die Wissenschaft eingeführt. Dieses Problem ist auch jetzt noch da, wenngleich seine Lösung durch Hegel eine falsche und ungeeignete war. Gedanken aber sind es überall gewesen, welche mitgearbeitet haben an dem Werke und Fortgange unserer neuern Geschichte. Der philosophische Pessimismus unserer Tage aber ist eigentlich eine überwundene oder in seinen berechtigten Motiven überschrittene Erscheinung im Leben der Zeit. Er gehörte hierin derjenigen Epoche an, wo überhaupt alle höhern politischen und sonstigen Ideale des Lebens der Nation verloren und abhanden gekommen zu sein schienen. Jetzt aber bedarf es einer andern freudigern und gehobenern Stimmung, um wieder zu dem echten und vollen Begreifen der ganzen Entwickelung unsers nationalen Lebens in Philosophie und Politik zurückzukehren, wofür diese kleine Schrift als ein zu beachtender Fingerzeig aufgefaßt werden darf.

2. Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie. Eine philosophische, phänomenologische Durchwanderung der möglichen erkenntnißtheoretischen Standpunkte. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 1 M.

Erkenntnißtheorie ist eins der modischen Schlagwörter

der Philosophie in unserer Zeit. Naiven Realismus nennt Hartmann diejenige Weltanschauung, nach der die Dinge einfach das sind, als was sie uns erscheinen. Von diesem Standpunkte hat unverkennbar alles weitere Wissen von der Welt seinen Ausgang genommen. Man ist dann wol darüber belehrt worden, daß der Schein zuweilen trügt, oder daß die Wirklichkeit nicht genau so ist, wie sie uns erscheint. Hieraus sind in der Geschichte der Philosophie allmählich eine Menge verschiedener erkenntnißtheoretischer Lehren oder Standpunkte hervorgegangen. Diese alle sucht Hartmann nach seiner gewohnten Art in eine bestimmte schablonenhafte Eintheilung zusammenzufassen. Er selber bekennt sich zu einem Standpunkte, welcher ihm der transscendentale Realismus heißt. Dieses Wort zu verdeutschen oder es in seinem nähern Inhalte zu erklären, ist einfach eine Unmöglichkeit, weil es ja selbst ein ganz hohles und abstractes eingebildetes Vorstellungsschema ist. Glaubt man denn wirklich, mit solchen erkünstelten und unwahren Wolkenschiebereien coulissenhafter Begriffe jetzt noch für das Denken und die Wissenschaft etwas zu erreichen? Diese Kunst hat Hegel zu seiner Zeit mit noch weit größerer Meisterschaft, Methodik und innerer Berechtigung gehandhabt, als es gegenwärtig durch Hartmann geschieht. Das Denken Hartmann's ist nichts als ein erneuerter dilettantenartiger Aufputz der souveränen, im wolkenhaften Kothurn über allem Wirklichen einherschreitenden Begriffsdialektik Hegel's und seiner Schule. Dieser trunkene Begriffstaumel hat hier nur eine zweite und verspätete Orgie gefeiert. Was Hartmann eigentlich will, läuft auf seine sonstige abstruse und phrasenhafte Metaphysik, den concreten Monismus u. s. w. hinaus. Alles das ist jetzt keine wahre und eigentliche Philosophie mehr. Das bloße leere Forschen und Fragen nach dem Erkennen an sich hat überhaupt gar keinen vernünftigen Zweck. Es wird zuletzt doch dabei bleiben, daß die Dinge im wesentlichen so sind, wie sie uns erscheinen, und daß eben nur aus ihrer Erscheinung sie selbst oder ihre Natur richtig von uns erkannt und aufgenommen werden kann. Das Erkennen ist nicht ohne das Sein, und es wird endlich Zeit, daß man wieder einmal etwas Bestimmtes über das Sein erkenne, statt sich in der bloßen ewigen und ziellosen Vorfrage nach dem Verhältniß des Erkennens zum Sein aufzuhalten. Man wird durch alle Untersuchungen über das Erkennen nicht klüger über sich und die Welt, und es ist immer nur die eigene selbstgefällige Eitelkeit des Subjects, welche hierbei ihre Befriedigung findet.

3. Die Kant-Herbart'sche Ethik. Kritische Studie von F. W. D. Krause. Gotha, Thienemann. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat offenbar den redlichen Willen, sich zunächst zu pädagogischen Zwecken in den Fragen und Verhältnissen der jetzigen Ethik zurechtzufinden. Die Zeiten sind jetzt für uns vorbei, wo man, wie im Alterthum, in der Tugend oder im Guten gleichsam ein lehrbares und an allgemeine Regeln gebundenes Handwerk zu erblicken glaubte. Keine Theorie kann ausreichen, uns den Weg zur rechten und wahrhaften sittlichen Lebensführung zu zeigen. Das jetzige Leben in allen seinen einzelnen Gütern, Aufgaben und Zielen ist viel zu verwickelt und reichhaltig, als daß es durch eine bestimmte einzelne Lehrformel vollkommen erschöpft oder ausgemessen werden könnte. Daher sind auch die Lehren Kant's und Herbart's immer nur einseitig und ungenügend. Uns können jetzt nicht sowol mehr Regeln und Vorschriften, als vielmehr nur Ideale helfen, wie sie uns die Geschichte in den verschiedenen Arten und Richtungen der Vollkommenheit des menschlichen Lebens zeigt. Hierauf den Sinn der Jugend hinzuweisen, scheint uns wichtiger als alle Unterweisung in der allgemeinen philosophischen oder theologischen Moral. Das Ideal eines antiken Lebensweisen, das christliche Lebensideal und das Kant'sche Ideal der reinen und strengen Pflichterfüllung haben alle einen bestimmten erziehenden oder pädagogischen Werth. Der Verfasser wird sich nicht darüber täuschen, daß auch seine Formulirung des ethischen Princips nicht gerade etwas eigentlich Neues und Entscheidendes in sich enthält. Das ganze Leben des Menschen ist ein fortgesetzter Kampf zwischen seinem Streben nach Vernunft und Freiheit und seiner Gebundenheit an die Natur. Dieser Kampf geht auch durch die ganze Geschichte hindurch, und nur unter Hinblick und Anschluß an die einzelnen Phasen und hervorragenden Hauptmomente desselben können wir ihn auch bei uns selbst mit wahrhaftem Erfolge weiter fortzuführen versuchen.

4. Idealismus von C. Muff. Halle, Mühlmann. 1890. Gr. 8. 3 M.

Es ist dieses eine sehr ansprechende und populär gehaltene Darstellung des Begriffs des Idealismus nach allen seinen Seiten und Verzweigungen im Leben. Gegenüber dem zur Zeit überall herrschenden Realismus hat entschiedene Betonung des idealen Elements einen gewissen nicht zu verkennenden Werth. Alle reinen Ideale des Lebens schleifen sich allerdings allmählich ab an der Macht des Realen, da sie dieses nicht vollkommen zu beherrschen und mit sich zu erfüllen vermögen. Es ist trotzdem falsch, wegen dieser Unvollkommenheit der Ideale sich in die Arme des bloßen unmittelbaren und nackten Realismus flüchten zu wollen. Unsere Zeit bedarf unbedingt einer neuen Kräftigung und Regeneration des ganzen idealen Princips im Leben, so wie es den einmal gegebenen und historisch festgestellten realen Verhältnissen entspricht. Der Realismus allein aber ist es nicht, der die Zeit zu retten vermag, sondern es ist dieses ein Problem, welches nur durch die Weiterbildung und Fortentwickelung aller andern idealen Elemente und Kräfte im Leben gelöst werden kann.

5. Die psychologische Forschung und ihre Aufgabe in der Gegenwart. Akademische Antrittsrede von Heinrich Spitta. Freiburg i. Br., Mohr. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Diese in blühendem und geistvollem Stile gehaltene

Rede verbreitet sich über die allgemeinen Verhältnisse der Philosophie und vorzugsweise der Psychologie in der Gegenwart. In letzterer Beziehung wird namentlich das Einseitige und Uebertriebene der sogenannten experimentellen Richtung zurückgewiesen. Im ganzen ist es ein vielleicht etwas zu schön und glanzvoll gefärbtes Bild, welches der Verfasser von den allgemeinen Bestrebungen der philosophischen und psychologischen Forschung in der Gegenwart entwirft. Man darf sich nicht täuschen und bestechen lassen durch hochtrabende Phrasen und kühne Versprechungen, deren wirkliche Erfüllung doch nur zu leicht hinter ihrem wahren Ziele zurückbleiben möchte. Wie sich überhaupt das ganze Verhältniß der Philosophie zu den empirischen Wissensgebieten gestalten möge, ist zur Zeit wol noch eine schwierige und ungelöste Frage. Soll die Philosophie wie bisher ein eigenes Wissens- und Erkenntnißgebiet für sich bleiben oder soll sie sich auflösen in das Gesammtleben der neuern Wissenschaft überhaupt? Ihre ganze gegenwärtige Stellung ist offenbar eine kritische, in der es sich um die Frage ihrer fernern weitern Existenz und eigenen Selbständigkeit handelt. Psychologie und Logik sind offenbar höchst wichtige Abtheilungen der Philosophie, aber der ganze Sanguinismus des Verfassers in der Auffassung der Denkfrage ist, wie uns scheint, ein solcher, der bis auf weiteres noch der vollkommenen Klarheit und sichern methodischen Grundlegung entbehren dürfte. Wir legen auch hier mit dem Verfasser ein besonderes Gewicht auf das Element und die Bedingung der Sprache. Es gibt gewiß noch weitere Ziele des echt philosophischen oder geistigen Erkennens der Erscheinungen des Denkens in der Sprache, aber über die Wege und Methoden hierzu ist zur Zeit wol noch keine geordnete Klarheit und Uebereinstimmung vorhanden.

6. Vorlesungen über das System der Philosophie von Karl Christian Friedrich Krause. Erster Band. Intuitiv-analytischer Haupttheil. Zweiter Band. Synthetisch-deductiver Haupttheil. (Der zur Gewißheit der Gotteserkenntniß, als des höchsten Wissenschaftsprincips, emporleitende Theil der Philosophie. Der im Lichte der Gotteserkenntniß, als des höchsten Wissenschaftsprincips, ableitende Theil der Philosophie.) Zweite aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers vermehrte Auflage. Herausgegeben von Paul Hohlfeld und August Wünsche. Leipzig, O. Schulze. 1889. 8. 9 M.

Die Lehre Krause's darf gleichsam als ein Schmerzenskind in der Geschichte der deutschen Philosophie angesehen werden. Trotz alles begeisterten Idealismus und alles mühevollen Fleißes ihres fortwährend von feindlichen Schicksalsschlägen verfolgten Urhebers hat sie niemals in weitern Kreisen Anklang und Verbreitung finden können. Das innere und äußere Lebensbild Krause's war in allem Wesentlichen genau das Gegenbild desjenigen Schopenhauer's. Schopenhauer war reich, Krause war arm; jener verbittert und mit der Welt zerfallen, während dieser derselben ein mit Liebe nnd enthusiastischer Hingebung erfülltes Herz entgegenbrachte. Von der officiellen philosophischen Professorenwelt haben beide gleichmäßig eine schnöde und abweisende Behandlung zu erfahren gehabt. Die Verbitterung gegen die Welt und namentlich gegen seine Fachgenossen, wie Herbart und Schelling, hätte bei Krause gewiß eine größere Berechtigung gehabt als bei Schopenhauer. Krause war als akademischer Lehrer immer ein bedeutendes Talent, und hat eine wenn auch kleine, so doch begeisterte Schar von Schülern und Anhängern um sich versammelt. Die Pforten des Professorenthums aber sind ihm ebenso wie jenem verschlossen geblieben, und er ist der erste Typus eines halb verhungerten und bei aller Liebe zur Wissenschaft fortwährend von Noth und Sorgen verfolgten deutschen Privatdocenten gewesen. Allerdings war er selbst ein durchaus unpraktischer und dem Realen des Lebens fernstehender Idealist. Persönlich aber ist sein Lebensbild immer ungleich erfreulicher und erhebender als dasjenige Schopenhauer's, dessen verhärtetem und dünkelvollem Egoismus das Gefühl der Liebe und Hingebung überhaupt fremd vor. Pessimismus und Optimismus der Weltauffassung standen sich in diesen beiden Geistern in ihren reinsten Extremen gegenüber. Beide aber sind wesentlich Philosophen und Vertreter einer doppelten allgemeinen Hauptstimmung im Leben oder im öffentlichen Geiste ihrer Zeit gewesen. Wissenschaftlich betrachtet wird die Weltanschauung von beiden nicht ernstlich genommen oder als auf einer sichern und wahren Grundlage beruhend angesehen werden können. Ihre Lehren sind Stimmungsbilder, die eine besondere und zufällige subjective Disposition oder Laune zur Voraussetzung haben. Das Ideal Krause's war ein utopischer, in der Gottinnigkeit gipfelnder Menschheitsbund zu allen großen und idealen Zwecken des Lebens. Sein System ist deswegen erfüllt von Phrasen und nebendem von abenteuerlichen und unmöglichen Terminologien und Wortbildungen. Schopenhauer dagegen empfahl sich durch einen glatten, wohlgefälligen und nur gelegentlich von Schimpfereien strotzenden Stil. Es liegt hier die zweite Auflage des eigentlichen oder strengen Systems von Krause vor, dessen erster Theil bereits früher durch Leonhardi veröffentlicht war, an welchen sich jetzt der zweite in umgekehrter oder synthetischer Folge fortschreitende Theil anschließt. Der Fleiß der Herausgeber dieses und anderer schon früher erschienener Werke Krause's verdient alle Anerkennung; nur sind wir nicht in der Lage, ihre Erwartung von einem Erfolge dieser Veröffentlichungen in unserer Zeit theilen zu können.

7. August Comte, der Begründer des Positivismus. Sein Leben und seine Lehre. Von Hermann Grube, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 2 M.

Es ist dieses eine sehr anziehende und lehrreiche Darstellung des innern und äußern Lebenswegs Comte's. Comte ist bekannt durch die von ihm ausgegangene und vertretene Philosophie oder Weltanschauung des sogenannten Positivismus. Auf Grund dieses Namens macht man sich leicht eine etwas falsche Vorstellung von dem nähern

Wesen und Gehalt seiner Lehre. Es lag neben dieser Betonung des eigentlich Realen doch zugleich ein starker Hang zur Schwärmerei und zum Mysticismus in der Person und Stellung Comte's. Sein persönliches Leben ist in der mannichfachsten Weise von Leidenschaftlichkeiten und Ausschreitungen erfüllt gewesen. Es war dieses kein so ruhiger Lebenslauf, wie es der eines deutschen Gelehrten oder Denkers zu sein pflegt. Alles was Philosophie heißt, nimmt in Frankreich sogleich eine andere, lebensvollere und mehr auf äußerliche Bethätigung und Geltung gerichtete Gestalt an als bei uns. Das unmethodische und ungeordnete Philosophiren aber ruft dort wieder Erscheinungen und Ausartungen hervor, die unserm ruhigern, besonnenern und mehr rein theoretischen Denken fremd sind. Es ist ebenso auch nicht durchaus richtig, den politischen Standpunkt Comte's mit demjenigen des gewöhnlichen demokratischen Radicalismus zusammenwerfen zu wollen. Das von ihm aufgestellte Staats- oder Gesellschaftsideal erinnert zum Theil sogar an die exclusiv aristokratischen socialen Einrichtungen im Idealstaate Plato's, und muß ebenso wie dieser als eine erträumte und unmögliche politische Utopie angesehen werden. Die ganze Ansicht Comte's von der Auffassung der Geschichte ist allerdings dem Wortlaute nach eine rein realistisch-naturwissenschaftliche, auf die Auffindung gewisser allgemeiner Gesetze der menschlichen Biologie, Sociologie und alles Culturlebens gerichtete. Er kommt aber hierbei allerdings mit seinen Abstractionen nicht durch, und es kann dieses ganze Gebiet überhaupt nicht, wie es im Sinne der neuern französischen und englischen Theorien liegt, mit den Mitteln und nach der Analogie der gewöhnlichen Naturwissenschaft aufgefaßt und bearbeitet werden. Sein Positivismus ist nach ihm die dritte Stufe in allem Fortschritte der menschlichen Cultur und Weltauffassung, indem auf die erste Stufe, die religiös-theologische, zunächst die zweite metaphysisch-philosophische und auf diese die sich streng an das Gegebene anschließende, eigentlich wissenschaftliche folgt. Es liegt in diesem Schema eine gewisse historische Wahrheit oder Berechtigung; nur ist dasjenige, was Comte Positivismus nennt, noch keineswegs eins mit wahrer und echter geistig vertiefter oder gedankenmäßiger Wissenschaft. Die Beschränktheit seines Princips hat er dann durch hohle Phantastereien und Träume zu ersetzen versucht. Der Verfasser aber unterwirft die ganze Lehre Comte's einer an sich wohlberechtigten Kritik; nur wird der weitere Weg zur Wahrheit wol nicht allein durch Anschluß an den katholischen Glauben, sondern vielmehr nur durch den Fortschritt des höhern und echten wissenschaftlichen Denkens gefunden werden können.

Konrad Hermann.

Zur Alterthumskunde und Uebersetzungsliteratur.

1. Geschichte der römischen Dichtung. Von Otto Ribbeck. Zweiter Band: Augusteisches Zeitalter. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. Gr. 8. 8 M. 75 Pf.

Dem ersten ausführlich von uns besprochenen Bande des O. Ribbeck'schen Werks ist rasch der zweite gefolgt. Was im allgemeinen über die Vorzüge jenes ersten Bandes gesagt worden ist (Nr. 3 d. Bl. f. 1888), könnten wir hier sozusagen wörtlich wiederholen, ebenso auch, was wir dort als weniger zweckmäßig bezeichnet haben. Darum sei so knapp als möglich nur noch einmal angedeutet: vor allem ist zu loben die Eleganz der Darstellung, die sich im zweiten Bande durchaus gleich geblieben ist und der Lektüre des (nicht immer interessanten) Inhalts mächtigen Vorschub leistet; dann die geschickte Art, auch den Bruchstücken gerecht zu werden, d. h. sie am gehörigen Orte unvermerkt zu verwerthen. Dieses „Geschick" wird freilich hie und da mit Kühnheit gehandhabt und macht sich vielleicht auch am ungehörigen Orte geltend, wie denn überhaupt Ribbeck, was Kühnheit betrifft, sich nicht gescheut hat, seinen Versetzungsversuchen (in denen er bekanntlich vor allen Fachgenossen hervorragt) auch hier breiten Spielraum zu gönnen, obschon er weiß, daß er darin vereinsamt und verlassen steht. So in dem bekannten Horazischen Briefe über die „Dichtkunst", mit deren einzelnen Theilen er nicht glimpflicher verfährt als ein Jünger der Schachspielkunst mit seinen Figuren! Aber auch mit andern Horazischen Briefen hat er in diesem zweiten Bande eine wenn auch etwas mildere Versetzungscur vorgenommen! Noch weniger freilich werden den meisten (unter ihnen befinden auch wir uns) die langgedehnten Analysen der einzelnen Dichterwerke zusagen. Man übersetze schöne Stellen in ein schönes Deutsch? — warum nicht? — aber lange Inhaltsangaben, die oft nichts anderes sind als eine Uebersetzung in Prosa, sind auch langweilig, weil ihnen der Reiz der Form fehlt. Vollends große Dichtungen, wie die „Aeneide" des Virgil oder „Metamorphosen" des Ovid zu einer trockenen Analyse auszuseihen, wirkt auf die Länge betäubend und verwirrend. Wem dient man denn damit? Ribbeck hat sich die erdenklichste Mühe gegeben, durch Gruppirung des langen und langweiligen (darf man denn die Wahrheit nicht sagen?) Heldenepos nach verschiedenen Gesichtspunkten (dem antiquarischen, poetischen, patriotischen, historischen) dem Leser jenes fatale Gefühl fernzuhalten; es ist ihm nicht gelungen, weil es überhaupt nicht gelingen kann. Daß er, der zuständigste Kenner und Herausgeber des Virgil, eine gewisse Vorliebe für ihn hegt, soll ihm nicht zum Fehler angerechnet werden, aber nur, weil es begreiflich, nicht, weil es an sich gerechtfertigt ist. Ein großer Didaktiker (was Virgil durchaus ist und bleibt) muß deswegen noch lange nicht ein großer Epiker sein. Das letztere war Virgil nicht, und es wäre Pflicht eines Literarhistorikers,

zu ſagen, warum er es nicht ſein konnte, warum es überhaupt kein damaliger Römer ſein konnte, und wäre er auch, was nicht allzu ſchwer war, dem Mantuaner an Talent weit überlegen geweſen. Wenn nun aber vollends die „Verwandlungen" des Ovid auf nicht weniger als 24 Seiten abgehandelt, beziehungsweiſe zergliedert werden, ſo ſieht man, der Verfaſſer hat dieſe Umſtändlichkeit und Weitſchichtigkeit nicht etwa einem Lieblingsſchriftſteller zu Ehren für erlaubt oder entſchuldbar, ſondern er hat ſie überhaupt für ſeine Aufgabe gehalten und hierin erlauben wir uns anderer Anſicht zu ſein. Kritik üben ſoll jede echte Literaturgeſchichte — wir meinen literariſche Kritik —; es genügt heutzutage nicht mehr, zu ſagen und zu wiſſen, was dieſer oder jener Autor geſchrieben hat, wir erwarten auch ein Urtheil über das Wie; das Was aber läßt ſich in knappe und ſcharf hervortretende Züge zuſammenfaſſen. Die Art, wie Ribbeck die literariſche Kritik geübt hat an einem Virgil und Horaz, Tibull, Properz und Ovid, verdient trotz ſeiner zu großen Vorliebe für Virgil das höchſte Lob, obſchon ſie in ihren Ergebniſſen mit der heutzutage landläufigen Würdigung jener Dichter übereinſtimmt.

2. Kyrene, eine altgriechiſche Göttin. Archäologiſche und mythologiſche Unterſuchungen von Franz Studniczka. Mit 38 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 9 M.

„Ein großes Buch ein großes Uebel" hat einſt einer der gelehrteſten Griechen geſagt; hier heißt es, „ein kleines Buch, ein großes Gut". In der That, nach innen und außen, inhaltlich und formell, die äußere Ausſtattung mitgerechnet, haben wir ein muſterhaftes Buch vor uns, welches anzuzeigen Freude gewährt. Wenn dem Verfaſſer wirklich wider ſeinen Willen zu einem kleinen Buche angewachſen iſt, was urſprünglich auf eine Abhandlung berechnet war, ſo wollen wir Leſer dagegen ſagen, daß es zu unſerer Freude geſchehen ſei. Jene Kyrene, die große Göttin der Stadt, die Geberin alles Guten, auch des Silphions, jener merkwürdigen Pflanze, die im Alterthume ſo geſucht war (zu mediciniſchen und culiniariſchen Zwecken) und den Stolz und Reichthum Kyrenes bildete — jene Göttin alſo, deren Name auf „Herrin" gedeutet wird, hat dem Verfaſſer im Verlaufe ſeiner Unterſuchung Veranlaſſung gegeben, eine Fülle von Fragen (beſonders mythologiſcher, aber auch hiſtoriſcher, antiquariſcher, ſogar literariſcher Natur) zu verfolgen, von denen vielleicht die eine oder die andere ebenſo wol hätte wegbleiben können als die große Vaſenfigur Nr. 26, keine aber den Zuſammenhang ſtört: der Faden bleibt überall ſichtbar. Ich meine beiſpielsweiſe die über das älteſte griechiſche Alphabet, welches gewöhnlich der Mutterſtätte von Kyrene, der Inſel Thera, zugeſchrieben wird; über Herkunft und Weſen der Pelasger, jenes unfaßbaren und unerklärbaren Elements des älteſten griechiſchen Geſchlechts (ich weiß zwar nicht, warum man ſich immer und immer wieder ſträubt, ſie „Störche" heißen und ſein zu laſſen, d. h. „Wandervögel", da ja nachweisbar an gewiſſen griechiſchen Orten Pelargoi für Pelasgoi gebräuchlich war und pelargos eben Storch heißt); ferner die über Pindar und ſeine Grundſätze, über Heroen, wie Kadmos, Polyneikes, Aegeus, Tydeus, die ſich als urſprüngliche „Götter" entpuppen; über den König Minos (den gewaltigen Meerbeherrſcher der Urzeit, der von einigen Forſchern als eine Nebenform für Minyos aufgefaßt wird, während der Name Minyos ſelber nach dem Verfaſſer eine allgemeine Bezeichnung für „älteſter Menſch" iſt) u. ſ. w. Daß ein Hauptkapitel des Buchs der Stadt Kyrene gewidmet iſt, liegt in der Natur der Sache, und hier hat der Verfaſſer, wie ich glaube, bewieſen, daß die Gründung dieſer Stadt einem Zwiſte der einheimiſchen Stämme verdankt wird, indem dieſer Zwiſt eine Auswanderung zur Folge hatte; dieſe Auswanderer waren die frühern Bewohner, und ihre Dränger die ſpäter nach der Inſel Thera eingewanderten Lakedämonier. Thera aber und noch viele andere Inſeln des Archipels erſcheinen als Etappen einer von Theſſalien und Böotien ausgegangenen Beſiedelung bis hinab nach Kreta, welche doch wol der Ueberlieferung von der Seeherrſchaft des Minos zu Grunde liegen wird, und den gleichen Weg (bis nach Kyrene) hat nun auch jene obenerwähnte Göttin Kyrene (im Grunde keine andere als Artemis) genommen. Die Gründungsſage dieſer Stadt aber, und was ſich an jene knüpft, iſt eins der lehrreichſten Beiſpiele hiſtoriſcher Mythenbildung, denn die Gründung fällt durchaus in die hiſtoriſche Zeit (gegen Ende des 7. vorchriſtlichen Jahrhunderts). Eine der anziehendſten Unterſuchungen iſt die über den vermeintlich phöniziſchen Kadmos, dem der Verfaſſer, der hier Farbe bekennt (vgl. S. 55 fg.), einen rein griechiſchen Urſprung zuweiſt; er iſt zwar nicht der erſte unter den modernen Forſchern, der es thut, aber ſeine Beweisführung als ſolcher wird in Zukunft nicht überſehen werden dürfen. Gegenüber den vielen Vorzügen des Buchs fällt es kaum ins Gewicht, wenn vielleicht das archäologiſche Auge des Verfaſſers auf dieſer oder jener Vaſe Dinge ſieht, welche andere Sterbliche nicht zu erblicken vermögen: es gehört das zu den Eigenthümlichkeiten der Archäologie überhaupt, iſt alſo nicht eine Beſonderheit des Verfaſſers.

Die Leſer und Kenner Homer's werden ſich den Anhang, Nr. 2, welchen Dümmler beigeſteuert hat, nicht entgehen laſſen; er handelt über den bekannten Priamus'ſchen Hektor, den Liebling unſerer Jugend. Wie werden ſie ſtaunen, wenn ſie dieſen zu einem griechiſchen, ſpeciell thebaniſchen Helden geſtempelt finden! Wie und warum er die Reiſe nach Aſien gemacht hat, muß im Buche ſelber nachgeleſen werden; die Beweisführung iſt wenn auch vielleicht nicht für alle überzeugend, ſo doch in hohem Grade beachtenswerth.

3. Grundriß der römiſchen Alterthümer. Von C. Krieg. Dritte weſentlich verbeſſerte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1889. 8. 4 M.

Die zweite Auflage iſt im Jahre 1882 erſchienen — der kurze Zeitraum, innerhalb deſſen eine Neuauflage nöthig wurde, ſpricht zu Gunſten der Brauchbarkeit des Buchs, das wir ſchon anläßlich der zweiten Auflage als

solches empfohlen haben. Das Buch ist trotzdem, daß in der neuen Auflage der bisherige Anhang, die „Literaturgeschichte", weggefallen ist, an Umfang kaum kleiner geworden, ein Beweis, daß wenigstens quantitativ die Auflage sich als eine „verbesserte" bezeichnen kann (auch die Zahl der „Illustrationen" ist größer geworden, einzelne Paragraphen, z. B. 23 und 30, sind neu hinzugekommen) —; darin besteht aber natürlich der vermehrte Werth eines Buchs noch nicht, wenn nicht auch die Qualität sich als eine „verbesserte" herausstellt. Dies ist nun durchaus der Fall, wenigstens vorwiegend. Daß das „Rechtswesen" und die „Rechtspflege" in zwei getrennten Abschnitten, also auch als verschiedene Materie, behandelt werden, ist auffällig und jedenfalls unlogisch, denn das Rechtswesen umfaßt auch die Rechtspflege. Dagegen würden wir einen besondern Abschnitt und Titel den gottesdienstlichen Alterthümern bestimmen, welche beim Verfasser einfach unter der Rubrik der öffentlichen Alterthümer untergebracht sind, als ob es keine privaten Handlungen und Einrichtungen gottesdienstlicher Natur gäbe! Musterhaft erscheint dagegen die Anordnung dieser gottesdienstlichen Alterthümer. Wir kennen kein Buch in dem betreffenden Literaturkreise, das seinen Zweck besser, d. h. praktischer und ausreichender erfüllen dürfte.

4. Catull's Buch der Lieder in deutscher Bearbeitung. Von Th. Heyse. Zweite völlig umgearbeitete Auflage aus des Verfassers Nachlaß herausgegeben von A. Herzog. Berlin, Hertz. 1889. 8. 4 M.

Ein Meisterwerk anzuzeigen und zu loben, gewährt einen wahren Genuß, und in diesem Falle befindet sich heute der Referent gegenüber Theodor Heyse. Heyse ist ein echter Philologe, der auch nachzufühlen und nachzubilden versteht, kein langweiliger Bücherschreiber und überflüssiger Editor, aber ein geistreicher, seinen Originalschriftstellern verwandter und bei aller Gelehrsamkeit eleganter, den Grazien opfernder, daneben mit dem feinsten Spürsinn ausgerüsteter Geist. Ich habe schon an anderer Stelle es ausgesprochen, daß er an Scharfsinn alle Philologen, wirkliche und eingebildete, überragt, welche seit G. Hermann sich an Aeschylos gewagt haben. Hätte es ihm doch beliebt, dessen „Orestie" auch zu übersetzen! Jetzt müssen wir uns mit seinem Catull begnügen, wenn „begnügen" das richtige Wort ist bei einem so vollendeten Werke. Ich war, offen gestanden, beim ersten Anblicke der neuen Auflage eines schon längst anerkannten Meisterwerks, welche sich als „völlig umgearbeitet" einführte, etwas erschrocken und dachte: „O weh! da ist es gewiß gegangen, wie weiland bei J. H. Voß und seinem Homer: vor lauter Feilen und Putzen ist der Kern farbloser und schwächlicher geworden"; aber mit steigender Freude habe ich bei fortgesetzter Nachprüfung gemerkt, daß diese Voraussetzung eine irrige war, wenigstens in den meisten Fällen. Und doch sind der Veränderungen hunderte und aber hunderte; ich habe blos zwei Nummern (1 und 7) völlig unverändert gefunden!

Das Gesagte mit einzelnen Beispielen zu belegen, ist überflüssig. Wer etwas von der Uebersetzungskunst versteht, wird mir beipflichten; wer nichts davon versteht, mir glauben.

5. Des Publius Ovidius Naso Verwandlungen, metrisch übersetzt von J. Dieckmann. Hamburg, Kloß. 1889. Gr. 8. 3 M.

„Besonderes Gewicht" hat der Uebersetzer, „ohne dem Deutschen Zwang anzuthun, auf wortgetreue Wiedergabe gelegt, daß weder Lückenbüßer eingesetzt, noch vorhandene Wörter, und erscheinen sie auch noch so unbedeutend, unberücksichtigt gelassen sind". Und durch Befolgung dieses veralteten und widersinnigen Princips ist die Uebersetzung ausgefallen, wie sie ist, nämlich im ganzen verfehlt und im einzelnen ungenügend.

Ich glaube, daß Dieckmann von lateinischer Grammatik das Nöthige versteht, von der Metrik möchte ich dasselbe nicht behaupten; denn seine Behauptung, daß „dem Urtext entsprechend der Hexameter durchgehends mit dem männlichen Einschnitt im dritten Fuße gebildet worden" sei, verräth sofort eine klaffende Kenntnißlücke in den Elementen jener Wissenschaft. „Dem Urtexte entsprechend" ist eine ganz irrige Behauptung, und gerade so irrig die zweite; es ist weder dem Dichter Ovid je eingefallen, noch seinem Uebersetzer gelungen, durchgehends den männlichen Einschnitt (Cäsur) im dritten Versfuße eintreten zu lassen! Gleich der erste Vers der Uebersetzung:

Wesen in neue Körper verwandelt, treibt zu besingen —

schlägt ja jener Behauptung ins Gesicht! Er scheint zu glauben, der Verseinschnitt finde hinter „Körper" statt. Für den wirklichen Einschnitt jenes Verses (nämlich hinter „verwandelt") haben die Metriker einen ganz besondern Namen. Indessen, es sind auch schon recht gute Hexameter, auch ohne Kenntniß der Cäsuren sammt Zubehör, gleichsam instinctiv und aus angeborenem Gefühle für Ebenmaß, Wohlklang und Anmuth geschaffen worden. Gleicht vielleicht unser Uebersetzer seine mangelnde Kenntniß durch diese Vorzüge wieder aus?

Ich will, statt aller Antwort, einige aufeinanderfolgende Verse des letzten Buchs (S. 464) für den Leser niederschreiben und diesen entscheiden lassen:

Der sagt dem Amphitryonssprossen
Dank, dem Vater, und schifft durchs Jonische Meer mit bequemem
Wind und fährt an Tarent, der lacedämonischen Stadt, und
Sybaris hin, dem Neäthus, dem sallentinischen Fluß, der
Thurischen Bucht und an Crimisa hin und Japyx Gefild. Und
Kaum noch hat er das Land, das die Küste schauet, durchschweift: da
Sieht er des Aesastromes verheißene Mündung und einen
Hügel von dort nicht fern, wo Croton's heil'ges Gebein die
Erde barg, und erbaut allhier auf befohlenem Grund die
Mauern und übernahm auf die Stadt des Begrabenen Namen.

Diese armen haltlosen Ein- und Zweisilbler am Schlusse der Verse, die vergeblich nach ihrer natürlichen Vereinigung winseln und jammern — es ist herzzerreißend! Und daß eine solche Uebertragung gerade dem Ovid, dem ele-

gantesten, form- und versgewandtesten aller römischen Dichter zutheil werden muß! Er ist doch während seines Lebens wahrlich hart genug mit der Verbannung nach dem unwirthlichen Tomi bestraft worden, soll er auch noch nach seinem Tode ... Aber nein, wir wollen nicht auch grausam sein gegen den Uebersetzer, der es ja gewiß gut gemeint hat. Es muß jedoch gestattet sein, ja es ist Pflicht gegen die Manen der Dichter, an welchen sich die Unzulänglichkeit ihrer Verdeutscher versündigt, bei solchem Anlasse wieder und wieder zu warnen und zu mahnen, daß es der gute Wille allein nicht thut, daß zur Uebersetzungslust auch die Uebersetzungskraft gehört. Es ist nicht blos ein ästhetisches, sondern auch ein ethisches Gebot, daß „jeder die Kunst übe, die er versteht". J. Mähly.

Feuilleton.

Zu den verschiedenen Werken, welche die Wege und Mittel des Weltverkehrs durch Wort und Bild anschaulich zu machen suchen, ist ein neues getreten, das sich die Aufgabe setzt, die Ziele dieses ausgedehnten und ineinandergreifenden Verkehrs zur Vorstellung zu bringen. Alle jene Häfen, welche im internationalen Verkehr einen irgend hervorragenden Platz bezeichnen, sollen charakterisirt werden in Bezug auf Lage, Geschichte, Bevölkerung, Einrichtungen und Entwickelung und namentlich auf ihre eigenartige Bedeutung für den Handel. Es geschieht dies in dem im Volkswirthschaftlichen Verlag von Alexander Dorn in Wien begonnenen Buche „Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargestellt von Joseph Ritter von Lehnert, k. und k. Linienschiffskapitän, Dr. Karl Zehden, Professor an der wiener Handelsakademie, Johann Holeczek, k. und k. Corvettenkapitän und Theodor Cicelak, Professor an der wiener Handelsakademie, unter Redaction von Alexander Dorn. Zwei Bände mit circa 400 Illustrationen und Plänen" (in 50—60 Lieferungen zu 50 Pf.). Der erste Band wird Europa, der zweite die andern Erdtheile behandeln und beide sollen etwa 150 Häfen umfassen. Triest, Fiume, Venedig, Ancona, Brindisi und der Anfang von Korfu, Montreal, Quebec, Halifax und St.-John nebst dem Beginn der Schilderung Bostons können bereits eingesehen werden. Aus der Darstellung der drei ersten Hefte ergibt sich, daß das Werk einen weiten Leserkreis und nicht etwa nur Fachmänner ins Auge gefaßt hat, obwol auch den handelsgeographischen Interessen dieser Rechnung getragen ist. In der Hoffnung, daß diese durchweg die gebührende Berücksichtigung finden, sehen wir dem Fortgange des Werks, das recht als ein Vorläufer der schwimmenden deutschen Weltausstellung erscheint, mit Theilnahme entgegen.

— Die novellistisch gestalteten „Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848—1871" vom Generallieutenant z. D. J. Hartmann haben die Theilnahme, welche sie zuerst als namenlos erzählte Mittheilungen „Aus zwei annectirten Ländern" in der „Deutschen Rundschau" gewonnen, noch nicht eingebüßt. Zeugniß dafür legt die eben erschienene dritte Auflage (Wiesbaden, Bergmann, 1890) ab. War auch theilweise die Enttäuschung darüber groß, daß der Verfasser seine Beobachtungen des Ueberganges seiner Heimat und der vom gleichen Geschicke betroffenen Nachbarländer aus kleinen eigenartigen Verhältnissen in den großen mächtig aufstrebenden Staat an den Faden romanhafter Dichtung geknüpft hatte, trat Widerspruch zu seiner Auffassung der inzwischen weit entrückten Sachlage hervor, so hat sich doch die Erkenntniß durchgesetzt, daß nicht die Fabel der Erzählung, sondern ihr Boden und ihre Einrahmung die Hauptsache an der Darstellung sei, und es überwog allmählich das Urtheil, der Verfasser habe in der Wiedergabe der Geschehnisse, der Verhältnisse und der Stimmung jener Tage, in welchen die Lösung der deutschen Frage sich vollzog, den richtigen Standpunkt des in seinem Stammesboden wurzelnden, aber den nationalen Staat unentwegt ins Auge fassenden Patrioten eingenommen. Dies aber gibt dem Buche eben eine Bedeutung auch noch für fernere Zeiten jedem, der sich nicht genügen läßt an der Kenntniß dessen, was ist, sondern der forscht, wie und woraus es einst geworden.

— Ein literarischer Weihnachtskatalog, wie er in gleicher Zusammenstellung einzig dastehen dürfte, ist Brockhaus' Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur, der soeben von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig in neuer Ausgabe für 1890 herausgegeben worden ist. Derselbe verzeichnet auf 228 Seiten Großoctav, systematisch geordnet, in sorgfältiger Auswahl die hervorragendsten Erscheinungen der französischen, englischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, dänisch-norwegischen, schwedischen, niederländischen, russischen, polnischen, rumänischen und neugriechischen Literatur und berücksichtigt sowohl die ältern als auch die neuesten Werke. Der Katalog empfiehlt sich allen, welche für ausländische Literatur Interesse haben, als Rathgeber bei der Auswahl von Festgeschenken, bei Zusammenstellung oder Ergänzung von Bibliotheken ebenso wie bei der Wahl der täglichen Lektüre.

Bibliographie.

Album einer Frau. Kleine Ausgabe. Halle a/S., Gesenius. 8. 3 M.

Andrea, Silvia, Faustine. Roman. Glarus, Bäschlin. 8. 4 M. 40 Pf.

Bamberger, L., Der wunde Punkt. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 60 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 68ster Bd.: Die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie. Von F. Fritz. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

Döxekel, E., Herbstblüthen. Gedichte. Aarau, Sauerländer. 8. 80 Pf.

Ebeling, M., Blicke in vergessene Winkel. Geschichts-, Kulturstudien und Charakterbilder, ein Beitrag zur Volkskunde. 2 Bde. Leipzig, Böhme Nachf. 8. 5 M. 50 Pf.

Elpis Melena, Dr. E. G. F. Grisanowski. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Briefen. Nebst einer Würdigung der Schriften Grisanowski's von E. Knodt. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1890. 8. 5 M.

Falkenhorst, C., Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Gebauer, H., Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen. Historisch, geographisch und statistisch dargestellt. 1ste Lfg. Dresden, Baensch. Gr. 8. 1 M.

Holtzendorff, A. v., Die koloniale Frage und ihre Lösung durch das Reich. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Jäggi, J., Der Bauernkrieg und Adam Zeltner von Niederbuchsiten. Nach einer Quellenarbeit des Herrn Ed. Zingg in Liestal und der Geschichte des Kantons Solothurn von Urs Vigier gedrängt dargestellt. Solothurn. Gr. 8. 80 Pf.

Kühn, E., Der Spreewald und seine Bewohner. Cottbus, Differt. Gr. 8. 3 M.

Marshall, Emma, Der alte Thorweg. Eine Erzählung. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme Nachf. 8. 3 M. 25 Pf.

Reißmann, A., Brennende Fragen auf dem Gebiete der Tonkunst. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rentzell, v., Geschichte des Garde-Jäger-Bataillons. 1808 bis 1888. Nebst einem Anhang: Die 1. Kompagnie des I. Reserve-Jäger-Bataillons im Feldzuge 1870/71. Im Auftrage des Bataillons bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 10 M.

Schück, R., Brandenburg-Preußens Kolonial-Politik unter dem großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern. (1647—1721.) Mit einer Vorrede von P. Kayser. 2 Bde. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 24 M.

Tolstoi, P. L., Geheimnisse von Odessa. Roman aus der Gegenwart. 2 Thle. in 1 Bd. Leipzig, Greßner u. Schramm. 12. 4 M.

Werner, E., Die Alpensee. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 7 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman

von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **Pauline Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Prof. Dr. Richard Wülker.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein älterer, aber zum ersten male ins Deutsche übersetzter Roman Kingsley's, der namentlich den zahlreichen Freunden seines Romans „Hypatia" (dessen deutsche Ausgabe bereits in fünfter Auflage vorliegt) willkommen sein wird. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KYRENE

eine altgriechische Göttin.

Archäologische und mythologische Untersuchungen

von

Franz Studniczka,

a. o. Professor der Universität in Freiburg i. B.

Mit 38 Abbildungen. 8. Geh. 9 M.

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in **unübertroffen** reicher Auswahl:

Cotillon- **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons.

und

Carneval- Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'

Neues Wörterbuch

der Englischen und Deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

2 Theile. Geb. 6 M.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann,

Uhren-Fabrik [7218

Leipzig Königsplatz 6.

Im Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erscheint:

Friedrich Chopin

als Mensch und als Musiker

von

Friedrich Niecks.

Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen

von

Dr. Wilhelm Langhans.

Mit mehreren Portraits und facsimilirten Musikbeilagen.

Gr. 8°. in ca. 12 vierzehntägigen Lieferungen à M. 1 netto.

Praktisches Hochzeits- u. Weihnachts- Geschenk.

Hausherr und Hausfrau.

Wissenschaft und Praxis des häuslichen Lebens von Dr. **Carl Freih. v. Rechenberg.** Unter Mitwirkung von Dr. med. **M. Dyrenfurth,** Königl. Kreisphysikus in Bütow u. anderen namhaften Fachmännern. 52 Bogen und 3 Tafeln. Geheftet M. 7.—, in eleg. Einband M. 9.—.

Verlag von Th. Fischer in Cassel.

Zu beziehen, auch zur Ansicht, durch jede Buchh.

Inhaltsverzeichniss gratis u. franco.

Taschentücher

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram

Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.

Reines Leinen garantirt.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. **kleine Leiterwagen** f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7,—, 12,—, 18,—M. pr. St. blau.

Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Illustr. Preislisten gratis!

Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

DEC 24 19

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 49. 5. December 1889.

Inhalt: Der moderne Realismus in seinem Verhältniß zur Bühne. Von Hans von Basedow. — Dramatisches. Von Karl Siegen. — Vermischte Beiträge zur Shakespeare-Literatur. Von Ludwig Fränkel. — Aus Schule, Leben und Dichtung. Von Eduard Haug. — Zum deutschen Mittelalter. Von Walther Schultze. — Festgeschenke. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der moderne Realismus in seinem Verhältniß zur Bühne.

Der moderne Realismus der Literatur zeigt, daß ihm da eine Grenze gesteckt ist, wo es heißt, die reine Subjectivität im Interesse künstlerischer Anforderungen zu opfern, das Schildern der Wahrheit, wie sie in dem persönlichen Empfinden sich malt, den Formen und der Wahrheit der Kunst anzupassen. Dies prägt sich am schärfsten im Verhältnisse des Realismus zur Bühne aus, da die Bühne von ganz andern Grundsätzen ausgeht und ausgehen muß, als dies der Realismus der Literatur thut, wie überhaupt die Gesetze der Buchdichtung und der Bühnendichtung verschiedene sind. Die Buchdichtung kann frei sich ergehen in behaglicher Breite, in der Ausmalung der Sachlage oder landschaftlicher Schilderung, sie kann Momente mit ergiebiger Ausführlichkeit behandeln, während die Dramendichtung eng verwachsen ist mit den Forderungen der Bühne — knapp, geschlossen, gedrungen, einheitlich muß sie vorwärts schreiten, die dramatische Kürze steht in schärfstem Gegensatze zur epischen Breite, oder der seelischen Breite, so möchte ich es nennen, der Lyrik. Daher kommt es denn auch, daß ein Drama von hochbedeutender, dichterischer Kraft und Schöne sein kann und doch völlig wirkungslos von der Bühne herab, daß es bei der Lektüre lebhaft anregt und fortreißt, bei der Aufführung jedoch völlig kalt läßt; — daß es hingegen von sehr geringfügiger, poetischer Kraft sein kann und doch auf der Bühne sehr wirkt. Das sind eben die feinen, für ein ungeübtes Auge kaum erkennbaren Anforderungen der Bühne, die in dem einen Falle erfüllt, in dem andern nicht erfüllt sind. Das sind die technischen Kniffe, die bühnengerechte Mache — kurz der Realismus der Bühne, den unsere modernen Dichter mehr und mehr vernachlässigen oder übertreiben und so auf beiden Seiten zu falschem Ergebnisse kommen: auf dem einen zum Buch-, auf dem andern zum Sensationsdrama. Beide herrschen jetzt — das eine in den Buchhandlungen, das andere auf der Bühne.

Vom Buchdrama ist hier ganz abzusehen, da es wol einen oft werthvollen Theil der Literatur bildet, aber in gar keiner Beziehung zur Bühne steht und eben nur deshalb Drama heißt, weil es in dialogisch gegliederter Form geschrieben, die Figuren scheinbar handelnd einführt; das Sensationsdrama hingegen ist streng auf seinen Werth oder Unwerth zu prüfen.

Ein gediegenes, harmonisches Drama ist deshalb auf dem Gebiete des Sensationsdramas unmöglich, weil die effecthaschende Mache unwahre Uebertreibungen verlangt. Und Unwahrheit, wenn sie auch durch vorübergehenden Eindruck verdeckt ist, kann nie befriedigend wirken; ferner muß die Idee, die in jedem Drama vorhanden sein muß, zu oft im Interesse des Effects geopfert werden, ja der stete Effect verdunkelt und erstickt die Idee schließlich gänzlich, sodaß nichts als ein Mischmasch aller möglichen und unmöglichen äußerlichen Wirkungsmittel übrigbleibt. Daher ist es selbstverständlich, daß das Sensationsdrama mit seiner verderblichen Hohlheit, mit seinen unkünstlerischen Erregungsmitteln die ohnehin im allerärgsten Argen liegenden Theaterverhältnisse noch mehr herunterbringen mußte.

Dieser Umstand mußte die ernstesten Erwägungen im Gefolge haben, man besserte hie und da, man setzte überall den Hebel an und fand doch das Richtige nicht — eben weil man in Einseitigkeit befangen, durch Kurzsichtigkeit gehemmt war, bis eine Anzahl Dichter auftrat, die, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, das Drama zu reinigen und veredeln begannen, da sie hier einen Hauptschaden vermutheten.

Von demselben Gesichtspunkte aus ging aber auch eine Anzahl jüngerer Dichter, die, erfüllt von ihrer Idee, den Realismus auf die Bühne verpflanzen und so das Sensationsdrama, welches dem wahren Drama gegenüber dieselbe Stellung einnimmt, wie der Colportageroman dem

wahren Romane gegenüber, ersticken, kurz den Theaterjammer aus der Welt schaffen wollten.

Die leitende Idee war also eine durchaus zu billigende — das Inslebentreten dieser Idee hingegen war unmöglich, da diese Dichter sich nicht den Anforderungen der Bühne beugen wollten, sondern umgekehrt beanspruchten, daß sich dieselbe nach ihnen richte, da sie ferner ihren Literaturrealismus auf die Bühne übertragen wollten, ohne zu bedenken, daß zwischen Literaturrealismus und Bühnenrealismus ein wesentlicher Unterschied besteht.

Die Wahrscheinlichkeit und Wahrheit der Bühne ist eine andere als die, für welche die modernen Realisten eintreten; sie ist abhängig von dem technischen Vermögen der Bühne und bewegt sich in den Schranken, die nöthig sind, die Illusion des Publikums wachzurufen, es so anzuregen, daß es die Handlung mitlebt.

Diese Bühnenwahrheit nun ist im modern-realistischen Drama, vor allem soweit es historisch ist, versäumt. Von ihren Ideen erfüllt, haben diese Dichter auch nur im Sinne ihrer Ideen geschaffen. Ein Werk wie Bleibtreu's „Weltgericht" oder Alberti's „Brot", um ein praktisches Beispiel zu wählen, ist gewiß genial gedacht, mit kühnem Wurf al fresco hingemalt, läßt aber doch die psychologische Tiefe und Feinheit, die innige Durchbildung — eben deshalb sagte ich al fresco hingemalt — vermissen. Diesen Werken fehlt die Bühnenfähigkeit, da sie nicht mit den Verhältnissen der Bühne rechnen. Die Situationen in diesen Dramen sind plastisch, aber doch bühnenunmöglich, unwahr, um so mehr als sie der Idee nach über den Geist ihrer Zeit hinausgehen, als die einzelnen Figuren Präparate, aber keine Menschen sind, und dies wird erst bei einer Aufführung greifbar klar ersichtlich. Es fehlt eben jene Wahrheit, die von der Bühne herab als Wahrheit erscheint. Absolute Wahrheit ist im Drama — wie überhaupt in der Kunst — unmöglich, stets muß die Illusion zu Hülfe gerufen werden. Die Kunst leuchtet durch die Wahrheit hellstrahlend hindurch, muß hindurchleuchten, wenn das betreffende Werk Anspruch auf den Titel Kunstwerk haben will.

Es ist hier nicht der Ort, das Wesen des Realismus zu betrachten, nur insofern ist er in Betracht zu ziehen, als er die Bühne berührt.

Der Realismus — hier ist natürlich nur die Rede von dem wahren, künstlerisch berechtigten Realismus — hat von jeher eifrigste Pflege im Drama gefunden. Sophokles, Euripides, Plautus: sie waren Realisten in des Wortes edelster Bedeutung. Die alten Regeln der Einheit des Ortes und der Zeit, von den französischen Tragikern aus bühnentechnischen Gründen verschärft, sind der reinste Ausdruck der angestrebten Natürlichkeit; in ihnen macht sich das Bestreben bemerkbar, durch Natürlichkeit in der Zeitdauer der Handlung den schönen Schein der Kunst mit der Natur zu vereinen. Shakespeare, der herrliche Seelenmaler, schuf den Realismus der Bühne, stellte theoretisch in den Erklärungen Hamlet's, praktisch in seinen Werken die Kunstgesetze fest, die bis auf unsere Zeit Geltung haben und bis in kommende Zeiten Geltung haben werden.

In Shakespeare besitzen wir eine praktische Aesthetik des Dramas, an der wir zu lernen haben. Nicht die Formlosigkeit Shakespeare's ist es, die der Bühnendichter nachzuahmen hat: seine gewaltige Weltanschauung, die überall dichterisch verklärt durchbricht, die klare Durchleuchtung, die lebenswahre und doch künstlerische Ausgestaltung der Natur, das sich Auslebenlassen der Charaktere, die Feinfühligkeit für bühnenwirksame Stoffe, die geschlossene Einheitlichkeit und Straffheit seiner Composition und dann die technischen Mittel sind es, die zu studiren, nicht stricte nachzuahmen, aber zu beobachten sind.

In Shakespeare lebte der wahre Realismus der Bühne; Schauspieler und Schauspieldirector, war er mit dem Wesen seiner Bühne innig verwachsen, er hatte der Menschheit ins Herz geblickt, er kannte die Mittel, sie zu erschüttern, und diese Mittel verklärte er mit seiner dichterischen Kraft, so jene herrlichen Gebilde schaffend, die den Grundstock unserer modernen Bühne, unserer modernen Bühnenliteratur bilden.

Und der Shakespeare-Nachahmung befleißigten sich denn auch die modernen Realisten, aber sie blieben am Aeußern haften, an der Formlosigkeit, und glaubten damit genug gethan zu haben. Und damit eben war ihnen die Möglichkeit genommen, das zu erreichen, was sie erreichen wollten — denn die Formlosigkeit Shakespeare's, für seine Bühne kein Hinderniß, ist dasjenige, was seine Inscenesetzung auf der modernen Bühne wesentlich erschwert und für eine Anzahl mehr oder weniger nützlicher Experimente Anlaß gegeben.

Wie schon oben bemerkt, ist der Realismus der Bühne ein anderer als der, der jetzt in der Literatur beliebt und geübt, d. h. er muß augenfällig wahr sein, da im Drama nicht der Platz ist, ihn eingehend zu begründen, wie dies im Romane z. B. der Fall. Im Drama wird die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Handlung doppelt scharf empfunden, da sie eben dargestellt wird und ersichtlich ist, während im Roman eingehende Motivirung die Unwahrscheinlichkeit mildern kann. Im Drama muß stets die Darstellung ins Auge gefaßt werden, stets muß man mit der Knappheit der dramatischen Handlung rechnen. Im Drama heißt es, in einem kurzen Auftritt ebenso deutlich zu sein, wie im Romane auf 100 Seiten, d. h. was im Romane mit vielen Umschweifen angedeutet und erläutert werden kann, muß im Drama in einem Augenblicke ersichtlich werden. Durch ein Wort, einen Charakterzug, eine psychologische Regung muß eine Person, eine Sachlage greifbar lebendig vor dem Zuschauer stehen. Und die Weitschweifigkeit, Breite uud Schwerfälligkeit im Malen einer Sachlage oder eines Charakters ist es denn auch, welche die Dramen der modernen Realisten bühnenunfähig machen.

Im übrigen trifft der Bühnenrealismus mit dem der

Literatur zusammen, er hat wie jener die Berechtigung, das Häßliche zu malen — Berechtigung ist noch nicht Verpflichtung, wie man oft annimmt, aber er wird sich mehr in den natürlichen Grenzen der Schönheit halten; denn die Schönheit zu schildern ist von jeher künstlerischer und dankbarer gewesen und wird es immer bleiben. Das Häßliche darf nur da in seiner Nacktheit auftreten, wo seine Schilderung an und für sich schon ein Kunstwerk oder wo es zur Hebung und Ausprägung der Idee nöthig ist: es bildet so den Hintergrund, von dem sich die Schönheit der Idee desto leuchtender abhebt. Wenn dies im Roman auch hie und da einmal umgangen werden kann, so darf dies doch nie im Drama der Fall sein, da die Darstellung des Häßlichen aus bloßer Lust am Häßlichen stets abstoßend, unkünstlerisch wirkt.

Und dies wiederum ist der Umstand, der das Sensationsdrama so schädlich macht. Das Häßliche in seinen mannichfaltigen Auslebungen bildet zum weitaus größten Theile das Grundthema dieser Dramen. Es wird deshalb mit Vorliebe darin behandelt, weil es sehr wohl Erregung auszuüben vermag, und auf Erregung kommt es diesen Werken an, nicht auf innere Läuterung, auf jene edle Erregung, die Kant fordert. Ja, durch Uebertreibung und Häufung der Effecte wurde das Häßliche geradezu bedingt, denn in der Bühnenwelt bedingt ein Umstand den andern. Der strenggegliederte Bau des classischen Dramas bedingt classische Strenge und Einfachheit des Inhalts („Maria Stuart", „Iphigenie"); die Einheit des Ortes breites, oft unliebsames Ausmalen der Leidenschaften und Gefühlsmomente, Breitzerren der Situation (am stärksten bei Racine), das stete Haschen nach erregender Wirkung ebenso erregenden Inhalt.

So steht alles in steter Wechselwirkung, deshalb ist gerade in diesem Zweige der Dichtung ein feinsinniges Abwägen aller Verhältnisse nöthig, deshalb heißt es hier oft, der ungebundenen Subjectivität die Zügel anlegen — nicht der Dichter und sein persönliches literarisches Glaubensbekenntniß hat zu sprechen, wie dies in den obenerwähnten Dramen der Fall, sondern die Figuren, die der Dichter schafft. Mögen sie empfinden, wie er empfindet, solange dies zu ihrem Charakter paßt, mögen sie seine Ansichten vortragen, solange dies sich mit ihrer Wesenheit verträgt, aber dem Charakter Zwang anthun, um ihn zur Lehrkanzel persönlicher Reformideen zu machen, ist grundfalsch.

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß der moderne Realismus nicht befähigt ist, das hohe Ziel der Theaterreform zu erreichen. Wahrscheinlichkeit und Wahrheit, wie sie von der Bühne herab erscheint, das ist die Grundbedingung des Dramas, und die Wahrscheinlichkeit fehlt in den Dramen der sonst bestbegabten jungen Realisten; damit ist ihre Berechtigung auf der Bühne hinfällig, ihr Verlangen, dieselbe zu beherrschen, ein ungerechtfertigtes, ihr Zweck, reformirend einzugreifen, nicht erreicht.

Im ganzen: der Literaturrealismus kann nur dann dem Theaterwesen nützen, wenn er sich dem Bühnenrealismus unterordnet. Hans von Basedow.

Dramatisches.

1. Kleine Dramen von Paul Heyse. Erste und zweite Folge oder der Dramatischen Dichtungen einundzwanzigstes und zweiundzwanzigstes Bändchen. Berlin, Hertz. 1889. 8. 5 M. 20 Pf.

Paul Heyse's Dramen haben in d. Bl. schon wiederholt von den verschiedensten Seiten eine herbe Verurtheilung erfahren. Zu meinem aufrichtigen Bedauern muß ich bestätigen, daß auch ich nicht nur an dem Dramatiker, sondern auch an dem Dichter Paul Heyse irre geworden bin. Denn wer im Stande ist, Dramen zu veröffentlichen, wie das letzte in den mir vorliegenden neuesten beiden Bändchen, betitelt „Die schwerste Pflicht", der hat als Dramatiker wie als Dichter seinen Ruhm schwer geschädigt. Legationsrath a. D. Ludwig Hochstetten, der Sohn eines Hypochonders, welcher eines unnatürlichen Todes gestorben, ist gleichfalls in einem Grade von Hypochondrie befallen, daß er eigentlich schon vor Beginn des Stücks — die Bezeichnung „Drama" dürfte hier denn doch nicht mehr am Platze sein — in eine Heilanstalt gehörte. Hochstetten trägt sich, sobald er auftritt, mit Selbstmordgedanken, bis er endlich die Bühne verläßt; ein Glück noch, daß das „Drama" nur einen Act hat. Im Begriffe aber, selbst Hand an sich zu legen, bewegt der Unglücksmensch noch einen Arzt, den Dr. Eckart — ihren, seiner Frau Juliane theuern, nur allzu theuern Eduard, ihn ins Jenseits zu befördern. Besagter Eduard leidet dabei Tantalusqualen; er vollbrächte ja trotz alles Humanitätsdusels die erlösende That so gern, da er nach Vollbringung derselben den Rivalen los ist und hoffen darf oder doch wenigstens glaubt, hoffen zu dürfen, daß die brave Frau Legationsräthin Juliane, mit der er vor ein paar Jahren eine glücklicherweise nicht zur Vollendung gebrachte Ehebruchstragödie einzufädeln versucht hat, doch noch die Seine werde. Nachdem die beiden nochmals dem Publikum gegenüber geistig Ehebruch getrieben, scheiden sie voneinander. Sie haben ja nichts begangen. Denn wie sagt das sinnige Julianchen? „Was können wir für unser Herz? Nur für unsere Handlungen sind wir verantwortlich, nicht für unsere Gefühle, so wenig wie für das Böse, was der Edelste von uns zuweilen im Traume thut. Wäre es anders, so wäre ich selbst eine große Sünderin." Ja, wahrhaftig, Frau Legationsräthin a. D., das sind Sie! Nicht, weil Sie im Traume derlei frivole Gedanken gehabt, was ja vorkommen kann, sondern weil Sie so wenig

sich bedenken, solche Gedanken einem wider Pflicht und Sitte geliebten und Sie wieder liebenden Manne gegenüber auszusprechen, denn das ist doch das Aeußerste, was anständigerweise auf der Bühne ein Weib wagen kann. Und das seine Heldin aussprechen zu lassen, wagt Paul Heyse, wagt er in derselben halben Stunde, in welcher der arme Legationsrath a. D. unser ganzes, wenn auch nicht ästhetisches, so doch pathologisches Interesse beanspruchen kann. Und dabei verwahrt sich Paul Heyse im Vorworte gegen den Verdacht, als wolle er Schicksalstragödien schreiben! Weshalb wird der bedauernswerthe Gatte der holden Juliane geistesverwirrt? Weil es sein Vater gewesen, aus keinem andern Grunde. Ja, wenn er es noch wegen des Ehebruchs seines saubern Ehegesponstes würde! Das ließe sich immer noch hören. Aber daß die liebwerthe Juliane ihm — wenigstens geistig — treulos geworden ist, das weiß er nicht einmal. Zu Heyse's Entschuldigung will ich allerdings zugeben, daß nicht alle diese kleinen Dramen so brüchig sind wie „Die schwerste Pflicht", ja, daß sie zum Theil sogar sich völlig harmlos geben; aber gerade das Harmlose ist unter diesen Dramen derart, daß es auch ein geringerer Geist als Paul Heyse geschrieben haben könnte, wie „Der Venusdurchgang" und „Nur keinen Eifer", welche beide Arbeiten schon mehr ins Schwankartige verfallen. Zum guten Theil aber lauert in diesen „kleinen Dramen" die Schlange unter Rosen versteckt, und Gift bleibt Gift, auch wenn es durch Rosenduft gemildert und dem Unkundigen für den ersten Augenblick unbemerkbar ist. Da lobe ich mir doch das Gift ohne hinzutretenden Rosenduft. Da weiß man doch, wo und wie, und wird vor Ekel dem Schauspielhause, in welchem derlei Gifttrank verzapft werden sollte, fernbleiben oder dasselbe, noch ehe das Gift wirklich wirkt, rechtzeitig verlassen, wenn man will. Paul Heyse's Lust- und Charakterspiele in diesen beiden Sammlungen indeß mögen meinetwegen noch die ästhetisch-kritische Revue passiren. Seine Trauerspiele aber sind ungesund im innersten Kerne und keiner wird das wol mehr mir zugeben als Gustav Freytag, dem diese „kleinen Dramen" gewidmet sind. Was soll ich z. B. noch über Paul Heyse's „Zwischen Lipp' und Kelchesrand" sagen? Ein Neuvermählter führt seine Frau am Tage der Hochzeit vor der Brautreise in seine Junggesellenwohnung. Das mag vorkommen. Aber er ist so thöricht, ihr den Schlüssel zu seinem Schreibpulte zu überantworten, damit sie ruhig seine Liebesbriefe liest; er ist so thöricht, das zu thun, ohne daß er über die Aeltern seiner jungen Frau sich Auskunft verschafft und die im Ehebruch an ihn gerichteten Liebesbriefe ihrer Mutter in dem Pulte hat sorglos liegen lassen! Fürwahr, es hätte nur gefehlt, daß er selber sich als Vater seiner Frau herausgestellt hätte! Auch so aber ist die Sache schlimm genug. Die junge Frau nimmt sich das Leben. Warum das aber so kommen muß, warum die völlig Unschuldige für die Schuld ihrer Aeltern und ihres Gatten büßen muß, das begreife, wer kann; ich nicht. Ich müßte denn annehmen, daß Paul Heyse unter die Schicksalstragiker gegangen ist, was gerade er bestreitet und was nicht gerade dazu angethan wäre, seinem Lorberkranze ein neues Blatt einzufügen.

2. Gustav Adolf. Ein dramatisches Festspiel für die Volksbühne gedichtet von Paul Kaiser. Zweite Auflage. Gotha, Schloeßmann. 1889. 8. 1 M. 80 Pf.

Kaiser wollte mit seinem Gustav-Adolf-Festspiel ein Seitenstück zu den bekannten Luther-Festspielen schaffen, denn „neben Luther steht Gustav Adolf, neben dem Stifter der Retter unserer" (d. i. der evangelischen) „Kirche", wie es im Vorworte des Buchs heißt. Ebenda verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß auf den Stoff seines Festspiels die dramatischen Regeln angewendet werden; denn dieses könne „kaum in ausgiebiger Weise" geschehen. Von dieser Ansicht ist er so durchdrungen, daß mir selten ein Bühnenwerk aufgestoßen ist, welches so wenig sich den dramatischen allerbekanntesten Regeln anpaßt wie das Kaiser'sche Festspiel. Scene reiht sich lose an Scene, Bild an Bild, ohne daß man wieder und wieder die Nothwendigkeit, weshalb sie sich durchweg gerade so und nicht anders aneinanderfügen, einsieht. Das einzig Bindende inmitten dieser kunstlos aneinandergereihten Scenenhäufung ist die Person des Schwedenkönigs, zugleich im Grunde die einzige Gestalt, welche in diesem Festspiele unsere Theilnahme erwecken kann, während fast alle Vertreter der übrigen Rollen oder Röllchen uns nicht nur ziemlich kalt lassen, sondern auch mehr oder weniger ganz entbehrlich sind, was im wirklichen Drama, wo alles an seinem Platze stehen und nirgends anderswo stehen soll, doch nicht vorkommen darf. Ein wirkliches Drama zu schreiben, war aber auch nicht Kaiser's Zweck, die dramatische Form ist ihm nur Mittel zum Zwecke; sie soll helfen, den frommen, edeln und duldsamen Glaubenshelden dem Publikum näher zu rücken. Das thut sein Festspiel denn auch, das als Gelegenheitsdichtung als eine im ganzen recht brave Leistung bezeichnet werden kann und wenigstens den Versuch einer Aufführung auf einer Volksbühne werth wäre, zumal die Sprache, wenn sie auch ebenso wenig wie die Personen etwas Charakteristisches an sich hat, doch bei aller Schlichtheit und Einfachheit nicht gerade ins Platte verfällt, nicht selten sogar auch sich zu dichterischem Schwunge erhebt und die Verse meist leicht und gefällig dahinfließen. Alles in allem ein geschickt in dialogische Form gegossenes, freilich deshalb noch nicht dramatisches Stück Geschichte, das an dem Grabe Gustav Adolf's seinen Abschluß in der längern Rede eines schwedischen Offiziers findet.

3. Kaiser Karl's des Fünften Ende. Drama in fünf Aufzügen von Konstantin Ritter von Höfler. Prag, Dominicus. 1889. 8. 2 M.

Professor Konstantin Ritter von Höfler hat sich als Historiker durch seine Arbeiten über Kaiser Karl V. so hochverdient gemacht, daß er auf den Lorber als Dra-

matiker, nach welchem Preise er jetzt in vorgerückten Jahren noch die Hand ausstreckt, füglich verzichten kann. Sein fünfactiges Drama „Kaiser Karl's des Fünften Ende" ist, auch wenn wir es mit dem Verfasser zugleich als einen Theil, den Schlußtheil seiner „Habsburgischen Trilogie" ansehen wollen, doch so ungefügig, so jeder Steigerung, wie jeder tragischen Conflicte und überhaupt jeder dramatischen Handlung bar, daß die Bemerkung auf dem Titelblatte: „Den Bühnen gegenüber Manuscript", eigentlich hätte wegbleiben können. Es wird schwerlich ein Bühnenleiter sich zu dem Versuche herbeilassen, dieses Drama „Kaiser Karl's des Fünften Ende" aufzuführen, da er kaum in unserer Zeit das Publikum fände, das fünf Acte hindurch sich von der Bühne herab einen Geschichtsvortrag halten läßt. Zu derlei Vorträgen ist das Katheder da. Das Höfler'sche Drama, das wir uns doch, auch von der Trilogie losgelöst, als ein in sich organisch geordnetes Ganzes zu denken berechtigt wie genöthigt sind, ist weiter nichts als ein versificirter Geschichtsvortrag in angemessener, aber trotz des Verses doch in einer durchweg prosaischen Sprache. Es genüge daher, hier nur kurz zu erwähnen, daß der erste Act dieses Werks uns mit dem Entschlusse Kaiser Karl's, sich ins Privatleben zurückzuziehen, bekannt macht und daß im Laufe der folgenden Acte dieser Karl nebst seinen Schwestern Leonore und Marie eigentlich nichts, schlechterdings nichts weiter thut, noch fertig bringt, als hinter der Scene — zu sterben, und dazu sind vier Acte doch etwas zu lang!

4. Die gnädige Frau. Lustspiel in einem Acte (nach einer Novelle von Levin Schücking) von Adolf Herzog. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.
5. Merrick. Schauspiel in vier Acten (mit freier Benutzung des Romans „Die neue Magdalena" von Wilkie Collins) von Adolf Herzog. Dresden, Pierson. 1890. 8. 2 M.

„Die gnädige Frau" ist ein schwankartiges Stückchen von großer Harmlosigkeit, obwol der Stoff etwas heikler Natur ist. Ein Universitätsprofessor Riefer hat seinen Freunden seinerzeit zwar seine Verlobung angezeigt, es aber nachher unterlassen, ihnen mitzutheilen, daß die Verlobung wieder gelöst ist. Da kommt die Schwester eines Jugendfreundes von ihm in seine Wohnung, im Wahne, auch die neue Frau Professorin schon da anzutreffen. Sie wird ein Weilchen in diesem Irrthume belassen und als sie ihn entdeckt, da ist es zu spät, denn eben kommt ein Vetter des Professors, der auch seinen Verwandten für bereits vermählt hält, und die hübsche Else — so heißt das junge Mädchen — muß nun wieder eine Weile selbst die Frau Professorin spielen, bis der Professor der Verlegenheit dadurch ein Ende macht, daß er um Else's Hand anhält. Das alles ist nun ganz hübsch geschildert und der Einacter spielt sich recht flott und lustig ab, wenn die vorgeführten Situationen auch nicht gerade den Reiz besonderer Neuheit haben und theilweise auch nicht sehr glaubhaft sind. So hätte namentlich gleich von vornherein der Irrthum, in welchem sich Else befindet, besser motivirt werden müssen. Else kommt in die ihr noch ganz fremde Wohnung des Professors, der ihr eine Stelle verschaffen soll, und fragt, ob der nach ihrer Meinung verheirathete Professor zu Hause sei. Der Diener antwortet: „Im Gegentheil, eben bei der Vorlesung. Ich will Frau Löffler (die Haushälterin) rufen." Darauf Else: „Die gnädige Frau?" Und der Diener wieder: „Gnädig ist sie eben nicht, aber immerhin eine Frau. Wollen Sie sich ein wenig gedulden." Und Else geduldet sich wirklich, ohne bei der Erwähnung der Frau Löffler stutzig zu werden und den Diener um Aufklärung zu ersuchen oder sich sofort bei des Professors vermeintlicher Gattin melden zu lassen oder auch nur nach derselben zu fragen, in welchem Falle allerdings ihr Irrthum sofort behoben und Else wahrscheinlich wieder ihres Wegs gegangen wäre, ohne dem Professor nur zu begegnen. Davon abgesehen könnte das heitere Stückchen immerhin auf der Bühne einen verdienten Lacherfolg erzielen, der freilich zum guten Theile auf Rechnung von Levin Schücking zu setzen ist, ganz so, wie ein beträchtlicher Theil des Bühnenerfolgs von Herzog's „Merrick" auf das Conto von Collins kommen würde. Ob es indeß wünschenswerth wäre, diese „Merrick" auf der Bühne zu sehen, das ist eine andere Frage, und dieselbe möchte ich nicht so entschieden bejahen, wie es voraussichtlich beim Lesen dieses Sensationsschauspiels oder richtiger Sensationstrauerspiels, und bei dessen Anblick einen stellenweise eiskalt überläuft, sodaß wir weniger Furcht als vielmehr Schreck und Unbehagen empfinden und zu keiner rechten erhebenden Stimmung kommen.

Merrick ist ein armes, in der Jugend entehrtes und obendrein unschuldig als vermeintliche Diebin bestraftes Mädchen, das nach Verbüßung der Freiheitsstrafe von Besserungsanstalt zu Besserungsanstalt gewandert ist, überall, wo sie ein neues Leben anfangen will, von den Menschen wegen ihrer Vergangenheit zurückgewiesen und ob der unverdientermaßen wieder und wieder von der herzlosen Mitwelt erlittenen Unbill, wie begreiflich, verbittert. Wir finden Merrick trotzdem zu Anfang des überaus spannenden Stücks in einem französischen Dorfe während des Kriegs von 1870 (nicht 1878, wie es unter dem Personenverzeichnisse des Stücks heißt) als Krankenpflegerin. Merrick hat die junge Grace Rosbery vor den Deutschen in eine Mühle gerettet, erfährt von Grace, daß diese, eine Waise, einen Empfehlungsbrief an eine reiche Verwandte, die Lady Roy, in England hat und erzählt ihrerseits Grace ihre traurige Lebensgeschichte. Da platzt eine Bombe und Grace sinkt, von einem Granatsplitter (dies auf der Bühne) in den Kopf getroffen, nieder und gilt für todt. Die Merrick bemächtigt sich der Papiere Grace's und schleicht sich an deren Stelle in Haus und Herz der Lady Roy ein, gewinnt auch durch ihre Schönheit und Anmuth das Herz des Zeitungscorrespondenten Holmcroft. Die Hochzeit der Merrick und Holmcroft's steht schon nahe bevor. Da erscheint Grace, die inzwischen vollständig geheilt ist, wieder auf der Bildfläche zum nicht geringen Schreck der diebischen

Merrick, die schon vorher durch das Eintreffen des Geistlichen Julian Gray aus der bis dahin bewahrten Sicherheit aufgerüttelt worden ist, da Julian sie selber einst in der Besserungsanstalt gesehen. Vergebens sucht Merrick ihre nunmehrige Gegnerin, welche sie wieder ins Nichts zurückstoßen will, unschädlich zu machen, indem sie dieselbe für verrückt erklärt. Sie selber wird schließlich entlarvt und entzieht sich der Verhaftung nur durch Gift, ihre Schuld sühnend, ohne daß aber durch all diese tragischen Affecte unsere Seele befreit würde und wir am Schlusse des Stücks die von Aristoteles in diesem Falle geforderte mit Wohlgefühl verbundene Trauer hätten. Im übrigen ist das Stück mit großem Bühnengeschick aufgebaut, die Charakterzeichnung der Hauptpersonen, besonders der Titelheldin, scharf und psychologisch wahr, die Sprache angemessen, voll Kraft und ohne daß sie irgend zu erheblichen Aussetzungen Anlaß böte.

6. Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück mit Gesang in drei Acten von Ludwig Anzengruber. Dresden, Pierson. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

„Der Fleck auf der Ehr'", diesen Titel hätte eigentlich ganz mit demselben Rechte auch Herzog's „Merrick" führen können; denn was war es anders, was die Merrick zur Diebin gemacht und schließlich ins Verderben getrieben, als eben der Fleck auf ihrer Ehre! Freundlicher hat Ludwig Anzengruber die Heldin seines neuesten Volksstücks behandelt, und auch die ganze Atmosphäre, welche uns in diesem Drama umgibt, ist eine gesundere. Während durch Herzog's Schauspiel Kerker-, Lazareth- und Irrenhausluft weht, läßt es Anzengruber bei der Kerkerluft bewenden, die aber auch nur in bescheidener Weise sich geltend macht. Dafür hat aber auch Anzengruber es auf keine herzerschütternde Tragödie, sondern auf ein unschädliches Volksstück mit glücklichem Ausgange abgesehen. Ein merkwürdiger Zufall ist es freilich, daß auch Franzl Moser, geborene Zellndorfer, zu ihrer Mädchenzeit als vermeintliche Diebin ein paar Monate im Strafhause zugebracht hat; ihre Unschuld stellt sich zwar noch, während sie ihre Strafe verbüßt, heraus und Franzl wird sofort freigelassen, aber der Fleck auf der Ehr' ist nun doch einmal da, wenigstens nach ihrer und Anzengruber's Ansicht. Franzl verschweigt daher allen Leuten, daß sie unschuldig „gesessen", und hat im Gegensatze zu Merrick das Glück, einen braven Mann, den Bauer Moser, zu finden, dem sie aber dummerweise die unverdient verbüßte Strafe auch nach der Ehe verschweigt. Natürlich bringt die Sonne die Strafhausepisode an den Tag und zwar — und das geschieht der thörichten Franzl auch ganz recht — zunächst nur die Thatsache, daß die Moser-Bäuerin Strafhausluft geathmet, nicht aber, warum dies geschehen. Kein Wunder, daß daher der Ehemann Franzl's aufbraust und ihr ins Gesicht ruft: „Diebin! Bist du eppa nit im Strafhaus g'sessen?" Kein Wunder, wie man's nimmt, oder doch ein Wunder; denn wer heißt denn auch den Bauer gleich so mit der Thür ins Haus fallen? Und wenn Franzl auch wirklich ihre Strafe verdient gehabt hätte, warum hat denn der Bauer nicht, wie es ein vernünftiger Mensch auch auf dem Lande thut, sich vor der Ehe über die vermeintlich anrüchige Ehre seiner Liebsten Gewißheit verschafft? Nun, Ludwig Anzengruber hat das einmal nicht gewollt, denn dann wären die drei Acte seines Volksstücks überhaupt hinfällig gewesen. Nachdem aber Bauer Moser die bösen Worte einmal herausgeplatzt hat, stürzt Franzl auf und davon, dem Seegestade zu, denn trotzig, wie sie ist, mag sie ihre Unschuld nicht darthun. Lieber ins Wasser! Ob das nun so unbedingt nöthig war? Ich bezweifle es, wie ich auch sonst die Motivirung der Handlung etwas gesucht und gekünstelt finde. Hübsch ist es aber, daß Franzl, noch ehe sie Gelegenheit hat, ins Wasser zu springen, plötzlich ihre Ehre wiederhergestellt sieht, wiederhergestellt durch dieselben Personen, welche so viel Herzeleid über die trutzige Moser-Bäuerin gebracht, und statt ins Wasser schließlich in die Arme ihres reuigen Gatten stürzt, das Gescheiteste, was sie angesichts der Bußfertigkeit ihres Mannes thun kann. Wie wir gesehen, ist die ganze Handlung nicht immer glaubhaft, wenigstens nicht ausreichend genug; doch das kommt ja auch sonst oft bei Dramatikern vor, ebenso daß die Handlung viel zu sehr ausgesponnen ist. Denn vom ersten Acte wenigstens wäre die gute Hälfte, die ermüdenden Redereien der Bauern, entbehrlich gewesen; auch in den folgenden Acten könnten einige Striche nichts schaden. Im ganzen aber ist die Handlung im zweiten und dritten Acte sehr wirksam und ergreifend und die Personen sind, wenigstens die Heldin des Stücks, sowie die beiden alten Mosers und der Lump Hubmayr — dieser freilich eine schon allzu oft auf der Bühne verwerthete Figur — mit großer Kraft und Schärfe charakterisirt, das Volksbild zu Ende des Stücks ist vortrefflich. Alles in allem ein Stück, das zwar kein einwandfreies Meisterwerk ist, aber bei aller Einfachheit doch unter geschickter Kürzung, besonders des ersten Actes, wol auf einen starken und dauernden äußern Bühnenerfolg rechnen kann, wenigstens da, wo das Stück ein für Rührseligkeit empfängliches und gleich den Darstellern des hier durchweg gebrauchten österreichischen Dialekts kundiges Publikum findet, und da die münchener Volksschauspieler bereits das Stück in ihren Spielplan aufgenommen haben, wird es ja auch die Runde über eine Reihe deutscher Bühnen machen.

Karl Siegen.

Vermischte Beiträge zur Shakespeare-Literatur.

Seit der kurzen Ueberschau der nennenswerthesten Neuerscheinungen der deutschen Shakespeare-Forschung in Nr. 37 d. Bl. f. 1889 ist eine große Anzahl bezüglicher Arbeiten, ungleich nach Umfang und Form, nach Ziel und Gehalt, eingelaufen. Wir suchen die hervorstechendsten Nummern knapp zu kennzeichnen und betrachten heute die Schriften, welche sich mit Shakespeare im allgemeinen beschäftigen.

1. Bühnen-Shakespeare. Erster bis vierter Band. (Universal-Bibliothek Nr. 2382. 2383. 2444. 2494.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1887—89. 16. à 20 Pf.

Karl Friedrich Wittmann, ein — nach zahlreichen scenischen Neuordnungen beliebter älterer Repertoirenummern zu urtheilen — kundiger Fachmann, legt hier den Anfang einer neuen Bühnenbearbeitung der am meisten gespielten Dramen Shakespeare's vor. Wir empfangen ein wohldurchdachtes Regie- und Soufflirbuch, mit dem vollständigen Scenarium. Den Text gibt Wittmann so, daß trotzdem jedem Dramaturgen vollste Beweglichkeit gewahrt bleibt und Streichungen selbständig vorgenommen werden können. Im ganzen wird man mit den vorgeschlagenen Klammern einverstanden sein. Bisjetzt erhalten wir „Romeo und Julia", „Hamlet", „Othello" und „Der Widerspänstigen Zähmung" in dieser lediglich für die Praxis berechneten Gestalt, und zwar liegt für das Lustspiel Joh. Ludwig Deinhardstein's Uebersetzung, für die drei Tragödien die A. W. Schlegel's zu Grunde (nicht wie der Titel sagt die „von Schlegel und Tieck"). Ein „Vorwort" unterrichtet jedesmal über die recht brauchbaren Grundsätze der Inscenirung, welche Wittmann theils eigener Beobachtung entnimmt, theils den Rathschlägen verständnißvoller Bühnenleiter wie Anno, Bittong u. a., besonders aber den Darlegungen Feodor von Wehl's (auf dessen „Didaskalien", S. 1—98 und 117—135 ich verweise) verdankt. Wittmann's als unmaßgeblich auftretender Versuch sei im Interesse einer wirkungsvollen Darstellung der Shakespeare'schen Dramen lebhaft begrüßt.

Ja, da will man sich nun dem ungetrübten Genusse der ganzen reinen Schönheit dieser erhabenen Dichtwerke hingeben und während dessen kommt die Gilde der „Baconianer", um uns den Vater dieser gewaltigen Kunst selbst zu rauben. Schon neulich habe ich hierfür den vorsichtigen, aber doch bestimmten und unzweideutigen Standpunkt wahrer wissenschaftlicher Anschauungsweise begründet. Diesmal treten neue wackere Kämpen an unsere Seite.

2. Macaulay's kritische und historische Aufsätze. Deutsch von J. Möllenhoff. Sechster Band: Lord Bacon. (Universal-Bibliothek Nr. 2574. 2575.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. 16. 40 Pf.
3. William Shakespeare oder Francis Bacon. Von Max Rapp. Zwei Theile. Kolberg, Warnke. 1887—89. 4. 2 M.
4. Zur Kritik der Shakespeare-Bacon-Frage. Von J. Schipper. Wien, Hölder. 1889. 8. 2 M. 20 Pf.

Am schlagendsten widerlegt eigentlich Macaulay's berühmter Essay (Nr. 2) die anmaßenden Phantastereien der Bacon-Partei. Diese vortreffliche Studie erschien 1837 aus einer den Rahmen sprengenden Recension der 1834 abgeschlossenen Bacon-Gesammtausgabe von Montagu. Gerade weil damals das Hirngespinst des Mr. Smith und der Miß Delia Bacon die shakespearebegeisterte Welt noch nicht beglückt hatte, predigt uns Macaulay's mit kühnem, aber sicherm Griffel gezeichnetes Charakterbild zwischen den Zeilen, daß Francis Bacon nichts weniger war als ein Dramatiker voll hochfliegender poetischer Gedanken. Hätte Macaulay, der gediegene Kenner seiner heimatlichen Literatur, je geahnt, daß sein „Lord Bacon" einst unter „Shakespeare-Literatur" eingestellt werden würde, die Hände hätte er über dem Kopfe zusammengeschlagen. Blickt man einmal völlig vorurtheilslos in Bacon's Leben, wie es Macaulay höchst anschaulich erzählt, hinein, so stößt nirgends der geringste Anhalt für die tolle Hypothese auf. Jeder, der den Aufsatz nach Möllenhoff's recht lesbarer Verdeutschung durchfliegt, wird davon überzeugt sein. Namentlich Bacon's Verhalten gegen Graf Essex macht eigentlich allein schon jede Identificirung mit dem Dichter der Shakespeare'schen Dramen zu nichte. Wie sehr uns Macaulay hier für alle einschlägigen Fragen als verläßlichster Gewährsmann gelten darf, hat Hölzke schon 1876 erwiesen.

Die Programmabhandlung des ulmer Gymnasialprofessors Rapp (Nr. 3) stammt von einem nüchternen, aber kenntnißreichen und scharfsinnigen Manne, dessen Logik sich vor dem Leser damit entschuldigt, „daß man der lautschreienden Thorheit antworten muß, weil sonst viele Verständige glauben können, sie habe recht." (Leo.) Der erste Theil der fleißig zusammengetragenen Materialsammlung verfährt rein berichtend, indem sie einmal ganz unparteiisch die Orakelsprüche der Baconianer in chronologischer Folge aneinander aufreiht. Obwol die Hauptwortführer — Miß Delia, Smith, Holmes, Thompson, Mrs. Windle, (der nun bekehrte) Appleton Morgan, Mrs. Pott und schließlich E. Reichel — in genauen Analysen erscheinen, gewinnt man doch eine fortlaufende Entwickelungslehre der wunderlichen Theorie. Im zweiten umfänglichern Theile führt Rapp die ganze Gesellschaft — es arbeitet ja auch seit Jahren eine „Bacon society" — durch stricten Gegenbeweis ad absurdum. Alle Einzelheiten über Shakespeare's Leben und Schaffen, welche das unermüdliche Forschen der Shakespeare-Specialisten zu Tage gefördert hat, werden musterhaft angeordnet den Verächtern der Shakespeare'schen Persönlichkeit vorgerückt. Vor der erdrückenden Macht der Thatsachen entschwindet auch der leiseste Anlaß, den „Schwan vom Avon" urplötzlich der verliehenen Ruhmeskrone zu berauben und dafür den Silbe für Silbe kalt berechnenden, wohl in Logik und Erkenntnißtheorie höchst einsichtsvollen, aber gänzlich phantasielosen Verfasser des „Novum Organum" — dessen feingedrechselte Gedankenreihen er übrigens nach E. Reichel's Behauptung ebenso

gestohlen haben soll wie die geistreichen Aussprüche der „Essays" nach der Beweisführung anderer von Montaigne — mit Gewalt zum führenden Dramatiker der Neuzeit zu stempeln.

In Professor J. Schipper's Schrift: „Zur Kritik der Shakespeare-Bacon-Frage" (Nr. 4), spricht der vollgerüstete Gelehrte. Für seine Berufsgenossen hält er seine scharfe Polemik für unnöthig, wohl aber für die weitere Lesewelt. Er schlägt deshalb einen populären unpedantischen Ton an und vernichtet die Gegner durch eine ebenso knappe als faßliche und geschickte Zusammenstellung der ermittelten oder sachlich unanfechtbaren Wahrheiten. Kapitel 1 zeigt den unglaublichen Wahnwitz, der in „Donnelly's Entdeckungen" vom „Kryptogramm" zügellos waltet; Kapitel 2 beweist, daß „Bacon kein Dichter" ist; Kapitel 3 beschäftigt sich mit „Zurückweisung der Einwände gegen Shakespeare's Autorschaft"; Kapitel 4 endlich führt die „Zeugnisse für Shakespeare's Autorschaft" deutsch, in einem Anhange den Wortlaut des englischen Originaltextes auf. In stellenweise scharf zugespitzter, an allseitigen Schlaglichtern reicher Sprache geschrieben, gewährt das Büchlein ein abschließendes Repertorium der Bacon-Frage. Bis auf des Grafen Vitzthum von Eckstädt anspruchsvolles Handbuch der Pro-Argumente und Carriere's launige Parodie — durch Uebertragung auf Goethe's „Faust" — war Schipper die gesammte Literatur gegenwärtig. Hoffentlich ist der ganze Spuk mit der scharfen Beweisführung der jüngsten Anti-Baconianer nun abgethan. Wie Schipper im zweiten Abschnitte, so haben neuerdings auch Heußler (in dem S. 682 d. Bl. besprochenen Werke über Bacon's „geschichtliche Stellung", S. 126) und A. Rohs (Diss. Marburg) für Bacon's Stil die Gesetze einer fein durchgebildeten, nie um den ursächlichen Zusammenhang der Dinge verlegenen, aber von A bis Z undichterischen Rhetorik als maßgebend erkannt. Wenn einmal ein Gedanke Bacon's bei Shakespeare wie in die That umgesetzt scheint — z. B. in Antonius' Verhältniß zu Kleopatra (Frenzel, „Berliner Dramaturgie", I, 257) —, so ist das eben Zufall. Wo aber gar Wort und Inhalt sich verbinden, wie in der Sprache der Bilder, da muß die geistige Fülle und innere Vollendung der Shakespeare'schen Gleichnisse gegenüber den ausgesucht alltäglichen und prosaischen Bacon's der nun doch bald zu Grabe getragenen Hypothese jedweden Untergrund entziehen.

5. Shakespeare's Drama in seiner natürlichen Entwickelung dargestellt. Studien über des Dichters Sprache, Zeit, Kunst und Poesie als Einleitung zu seinen Werken für den gebildeten Leser von Dr. Timon. Leiden, Brill. 1889. Gr. 8. 10 M. 20 Pf.

Hier stehen wir auf festem Boden und zwar auf gutem Mutterboden. Wer dieses über 600 Seiten enthaltende Werk durchstudiren will — denn vollstes Versenken in die bisweilen verschlungenen Gedankengänge verlangen diese „Studien" —, der muß allerdings jegliche Baconianische Anwandlung abgestreift haben. Der Verfasser (M. P. de Haan soll er bürgerlich heißen) behandelt sein literar- wie culturgeschichtlich hochbedeutsames Thema mit weitestem Gesichtsfeld. Er beleuchtet bewußt Shakespeare's Poesie nach neuer eigenartiger Methode. Freilich spielt ihm, der die verwertheten Sachkenntnisse häufig genug aus zweiter Hand erborgt hat, seine lebhafte Einbildungskraft manchen Streich und verleitet ihn nicht selten zu rein speculativen Experimenten, denen sich gerade Shakespeare's Ideenwelt auf den ersten Blick — aber auch nur auf diesen — so gefügig zeigt. Aber seine begeisterte Verehrung des Schönen und seine trotz mancher Lehrhaftigkeit urgesunde Anschauungsweise kommen wie der nothwendige Rückschlag einer natürlichen Richtung wider eingerissene und bereits hoch wuchernde Künstelei in der Erklärung. Die hier vorgebrachten Grundsätze sind etwa den Klassificationen der französischen Botaniker an die Seite zu stellen, wenn man die früher befolgten mit dem künstlichen Principe des Linné'schen Systems vergleicht. Allerdings ist ja sehr viel zu tadeln, worauf hier nicht eingegangen werden kann. Jedoch überquillt das Werk von frischen Anregungen wie wenige verwandten Charakters aus der neuern Periode deutscher Shakespeare-Forschung. Denn zu dieser gehört es ganz und gar, obwol es ein Holländer in manchmal etwas ungefügem Deutsch schrieb und eine angesehene holländische Firma auf den Markt brachte. Jedes Blatt ist von deutscher Wissenschaft durchsättigt, und das deutsche Schriftthum bis weit aufwärts spendet hier allerhand Parallelen. Ein hoher und freier Geist schwebt über dem Ganzen, der des Meisters geniale Zuthaten allenthalben herausspüren möchte, und auch wo das nicht recht gelingt, fühlt man greifbar, wie Shakespeare's Stoffquellen ihm blos das nackte Geripp boten, dem es erst lebendigen Odem einzuhauchen, Fleisch und Blutgeäder zu verleihen galt. Das originelle Werk ergänzt sich trefflich mit der im gleichen Verlage in zwölf Bänden zu Ende geführten holländischen Shakespeare-Uebertragung von Burgersdijk.

6. Shakespeare's Dramen auf ewigem Grunde. Von August Schwartzkopff. Bremen, Müller. 1888. 8. 4 M. 80 Pf.

Erich Schmidt bemerkt einmal („Charakteristiken", S. 201): „Warum sind Shakespeare's Menschen so voll großen Lebens? Weil nichts so Natur ist wie sie." Dieser Ansicht huldigte sicherlich auch der verstorbene Pastor von Wernigerode, als er jenen gewaltigen Gestalten seine andauernde Aufmerksamkeit zuwandte. Aber sie äußerte sich nach der Seite einer eng umgrenzten Richtung. Schwartzkopff war ein aufrichtig frommer Mann, ja ein lutherisch Orthodoxer, aber beileibe kein Fanatiker. Seine Bewunderung hervorragender dichterischer Gebilde stützte sich auf den fest wurzelnden Glauben an eine himmlische Sendung der Poesie und der Kunst überhaupt. In jedem schriftlichen Belege eines edeln und großen Geistes sah er Gott, spiegelte sich ihm dessen ungebrochener Einfluß. In diesem Sinne würdigte er schon 1863 „Shakespeare in seiner Bedeutung für die Kirche unserer Tage" und beleuchtete 1868 „Macbeth" und „Lear" „im Lichte des

Evangelii"; so war schon vor ihm (1858) Disselhoff in „Shakespeare's Tragödien ein Wegweiser zum Glauben" erschienen und Petri veröffentlichte 1868 eine Schrift: „Zur Einführung Shakespeare's in die christliche Familie". Befinden sich alle diese Versuche auf dem richtigen Wege? Selbst wenn der echte Sohn des „merry old England", den der große William fast in keinem Zuge verleugnet, nicht ein fröhliches Weltkind wäre voll heiterer Spottlust wider puritanische Stimmungen, besäße man kein Recht, den Dichter in das Lager der Frömmelei (? D. Red.) hinüberzuziehen. Schwartzkopff vertiefte sich mit kindlich sinnigem Gemüthe in die überreiche Gestaltenreihe Shakespeare's und fand in ihrem Kreise „Bildung und Christenthum" am ansprechendsten verschmolzen; so hat auch er in die Schöpfungen seines Lieblings erst selbst hineingetragen, was er in ihnen gesucht hatte. Wie unendlich hoch er den britischen Dichterfürsten schätzt, läßt die einleitende Skizze „Der Cultus des Genius" vermuthen. Der zweite Abschnitt: „Shakespeare, der Dichter des Gewissens", bespricht denselben Stoff vom Standorte eines gedankenüberfließenden Seelsorgers aus, welchen Hense („Shakespeare", S. 487—617) in der unübertrefflichen Abhandlung „Gewissen und Schicksal in Shakespeare's Dichtungen" philologisch-philosophisch erschöpft. Man wird von dem Buche, dessen Kern die Charakteristiken von zwölf der wichtigsten Dramen bilden, nur innerlich befriedigt scheiden, sobald man sich einmal mit dem einseitigen Gesichtskreise des Verfassers äußerlich versöhnt hat. Ein bis zu gefühlvollstem Nachempfinden gesteigerter, meist poetisch durchsetzter Ausdruck nebst rastlosen Umblicken in Geschichte, Literatur und Leben machen es zu einer wenigstens ungewöhnlichen Lektüre.

7. Localfärbung in Shakespeare's Dramen. Von Karl Philips. Zwei Theile. Kolberg, Warnke. 1887—88. 4. 2 M.

Goethe beobachtete einst Shakespeare's Bilder aus der Natur und meinte (Werke, I, 249): „Shakespeare ist reich an wundersamen Tropen, die aus personificirten Begriffen entstehen." In diesem Tone beurtheilte man früher auch seine ungemein lebensgetreuen Schilderungen von Land und Leuten, seine drastische Darstellung von Volkscharakteren aller Zonen. Man gönnte ihm nur die Gabe, construirte Typen beleben zu können, und wies ihm Zug um Zug nach, wo er die Anforderungen photographischer Gemälde verletzt hätte. Das Echte und Wahre in seiner Naturanschauung und Localfärbung, in welchen der Dichter ohne Aufdringlichkeit eine gleichmäßig entwickelte Harmonie der handelnden Personen erzeugte, ergab erst die durchgreifende Vergleichung der Quellen. Philips untersucht im einzelnen die Frage der Wechselbeziehungen zwischen der äußern Staffage und den Charakteren sammt deren Gefühlswandlungen. Er verfolgt die allmähliche Entfaltung in des Dichters Kunst der Landschaftsmalerei durch alle betreffenden Dramen, sowie das immer mehr sich festigende Verhältniß der Menschen und der Ereignisse zu dem Wesen der Oertlichkeit ihrer Umgebung. Eine vergleichende Uebersicht liefert die „allgemeine Gruppirung". „Romeo und Julie", ganz in das berauschende Colorit italienischer Sommernatur getaucht, „Was ihr wollt", die humordurchtränkte Komödie lachenden Rollentausches, das düstere Intriguenstück „Maß für Maß" und das in orientalischer Farbenpracht erglühende Drama „Antonius und Kleopatra" ziehen im ersten Theile an uns vorüber. Der zweite bringt nach einigen Ergänzungen entsprechende, aber ausführlicher gehaltene Motivsammlungen aus „Titus Andronikus" und „König Lear". Der Verfasser verspricht eine Fortsetzung. Was er bisjetzt aus seinen Studien mittheilt, ist in der ersten Hälfte nicht so reich an Einzelheiten, aber sorgfältiger durchgearbeitet und mehr mit allgemeinen Hinweisen versehen als in der kaum von einer gedrängten Inhaltsangabe entfernten zweiten, die allerdings zunächst dem leitenden Zwecke Rechnung trägt. Verständniß für die „sympathetische" Naturauffassung Shakespeare's — so nannte es neuerdings Biese — vermißt man nirgends.

8. Giordano Bruno und Shakespeare von Robert Beyersdorff. Oldenburg. 1889. 4. 1 M. 50 Pf.

Welch besondern Anreiz schließt doch ein Blick auf den menschlichen Verkehr und die geistige Verbindung ein, in welchen zwei Koryphäen des Wissens oder der Kunst miteinander stehen! Die Auswüchse der vergleichenden Literaturgeschichte haben hier allerdings in erklärlichem Uebereifer vielfach gesündigt. Auch von dem vielgerühmten und vielgeschmähten nolaner Philosophen hatte man wol voreilig die Brücke zu Shakespeare's Sentenzenschatz geschlagen. B. Tschischwitz bahnte in seinen Hamlet-Studien (1868 fg.) die Annahme eines thatsächlichen und nachweisbaren Zusammenhangs an, und W. König suchte diesen dann im elften Bande des „Shakespeare-Jahrbuchs" durch allerlei Wahrscheinlichkeitsschlüsse und Combinationen auf festen Boden zu stellen. Beyersdorff hat nun an der Hand der ausgedehnten Bruno-Literatur, welche die großherzogliche Landesbibliothek zu Oldenburg enthält, die von beiden genannten und einigen andern Gelehrten aufgestellten Behauptungen Punkt für Punkt gewissenhaft geprüft und ist zu einem verneinenden Ergebnisse gelangt. Weder die von den Befürwortern der Hypothese ins Feld geführten historischen Momente, noch die bis ins kleinste und nebensächlichste verfochtene sogenannte Ideengemeinschaft machen eine persönliche Bekanntschaft des englischen Dramatikers mit dem italienischen Wanderphilosophen glaublich. Geradezu zwingend erscheinen mir als Gegenbeweis die von Beyersdorff in einer Beilage mit Geschick ausgezogenen „philosophischen Grundanschauungen Bruno's". Auch nicht ein Körnchen Shakespeare'scher Lebensweisheit deckt sich mit diesen bahnbrechenden Lehrsätzen. Beyersdorff hat mit außerordentlichem Fleiße und einem gediegenen Verständnisse aller einschlägigen Probleme ein sehr weitschichtiges Material verarbeitet und bietet zudem seine Folgerungen in einem freundlichen Erzählungstone dar, der auch bei abstracten Darlegungen nicht ins Trockene

verfällt. Möge auch die Bruno-Frage hiermit endgültig beseitigt sein! Freilich ist sie ohne Zweifel lehrreicher und ihre Erörterung trägt bessere Frucht als die Bacon-Hypothese. Beide entbehren ja äußerlich jeder Aehnlichkeit. Es sei aber der interessante Hinweis nicht unterlassen, daß jüngst Hermann Brunnhofer im Anhange zu seiner Festschrift zur Bruno-Feier (Leipzig, Rauert u. Rocco) Beziehungen von Bruno'schen Gedankenreihen zu Bacon'schen Aussprüchen annahm, indem beide geradezu als These „die Ehrfurcht vor dem Alterthum als die schuldige Achtung vor der lebendigen Gegenwart" bezeichnet hätten. An sie anschließend habe sodann Blaise Pascal in der Achtung vor der Größe der Vergangenheit gleichsam den Boden für den Fortschritt der Zukunft gesehen. Das sind denn doch philosophische Ausführungen, zu denen der Theaterkönig des Elisabethanischen London sich in weiser Erkenntniß des sonst unvermeidlichen Misserfolges nie verstieg und die zugleich die vollständige Haltlosigkeit der Bacon- und der Bruno-These zur Genüge bezeugen.

Ludwig Fränkel.

Aus Schule, Leben und Dichtung.

1. Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objectiven Systems von Ewald Haufe. Meran, Ellmenreich. 1889. Gr. 8. 6 M.
2. Naturforschung und Schule. Eine Zurückweisung der Angriffe Preyer's auf das Gymnasium vom Standpunkte der Entwickelungslehre. Ein Vortrag, in der dritten allgemeinen Sitzung der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln am 22. September 1888 gehalten von H. Vaihinger. Köln, A. Ahn. 1889. Gr. 8. 80 Pf.
3. Die Bedeutung des Fremdworts für die Schule. Eine methodische Abhandlung von Joseph Loos. Prag, Neugebauer. 1888. Gr. 8. 1 M.
4. Das Chorsprechen in der Schule. Seine Geschichte und Stellung an der Volks- und Lateinschule, sowie seine Beziehungen zum Chorsingen und Chorbeten. Ein Beitrag zur Geschichte des Unterrichts von Joseph Loos. Prag, Neugebauer. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Ällerhand Leut. Schwôbagschichta von Richard Weitbrecht. Stuttgart, Kohlhammer. 1888. 8. 3 M.
6. Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Fünfundvierzigstes Heft: Aus dem Kanton Bern Viertes Heft. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1889. 8. 50 Pf.

Aus der Gärung, in der zur Zeit die Pädagogik sich befindet, wird sicher ein Neues sich losringen und immer seltener und immer schüchterner werden die Stimmen, die den Anwalt des unveränderten Alten machen; aber daß dieses Neue nicht das „objective System" Dr. Ewald Haufe's ist, das glaube ich getrost voraussagen zu dürfen. Dieses System ist niedergelegt in dem Buche „Die natürliche Erziehung" (Nr. 1). Ein ungemein weitschichtiges und weitschweifiges Buch, mit einer Menge unverarbeiteten Materials und unendlich vielem Ballast und großer Einzelwissenskrämerei, reich an ohne weiteres als bewiesen angenommenen Behauptungen revolutionärster Natur, an Uebertreibungen, an unklaren Begriffen, an phrasenhaften Wiederholungen, übersäet und durchsetzt mit naturwissenschaftlichen Einzelheiten, nicht arm auch an mancher guten Anregung, manchem guten Winke, alles das vorgetragen mit großer Prophetensicherheit bald in polterndem Tone, bald in mystischem Pathos — das Werk eines Mannes, der in bester Absicht, aber mit unzureichenden Kräften an eine riesige Aufgabe herangetreten ist. Ich könnte mir diese Aufgabe nur gelöst denken von einem Manne, der neben umfassendstem tiefstem Wissen auch eine reiche wissenschaftliche Arbeitsschulung, die Gabe klarsten wissenschaftlichen Denkens und Darstellens besäße. Als Probe der „wissenschaftlichen" Arbeit Haufe's aber führe ich nur die Thatsache an, daß der wichtige zweite Abschnitt des ersten Theils „Von der subjectiven Natur", dem physischen und psychischen Organismus des Menschen, zu zwei Drittheilen lediglich aus seitenlangen Citaten aus Ranke, Frohschammer und Hoppe-Seyler besteht. Ich bedauere, dies harte Urtheil über ein Buch aussprechen zu müssen, das seinem Verfasser jedenfalls manche Stunde gekostet, und bedauere es um so mehr, als ich Haufe aus einem andern Werke, das freilich mit seiner bescheidenen Aufgabe mehr im Bereiche seiner Leistungsfähigkeit lag, als einen denkenden, für seine hohe Arbeit begeisterten Pädagogen kennen gelernt habe, wie denn auch der zweite Theil des vorliegenden Buchs, „Die Schule", gar manchen praktischen Wink, manche beherzigenswerthe Ansicht enthält, freilich auch hier fast erstickt unter dem Wuste des Ganzen und unter Verzerrungen und Oberflächlichkeiten, die sich ein ernster Mann, der im Dienste der Wahrheit arbeiten will, nicht zu Schulden kommen lassen sollte (z. B. was er über die Gymnasien und ihren Unterricht, über die Cultur der Alten Welt, über Frauenbildung u. s. w. sagt). Eins muß man Haufe lassen: er geht radical vor. Nichts Bestehendes findet Gnade vor seinen Augen als die reine Natur, und auf dem Gebiete der Erziehung im besondern werden Gymnasium, Realschule und Volksschule, Knaben- und Mädchenerziehung, Gegenstand und Art des Unterrichts, Schulverwaltung, Staat und Kirche und Familie für alle Schäden der Gegenwart verantwortlich gemacht, und alle diese Schäden pädagogischer, materieller, politischer, socialer, moralischer Natur heilt das Allheilmittel der „natürlichen" Erziehung. Erst mit dem „objectiven Systeme" und seiner sklavischen Befolgung tritt an Stelle der durch die bisherige „willkürliche" Erziehung hervorgerufenen „Uncultur" die wahre Cultur der Menschheit. Dieses preisliche System ruht auf dem Begriffe der „Entwickelung"; danach bestimmen sich Gegenstand, Ziel und Methode der natürlichen Erziehung:

Die natürliche Entwickelung ist der natürliche Wegweiser der natürlichen Menschenbildung und die natürliche Gesammtentwickelung ist zum allgemeinen Bildungsprincip zu erheben und in den allgemeinen Dienst der Menschencultur zu stellen. (S. 110.) Die natürliche Entwickelung beseitigt das scheinbare Chaos von Bildungsobjecten und bestimmt klar und sicher den allgemeinen Gang des Unterrichts. Der Anfang desselben hat demnach mit den flüssig-gasförmigen anorganischen Elementen in Verbindung mit den physikalisch-chemischen Elementarlehren zu beginnen. Gemäß der Arbeit der Weltentwickelung hat die Schularbeit, nachdem sie Grund und Boden durch die Arbeit des Anorganischen gelegt, zur Arbeit des sogenannten organischen Naturprocesses fortzuschreiten zu dem flüssig-gasförmig-festen Entwickelungsleben der Pflanzen und Thiere. Wie in der Gesammtarbeit der Natur auf allen Stufen ein chemisch-physikalisches Arbeiten stattfindet, so sind in der Schularbeit Physik und Chemie auf allen Bildungsstufen zu betreiben. Wie aber auf der Stufenleiter der Weltarbeit nach der physikalisch-chemischen Arbeit der Mineralien die physiologisch-physikalisch-chemische Arbeit der Pflanzen eintritt, successive von den Elementen zu den Verbindungen fortschreitend, so hat die Schularbeit von dem chemisch-physikalisch-mineralogischen Arbeitsleben zum physiologisch-physikalisch-chemischen Unterrichtsleben der Pflanzenwelt fortzuschreiten, immer gemäß der natürlichen Entwickelung. Und wie die Weltarbeit zu dem physiologisch-psychologischen Arbeiten der Thierentwickelung weiter fortschreitet, wobei die physikalisch-chemischen Arbeiten natürlich erweitert und vertieft werden, so hat die Schularbeit vom physiologisch-physikalisch-chemischen Unterrichtsleben der Pflanzenwelt zu dem physiologisch psychologischen Leben der Thier- und Menschenwelt fortzuschreiten in steter Verbindung mit den sich erweiternden und vertiefenden Lehren von Physik und Chemie. (S. 145.) Die natürliche, objective Erziehung, der Umsetzungsproceß der objectiven entwickelungsfähigen Welt in die entwickelungsfähige subjective, ist die allein wahre, die allein natürliche, die objective Methode der Menschheitsbildung und Menschheitscultur. Es kann weder eine Summe von Erziehungsarten gelten, noch kann eine willkürliche Erziehung, gleichviel ob das Alterthum oder eine andere Entwickelungsperiode pflegend, als die natürliche bezeichnet werden, vielmehr nur eine, die Erziehung, welche für Volks- und höhere Schule, für die männliche und weibliche Jugend, für Völker aller Zeiten und Erdtheile die natürlichste ist und in dem Maße vollkommener wird, als es die Menschheitscultur wird. (S. 415.) Welt- und Erziehungsarbeit wirken so in causaler Wechselseitigkeit zusammen, und der Weltproceß wird zum unendlichen, zur objectiven, polar vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, vom Schmerze zur Glückseligkeit hindurchgehenden Selbstentwickelung des Absoluten. (S. 467.)

In Haufe's Schule der Zukunft (acht Jahre Volksschule, sechs Jahre höhere Schule) werden Knaben und Mädchen gleich unterrichtet und zwar natürlich in erster Linie in Naturwissenschaften aller und jeder Art; mit dem chemisch-physikalisch-mineralogischen Unterrichte nach dem Muster der werdenden anorganischen Welt beginnt der Schulunterricht überhaupt. Dazu werden dann noch verstattet die „historischen" Bildungsfächer: Muttersprache, Moral und Kunst, „welche in organischer Verknüpfung mit dem realistischen Bildungsgebiete gehalten werden". (S. 258.) Da hört dann alles „unnatürliche Sittenpredigen" nach Büchern auf, die sittlich gesetzmäßige Natur allein „hält uns in ihrer Liebe und Heiligkeit den einzig wahren, den allein idealen, unbefleckten Spiegel von Wahrheit, Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Cultur vor". (S. 334.) Da ergeben sich dann „die elementaren Rechte und Pflichten der Flüssigkeit, z. B. des Wassers, aus der lebendigen Erkenntniß des Objects im organischen Naturprocesse". (S. 282.) „Die Algen, Florideen, Pilze, Moose, Flechten und Farne eröffnen auf jeder Bildungsphase des Schülers ganze Bücher von lebendiger Moral." (S. 331.) Auf höhern Stufen kommen noch Literatur, Geschichte und Geographie und neuere Sprachen hinzu. Das ganze Schulwesen der Zukunft endlich wird von einem Dittes'schen „Schulparlament" geleitet! Folgerichtig wäre es nun gewesen, da es nur Eine Erziehung gibt, diese Eine Erziehung als allgemein verbindlich und kostenfrei zu erklären. Diese Folgerung zieht Haufe nicht, vielleicht weil es ihm selbst unheimlich wurde bei dem Gedanken an das Bildungsproletariat, das da heranwüchse, vielleicht aber auch, weil Folgerichtigkeit überhaupt nicht seine Stärke ist. Sollte man denn nicht meinen, die wichtigste Folgerung aus dem zu Grunde gelegten Begriffe der Entwickelung wäre, daß eben wegen des Entwickelungsprincips und gemäß demselben die Menschheit auch ihrer eigenen Entwickelung gemäß erzogen würde, also die Stufen, die sie in ihrer geistigen Entwickelung erstiegen, nicht einfach beiseite gesetzt, sondern zur Grundlage der modernen Erziehung gemacht würden?

Diese Folgerung zieht H. Vaihinger in seinem Schriftchen „Naturforschung und Schule" (Nr. 2), einer der bedeutsamsten Kundgebungen zur Frage der pädagogischen Reform, enthaltend einen Vortrag, den der Verfasser auf der Naturforscherversammlung zu Köln gehalten, ein Vorwort und ein reiches Material von Anmerkungen, letzteres um zu zeigen, daß der Grundgedanke des Vortrags Gemeingut der bedeutendsten Geister Deutschlands ist. Der Vortrag selbst wurde hervorgerufen durch die Angriffe, die Professor Preyer in Jena gegen das Gymnasium gerichtet hatte, vom Standpunkte der Naturwissenschaft, im besondern der Physiologie, bezw. Biologie, aus dem Unterrichte in den classischen Sprachen jede Daseinsberechtigung absprechend. Auf denselben Standpunkt stellt sich Vaihinger, aber er kommt zu gerade entgegengesetzten Folgerungen. Aus dem „biogenetischen Grundgesetze": „Die Entwickelungsgeschichte eines einzelnen Individuums ist eine Recapitulation der Entwickelungsgeschichte des ganzen Stammes", leitet er das „psychogenetische" Gesetz ab: „Die geistige Entwickelung des einzelnen menschlichen Individuums muß die culturhistorischen Stufen der Menschheit recapituliren" und aus diesem das „oberste pädagogische Princip": „Die Erziehungsgeschichte des einzelnen menschlichen Individuums muß den culturhistorischen Stufen der Menschheit parallel gehen." Nun sind folgende die drei Hauptstufen der Culturgeschichte der Menschheit: 1) die griechisch-römische Cultur, 2) das Christenthum, 3) die neuere Naturwissenschaft und Literatur. „Wir werden also Erziehung und Unterricht nur dann naturgemäß einrichten, wenn wir den heranwachsenden Knaben auch durch jene drei Hauptstufen hindurchführen." Der

classische Unterricht ist somit „ein unentbehrliches integrirendes Moment der vollen menschlichen Bildung". Doch nicht der einseitige classische Unterricht, wie ihn das alte Gymnasium gewährte; Vaihinger ist nicht ein verknöcherter Philolog oder Philosoph, der den Flügelschlag der neuen Zeit nicht hört; das zeigen die Forderungen, die er für sein Gymnasium aufstellt: 1) Aufhebung des lateinischen Aufsatzes; 2) Einführung der Elemente der analytischen Geometrie; 3) die Durchführung des Zeichnens bis in die obersten Klassen in organischer Verbindung mit dem mathematischen, physikalischen, naturgeschichtlichen, geographischen und antiquarischen Unterrichte; 4) Einleitung in das Englische; 5) Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts; 6) vollständige Reform der körperlichen Erziehung; 7) gründlichere pädagogische Vorbildung und Durchbildung der Gymnasiallehrer. In der That, mit diesen Reformen ist wol das Gymnasium der Zukunft geschaffen, das allen Angriffen trotzen kann, und es gereicht mir zur lebhaften Genugthuung, darauf hinweisen zu dürfen, daß wir in der Schweiz manches Gymnasium, z. B. das zu Schaffhausen, haben, das nahe an dieses Ideal heranreicht, wie denn überhaupt in der Schweiz, bei den kleinern und darum einfachern Verhältnissen, mit denen zu rechnen ist, die modernen pädagogischen Zeit- und Streitfragen viel rascher vorwärtsgeführt werden als anderswo.

Ebenfalls eine Zeit- und Streitfrage behandelt Joseph Loos in seiner methodischen Abhandlung: „Die Bedeutung des Fremdworts für die Schule" (Nr. 3). Er will, indem er die brennende Fremdwörterfrage zu einer pädagogischen gestaltet, sie, wie er meint, von neutralem Boden aus behandeln. Diese Neutralität ist zwar eine papierene; denn in Wirklichkeit zeigt sich der Verfasser als auf dem Boden des allgemeinen deutschen Sprachvereins stehend; allein die pädagogische Wendung ist sehr zu begrüßen, da in der Frage selbst kaum mehr etwas Neues beizubringen ist, während sie auf dem Boden der Schule einem geschickten Methodiker eine reizvolle Aufgabe ist, und ein solcher ist offenbar Loos; schade, daß er nicht auf die Methodik der Verwendung im einzelnen eintritt. Er behandelt 1) das Fremdwort als Stütze beim Vocabellernen; 2) die Auswerthung des Fremdworts nach seinem Inhalte, nach seiner culturhistorischen Seite und 3) die Auswerthung desselben nach seiner Form. Mit Recht wendet sich Loos solchermaßen gegen die rein äußerliche Fremdwörterfurcht mancher Lehrer, die in lächerlicher Hast an jedem Fremdworte vorbeieilen; er läßt den Schüler das Fremdwort erst ordentlich ansehen; findet er ein gleichbedeutendes Wort in der Muttersprache, dann wird er mit allem Nachdrucke von der Entbehrlichkeit eines solchen Fremdlings sprechen; findet sich aber kein genügender Ersatz, dann macht er sich ohne Grauen an die Erklärung und Auswerthung. Das ist vernünftige Sprachreinigung.

Erwähnt sei hier noch von demselben Verfasser eine Darlegung der geschichtlichen Entwickelung des „Chorsprechens in der Schule" (Nr. 4), ein sehr gründlicher und übersichtlicher Beitrag zur Geschichte des Unterrichts, freilich nur für engere Fachkreise von Interesse; diese aber werden über das Nützliche solcher historischen Betrachtungsweise, gerade auf dem didaktischen Gebiete, kaum im Zweifel sein.

Leben und Schule hängen in unsern Tagen enger als je zusammen, ebenso Leben und Dichtung; darum sei es gestattet, hier noch die Besprechung zweier dichterischer Erzeugnisse anzufügen, die den Anspruch erheben, aus dem Leben erwachsen zu sein und die zugleich der Volkspädagogik im weitern Sinne dienen. Wenn heutzutage in der Literatur nicht gar so viel von der Mode abhinge, so müßte der Name Richard Weitbrecht's neben dem Fritz Reuter's und neben denen österreichisch-bairischer Volks- und Dialektdichter geläufig sein; allein das „Schwäbische" ist eben noch nicht Mode geworden und ein kleines, aber dankbares Publikum wählt sich der, der in dieser Mundart schreibt. Zum dritten male läßt Richard Weitbrecht „Schwôbagschichta" ausgehen: „Allerhand Leut" (Nr. 5). Hatte er sich die beiden ersten male noch unter den Flügeln des ältern, kunstgeübtern Bruders geborgen, so wagt er nun den Flug allein. Er darf es; denn hat er schwäbische Bauerngeschichten von jeher mehr aus seiner innersten Natur herausgeschrieben als der Bruder, so hat er diesen nun in der Technik erreicht. So ist es eine prächtige Leistung, die er uns bietet, die Leistung eines echten Volksdichters, der zugleich Volkspsycholog und Volkspädagog ist, nichts Ausgeklügeltes, Verkünsteltes, keine „neuen" Probleme, kaum in neuer Beleuchtung alte; aber alles kerngesund, volle Natur. Und dabei ist Weitbrecht doch ein bewußter Künstler; er weiß, daß der Dichter die Mundart nicht nur als Mäntelchen umhängen darf, weiß, daß der echte Dialektdichter Probleme seines Volks, hier also des schwäbischen, nehmen muß, weiß, daß seine Menschen denken, fühlen, handeln und sprechen müssen wie Bauern, weiß, daß er immer zugleich Culturgeschichtschreiber sein muß. Der freilich nicht immer liebliche Duft des Dorfs muß aus der Dialektgeschichte, die immer nur Dorfgeschichte sein kann, uns entgegenwehen, und Sache des Dichters ist es nur, dafür zu sorgen, daß er uns nicht unmittelbar in den Kuhstall führe. Jeremias Gotthelf vergißt letzteres dann und wann, Weitbrecht bei aller Naturtreue und Derbheit nie. Er beugt dem schon dadurch vor, daß er Fragen behandelt, die, obwol echt bäuerisch, doch zugleich auch allgemein menschlich sind, und dann ist seine Schilderung wol immer realistisch, nie aber naturalistisch. Der schwäbische Bauer, wie er leibt und lebt, tritt uns aus diesen Erzählungen entgegen: schwerfällig, aber von elementarem Ausbruche der Leidenschaft, wie alle phlegmatischen Naturen, knorrig, eigensinnig, stolz, gewaltthätig, die herkömmliche Grenzlinie zwischen gut und bös durchaus nicht immer einhaltend, nicht fein, aber voll gesunder Natur und mit einem reichen Schatze an Gemüth, der ganz verstohlen zur Geltung kommt. Hier ein eifersüchtiger Bursche

der stets mit dem Gedanken umgeht, seinen Nebenbuhler mit der Axt niederzuschlagen, und der es doch nicht übers Herz bringt, ihn in der sichern Todesgefahr ohne Rettung zu lassen; dort ein Bauer, der unbedenklich seinem eigensinnigen „Blöckleskopf" das Glück seines Kindes opfert und der dann doch dieses Glück selbst wieder herbeiführt, nachdem er hat erfahren müssen, daß seine Tochter noch ein härterer „Blöckleskopf" ist als er, und wieder dort ein reicher Bursche, der erst mit roher Gewalt sich die Liebe seiner Angebeteten erzwingen will und dann, vom glücklichern Nebenbuhler durchgewalkt, ein Friedensfest mit beiden feiert — das sind nur einige der köstlichen Gestalten, an denen das Buch so reich ist. Für die Perlen desselben halte ich die tieftraurige Geschichte: „Môrom au?" und die tollustige: „Weam ghairt s Sächle?" Der Bauernbursche in der letztern, der einen gewaltigen Schlaf thut, weil er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, nachdem er zu Gunsten des Bruders auf die Geliebte verzichtet, und der in diesem gewaltigen Schlafe sich völlig gesund schläft, ist eine so urschwäbische Bauernfigur, daß sie allein dem Buche zum Siege hälfe. Die Erzählung „Blöckleskôpf" ist mir etwas zu merklich nach dem Gudrunliede gearbeitet; in der zweiten „Aber der Jubel!" ist leider die tragische Spitze abgebrochen und in „Gelt, Männdle!" ist der Stoff zu unbedeutend und von zu wenig allgemeinem Interesse; aber prächtig erzählt sind auch diese. Wie das Handeln und der Charakter aller Personen ist auch ihre Sprache echt schwäbisch: kurz angebunden, schlagend, kräftiger Bilder sich bedienend, frei von aller Empfindsamkeit und Geziertheit. Die Mundart selbst ist meisterhaft gehandhabt und ich glaube, der Verfasser hat recht, wenn er im allgemeinen eine Art Gesammtdialekt festhält und sich nicht auf gar zu feine örtliche Unterschiede einläßt. Im wirklichen Leben der Schwaben wird's auch immer mehr so.

Eine andere, von mir und vielen andern ebenfalls freudig begrüßte Erscheinung auf dem Gebiete der Dialektdichtung ist O. Sutermeister's Sammlung „Schwizer-Dütsch" (Nr. 6), wenn sie gleich, besonders in den neuern Heften, nicht auf der Höhe der Weitbrecht'schen Dichtung steht. Der alemannische Dialekt ist durch Hebel längst salonfähig geworden; freilich an dem „urchigen" Bernerdütsch des mir vorliegenden Hefts wird sich mancher, der seinen Hebel los hat, die Zähne ausbeißen. Das Heft enthält die reizende Erzählung „Am Waldbrünneli" von A. Gaudard und zwei Stücke von D. Gempeler, die freilich poetisch nicht viel Werth haben, dagegen culturgeschichtlich zu bemerken sind, da sie in ihrer Breitspurigkeit und schwerfälligen Umständlichkeit treffliche Gemälde von Land und Leuten sind und sprachlich dem Dialektfeinschmecker manches Fündlein bieten. Auch dieses „Schwizer-Dütsch" ist ein Stück Volkspädagogik, in dem sich Leben, Pädagogik und Poesie die Hände reichen, nur daß hier der Dichter nicht so machtvoll das Scepter führt wie in den „Schwôbagschichta".

Eduard Haug.

Zum deutschen Mittelalter.

1. Sigeboto's Vita Paulinae. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des schwarzburgischen Landes und Fürstenhauses. Mit Unterstützung der beiden fürstlich schwarzburgischen Staatsregierungen zum ersten male herausgegeben und erläutert von Paul Mitzschke. (Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek. Begründet und redigirt von Paul Mitzschke. Erster Band.) Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 7 M.

Von den Tausenden, die alljährlich im Sommer die prächtigen Ruinen von Paulinzelle bewundern, hat vielleicht auch so mancher Interesse für die Vergangenheit des Klosters, das in Thüringen einst eine bedeutende Stellung einnahm und auf die Culturentwickelung des mittlern Deutschland nicht ohne Einfluß gewesen ist. Ueber die Entstehungsgeschichte des Klosters erhalten wir jetzt neues Licht durch einen glücklichen Fund von Paul Mitzschke. Es ist ihm gelungen, in einem Sammelbande der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar die bisher verloren geglaubte, von Sigeboto verfaßte Biographie der Begründerin des Stiftes, der Paulina, zu entdecken. Wer da weiß, wie sehr heutzutage alles Material für die Geschichte des Mittelalters bereits bekannt ist, und wie wenig deshalb im allgemeinen noch auf Vermehrung desselben zu hoffen ist, der wird die Bedeutung dieses Fundes ermessen können. Es kommt hinzu, daß Paulina, die, wie Mitzschke nachweist, dem schwarzburgischen Grafengeschlecht angehört, durchaus nicht eine Heilige nach der Schablone ist, sondern als tüchtige, energische und resolute Frau erscheint, die so manchen eigenthümlichen und individuellen Zug aufweist. Mitzschke hat sich nicht begnügt, die interessante Biographie in mustergültiger Weise herauszugeben und mit Erläuterungen zu versehen, sondern hat daran auch eingehende Ausführungen seinerseits geknüpft. Wie umfangreich dieselben sind, ersieht man daraus, daß von den 322 Seiten des Buchs nur 83 auf den Abdruck der Vita entfallen. Wir wollen von Mitzschke's Darlegungen hier nur hervorheben, daß beim Bau der paulinzeller Klosterkirche die Chiesa di S. Vincenzo ed Anastasio fuori le mure in Rom als Vorbild gedient zu haben scheint.

2. Den Ligurinus Gunthers von Pairis im Elsaß, ein Epos zum Ruhme Kaiser Rothbarts aus dem 12. Jahrhundert. Deutsch von Theodor Vulpinus. Straßburg, Heitz. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Neben der nationalen Dichtung ging im Mittelalter bekanntlich sehr lange eine lateinische nebenher, die es theilweise zu ganz bedeutenden Erzeugnissen brachte. Einen Ehrenplatz unter diesen lateinischen Dichtungen des spätern Mittelalters nimmt der sogenannte Ligurinus ein, der die

Thaten Friedrich's I. Barbarossa bis zum Jahre 1160 besingt und sich durch Glätte der Verse und Gewandtheit der Darstellung vor vielen andern Producten der Zeit vortheilhaft auszeichnet. Auch hat das Werk eine recht bemerkenswerthe Geschichte. Bereits 1517 wurde es von dem Humanisten Konrad Celtis herausgegeben, indessen später als unecht angegriffen und galt lange als Fälschung aus der Humanistenzeit, bis erst 1871 seine Echtheit unumstößlich nachgewiesen worden. Es ist denn auch neuerdings gelungen, den Verfasser des Gedichts zu ermitteln in einem Magister Guntherus, der um 1215 bis 1220 in dem elsäßer Kloster Pairis lebte. Jetzt bietet uns Vulpinus eine Uebersetzung des Epos in deutschen Hexametern. Dieselbe ist im allgemeinen gewandt und fließend und gibt das Original richtig wieder; wenn wiederholt metrische Härten unser Ohr unangenehm berühren, so kann sich der Uebersetzer damit entschuldigen, daß der Verfasser mit der lateinischen Metrik noch schlimmer umgesprungen ist als er mit der deutschen. Auf S. XIV der Vorrede sagt der Uebersetzer: „Ob viele diese Uebersetzung lesen werden? Ich bezweifle es.“ Er dürfte hiermit wol einen richtigen Blick gehabt haben. Walther Schultze.

Festgeschenke.

In irgendeiner Zeitschrift war jüngst der sehr empfehlenswerthe Vorschlag gemacht, statt der käuflichen Blumensträuße heutigen Tages, die oft schon bei der Uebergabe ins Welken gekommen und immer aufs neue den sprechendsten Beweis darbieten, zu welcher kaum mehr auffallenden Barbarei wir durch die Verkünstelung einer an sich lieblichen Sitte gelangt sind, zu Geschenken bei jeder ähnlich sich darbietenden Gelegenheit Bücher zu wählen. Ohne Frage kann die Aufmerksamkeit des Gebers bei der Wahl eines literarischen Geschenks sich viel sinniger und selbständiger äußern als bei der spärlich vergönnten Lese aus einer knappen Reihe modisch zusammengeknüpfter und aufgespießter Blumenkelche. Gleich zweifellos ist das wohlgewählte, schön gebundene Buch dem Empfänger ein geeigneteres Erinnerungsmittel an den Darbringer als der flüchtige Duft und die nur augenblickliche Freude an den vergänglichen Blüten. Es kommt blos auf den Entschluß an, die herzlichen oder ehrfurchtsvollen gesellschaftlichen Beziehungen, welchen man jetzt durch die Blumensprache einen oft recht kostspieligen Ausdruck zu geben pflegt, von nun ab durch ein Bücherangebinde, das ja der Börse jeden Umfangs ermöglicht wird, zu bethätigen. Gewönne der Vorschlag Boden, so würde in manchem stattlichen Heim das bisher allein fehlende Stück des Hausraths, der Bibliothekschrank, nicht mehr zu vermissen sein, und der Literatur wäre ein merklicher Dienst geleistet.

Vielleicht bietet schon das nächste Weihnachtsfest, das so manchen Junggesellen an den Familientisch zieht, zu welchem er doch nicht mit leeren Händen kommt, Gelegenheit, den Vorschlag zu erwägen, und endlich überzeugt, daß er in der That besser thut, eine werthvolle literarische Gabe unter den Christbaum zu legen als dem Tannengeruche Blumendüfte zu mischen, schwankt mancher nur unter der Fülle des zu Wählenden. Zur rechten Stunde fällt einem oft nicht das Passende ein. Nun, da schlagen wir, ohne anderm entgegentreten zu wollen, Einiges vor, z. B.:

1. Lessing's Werke. Mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Zwölf Bände. Stuttgart, Göschen. 1890. Gr. 8. 18 M.

Dieser neueste Lessing stellt sich als die schönste Bibliothekausgabe mit großem Druck auf vorzüglichem Papier in gediegenen Halbfranzbänden dar (in solchen zu 33 M.). Sie ist mit einem prächtigen Bildnisse des jugendlichen Lessing in Heliogravüre nach dem Oelbilde von May in Gleim's Freundschaftstempel zu Halberstadt geschmückt. Der Herausgeber hat in den beiden letzten Jahren durch seine geistvolle Klopstock-Biographie und die mustergültige historisch-kritische Ausgabe von Klopstock's Oden sich in der Lösung großer selbständiger Aufgaben rühmlich bekannt gemacht, als Kenner Lessing's sich bewährt durch die Besorgung der dritten Auflage der Lachmann-Ausgabe von Lessing's „Sämmtlichen Schriften“ im Göschen'schen Verlage.

Der eigenthümliche Werth dieser neuen Göschen'schen Originalausgabe besteht nach Muncker's Vorrede darin,

daß sie die Vorzüge einer zunächst auf wissenschaftliche Kreise berechneten kritischen und einer für die gesammte gebildete Leserwelt bestimmten volksthümlichen Ausgabe so weit als möglich in sich zu vereinigen sucht. Sie bietet demnach in einer äußern Ausstattung, wie sich deren bei gleich billigem Preise keine bisherige Ausgabe rühmen kann, den nach den Handschriften und Originaldrucken sorgfältig gereinigten Text der Lessing'schen Werke, wie ihn der Verfasser selbst endgültig festgesetzt hat.... Sie gibt Lessing's Sprech- und Schreibweise getreu wieder, ohne aber durch pedantische Uebertreibung dieser Treue das Auge des modernen Lesers zu verletzen, dem die äußere Form der Lessing'schen Schriften keineswegs gleichgültig, ihr Stil und ihr Inhalt aber ungleich wichtiger ist.

Indem der Herausgeber Rechenschaft über den Inhalt der Ausgabe ablegt, ergibt sich, daß er nicht sowol eine Auswahl des Mitzutheilenden, sondern des Fortzulassenden getroffen hat, sodaß er wol sagen darf, diese neue Ausgabe biete „den unveralteten und unvergänglichen Kern“ der Schriften Lessing's in schönerer Einkleidung als eine der frühern Sammlungen. Daß die aus den verschiedenen Göschen'schen Volksausgaben Lessing's schon bekannten und gewürdigten Einleitungen von Karl Goedeke hier nicht fehlen durften, versteht sich von selbst.

Anderer Neigung entspricht vielleicht mehr der nach seiner künstlerischen Herstellung wie nach seinem literarischen Werthe gleich vorzügliche Prachtband:

2. Württemberg und sein König 1864—1889. Eine Festgabe zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Seiner Majestät des Königs Karl von Württemberg. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1889. Fol. 10 M.

Es ist dies ein Sammelwerk, an welchem sich 21 Verfasser literarisch bethätigt haben, während die zahlreichen Illustrationen, die außer zehn Vollbildern den Text zieren, zum überwiegenden Theile von Professor Hans Kolb herrühren. Betrachten wir zunächst die künstlerische Seite des Werks, so fällt uns — wir haben gerade ähnliche wiener Veröffentlichungen zum Vergleiche — der in der Zeichnung der Kopfleisten und Schlußvignetten bezeugte Geschmack wohlthuend ins Auge. Wie schön und anmuthig und voll Kraft dabei, wie mannichfaltig zugleich treten sie hervor! Wie eindrucksvoll ist die Titelschrift: „Einleitung"! Stimmungsreich sind die Landschafts- und Architekturbilder, wie Lorch, Maulbronn, Alpirsbach, Bebenhausen, um nur die hervorragendsten zu nennen. Treffliche Lichtbilder der königlichen Familie und einiger Baulichkeiten wechseln mit der Wiedergabe der Schlachtenbilder von Bleibtreu und von Faber de Faur, des Niederwalddenkmals und den Ansichten der unter der Regierung König Karl's errichteten Gebäude und Denkmäler. Die Herstellung erweist die Tüchtigkeit der stuttgarter Technik.

Das Buch gliedert sich in zwei Abschnitte: „König Karl in seinem persönlichen Lebensgange", vom Prälaten und Dichter Karl von Gerok, und „Würtemberg in den letzten 25 Jahren". Die Geschichte des Landes hat Dr. F. Schneider in warmer nationaler Gesinnung mit hinreichender Ausführlichkeit und großem Takte sowol in der Auswahl des Stoffs wie in dessen Behandlung erzählt; er hat sich auf die Stellung Würtembergs, seiner Regierung wie seiner Vertretung, zum großen Vaterlande beschränkt, die Darstellung der innern Geschichte seinen Mitarbeitern überlassend. Es folgt die Gesetzgebung, das Heerwesen, in welchem Kapitel Major von Niethammer bei der Thätigkeit der würtembergischen Truppen 1866 und 1870/71 verweilt; dann Schule und Kirche, deren Bestand und Entwickelung fünf Berichterstatter schildern. In der Kunst hat Prof. Krell in München, der einzige Mitarbeiter außerhalb Schwabens, die Architektur behandelt; der Director der königlichen Staatsgalerie von Rustige die Malerei und Plastik; Prof. Eduard Paulus hat natürlich als der Berufenste die Geschichte der baulichen Restaurationen übernommen. Der Redacteur von „Ueber Land und Meer", Otto Baisch, bespricht Musik und Drama, und hier bedauern wir, den einzigen Miston im höchst ansprechenden Werke durch einen wol kaum hingehörigen Ausfall gegen Feodor Wehl's Leitung des stuttgarter Theaters empfunden zu haben. Ein sehr anziehender Abschnitt ist dem Plan und der Durchführung der Albwasserversorgung durch den verstorbenen Baudirector von Ehmann aus der Feder des Prof. Fraas gewidmet und mit Profilzeichnungen und einer Karte ausgestattet. Landwirthschaft, Verkehrsanstalten — unter König Karl sind 1038 Kilometer Bahnstrecke den 530 vorgefundenen hinzugefügt —, Gewerbe und Handel werden in ihrer reichen Entfaltung vorgeführt und mit einem Abrisse der Entwickelung des würtembergischen Buchhandels durch Th. Ebner beschlossen. Stadtpfarrer Lauxmann, der Herausgeber der „Jugendfreude", steht am Ende der langen Reihe mit einer recht eingehenden Schilderung der Wohlthätigkeitsanstalten. Ein liebliches Bild von Friedrichshafen, wo Würtembergs König so gern zu weilen pflegt, schließt das schöne Denkmal des Segens ab, dessen das Land unter seinem Herrscher und mit seiner Mitwirkung sich zu erfreuen gehabt hat. Hübsch empfunden und gelungen durchgeführt bietet das Werk aber auch jedem deutschen Vaterlandsfreunde viel Anregung, Belehrung und Genuß und ist des Preises überaus würdig. Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Von der Flugschrift: „In neuer Zeit. Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund" (Berlin, Wilhelmi) ist ein zweites Heft: „Parademarsch der siebenten Großmacht", erschienen, in welchem der Verfasser einen Ueberblick über die deutsche Presse hält. Wohlverstanden, soweit sein Auge reicht. Denn leider zeugt es von Kurzsichtigkeit, da er von den „Revuen, Rundschauen u. s. w." spricht und nur drei, die ohne Zahl und Namen genügend gezeichnet sind, im Sinne hat. Was er von diesen sagt, trifft weder für die „Preußischen Jahrbücher", noch für „Unsere Zeit", noch für „Die Gesellschaft", noch für „Die Grenzboten" zu. Alle diese sind für den „alten Diplomaten" nicht vorhanden. Dagegen bieten ihm die „Beilagen" (?) der „Kölnischen Zeitung" Ersatz für das Fehlende und „Gelegenheit zu ruhigem Studium gar vieler Fragen". So sehr wir das rheinische Weltblatt zu schätzen wissen und das im Schriftchen über seine Leitung und Haltung Gesagte unterschreiben, haben wir den eben berührten Vorzug doch noch nicht entdecken können; die Hugo Zöller'schen Berichte, jeweilig eine Artikelreihe, wie die jüngst über Serbien gebrachte, oder die anziehenden Feuilletons über das berliner gesellschaftliche Leben reichen doch noch nicht aus. Was gegen den Vorwurf des „Officiösen", was für das Cartell ausgesprochen wird, „das mir das Herz erwärmt mit der verjüngenden und begeisternden Kraft großer Ideen" als „die von staatsmännisch geschickter Hand gegebene Form einer historischen Nothwendigkeit", ist vortrefflich. Die Polemik gegen die „Kreuzzeitung" läßt aber die „Ruhe objectiver Beobachtung" durchaus vermissen, und wenn der Verfasser behauptet, daß er die Frage des Antisemitismus entstehen gesehen, so hat er, wie die meisten mit ihm, vergessen, wie die „Frage" entstanden ist. Hier mag nur auf die Thatsache hingewiesen sein, daß Hofprediger Stöcker aus der Aufstellung der Candidatur eines hochgeachteten jüdischen Bürgers Berlins zum Synodalvertreter einer evangelischen Kirchengemeinde der Stadt den doch wohl berechtigten Anlaß zum Aufrufe nahm, im Gemeinschaftsverkehre das christliche Bewußtsein nicht derart zu unterdrücken, daß man bei den Männern seines Vertrauens nicht einmal nach deren Glauben frage. Seine derzeitige Rede, die der Bewegung den Anstoß gegeben, wandte sich nicht gegen die Juden, sondern gegen die christlichen Deutschen, die in angegebener Weise

Glauben und Volksthum bezeugt hatten. Dieses nur zur Steuer der Wahrheit. — Weiter zu Tage tretende Liebhabereien des Verfassers zu berühren hätte keinen Zweck.

— C. Falkenhorst, der gewandte und kundige Jugenderzähler aus dem jungen deutschen Colonialleben, hat sich in seinem neuesten Buche: „Eldoradofahrer. Eine deutsche Colonialgeschichte aus vergangener Zeit" (Leipzig, Brockhaus, 1890), der zeitweiligen Theilnahme der Deutschen an den Conquistadorenzügen der Spanier in der Neuen Welt zugewandt. Er schildert, wie drei deutsche Männer sich zum Versuch verleiten ließen, von Venezuela aus, welches Kaiser Karl V. den Welsern in Augsburg verpfändet hatte, das sagenhafte Goldland (Eldorado) zu entdecken. Vier Bilder in Farbendruck sind geeignet, das Interesse der Jugend an der Erzählung zu steigern.

— Von der Prachtausgabe der „Erzählungen aus 1001 Nacht" liegen die Schlußlieferungen mit den geschmackvollen Einbanddecken zu den vier Quartbänden vor (Stuttgart, Rieger). Kein Kinderbuch, sondern die von Gustav Weil aus dem Arabischen besorgte Uebersetzung, bietet uns diese Ausgabe den unerschöpflichen Märchenborn des Orients in ursprünglicher Reinheit und Frische. Außer den bekannten Märchen, welche schon in den Kinderjahren unser Entzücken hervorriefen, zieht an uns der ganze Reichthum orientalischer Zauberwelt vorüber und gewährt eine reiche Quelle angenehmer Unterhaltung.

— Die ernste, ideale, tief religiöse Richtung der Schrift: „Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen" (Freiburg i. Br., Mohr), die wir beim ersten Erscheinen im vorigen Jahre als einen ehrlichen und gründlichen Versuch, Wissen und Glauben zu versöhnen, bezeichnen durften, hat dem Büchlein einen guten Weg gebahnt, sodaß die Verlagshandlung sie von der dritten Auflage ab in kleinerem Format zum Preise von 1 M. hat ausgehen lassen, in welchem sie jetzt bereits in achter Auflage erschienen ist.

— „Unsrer Kinder Weihnachtslieder, gesammelt von H. Ahlfeld" (Hannover, Karl Meyer, 1890) ist ein nettes Bändchen der bekanntesten und beliebtesten geistlichen und weltlichen Christfestlieder zum Preise von 60 Pf. in sauberer und haltbarer Ausstattung.

— Ein hübsches zierliches Weihnachtsbuch mit vielen kleinen Geschichten mannichfachster Art und einer Fülle von Zeichnungen, ausgeführten Bildern von Landschaften und Scenen und leicht hingeworfenen Skizzen hat Ludwig Ganghofer zum Feste gebracht: „Es war einmal ... Moderne Märchen. Mit 85 Illustrationen" (Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890). Scherzhaftes, Sinniges, Ernstes und Entsetzendes zieht vorüber, manches bleibt haften und gräbt sich auch wol tief ein. Der Einsame nimmt es vor in einer Erholungsstunde, und auch am Familientische und im größern Kreise greift man gern danach, zwischen dem Gespräche die Geister durch die Vorlesung einer oder mehrerer Geschichten zu sammeln. Vom Märchen haben sie nichts an sich, außer daß sie von des Verfassers Lust am Fabuliren zeugen.

Im selben Verlage sind von Karl Stieler erschienen: „Reisebilder aus vergangener Zeit". Kurze Streiflichter auf die Poesie der Postkutsche und des Stellwagens, wie wir Aelteren sie noch selbst genossen, wie sie noch heute sich genießen läßt auf den abgelegenen Straßen, den Alpenpässen, wie sie früher allgemein empfunden werden konnte von dem, der den Sinn dafür besaß, und wie sie Andersen auf den gangbarsten Poststrecken wahrgenommen und köstlich geschildert hat. Das selbständige Erscheinen des vorliegenden sehr geschmackvollen Weihnachtsbändchens könnte vielleicht nicht anspruchslos genannt werden.

— Als „Indiscretionen" bezeichnet Hermann Thom seine neueste Broschüre: „Aus den Hexenküchen der Literatur" (Leipzig, Bouman, 1889). Der Verleger führt das Büchlein mit einem Bildnisse des Verfassers und einem eigenen Vorworte ein. Aus letzterm ersehen wir, daß die Ueberproduction einzig und allein den Niedergang des Buchgewerbes (also nur dieses?!) veranlaßt; diese einzudämmen sei der Zweck der vorliegenden „Indiscretionen". Wenn Hermann Thom dies gelingt, werden wir ihn als Wohlthäter der heutigen Literatur feiern; vorläufig sind wir ganz zufrieden, wenn er auch nur eindämmen hilft. Seine Variation „Die Laterne brennt" ist ein kleines Meisterstück. Thom weiß, „wie es gemacht wird", er ist selbst begabt und hat Kopf und Herz auf dem rechten Flecke. Nur hüte er sich vor Uebertreibungen und lasse eine gewisse Verbitterung nicht zur Verbissenheit ausarten. Auch wäre es schade, wenn diese Kraft an Zersplitterung zu Grunde ginge. Mag er doch zeigen, daß er selbst größern Stoffen als Dichter gewachsen ist und nicht blos als Satiriker ihrer Behandlung gegenübersteht.

Bibliographie.

Abendroth, R., Das Problem der Materie. Ein Beitrag zur Erkenntniskritik und Naturphilosophie. 1ster Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 14 M.

Bittrich, M., Minnen und Sinnen. Gedichte. Forst i/L., Hoffmann Nachf. 12. 1 M.

Blätter und Ranken. Eine Auslese geistlicher Lieder zur Erbauung und beschaulichen Einkehr. Leipzig, Fock. Gr. 16. 1 M.

Bogler, P., Erzählungen aus dem Wiener Wald. Danzig, Hinstorff. 1890. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Falb's Kalender der kritischen Tage 1890 mit Bezug auf Witterungserscheinungen, Erdbeben und Schlagwetter in den Bergwerken. Wien, Hartleben. 16. 1 M.

Fleischner, L., Nationale Strömungen. Ein ernstes Wort an Oesterreichs Jugend. Wien, Szelinski. Gr. 8. 80 Pf.

Glehn, N. v., Die Oeconomie der Empfindung. Reval, Kluge. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Gnissel, E. G., Das Quitzow-Ungethüm. Ein dramaturgisches Gespräch. Leipzig, Danz. Gr. 8. 50 Pf.

Grans, H., Genrebilder aus dem Schauspielerleben. Leipzig, Spamer. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hertz, H., Ueber die Beziehungen zwischen Licht und Elektricität. Ein Vortrag. Bonn, Strauß. Gr. 8. 1 M.

Lommer, A., Am Ziel. Lustspiel. Leipzig, L. Weber. 8. 1 M.

Meyer, C., Die Herkunft der Burggrafen von Nürnberg, der Ahnherren des deutschen Kaiserhauses. Ansbach, Brügel u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, G., Die Entwickelung der Landeshoheit in Geldern bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Nordau, M., Die Krankheit des Jahrhunderts. Roman. Erste rechtmäßige Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Elischer Nachf. Gr. 8. 10 M.

Orsini-Rosenberg, L. Graf, Melanie und Feodora. Aus den Blättern eines Tagebuches. Militär-Humoreske. Klagenfurt, Raunecker. Gr. 8. 90 Pf.

Le Roy, A., Mehr Licht in die Zustände des dunkeln Welttheils. Die Sclaverei und ihre Bekämpfung. Denkschrift, gerichtet an den Luzerner Anti-sclaverei-Congreß. Autorisirte deutsche Ausgabe. Münster i. W., H. Schöningh. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Sermage, R. Graf, Die Verlassenen. Roman. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 4 M.

Simeoner, A., Die Stadt Bozen. Bozen, Wohlgemuth. 1890. Gr. 8. 4 M.

Russische Soldatengeschichten. Ins Deutsche übersetzt von J. Brendel. 1ster Bd. Berlin, Schorß. 1890. 8. 1 M.

Spiess, E., Naturhistorische Bestrebungen Nürnbergs im 17. und 18. Jahrhundert. Leben und Werke ihrer Beschützer und Vertreter. Nürnberg, Ballhorn. 1890. Gr. 8. 1 M.

Stolzenberg-Luttmersen, v., Die Spuren der Longobarden vom Nordmeer bis zur Donau. Denkschrift zu dem 700jährigen Zerstörungstage der Bardenstadt Bardowiek. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Struber, G., La-Plata-Klänge. Humoristisches und Satyrisches aus Süd-Amerika. II. Der Campo. Antwerpen, Verlag der „Harfe" (G. v. Stramberg). 8. 1 M. 50 Pf.

— — Die Nanum. Ein Roman aus Südamerika. Antwerpen, Verlag der „Harfe" (G. v. Stramberg). Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wald, C., Sozialdemokratie und Volksliteratur. Berlin. Gr. 8. 1 M.

Weber, C. v., Der Armen Schuld. Erzählung. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Weiland, L., Die Augeln. Ein Capitel aus der deutschen Alterthumskunde. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 1 M.

Wittstein, T., Vier Briefe aus Samoa und die Bedeutung überseeischer Kolonien für die fortschreitende heutige Wissenschaft, an einem Beispiele nachgewiesen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 50 Pf.

Zander, D., Stoff zur Landeskunde von Mecklenburg-Strelitz, gesammelt und zusammengestellt. Neustrelitz, Barnewitz. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Exemplare in f. Orig.-Einbänden:

Allmers, H., Dichtungen. 2. Auflage. M. 4.
— Römische Schlendertage. 6. Auflage. M. 6,50.
— Marschenbuch. 2. Auflage. M. 7,50.
— — **v. Dörnberg**, Bilder aus den Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Appell, Werther und seine Zeit. 3. Auflage. M. 6.
Bulthaupt, Dramaturgie. 3. Auflage. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. M. 6. ** Shakespeare. M. 6. *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. M. 6.
— Gerold Wendel. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Eine neue Welt. Drama. 2. Auflage. M. 3.
— Der verlorene Sohn. Schauspiel. M. 3.
Burns, Dichtungen. Deutsch von **A. Laun**. 3. Auflage. M. 3.
Charpentier, Russische Wanderbilder. M. 4.
Croon-Mayer, Liederborn. 2. Auflage. M. 4.
Drach, Moira. Drei dramatische Dichtungen. M. 3.
Droste's Kochbuch für alle Stände. 2. Auflage. M. 2.
Engel, C. D., Don Juan-Sage. 2. Auflage. M. 3,40.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Die Hexe. Trauerspiel. 5. Auflage. M. 3.
— Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel. M. 3.
Frater Hilarius, Maipredigt. 6. Auflage. Einleitung von **L. Steub**. M. 2,25.
Girndt, O., Ein Morgentraum. Dichtung. M. 2.
Kaden, Italienische Gypsfiguren. 2. Auflage. M. 6,50.
Lantzius-Beninga, Junker Occo Ten Brook. Dichtung. M. 2.
Löhn-Siegel, Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner. M. 5.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Nassredin Chodja. Osmanischer Eulenspiegel. 3. Auflage. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Auflage. M. 3.
Neumann-Strela, Thron und Reich. 3. Auflage. M. 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Auflage. M. 2.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 4. Auflage. M. 3.
— Aus den Sommertagen. 4. Aufl. M. Portrait d. Dichters von **L. Knaus**. M. 5.
Roland, Der Cantor von Orlamünde. Dichtung. M. 2,50.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Auflage. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Auflage. M. 7,50.
Stern, Ad., Wanderbuch. 2. vermehrte Auflage. M. 4.
Volksbote. Volkskalender. 53. Jahrgang reich illustrirt. 50 Pf.
Wettering, Kunstwelt des Alterthums. Dichtung mit Bildern. M. 3.
Wöbcken, Am Wege. Christliche Sprüche. M. 1,50.
Wolff, Dr. W., Von Banana zum Kiamwo. Afrikan. Forschungsr. m. Karte. M. 5.

Geschenklitteratur-Verzeichniß gratis.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Skirnir.

Erzählung von **Felix Dahn.**

176 S. 12°. In feinem Originalband. 5 M.

Diese kleine Erzählung schließt sich den beiden älteren: **„Was ist die Liebe?"** und **„Frigga's Ja"** unmittelbar an. Die Freundschaftssage, welche die Edda in „Skirnir's Fahrt" erzählt, ist hier dadurch vertieft und tragisch gewendet, daß der werbende Sendling die Erkorene seines Freundes selbst liebt.

Weihnachten 1889.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Illustrirter Katalog

ausgewählter Werke aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

8. Geh. 56 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeignete Werke enthaltend.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Gespräche und Monologe.

Sammlung vermischter Schriften.

Von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet M. 6. — In geschmackvollem Einband M. 7. —

Der berühmte Verfasser bietet in diesem Buche in bunter Reihe Politisches, Persönliches, Aesthetisches, Biographisches und Beschauliches, eine Sammlung, der durch den Umstand, daß es gewissermaßen persönliche Bekenntnisse sind, ein besonderer Reiz eigen ist.

Neue Gedichte

von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet M. 4. — In geschmackvollem Einband M. 5. —

Auch in dieser neuen Gedichtsammlung offenbart sich Wilbrandt als ein feinsinniger Dichtergeist, der durch Gedankenfülle und formvollendete Sprache jede Saite des menschlichen Herzens widerklingen läßt. Eine Abteilung: „Aus dem Burgtheater", wird die „Neuen Gedichte" vor allen denen zu einer hochwillkommenen Erscheinung machen, die dem Dramatiker und Dramaturgen Wilbrandt ein lebhaftes Interesse entgegenbringen.

Jagd- und Weinlieder

in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart.

Von

Franz von Kobell.

In geschmackvollem Einband Preis M. 4. —

Zum ersten mal erscheinen die vielgenannten Jagd- und Weinlieder des volkstümlichen Sängers, aus den verschiedenen Gedichtsammlungen gesichtet und systematisch geordnet. Durch Phantasie, Innigkeit, echt komische Kraft und einen ergötzlichen Humor vor anderen Sammlungen vorteilhaft ausgezeichnet, werden sie für alle frohen Kreise eine hochwillkommene Festgabe bilden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert **gratis und franco**

Oldenburg.

Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in unübertroffen reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-** Sachen: Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons. Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen **Formen der Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Sten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle **Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.** Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffn. Cacao.

Preis per $\frac{3}{1}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Taschentücher Schutzm.

in bester Qualität u. zu Fabrikpreisen direct u. ohne Zwischenhandel an den Consumenten aus der **Taschentuch-Weberei** v.

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

Preisliste und Muster gratis.
Reines Leinen garantirt.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, **Uhrketten** und **Bijouterien.** Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte **Preisliste** gratis und franko.

E. Naumann,
Uhren-Fabrik [7218
Leipzig Königsplatz 6.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

Illustr. Preisliste gratis u. franco. Fabrik f. Wagen, Bürstenbinder u. div. Holzwaaren.
gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Göschen Original-Ausg.

Lessings Sämtliche Schriften.

Herausg. v. Karl Lachmann.

Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Aufl., besorgt v. Franz Muncker. Vollständig in 14 Bänd. gr. 8° à M. 4.50. Erschienen sind Bd. I, II, III, IV.

Chronologische Anordnung.

Beibehaltung der Orthographie u. Interpunktion Lessings. Vollständigkeit.

Seemanns litt. Jahresber.: Den ganzen und in jedem Buchstaben unverfälschten Lessing wird man künftig eben nur in dieser innerlich wie äußerlich vorzüglich ausgestatteten Ausgabe kennen lernen.

Neu! Lessings Werke

mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Gr. 8°. Mit Bild in Heliogravüre. 12 Bände geh. M. 18.— 12 Original-Halbfranzbde. M. 33.— Schönste Bibliothekausgabe m. großem Druck und vorzüglichem Papier in gediegen eleganten Halbfranzbänden.

Lessings Werke. Neu durchgesehen von Franz Muncker. Mit Einleitungen v. Karl Goedeke und Porträt in Stahlstich. 6 Bände. 8°. Elegant gebd. M. 6.60. Außerordentlich billiger Preis bei schönem Druck, gutem holzfreiem Papier u. eigenart. vornehmem Einb.

Lessings poetische Schriften.

Gedichte, Fabeln, Dramen. 2 Bde. 8° mit Stahlstich-Porträt. Pracht-Leinwandband mit Rotschnitt M. 2.80. Auswahl d. Besten a. Lessings Werken.

G. J. Göschen'scher Verlag, Stuttgart.

Cäsar und Minca

(notarisch bekannt grösste Europ. Hunde-Züchtereien)

Zahna (Königr. Preussen)

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers von Russland, Sr. Maj. Gr. Sultans der Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offerieren ihre Specialität in **Luxus-** und **Wachhunden** vom grössten **Ulmer Dogg** und **Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen,** desgl **Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Bracken** und **Windhunde,** ferm dressirte, als auch rohe und junge Thiere unt. weittragendster Garantie. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in Deutsch. u. Französ. Sprache fco. gratis. Die 5. Aufl. der Broschüre „Des edlen Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung, Krankheit" mit 50 Illustr. von fast ausschl. mit ersten Pr. pr. Racehunden in deutsch. u. franz. Sprache für M. 10—, Francs 12,50, Rubel 5—, Gulden 6.

Eigne Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehrerer hundert Hunde. (Bahnhof Wittenberg.)

(Mit Beilagen von Adolf Titze in Leipzig und F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

DEC 30 1889

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 12. December 1889.

Inhalt: Neuestes über Goethe. Von Wilhelm Buchner. — Erzählungen und Romane. Von Adolf Fleischmann. — Kunstphilosophisches. Von Emil Mauerhof. — Neue Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuestes über Goethe.

1. Goethe's Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Zweiter Band. (1805—1810.) Leipzig, v. Biedermann. 1889. Gr. 8. 5 M.
2. Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von K. Heinemann. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (A. Seemann). 1889. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.
3. Goethe und Maler Kolbe. Eine kunsthistorische Skizze von Karl Theodor Gaedertz. Bremen, Müller. 1889. 8. 1 M.
4. Goethe und das Volkslied. Von Max Freiherrn von Waldberg. Berlin, Hertz. 1889. 8. 60 Pf.
5. Goethe's drei letzte Lebenstage. Die Handschrift eines Augenzeugen, herausgegeben von Karl Holsten. Heidelberg, Groos. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Rasch genug ist dem ersten Bande von Biedermann's „Goethe-Gesprächen" (vgl. Bl. f. 1889, Nr. 20) der zweite Band (Nr. 1) gefolgt, welcher in 294 größern und kleinern Abschnitten die Gespräche aus den Jahren 1805 bis Ende 1810 bringt. Selbstverständlich wechselt auch hier wieder einigermaßen der Kreis der Berichterstatter; in den behandelten sechs Jahren sind es vornehmlich Riemer, Heinrich Voß, Reinbeck, Luden (besonders anziehend), Joh. Falk, Oehlenschläger, welche über ihre Unterhaltungen mit Goethe berichten, bisweilen Bedeutendes, anderes, vor allem bei Riemer, in etwas räthselartiger Gestalt; anderwärts wieder zeigt sich Goethe in seiner überwältigenden Liebenswürdigkeit. Ob dem Sammelfleiße des Freiherrn Woldemar von Biedermann nicht ab und zu ein Blatt entgangen, kann ich nicht beurtheilen; den früher gegebenen Nachträgen zum ersten Bande kann ich hier einen kleinen Beitrag beifügen. In dem Buche von J. Eckardt über Garlieb Merkel ist aus dem Spätjahre 1796 über eine Unterhaltung mit Goethe berichtet, nicht viel im Grunde, aber doch ganz bezeichnend. Ich habe die Stelle in meiner Besprechung des Eckardt'schen Buchs (Bl. f. 1887, Nr. 33) mitgetheilt; vielleicht erscheint dieselbe einer nachträglichen Berücksichtigung werth.

Die erste den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft dargebotene Gabe war 1885 die Sammlung der „Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar"; wir haben über das anmuthige Buch in d. Bl. f. 1886, Nr. 35, Bericht erstattet. Es lag dabei der Wunsch nahe, diese Briefe nicht nur der engern, in der Goethe-Gesellschaft vereinigten Goethe-Gemeinde zugängig gemacht, sondern durch einen erneuten Abdruck einem weitesten Kreise dargeboten zu sehen. Als daher diesen Wünschen und Bitten gegenüber der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft, der Reichsgerichtspräsident Dr. von Simson, die bestimmte Erklärung abgab, daß die weitere Verbreitung der Briefe der Frau Rath dem Buchhandel überlassen bleiben müsse, zögerte der neue Herausgeber K. Heinemann nicht, den Neudruck (Nr. 2) zu veranstalten. Durch den Abdruck der sämmtlichen erhaltenen Briefe der Herzogin Anna Amalia ist er zu einer Ausgabe des Briefwechsels beider Frauen erweitert worden.

Wir schulden herzlichen Dank für diese vollständige Zusammenstellung der Briefe der beiden geistvollen und liebenswürdigen Frauen, wobei leider Anna Amalia mit nur 8 Schreiben vertreten ist, während von Frau Rath 49 theilweise umfassende Briefe vorhanden sind. Der Herausgeber gibt jedem derselben eine Reihe von Erläuterungen bei, mit Benutzung derjenigen, welche Burkhardt der Ausgabe der Goethe-Gesellschaft beigefügt hat; auf diese Weise ist alles, was zur Erklärung der Personen- und sachlichen Verhältnisse erforderlich ist, zusammengestellt; daß in den Anmerkungen zum dreiundzwanzigsten Briefe auch die Briefe der Frau Rath an den Schauspieler Großmann wieder abgedruckt sind, kann nur willkommen sein. Dem Buche sind ein kurzes treffendes Lebens- und

Charakterbild der Frau Rath Goethe sowie zwei Bildnisse derselben in Lichtdruck beigefügt.

Zu der unendlichen Zahl der wenig bedeutenden Menschenkinder, welche vorübergehend in Goethe's Gesichtskreis traten und dadurch nicht klanglos zum Orkus hinabsteigen, gehört auch der Porträtmaler Heinrich Kolbe, geboren 1772 zu Düsseldorf, nicht zu verwechseln mit dem 1781 geborenen Berliner Karl Kolbe, welcher als Geschichtsmaler eine heute bereits vergessene Thätigkeit entwickelt hat. Der vielbemühte Karl Theodor Gaedertz bringt zur Feier des funfzigjährigen Doctorjubiläums seines Vaters demselben ein Heftchen von 42 Seiten dar (Nr. 3), in welchem die bezüglichen Schriftstücke veröffentlicht werden; die Briefe Kolbe's an Goethe erhielt der Verfasser aus dem Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar, die übrigens nur unterzeichneten Briefe Goethe's an Kolbe aus Privatbesitz.

Vorgebildet auf der altersschwachen Kunstschule seiner Vaterstadt, dann für ein kunsthandwerkliches Unternehmen arbeitend, bewarb sich Kolbe 1799 um den von den weimarischen Kunstfreunden ausgesetzten Preis für die beste Zeichnung über den Stoff: Aphrodite führt dem Paris die Helena zu. Der Preis ward zwischen Kolbe und dem Stuttgarter Hartmann getheilt, was ihm Goethe brieflich mittheilte; ebenso gab derselbe in den „Propyläen" einen Bericht über die Arbeit. Als Preisaufgabe für 1800 ward Hektor's Abschied von Andromache gewählt, sowie der nächtliche Ueberfall des trojanischen Lagers durch Odysseus und Diomedes. Diesmal trug Kolbe nur eine ehrenvolle Erwähnung davon; dagegen brachten die „Propyläen" abermals eine eingehende Besprechung der beiden Zeichnungen. Ausgang 1800 wandte sich Kolbe nach Paris, welches damals infolge von Bonaparte's Kunstraub die edelsten Meisterwerke Italiens besaß; Goethe's Aufforderung entsprechend, schrieb er demselben einen umfassenden und noch heutzutage nicht bedeutungslosen Brief über pariser Kunstzustände. Die beiden Entwürfe, welche Kolbe zum Kunstwettstreite von 1801 gesandt hatte, erhielten keinen Preis, ebenso wenig 1802 die Zeichnung Perseus und Andromeda. Durch diese wiederholten Mißerfolge abgeschreckt, scheint Kolbe sich bei den folgenden Wettbewerbungen nicht mehr eingestellt zu haben. Er mußte sich wieder eine Weile mit Zeichnungen für das Kunsthandwerk kümmerlich durchschlagen, lenkte dann die Aufmerksamkeit des berühmten Malers Gérard auf sich und fand besonders als Bildnißmaler Beifall. Anfang der zwanziger Jahre, als die düsseldorfer Kunstschule in Peter von Cornelius ein neues hochgefeiertes Haupt erhielt, ward er an derselben als Professor angestellt. Er war auch mit dem bonner Professor Eduard d'Alton, welcher seit lange Beziehungen zu Goethe hatte, bekannt, und dieser bat Goethe um Erlaubniß, daß Kolbe ein Bildniß von ihm male. Dieses geschah denn auch im Sommer 1822 und Kolbe schuf das Bild Goethe's im Gesellschaftsanzuge mit Orden. Uebrigens war der Künstler nicht mit seiner Arbeit zufrieden; er nahm ein zweites Goethe-Bildniß in Angriff, welches, wie es scheint, Eingang 1824 vollendet war und Goethe als Dichter und Denker darstellt; es gilt für eine der besten Darstellungen des großen Mannes und ist gegenwärtig in der Bibliothek der jenaer Hochschule aufgestellt, eine Wiederholung im kölner Museum; im Goethe-Hause befindet sich das von Kolbe 1822 gemalte Bildniß des Großherzogs Karl August. Kolbe starb Anfang 1836 zu Düsseldorf. Dies in Kürze der Inhalt des Büchleins; bringt es nicht viel, so bringt es immerhin einen Beitrag zur nähern Kenntniß vom Leben des Altmeisters.

Das Heftchen von Max von Waldberg: „Goethe und das Volkslied" (Nr. 4), entstammt im wesentlichen einem Vortrage, welchen der Verfasser zu Wien gehalten hat. Schon die Ueberschrift wird dem Freunde von Goethe's Dichtung eine Fülle von Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen an der Seele vorübergehen lassen und da sind wir denn dankbar, was uns selbst nur halbbewußt vorschwebte, hier anmuthig zusammengestellt zu sehen. Es ist ja bekannt, wie an Herder und Goethe sich die Neugeburt unserer Lyrik durch die Berührung mit dem Volksliede knüpft, wie Goethe durch die Bekanntschaft mit dem letztern von den Ueberlieferungen der frühern Zeit, welche ihm noch in seinen leipziger Dichtungen anhängen, sich befreit, wie er von da ab allezeit, vorab auf der italienischen Reise, ein offenes Ohr für die einfachen Klänge des Volksliedes sich bewahrt und wie hierdurch seine lyrische Kunstdichtung jenes Gepräge des Naiven, Unbewußten, Bildlichen empfängt, das ihr eigen ist. Und wie er im Elsaß und in Thüringen, in Venedig und Neapel auf das Volkslied lauscht, ebenso begrüßt er mit Dank und lebendigem Verständnisse die erneute Auferstehung des deutschen Volksliedes durch die Romantiker. Goethe's Lyrik wie seine Balladen zeigen vielfach Anklänge an das Volkslied, nicht als ob Goethe dasselbe nachgeahmt hätte, sondern weil sein ganzes Dichten der schöpferischen Thätigkeit der längstverschollenen Dichter des Volksliedes urverwandt ist. Dies einige freientwickelte Gedanken aus der Fülle dessen, was Waldberg in seiner Darstellung uns bietet. Die Abhandlung ist recht lesenswerth.

Es wird über Goethe's letzte Lebenstage manches Mythische berichtet und besonders das angebliche „Mehr Licht!" hat seltsame Deutung erfahren. Da ist es denn willkommen, den Bericht eines zuverlässigen Augen- und Ohrenzeugen von Goethe's Sterbetag zu vernehmen. Es ist dies Oberbaudirector Coudray, welcher mit Goethe lange Jahre durch das Band der Freundschaft und geistigen Gemeinschaft verbunden war. Als Coudray 1845 starb, fand sich in seinem Nachlasse ein Heft: „Goethe's letzte Lebenstage und Tod betreffende Notizen", und es ist nur zu verwundern, daß diese Notizen nicht alsbald veröffentlicht wurden, sondern erst nach weitern mehr denn vierzig Jahren das Licht sehen, herausgegeben von Karl Holsten (Nr. 5).

Coudray berichtet, wie er zum letzten male am 10. März 1832 mit Goethe einige vertrauliche Abendstunden zugebracht, wie solches wöchentlich ein- bis zweimal geschah; Goethe legte dann zur Beschauung vor, was ihm in letzter Zeit in Kunst und Technik Neues zugegangen, und Coudray erstattete dem Dichter Bericht über die unternommenen größern Bauten des Landes, welche Goethe als Sachverständiger prüfte, wobei er nicht allein für Kunstbauten, sondern auch für Straßenbauten ein lebendiges Interesse offenbarte. Tags danach, am 12. März, war Coudray mittags bei Goethe zu Tische geladen und er fand den Dichter beschäftigt mit dem Aussondern seiner Handzeichnungen; nach Tische kam dann die berühmte Mosaik der Alexanderschlacht zur Besprechung, welche gerade damals in dem zu des Dichters Ehren Casa di Goethe genannten Hause zu Pompeji gefunden worden war. Es ist das ein neuer Beweis für die übrigens längst bekannte Thatsache, daß Goethe's Unterhaltung mit den Freunden sich nie um Nichtigkeiten des Tags bewegte, sondern allezeit Fragen der Kunst oder der Wissenschaft zum Gegenstande hatte.

Als Coudray am 18. März von einer mehrtägigen Reise zurückkehrte, fand er den Dichter erkrankt; derselbe habe sich am 15. durch das wiederholte Hin- und Hergehen zwischen seiner engen überheizten Arbeitsstube und den Gesellschaftsräumen erkältet; jetzt gehe es wieder besser, aber der Arzt habe jede Aufregung durch Besuche untersagt. Bei einem Besuche am 20. vernahm Coudray, Goethe leide Schmerzen am ganzen Körper; er hörte im Arbeitszimmer, wie Goethe im anstoßenden Schlafzimmer nach seiner Gewohnheit laut für sich sprach, daß ihm aber mitunter die Heftigkeit der Leiden laute Klagen erpreßte; der Arzt Dr. Vogel erklärte den Zustand des Kranken für bedenklich. Am Morgen des 21. vernahm Coudray, es scheine etwas besser zu gehen; nachmittags hatten sich die Umstände merklich verschlimmert. Am frühen Morgen des 22. März war Coudray wieder zur Stelle im Goethe-Hause, wo alles in Bestürzung war; der Arzt hatte alle Hoffnung zur Rettung des nach seiner Angabe an einem nervös gewordenen Katarrhalfieber heftig Erkrankten aufgegeben. Von da an mag Coudray selbst erzählen:

Eingetreten in Goethe's Arbeitszimmer, erblickte ich den Kranken im anstoßenden Schlafcabinet, neben dem Bette in einem Armstuhle sitzend, mit einer leichten Federdecke über den Knien. Er hatte seinen gewöhnlichen Schlafrock von gelblich-weißem Tuch an und die mit Filzschuhen bedeckten Füße mitsammt den Beinen waren in warme Decken eingeschlagen. Er schien von allen Schmerzen befreit und ruhig, jedoch sein Geist beschäftigt, wie sich aus mancherlei vernehmlichen Worten, die er für sich hinsprach, folgern ließ. Am vorigen Abend hatte die Frau von Baudreuil, Gemahlin des hiesigen französischen Gesandten, ihr Bild, von Professor Müller in Eisenach in Farben gezeichnet, Goethen als Geschenk zugesendet und dieser hatte sich an dessen Anblick mit den Worten ergötzt: „Nun, der Künstler soll gelobt werden, der nicht verdarb, was die Natur so schön vollendete." Der Eindruck dieses Porträts schien ihn nicht wieder zu verlassen. Auch hatte er einige Tage vorher „Seize mois ou la Révolution" von Salvandy erhalten, dieses Buch mußte Friedrich in vergangener Nacht aufschneiden und nebst zwei Lichtern ihm bringen, allein er konnte nur darin blättern, zu lesen vermochte er nicht.

Coudray berichtet weiter ganz genau seine Beobachtungen von 9 Uhr morgens an, wie Goethe ein wenig erquicklich geschlafen, nach 10 Uhr gefrühstückt und sich sein Mittagsessen bestellt:

Nach einem Weilchen ließ er sich abermals von Zahn und Friedrich aufrichten, allein ich bemerkte zu meinem Schrecken, wie die hohe Gestalt schwankte und daß sich der Kranke sofort wieder auf den Lehnstuhl niederlassen mußte. In der Phantasie schien er ein Papier an dem Boden liegend zu erblicken, denn er fragte: „Warum man Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse?" Gleich nachher rief er Friedrichen zu: „Macht doch den Fensterladen im Schlafgemach auf, damit mehr Licht hereinkomme!" Dies waren seine letzten vernehmlichen Worte. Abermals einschlummernd, blieb sein Geist in Thätigkeit, denn er fing nun an, mit dem mittlern Finger seiner aufgehobenen rechten Hand in die Luft drei Zeilen zu schreiben, welches er bei sinkender Kraft immer tiefer und zuletzt auf dem seine Schenkel bedeckenden Oberbette öfters wiederholte.

Ueber die letzten Augenblicke heißt es:

Ich hatte den ganzen Morgen ungesehen in der Thür des Schlafcabinets gestanden, ängstlich auf den Zustand des Kranken lauschend; nun nahte ich von der rechten Seite dem Sessel und bemerkte mit Schrecken, daß die Finger der Hände sich blau zu färben anfingen. Bisher hatte ich, auf Goethe's außerordentliche starke Natur bauend und mich der Umstände seiner Wiedergenesung vom Jahre 1823 lebhaft erinnernd, immer noch einige Hoffnung genährt, aber nun erkannte ich plötzlich die Nähe seines Hinscheidens, zumal da ich, nach weggenommenem Schirme, Gothe's sonst leuchtendes Auge gebrochen erblickte. Mit klopfendem Herzen bemerkte ich weiter, wie derselbe von Minute zu Minute schwächer ward und schwer athmete; er drückte sich endlich noch einmal bequem in die linke Seite des Armstuhls, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, nach und nach sanft erlöschend, bis um 11½ Uhr der große Geist seiner irdischen Hülle entfloh, zum Urlichte zurückkehrend. Ueberwältigt vom größten Schmerze, blieb ich noch einige Zeit, die theuern Reste meines väterlichen Freundes umfassend und suchte dann Trost in meiner Familie.

Den Schluß des Heftchens bildet das von Coudray ausgearbeitete „Programm zur feierlichen Ausstellung Goethe's irdischer Ueberreste und deren Beisetzung in der fürstlichen Gruft".

6. Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar, Böhlau. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist ein Unglück, einen großen Namen zu tragen, denn die Welt stellt an den Träger eines solchen unerfüllbare Anforderungen, und derjenige, der als Schulze oder Müller in bescheidener Stellung vielleicht Tüchtiges gewirkt hätte, erliegt unter der Last des Bestrebens, zu leisten, was seines Namens würdig sei, oder unter der Last der Erkenntniß, zu solcher Leistung nicht die Kraft zu besitzen. Unter dieser unseligen Last eines großen Namens ist August von Goethe erlegen, haben gleichermaßen des Dichters Enkel Walther und Wolfgang lebenslang geseufzt. Vierzig Jahre lang hat Deutschland von den wunderlichen alten Herren nichts gewußt, als daß sie Haus, Handschriften, Sammlungen des Großvaters vor jedem fremden Blicke

eifersüchtig hüteten; als sie dann dahingingen, hinterließ Walther von Goethe, mit welchem der Name des Dichters ausstarb, der Großherzogin von Sachsen-Weimar das Goethe-Archiv, dem Großherzogthum das Goethe-Haus mit seinen Sammlungen und 30000 Mark, den letzten Rest des ansehnlichen Vermögens des Großvaters, und es war uns, als ob wir, gleich dem Titel eines alten Lustspiels, sagen mußten: Endlich hat er es doch gut gemacht!

Die Träger eines großen Namens haben gleich den Fürsten das Misgeschick, daß jedermann nach ihnen schaut, all ihr Thun und Lassen beurtheilt wird, und zwar, der menschlichen Gepflogenheit entsprechend, öfter unfreundlich als freundlich. So geschah es auch Goethe's Enkeln. Wolfgang von Goethe, der jüngere der beiden Brüder, würde seit vielen Jahren ein verschollener Mann sein, sein Leben und Sterben, sein Dichten und Arbeiten würde schwerlich die Feder eines Berichterstatters in Bewegung gesetzt haben, wenn Wolfgang nicht ein Goethe gewesen wäre. Erklärlich aber ist es dennoch, wenn ein Mann, welcher ihm 46 Jahre lang befreundet, durch einen vieljährigen Briefwechsel mit ihm verbunden war, ihm ein freundliches Wort nachruft und durch seine Arbeit wenigstens das feststellt, daß jener Mann, welcher unter der Last eines großen Namens seufzte, kein gewöhnlicher Mensch war, voll eigener Gedanken, voll redlichen Strebens, voll gründlicher Kenntnisse, nur eine Natur, die es lebenslang trotz emsiger Arbeit nicht über Anfänge hinausgebracht hat. Dieser Freund Wolfgang's von Goethe ist Otto Mejer, einst hochangesehener Kirchenrechtslehrer der göttinger Hochschule, jetzt Präsident des hannoverschen Consistoriums. Derselbe sagt zu Eingang, die Blätter seien keine Biographie; sie hätten nur den Werth persönlicher Erinnerungen, welche das Bild eines Freundes festzuhalten wünschen.

Mejer erzählt gar anmuthig, wie er, der Sohn eines für Goethe schwärmenden Hauses, als siebzehnjähriger Jüngling 1836 nach Weimar pilgerte und durch eine glückliche Fügung alsbald bei Frau Ottilie von Goethe eingeführt ward. Was Mejer über die feine und kluge Frau berichtet, ist sehr anziehend. Im Goethe-Hause machte er die Bekanntschaft der beiden Enkel des Dichters; Walther war einige Wochen älter, Wolf zwei Jahre jünger als der Erzähler. Wolf besuchte, nach einem verunglückten Versuche in Pforta, das weimarer Gymnasium. Die beiden jungen Leute schlossen Freundschaft und blieben fortan durch das Band derselben wie durch einen bisweilen stockenden Briefwechsel verbunden. Herbst 1839 hatte Wolf von Goethe das Gymnasium mit einem vorzüglichen Zeugnisse verlassen, um in Bonn Rechtswissenschaft und Philologie zu studiren. Während des Sommers 1839 weilte Mejer als Student in Jena und kam so wieder in persönliche Berührung mit dem Goethe'schen Hause. Schon in dem Schüler Wolf von Goethe lebte ein gewisser Stolz, der zugleich mit etwas steifem Wesen gesellschaftet war; ernsthaft und verschlossen suchte er die Einsamkeit und es war ihm ein Grenel, um seines berühmten Namens willen angegafft zu werden:

Als er eines Nachmittags bei seinen Schularbeiten saß, wurde er gerufen, um vor der Kaiserin von Rußland zu erscheinen, die das Haus besehen und dann nach Gliedern der Familie gefragt hatte. Was das in Weimar bedeute, wußte Wolf sehr gut, aber sein Widerwille war größer: „Sagen Sie der Kaiserin", antwortete er, „ich sei kein wildes Thier", und kam nicht. Der Kaiserin wird das nicht bestellt worden sein, aber andere solche Schroffheiten erreichten die Adresse. Ein zweites kam hinzu. Das Beobachtetwerden, das oft genug kleinliche Besprochenwerden war nicht das Schwerste, was der Name Goethe auflegte. Hätte der Knabe, der auf diesen Namen stolz war, den Humor eines Sohnes von Wilhelm von Humboldt gehabt, welcher auf eine an den Ruhm des Vaters und des Oheims appellirende Lehrervermahnung geantwortet haben soll: „Herr Doctor, wir pausiren jetzt", so würde er nicht unter ihm gelitten haben. So aber begründete der Name für Wolf den Anspruch an sich selbst, etwas dieses Vorzugs Würdiges nun auch zu leisten, und doch war der Name zugleich ein Maßstab der Leistung, der sie im voraus verurtheilte, ungenügend zu bleiben. Wie das auf Wolf wirkte, mag ein sehr viel späteres Wort aussprechen. In einer Abendunterhaltung des Jahres 1858, in welcher am kleinen Theetische meiner Frau zwischen uns dreien Ernstes und Heiteres lebhaft verhandelt wurde, warf er eine jener muthlos-schmerzlichen Aeußerungen über sein Können hin, die er leicht that, wenn er sich gehen ließ. „Aber, Herr von Goethe", rief in vorwurfsvollem Antheile die Wirthin, „wenn das Ihr Großvater gehört hätte!" — „Ja, liebste Frau", antwortete er, „mein Großvater war auch ein Hüne und ich bin ein Hühnchen." Es hat Augenblicke solcher Gereiztheit gegeben, daß es den Brüdern lieber gewesen wäre, den stolzen Namen gar nicht zu tragen.

Wolf von Goethe studirte seit Herbst 1839 in Bonn, Jena, Heidelberg, Berlin und schloß Eingang 1845 seine Studien mit der Doctorprüfung. Schon als Student ließ er ohne Namen ein Heftchen „Studentenbriefe" hinausgehen, sowie ein romantisches dramatisches Gedicht „Erlinde". Dasselbe ist unbeachtet geblieben, die hier mitgetheilten Bruchstücke aber geben den Beweis, daß Wolf von Goethe auch als Dichter schöne, obwol nicht eigenartige Anlagen besaß. Unmittelbar nach der Promotion begab sich Goethe, infolge angestrengter geistiger Arbeit von heftigen Gesichtsschmerzen befallen, nach Italien und traf in Rom wieder mit Mejer zusammen. Wolf war sehr leidend und er ist es fortan mit kurzen Pausen geblieben. Das großväterliche Vermögen — Mejer bezeichnet als den Antheil von Wolf's früh gestorbener Schwester Alma mehr als 70000 Thaler und der Antheil jedes der beiden Brüder wird wol ebenso groß gewesen sein — fiel an Frau Ottilie, welche durchaus nicht haushälterisch war, abwechselnd hier und dort, in Italien, Wien, Weimar u. s. w. lebte. So auch Wolf, welcher außerdem durch seine Kränklichkeit zu stets erneuten Badeaufenthalten genöthigt war. Man bemühte sich, ihn, den Erben eines gefeierten Mannes, in den weimarischen Staatsdienst zu ziehen; aber er hätte zu dem Ende eine weimarische Staatsprüfung bestehen müssen, und dazu konnte er sich, nachdem durch sechsjährige Krankheit seine Facharbeit unterbrochen worden war, nicht entschließen. Im Jahre 1852 verschaffte ihm sein Name, sowie die Fürsprache des Prinzen von Preußen,

des nachmaligen Kaisers Wilhelm, und Alexander von Humboldt's eine Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft in Rom; 1856 ward er Legationssecretär in Dresden, 1860 Legationsrath; aber er schrieb dem Klima von Dresden seine stete Kränklichkeit zu und bat Frühjahr 1861 um unbeschränkten Urlaub. Goethe hat von da ab keine staatliche Stellung mehr inne gehabt, sondern als Schriftsteller hier und dort gelebt, in Weimar und Jena, in Wien und Venedig, in allen möglichen Bädern. Er trug sich mit großen Plänen umfassender geschichtlicher Arbeiten, über die spätere römische Kaiserzeit, über Leben und Zeit des Cardinals Bessarion, über italienische Bibliotheken des 15. Jahrhunderts; er besuchte alle möglichen Büchereien, er schrieb endlose Sammelbände voll, aber auch nur eine der zahlreichen begonnenen Arbeiten abzuschließen vermochte er nicht. Im Jahre 1872 starb zu Weimar im Goethe-Hause hochbetagt Frau Ottilie von Goethe; sie hatte nie verstanden hauszuhalten, sodaß nach ihrem Tode die beiden Söhne Mühe hatten, mit den Trümmern des großväterlichen Vermögens ihren gefeierten Namen aufrechtzuhalten und in geziemender Weise weiter zu leben; sogar zu der sehr nöthigen Herstellung des Goethe-Hauses fehlten die Mittel. Daraus erklärt sich auch, daß dasselbe viele Jahre lang verschlossen blieb.

Wolf sprach davon, wie schwierig es sei, die Zimmer zu erhalten. „Sehen Sie, es ist unmöglich, daß wir sie den Fremden öffnen: wir haben keinen steinernen italienischen Palast, sondern ein hölzernes thüringer Haus, das es einfach nicht aushalten würde." Wie recht er hatte, ist erst jetzt ganz bekannt geworden, wo dies Haus mit schönster Pietät restaurirt ist. Man fand dabei sämmtliche Balken unter des Dichters Wohnräumen verrottet.

So betrachteten die beiden Brüder Goethe, obwol selbst in bescheidenen Verhältnissen lebend, es als eine Ehrenpflicht, das Haus und die Sammlungen des Dichters, für welche ihnen der Bundestag 1842 60000 Thaler geboten, der Nachwelt zu hinterlassen. Im Herbst 1879 siedelte Wolf von Goethe nach Leipzig über, wo er in sehr bescheidener Häuslichkeit, stets aufs neue von Krankheit heimgesucht, ein stilles Schriftstellerleben führte, ohne jedoch etwas fertig zu bringen. In der Frühe des 20. Januar 1883 starb der jüngste Sproß des erlauchten Hauses Goethe; bald danach folgte ihm im Tode der ältere Bruder Walther von Goethe, nachdem er, der letzte des Geschlechts, letztwillig sein köstliches Besitzthum in Hände übergeben, die willig und kräftig wären, dasselbe würdig für alle Zukunft zu bewahren. Daß dies durch die Eröffnung des Goethe-Nationalmuseums, wie durch die beginnende Veröffentlichung der großen Goethe-Ausgabe, sowie der bisher verborgenen Schätze des Goethe-Archivs bereits geschehen ist, daß mit dem Goethe-Archiv neuerlich der gesammte schriftliche Nachlaß Schiller's zu einem Goethe-Schiller-Archiv verbunden worden ist, das ist bekannt.

Dies ein kurzer Auszug aus Mejer's Lebensbild des nach den zahlreichen mitgetheilten Briefstellen geistvollen und strebsamen Mannes, der nur leider eine Hamlet-Natur war, ein Mensch, auf dessen Seele eine große Aufgabe gelegt war, ohne daß er doch zur Erfüllung derselben die Kraft besaß; dieselbe bestand für den armen Wolf von Goethe darin, seinem glänzenden Namen auch durch glänzende Leistungen Ehre zu machen. Er vermochte es nicht und das war sein Unglück. Wilhelm Buchner.

Erzählungen und Romane.

1. Allerhand kleine Geschichten. Von Martin Beck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 16. 1 M. 60 Pf.

Es ist wahr, das Menschenleben ist unendlich reich an Schicksalsfügungen, Begebenheiten, Kämpfen und Versöhnungen und schon deshalb ein unerschöpflicher Born für den Dichter. Aber desto mehr ist er verpflichtet, seinen Eimer nicht immer an denjenigen Stellen in die Flut zu tauchen, wo schon viele andere geschöpft haben; oder doch wenigstens die alte Flut in die Form neuer schöner Gefäße zu gießen. Beiden Forderungen scheint uns in vorliegender Sammlung kleiner Geschichten nicht so ganz entsprochen zu sein. Im übrigen sind es recht nette kleine Erzählungen, zuweilen aber auch — sonderbar; z. B. „Einst und jetzt". Die Kinder, die einst, vor etwa 1800 Jahren, in der Elbe ertrunken sind, können doch nicht füglich mit den Aschenurnen und calcinirten Menschenknochenüberresten in Verbindung gebracht werden, die man ganz kürzlich in einer vermeintlichen altgermanischen Gräberstätte in Dresden gefunden hat! Oder: „Das Recht". Ist vielleicht der vornehme Gutsbesitzer, der nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Jagdleidenschaft im fürstlichen Jagdgebiet einen Hirsch erlegt und dabei vom greisen Oberförster, seinem besten Freund, ertappt wird, kein Wilddieb? Kann man im Ernst jenen als Entschuldigung sagen lassen: „Das alte Recht aus alter Zeit, daß Wald und Wild von Gott geschaffen sind für alle Menschen, wachte trotzig in meiner Brust auf und trieb mich heraus?" Solcherlei Rechtsanschauungen sind zwar von Leuten tiefsten Bildungsgrades schon oft ausgesprochen worden, aber der Dichter sollte sie nicht benutzen, um ihnen, wie es hier scheinen könnte, eine gewisse Billigung zutheil werden zu lassen oder wenigstens einen Theil des Schwerpunktes seiner Erzählung hineinzulegen.

2. Aus geheimen Acten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben von Haus Blum. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 6 M.

Man darf nicht erwarten, in dem Buche von 337 Seiten etwas von von Ihering's „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" wiederzufinden. Von der Wissenschaft ist nur

sehr wenig die Rede, sondern recht eigentlich vom „Rechtsleben", d. h. von mehrern Verhältnissen, die mit der Rechtspraxis in sehr nahe Berührung kommen: Gründerschwindel, Spiritismus und Lieutenantsschulden. Der Jurist, der einmal von seinem Beruf etwas Erheiterndes oder wenigstens Zerstreuendes lesen will, wird sehr viel treffende Wahrheit im Buche finden. Der Laie wird vieles nicht verstehen; er wird sogar, gerade als Laie, den Kopf über den „schneidigen Anwalt" schütteln, der sich plump vom Lieutenant übertölpeln läßt. Die Form ist die schlichte Erzählungsform. Zuweilen aber geräth der Verfasser in einen Ton, der die einfachste Sache von der Welt mit vielen Worten und nicht gerade witzig umschreibt; z. B. S. 271:

Bei diesen Worten trat Hesse's (des Executors) umfangreiches Körpergerüst zur Seite der Eingangsthür und ermöglichte dem Opfer meiner Rechtskunde (d. i. der Schuldner, der gepfändet wird) den Anblick meiner damals noch sehr schlanken Leiblichkeit u. s. w.

Aehnliche andere Wendungen sind ziemlich häufig und thun nicht wohl.

3. Geld. Ein Roman von F. M. Aren. Norden, Fischer Nachf. 1889. 8. 5 M.

Die Idee des Romans ist in zwei Personen — man kann sie die Hauptpersonen nennen — ausgesprochen: der reiche Fabrikbesitzer Schmit und die arme Isabelle von Werald, die jener liebt, obgleich er eine prächtige Frau und von ihr vier herzige Kinderchen hat. Die Gedanken sind fast immer wahr, oft sehr wahr; die Menschen sind es weniger, am wenigsten Isabelle, die jene Liebe nicht erwidert, aber zu ihrem materiellen Vortheil benutzt, ohne ihre höchste Gunst zu gewähren. Sie sieht im Geld das einzige Mittel, sich ein Leben zu verschaffen, wie sie es wünscht: reichlich, behaglich, geschmückt, geistig angeregt, voll Genuß und Vergnügen unter Menschen und in der Natur. Sie schätzt die Arbeit, sie thut aber gar nichts; sie genießt nur. Schmit sieht im Geld eine Macht, deshalb arbeitet er rastlos. Isabelle sehnt sich und schmachtet nach Liebe, ist aber einer wahren Liebe nicht fähig. Sie verwünscht schließlich das Geld, weil es der Liebe im Wege stehe, denn die Männer heirathen nur nach Geld. Deshalb verlangt sie vom Gesetz die Enterbung aller Frauen, damit die Liebe frei werde und sich dem Weibe und nicht ihrem Gelde zuwenden könne. „Das Weib werde gewählt um ihrer selbst willen, daher enterbt es! und ihr streicht zugleich Familienzwist und Misheirath und Vernunftheirath aus dem Lexikon menschlichen Wissens und Elends." Den Mann, zu welchem sie das sagt, liebt sie aber nur in ihrer Art. Deshalb kann sie ihn auch nicht fesseln, denn er ist von der Schlechtigkeit aller Frauen — mit Ausnahme Isabelle's — so überzeugt, daß er dieser ins Gesicht sagt: „Aber selbst dieses eine, einzigste Weib (nämlich Isabelle) würde das unglücklichste Geschöpf, sobald es den Namen meiner Gemahlin trüge, denn so sehr habe ich den Abschaum, die Gemeinheit, Berechnung, Hinterlist, ja Meineid, die niedrigste Hefe des weiblichen Geschlechts kennen gelernt, so sehr habe ich gesehen, daß das Vertrauen der edelsten Männer betrogen wird, daß ich nicht eine Minute der Ruhe, des Glücks, des Genusses an der Seite des jungen Weibes empfände, das mein Weib wäre, und daher auch ihm, selbst beim Glauben an seine Reinheit und Höhe, das Leben zur Qual machen würde." Die Logik dieses Satzes lassen wir dahingestellt sein. Isabelle scheint den Wink nicht einmal zu verstehen oder verstehen zu wollen, obgleich sie den Mann liebt. Ein ähnliches Verhältniß aber, welches ihr der verheirathete Schmit, den sie nicht liebt, geboten hat, hat sie recht wohl verstanden und es erschien ihr sogar „vielleicht" annehmbar (S. 82). Er ist eben der Reichere. Hierbei sei eine kleine Stilprobe eingeschaltet; jener von Isabelle geliebte Mann wird in einem gewissen Augenblick beschrieben: „Er, der sonst nie sich gehenlassende, vom frühen Morgen schon stets «à quatre épingles» Erscheinende, war diesmal in leichten, weiten, dunkeln Sammtpelz gehüllt" u. s. w. Dabei ist zu bemerken, daß in der betreffenden Scene auf die Toilettenfrage gar nichts ankommt. Bezüglich dieses Punktes könnte man mit dem Verfasser bei jedem Kapitel in Streit gerathen.

Die unglückliche Isabelle stirbt denn auch unvermählt nach furchtbaren Kämpfen mit sich und ihrem Herzen. Die Schuld ihres verfehlten Lebens trägt aber ihre Mutter.

Wenn der Roman in vornehmerer, den Sachlagen und Charakteren angemessenerer Sprache geschrieben wäre, würde er sich „trotz alledem und alledem" (eine sehr häufige Wendung des Dichters) ganz erträglich lesen; er würde mehr anziehen und wahre Theilnahme erwecken. Obiger Stilprobe könnte man noch eine große Anzahl beifügen.

4. Dämon „Ruhm". Roman von Anton von Perfall. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 5 M.

Der Titel des Buchs spricht so deutlich und wahr, daß es schon deshalb genügen wird, nur wenige Worte über seinen thatsächlichen Inhalt zu sagen. Man wird den Roman mit großem Interesse und auch mit vieler Befriedigung im ganzen und in vielen Einzelheiten lesen. Erst allmählich, dann in raschem Fluge erhebt sich das Meteor des Ruhmes, aber schon sein Glanz ist trügerisch und falsch und mit zähem Sturze versinkt es wieder ins Meer ewiger Vergessenheit. Die sonst immer als ungerecht verschriene Welt sitzt zu Gericht und spricht ein wahres Urtheil: „Schuldig, Schuldig!" Aber die Strafe? Es sind drei Knechte des Dämons, die uns der Dichter zeichnet — des „Dämons": denn der Ruhm, oder richtiger: Gold und sinnlicher Lebensgenuß sind ihnen Selbstzweck, dem Maler, dem Dichter, dem Kaufmann. Der Verfasser hat, nachdem er die Welt über alle drei das „Schuldig" hat aussprechen lassen, die Strafe sorgsam abgemessen, wie der rechtsgelehrte Richter: die schwerste Schuld zieht die schwerste Strafe nach sich. Der Kaufmann muß der

selbstmörderischen Kugel zum Opfer fallen, nachdem die von ihm jahrelang ins Große getriebene Schmuggelei entdeckt worden, um der Criminalstrafe zu entgehen und den Bankrott nicht zu erleben, der hereinbricht; der Dichter wird von der herabstürzenden Decke seines Arbeitszimmers erschlagen, während er reuevoll an sein von ihm verrathenes treues Weib schreibt. Seine schmachvolle Untreue hat die edle Dulderin mit ihrem Kinde aus dem Hause getrieben. Mit dem Sparkassengelde des Kindes hat er seine Geliebte unterstützt, die, vom Prinzen verlassen, keine Mittel mehr für ihren Luxus hat. Der Maler, der vom Dichter Verführte, der nicht seine Ehefrau, sondern nur seine Braut verlassen hat, um Carola, die reiche und schönere Tochter des Kaufmanns zu heirathen, die sich aber bald von einem Grafen entführen läßt, nachdem des Vaters Stern gesunken, kommt mit Gewissensbissen davon, denn der Verlust der schönen Frau macht ihm, da der Rausch bald verflogen war, keine Schmerzen mehr und die Braut vergibt und beglückt ihn als Frau. Die Welt würde die Strafe anders ausgemessen haben, wenn der Dichter sie hätte sprechen lassen, d. h. wenn er in ihrem Sinne die Vergeltung im Romane wiedergegeben hätte. Und gerade dies hätte er als Dichter thun sollen. — Daß er drei Schuldige als Knechte des Dämon auftreten läßt und nicht das Ganze seiner Idee in eine Hauptperson zusammenfaßt, ist das zweite Bedenken, welches uns gegen die Dichtung beschleicht. Aber der Aufbau des Romans ist so mustergültig, Charakterzeichnung und Localfarbe so treffend und klar, die Sprache so rein, edel und reich an geistvollen Gedanken, daß man dieses zweite Bedenken leicht fallen läßt; das erste aber nicht. Was die Charakteristik der einzelnen Personen betrifft, so mag wol so manches dagegen gesagt werden können. Der Umschwung des Malers vom Weltschmerz zum Durst nach Ruhm und Lebensgenuß vollzieht sich sehr schnell, etwa in vierundzwanzig Stunden. In dieser kurzen Zeit unterliegt er den Gewalten des Dämons. Aber es ist eben nur ein Rausch, in den er verfällt und aus dem er auch schnell wieder erwacht, freilich nicht aus eigener, freier Ueberzeugung, sondern erst nachdem ihm der Unterschied der Liebe im Herzen der verlassenen Braut und der üppigen Carola klar geworden, man könnte sagen „ad oculos demonstrirt" worden ist. Nicht viel anders ist es mit der Umkehr des Dichters; auch der Charakter Minna's, seiner Frau, wird nicht bei allen Leserinnen Beifall finden, weil sie die Liebe zu ihrem Manne von diesem gleichsam mit Füßen treten läßt. Aber der Dichter verfährt doch allenthalben ziemlich folgerichtig, indem es ihm darauf ankommt, die Liebe des edeln Weibes durch den Gegensatz zu kennzeichnen, der in der bestrickenden Gewalt der Schönheit leichter, verwöhnter, jeden Pflichtgefühls barer Frauen liegt.

5. Die Adjaren. Roman von A. G. von Suttner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.

Türkische Miswirthschaft in den südkaukasischen Gegenden und insbesondere in dem erst im 17. Jahrhundert dem Islam unterworfenen Adjarien und die Empörung gegen dieselbe, welcher russische Unterstützung zum Siege verhilft, ist der geschichtliche Gegenstand des Romans; eine Liebesgeschichte mit kühnen Entführungen hat die Dichtung hinzugefügt. Ob diese letztere auch in den geschichtlichen Theil eingegriffen hat, ist aus dem Buche schwer zu erkennen, um so schwerer, als es dem Leser sogar über den Zeitpunkt, in welchen die Begebenheit fällt, keinen klaren Aufschluß gibt. Erst aus dem Schlusse, wo von dem schnaubenden Dampfer die Rede ist, müssen wir auf Vorkommnisse der neuesten Zeit schließen, obgleich wir ihnen fremd gegenüberzustehen bekennen. Djambek, die Seele des Aufstandes gegen die Willkürlichkeiten, Bestechlichkeiten, Rechtswidrigkeiten der türkischen Statthalter in Batum, ist eine anziehende Persönlichkeit. Man wird wol annehmen dürfen, daß wir das Interesse, welches er uns abgewinnt, in der Hauptsache dem Dichter zu verdanken haben, dessen Phantasie wol auch die übrigen Personen entsprungen zu sein scheinen. Er hat dem Romane einen übersichtlichen, klaren Verlauf gegeben, der uns berechtigt, einen befriedigenderen Schluß zu erwarten. Denn mit der Fahrt Djambek's und seiner nach vielen kühnen Wagnissen endlich glücklich entführten Braut, Thamar, nach Petersburg erfahren wir doch eigentlich ebenso wenig über das persönliche Schicksal des Paares, als über die politischen Verhältnisse Adjariens nach jenem siegreichen Aufstande. In der Erzählungsform weicht der Dichter von der heute herrschenden Sprache des Romans ab. Er liebt die natürliche, fast gesucht-schlichte Darstellung und schließt sich oft sehr an die Redeweise an, die wir in der gewöhnlichen Unterhaltung finden. Wenn er das im Gespräch thut, wollen wir es nicht bemängeln, aber erzählende Sätze, wie:

> Manche von den größern Grundherren fühlten sich überhaupt nicht bemüßigt, dem Kaimakam ihre unterthänige Aufwartung zu machen,

oder:

> Darüber ärgerte sich nun wieder der Kaimakam unsinnig und er ließ es nicht an bissigen Anspielungen fehlen u. s. w. —

haben doch etwas Befremdendes in ihrem Klange.

6. Die Schloßfrau von Ildenau. Roman von Martin Bauer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.

Die Geschichte ist gut vorgetragen; der Verlauf der Handlung geht einen ruhigen, aber nicht schleppenden Gang; die Sprache fließend und klar. An der Geschichte selbst aber kann man sich, so sehr man es im Anfange glaubt, nur wenig erbauen. Wir finden einen vornehmen, alternden Grafen, Aristokrat vom Scheitel bis zur Zehe. Witwer, Vater einer erblühenden Tochter und bis zum Wahnsinn verliebt in die Gesellschafterin der letztern. Sie ist kaum im Hause, so wird sie seine Frau. Diese ist die zweite Hauptfigur; sie ist so schön, wie es auf der Welt keine mehr gibt, aber ein Teufel. Sie liebt den Grafen natür-

lich nicht, sondern will nur Gräfin und die Schloßfrau von Ildenau werden. Alles andere geht nicht über das Alltägliche hinaus, selbst nicht die Tochter des Grafen. Unter allen Scenen ist ihrer Natur nach diejenige die bedeutsamste, wo der Graf um die Hand der Gesellschafterin wirbt. Sie spielt im Ahnensaale, wo er ihr die Bildnisse, unter anderm das seiner verstorbenen Frau zeigt und erklärt. Unsers Erachtens hat hier der Dichter keinen einzigen richtigen und wahren Ton angeschlagen. Mit wenigen nebensächlichen Redensarten ist Folgendes der ganze Inhalt. Er: „Es ist schade" . . . Sie: „Was ist schade?" Er: „Nun, wenn Sie es durchaus wissen müssen — daß Sie keine der Unserigen sind." Sie: „Sie haben recht, Herr Graf, und niemand kann dies aufrichtiger beklagen als ich selbst." Und weiter am Porträt der verstorbenen Gräfin: Er: „Haben Sie jemals gewünscht, reich und vornehm zu sein?" Sie: „Ich weiß mich kaum einer Stunde meines Lebens zu erinnern, wo ich diesen Wunsch nicht gehabt hätte." Er: „Und haben Sie ihn heute noch?" Sie: „Heute noch." Jetzt folgt wider alles Erwarten Gewöhnliches und Gleichgültiges. Dann Er: „Larifari — Wunde — ich habe meine verstorbene Frau nie geliebt . . ." Sie: „Das ist sehr traurig." Er: „Traurig — haben Sie denn Erfahrung in diesem Punkte? Haben Sie schon einmal geliebt?" Sie: „Nein." Er: „Und wie alt sind Sie?" Sie: „Fünfundzwanzig Jahre" u. s. w. Nach wenigen weitern Worten ist sie dem Grafen verlobt und liegt in seinen Armen. (Vgl. das zehnte Kapitel.) Hier hätte der Dichter Gelegenheit gehabt, die Seelen dieser beiden Menschen sich dem Leser entfalten zu lassen. Wir erfahren aber auch hier nur blinde Verliebtheit auf der einen und die Sucht, Gräfin zu werden, auf der andern Seite. Und wenn Charakter weiter nichts wäre, als die Mischung verschiedener Eigenschaften in der Seele des Menschen und ihr Verhältniß zueinander, so hat uns der Dichter im ganzen Buche keinen Charakter gezeichnet. Von jeder Gestalt sehen wir nur eine Seite und unser Interesse wird nur warm für die Schönheit der Frau und ihr rothgoldenes Haar. Dieses führt auch das Verhängniß herbei. Denn an ihm erkennt sie ihr todtgeglaubter erster Mann (den sie übrigens auch nicht und so wenig geliebt hat, wie irgendeinen andern). Er ist Kunstreiter geworden und erkennt sie in der Loge einer Circusvorstellung vom Pferde aus, obgleich sie, die ihrerseits ihn auch erkennt, mit dem Fächer ihr Gesicht verbirgt. Er dringt in ihr Zimmer; sie will ihn mit Gold abfinden. Er nimmt es nicht; er will das Weib. Sie gewährt ihm ein Stelldichein zur Nachtzeit im Park am Teiche. Dort werden beide todt gefunden und aus den Wellen gezogen. „Die weißen Finger krallten sich in das Gesicht desjenigen, der sie fest umschlungen hielt, um mit ihr hinabzusteigen, dahin, von wo es keine Wiederkehr gibt."

Man kann über den Roman verschiedener Meinung sein; im Schlusse scheint uns ein entschieden glücklicher Griff zu liegen. Die nähern Umstände des Vorfalls und die Motive sind verschwiegen. Waren es Mordgedanken in der Brust beider? Die Gräfin hatte von Gift gesprochen, als Reginald ihr Gemach verließ. Wollte sie ihn durch den Genuß ihrer Schönheit zum Schweigen bringen und verrechnete sich? Wollte er sie vielmehr gewaltsam entführen, sodaß sie unabsichtlich im Ringkampfe ein Opfer des in der Gegend als Unglücksteich verrufenen Gewässers wurden? Der Leser mag wählen.

Adolf Fleischmann.

Kunstphilosophisches.

1. Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode. Von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Von der Kunst im täglichen Leben. Ein Streifzug von Emil Frommel. Fünfte Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Von Rudolf Heinrich Greinz ist vor zwei Jahren eine Novelle erschienen: „Wer steinigt sie?" Als man dieselbe in Tirol zu Gesicht bekam, schrieb die „Meraner Zeitung", wie aus den beigedruckten „Stimmen der Pressen" ersichtlich: „Endlich einmal ein wirkliches, großes Talent in dem Meer von Mittelmäßigkeiten u. s. w." Das ist um so erfreulicher, als der Kritiker des vorliegenden Buchs: „Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode" (Nr. 1), diesmal nur unter Seufzern zu sagen verstände: Wieder einmal ein Buch und dazu noch unter der Mittelmäßigkeit. Eine leipziger Wochenschrift hat bei der Besprechung genau dieses Werks es ganz offen ausgesprochen, daß ihr der Titel desselben am besten von allem gefalle. Und gerade in dieses Lob vermag ich am wenigsten einzustimmen. Der Verfasser hat nämlich viele, viele Bogen über ein Ding geschrieben, das in der That gar nicht vorhanden ist.

Tragische Motive! Das ist eben das große Elend der Fremdwörterei, daß diese letztere den nebelhaftesten Vorstellungen immer von neuem die freundlichste Unterkunft gewährt. In einer überaus wirren Einleitung hat Herr Greinz auch einiges zur Entstehung der Dichtung überhaupt beitragen wollen. Es ist dies so ziemlich der heikelste und schwierigste Punkt in der gesammten Kunstbetrachtung. Die meisten, die darüber reden, halten sich, wie natürlich, für völlig berechtigt dazu, und für gewöhnlich ist es keiner von ihnen. Wenn irgendwo aber, so thun gerade an solcher Stelle haarscharfe Begriffsbestimmungen noth. Für unsern neuesten Kunstphilosophen nun stellt sich der Vorgang in folgender Art dar: zuerst käme die dichterische Stimmung — es bleibt das Wichtigste un-

erklärt, nämlich: woraus diese entspringt; darauf die dichterische Idee; endlich das dichterische Motiv. Beim letztern ist Herr Greinz wahrscheinlich durch Gedanken an „musikalische Motive" beeinflußt gewesen, ohne dabei gewahr zu werden, daß der zuletzt gebrauchte Ausdruck einen ganz absonderlichen und nur der Tonkunst zugehörigen Begriff enthält. Es kann hier natürlich nicht meine Aufgabe sein, bei diesen Wunderlichkeiten selbst länger zu verweilen; aber es wird verständlich sein, wenn ich dem gegenüber meine Ansicht im wesentlichen kurz formulire.

Es ist ja unwidersprechlich, daß unsere gesammte Poesie — ich habe hierbei selbstverständlich immer nur die wirkliche, echte Kunst im Auge — einzig auf der leidenschaftlichen Stimmung beruht; die Stimmung des Augenblicks wird vorwiegend das Lied, und ebenso vorherrschend wird die Grundstimmung unter Zuhülfenahme einiger mehr nebensächlichen Fähigkeiten die größern Formen des Epos und des Dramas erzeugen. Das Lied ist nichts weiter als der schlichteste Ausdruck einer jeden augenblicklichen Stimmung; zum Roman und Drama gehört aber mehr: nämlich auf Grund einer leidenschaftlich gehegten Lebensauffassung eine ganze Welt in Wort und That auszugestalten. Und diese Ausgestaltung im innersten Kern ist die dichterische Idee. Und damit wären wir zu Ende. Nun erübrigt aber noch die dichterische Stimmung zu begründen: und diese kann einzig aus dem seelischen Verhältnisse des Menschen zur Wirklichkeit hervorgehen. Auf diesem Grunde ausschließlich steht alle Poesie. Wenn irgendwo, so könnte man eben nur an dieser Stelle von einem Beweggrunde, also einem Motive zu Stimmungen und so auch — zur Poesie überhaupt sprechen. Dieser Urgrund aller Poesie kann aber, wie leicht verständlich, niemals an sich schon tragisch sein, sondern allein unter Umständen dessen Folgerungen. Denn je nach der Art jenes seelischen Verhältnisses zur Wirklichkeit werden aus ihr folgen tragische, heroische oder satirische Stimmungen, Ideen, Kunstwerke, Charaktere, Schicksale. Wollte man sich also innerhalb dieses Gebiets eine Aufgabe stellen, die Sinn und Verstand hat, so müßte man entweder über den „Urgrund aller tragischen Poesie" oder auch — im Hinblick auf die vorliegende Arbeit — über die „tragischen Gestalten in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode" zu sprechen unternehmen, und sich dabei völlig klar sein, daß es in einem Kunstwerke immer nur „eine tragische Gestaltung" geben kann.

Wenn aber dem gegenüber Herr Greinz unter anderm beispielsweise von dem „tragischen Motiv der Völkerwanderung" redet, so hege ich begründete Furcht, ob überhaupt noch jemand — der Verbrecher mit eingeschlossen — rechtschaffenen Sinn in einer solchen Phrase entdecken könne. Was für ein wüstes Phrasengetümmel eine derartige Unklarheit der Gedanken zu Tage fördern muß, mag man aus einer Probe ersehen, die ich ganz ohne Wahl dem Buche entnehme:

> Es erübrigt noch das moderne deutsche Epos. Eigentlich ist das Epos in unserer neuen deutschen Literatur nicht so sehr modern als künstlich aufgefrischt. Als Vertreter des reinen Epos muß in erster Linie Robert Hamerling genannt werden. Die tragischen Motive, welche er in seinem „König von Sion" aus der Geschichte der Wiedertäufer gewinnt, bauen sich auf ihrem düstern Hintergrunde wirkungsvoll auf. Es ist das tragische Motiv, welches sich aus der Verbindung ursprünglicher religiöser Ueberzeugung mit der Schwärmerei und menschlichen Leidenschaft bildet und endlich alles zusammen in einer hoch zum Himmel lodernden Flamme vereinigt. Es ist das tragische Motiv der düstern unheimlichen Glut, welche durch die Elemente der tiefsten Leidenschaft, die in der Brust eines Menschen schlummert, genährt wird u. s. w.

Ist das nicht der erlesenste Gallimathias, den man sich nur wünschen kann? Im weitern kommt dann Herr Greinz auch noch auf den Charakter Jan's von Leiden zu sprechen, der

> in seiner Seele zwei Gewalten birgt, eine, die nach dem Höchsten strebt, die andere, die ihn zum Banne sinnlicher Freude herunterzieht —

und erkennt „in diesem seelischen Zwiespalte, der echt tragisch ist" — man höre und bewundere — nichts mehr und nichts weniger als den alten „Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus". Der Verfasser hätte noch ruhig viele Jahre warten sollen, ehe er sich an eine so anspruchsvolle Aufgabe machte. Was soll all das Gerede, wenn man beispielsweise nicht einmal weiß, was unter „tragisch" zu verstehen ist. Herr Greinz hat sich die Sache leicht gemacht und den vernunftgemäßen Begriff davon einfach als allbekannt vorausgesetzt. Daß er so etwas thun konnte, beweist, wie ungenügend vorbereitet er an seine Arbeit gegangen ist. Der Begriff des „Tragischen" ist vorderhand noch ein volles Problem, und wenn man auf die Leute merkt, die mit ganz besonderm Ansehen darüber zu sprechen vermeinen, so wird man fast ausnahmslos das ungereimt Flachste zu hören bekommen. Hier ist zu allererst einzusetzen, wenn man über die tragische Dichtung etwas Gescheites sagen will. Aber gerade hier nur so hineinzuduseln, muß zuguterletzt alles anstößig und ungenießbar erscheinen lassen, selbst dort, wo das Richtige ab und zu einmal dunkel geahnt wird. Tritt dann zu solchen Mängeln noch gar eine selbstgefällige Art, so ist man mit der freundwilligen Stimmung recht bald zu Ende.

Die Schrift, „Von der Kunst im täglichen Leben" (Nr. 2), die den weitgeschätzten berliner Hofprediger Emil Frommel zum Verfasser hat, wirkt dafür unendlich erfreulicher. Hier ist alles feiner, künstlerischer Sinn, Erfahrung, Prüfung und klare Besonnenheit. Das Büchlein enthält, wie begreiflich, keine tiefsinnigen Untersuchungen über das Wesen der Kunst, sondern es beschäftigt sich ausschließlich mit der Frage, wie der Kunstsinn der großen Masse in deren einfachsten Beziehungen zu Haus, Straße, Schule, Kirche u. s. w. am besten gepflegt, und der hierin vorherrschenden Geschmacksroheit am erfolgreichsten entgegengewirkt werden möge. Die Betrachtungen sind ganz zwangloser Natur, gelegentlich vorgetragen und dann genau so veröffentlicht worden; lebendig, anregend, voll des Ernstes und des Humors, noch heute von gleicher Frische wie vor mehr als zwanzig Jahren. Es läuft gewiß auch manch-

mal etwas unter, wogegen man Widerspruch erheben möchte, aber im ganzen kann das Werkchen nicht angelegentlich genug aller Welt ohne Ausnahme zu recht bedächtigem Lesen empfohlen werden: den Vätern und Müttern, den Jünglingen und Jungfrauen und einer erklecklichen Zahl mehr öffentlicher Gewalthaber und nicht am mindesten auch sämmtlichen Kunstphilosophen erster wie letzter Ordnung, die häufig genug in die dunkelsten Probleme der Kunst selbst hineinzuleuchten, die herrlichsten Aeußerungen der letztern zu meistern sich getrauen und dabei in der Handhabung der Alltäglichkeit alles künstlerischen Sinnes bar erscheinen. Das Büchlein ist prächtig, nur schade, daß es so klein geblieben ist. Es hätte wachsen sollen.

Emil Mauerhof.

Neue Lyrik.

1. Alte und neue Troubadour-Lieder von Richard von Volkmann-Leander. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1889. Gr. 8. 3 M.

Die alterthümelnde Gewandung stimmt anmuthend zu der balladenhaften Haltung vieler dieser Lieder. Ihr Ton ist frisch und ihre Farbe so lebensvoll wie vielartig. Sie gleichen bunten Schmetterlingen, die im Sonnenlichte gaukeln und nichts von Abendschatten und nächtigem Dunkel wissen. Die Rhythmen selbst fließen leichthin, wenn sie auch nicht sonderlich auserwählt sind, der Sprache indessen gebricht es vielfach an Glätte und reinerer Harmonie, und inhaltlich erfährt unsere Literatur nach keiner Seite eine Bereicherung. So erscheinen Gedanken wie (S. 57):

Wie sehr die Vögel schlagen
Im grünen Waldeshang,

Wie sehr die Sonne blitzet,
Wie bunt der Rain erblüht,
Nichts frommt's und nichts es nützet,
Wenn traurig das Gemüth —

in so unbeholfener Prägung doppelt gehaltlos. Und wenn auch Stimmung, Anschauung und Rhythmus zu guter Stunde sich einmal die Hände reichen, so vermag andererseits die Sprache mit ihrem Aufschwung nicht immer gleichen Schritt zu halten (S. 17):

Durch der Provence — Leicht um die Brust mir
Sonnige Fluren, — Flogen die Locken!
An der Durance — Himmlischer Lust mir
Blumigen (So!) Strand — — Lehnte die Stirn
O, wie wir beide — Gegen die Wange.
Heimatwärts fuhren! — Blühende Flocken
Fest mich am Gürtel — Fielen im Schwange
Hielt ihre Hand. — Ihr aufs Gewand.

(Es ist die letzte Gabe des großen Chirurgen und liebenswürdigen Dichters gewesen. D. Red.)

2. Neue Gedichte von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. 8. 4 M.

Sämmtliche Gedichte sind getragen von männlichem Ernste, reich an Gedanken und echter Empfindung. Sie spiegeln ein Stück Leben des Dichters wider und somit unter anderm ein Stück Leben des alten wiener Burgtheaters, solches zwar in leicht und nicht immer kunstvoll geschnittenen Schattenrissen seiner Künstler. Einzelnes, z. B. die Apostrophe an Ludwig und Zerline Gabillon, wäre besser aus der Sammlung fortgeblieben. Als um so vortrefflicher hebt sich aus derselben die Elegie „Im alten Burgtheater" heraus, welche die letzte Nacht (12. October 1888) feiert:

Elf schlägt's vom Thurm. Du grabesstummes Haus,
Nun ist's geschehn. Das letzte Spiel ist aus;
Die hohlen Breter still, die Reihen leer,
Verlöscht die Lampen, nie erglühn sie mehr.
Noch einmal fliegt von fern mein Geist dir zu,
Mit andern Geistern ohne Grabesruh,
Die oft in deiner lampenhellen Nacht
Des raschen Lebens kurzen Tag verbracht,
Die bleich und ernst nun auf die Breter treten,
Als kämen sie, an deinem Grab zu beten.

Einen großen Theil der Sammlung beherrscht feinsinnige Reflexion; es ist dies besonders die Abtheilung, welche unter dem Titel „In Spruchform" zusammengereiht ist. Sie enthält manches Goldkorn alter und neuer Weisheit (S. 88):

Klagt nicht so schwer, wenn Der und Die
An edlen Wunden fällt!
Erst wenn im Gras die Sense rauscht,
Dann duftet's in die Welt.

Sehr erbaulich auch wird eine Gattung neuerer Modedichter (Modedramatiker?) charakterisirt:

Er nahm das Eintagsvolk zum Stoffe wie zum Richter,
Das ewig wird und niemals ist;
Denn nur ein Viertel war er Dichter,
Drei Viertel Journalist.

Bitter, aber wahr! Um so vornehmer hält sich Wilbrandt's Poesie selbst. Ich bezweifle, daß seine Lieder durch die Welt ziehen werden wie der leichte Eintagssang der Trabanten Scheffel's. Auch ergießt sich seine lyrische Empfindung zu lang- und schwerathmig. So fein er seine Epigramme zu schleifen und zu spitzen versteht, so schwer entringt sich seiner ernsten Brust die Wonne und das Wehe des Gefühls, um sich dann in allzu breitem Strome zu ergießen. Und auch dann wählt er Strophenformen, deren Tendenzen hervorragend auf gedankenmäßige Stoffe gerichtet bleiben, Versmaße, in deren gespreiztem Rahmen sich die Empfindung zu sehr erkältet, wie im Ghasel, oder Metren, in deren sinnspruchartigem Gefüge die Unmittelbarkeit des Gefühls zu leicht vergewaltigt und zu sentenziösen Seiltänzerstückchen abgerichtet wird, wie im Ritornell; jener aber, der Ghasele, bediente sich der Dichter unter andern Maßen in einem Cyklus von Gedichten, welche einer traurigen

Episode seines Familienlebens gewidmet sind, bei denen sein eigenes Gemüth mithin am unmittelbarsten betheiligt war, und das Ritornell, ein wie gesagt auf sentenzenhafte Zuspitzung und Schlagfertigkeit berechnetes italienisches Metrum, legt er sogar in Kindermund. Wie außerordentlich er hier gerade sich vergriff, beweist sogleich das erste dieser Ritornellen:

Dies Sträußchen hier,
Was will's, o Mutter? Mög's der Vater sagen;
Denn ach, ich schlaf' und dämmre noch in mir.

Die Kunst des Liedes, des einfachen, schlichten lyrischen Ergusses, ist Wilbrandt versagt. Sein Dichten ist durchaus kunstmäßig, mittelbar und bedarf breiter Metren und reichen Wortstromes, um die lyrische Empfindung ausklingen zu lassen. Andererseits hätte sich die vortreffliche Idee, welche in dem Gedicht „Helgoland" zur Erscheinung kommt, kaum wirkungsreicher und mit knappern Mitteln gestalten lassen: hier erkennt man die strenge Verstandeszucht des Dramatikers, der gelernt hat, eine Fülle glänzender Phantasiegesichte in geringer Verszahl zu verdichten.

3. Jagd- und Weinlieder in hochdeutscher, oberbairischer und pfälzischer Mundart von Franz von Kobell. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. 8. 4 M.

Diese waldfrischen Lieder werden sich bald in viele, viele Herzen singen und besonders manches wackere Weidmannsherz von den livländischen Forsten bis in die Letzlinger Heide, von den schleswigschen Buchenwäldern bis zu den sonnigen Bergeshalden Südtirols froher schlagen machen, denn wandelreich wie die deutschen Jagdgefilde sind ihre Melodien, sowie auch ihre Sprache mit den Zungen verschiedener Mundarten redet:

Und wenn es nichts ums Jagen wär',
Als frei im Holz zu streifen,
Zu lauschen wie der Kukuk ruft
Und wie die Finken pfeifen,
Zu athmen frischen Tannenduft
Und thaugekühlte Morgenluft,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei —

so mag der thüringische Jägerbursch singen, und der oberbairische Gamsjäger läßt die Cither klingen:

Wo's Edelweiß blüht in der Fels'nwand,
Da droben bin i gar wohl bikannt,
Da droben freut mi mei Lebe fei,
I moa, es künnt' ninderscht schäner sei.

Da drob'n, da hast an' Fried' vor die Leut';
Da is's ihna z'hoch, es is ihna zweit;
Da drob'n bist mit dein' Gott alloa,
Da laßt si all's leicht und fröhli thoa.

Aber nicht minder reich ist die köstliche Sammlung an duftigen Weinliedern, wenn uns frühere Sammlungen Kobell's hier auch Mannichfacheres boten, und wo immer inskünftig muntere Zecher bei Bordeaux oder Pfälzer Scheffel'sche Lieder singen, da mag der eine oder der andere der frohmüthigen Gesellen auch einen dieser neuesten Kobell'schen Weinhymnen steigen lassen:

Ein Zauber wohnt in Weines Schaum:
Der Freude wird er zum Blütenbaum,
Der Liebe zu einem glücklichen Traum,
Der Ruhe zu einem süßen Flaum.

Der künstlerisch durchgeführte Einband des Buchs entspricht auf das wohlthuendste seinem Inhalte.

4. Liebestraum. Liedercyklus von Sandor Barinkay. Mit einem Geleitsworte von M. G. Conrad. München, Franz. 1889. 8. 3 M.

„Heraus mit deinem Lied!" ruft M. G. Conrad in seinem Geleitsworte aufrichtend dem jungen Dichter zu, der mit wohlangebrachter Schüchternheit vor seinem ersten literarischen Auftreten etwas bange ist. Ob Conrad diese Lieder gelesen hat? Daß diese Frage möglich werden konnte, scheint unbegreiflich, und doch ist sie, wie man sehen wird, sogar hochgradig berechtigt. Ob Conrad das Lied (S. 89): „Ich geh' den Weg!" gelesen hat?

Ich geh' den Weg, den du einst gern gewandelt,
Auf dem ich dir gar oft begegnet bin,
Ich geh' ihn nun mit sehnsuchtskranken Herzen,
Mit trüben, träumerischen Sinn.

Ob Conrad das Lied (S. 91): „Dein ist der Erde flüchtig Glück", gelesen hat? Seine letzte Strophe lautet:

Und einmal denn gedenke mein,
Wenn alles, alles dich verlasset,
Und dich ein banges Sehnen fasset —
Ich harre allzeit liebend dein.

Ob Conrad auf S. 29 den dreimaligen transitiven Gebrauch des Verbums „aufhören" gebilligt hat?

O höre auf dein bittres Weinen,
Laß all dein Klagen, trüb und bang.

Es ist mir unmöglich, dies so ohne weiteres seinem Sprachgefühl zuzutrauen — ganz unmöglich aber kann er andererseits eben dort die Strophe:

O, siehe ringsum dich umwogen (!)
Von Lenzesglanz und Lenzesluft —

nur überhaupt überflogen haben! Auch ist es nicht wohl denkbar, daß Tautologien der gröbsten Art, wie S. 27:

Längst entschlummert und entschlafen
Lag die herrliche Natur —

Conrad's Zustimmung erfahren haben sollten. Andererseits aber wäre allen diesen kindlichen Mängeln des Manuscripts mit einem Paar erzieherischer Bleistiftstriche abgeholfen und dem Dichter oder der Dichterin — es ist dünn-heinesirende Poesie mit weiblichem Stempel, die vorliegt — der Vorwurf erspart worden, den schwergeprüften deutschen Büchermarkt mit einem Liederheft heimgesucht zu haben, welches die allerbilligsten Anforderungen an ein reines Hausmanns-Deutsch nicht erfüllt. Conrad hätte vielmehr zu einem grammatischen Privatissimum Anlaß nehmen sollen, als Poesien bevorworten, welche eine so überaus lückenhafte Bildung verrathen. Und diese Bevorwortung selbst nun ist die zarteste captatio benevolentiae, mit welcher je der Kritik geschmeichelt worden

ist. Solche rührende Huldigungen vermag nur Conrad zu stilisiren. „Siehst du", klagt das nunmehrige Opfer seiner kritischen Bemutterung, „nun ist mir doch ein wenig bange zu Muthe. Der dort am Wege steht hoch aufgereckt, mit düstern Mienen, das ist, schier fürcht' ich mich, wol gar mein erster Kritikus?!" „Die Furcht verwirrt. Wo denkst du hin! Ein Kritikus? Mein Kind, das ist ein Pappelbaum, gar alt und morsch.... Du lachst? Ich lache mit! Hier meine Hand! Heraus mit deinem Lied! Erfülle mit deinem Saitenspiel den weiten Weg und laß den Baum dort — pappeln." So erfüllt denn nun dies eigenartige Saitenspiel den „weiten Weg" mit den Mistönen seiner grammatischen Fehlgriffe und den abgegriffenen Melodien Heine'scher Motive, und Conrad hat ein neues literarisches Unicum geschaffen; aber er irrt, wenn er meint, daß die Kritik diese neueste Schöpfung seiner Dictatorenlaune mit „düstern Mienen" betrachten werde — es ist ausschließlich das Gefühl ungeheuerer Heiterkeit, das dieser sprachliche Embryo mit der grotesken Cocarde seines schnurrigen Geleitswortes nicht nur am Recensententische weckt; allein bei weicher besaiteten Naturen mag an Stelle dieser Gemüthsbewegung Mitleid mit dem jungen Poetlein treten, das so übel berathen und noch übler corrigirt wurde.

5. Lieder von Fritz Karstedt. Aschersleben, Schnock. 1889. 16. 3 M.

„Aus der Rosenzeit" heißt die erste, „Beim Glase" die zweite Gruppe dieser Lieder, denen sich eine dritte „Vermischter Gedichte" anschließt. Es ist muntere moderne Anakreontik; die Tejische Weise, deutsch modulirt nach Scheffel-Baumbach, ohne die Modelle zu erreichen. Die Gattung selbst ist somit nicht originell, und doch zeigt sich im einzelnen eine kecke eigene Individualität:

Frischauf, den Becher mir gefüllt
Mit purpurrothem Zaubertranke,
Bald sinkt vom Geist die letzte Schranke,
Die ihm des Daseins Zweck erfüllt.

Erwartend leer' ich Glas um Glas —
O Wein, du bist ein Hexenmeister!
Schon füllen sel'ge Trinkergeister
Des Lebens mächtiges Gelaß.

Sie setzen rings sich um mich her —
Mir wird so wohl in dieser Runde,
Sie führen oft das Glas zum Munde
Und immer öfter wird es leer.

Bald werd' ich gar zum Reden keck:
Sagt an, ihr mit den rothen Nasen,
Die ihr entstiegen seid dem Rasen:
Was ist des Lebens höchster Zweck?

Mit mitleidigem Staunen und Achselzucken über solche thörichte Fragen antworten die Trinkergeister natürlich:

Das Trinken ist der höchste Zweck.

Es ist wahr, dieses Dichten ist nicht eben geistreich. Viel besser aber hat es des Dichters Landsmann, Vater Gleim, auch nicht gemacht. Groß freilich erscheint der Abstand von Kobell. Da ist ungleich mehr Kern und Natur und Männlichkeit, denn mitunter verirrt sich die leichte Fröhlichkeit dieser Lieder bedenklich ins Närrische:

Junggeselle, sei gescheit,
Setz' dich nicht mit einer Maid
Hin zum Wein;
Weil ein Schelm im Weine steckt,
Der euch beide weidlich neckt,
Laß es sein;
Junggeselle, sei gescheit,
Meid' die Maid!

Dieser komische Kehrreim „Meid' die Maid!" beherrscht das Gedicht bis zum Ausgang:

Endlich meint ihr beiden gar,
Daß der Mond zu grell und klar
Wirft sein Licht;
Und du raunst mit leisem Wort
Ihr ins Ohr: durchs Weinlaub dort
Scheint er nicht —
Junggeselle, sei gescheit,
Meid' die Maid!

Wohlklang und Gefälligkeit der Form ist diesen Liedern aber in ansprechendem Grade zu eigen und so bleiben sie in formeller Beziehung wenigstens nicht allzu weit von ihren Urbildern. Auch die Neigung, sich besonnener zu vertiefen in des Lebens Ernst, ist ihnen nicht abzusprechen; man fühlt, der Dichter hat nicht nur geküßt unter Rebenlauben, sondern auch Cypressen rauschen hören. Wir bezweifeln nicht, daß sich seine Begabung veredeln und manche schöne Frucht zur Reife bringen wird.

6. Lieder der Treue. Balladen und Gesänge von Emil Wolff. Altona, Reher. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Kunst der Ballade, in eng umschlossenem, scharf umrissenem Rahmen ein Stück Handlung mit knappen, streng gesichteten epischen Mitteln zur Darstellung zu bringen, hat der Dichter offenbar gedeihlich geübt. Er versteht es, mit kurzen Worten trefflich Stimmung zu machen und den Hintergrund mit wenigen Strichen zu entwerfen, auf welchem sich dann seine Aventure in raschem zielbewußten Verlaufe abspielt. Dabei ist er löblich reimfest und arbeitet metrisch außerordentlich sauber. Die Stoffe sind buntfarbig genug. Bald ist es der Tod des Polykrates, den wir miterleben, bald der Tod Rudolf's von Schwaben. Bald hören wir in Minturnä den geächteten Marius dem Soldaten sein: „Du wagst es, den Marius zu tödten?" entgegendonnern, bald sehen wir im Abendlichte der Sierra im Maurenschlosse

Dem dunkeln Gewand entlöst,
Von leichten Schleiern umfangen,
Die schimmernden Arme und Füße entblößt

die schöne Leila vor Almansor tanzen. Bald macht uns der Sänger zum Zeugen des erschütternden Ereignisses, mit welchem das Glück des stolzen Stavoren untergeht, bald läßt er uns am Brautsee dem mitternächtigen Klageliede der Nebelfrau lauschen. Entscheidende Siege seines Könnens zwar bedeuten diese Balladen fürs erste noch nicht und keiner derselben würde ich das Recht der Auf-

nahme in die Lesebücher unserer Schulen einräumen, aber bei wackerm Weiterstreben ist es wahrscheinlich, daß der Dichter dieser Ehre mit künftigen Hervorbringungen einmal theilhaftig wird.

7. Gesänge und Balladen von Johann Friedrich Lahmann. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1890. 8. 3 M.

Und nennt man mein Marengo nicht, was thut's.
Gebt freie Bahn, und nichts begehr' ich mehr.
Ich summe meine Reime leichten Muths
Und bin mir selbst unsterblich so wie Er —

Dieser erhebende Einfall naht dem Dichter auf Isola bella, indem er des Siegers von Marengo gedenkt. O nein, diese Lieder bedeuten kein Marengo. Aber jene komischen Verse sollen uns nicht abhalten, des Dichters Bestrebungen unsere volle Anerkennung zu zollen. Sein Gedicht „Eislauf" entwirft in drei beflügelten Strophen ein buntes Bild lebensvoller Eisbahn. Er singt einen hochfliegenden Hymnus an die Nacht. Aus seinen erotischen wie sonstigen lyrischen Ergüssen spricht der gefestete Geist eines Mannes, der sentimentaler Weinseligkeit und Weinerlichkeit gleich fern steht wie jugendlicher Windbeutelei:

Aus des Herzens tiefen Wunden
Müssen wir nicht gleich verbluten,
Und aus trüben Thränenfluten
Leuchtet wieder hell der Blick.
Was das gestern uns geraubt,
Keimt im Schoße neuer Stunden,
Wieder blüht ein junges Glück.

Er widmet ein verständnißinniges schwungvolles Gedächtnißwort Burns:

Kurz war dein Erdentag. Doch dein Vermächtniß
Erfrischt noch spät das Herz der greisen Welt. . . .

Gleichwie dem Wandrer fern auf heißen Wegen
Der Lerche Lied noch lang nachtönt im Ohr,
Wenn sie aus voller Fruchtgefilde Segen
Zum hellen Morgen jubelnd steigt empor.

Er hat besonderes Glück mit seinen Naturbildern. Trefflich malt er die Sturmnacht in Parallele mit den Stürmen seiner Seele; nicht minder glücklich, gedankentief und antheilinnig widmet er eine Apostrophe der bangdurchwachten letzten Mädchennacht einer Braut; ein Muster modernen Hochzeitscarmens. Eine tiefempfundene, aber zu weit gesponnene, vielfach zerfließende Klageode stiftete er Kaiser Friedrich. Jene flatternden, regel- und reimlosen Metren, die Goethe in seiner frankfurter Wanderzeit so bevorzugte, pflegt er überhaupt über Gebühr. Gerade jene unerreichbaren Muster sollten den Epigonen warnen. Zum Schlusse sei gerühmt, daß auch er in der Technik der Ballade wohl erfahren ist und besonders dem Mystisch-Grausigen malerisch Ausdruck zu geben weiß.

8. Der Herr ist mein Hirte. Lieder von Hermann Köhler. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Buch erhebt sich zu einem hochstehenden Range innerhalb unserer neuesten poetischen Erbauungsliteratur. Ein reines religiöses Empfinden verknüpft sich mit sinniger poetischer Weltanschauung. Die Sprache ist lauter und klar, gebricht es ihr auch durchaus an ursprünglichen Wendungen, die sich einst in unsern bessern und geklärtern Gesangbüchern fanden. Danach aber ist offenbar nicht des Dichters Streben gegangen. Er singt, wie ihm ums fromme Herz ist, in den Weisen und Worten, die ihm überkommen sind:

Zu preisen dir das ewig Wahre,
Der Liebe goldnes Himmelslicht,
Des Glaubens Kraft, die wunderbare,
Der Hoffnung frohe Zuversicht —
Das ist die Absicht dieser Lieder,
Ihr Wunsch und Ziel in Freud und Schmerz,
So leg' ich sie vertrauend nieder
In deine Hände und — dein Herz.

Ja, „Absicht" sollen Lieder eigentlich nicht verrathen — wo Absicht ist, da fehlt Naivetät. Doch wir wollen den Dichter nicht bei diesem verfehlten Ausdrucke festhalten: sein Dichten ist gerade durchaus fromm-naiv, lediglich Herzenssache und Herzensthun. Was in dieser Zeit der Verneinung und des Zweifels besonders wohl thut, das ist die frohgläubige Zuversicht, welche heiter über das Grab hinausglaubt. Für diesen Dichter hat der Winter keine Noth, der Tod keine Schrecken:

Es treibt im Wellenspiel des Lebens
Dein Schifflein auf- und niederwärts,
Doch aus der Brandung wildem Toben
Trägt wie auf Flügeln dich nach oben
Ein gläubig Gott vertrauend Herz.

Leider sind die Weihnachtslieder, die seine Blütenlese bringt, nicht seine besten, um diese Besprechung eines Stückleins deutscher Weihnachtsliteratur mit einem seiner Weihnachtsgrüße abzuschließen, und auch seine „Sylvesterglocken" läuten nicht eben eigenartig. Besser gelungen ist sein letztes Lied, mit dem wir von dieser Sammlung, einer der letzten lyrischen Gaben des ausgehenden Jahres, Abschied nehmen wollen:

Scheiden soll ich? Hab' ich's recht verstanden?
Scheiden von der schönen Gotteswelt?
Die mich doch mit tausend Liebesbanden
Fest und innig noch umschlungen hält?

Scheiden? Ja, doch nicht mit bangem Herzen
Durch des Todes dunkle Pforte gehn,
Fröhlich werd' ich nach der Erde Schmerzen
Lichtverklärt dort meine Heimat sehn!

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Von der in Sicht gestellten Fortführung der Neubearbeitung des Goedeke'schen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" durch Professor Edmund Goetze in Dresden ist das achte Heft vor einigen Wochen erschienen (Dresden, Ehlermann). Es beginnt den vierten Band der zweiten Auflage mit dem sechsten Buche des ganzen Werks „Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege" und führt ihn durch die Einleitung bis ins vierte Kapitel zu Lessing's „Minna von Barnhelm". Nach der Vollendung des Bandes kommen wir in eingehender Besprechung auf ihn zurück.

— Die Verlagshandlung C. H. Beck in München (früher in Nördlingen) hat ihr schönes Unternehmen: „Der Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern" mit den jetzt gleichzeitig ausgegebenen Bänden 6 und 7 glücklich und gelungen zu Ende geführt. Dr. J. Steinbeck, der die Thaten der Zweiten Armee um Metz so lebensvoll geschildert, hat im sechsten Bande: „Belfort, Dijon und Pontarlier", die Feldzüge und Kämpfe im Osten Frankreichs von der Capitulation Straßburgs bis zu der Belforts unter General von Werder's Führung gegen Garibaldi und Bourbaki erzählt, und Hauptmann Karl Tanera, der an diesem Werke den Hauptantheil der Arbeit, vier Bände von sieben, übernommen, behandelt im Schlußbande „Die Belagerung von Paris". Das mit den erforderlichen Karten und Schlachtplänen ausreichend versehene Werk, das in seiner Vollendung hübsch cartonnirt, sodaß ein Einband unnütz erscheint, 17 M. 50 Pf. kostet, ist unsers Wissens die verständnißvollste und nach jeder Richtung hin anschaulichste der volksthümlichen Darstellungen des großen vaterländischen Kriegs.

Der Erinnerung an diese für unsere nationale und staatliche Entwickelung schöpferische Zeit ist von demselben Verlage gewidmet ein neues Buch: „Deutschlands große Jahre 1870/71 geschildert in Liedern von Heinrich Bork mit Bildern von Christian Speyer" (München, Beck, 1890). In würdiger Ausstattung (zum Preise von 4 M.) wendet sich das Buch an das deutsche Haus, die Schule, die Kriegervereine, „wo man der Thaten der Väter und der Durchhülfe unsers Gottes mit Lob und Dank gedenkt, wo man in trauter Kameradschaft an der gemeinsam durchlebten und durchkämpften Tage Erinnerung die Treue zu Kaiser und Reich stärkt". Der poetische Werth der Gedichte eines 200 Seiten in Großoctav starken Bandes von verwandtem Stoffe kann nicht wohl gleichartig sein; viele Stücke, wie „der Vormarsch" auf Metz und andere, müssen ja zur in Verse gebrachten sachlichen Erzählung werden, wenn sie durchaus aufgenommen werden sollten; bei andern, wie „Die Schlacht bei Wörth", ist der Wurf dem Dichter nicht gelungen. Aber er bittet, Einzelheiten nachzusehen, und wir thun es gern unter dem Eindrucke gar vieler trefflicher Schöpfungen, unter denen die Gruppen „Vionville" und „Sedan", „Die Siegesbotschaft von Gravelotte", „Die verlorene Fahne", „Hier kommt keiner durch" und gleich die vier ersten aus des Krieges Anfang hervorragen. Mit dem Bilde Kaiser Wilhelm's II. und den Zeilen:

Der edle Stamm trägt edles Reis —
Gott schirme Hohenzollern! —

schließt das Buch, dem weite Massenverbreitung zu wünschen ist.

— Dr. B. G. Arends hat bei Max Hoffmann in Leipzig-Reudnitz ein kleines „Hand- und Lehrbuch für Deutschlands Studentenschaft" herausgegeben. Auf 109 Seiten in 12° finden wir die „Geschichte des deutschen Studentenlebens, der akademischen Verbände, der farbentragenden und nichtfarbentragenden Corporationen von den Anfängen bis zur Gegenwart". Daß der geschichtliche Theil recht summarisch behandelt sein muß, versteht sich von selbst, da die Verzeichnisse der Verbände aller Hochschulen Deutschlands den weitaus größten Raum einnehmen. An der Sorgfalt dieser Zusammenstellung und der Richtigkeit der bezüglichen historischen Angaben haben wir keinen Grund zu zweifeln, um so mehr aber Anlaß, recht trübe auf diese so handgreiflich vor Augen tretende (sit venia verbo!) sinn- und zwecklose Zersplitterung der akademischen Jugend Deutschlands zu blicken. Den Commilitonen, welche die Thatsache beklagen, mag ein Schriftchen empfohlen sein, das ihnen auf geschichtlichem Wege zeigen wird, wie es unter deutschen Burschen auch anders gemacht werden kann. Es ist dies „Der Dorpater Chargirten-Convent von seiner Gründung bis 1880. Eine historische Skizze von Eberhard Kraus" (Dorpat, Mattiesen, 1883).

Bibliographie.

Baumgarten, Vernunftreligion und Christentum zur Zeit der französischen Revolution. Leipzig, Spamer. 1890. 8. 1 M.

Bischoff, T., Johann Balthasar Schupp. Beiträge zu seiner Würdigung. Nürnberg, Ballhorn. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bornhak, F., Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern. Mit 27 Bildnissen. Berlin, Schorß. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Bruns, A., Krischan Pampel. Biller ut den französischen Krige. Von Potthilmessen bet Metz. Plattdeutsche Dichtungen in südhannoverischer Mundart. Hildesheim, Gude. 8. 1 M.

Bunzeck, E., Thronfolger und Jesuit. Drama. Weimar, Thelemann. 12. 1 M.

Bystron, J., Lessings Epigramme und seine Arbeiten zur Theorie des Epigramms. Krakau. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Cuno, Louise, Das Gericht unter der Linde auf dem Leinberge zu Göttingen. Eine Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Hildesheim. 8. 1 M.

Domela-Nieuwenhuis, A. J., Das Sparen, ein ökonomischer und socialer Grundsatz. Ein Versuch zur begrifflichen Fassung des Spargedankens an der Hand der volkswirthschaftlichen Litteratur. Halle a. S., Niemeyer. Gr. 8. 4 M.

Elsässer, B., Zeitfragen. Freiburg i. Br., Kiepert. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Feldner, F. G., Die Lehre des heiligen Thomas von Aquin über die Willensfreiheit der vernünftigen Wesen. Eine philosophische Studie. Graz, Moser. 1890. Gr. 8. 4 M.

Die orientalische Frage und der große Zukunftskrieg. Eine politisch-militärische Studie. Marburg i. H., Verlag des „Reichsherold". Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Franke, A., Die vier Jahreszeiten. Berlin, Bohne. 12. 1 M. 50 Pf.

Garschin, W., Die Bären. Illustrirt von Elisabeth Böhm und aus dem Russischen übersetzt von Ida Brendel. Berlin, Schorß. 8. 1 M.

Gompers, T., Hermann Bonitz. Ein Nachruf. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Haendcke, B., Nikolaus Manuel Deutsch als Künstler. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Heil, G., Zehn Jahre Berliner Kunstgeschichte. (1870—1880.) Humoristische Extrafahrten nach der Kunstausstellung. Mit einem Vorwort von L. Pietsch. Berlin, Hüttig. 8. 2 M.

Hurch, J., Zur Kritik des Kürenbergers. Linz, Mareis. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Klooß, J. H., Entstehung und Bau der Gebirge, erläutert am geologischen Bau des Harzes. Braunschweig, Westermann. 1890. Gr. 8. 3 M.

Lamprecht, K., Zur Socialgeschichte der deutschen Urzeit. I. Gaugemeinde, Sippe und Familie der Urzeit. II. Sippe und Familie nach den fränkischen Volksrechten. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 60 Pf.

Lermolieff, I., Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. Mit 62 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 10 M.

Martens, P. C., Offene pädagogische Briefe. Nr. 1. Die Volkserziehung. Hamburg, Martens. 16. 20 Pf.

Rauwenhoff, L. W. E., Religionsphilosophie. Uebersetzt und herausgegeben von J. R. Hanne. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Thom, H., Eine Liaison. Erzählung aus der Gegenwart. Leipzig, Bouman. 8. 50 Pf.

Verhandlungen des achten deutschen Geographentages zu Berlin am 24., 25. und 26. April 1889. Herausgegeben von dem ständischen Geschäftsführer des Zentralausschusses des deutschen Geographentages G. Kollm. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 5 M.

Wald, F., Die Energie und ihre Entwertung. Studien über den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Whig-Bismarck und Tory-Windthorst. Zur Reichstagswahl. Eine politische Plauderei. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 1 M.

Wolff, J., Die Pappenheimer. Ein Reiterlied. 1.—12. Tausend. Berlin, G. Grote. 8. 5 M. 50 Pf.

Wölfflin, H., Salomon Geßner. Mit ungedruckten Briefen. Mit Reproduktionen von Radirungen S. Geßner's. Frauenfeld, Huber. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihnachtsgeschenke für die Jugend.

Von der Kritik warm empfohlen.

C. Falkenhorst, Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck. (Neu erschienen.)

C. Falkenhorst, In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Mit 43 Abbildungen. Vierte Auflage.

C. Falkenhorst, Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Mit 54 Abb. Vierte Aufl.

C. Falkenhorst, Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Mit 83 Abbildungen. Zweite Auflage.

O. Elster, Die Goldgräber von Angra Pequena. Mit 30 Abbild. und 1 Karte. Zweite Auflage.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Jedes Werk elegant gebunden 2 M. 50 Pf.

Historische Flugblätter und Städteansichten.

Von **F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium** in Leipzig wurde soeben versandt und steht gratis und franco zu Diensten:

Historische Flugblätter des XVI. bis XIX. Jahrhunderts. — Städteansichten und Karten aller Länder. 3387 Nrn.

Dieser für Historiker wie Sammler sehr interessante Katalog umfasst in chronologischer Folge 1113 Flugblätter mit Darstellungen in Kupferstich und Text, ausserdem 2250 Städteansichten nach Ländern und Provinzen geordnet; ebenso finden sich in demselben die hervorragendsten topographischen Werke in prächtigen Exemplaren, z. B. Bruin und Hogenberg, Merian, Münster, Theatrum Europaeum etc.

Eine derartige umfangreiche Sammlung ist seit langen Jahren nicht auf den Markt gekommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Neuer Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Bremen:

Gesänge und Balladen

von

Johann Friedrich Lahmann.

Preis fein gebunden M. 4. —.
geheftet M. 3. —.

J. J. Heckenhauer'sche Buchhandlung in Tübingen.

Lagerkatalog Nr. 119:

Deutsche schönwissenschaftliche Litteratur

= 6197 Nummern umfassend =

steht auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten.

—* Neu! *—

Isolde Kurz

Florentiner Novellen

4 M., in stilvoll. Origbd. M. 5. 50.

Diese Novellen, von denen „Die Vermählung der Todten" in der „Gartenlaube" großen Beifall fand, spielen im Florenz des 14. Jahrhunderts und ergreifen durch ihre plastische Darstellung neben der stimmungsvollen Zeit- und Sittenschilderung.

G. J. Göschen'scher Verlag, Stuttgart.

Göschen Original-Ausg.

Lessings Sämtliche Schriften.

Herausg. v. **Karl Lachmann.**

Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Aufl., besorgt v. **Franz Muncker.** Vollständig in 14 Bänd. gr. 8° à M. 4.50. Erschienen sind Bd. I, II, III, IV.

Chronologische Anordnung.

Beibehaltung der Orthographie u. Interpunktion Lessings. Vollständigkeit.

Geemanns litt. Jahresber.: Den ganzen und in jedem Buchstaben unverfälschten Lessing wird man künftig eben nur in dieser innerlich wie äußerlich vorzüglich ausgestatteten Ausgabe kennen lernen.

Neu! Lessings Werke

mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von **Franz Muncker.** Mit Einleitungen von **Karl Goedeke.** Gr. 8°. Mit Bild in Heliogravüre. 12 Bände geh. M. 18.— 12 Original-Halbfranzbde. M. 33.—

Schönste Bibliothekausgabe m. großem Druck und vorzüglichem Papier in gediegen eleganten Halbfranzbänden.

Lessings Werke. Neu durchgesehen von Franz Muncker. Mit Einleitungen v. Karl Goedeke und Porträt in Stahlstich. 6 Bände. 8°. Elegant gebd. M. 6.60.

Außerordentlich billiger Preis bei schönem Druck, gutem holzfreiem Papier u. eigenart. vornehmem Einb.

Lessings poetische Schriften.

Gedichte, Fabeln, Dramen. 2 Bde. 8° mit Stahlstich-Porträt. Pracht-Leinwandband mit Rotschnitt M. 2.80.

Auswahl d. Besten a. Lessings Werken.

G. J. Göschen'scher Verlag, Stuttgart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von

Dr. Fritz Förster.

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Zum ersten male wird hier das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert. Die beigegebene Karte ist die größte und beste über diesen Theil Afrikas erschienene.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von

„Die deutschen Mundarten im Liede".

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Für Freunde der Sprache und der Dialektpoesie, in welcher Volksleben und Volkscharakter sich in treuer Ursprünglichkeit abspiegeln, bildet das Buch ein anmuthiges Geschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1889. Zwölftes Heft.

Inhalt: Unter den Tropen. Novelle von Martha Asmus. (Schluß.) — Benedetto Cairoli. Von Otto Speyer. — Die politische Lage der Philippinen. Von Professor Ferdinand Blumentritt. — Der gegenwärtige Rechtszustand in Ungarn. Von Professor Dr. S. Mayer in Wien. — Das Realistische Drama und die Freie Bühne. Von Karl Bleibtreu. — Die Naturgesetzlichkeit in der menschlichen Gesellschaft. Von Dr. Edmund Koenig. — Das Unglück von Johnstown. Von Dr. Rudolf Doehn. — Karl Peters. Von Friedrich Bienemann. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Mechanik. (Mit 2 Abbildungen.) Von W. H. Uhland. — Todtenschau. — Register zum zweiten Bande des Jahrgangs 1889.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KYRENE

eine altgriechische Göttin.

Archäologische und mythologische Untersuchungen

von

Franz Studniczka,

a. o. Professor der Universität in Freiburg i. B.

Mit 38 Abbildungen. 8. Geh. 9 M.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Jahresringe.

Neue Gedichte

von

Hermann Lingg.

Mit dem Porträt des Dichters nach dem Original von

Franz von Lenbach.

Ein Band von 27 Bogen in Oktav.

Preis geheftet M. 5. — In geschmackvollem Einband M. 6. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Dieses durch Klarheit des logischen Aufbaues ausgezeichnete, von patriotischem Geiste durchwehte Werk des Begründers der Deutsch-Ostafrikanischen Colonie wird jedem Gebildeten Genuß und reiche Anregung bieten. Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann, Uhren-Fabrik [7218

Leipzig Königsplatz 6.

7 **C. L. Flemming** 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Illustr. Preisliste gratis.

Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.

7.—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.

Franke nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Fabrik f. Wagen u. Schubkarren d. Kolbenwasser.

Weihnachtsgeschenke für Kinder und Erwachsene.

Weihnachten 1889.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Illustrirter Katalog

ausgewählter Werke aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

8. Geh. 56 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeignete Werke enthaltend.

(Mit zwei Beilagen von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

JAN 10 1

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 19. December 1889.

Inhalt: Altes und Neues von Wilhelm Raabe. Von Wilhelm Brandes. — Lyrik. Von Fritz Lemmermayer. — Erzählendes und Anderes. Von Benno Rüttenauer. — Vermischte Beiträge zur Shakespeare-Literatur. Von Ludwig Fränkel. — Kunstgeschichtliche Werke. Von Gustav Portig. — Kirche und Sklaverei. Von Richard Weitbrecht. — Festgeschenke. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Altes und Neues von Wilhelm Raabe.

1. Unseres Herrgotts Kanzlei. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Zweite durchgesehene Auflage. Magdeburg, Creutz. 1889. 8. 5 M.
2. Der Lar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1889. 8. 6 M.

„Bei dem im ganzen ziemlich dürftigen Anbau, den der historische Roman in jüngster Zeit gefunden hat, verdient die vorliegende Arbeit, die auch sonst eine von Begabung zeugende Leistung ist, eine besondere Beachtung." So begann ein anonymer Kritiker in Nr. 22 d. Bl. f. 1862 eine eingehende, etwas nüchtern und doctrinär gehaltene, aber redliche und verständige Recension des „Romans aus Magdeburgs Vergangenheit", der nun nach 27 Jahren zum andern male in die Welt geht, alte Freunde zu grüßen, neue zu suchen.

Zeiten und Menschen haben sich gewandelt. Der Anfänger von damals, dem noch die Eierschalen des Pseudonyms von seinen Erstlingen her am rechten Namen klebten, ist einer von denen geworden, die man nicht mehr mit wohlwollend-ermuthigender Anerkennung auf die Schulter klopft, sondern auf die man hinweist, wenn ab und an die Frage aufgeworfen wird: Haben wir noch eine Literatur? Der historische Roman aber, über dessen „dürftigen Anbau in jüngster Zeit" der Kritiker von 1862 sich beklagt, ist seit reichlich zwei Jahrzehnten ein Gebiet geworden, das im Zusammenhange mit manchen andern eigenthümlichen Erscheinungen des geistigen Lebens unserer Nation in ausgiebigster Pflege steht. „Es sind viele und treffliche Meister in dieser feinen Kunst, solche alte Geschichten zu erzählen, aufgestanden", sagt der Verfasser in seinem kurzen Begleitworte zu der erneuerten Dichtung seiner Jugend; „vor denen zieht man willig die Kappe ab und ist zu jeglichem peccavi bereit." Mich dünkt, es brauchte dieser captatio nicht: gewiß haben wir seither eine Reihe guter und einige wenige vortreffliche historische Romane erhalten, aber auch neben ihnen darf „Unseres Herrgotts Kanzlei" sich dreist sehen lassen. Denn auch sie ruht auf den gründlichsten Studien und dem liebevollsten Einleben in den Geist der Zeit — mehr als eine Annäherung an die Echtheit wird ja nie erreicht und darf auch nicht erreicht werden — und was mehr ist, durch das ganze Buch, die nüchternste, chronikalische Notiz an ihrer Stelle eingeschlossen, fühlen wir noch heute den Pulsschlag eines jugendlichen, begeisterten Dichterherzens. Ja, während die meisten unserer Tageserscheinungen der gleichen Gattung von vornherein ein so altkluges, staubgraues Gesicht mit auf die Welt bringen, daß man kein Prophet zu sein braucht, um ihr Schicksal zu weissagen, ist dieses „altjunge Schriftwerk" eines damals Dreißig-, nun bald Sechzigjährigen wirklich jung geblieben und verheißt noch auf lange hinaus eine bewunderns- und beneidenswerthe Frische. Darum freuen wir uns, daß es den Kindern des neuen Reichs als dichterisches Spiegelbild aus drangvollen Zeiten des alten und insbesondere, daß es den Kindern der guten Stadt Magdeburg als Epopöe ihrer ruhmvollsten Vergangenheit wieder zugänglich gemacht ist.

Wahrlich, ein denkwürdiges Heldenstück diese erfolgreiche Gegenwehr einer einzelnen Stadt gegen die Macht der feindlichen Fürsten, des Nachbaradels und der beutegierigen Landsknechtschaft, gegen Acht und Aberacht des Reichs, verwirkt durch die Treue, mit der sie dem halbschlächtigen Interim gegenüber an der geraden Lehre Luther's festhielt. Um so bewundernswerther, als der Belagerung eine vernichtende Niederlage des Städterheers im freien Felde voraufging. Alle einzelnen Phasen des hartnäckigen Ringens, von dem ersten Aufsteigen der Wetterwolken bis zum „Vertrage" mit Kurfürst Moritz, verfolgen wir mit den bangenden, klagenden, hoffenden, jubelnden

Herzen der Belagerten. Dies feste, wehrhafte Volk von Magdeburg mit seinen würdigen Bürgermeistern und Rathsmannen, seinen waghalsigen Feldobern, seinen streitbaren Prädicanten ist der wahre und eigentliche Held des Buchs, und darum scheint es mir nicht eine Schwäche, sondern eine Stärke der Composition, daß alle privaten Begebnisse der daraus hervortretenden Einzelgestalten auf das engste mit den Schicksalen der Gesammtheit verknüpft sind, ja, durch diese bestimmt werden. Dabei sind aber diese Einzelgestalten keine Typen, sondern individuelle, zum Theil sehr individuelle Menschen mit so scharf ausgeprägten Zügen, wie sie sonst gerade der historische Roman, der seine Stoffe in der deutschen Vorzeit sucht, nur selten aufzuweisen hat. Am auffallendsten tritt diese Energie der Charakteristik in der Mannichfaltigkeit der Landsknechtsphysiognomien hervor: von den beiden Hauptleuten herab bis zum Pfeiferlein Hänsel Nothnagel eine Fülle der eigenwüchsigsten Menschenkinder, die je der Werbetrommel und der Beschwörung dichterischer Phantasie gefolgt sind. Auch derjenige unter ihnen, der unser Hauptinteresse in Anspruch nimmt, weil er zugleich der Vorkämpfer seiner Vaterstadt und der Liebhaber der schönen Regina ist, hat wenig mit den blonden Durchschnittshelden unserer beliebten epischen Dichter gemein. Er singt zweifelsohne Baß, dieser verlorene Sohn Marcus Horn, und wenn es darauf ankommt, so ist er unter dem wüsten Volke im „Zisiekenbauer" ebenso wol und eher noch Hahn im Korbe als in der ehrbaren Sippe der Rathsbürtigen. Dämonische Gestalten, wie der geheimnißvolle Schütze vom Jakobsthurme, wie der Lieutenant Adam Schwartze und die Courtisane Johanna von Gent bilden die dunkle Folie zu den frommen, ehrenfesten Männern und Frauen der Stadt, obenan dem prächtigen Buchdrucker Michael Lotther und seiner wackern Tochter.

Doch der Hauptwerth der Dichtung liegt in den markigen, farbenreichen Schilderungen: vor allem die Werbung im „Lustigen Gugelfrantz", dann die Hillersleber Schlacht mit ihrem erschütternden Nachspiel, der Heimkehr der Besiegten, und gegen den Schluß die große Meuterei der Landsknechte, das sind lebensvolle Zeitbilder in demselben großartigen Freskenstile entworfen und ausgeführt, der Raabe's ältern Historien — ich erinnere an den „Studenten von Wittenberg", den „Junker von Denow", an „Else von der Tanne" und „Sanct Thomas", an „Des Reiches Krone" und namentlich an das Gegenstück dieses magdeburger Buchs, den „Heiligen Born" — ihre hinreißende Gewalt über den Leser gibt. Wenn Anton Schönbach in seinem trefflichen Büchlein über „Lesen und Bildung" von unserm Dichter sagt: „Seine besten Geschichten spielen im 16. Jahrhundert und in Norddeutschland, eine rauhe Zeit und harte Männer, aber voll Bewegung und Leben", so kann ich zwar dem ausschließenden Superlativ nicht zustimmen — denn an dem Januskopfe, mit dem Raabe's schriftstellerisches Charakterbild in unserer Literatur dasteht, ist mir das eine Gesicht so lieb wie das andere, der philosophisch-humoristische Schilderer stiller deutscher Gegenwart so schätzenswerth wie der stimmungsmächtige Vergegenwärtiger einer leidenschaftlich bewegten Vergangenheit —, aber auch ich bedauere es ehrlich, daß er neuerdings immer seltener und seltener den Flug ins alte romantische Land nimmt.

Immerhin, dächt' ich, darf man mit dem zufrieden sein, was er gibt, zumal, wenn er der grauen Humore satt, die in mancher seiner neuern Dichtungen ihr Wesen haben, sich einmal wieder einen so klaren Himmel und eine so lustige Sonne von A bis Z, ohne die Gardinen vorzuziehen, aufs Blatt scheinen läßt, wie in seiner jüngsten Schöpfung, dem prächtigen „Lar" (Nr. 2). Gesegnet sei der männliche oder weibliche Mund, der ihm das Motto sprach: „O bitte, schreiben auch Sie doch wieder mal ein Buch, in welchem sie sich kriegen!" und damit das Samenkorn einer Geschichte ausstreute, die in einem andern Sinne als die „Kanzlei" auch eine altjunge heißen mag. Denn der Dichter hat beileibe nicht versucht, die Lebenserfahrung eines halben Jahrhunderts abzuschütteln, sich selber zu verleugnen und den Lesern zuzurufen: „Laßt mich ein Kind sein, seid es mit!" Die Sonne dieses Buchs ist nicht die, welche über dem „Frühling" leuchtete oder den Professor Homilius den „Weg zum Lachen" finden ließ, es ist eine klare Herbstsonne und verträgt sich gar wohl mit einer scharfen Luft, die neben den Backen auch die Nasen färbt, aber eben darum jeden frischen und gesunden Menschen unwiderstehlich hineinlockt in ihren Bereich.

Ich nannte den „Frühling". Es lohnt sich, einmal die Gestalten dieser hoffnungsgrünen Jugenddichtung, auf die ich im übrigen nichts kommen lasse, mit denen des „Lar" zu vergleichen: in dem Gegensatze derselben spiegelt sich die Wandlung des Raabe'schen Humors und zugleich die Umwälzung in den Lebensformen unserer ganzen Nation geradezu typisch wieder. Hier wie dort ein alter naturforschender Sonderling mit zwei Pflegebefohlenen, einem Männlein und einem Fräulein, die von Anfang für einander bestimmt erscheinen und schließlich endgültig zusammengehören. Aber an die Stelle des milden, kinderlieben Privatdocenten Ostermeier ist der borstige Thierarzt a. D. Schnarrwergk getreten, der Schreck der Nachbarn und Hausgenossen, und nur eins haben sie noch miteinander gemein: securus adversus homines, securus adversus deos. Klärchen Aldeck, der Liebling der Dunkelgasse, das unmündige Kindchen, das seinen „Planeten" im Gesangbuche liegen hat, heißt hier Rosine Müller und ist eine kleine Klavierlehrerin, die sich mit einem scharfen Blicke für das Wirkliche resolut durchs Leben schlägt. Und o Georg Leiding, wie hast du dich verändert! Der schwärmerisch weiche Gelehrte hat einem durchs Staatsexamen gefallenen Dr. philosophiae und derzeitigen Localreporter Kohl Platz gemacht, — übrigens ein Prachtkerl, der mit Zustimmung aller Leser und Leserinnen seine tapfere Rosine heimführt. Am meisten aber würde sich der brave Buchhändler Pappenhoff ärgern, wenn er sähe, was für ein Gesell in dem

gescheiterten Porträt- und Architekturmaler, nunmehrigen Leichenphotographen Blech seine Freundesstelle bei dem Helden eingenommen hat. Von all der abenteuerlichen Romantik, die sich in den stillen Liebesfrühling verwirrend eindrängte, ist hier nichts mehr zu spüren: es ist die Atmosphäre der werdenden Großstadt mit ihrem Hasten und Wirren, ihrem Kampfe ums Dasein und die Miethwohnung im dritten Stocke, in der das alte Kräuterweiblein und die Geschichte von der Glückshand wie Anachronismen aussehen. Das Aushängeschild des Buchs, der „Lar" des alten Schnarrwergk, ein ausgestopfter Affe, mag mit seinem thierischen Balg in das Zeitalter der Naturwissenschaften gehören, seine gläsernen Menschenaugen stammen auch aus einer andern dämonischen Welt. Unter dem Zeichen seiner irdischen Hälfte steht manches Groteske, Koboldhafte, Räderschlagende, zumal in dem Lebenskreise des jungen Volks, — unter dem Banne seiner Augen, die gegen den Schluß hin ihre metaphysische Deutung im Sinne des frankfurter Weisen erhalten, der Antheil, den der alte Thierarzt an der Welt, den Geschicken seiner Schützlinge und dem Buche hat.

Bisher habe ich überwiegend dasjenige betont, was den älter gewordenen Raabe charakterisirt, wir kommen nun zu den Zügen des jung gebliebenen. Trotz der herbern Luft der Großstadtatmosphäre und vor allem trotz dem metaphysischen Lar ist diese Geschichte eine erquickende, den Willen zum Leben bejahende, nicht blos, weil sie mit einer Taufe anfängt und mit einer Verlobung schließt, sondern und vornehmlich, weil der ganze Erzählungston so auf ein frisches, entschlossenes Hinnehmen und Ergreifen des Gegebenen gestimmt ist. Diesmal legt selbst der „Lebensinvalide" Schnarrwergk nicht den Ton auf den Jammer und die Noth des Daseins, sondern auf die Kraft, die dem Menschen in Kopf und Fäusten geworden ist, sich durchzuschlagen. Man hat gegenüber diesem flotten Wurfe der Sprache, dieser muntern Gangart der Erzählung wieder einmal das Gefühl, daß der Verfasser seine Geschichte con amore und mit dem Bewußtsein vorträgt, daß sein Behagen sich dem Leser mittheilt. Selbst wenn der Tod sich anschickt, dazwischenzugreifen, erscheint er in der alten lieben Verkleidung als Freund Hein; auf den Senior des Kreises hatte er es abgesehen, aber die zähe Natur des wetterharten Veterinärs überwindet den Schlaganfall und an seinem Krankenbette finden sich die Herzen seiner jungen Pfleger und Pfleglinge. Das sieht in Raabe's Beleuchtung so aus:

Auf den ersten Hieb fiel der alte Schnarrwergk nicht. So leicht war er nicht umzukriegen. Freund Hein, dem es sonst einerlei ist, ob er Eichbäume oder Binsen niedermäht, war hier an einem von der ersten Sorte auf einen absonderlich harten Ast getroffen, besah seine Sense nachher zweifelhaft eine geraume Weile und griff dann nach seinem Wetzstein: „Nun denn, ein ander mal! es braucht ja nicht immer zu heißen: sieben Fliegen auf einen Schlag." Und während er gutmüthig geduldig die Scharte auswetzte, warf er von Zeit zu Zeit einen beinahe jovialen Seitenblick auf die zwei jungen Leute Wächter und Wärter am Krankenbett: „Das soll mich doch wundern, ob ihr die Gelegenheit, die ich euch gegeben habe, benutzen werdet oder nicht. Einen bessern Gelegenheitsmacher als mich konntet ihr euch doch wahrlich nicht wünschen. Hm, hm, und da wird man noch verschrien als Feind alles Lebens und wie die saubern Redensarten in Vers und Prosa sonst noch heißen mögen!"

In die an sich einfache Fabel ist eine ganze Perlenschnur humoristischer Episoden verflochten: der Osterumzug im Regen mit den classischen Dienstmannsgestalten, die nachmittägliche Siesta der beiden Schicksalsanwärter Kohl und Blech in dem Atelier des letztern, der nachbarliche Liebesdienst, mit dem Rosine Müller dem alten Schnarrwergk nahe tritt, und vor allem der wundervolle Regenspaziergang der beiden durch Feld, Wald und Wiese, die Humorprobe der kleinen Klavierlehrerin, die sie heldenhaft besteht. Die sonst so gern zu allerhand Extrablättern auswuchernde humoristische Reflexion des Dichters hat sich diesmal in gemessenen Grenzen gehalten: was er nach dieser Seite auf dem Herzen hatte, kommt meist ungezwungen in der munter fließenden Unterhaltung seiner Menschen zum Vorschein. Da gibt es allerhand Süßes und Bitteres, Tiefsinniges und Tolles: köstlich zumal die satirischen Streiflichter, die auf das Journalisten- und Photographenthum, daneben überhaupt auf unsere Kunst- und Culturzustände fallen.

„Und dafür", sagt der Studiosus Kohl von einem letzten malerischen Versuche seines Freundes, der sich verzweifelt auf eine düstere Architektur mit etwas sonderbarem Schnee geworfen hat,

„und dafür glaubst du mehr zahlungswillige Liebhaber zu finden? Höre mal, mein Sohn, was sehen will der größte Maniak von Kunstverstehenden, der einen Goldrahmen an deinesgleichen wendet. Womit soll denn so ein Kerl renommiren, wenn er vor dem Frühstück oder nach Tische einen Mitsachverständigen vor solch ein Stück ägyptischer Finsterniß führt?" — „Mit meinem Schnee." — „Mit deinem Schnee!" Der höfliche Kritikus trat noch einmal einige Schritte zurück, betrachtete das für den Laien freilich etwas unbestimmt-grauliche Kunstobject durch die hohle Hand, wendete sich sodann ernst zu seinem Freunde und sprach: „Es ist möglich, daß ein späteres, mit schärfern Sinnen begabtes, verrücktes Jahrhundert Das mit Gold zudeckt, aber augenblicklich wär's besser, du legtest dich aufs Illustriren meines Privat-Heiligen." (Der Sprechende hat eben von den „Fliegenden Blättern" sechs Mark für einen guten Witz bekommen und davon auch den Freund verköstigt.) „Sanct Meidingeri?" fragte Bogislaus Blech verächtlich. — „Hat er dich heute nicht gespeist und getränket? — Liebes Kind, es haben schon einige vor dir Klosterhöfe im Schnee gemalt. Du bist der erste nicht. Die Welt hat sich, seit dein allerletzter Vorgänger in dieser Specialität elend steif fror, nachdem er vorher verhungert war, auf Thauwetter, auf aufgeweichte Landstraßen mit Schnee gelegt. Lege dich auf was anderes, Bogislaus."

Ebenso lehrreich als erheiternd sind die journalistischen Erfahrungen des Neulings Kohl, an die muntere Redactionsstube des „Chamäleon" — auch mutatis mutandis! — erinnern die Scenen des Localreporters und seines hohen Chefs. Und noch auf eins, das von diesen Theilen der Geschichte freilich seitab liegt, möchte ich den nachdenklichen Leser hingewiesen haben, das ist die Kunst der mittel-

baren Schilderung, durch welche ganz allmählich das zuerst in dämmernden Umrissen schwankende Bild der alten Kohl'schen Familie und ihres unbehaglichen Heims zu geradezu greifbarer Bestimmtheit sich entwickelt. Von allen Seiten wird es beleuchtet, zur vollen Plastik herausgearbeitet, aber immer nur durch eine gelegentliche Bemerkung des einen oder des andern, bis schließlich Haus und Menschen im Mittelpunkte der Geschichte stehen und selbst etwas wie ein unheimlicher Schatten von ihm auf Gegenwart und Zukunft fällt.

Eine Moral aus dem Ganzen zu ziehen, überläßt Raabe und überlasse auch ich gern dem Leser. Es steckt für jeden eine darin; dieser mag sie in ein hausbackenes, jener in ein frommes, ein dritter in ein gottloses Wort kleiden, als da ist: „Um ein ganzer Kerl zu werden, muß man vorher — seinen Beruf verfehlt haben." Bescheidenen Gemüthern genügt wol schon die Erkenntniß der social-meteorologisch-hygieinisch-moralischen Festsymbolik: Zu Ostern wird umgezogen, zu Pfingsten regnet's, zu Weihnachten wird man krank und zu Neujahr geht ein neues Leben an. An den deutlichsten Einzelmoralien fehlt es aber nicht, und da Weihnachten vor der Thür ist, so mag die Weihnachtsmoral für alle andern stehen. Herr Dr. Kohl hat dazu das Wort, mitten in dem Gewirr der eilenden, drängenden, keuchenden, mit Bergeslasten von Geschenken beladenen großstädtischen Christkinder:

> Sollte man nicht meinen, daß die glücklich gestellte Minorität plötzlich überwältigend die Majorität erlangt habe? Na, und das selige Genügen von Mann und Weib, Knecht und Magd am Abend des Vierundzwanzigsten oder am Morgen des Fünfundzwanzigsten, das kenne ich doch! Das kenne ich auch noch aus meinem älterlichen — Haus — ich danke! Für wie viele grenzt denn dieser liebe Schwindel nicht allzu nahe an den ersten Tag des kommenden Jahres, an dem so manches zu kommen pflegt, was berichtigt zu werden verlangt? Oedes Getöse, lächerliche Selbstbetäubung! Feiere mir mal da einer so kindlich, wie ich wohl möchte, die Geburt unsers Herrn und Heilands Jesu Christi!

Nicht wahr, abscheulich — wahr? Aber ein prächtiges Weihnachtsbuch bleibt der „Lar" doch! **Wilhelm Brandes.**

Lyrik.

1. Liederfrühling aus Tirol. Herausgegeben von R. H. Greinz. Leipzig, Haessel. 1889. 12. 3 M.

Unter den lyrischen Sammelwerken, welche in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt das vorliegende Büchlein eine eigenartige Stelle ein. Wie das Aeußerliche, Körperliche nett und reizend ist, ist auch das Inhaltliche, Geistige anhaltend fesselnd. In Reih und Glied stehen sie vor uns die lyrischen Dichter des österreichischen Kronlandes Tirol von dem Anfange des Jahrhunderts bis auf unsere Tage und jeder von ihnen singt uns ein charakteristisches, schönes Lied, und wenn kein schönes, so doch eins von annehmbarer Mittelmäßigkeit. Ein sangesfrohes Land war Tirol schon in mittelalterlichen Zeiten. Auch wenn man absieht von dem streitbaren und gewaltigen Minnesänger Walther von der Vogelweide, der annoch nur ein hypothetischer Tiroler ist, wiewol die Behauptung des verstorbenen vortrefflichen wiener Germanisten Franz Pfeiffer, daß jenes Bergland die Heimat Walther's gewesen sei, mannichfache Bestätigungen gefunden hat — auch wenn man absieht von ihm, so bleibt noch mancher in den Büchern der Literaturgeschichte glänzende Name. Tiroler waren Leuthold von Seven und Oswald von Wolkenstein, der letzte der Minnesänger, Konrad Vintler, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Gebrechen und Laster seiner Zeit deutlich und kräftig veranschaulichte. An den mittelalterlichen Bauernspielen hatte Tirol seinen Antheil, ebenso an der Freiheitslyrik der Kriegsjahre 1796 bis 1801. Die Leiden, welche Oesterreich durch den Despotismus im Vormärz auszustehen hatte, fanden einen männlich beherzten Ausdruck in der gepanzerten Lyrik Tirols, wo das allgemeine Uebel noch einen besondern Nachdruck fand durch einen zu wüster Herrschaft gelangten Ultramontanismus. Mit der Empörung wider die dem Geiste auferlegten Fesseln Hand in Hand ging die Begeisterung für Tirol und das Deutschthum. Poeten wie Johannes Schuler, Joseph Streiter, Johann Senn — ein Märtyrer seiner Zeit —, Anton Plattner, Adolf Purtscher verdienen die Vergessenheit nicht. An diese Todten, welche im „Liederfrühling aus Tirol" mit auserwählten Proben vertreten sind, schließen sich vortreffliche Lebende: Adolf Pichler, der wie Thor mit dem Hammer in der Hand nicht allein durch die tirolische Bergwelt streift geologischer Forschungen wegen, sondern dessen Gedichte auch Hammerschlägen gleichen, die versetüchtige Angelica von Hörmann, Hans von Vintler u. a. Die erste Stelle unter allen nimmt Hermann von Gilm ein, der für das Anmuthige wie für das Gewaltige die richtigen Töne gefunden und erst kürzlich durch eine verfehlte Ausgabe eines Bruchtheils seiner Gedichte eine Art literarischer Auferstehung gefeiert hat. Die Anthologie gibt ein belehrendes, erfreuendes und überzeugendes Bild von dem lyrischen Streben und Können eines wackern deutschen Volksstammes. Wie verschieden auch die Individualitäten der einzelnen Sänger sind: gemeinsame Züge finden sich allenthalben, die Liebe zum Vaterlande mit seiner Gebirgsnatur, zum Deutschthum mit seiner Schlichtheit und Stärke, zur Freiheit mit ihren Segnungen ist allen eigen.

Der kenntnißreich und geschmackvoll zusammengestellten Anthologie geht eine Einleitung voran, welche, abgesehen von den allzu heftigen Ausfällen gegen Adolf Pichler, recht verdienstlich ist, kurz und bündig Aufschluß gibt über

Dichtung und Dichter in Tirol und demjenigen ein verläßlicher Wegweiser ist, der tiefer schöpfen will aus einem erfrischenden Borne deutscher Poesie.

2. Trost- und Trutzbüchlein der Deutschen in Oesterreich. Zeitgedichte, gesammelt und herausgegeben von Gustav Pawikovski und Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Liebeskind. 1888. 8. 1 M. 35 Pf.

Eine Anthologie mit haarscharfer Spitze, ein Tendenzbuch. Seit einem Jahrzehnt ringt bekanntlich das Deutschthum in Oesterreich um sein bedrohtes Dasein. Bedränger auf Bedränger sieht es herankommen, um ihm zu rauben, was sein durch Mühe und Kampf schwer errungenes historisches Recht ist: seine leitende Stellung in Oesterreich. Es hat die Monarchie geschaffen, es ist die stützende Säule der Bildung und Gesittung. Soll und muß es sich nicht wehren gegen die Anstürme der Gegner? Den parlamentarischen und journalistischen Streitern folgten die Poeten. Wer in Oesterreich das Recht hat, Dichter zu heißen, wurde von den bewährten Schriftstellern Adam Müller-Guttenbrunn und Gustav Pawikovski aufgefordert, ein Gedicht zu senden, welches der deutschen Idee Wort und Nachdruck verleiht. Zu den Oesterreichern gesellten sich Gäste aus Alldeutschland, welche ein Herz haben für unsere Kämpfe und Leiden — es sind nicht viele. Und so haben denn die Herausgeber ein Buch zu Stande gebracht zu Schutz und Trutz. Eine gewappnete Phalanx, so stehen die Mitarbeiter, alte und junge, da, und es ist, als ob sie mit Schwertern rothe Flammen schlügen aus Schilden und Panzern. Das Deutschthum ist in Oesterreich nicht verloren, solange es eins hat: Begeisterung.

3. Rumänische Volkslieder und Balladen, im Versmaße der Originaldichtungen übersetzt und erläutert von A. Franken. Danzig, Kafemann. 1889. 8. 2 M.

Volkslieder können immer auf unsere Theilnahme rechnen, denn sie sind eine ursprüngliche Poesie, sie haben den Herzenston, den ungezierten, schlichten Ausdruck, sie sind echt und wahr. Das sind Merkmale, die wir bei allen Volksliedern, sie mögen aus welchem Lande immer stammen, antreffen; auch in den vorliegenden rumänischen finden wir sie dort und da. Aber originelle Eigenschaften vermögen wir nicht zu entdecken. Es sind unzähligemale gehörte Weisen, die an unser Ohr klingen, nett und freundlich, aber auch nicht mehr. Es fehlt die düstere Pracht und Rauheit der schottischen und nordischen Volkslieder und Balladen, die tiefe Melancholie der russischen, die Gemüthswärme der deutschen. Es wird die Lust der Liebe besungen, etwa in der Art:

O mein Liebchen, küsse mich,
Sonst vor Sehnen sterbe ich,
Küsse mich, Herzliebchen mein,
Zu süß ist dein Mündchen klein.

Oder das Lied der Liebe, z. B.:

Kam, wo ich geliebt so sehr,
Doch mein Lieb fand ich nicht mehr;
Schritt die Straße still hinab,
Kam bald an ein frisches Grab.
Traurig tönt des Winters Weise,
Und das Gras erschauert leise.
Weh' mir Armen, weh' mir Armen!
Möchte sich der Tod erbarmen,
Möchte man auch mich hinab
Senken in das stille Grab.

Naturbeobachtung, Naturgefühl, Waldliebe offenbart sich häufig. Mit „Grünes Blatt der Hasel fein" oder „Blümelein, o Blümelein" hebt manches Gedicht an. Die Balladen enthalten dramatisch bewegte Stücke; die eigenartigste darunter ist wol jene, welche die bekannte Sage von dem Bau des Klosters Curtea de Arges behandelt. Volkslieder sind eigentlich unübersetzbar, ihr schönster Duft geht verloren; es ist, als bliese man von den Flügeln des Schmetterlings den zarten Staub hinweg. Das gilt von jeder, auch der besten Uebersetzung. A. Franken hat sein Möglichstes gethan, um den Reiz der Originale wiederzugeben.

4. Kleeblätter. Von Katharina Tynan. Deutsch von Clara Commer. Breslau, Goerlich u. Coch. 1890. 16. 2 M.

Katharina Tynan ist eine jugendliche Dichterin Irlands; in Deutschland ist sie bis zur Stunde unbekannt. Die Uebersetzerin Clara Commer will sie einführen. In einer Vorbemerkung sagt sie, daß Katharina Tynan in ihrem Vaterlande stürmischen Beifall gefunden habe, und theilt Auszüge aus englischen Recensionen mit, in denen Wendungen wie „Genie", „feuriges Juwelenkleid", „Gedankenreichthum", „Dichterin von Gottes Gnaden" u. dgl. vorkommen; zwei Cardinäle senden ihren bischöflichen Segen. Das wäre alles recht schön und gut, aber die vorliegende Uebersetzung läßt nichts davon erkennen, obwol sie fließend, gefällig und sorgfältig ist. Ein Talent, ein hoffnungsvolles, ist die jugendliche Poetin gewiß, aber große Charakterzüge, eine ausgesprochene Eigenart, hinreißende Momente fehlen. „Kleeblätter" — nun ja: Klee, aber nur dreiblätteriger, nicht der seltene vierblätterige.

5. Gedichte von G. H. Ayrer. Hannover, Jacob. 1889. 8. 3 M.

Wenn man dies Buch aufschlägt und gleich das erste Gedicht „An meine Mutter" liest, das also beginnt:

Wie viele Jahre sind dahingeschwunden,
Seit ausgetönt für dich die Uhr der Zeit!
Voll Schmerz, voll Sehnsucht, ach! wie viele Stunden
Voll heißen Dankes hab' ich dir geweiht! —

so wird ein günstiges Vorurtheil für die folgenden Blätter des hannoveranischen Dichters erweckt. Und weiter lesend sieht man sich nicht enttäuscht. Der Verfasser hat kein modernes Gesicht, er gehört der alten Schule an, die etwa in Geibel ihren Hauptvertreter erkennt; er schreibt erstaunlich reine und schöne, weder an Bildern arme, noch mit Bildern überladene Verse; er hat etwas Ruhiges, Ausgeglichenes, Wohltönendes. Was dem Buche fehlt, ist der Reiz einer starken Subjectivität; mit Gedanken ist

es nicht allzu belastet; aber warme Herzenstöne werden nicht selten angeschlagen. Natur- und Genrebilder versteht er zu entrollen, die anheimeln in ihrer Einfachheit und ihrem Behagen, z. B. „Die Lüneburger Heide“:

Den Fremdling faßt bei deinem Namen Grauen;
Der Steppe unbegrenzten Plan, den Sand
Der Wüste wähnt er schon im Geist zu schauen!
Könnt' so er wähnen, hätt' er dich gekannt?

Nie pflegt' auf deiner Blüten rothem Pfühle
Im Sonnenstrahl behaglich er der Ruh',
Sah nie des Schmetterlings, der Grille Spiele
Nie emsiger Bienen süßer Arbeit zu.

Nicht sucht' er Zuflucht vor dem heißern Strahle
Dort, wo der Eiche laub'ger Wipfel winkt,
Der Bach im schmalen, tiefgefurchten Thale
Hell durch der Wiesen Beete rieselnd blinkt u. s. w.

Stücke wie „Die Nachtmahlskinder“, „Die Worte vom Kreuze“, „Der Selbstmörder“ mit dem erbarmungsvollen Schlusse:

Die ihr seht der Sonne Licht,
Hört es still und richtet nicht!
Einer nur kann richten! —

sind von tiefer Empfindung und brauchen sich mit manchen andern nicht zu verstecken.

6. Diorama. Von Karl Henckell. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.

Unter den jüngern Lyrikern Deutschlands hat Karl Henckell das am schärfsten geschnittene Profil. Er ist eine ursprüngliche, hochbegabte Kraftnatur, ein ungestümes Blut. Er ist ein Idealist, der sich keck und trotzig auflehnt gegen Unrecht, Bedrückung, Zwang und anderes Teufelszeug; er ist kampfeslustig und kampfesmuthig; er kämpft gegen alles Mögliche, besonders gegen die Großen und Mächtigen, deren Uebermuth sie Unrecht auf Unrecht begehen läßt, und er tritt mit flammender Begeisterung ein für die Armen und Enterbten. Er ist ein durchaus moderner Dichter, ein socialer Lyriker, wie wir ihn brauchen (? D. Red.), in unserer Zeit, wo die Lyriker nicht aufhören wollen, Süßholz zu raspeln und Zuckerwasser anzubieten, und uns zum so und so vielsten male alte Märlein wieder erzählen: „Es war einmal“ — und es ist leider noch immer! In Botanik und Mondschein wurde genug und mehr als genug gemacht. Henckell fängt, was von Zeit zu Zeit noththut, von vorn an und sagt der Welt, daß sie gründlich verkommen ist. Daß er es nicht liebenswürdig sagt, daß er mit dem Dreschflegel dreinschlägt — wer wollte es ihm verdenken? Es berührt einen ordentlich wohl, daß es nach allen Seiten hin kracht und poltert, daß es deutsche Hiebe gibt, die sitzen. Henckell wird, wie mit seinen frühern Sammlungen, auch mit seinem „Diorama“ viele entsetzen, die kleinen ästhetischen Seelchen wird es zerschmettern. Thatsächlich finden sich Ungeheuerlichkeiten, Geschmacklosigkeiten, Crassheiten die schwere Menge. Die Schönheit der Form ist ihm gleichgültig. Er springt oft barbarisch mit der Sprache um, aber er ist köstlich in der Erfindung treffender Worte, Bilder, Witze und satirischer Wendungen. Es gefällt auch mir nicht, wenn er die Augen eines Weibes mit „Wanzen“, seine Brüste mit „Stacheligeln“ vergleicht, das Bild ist stark unappetitlich; aber es fällt mir nicht ein, wegen solcher Auswüchse mit einem Feuergeiste zu rechten, der sich in gewaltigem Zorne aufbäumt wider das Gemeine und mit liebendem Herzen das unverdiente Unglück umfaßt, dessen Gedichte Marksteine sind in der verweichlichten Literatur unserer Zeit.

Ist es nicht schön, wenn er das Proletariat mit den Versen besingt:

Dröhnend rollst du mir zu Füßen —
Laß vom Buchenwipfel grüßen
Dich posaunend Wogenheer!
Schmetternd in dein Donnerklingen
Lass' ich hell mein Lied erklingen,
Nachtigall am Zukunftsmeer.

Oder wenn er von den „Männern von Chicago“, den vom „Kapitalismus gemordeten Erkenntnißblutzeugen“, in seiner subjectiven Anschauung der Sachlage sagt:

Siehe! Männer schritten in den Tod;
Für die Menschheit litten sie den Tod.
Weil am Unrechtsgalgen sie gerüttelt,
Hat zum Galgen sie das Recht gebüttelt.

In diesem Tone geht es fort. Man ist hingerissen, auch wenn man widersprechen möchte.

Fritz Lemmermayer.

Erzählendes und Anderes.

1. In Sturm und Sonnenschein. Erinnerungen eines Eisenbahners. Von Alfred Birk. Wiesbaden, Bergmann. 1889. 8. 2 M.
2. Geschichten in Prosa. Von François Coppée. Deutsch von Emil Burger und Ernst Nather. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Eiserne Zeit. Culturgeschichtliche Novellen von Karl Bömers. Detmold, Mayer. 1889. 8. 3 M.
4. Frühlingsstimmen. Novellen von Otto Roquette. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 5 M.
5. Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. 8. 6 M.

Auch dem Kritiker kann es geschehen, daß er im ersten Augenblicke, unkritisch genug, sich von der glänzenden Außenseite bestechen läßt. Eine solche Schwäche ließ ihn zuerst nach den „Erinnerungen eines Eisenbahners“ (Nr. 1) greifen, die in wahrhaft festtäglichem Gewande sich ihm vorstellen und — was für ein deutsches Buch besonders viel heißen will — in sorgfältiger fester Heftung. Eine festliche Gelegenheit auch ist es, wozu das Büchlein sich

so sauber herausgeputzt hat, nämlich das vierzigjährige Dienstjubiläum seines Großvaters, des Vaters seines Vaters, und man kann den letztern nur loben, daß er seinem geliebten Kinde, welches ein nicht weniger geliebtes Enkelein sein wird, auf einen so schönen Tag so schöne Kleider machen ließ. Ueber den moralischen Charaker des Kleinen läßt sich ebenfalls nur Rühmliches melden; es ist ein frommes Kind und es ist nicht im geringsten naturalistisch angehaucht. Aber was sage ich von seinem Geiste? Nicht viel. Alfred Birk — um das Bild fahren zu lassen — ist kein Neuling als Schriftsteller; er hat verschiedene Fachwerke herausgegeben; er beherrscht ziemlich die Sprache, und in seinem neuesten Büchlein befinden sich einige nicht ungelungene Schilderungen. Aber er ist kein Dichter, seine Erzählungen, ganz ohne poetisches Geblüt, sind unbedeutend. Sie sind es nicht aus jugendlicher Unbeholfenheit, aus Mangel an Erfahrung und Anschauung; sie haben im Gegentheil etwas Fertiges an sich, und das ist schlimmer, denn damit schwindet die Hoffnung auf Besseres.

François Coppée's „Geschichten in Prosa" (Nr. 2) bilden zu Nr. 1 höchst interessante Gegensätze. Gleich äußerlich. Als der Berichterstatter das Buch in die Hand nahm, fiel es, funkelnagelneu, wie es war, ohne Umstände in vier Stücke auseinander. Das heiße ich ein französisches Buch verdeutschen. So sollte denn auf dem Titelblatte neben den zwei Uebersetzern auch noch der Name desjenigen stehen, dem die Ehre gebührt, das Werk geheftet und geleimt zu haben. Ich rede übrigens von einem schönen, guten Buche. Dasselbe macht mit der Eigenart des uns Deutschen so sympathischen Coppée genügend bekannt, ich meine des Prosaisten Coppé, der den Verskünstler nach und nach in den Hintergrund zu stellen scheint, wie es dem Alter des Dichters und vor allem dem Alter dieser Zeit entspricht. Poetische und zugleich künstlerisch empfindende Menschen, die des Dichters Novellen in Versen kennen und sehr hoch stellen, werden Coppée deswegen vielleicht tadeln. Die Uebersetzer der vorliegenden Geschichten meinen, daß gerade in den „Novellen in Prosa" die Eigenart Coppé's besonders glänzend zu Tage tritt. Sie sagen dann:

> Mit einem wunderbaren Reize versteht Coppée die Welt im Kleinen zu schildern, auch das Geringste gewinnt bei ihm durch den Zauber seiner Poesie Bedeutung. Dabei ist seine Detailmalerei äußerst knapp, niemals breit. Coppée sagt nicht das letzte Wort. Die Pointe läßt immer noch der Phantasie des feinfühligen Lesers Spielraum.

Wer Coppée kennt, wird dies gern unterschreiben. Interessant ist eine Vergleichung des letztern mit Daudet. Beide lieben die Kleinmalerei, die Betrachtung kleiner Verhältnisse, die Schilderung kleiner Leute. Beide lassen dabei ihren Humor spielen. Aber dieser Humor ist sehr verschieden; derjenige Daudet's sagt lachend der Welt jeden Augenblick bittere Wahrheiten ins Gesicht und schwingt die Geißel dazu. Der Humor Coppée's ist unendlich viel harmloser und sieht alles viel versöhnlicher an, er entspringt aus jener Quelle, die wir ein kindliches Gemüth zu nennen pflegen. Eine Wahrnehmung habe ich beim Durchlesen des vorliegenden Buchs wieder gemacht, die sich mir auch schon bei Daudet und selbst bei Zola aufgedrängt hat, von so vielen andern ganz abgesehen: diese neuern französischen Schriftsteller, erste Größen, lassen keine Gelegenheit unbenutzt, um zu zeigen, wie viel liebenswürdiger ihnen die unbefangene Gläubigkeit und Frömmigkeit erscheint als der sich vordrängende Atheismus. Und noch eine allgemeine Bemerkung mag ich nicht unterdrücken. Der Deutsche begreift manchmal kaum, wie der französische Schriftsteller nicht müde wird, seinen Lesern das immer und immer wieder zu beschreiben, was sie doch täglich vor Augen haben, nämlich Paris. Diese Capitale ist eben seine Geliebte; diejenige des deutschen Poeten heißt Natur, und er hat ihr gegenüber dieselben „Stärken" und dieselben Schwächen. Der ganze gewaltige Gegensatz deutscher und französischer Dichtung liegt in diesem einen Verhältniß. Ausnahmen gibt es auf beiden Seiten, Coppée ist wenigstens eine halbe.

Von diesen elf „Geschichten in Prosa" nimmt die erste, „Eine Idylle während der Belagerung", über die Hälfte des gesammten Raums in Anspruch. Diese „Idylle" ist übrigens eine echte französische Ehebruchsgeschichte. Aber Verschiedenes wirkt zusammen, dieselbe höchst anziehend zu machen, einmal Coppée's Kunst überhaupt, worüber sich viel sagen ließ, und dann insbesondere die glückliche Verwebung der individuellen Herzensgeschichte mit den Schrecknissen der grauenhaften nationalen Tragödie, die tiefsinnig benutzt sind, den letzten entscheidenden Schritt der Liebenden zu motiviren. Der Deutsche vor allem hat Grund, diese Schöpfung eines französischen Schriftstellers zu lieben. Coppée erhebt sich darin himmelhoch über seine Landsleute, über die größten unter ihnen; seine künstlerische Leidenschaftslosigkeit, der vornehm rückhaltende Schmerz seines Patriotismus sticht gegen die prahlerisch polternde Großmäuligkeit Victor Hugo's und die heimtückischen Unverschämtheiten des Herrn Ernst Renan sehr vortheilhaft ab. Coppée kennzeichnet zugleich aufs trefflichste den Werth des beliebten Maulpatriotismus. — Auch die übrigen Stücke sind glücklich ausgewählt. Die schönste Perle unter ihnen ist: „Ein Sonnenuntergang", nur sechs Seiten lang. Unübertrefflich sind ferner: „Ein Autorwort", „Mein Freund Mörder", „Ein dramatisches Begräbniß". Gering ist das letzte Stück „Der Pathe", und ganz uncharakteristisch, Coppée gar nicht gleichsehend, finde ich die dritte Skizze: „Ein Dramastoff".

Die Uebersetzer haben im allgemeinen saubere Arbeit geliefert. Ohne den Ton des Originals ganz zu verwischen, haben sie sich vollständiger Deutlichkeit befleißigt, doch mit einigen Ausnahmen. S. 105 hieße es richtiger „die Menge" statt „jene Menge", welches ein Gallicismus ist; „Stil empire" (S. 10) ist sehr schlimm, ist sowol als Wort wie als Wendung undeutsch; „banal"

auf eine Zimmereinrichtung angewendet, hätte vielleicht den Versuch einer Uebersetzung verlohnt; auch das Wörtchen „wir" ist zu oft stehen geblieben, selbst an Stellen, wo es den französischen Sinn im deutschen Texte gar nicht wiedergibt. Statt „Façade" hätte ich lieber „Vorderseite" gelesen. Man muß bedauern, daß solche Einzelheiten die sonst tüchtige Arbeit hie und da verunstalten; doch darf man dieselbe den Uebersetzern nicht zu hoch anrechnen, da sie in eine Sprache übersetzt haben, deren Originalschriftsteller, die besten mit, sich täglich viel größere Sünden zu Schulden kommen lassen.

Den culturgeschichtlichen Novellen „Eiserne Zeit" (Nr. 3) hat die Verlagshandlung, nebst einem Lebensumrisse des Dichters, eine „kritische" Würdigung vorausgeschickt, und meint von zweien darunter, dieselben könnten mit Recht als Meisterstücke deutscher Novellistik bezeichnet werden (S. IV). Die beiden Erzählungen heißen: „Die Herlinge" und „Die Glocken von Altena". Meisterstücke sind beide nicht; von einem begabten Dichter jedoch stammen sie her, das soll nicht geleugnet werden. Aber dieser Dichter, Karl Bömers, steht weder auf der Höhe seiner Kunst, noch auf der Höhe der Bildung seines Zeitalters. Das erste beweist vor allem seine Sprache, das letzte seine Auffassung alles Menschlichen. Er ist unterdessen gestorben; lebte er noch, wäre eine eingehendere Auseinandersetzung mit ihm angemessen. So ist nur zu betonen, daß seine Geschichten immer noch werthvoller sind als viele von berühmtern Schriftstellern, und daß seine Landsleute von der „Rothen Erde" recht haben, wenn sie diese heimatlichen Historien kaufen und lieben. Das Bildniß des früh verschiedenen Verfassers ist dem Büchlein vorgeheftet.

Vier Novellen bringt Otto Roquette (Nr. 4): „Frühlingsstimmen", „Das Kapitel über die Frauen", „Der Dachreiter", „Krachmost". Zu rühmen ist an allen der beweglich fortschreitende, niemals stockende Gang der Erzählung, die einfache, reine, der Sache angemessene und man kann wol sagen anmuthige Sprache, dann im allgemeinen die vornehme Welt- und Lebensanschauung des Verfassers. Man hat es mit einem gewandten und gebildeten Erzähler zu thun, der in seiner Kunst über eine gewisse Meisterschaft verfügt. Eigentlich versteht sich das alles bei Otto Roquette von selbst.

Von tieferm Gehalte sind die vier Novellen nicht. Irgendein Geheimniß der Menschennatur wird uns darin nicht verrathen, wir stoßen nirgendwo auf das Wort einer Sphinx, das uns der Dichter enträthselt. Diesen Anspruch erhebt das Buch natürlich gar nicht; es bietet Erzählungen, wie die Zeitschriften sie brauchen. An denselben wäre nun im einzelnen manches auszusetzen, um so mehr, als sich die Kritik nicht unwürdiger betragen kann, als gegen Schriftsteller mit berühmten Namen schüchtern zu sein, und unbekannte, werdende Talente um so heftiger abzukanzeln. Raummangels halber können nur ein paar Punkte berührt werden. In der Novelle „Frühlingsstimmen", S. 35, liest man den Satz: „Allein ein bestimmtes Gefühl wollte ihm voraussagen (dem Helden), daß von Reinhold aus sich ihm ein Conflict vorbereiten werde u. s. w." Auf diese Wendung stößt man oft in Romanen. Damit ist nichts gethan. Der Dichter muß im Leser dieses „bestimmte Gefühl" erwecken; dann fühlt dieser, daß der Held ebenfalls davon ergriffen ist, man braucht es ihm nicht ausdrücklich zu sagen. — Im „Krachmost" schildert der Verfasser die Gefühle süddeutscher Kleinstädter gegen Preußen während und nach dem Kriege von 1866. Er schildert dieselben nicht, er läßt sie sich aussprechen, und das ist im höchsten Grade lobenswerth. Aber er urtheilt auch über dieselben, und zwar im voraus; damit hört er auf, Künstler zu sein. Die Stimmungen des süddeutschen Volks jener Zeit darzustellen, in verschiedenen Personen und Ständen, farbig, lebendig, gegenwärtig, realistisch auch ins Kleine gehend, wahr und objectiv, das ist Sache des Dichters, damit hat er aber genug, damit hat er sehr viel gethan. Was der Leser sich dabei denken will, muß er diesem überlassen; er darf ihm nicht vorschreiben, wie das Dargestellte auf ihn wirken soll. Aber die deutschen Dichter werden es noch lange nicht unterlassen können, immer wieder zu „raisonniren", wie das schöne deutsche Wort heißt. Im vorliegenden Falle erweckt es die Vermuthung, als ob die Erzählung nicht neu, sondern bereits Anno dazumal geschrieben worden sei in der Richtung einer längst überwundenen Zeit. Darin läge eine Entschuldigung der Sünde gegen das sina ira et studio. Die beiden berührten Punkte hängen mit den letzten Principien der Kunst zusammen; nun noch einige Bemerkungen, die sich auf den Einzelfall beschränken. Eine Prügelei nach Art der Stallknechte zwischen zwei Menschen von Erziehung („Frühlingsstimmen") kann nur unangenehm berühren. Dieselbe Prügelei erweckte in mir noch einen andern Gedanken: Wenn ein Dichter zwei Menschen sich zuerst im moralischen und geistigen und nachher im rohphysischen Kampfe messen und jedesmal denselben Mann als Sieger hervorgehen läßt, hier und dort, so stellt er damit nicht ein Gesetz, sondern eine Ausnahme vom Gesetz fest, einen Zufall, und kann also nur unbehaglich wirken. Ein Dichter kann ja einmal außer seinem Genie genug Muskeln haben, um einen Stallknecht durchzubläuen; in der Regel aber werden die Stallknechte den Dichter prügeln, wenn es darauf ankommt.

Endlich das „Andere", wovon die Ueberschrift spricht, ein höchst gehaltreiches und nicht weniger in der Form hervorragendes Buch Adolf Wilbrandt's. Der Titel „Gespräche und Monologe" (Nr. 5) soll, wie der Verfasser selber sagt, nur auf die Vorliebe hindeuten, mit der er sich der Form des Gesprächs bedient hat. Die Monologe darin sind nur insofern solche, als sie keine Dialoge sind. Die Mehrzahl der Aufsätze sind Gespräche, und es wird vielleicht kaum ein modernes Buch geben, in dem diese etwas aus der Mode gekommene Form in solcher Breite auftritt. Daß man mich recht verstehe:

nicht die einzelnen Gespräche sind breit, im Gegentheil, sie sind von größter Knappheit, auch das erste, „welches fast eine Biographie wird". Wohl ist eine solche noch niemals in Gesprächsform geschrieben worden, der Gedanke dazu war demnach höchst originell. Mancher möchte ihn vielleicht gesucht nennen. Die glänzende, aber gedrängte und ebenso gedanken- wie geistreiche Ausführung wird jeden damit versöhnen. Nur den Schluß möchte man noch knapper wünschen, er spielt fast ins Kokette. Verwandt mit diesem erst ist der achte Aufsatz, „Er und ich", ebenfalls ein Gespräch. Jener gibt die äußern Lebensumrisse, dieser die Geschichte des innern Werdens und des damit verbundenen Kampfes. „Er" ist der alter ego des „Ich". Beide zusammen sind Wilbrandt, jener der ehemalige aufgeregte Politiker, dieser der beschaulich schaffende Künstler. Nicht eine eitle müßige Selbstbespiegelung ist das Ganze, auch nicht blos eine Beichte und Rechtfertigung vor der Welt, sondern eine innerliche, tiefernste Gewissenserforschung. Und in welcher erhabenen Form, in welcher classischen Sprache! Man hat einen Jünger des göttlichen Plato vor sich, der selber Meister geworden. Dieses Product ist mehr als ein Gespräch, es ist ein Gedicht mit aller Plastik und Farbigkeit eines solchen. „Er und Ich", nebst dem im innersten Gedanken ebenfalls verwandten „Mein Freund Scävola", in welchem Wilbrandt sein Verhältniß zum Theater auseinandersetzt, sind wol die künstlerisch am höchsten stehenden Leistungen des Buchs. Diese Gespräche, von denen „Mein Freund Scävola" noch mehr anregt, als er ausspricht, gehören zum Entzückendsten, was ein feingebildeter literarischer Geschmack genießen kann. Sie geben nicht nur von der Formbeherrschung Wilbrandt's den höchsten Begriff, sie sind zugleich ein glänzendes Zeugniß von der Weite und Tiefe seiner künstlerischen Bildung überhaupt.

Ein anderer Dialog, „Drei Nächte", mehr ein Salongeplauder als ein Gespräch im literarischen Sinne des Worts, fällt dagegen bedeutend ab.

Unter den Monologen ragen, außer der meisterhaften Uebersetzung von Plato's Vertheidigungsrede des Sokrates der Aufsatz über Hölderlin und Shakespeare's „Coriolanus" am meisten hervor. Hölderlin's Wesen und die phantastische Grundstimmung seines Gemüths sind tiefer aufgefaßt, als das vielleicht je geschehen. An einigen wenigen Stellen merkt man der Sprache den ehemaligen Schüler Hegel's an. Ich meine, metaphysische Dunkelheiten sollte ein Schriftsteller wie Wilbrandt den dafür angestellten Professoren überlassen. Der Aufsatz über „Coriolanus" ist wol das Treffendste und weitaus Bedeutendste, was über diese männlich herbe, spätzeitige Dichtung Shakespeare's gesagt worden ist. Als eine mit Liebe und Wärme geschriebene Monographie stellt „Fritz Reuter's Leben und Werke" sich dar, die jedem willkommen sein mag, die auch dort noch höchst wohlthuend wirkt, wo sie in der Bewunderung Reuter's ein wenig zu weit geht. Fast empfindet man eine Art Erstaunen, zu sehen, wie ein Dichter in einen andern mit durchweg entgegengesetzter Natur und Artung sich so gründlich vertieft und ihm gerecht wird, wenn man auch die Landsmannschaft dabei in Rechnung bringt. Die Studie über Johannes Kugler wird dagegen für weitere Kreise wenig Interesse bieten, und ganz geringen Belang hat „Meister Amor", ein Brief an Paul Lindau, der keinen guten Eindruck macht und besser von der Sammlung ausgeschlossen worden wäre.

Benno Rüttenauer.

Vermischte Beiträge zur Shakespeare-Literatur.

Im Anschluß an unsern letzten Aufsatz führen wir heute Schriften vor, die sich über einzelne Dramen verbreiten.

1. Grundlegung und Entwickelung des Charakters Richard's III. bei Shakespeare. Von Hermann Müller. Dortmund. 1889. 4. 1 M. 60 Pf.

Wie viele Druckbogen sind schon mit Auslassungen über Richard III., Shakespeare's ausgefeilteste tragische Figur, angefüllt worden! Ein einziger Blick in die Buchhändlerlisten und antiquarischen Specialkataloge belehrt über die ungezählte Menge von allerhand philologischen, ästhetischen und kritischen Ergüssen, die sich an diesen Gipfelpunkt der Königsdramen seit Jahrhunderten angeschlossen haben. Die berufenste Leistung darunter, Kuno Fischer's kürzlich in neuer Titelauflage erschienener Essay, erwies unsere Betrachtung in Nr. 37 d. Bl. f. 1889 als einseitig, weil sie blos die Charakterausführung zergliedert ohne Rücksicht auf das geschichtlich Gegebene und den wirklichen Kunstfortschritt des Dichters. Müller faßt nun die Aufgabe von frischem an, und sein äußerst gründliches und umsichtiges Verfahren in der allmählichen Entwickelung Richard's krönte der verdiente Erfolg. Die Arbeit ist aus einer genauen Kenntniß der ganzen reichen Literatur heraus geschrieben und alles irgend Brauchbare, was dem Verfasser zur Hand war, fand gebührende Verwendung. Die „literarisch-historische Einleitung" unterrichtet vortrefflich über die allgemeine Stellung der gewaltigen Tragödie von Herrschaft und Sturz des letzten York, mit dessen Abscheiden das mittelalterliche England den Todesstoß erlitt. Ohne den geringsten Schein von Pedanterie werden Rang und Werth des historischen Dramas und Shakespeare's Bedeutung auf diesem Gebiete erörtert. In dem ersten Hauptkapitel, „Grundlegung des Charakters" benannt, unternimmt es Müller, die Vorbedingungen des Königs Richard, wie er in „Richard III." auftritt, in dem Herzog von York der beiden vorhergehenden Glieder der Trilogie aufzusuchen. Er geht hier den leisesten An-

spielungen nach, um für jeden bezeichnenden Zug der Schlußtragödie den Urkeim zu gewinnen. Von K. Fischer weicht er hier in entscheidenden Punkten ab (z. B. S. 23), nie ohne es deutlich zu begründen. Kapitel 2 bringt die „Entwickelung des Charakters", eine gediegene Wiedergabe des gesammten theatralischen Handelns des tyrannischen Fürsten. Die einzelnen Aeußerungen werden sorgsam von dem scenischen Bau losgelöst und fein zu einem ungemein anschaulichen Gemälde des eigenartigen Wesens verflochten, mit dem Shakespeare den letzten Vorgänger seiner zeitgenössischen Dynastie ausgestattet hat. Den nach und nach einander ergänzenden Pinselstrichen, die Richard's Bild vor unser Auge zaubern, folgt man mit steigender Spannung. Die beigegebenen Anmerkungen verbreiten sich meist knapp und gedrängt über Nebenfragen, welche der Text nur leicht streift. Es werden hier mancherlei tieferliegende dramaturgische und ästhetische Gedanken berührt, beispielsweise die viel umstrittene Psychologie von Richard's Charakter und die daraus entspringende Bedeutsamkeit des um ihn spielenden Stücks anziehend, bei dem beschränkten Raume leider nur kurz, aufgezeigt. Müller erinnert dabei an die und jene verwandte Erscheinung in der eigenen Nationalliteratur, was wir dankbar aufnehmen, wie die ganze mustergültige Schrift überhaupt.

2. Die Cäsartragödien Voltaire's und Shakspere's. Eine akademische Vorlesung von Heinrich Morf. Oppeln, Franck. 1888. 8. 40 Pf.

Eine kleine wohlgelungene Probe seiner öffentlichen Voltaire-Vorlesungen bietet hiermit Professor Morf in Zürich, so wie er sie an der Universität zu Bern gehalten hat und gelegentlich zu veröffentlichen gedenkt. Ein Vergleich der Cäsartragödie des vielgewandtesten französischen Schriftstellers im 18. Jahrhundert mit dem englischen Meisterwerke zieht besonders an. Oft wagte man ihn schon, und doch blieb den Nachfolgern hinreichender Stoff zu wiederholter Untersuchung; noch nach Morf veröffentlichte P. Trabaud in den „Memoiren der Marseiller Akademie" eine übersichtliche Studie des gleichen Inhalts. Gewaltig und einschneidend sind die Unterschiede beider Dramen, und demzufolge gestaltet sich die Wechselbetrachtung höchst lehrreich. Ob und wie Shakespeare auf die dramatische Gattung des französischen Schriftthums eingewirkt hat, war schon häufig das umstrittene Thema eingehender literarhistorischer Forschung. Namentlich haben sich die Franzosen arg ereifert, wenn den Größen ihrer nationalen Bühne gar unmittelbare Abhängigkeit von dem leitenden britischen Theaterdichter vorgeworfen wurde oder ein Nebeneinanderhalten der Classiker des Siècle de Louis XIV mit jenem zu ihren Ungunsten ausfiel. Ich erwähne z. B. die pikante Debatte der pariser Akademie vom 3. April 1856, wo Nisard Shakespeare wider Ponsard's im Interesse der französischen Tragiker geführten Angriffe in Schutz nimmt. Voltaire's Kampf gegen den Einbruch der Shakespeare'schen Kunst, in Theorie und Praxis mit Ueberzeugung und Ausdauer durchgefochten, nöthigt uns ehrende Anerkennung ab, wenn wir auch ihre Gründe nicht zu billigen vermögen. Morf's Vergleichung greift auch auf diese weitere Betrachtung hinüber, und liefert einen vollkommen ausreichenden Leitfaden zur Erkenntniß der beiderseitigen Eigenheiten. Sie versinnlicht gleichsam auf literarischem Boden den Ruf der Gerechtigkeit: Gebet Gott was Gottes ist, aber auch dem Kaiser, was des Kaisers ist!

3. Shakespeare's Macbeth. Eine Studie. Habilitationsschrift zur Erlangung der venia legendi für das Fach der englischen Sprache und Literatur an der technischen Hochschule zu Stuttgart von Franz Kaim. Stuttgart, Kohlhammer. 1888. 8. 1 M.

4. Shakespeare's Macbeth, erläutert von Robert Prölß. Leipzig, Wartig's Verlag. 1889. 12. 1 M.

5. Schiller's Macbeth, mit dem englischen Originale verglichen, von Gebhard Schatzmann. Trautenau. 1889. Gr. 8.

Ist „Macbeth" der viel verunglimpften Sorte jener Schicksalstragödien einzuordnen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland infolge falschen Verständnisses von Schiller's „Braut von Messina" pilzartig emporschossen? Nein, sondern vielmehr ein psychologisches Charakterdrama ist es, dessen Geschehnisse von der freiwaltenden persönlichen Willenskraft beherrscht werden, dessen Einzelmotive in Grundlegung und Abwickelung einer individuell ausgeprägten dramaturgischen Anlage entspringen. Der Gang des Stücks zeigt Shakespeare als ein (im Schiller'schen Sinne) „naiv" schaffendes Genie, welches die kerngesunde Philosophie der von echter Sittlichkeit bedingten Selbstbestimmung maßvoll und ohne zerflatternde Speculation vertritt. Diese Grundsätze einer vollbewußten Poetik und Bühnentechnik liest Kaim in seiner scharf umrissenen, dabei fesselnd geschriebenen Studie (Nr. 3) ohne Zwang aus des Dichters Worten heraus; reichliche Belegstellen trägt er, das Für oder Wider abzuwägen, zusammen, „selbst auf die Gefahr hin, zu ermüden". Er hat auch in der That bisweilen des Guten zu viel gethan, sodaß mancher mit aufgenommene Vers hier überflüssig zu sein und einer Blumenlese von „beauties" anzugehören scheint. Die Untersuchung verläuft aber trotzdem streng einheitlich, hält sich, was bei dem Gesagten natürlich ist, nirgends an der Oberfläche, und verdient das volle Lob entschiedenster Selbständigkeit gegenüber den überall berücksichtigten Ansichten anderer. Daß Friedrich Vischer noch die Arbeit als Referent für geeignet zur Habilitation empfahl, kann den Werth der in ihr niedergelegten Gedanken sicherlich nur verstärken.

Robert Prölß bewegt sich dem gegenüber in einem seichtern Fahrwasser. Sein Commentar zum Macbeth (Nr. 4) will den Leser durch die mancherlei Klippen des öfters dunkeln Textes begleiten und über die verschiedenen Quellen in Geschichte, Sage und Dichtung, sowie allgemeinere literarhistorische Fragen aufklären. Dies gelingt

ihm auch, sobald man nur den eingenommenen nüchternen Standpunkt, der sich dem bekannten Recepte H. Düntzer's bedenklich nähert, gelten läßt. Da wird in Anlehnung an die gebräuchlichen Specialwerke die „Entstehung des Stücks" erzählt, mit Einschluß der Geschichte desselben auf deutschem Boden — beides in gedrängtester Form. Sodann lernen wir im zweiten Abschnitt als Theilvorlagen kennen: die chronikalen Biographien der Schottenkönige Duncan und Duff, Th. Middleton's Drama „Die Hexe" (lohnend wäre da ein schneller Seitenblick auf Arthur Fitger's gleichnamige moderngeistige Tragödie gewesen), Reginald Scott's „Discoveries of witchcraft". Ein eigenes Kapitel widmet sich Shakespeare's Verhältnisse zu dem vorgefundenen Stoffe, wobei namentlich die Berechnung der theatralischen Wirkung nebst der darauf abzielenden Charakteristik kundig — Prölß versieht, abgesehen von seinem eigenen Schaffen, seit Jahren das Amt eines Theaterkritikers — und oft überraschend glücklich vorgeführt wird. Die darauf in breiter Redseligkeit vorgetragene „Entwickelung der Handlung" verleugnet in der Art der Inhaltsangaben und der etwas pedantisch steifen Umschreibung der Gespräche die Düntzer'sche Schule am wenigsten. Den Schluß bilden einige textkritische und exegetische „Anmerkungen", die wir hier ebenso wenig wie die Behauptungen der voraufgehenden Kapitel Silbe für Silbe unter die Lupe nehmen wollen. Einen gewissen Dienst erfüllen diese Erläuterungsheftchen ja zweifellos, und deshalb heißen wir die heute vorliegende Fortsetzung der seit 1878 unterbrochenen Reihe, zumal sie von tüchtigem Fleiße und bester Absicht zeugt, gern willkommen.

Eine recht nette Skizze der zahlreichen Mängel und der leicht übersehbaren Summe von Verbesserungen, welche Schiller's „Macbeth" im Vergleiche zum englischen Originale kennzeichnen, stellt sich in Professor Schatzmann's Programmaufsatz dar (Nr. 5). Zunächst erfährt man, wie Schiller, von Schlegel's Shakespeare-Verdeutschung angeregt, den darin fehlenden „Macbeth", damals nach aller Uebereinstimmung als höchstes Meisterwerk gepriesen, für Goethe's weimarer Theateraufführungen zu bearbeiten veranlaßt ward. Mit lobenswerther Objectivität setzt Schatzmann sich mit den bisherigen Kritikern auseinander und prüft dann philologisch genau, fast Buchstabe um Buchstabe, des deutschen Uebersetzers Textkürzungen, Erweiterungen und eingreifenden Aenderungen. Offen gestanden habe ich noch nie (auch in Sandmann's gleichstrebender Abhandlung aus dem vorigen Jahre nicht) ein so anschauliches Bild des Verfahrens empfangen, welches Schiller bei der Aneignung des „Macbeth" einschlug. Nachdem diese nothwendige Kleinarbeit erledigt ist, erhebt sich Schatzmann zu höhern Gesichtspunkten und baut auf gediegenem Specialmaterial die Auseinandersetzungen auf, welche er „Schiller's Uebersetzungskunst, sein Verhältniß zu andern Bearbeitern und Uebersetzern des Macbeth" betitelt. Auch die Fassung der Ergebnisse entspricht der gründlichen Arbeitsweise: sie ringt stets nach einem schlagenden, besonders bildlichen Ausdrucke. Einem wirklichen Bedürfnisse kommen auch die leider blos knapp gerathenen Notizen entgegen, die sich mit „Aenderungen in Bezug auf Scenerie, Personen und Sprache" beschäftigen. Gerade hier wäre Schatzmann's saubere Methode, die auch das Geringfügige mit urtheilendem Auge beschaut, so recht in ihrem Elemente. Uebrigens verbietet ihm auch sein geläuterter Geschmack keineswegs eine aufrichtige Bewunderung von Schiller's Unternehmen.

Am Schlusse unserer diesmaligen Uebersicht der neuern Studien zur Shakespeare-Literatur angelangt, stellen wir mit lebhafter Genugthuung die unermüdliche Arbeitslust auf diesem Felde fest, ein schönes Zeichen, daß die Aesthetik und die Kritik der Gegenwart noch immer bei dem großen Briten den Maßstab für ihr Gericht suchen. Von Goethe allein vielleicht abgesehen, ist über keinen der Führer der modernen Geistescultur in den letzten Jahrzehnten „die Literatur der Literatur" so unendlich angeschwollen. Viel Mittelgut und viel Spreu befindet sich darunter. Aber dieser centnerschwere Ballast wird durch musterhafte Arbeiten aufgewogen, welche in allen Staaten der gebildeten Alten und Neuen Welt in die tiefsten Gründe der Shakespeare'schen Riesenerscheinung einzudringen suchen. Sehen wir von den Ländern englischer Zunge und Deutschland, des Dichters zweitem Vaterlande, ab, so schenkten uns in Holland Burgersdijk und „Dr. Timon" ihre — oben besprochenen — bedeutenden Leistungen, in Frankreich der umsichtige J. Darmesteter eine neue Biographie, in Portugal der nun dahingeschiedene gekrönte Gönner der Poesie, König Dom Luiz, eine glänzende Gesammtübersetzung, in Spanien unter andern Macpherson treffliche Einzelübertragungen; in Italien vermittelt G. Chiarini mit andern den Reichthum des Shakespeare'schen Geistes; in Finland überrascht Wilhelm Bolin andauernd mit erquicklichen Funden einsichtiger Beobachtung und in Schweden der hochgelehrte H. Schück. Ja, selbst für Rußland hat Tschuiko 1888 „Shakespeare, sein Leben und seine Werke" (Sh., jewo shisnj i proiswedénija) zum ersten male zugänglich gemacht, in 16 umfangreichen Kapiteln (40 Druckbogen) des Westens Wissen über den angestaunten Genius äußerst taktvoll ausbeutend. So siegt Shakespeare's erhabene Kunst des Wortes mit der unergründlichen Fülle ihrer Gedanken und ihres poetischen Zaubers, wo Waffen- und Diplomatenkunst rathlos verzagen. Den wahren großen Dichter bindet eben keine Schranke der Zeit und des Ortes, sein Herz gehört der ganzen Welt, und darum hängt auch die Menschheit insgesammt an seinen Lippen.

Ludwig Fränkel.

Kunstgeschichtliche Werke.

1. Aus Geschichte und Kunst des Christenthums. Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder von Adolf Hasenclever. Erste Reihe. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1890. 8. 2 M.

G. Hasenclever ist zur Zeit unter den evangelischen Theologen der liberalen Richtung derjenige, welcher sich in erster Linie mit kirchlicher Archäologie, in zweiter Linie mit kirchlicher Kunst überhaupt am meisten beschäftigt hat. Sein Buch über den altchristlichen Gräberschmuck beruht auf eigenen fleißigen Forschungen und bildet den entschiedenen Gegensatz zu dem Standpunkte der heutigen katholischen Archäologie hinsichtlich der christlichen Kunst der ersten vier Jahrhunderte. Ich vermag dem Grundgedanken dieser verdienstlichen Arbeit nicht zuzustimmen, so sehr ich auch im einzelnen mir eine Auseinandersetzung mit Hasenclever offen halten möchte.

Um so mehr nun freut es mich, der Absicht des obengenannten neuen Werks rückhaltlos zustimmen und der Ausführung freudiges Lob uneingeschränkt spenden zu dürfen. Gegenüber solchen vortrefflichen Leistungen halte ich es für meine Recensentenpflicht, mein Lichtlein unter den Scheffel zu stellen und nicht etwa durch das Aufstechen von Kleinigkeiten glänzen zu wollen. Hasenclever erklärt die christliche (besser wol kirchliche) Kunstgeschichte für einen Theil der Kirchengeschichte und diese wiederum für einen Theil der allgemeinen höhern Bildung. Geleitet von dieser Voraussetzung entwirft er nun den gebildeten Laien geradezu mustergültige Essays über folgende Aufschriften: 1) „Warum hat der römische Staat die Christen verfolgt?" 2) „Die letzte Reaction der antiken Welt unter Julianus dem Abtrünnigen"; 3) „Paulus und Petrus in Rom"; 4) „Altchristliche Inschriften"; 5) „Die Stellung der alten Christen zur Kunst"; 6) „Gottesdienst und Kunst".

Ich kann nur sagen, daß mir die hier entfaltete Durchdringung von echter Wissenschaftlichkeit und charaktervoller Formbeherrschung überaus wohlgethan hat. Das von andern gefundene Gold auszumünzen und zu diesem seine eigenen Funde zu legen, versteht Hasenclever vortrefflich. Die Lektüre seines Buchs kann ich nur empfehlen.

2. Karl Screta (1610—1674). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 17. Jahrhunderts von Gustav E. Pazaurek. Prag, Ehrlich. 1889. Lex.-8. 3 M.

Dieses Buch wird jedenfalls den höchsten Beifall des Professors der Kunstgeschichte in Prag, Dr. Alwin Schultz, finden, da es seine Art der Kunstgeschichtschreibung treu widerspiegelt. Von jedem Makel irgendeiner ästhetischen Bemerkung ist es rein, es ist das Specialissimum einer Monographie, eine Anhäufung von staunenswerthen Quellenstudien. Man sieht wirklich die Poesie des Waldes vor lauter Bäumen nicht; vor Geschlechtsregistern und Verwandten und Namensvettern des Screta, vor lauter Inventarisirungen seiner Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstichen nach seinen Zeichnungen kommt man eigentlich kaum zum Helden dieser Chronik selbst. Das Ideal dieser Schule von Kunsthistorikern ist hier erreicht: kein zweiter Sterblicher vermag diese erdrückende Fülle von Beiwerk zu controliren. Alle Hochachtung vor exacter Forschung! Aber muß denn diese unsägliche Mühe verwendet werden an einem Manne, von dem der Verfasser selbst sagt:

> Karl Screta hatte sich im Süden eine gewisse technische Fertigkeit angeeignet, die ihm gegenüber den heimischen Zunftgenossen, die kaum aus dem Umkreise ihrer Mauern hinausgekommen waren, die dominirende Stellung sicherte. Er spielte durchaus keine große Führerrolle, denn andere prager Maler haben weit Tüchtigeres geleistet als er. Screta steht ganz unter dem Banne der italienischen Kunst. Seine Composition ist sehr schwach, er ist conventionell, entlehnt direct, wird ungemein philiströs, ist im Colorit ein Nachfolger der Naturalisten und in der Zeichnung mangelhaft.

So hat also das ganze außerordentlich fleißige Buch nur den Zweck, gegenüber der einstigen Ueberschätzung Screta's nachzuweisen, daß unter Blinden der Einäugige König ist. Ich weiß nicht, ob die heutigen prager Verhältnisse einen derartigen Beweis als wünschenswerth erscheinen lassen; jedenfalls aber darf ich dem Verfasser gönnen, daß er in Zukunft seine gediegene Kraft an fruchtbringendere Stoffe setzt.

3. Der Porträtmaler Johann Kupetzky. Sein Leben und seine Werke von Alexander Nyári. Mit zwei Porträts. Wien, Hartleben. 1889. Gr. 8. 3 M.

Auch ein Werk vierjährigen Fleißes und wol die endgültige Biographie Kupetzky's. Derselbe (1666—1740) war in der öden ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Porträtmaler hoch angesehen. Auch er hatte sich in Italien eine bessere Technik anzueignen gesucht und wurde nachher von den Kaisern Joseph II. und Karl I., dem Prinzen Eugen von Savoyen, von Sobiesky und Zar Peter I. beschäftigt. Die vorliegende Lebensbeschreibung aus Nyári's Feder wirft mehr Ballast über Bord, als es Pazaurek bei Screta gethan, aber erhebt sich andererseits auch nicht weit über den Chronikenstil. Hier aber ist denn doch das eigenthümliche Mittelding zwischen Chronik und höherer Biographie durch den vorhandenen Stoff selbst bedingt. Indem ich nun auf das mit vielem Fleiße und großer Sachkenntniß zusammengetragene Verzeichniß der Werke des J. Kupetzky die Gemäldekenner verweise und den Geschichtschreibern der Malerei diesen Beitrag Nyári's als einen sehr verdienstlichen empfehle, begnüge ich mich, für den weitern Leserkreis einen bedeutsamen Charakterzug Kupetzky's herauszuheben. Der Kaiser Joseph I. schickte einmal einen Grafen von Althan zu Kupetzky mit der Meldung: der Kaiser wolle den Kupetzky unter den vortheilhaftesten Bedingungen, die er sich selbst stellen könne, zu seinem vornehmsten Maler machen. Kupetzky antwortete bescheiden, aber fest: „Ich bin entschlossen, von keinem Menschen abzuhängen. Ich bitte den Kaiser nur, mich, meine Frau und Kind bei unserm Gottesdienste zu be-

schützen" (J. Kupetzky gehörte den Böhmischen Brüdern an). Und diesem nach heutigen Begriffen so überaus kirchlichen Manne verweigerten die evangelischen Geistlichen in Nürnberg ein ehrliches Begräbniß, weil er sich mit ihnen in Absicht des äußerlichen Gottesdienstes nicht hätte vertragen können! Indeß das haben ja die Geistlichen in Hannover bei Leibniz' Tode auch gethan!

4. Die Gemäldegalerie der königlichen Museen in Berlin. Mit erläuterndem Text von J. Meyer und W. Bode. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Vierte Lieferung. Berlin, Grote. 1889. Folio. 30 M.

Die hier vorliegende vierte Lieferung dieses früher schon gebührend von mir gewürdigten Werks enthält in meisterhafter, mustergültiger Ausführung folgende Einzelblätter: 1) Selbstbildniß, gemalt von Rembrandt, radirt von A. Krüger; 2) Bildniß eines jungen Mannes, gemalt von Franz Hals, radirt von W. Hecht; 3) Mondscheinlandschaft, gemalt von Aart von der Neer, radirt von W. Hecht; 4) Maria mit dem Kinde, von Engeln begleitet, gemalt von Raffaellino del Garbo, radirt von P. Halm; 5) Kircheninneres, gemalt von Barth. vom Bassen, radirt von L. Schulz; 6) Die Pufffspieler, gemalt von David Teniers dem Jüngern, radirt von J. M. Holzapfel. Außerdem sind im Texte noch die Abbildungen enthalten: 1) Die beiden Johannes, 2) Apostelkopf, 3) Die Kinder Karl's I. von England, alle drei von A. van Dyck; 4) Diepenbeeck, Vermählung der heiligen Katharina; 5) C. de Vos, Junges Ehepaar. Ich staune immer wieder von neuem an, bis zu welchem Grade von Mannichfaltigkeit und welcher künstlerischen Vollendung es heutzutage die Radirung gebracht hat; ich kann aber die Frage nicht unterdrücken, ob die linke Hand des „Jungen Mannes" auf dem Gemälde von Franz Hals an der Wassersucht leidet.

Der von Wilhelm Bode geschriebene Text umfaßt Seite 17—32 der „Vlämischen Schule", also die Domäne des Verfassers. Bode vertritt die Ansicht, daß die vielbesprochene „Andromeda" des Rubens aus Blenheim nur ein der „heiligen Cäcilie" desselben Meisters malerisch gleichwerthiges, aber keineswegs überlegenes Seitenstück sei. Den Mangel an ästhetischem Urtheil empfinde ich, wenn Bode über eine „Verspottung Christi" nur sagt: „Seine überwältigende Wirkung erhält das Bild erst durch die Färbung, die einem rauschenden Concert von Blechinstrumenten vergleichbar ist." Hier stehen ja der Gegenstand und die Farbengebung in schreiendem Misverhältniß; Rafael hätte diesen Fehler nicht begangen. Kann man ferner „die Vornehmheit der Auffassung" in einem Bildnisse „hinreißend" nennen? Das geht denn doch wol zu weit! Doch das nur nebenbei! Die historische Entwickelung der Kunst des van Dyck und die dadurch bedingte Abwägung seiner Werke ist meisterhaft getroffen! Aus dem Kapitel „Die historische Malerei der vlämischen Schule" hebe ich folgende Stelle als ein Prachtstück von feiner Ironie heraus: „Jakob Jordaens hat auf seinen Gemälden eine bäuerische Derbheit der Formen, welche wahrlich durch kein Studium der Antike «getrübt» worden ist, obgleich sie sich in einer Ungenirtheit bloßstellen, die für ihre Existenz den blauen Himmel Griechenlands voraussetzt." Im übrigen wünsche ich dem hochverdienstlichen Unternehmen einen gesegneten Fortgang sowie günstigen materiellen Erfolg. Gustav Portig.

Kirche und Sklaverei.

1. Kirche und Sklaverei. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit. Von Theodor Brecht. Barmen, Klein. 1890. 8. 3 M.

Nicht aus dem kleinlichen Gesichtspunkte, in die hochgehenden Wogen der Antisklavereibewegung Oel zu gießen, nicht aus dem gehässigen, die römische Kirche, welche die Leiterin der Bewegung ist, herunterzusetzen, ist dieses Buch entstanden, sondern es ist aus der Erkenntniß erwachsen, daß jede Zeitbewegung im Lichte der Geschichte zu betrachten ist, daß vor allem die Geschichte es ist, die uns ein richtiges Urtheil über solche Bewegungen vermittelt. Das Ergebniß dieser geschichtlichen Betrachtung, um dasselbe vorweg zu nehmen, ist nun freilich ein für die römische Kirche keineswegs günstiges, und jeder Leser des Buchs wird am Schlusse seiner Lektüre sehr gegründete Zweifel hegen, ob das Papstthum und die römische Kirche die berufene und geeignete Führerin der Antisklavereibewegung ist.

Der Verfasser, welcher ein sehr umfängliches und wenig bekanntes Material für seinen Zweck durchgearbeitet und aufs gewissenhafteste verwerthet hat, ist der Ansicht, daß wir mit der Sklaverei des Alterthums und der Neuzeit viel vertrauter sind als mit der Sklaverei des Mittelalters, und sucht vor allem diese Lücke zu ergänzen. Dies konnte aber nicht geschehen, ohne daß er eine vollständige Geschichte der Sklaverei schrieb vom Auftreten des Christenthums bis zur Gegenwart. Wir geben die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung hier wieder, und bemerken nur, daß alles mit einer Menge von Nachweisen und Documenten belegt ist.

Es ist keine Frage, daß im Geiste des Christenthums die Sklavenemancipation liegt und daß in den ersten Jahrhunderten des Christenthums wirkliche Anfänge zu derselben vorhanden waren. Doch plötzlich stockt der Anlauf, und auf Jahrhunderte hinein bleibt alles beim Alten, wie es in dem griechischen und römischen Heidenthum war; ja die Praxis der katholischen Kirche gegenüber den Sklaven ist großentheils, trotz aller schönen Worte, eine grausamere als die heidnische.

Woher dieser Stillstand? Brecht gibt die Antwort durch eine kirchengeschichtliche Untersuchung und bezeichnet als die hemmenden Kräfte: die Ausbildung der Hierarchie, das Mönchthum (das kanonische Recht hat den Sklaven-

besitz der Klöster gesetzlich geschützt), den Reichthum und den Grundbesitz der Kirche (bei der reichgewordenen Kirche erlahmte der Weltverbesserungs- und Emancipationseifer; die Kirche wurde die größte Grundbesitzerin und damit auch Sklavenbesitzerin), das Zinsverbot und den Zehnten der Kirche, den Staatsbegriff der mittelalterlichen Kirche.

Sowol Lehre wie Praxis der mittelalterlichen Kirche nämlich setzen die Sklaverei als zu Recht bestehend voraus, und im ganzen Mittelalter wird nicht nur kein Schritt zur Sklavenemancipation gethan, sondern die Kirche, theilweise im Bunde mit dem Adel, macht allmählich auch die ursprünglich freien Bauern zu nichts anderm als zu Sklaven. Das kanonische Recht erkennt die Sklaverei als ein legales Rechtsverhältniß an, rechnet die Sklaven zu den Immobilien wie Aecker und Güter, und zählt sie, hierin hinter dem freier denkenden Heidenthum zurückbleibend, zum ehrlosen Stande. Diese Anschauung des kanonischen Rechts ist auch die des neuerdings zum besondern Lehrer der Kirche erhobenen Thomas von Aquino und herrscht noch heute in den Lehrbüchern eines Liguori und Gury.

Dieser Lehre entsprach die kirchliche Praxis vollkommen, wie Brecht nachweist am mittelalterlichen Criminalrecht (die Kirche stellte sich mehr auf Seite der Sklavenhalter als auf Seite der Sklaven), an der Stellung der Kirche zur Freilassung (sie empfahl die Freilassung andern, übte sie aber selbst sehr selten) und am Kirchenpatronat. In einem weitern Artikel behandelt Brecht die Mitschuld der Kirche am Verschwinden des freien Bauernstandes, wobei er im Umriß eine vollständige Geschichte der Hörigkeit und Leibeigenschaft in der einzelnen europäischen Ländern bis in unser Jahrhundert herein gibt.

Das ganze Mittelalter hindurch ist, unbeanstandet von der Kirche, Sklavenhandel getrieben worden, und die Päpste selbst haben bis in den Anfang unsers Jahrhunderts herein Sklaven gehalten. Das Papstthum hat nicht nur nichts gethan, die Sklaverei abzuschaffen, es hat vielmehr die Sklaverei erhalten und die absterbende wieder aufleben lassen. Den Nachweis hierfür hat Brecht vollkommen erbracht, und es wird kaum möglich sein, seine Ergebnisse umzustoßen, namentlich angesichts der zahlreichen, aus Bertolotti abgedruckten Urkunden.

Die endgültige Emancipation der Sklaven ist nicht der römischen Kirche zu verdanken, sondern dem Geiste des Protestantismus. Jedermann kennt den Namen des Engländers Wilberforce; nur Leo XIII. hat in seiner Sklavenencyklika diesen Namen — vergessen:

> In der Geschichte der Malerei Rafael vergessen, in einer Geschichte der christlichen Religion den Namen Christus ignoriren, wäre etwa dasselbe wie das Ignoriren des Namens Wilberforce in einer Geschichte der Sklavenemancipation.

So spricht Brecht dem Papstthum jedes Recht ab, sich an die Spitze der Antisklavereibewegung zu stellen:

> Nach 18 christlichen Jahrhunderten sind die sogenannten Statthalter Christi noch Sklavenhalter und wollen im 19. Jahrhundert die Emancipation der Sklaven als Ruhmestitel für das Papstthum in Anspruch nehmen!! Man braucht weiter gar nichts zu thun, als diese beiden Thatsachen nebeneinander zu stellen. Es sind unsere deutschen Einwanderer (in Amerika), welchen das weltgeschichtliche Verdienst gebührt, zuerst von principiell christlichem, neutestamentlichem Standpunkte aus einen klaren und unwiderleglichen Protest erhoben zu haben.

Der Protestant Wilbeforce brachte durch zähes Festhalten die Sache der Sklavenbefreiung zur Entscheidung.

Dies etwa die Grundgedanken des höchst interessanten Buchs, das manche ganz eigenthümlichen Lichter auf bisher dunkle Partien der Geschichte der Sklaverei wirft und einzelne geschichtliche Vorgänge (Einführung des römischen Rechts in Deutschland, Bauernkrieg, Französische Revolution) in überraschender Weise aus der Geschichte beleuchtet. Das Buch wird den Vertheidigern des Papstthums um jeden Preis und den blinden Verherrlichern der römischen Kirche sehr unbequem sein, und wird von der römischen Presse entweder todtgeschwiegen oder in bekannter Weise als „Schmähschrift" mit einigen höhnischen Bemerkungen auf die Seite geschoben werden. Wir erkennen in demselben nicht blos eine sehr beachtenswerthe geschichtliche Darstellung, die keinerlei Vorgang hat, sondern auch, wie der Untertitel lautet, einen sehr willkommenen Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit. Daß das Buch sich von der ersten bis letzten Seite bei der sehr geschickten Verarbeitung des Quellenmaterials und der lebhaften Darstellung sehr angenehm, ja fast spannend liest, sei als weiterer Vorzug desselben erwähnt.

2. Vaticanische Wissenschaft. Protestantischen Lesern zur Aufklärung und Belehrung von Karl Fey. Barmen, Klein. 1889. 8. 2 M. 40 Pf.

Wir können dieses Buch unter dem für diese Besprechung gewählten Titel deshalb unterbringen, weil es uns an einem Beispiele zeigt, zu welcher Sklaverei die römische Kirche führt. Der Verfasser des sehr lesenswerthen Buchs unterzieht nämlich die „Allgemeine Geschichte der Literatur" von P. Norrenberg, die auch in diesen Blättern (Nr. 22 f. 1883) gebührend gewürdigt wurde, einer eingehenden und scharfen Kritik, und weist an einem Beispiele nach, wie die vaticanische Wissenschaft auch auf dem Gebiete der Literatur arbeitet. Herabsetzung alles Protestantischen bis auf unsere Classiker hinaus, Verherrlichung alles Katholischen und wenn es vor der wahren Kritik keinen Schuß Pulver werth ist. Von wirklicher Gerechtigkeit ist hier keine Rede mehr; nicht einmal der Versuch, den geschichtlichen Erscheinungen gerecht zu werden, wird von dieser Art „Wissenschaft" gemacht. Und der Verfasser dieser Literaturgeschichte (1882—84) ist derselbe Norrenberg, der noch im Jahre 1873 ein literarhistorisches Büchlein geschrieben hat, welches das volle Lob der Gerechtigkeit und Billigkeit verdient. Durch die Censoren der vaticanischen Wissenschaft wurde er seitdem eines Bessern belehrt — laudabiliter se subjecit. Fast segelt er ganz im üblichen ultramontanen Fahrwasser. Das ist auch ein Beitrag zum Problem der Freiheit.

Richard Weitbrecht.

Festgeschenke.

Der Anregung entsprechend, der wir in Nr. 49 d. Bl. gefolgt, in weiterm Maße, als es bisher geschehen, Büchergaben zum Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit zu wählen, nennen wir zur Benutzung beim nächsten oder sonstigen Anlasse, wie er auch im Alltagsleben geboten wird, noch einige Veröffentlichungen, die dem Zwecke gemäß sein könnten, und zunächst immer wieder unser Classiker:

1. Goethe's Werke. Zehn Bände. Leipzig, Grunow. 1889. 8. 30 M.
2. Schiller's Werke. Fünf Bände. Leipzig, Grunow. 1889. 8. 15 M.

Unter den mannichfachen Ausgaben verdienen diese ein besonderes Wort der Erläuterung und Empfehlung. Sie enthalten nicht die vollständigen Werke unserer großen Dichter, sondern bieten in den vorliegenden Bänden eine Auswahl all desjenigen, was jeder gebildete Deutsche genau kennen und immer wieder von neuem genießen müßte, und was nach angestellter Beobachtung auch wirklich dem Bedürfnisse der großen Leserwelt entspricht, was schon bisher von ihr unter den sämmtlichen Werken der Dichter bevorzugt und mit innerm Antheil aufgenommen zu werden pflegt. Es liegen hier also nur die poetischen Hauptschöpfungen des einen, die sämmtlichen Dichtungen, aber nur diese, des andern Dichters vor. Den allgemein gebildeten Kreisen wird kein Band dargereicht, der voraussichtlich unbenutzt als Ballast der Hausbibliothek dastehen würde. Eine Ergänzung dieser ersten Reihe durch noch acht Goethe- und drei Schiller-Bände ist für diejenigen in Aussicht genommen, die in vorliegender Gestalt ihren ganzen Goethe und Schiller besitzen wollen. Denen aber nur darum zu thun ist, ihre Dichter zu haben zum Genuß, und die nicht deren Gesammtpersönlichkeit in ihrer allseitigen literarischen Bethätigung verfolgen wollen, denen wird ihr Wunsch in der ansprechendsten Weise durch diese mit Auswahl getroffene Ausgabe gewährt. In handlichem Format, mit schöner, lesbarer Schrift auf gutem Papier, in geschmackvollem und dauerhaftem, biegsamem Einbande in einem englischen Stoff mit Rothschnitt ist jede Sammlung in ein mit dem gleichen Stoffe bekleidetes sauberes Kästchen zu immerwährender Verwahrung gepackt, sodaß kein Staub an die hübschen Bände hinanreicht — eine originelle, sehr zweckmäßige Einrichtung, die außerdem von selbst dazu führt, gerade diese Ausgabe zum Geschenk zu wählen.

Die Goethe-Ausgabe ist von Professor Dr. Adolf Stern in Dresden besorgt, mit umfassender Benutzung der neuern Textkritik, in neuerer Rechtschreibung, doch unter Beibehaltung Goethe'scher Wortformen und Wörter. Dasselbe Verfahren ist in Betreff Schiller's von Dr. F. A. Krais in Stuttgart beobachtet worden. Der leitende Gedanke der Herausgeber war: die Schöpfungen der Dichter so rein, so zuverlässig, so einfach als nur immer möglich zu Seele und Sinn unbefangener Leser sprechen zu lassen.

So hübsch die uns vorliegende Ausstattung der neuen Goethe- und Schiller-Ausgabe ist, so soll doch noch bemerkt sein, daß sie auch in viel kostbarerem Gewande zu haben ist: in Halbfranz Goethe zu 45 M., in Liebhaberband zu 60 M., in Ganzleder zu 80 M. Die Preise für Schiller betragen immer die Hälfte.

Wer seinen Lessing, Goethe und Schiller in einer guten Ausgabe hat oder sie im Bücherschreine des befreundeten Hauses weiß, der wählt vielleicht

3. Eduard Mörike's gesammelte Schriften. Vier Bände. Stuttgart, Göschen. 1889—90. 8. 20 M.

Im reichen Leinwandbande empfiehlt sich die Gesammtausgabe des vielgenannten und außer seiner Heimat als Erzähler wenig bekannten schwäbischen Dichters durchaus zum sinnigen Angebinde. Mörike verdient es, daß man sich in ihn versenke. Der erste Band der vorliegenden Ausgabe bringt seine Gedichte freilich in achter Auflage, seine Erzählungen erscheinen hier aber erst in der zweiten; sein einziger Roman, sein erstes Werk, der „Maler Nolten", welcher 1832 erschien, ist erst nach dem Tode des Dichters im Jahre 1875 in der von ihm noch zum größten Theile durchaus umgearbeiteten Gestalt und übrigens gemäß seinen hinterlassenen Plänen durch Julius Klaiber zum zweiten male und jetzt zum dritten herausgegeben. Erst kürzlich gingen durch die Blätter die durch die „Deutsche Rundschau" übermittelten überaus anerkennenden Urtheile Theodor Storm's und Theodor Mommsen's über den Roman, die wir dahingestellt sein lassen wollen, da wir ihn, wie er uns bis hierzu nie zu Gesicht bekommen, noch nicht gelesen haben. Aber beachtenswerth sind solche Aeußerungen Storm's immerhin in hohem Grade, zumal sie sich mit der hohen Würdigung, die Mörike durch Friedrich Vischer erfahren, decken, und unter den auch erst jetzt von uns genossenen Erzählungen ist namentlich die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", fraglos ein Meisterstück auch der allermodernsten Erzählungskunst. Sie mahnt an die schönsten Stücke der Novellistik Riehl's und als diese erachten wir die zu Ende des vorigen Jahrhunderts spielenden. Sie ergeht sich in behaglicher Breite der Erzählung, während „Lucie Gelmeroth" eine knapp gehaltene psychologische Zeichnung ist. Unter den Märchen nimmt „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" sicher den ersten Rang ein. Ueber Eduard Mörike, den Lyriker, ist wol weiter kein Wort zu sagen, wenn nur erinnert wird, daß er der Dichter von „Schön-Rothraut" ist, von „Ach wenn's der König nur wüßt'" und von manch anderm Liede, das als Volkslied gilt und doch vom Pfarrer zu Cleversulzbach gedichtet ward. Ein biographisch-kritischer Abriß geht der schönen Ausgabe voran. Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Im geeigneten Zeitpunkte, wo die Aufmerksamkeit der Leserkreise durch die Ausgabe „Ausgewählter Romane" Friedrich Spielhagen's (Leipzig, Staackmann) von den neuern Werken des Dichters auf die ältern zurückgelenkt wird, die ihm seinen Namen geschaffen haben, tritt der erste Theil seiner Selbstbiographie im genannten Verlage an die Oeffentlichkeit: „Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben." Am eigenen literarischen Leben bis zum Abschluß etwa der „Problematischen Naturen" beabsichtigt der Dichter den Nachweis zu führen, daß der Poet immer, welcher Richtung er huldige und wie er sich nenne, Finder und Erfinder sein muß. Er sagt in seinem so beachtenswerthen wie liebenswürdigen Vorworte: „Ob ich bei meinem Schaffen immer im Stande gewesen, die beiden Fundamentalthätigkeiten in der wünschenswerthen Gleichkraft spielen zu lassen; ob ich nicht bald nach dieser, bald nach jener Seite des Guten so viel gethan, daß daraus ein Uebles wurde — das sind für mich keineswegs gleichgültige Fragen; im Gegentheil, gerade auf ihre Beantwortung kommt es mir an."

Somit erklärt es sich, daß der starke erste Band nur die Kinderjahre und Jugendjahre bis zum Abschlusse der Universitätsstudien umfaßt und mit dem ersten dichterischen Schaffen, dem plötzlichen Entstehen von „Clara Vere" in die Zeit der Reife einleitet. Es mußte all das zur Darstellung gelangen, was der Dichter vom Beginn seines bewußten Daseins an gefunden hat, was ihm die Vorstellungsgrundlagen bot, auf denen er seine fernere Ausbeute, die das Leben ihn gewinnen ließ, sammelte und auf denen er den Bau seiner schöpferischen Phantasie als Erfinder aufführte. Von dieser eigenen Thätigkeit wird erst der zweite Band berichten, und somit wollen wir nur auf dieses anziehende Buch des hervorragenden Schriftstellers, das seine Erzählergabe wieder voll bekundet, hingewiesen haben, unser Urtheil aber erst über das ganze Werk verlauten lassen.

— Auf ein Buch, dessen Beginn in seinen ersten Heften in d. Bl. (S. 317) besprochen worden, sei nun, da es vollendet vorliegt, als eine Festgabe noch hingewiesen: „Germanias Sagenborn. Mären und Sagen für das deutsche Haus bearbeitet von Emil Engelmann" (Stuttgart, P. Neff). Mit vielen Bildern und Zeichnungen geschmückt, in guter prosaischer Darstellung, nicht in dichterischer Bearbeitung, wie sie des Verfassers „Heldenlieder" bieten, enthält es neben den verschiedenen Gestaltungen der Sigurd- und Siegfriedsage und der Walter's von Aquitanien namentlich die Rolandssage und andere Stücke aus dem Sagenkreise, der sich um Karl den Großen gewoben hat. Der stattliche Band ist ein Familien-, kein Kinderbuch, wenn auch ältere Knaben mit Freude in ihm lesen werden. (Preis 6 M.)

— Vor dem Feste gedenken wir vorläufig an dieser Stelle eines neuen Buchs, auf das um seines literarischen und künstlerischen Werthes willen noch zurückzukommen sein wird; das ist „Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Mit Originalillustrationen von W. Hasemann, E. Lugo, M. Roman, W. Volz, R. Eyth u. a." (Berlin, Reuther). Kein Prachtwerk, bei dem der Text nur zur Verbindung der Bilder dient, lehrt es, das schöne Gebirge mit seinen Menschen in ihren vielfachen Sitten und Trachten kennen und lieben. (Preis 21 M., geb. 25 M.)

— Eine originelle und reizende Erscheinung sind die in S. Schottländer's Verlag in Breslau erschienenen „Weihnachts- und Neujahrsbücher", die in sechs verschiedenen Ausgaben vorliegen: 1) „Höhen der Seligkeit — Thäler der Gnade" (Preis 40 Pf.); 2) „In Sonne und Schatten" (Preis 25 Pf.); 3) „Der Lieblingsschwan und andere Reime" (Preis 30 Pf.); 4) „Verborgene Blüten" (Preis 30 Pf.); 5) „Tang und Algen" (Preis 30 Pf.); 6) „Junge Herzen und grüne Auen" (Preis 1 M. 20 Pf.). Diese künstlerisch ausgestatteten Büchlein mit allerliebsten, in feinem Farbendruck ausgeführten Bildern und den von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld) mit bekannter Meisterschaft dem Englischen nachgebildeten, theils sinnigen, theils neckischen Versen, werden den gewöhnlichen Gratulationskarten mit ihren oft recht plumpen und geschmacklosen Reimen zum um so gefährlicheren Nebenbuhler, als ihr außerordentlich niedriger Preis den einer einigermaßen guten Karte nicht übersteigt, ja kaum erreicht. Sie werden dem Empfänger nicht nur eine augenblickliche, angenehme Ueberraschung, sondern eine bleibende, stets erneute Freude bereiten.

— In der Weihnachtsnummer des vorigen Jahrgangs d. Bl. fand Theodor Storm's letzte Schöpfung: „Der Schimmelreiter", eingehende Würdigung. Wiederum gerade zum Feste wird vom Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin die zweite Auflage dieser großgedachten Dichtung angezeigt, die in einer Fülle lebensvoller Einzelheiten von ebenso viel frischer Unmittelbarkeit des Schauens und Empfindens wie von reifem Kunstverstande zeugt.

— Julius Grosse's „Episoden und Epiloge", zu Anfang vorigen Jahres erschienen und in d. Bl. f. 1888 (S. 159 fg.) eingehend gewürdigt, sind soeben in zweiter Auflage ausgegeben (München, Callwey, 1890). Wer des Dichters neues Epos „Das Volkramslied" gelesen hat, wird sicher gern auch mit diesen kleinern erzählenden Dichtungen sich bekannt machen, unter denen „Aus schweren Tagen" und „Faustina" am meisten Bedeutung haben dürften.

— Mit den Lieferungen 33—38 nähert die große illustrirte Ausgabe von Alexander Graf Hübner's Reisewerk: „Ein Spaziergang um die Welt" (Leipzig, Schmidt u. Günther), sich ihrem Abschlusse. Lebhaft schildert der Verfasser das Blutbad von Tientsin. Dieser Hafen, dann Hongkong, Canton und Macao bilden den Gegenstand der Darstellung in Wort und Bild. Letztere bietet in reichem Wechsel Straßenansichten, Landschaften und das Leben und Treiben der Bevölkerung, vieles nach der charakteristischen Aufnahme des Verfassers.

— Das österreichisch-ungarische Künstleralbum: „Unsere Kunst in Wort und Bild" von Moritz Band, redigirt und herausgegeben von Rudolf Wittmann in Wien, ist rüstig bereits bis zur sechsten Lieferung fortgeschritten und in seiner alphabetischen Anordnung bis in das R gelangt.

Bibliographie.

Efferts, O., Arbeit und Boden. Kritik der theoretisch politischen Oeconomik. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 5 M.

Freudenthal, F., In de Fierabendstied. En plattdütsch Geschichtenbook. Oldenburg, Stalling. 8. 1 M. 40 Pf.

Gradnauer, G., Mirabeau's Gedanken über die Erneuerung des französischen Staatswesens. Halle a. S., Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hoenig, F., Oliver Cromwell. 3ter Bd. IV. Thl.: 1650—1658. Berlin, Luckhardt. Lex.-8. 10 M.

Kunkler, J. C., Erinnerungen eines alten Milizen. Fröhlichen Waffen- und Eidgenossen erzählt. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 4 M.

Ledderhose, K. F., Aus dem Leben des Markgrafen Georg Friedrich von Baden. Heidelberg, C. Winter. 1890. 8. 2 M.

Markwald, A., Soll die Reichsbank verstaatlicht werden? Eine gemeinverständliche Darstellung der Reichsbankfrage. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Offermann, A., Wissen und Arbeit, ihre soziale Bedeutung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Peters, H., Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Neue Folge. Berlin, Springer. Gr. 8. 7 M.

Resch, P., Das Papstthum und das Völkerrecht. Studie über die völkerrechtliche Stellung Sr. Heiligkeit des Papstes in der Gegenwart. Graz, Moser. Gr. 8. 1 M.

Saran, F., Hartmann von Aue als Lyriker. Eine literarhistorische Untersuchung. Halle a. S., Niemeyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Janssen, Johannes (Verfasser der Geschichte des deutschen Volkes), **Zeit- und Lebensbilder.** Vierte, vermehrte Auflage in zwei Bänden. 8°. (XXXVI u. 784 S.) M. 8; elegant geb. in Leinwand mit Goldtitel M. 9.40.

Diese vierte Auflage ist um drei ausführliche Aufsätze über Victor Aimé Huber, Richard Rothe und Adalbert Stifter vermehrt worden.

Inhalt. Erster Band: I. Victor Aimé Huber's Wirken auf literarischem, politischem und socialem Gebiete. — II. Aus des Geographen Carl Ritter Leben und Briefen. — III. Zur Charakteristik des Naturforschers Alexander von Humboldt. — VI. Eine Culturdame und ihre Freunde. — V. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgang dargestellt. — VI. Der protestantische Theologe Richard Rothe, aus seinen Briefen geschildert. — VII. Erinnerungen an einen deutschen Capuciner.

Zweiter Band: I. Adalbert Stifter's Anschauungen über Leben, Literatur und bildende Kunst. — II. Anschauungen des russischen Dichters Joukoffsky. — III. Politische und kirchliche Ansichten der preußischen Diplomaten Nagler und Rochow. — IV. Friedrich Christoph Dahlmann und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. — V. Freiherr von Bunsen und sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. — IV. Friedrich Wilhelm's IV. politische und religiöse Gesichtspunkte. — VII. Gervinus über Deutschland und seine Zukunft.

Neuer Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung Nachfolger in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Friedrich Schiller.

Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke.

Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.

Von

Richard Weltrich,

Kgl. Professor an der Kriegsakademie und dem Kadettenkorps zu München.

Erster Band, zweite Lieferung (Bogen 25—40).

Preis geheftet M. 3. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Münchner Neueste Nachrichten

erscheinen täglich 2 Mal; Auflage 65,000 Auflage; Quartalpreis nur M. 2. 50.

Dieselben enthalten mehrmals wöchentlich die seit Jahresfrist neu aufgenommene Rubrik:

Wissenschaftliche Rundschau

eine äußerst werthvolle Revue über alle wichtigen Entdeckungen, Forschungen und Fortschritte auf den verschiedenen Wissensgebieten, an deren Mitarbeiterschaft die hervorragendsten Vertreter der einzelnen Disciplinen betheiligt sind.

Bisher erschienen Beiträge der Herren Professoren v. Hoyer, S. Günther, Max Seydel, Johannes Ranke, Max v. Pettenkofer, Hermann Breymann, Karl v. Zittel, Privatdocent Dr. Krumbacher, Karl Theodor Heigel, Kurt Laßwitz, Kurt Lampert, Adolf Soetbeer, Otto Krümmel, F. Ludwig, G. Neudecker, Albr. Penck, B. Schlegel, Dr. v. Ziemssen, F. Winckel, Ernst Ebermayer, Wolfg. Golther, A. Schröer, Ludwig Geiger, Karl Heinly, K. Rück, v. Rothmund, B. Seuffert, E. Koeppel, Conrad Bornhak, O. Brenner, A. E. Schönbach.

Weitere hervorragende Mitarbeiter stehen in Aussicht.

Probenummern gratis und franco von unserer Expedition.

Neue belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Im Bann der Irredenta.

Roman von

Oskar Meding (Gregor Samarow).

3 Bde. Preis geh. M. 12. —; fein geb. M. 15. —

Aus Oesterreich.

Novellen von

José Baronin Schneider von Arno.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von F. Behse.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Daniel Sanders'

Wörterbuch der deutschen Sprache.

Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart.

Quart. 2 Bde. in 3 Th. 2. Aufl. 72 M. Halbfrz. geb. 81 M.

Handwörterbuch der deutschen Sprache.

Gr. Lex.-Okt. 67 Bogen auf starkem halbgeleimten Papier. 4. Aufl. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M.

Fremdwörterbuch.

Gr. Lex.-Okt. 2 starke Bde. 10 M. 50 Pf., geb. 13 M. 50 Pf.

Verdeutschungs-Wörterbuch.

Gr. Lex.-Oktav. 5 M. Geb. 6 M.

Ein Jurist,

nachweislich schriftstellerisch begabt, **sucht dauernde Stellung** als Mitarbeiter an einer Zeitschrift od. Zeitung. Beste Empfehlungen vorh. Off. unt. **J. B. 5592 Rudolf Mosse, Berlin S. W.** erbeten.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.

E. Naumann,

Uhren-Fabrik [7218

Leipzig Königsplatz 6.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Karl Schuchhardt,

Director des Kunstmuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist für diejenigen weiten Kreise des Publikums bestimmt, welche über Schliemann's so erfolgreiche Wirksamkeit Näheres erfahren wollen, ohne seine Werke selbst zu studiren, und ist mit den interessantesten Abbildungen aus diesen, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Neunter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die Varusschlacht. Von Adolf Köcher. — Der Sturz des Cardinals Wolsey im Scheidungshandel König Heinrich's VIII. von England. Von Wilhelm Busch. — Die Wahl des Protestanten Krafft von Weiffenbach zum Abt von Hersfeld (1588). Von Georg Winter. — Die Kölner Wahl und Frankreichs Friedensbruch 1688. Von Hans Prutz. — Eine deutsche Colonie in Venezuela. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Die Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung. Von Wilhelm Maurenbrecher.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in unübertroffen reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-** **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons.

Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis und franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'

Neues Wörterbuch

der Englischen und Deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

2 Theile. Geb. 6 M.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im Sten Versandjahre 1888 wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn."

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Weihnachtsgeschenke für Kinder und Erwachsene.

Die 117. Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter 100,000 Nummern 50,000 Gewinne im Betrage von 18,185,000 M., dabei Haupttreffer von

500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in Leipzig stattfinden wie folgt:

die erste	zweite	dritte	vierte	fünfte
am 7. und 8. Januar	3. und 4. Februar	3. und 4. März	8. und 9. April	vom 5.—27. Mai 1890.

Original-Lose dazu sind von dem Unterzeichneten zum Planpreise zu haben, welcher beträgt

für Voll-Lose:	für Klassen-Lose:
210 M. — Pf. für 1/1, 105 M. — Pf. für 1/2, 42 M. — Pf. für 1/5	42 M. — Pf. für 1/1, 21 M. — Pf. für 1/2, 8 M. 40 Pf. für 1/5.

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen eingeschriebenen Zusendung. — Wird solche franko und nach Beendigung der Lotterie noch die amtliche Gewinn-Liste gewünscht, so sind außer dem Planpreise noch 55 Pf., vom Ausland 75 Pf., für Porto und Liste beizufügen. — Für Voll-Los-Nummern, welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung des Gewinnbetrags gleichzeitig mit zurück vergütet. Klassen-Lose gewähren nur Anspruch auf Gewinne in der Klasse, auf welche solche lauten und sind daher zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit. — Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort. Verloosungs-Plan erfolgt franco im Couvert gegen Einsendung von 10 Pf.

Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorfer-Strasse No. 5, concessionirter K. S. Lotterie-Collecteur.

(Mit einer Beilage der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

JAN 15 18..

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 26. December 1889.

Inhalt: Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Memoiren. Von Robert Waldmüller. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Zur deutschen Sprache. Von Karl Tallmann. — Neue Epik. Von Adalbert Schroeter. — Technologisches. Von v. M. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

1. Der rothe Cardinal. Roman von Frances Elliot. Uebersetzung. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Der Katzensteg. Roman von Hermann Sudermann. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1890. 8. 4 M.
3. Der Majoratserbe. Roman von Georg Hartwig. Drei Bände. Berlin, Janke. 1890. 8. 10 M.
4. Die Waldfee. Eine Erzählung von Natalie Riese. Zwei Bände. Halle, Kämmerer u. Comp. 1890. 8. 5 M.
5. Der bunte Jakob. Komischer Soldatenroman von A. von Winterfeld. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1890. 8. 8 M.

Unter den fünfen sind nicht weniger als vier zeitgenössische Familien- und Gesellschaftsromane mit dem gemeinsamen Merkmale des Düster-Gewaltsamen, das in seelisch ungesunde Regionen einführt. Diese Lektüre beklemmt, und so greifen wir denn, erleichtert aufathmend, gern zur letzten Nummer, der humorreich lachenden Schalksgeschichte.

„Der rothe Cardinal" von Frances Elliot (Nr. 1): ein seltsames Buch und eine sonderbare Welt! Trotz des Fatalismus, dem unsere heutige Weltanschauung gern und viel sich zuneigt, sind wir in der Literatur doch schon lange und rasch über die Schicksalstragödie hinweg, die einst ihre dumme Rolle darin spielte, zur Tagesordnung geschritten. Doch da liegt eine Schöpfung vor, welche auffallend wieder in jene verfehlte Manier zurückverweist, nur daß die Färbung ganz neuester Art und die seelische Begründung — zum Glück — doch weit tiefer ist.

Die Geschichte ist kurz diese: Der italienische Marchese Anzano Gonzago, auf dem fürstlichen Besitzthume Sant'-Agata bei Siena residirend, trägt auf seinen unglücklichen und zu schwachen Schultern die Schuld eines blutbefleckten verbrecherischen Erbvorgängers — die alte und viel ausgebeutete Vorstellung von furchtbarer Familienschuld und Sühne. Der rothe Cardinal hatte ein mit eigenartigster Schönheit ausgestattetes Waldkind verführt und dann morden lassen; nun geht sie als rächender Geist um. Von ihr ist ein Kind da, ebenso entzückend schön, und sie wird die Geliebte des jüngern Bruders unsers Marchese. Dieser will um jeden Preis die nach seiner Weltanschauung von vornherein verdammte Verbindung hintertreiben, sucht gar das Mädchen zu tödten; die beiden aber finden sich und sind glücklich. Unser trauriger Held, äußerlich und innerlich gebrochen, kommt in einem furchtbaren Gewittersturme um; ob freiwillig, ist zweifelhaft gelassen.

Offenbar haben wir es in dem erhitzten Gehirne des Unglücklichen mit Geistesstörung zu thun, erzeugt durch die mit aller Lebendigkeit fortgepflanzte schreckliche Familienüberlieferung, durch Hallucinationen und Gespenstererscheinungen, an denen der verhängnißvoll angelegte Kopf leidet. Es gehört aber zur angewandten Kunst des Verfassers, daß er uns im Ungewissen hinhält, bis zum Schlusse über den wahren Zustand in Zweifel läßt und so das Interesse fragend und hin und her rathend spannt.

Allgemein ist die literarische Bedeutung des Buchs — mögen wir nun die Grundlagen, auf die es sich aufgebaut hat, verwerfen — ja nicht gering zu schätzen. Der Verfasser verfügt über eine große Darstellungskraft und ermangelt keineswegs der seelischen Vertiefung. Die Naturzeichnungen sind hoch interessant: auf der einen Seite alle Pracht und anmuthend einschmeichelnde Fülle wundervoller Sonnenlandschaft, wie eben nur das gottgesegnete Land sie bietet und dazu in der Spiegelung einer mit unbeschränkten Mitteln und fein berechnetem Verständnisse geschaffenen Kunstumgebung. Auf der andern Seite, und das noch stärker, das wilde Grauen gewaltig abgerissener Gebirgspartien mit dem unheimlichen Düster fast jungfräulich gebliebenen Urwaldes, alles das groß, geheimnißvoll, fast gespenstig, erschütternd, als gingen eben die strafenden Geister hier um, also vollends angethan, ein bereits aus dem Gleichgewichte gekommenes Gemüth, das da verein-

samt in sich brütet, zu zerrütten. Das ist mit einschneidender Kraft gezeichnet und dem entspricht die Eindringlichkeit der seelischen Schilderung: die furchtbare Erschütterung in den Gemüthern der beiden Gonzago, bis sie aus herzlich brüderlicher Freundschaft bis zum tödlichen Zerwürfnisse kommen, die Wallungen in dem herrlich reinen Mädchenherzen, sie können ihres Eindrucks nicht verfehlen. Eine feinere Zeichnung als die des wundervoll anmuthenden Naturkindes ist selten zu finden, und wie es mit den Vögeln und Bäumen, deren Sprache es versteht, Zwiesprache hält, ist eine der eigenartigsten Scenerien; wir werden ungesucht an die Merlinsage erinnert.

Einmal im Lesen müssen wir die schaurige seelische Leidensgeschichte mit Hast zu Ende bringen; es ist, als ob der Verfasser uns mit Furien hindurchpeitsche. Poesie ist das, neuesten Gepräges; ob die echte, das ist eine zweite schwere Frage. Empfehlen würden wir das Buch kaum.

Finden wir im „Rothen Cardinal" ganz ungesunde Geistesstörungen als Hauptmotiv untergelegt, so im Romane Hermann Sudermann's: „Der Katzensteg" (Nr. 2), vollständig ungesetzliche, aus allen Fugen gegangene Gesellschaftszustände, derart, daß sie in ein europäisches Huronenland passen würden.

In dem Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Gutsunterthanen ist da durch gegenseitige unsühnbare Schuld eine so greuliche Zerrüttung und Verwilderung eingetreten, daß wir uns versetzt denken mögen in die abscheulichsten Faustrechtzeiten des Mittelalters oder dann in eine weltabgeschlossene Bergwildniß, die völlig von aller neuern Cultur und Humanität unberührt geblieben. Und doch soll die Geschichte mitten in den Napoleonischen Weltkriegen spielen, freilich irgendwo in einem hinter allen neuzeitlichen Bildungseinflüssen zurückgebliebenen polnisch-deutschen Grenzgebiete.

Der Ablauf ist dieser: Ein brutaler und mit wilden Instincten ausgestatteter Schloßherr freiherrlichen Ursprungs hat sich mit seinen Gutsbauern auf den Tod verfeindet. Als er sich nun gar im großen Weltstreite, obgleich selber Deutscher, gegen das deutsche und für das polnische Element einläßt und in dem Sinne einen verrätherischen Streich begeht, brennen sie ihm das Schloß nieder und zwingen ihn, zusammen einzig mit einer Dorfdirne, die seine Liebste geworden, wie auf einer Insel verfemt und gänzlich von allem entblößt unter Ruinen zu hausen, ja, sie verweigern dem Todten das ehrliche Begräbniß. Der besser angelegte Sohn, obgleich selber vom Vater geschieden und unter fremdem Namen mit Ehren bei den deutschen Fahnen gestanden, will doch Recht, Ehre und Besitz seines Geschlechts mit Gewalt zurückerobern; die jeder vernünftigen Verständigung unzugänglichen Dörfler aber zwingen ihn vorerst, zusammen mit der übriggebliebenen Maitresse des Vaters, die mit der Treue eines Hundes an der Herrenfamilie hängt, jenem gleich verfemt und vereinsamt zu wirthschaften. Als er den ersten kräftigen Schritt zur Wiederherstellung des Schlosses zu thun die Mittel gewonnen hat, bricht der Krieg gegen den großen Völkerbedränger wieder los und er stellt sich aufs neue dem soldatischen Dienste, beauftragt, als Hauptmann die Compagnie seines Kreises zur Armee zu führen. Die Dörfler versuchen eine Empörung; der eigene Vater der unglücklichen Dorfschönen, ein im Trunke verlotteter Lump, schießt die Tochter nieder; der junge Herr aber, ausgezogen, kommt nicht mehr zurück; verschollen gilt er als ein auf französischem Boden Gefallener.

Eine finstere Geschichte. Das literarisch-künstlerische Talent aber in der Durchführung verdient auch hier alle Anerkennung. Die feindlichen Gestalten im Kampfe: der Schloßherr, seine Liebste und der Sohn auf der einen, die zerlumpten und verwilderten Dörfler auf der andern Seite sind mit großer Energie gezeichnet, unter den letztern hervorragend der heuchlerisch verdrehte Schulze, eine elende Kröte; sein bramarbasirendes Söhnchen, der Lieutenant, der übrigens im Trinken stärker ist als im Schlagen; der alte Dorfgeistliche, eine ehrliche, aber eisern starre und unversöhnliche Gestalt, fest wie die Propheten des Alten Bundes im zornsprühenden Fluche. Die geistig anziehendste Zeichnung ist das Verhältniß des jungen Freiherrn zu der hinterlassenen Liebsten des Vaters, mit der er ja auf der verwünschten Insel hausen muß. Die natürliche wilde Schönheit des kraftvollen Weibes, ihre körperliche und geistige Widerstandskraft gegen die Feinde des Herrenhauses, die bis in den Tod geradezu sklavisch gehorsame Treue entfachen in der Brust des selber schuldlos außer das gewohnte Menschenrecht Gestellten einen harten und ungelösten Kampf zwischen Verachtung und Anziehung, Haß und Liebe. Soll er sie schlagen oder umarmen? Wie dieser innere Widerstreit enden würde, wissen wir nicht, da die Geschichte gewaltsam abbricht. Sie selber ist ein kaum zu beurtheilendes, ganz ausnahmsweises Wesen, eine ungeschliffene Urnatur. Das alles findet sich mit großer Entschiedenheit gezeichnet. Sprechend ist der Gegensatz zu einem andern Weibe, dem Pfarrerstöchterchen, einem nichtig blöden Gänschen, aus dem sich der enthusiastische junge Mann von der Kindheit her eine Heilige schuf, bis sie selber ihn gründlich curirt.

Die Sprache hat etwas auffallend Frisches, Keckes, scharf und bestimmt Bezeichnendes; einzelne fast rohe Formen und Ausdrücke, zu denen allerdings diese Nachtscenen eines aus allen Fugen gerissenen Gesellschaftslebens verleiten mochten, ließen sich mit Leichtigkeit streichen oder umgestalten, und das sollte geschehen.

„Der Majoratserbe" von Georg Hartwig (Nr. 3) erzählt von einer widerwärtigen, in sich gespaltenen und zerfallenen Familie, derer von Rothenburg, ob wir nun den Hauptstamm oder seine zwei Nebenzweige ins Auge fassen. Den einen Zweig vertritt Rupert, ein alter Säufer und Spieler ärgster Sorte, der sein Gut gründlich herunterbrachte, als Haustyrann den Tod der eigenen guten Frau verschuldete, und mithilft auch die einzige Tochter, ein überaus zartes und feinfühliges Wesen, einem

tragischen Ende zuzuführen. Der Bruder dieses Ungethüms ist eine stille fromme Natur, Geistlicher geworden, aber im praktischen Leben wenig brauchbar. An der Spitze des andern Zweiges steht allerdings ein ganz anderer Mann, Wenzel, ein braver und tüchtig ehrenwerther Wirthschafter; aber er ist etwas verbauert und dazu stark verbittert, weil die hochmüthige Sippe ihm niemals verzeihen konnte, daß er eine Bürgerliche heirathete; er und die Seinen werden von dem alten Geschlecht als Ausgestoßene behandelt. An die Spitze des Hauptstammes tritt der Majoratserbe Harald, dessen Vater eben gestorben, ein hochmüthiger, nach Willkür handelnder Mensch ohne Grundsätze noch Pflichtgefühl. Er beginnt damit, sich in Rupert's ungemein liebenswürdige und edeldenkende Tochter zu verlieben, und als er eben daran ist, Hochzeit zu machen, fängt eine diabolisch schöne und gewandte Polin ihn so ein, daß er alles vergißt, auch seine heiligsten Schwüre. Das bricht der Armen das Herz, und sie ertrinkt im Weiher, dessen mit einer Eiskruste bedeckte Fläche sie im Mondscheine halb schlafwandelnd betreten hat. Unterdeß schwelgt Harald mit seiner Angetrauten in Neapel. Aus dieser Schuld kann aber nichts Gutes erwachsen, und das Schicksal rächt sich auf recht eigenthümliche Weise. Nach einem Jahre schon verliert er die förmlich angebetete Gattin, die ihm einen Knaben hinterläßt. Jahre des Schmerzes und der Unruhe folgen; da kehrt er nach Rothenburg zurück, lernt die unterdeß zu imposanter Schönheit und pflichtbewußter Willensstärke erwachsene Tochter Wenzel's kennen, flackert in heftiger Liebe zu ihr auf und weiß auch sie, die ihn wegen des abweisenden Verhaltens zu den indessen verstorbenen Aeltern zuerst haßte, durch sein bestechend hinreißendes Wesen so zu gewinnen, daß sie ihm die Hand reicht. Ein Jahr nach der Verehelichung schenkt sie ihm ein Zwillingspaar, Knabe und Mädchen, und nun kommt über den unsteten, niemals pflichtbewußten, immer nur von heftigen Instincten getriebenen Mann eine seelisch merkwürdige Wandlung, die ihn krank macht und Glück und Bestand seines Hauses untergräbt. Er beginnt den Erstgeborenen, Stanislaus, den Sohn der Polin, den er sich als Majoratserben nicht denken kann noch mag, förmlich zu hassen und zu verfolgen, bohrt sich mit den gestörten Gedanken in eine besondere unglückliche Welt hinein, die sein und seines Hauses Dämon wird. Ein sinnloser Auftritt mit seiner verständigen Frau, die billig und großdenkend die Rechte des hochbegabten Stiefsohnes gegenüber dem vom Vater gründlich verzogenen eigenen Muttersöhnchen vertritt, raubt ihm für immer Liebe und Vertrauen des tödlich gekränkten Weibes. Aus Rothenburg, dessen Herr seit der ersten großen Schuld den gesuchten Frieden nie mehr hat finden können, sind nun vollends alle guten Geister ausgezogen. Aber wie erklärt sich jene seelische Wandlung in Harald's Herzen, die uns unbegreiflich scheint? Leicht genug, wie wir gegen den Schluß hin hören. Stanislaus ist gar nicht sein Sohn, sondern von der ersten Frau kurz vor ihrem Tode statt ihres todtgeborenen Kindes untergeschoben worden, eigentlich eines neapolitanischen Fischers Sprosse. Harald hat das noch vor ihrem Ende von ihr gehört und in den Betrug, welcher das Rothenburg'sche Erbe der verhaßten Familie für immer entziehen sollte, eingewilligt, dann aber mit den Jahren mehr und mehr unter der neuen Schuld, die förmlich den Charakter des Verbrechens hat, gelitten, bis ihm Ueberlegung und Geistesklarheit abhanden gekommen sind; er ist ein verlorener Mann, den die begangenen Sünden hetzen und verderben. Das Ende ist schaurig: Durch den unbändig haßerfüllten Rupert, welcher merkwürdig genug den Betrug entdeckt hat, vollends zur Verzweiflung gebracht, will Harald in der Nacht die polnische Gehülfin bei allen seinen Beziehungen zur ersten Gattin, die alte Jadwiga, ermorden; bei diesem Unterfangen fällt im Kampfe der Leuchter um; das Schloß geräth in Brand, und die zwei Schuldigen kommen in den Flammen um. Stanislaus Somelli aber, der untergeschobene Knabe, wird ein großer Geigenkünstler; einst der vielgeliebte Halbbruder des kleinen reizenden Schwesterchens Bertha von Rothenburg, steht er nach Jahren der erblühten Jungfrau mit heißerer Liebe gegenüber; aber als ihm nun die Wahl gelassen wird zwischen der Hand der reichen Erbin und seiner nicht weniger heißgeliebten Kunst, bleibt er dieser treu. Damit schließt die Geschichte.

Zustände und Begebnisse sind nichts weniger als erfreulich, und die Charaktere heben sich hart und schroff ab. Also auch hier eine drückende Atmosphäre, von wilden Leidenschaften, in Liebe und Haß zerrissene Charaktere, ein Spannen auf drohende Geschicke, excentrische Verhältnisse und Gefühlsschwankungen, die sich bis ins Unerträgliche steigern, und dem entsprechende tragische Ausgänge. Hauptkennzeichen der Schilderung ist die Kraft.

Unter den heute vorliegenden Romanen der letzte seiner Art, „Die Waldfee" betitelt (Nr. 4), von Natalie Riese, baut sich auf ebenso ausnahmsweise, sonderbare, erschreckende Gesellschaftszustände und Familienzwiste auf. Der Kern der Geschichte ist dieser: Ein Sohn vornehmer Familie, aus Amerika zurückgekehrt, wo er gegen den Willen des tyrannisch strengen Vaters sich verheirathete, da diesem der Geschäftsverhältnisse halber eine ganz andere Verbindung von langeher vorschwebte, wird bei der ersten Begegnung, als die zwei gleich harten Köpfe ergrimmt aneinander gerathen, als geistesgestört erklärt, in eine französische Anstalt geliefert, die junge Frau einfach auf die Gasse gestoßen. Nach einigen Jahren erklärt der betrügliche Anstaltsdirector aus Gewinnsucht den ihm Uebergebenen für todt, indem er einen andern Todten unterschiebt, und der Gequälte, der bei niemand Gehör findet, verharrt in seinem schauerlichen Gefängnisse 20 Jahre, bis zu des Vorstehers Tode. Darauf muß er sich, gegenüber der eigenen Schwester und deren Sohne das natürlich im höchsten Grade angezweifelte Familienrecht zurückerobern und die verloren geglaubte geliebte Gattin suchen. Nach schweren Prüfungen gelingt beides über die maßen

und dazu werden seine eigene Tochter und der Schwestersohn, die sich vom ersten Sehen an in Liebe zueinander neigten, ein glückliches Paar.

Man wird zugeben, daß man da eine der eigenartigsten, schweren, erschütternden, schicksalsreichen Verwickelungen vor sich hat. Die Verfasserin hat sich aber damit nicht begnügt, sondern eine zweite Partie Geschichte mitspielend hineingewoben, die unmittelbar aus den erbitterten Arbeiterkämpfen unserer Tage herausgelangt und ohne künstlerische Vermittelung hineingeworfen ist. Was sie damit will und wie sie sich zu den streitenden Fragen stellt, das läßt sie auch nicht einen Augenblick im Zweifel: diese ganze neuzeitliche Bewegung ist nämlich vom Bösen und mit Haut und Haar zu verdammen. Und da können wir nicht verhehlen, daß uns beim Lesen oft ein stilles Lächeln überkam, und wir der eifernden Predigerin mehr als einmal hätten zurufen mögen: Halt, so geschwind geht es denn doch nicht! Den geschilderten Uebergriffen der Agitatoren und Emancipirten gegenüber ist natürlich leicht Stellung zu nehmen, damit aber die Grundfrage nichts weniger als aus der Welt geschafft.

Wir finden nicht viel an dem Buche. Der literarische Werth der Arbeit erscheint uns nicht groß, der künstlerische Aufbau in einzelnen Partien schwach und ganze Kapitel herzlich langweilig. Die Betrachtungen über die gewaltigen Zeit- und Streitfragen sind alltäglich und oberflächlich.

Wenn wir die vier besprochenen Nummern überschauen, so mögen wir uns füglich fragen: Hält sich denn unsere neueste Dichtung nur berufen, die Nerven des Lesers übers Maß zu spannen, ihn mit Unglücksgeschichten zu reizen und zu quälen? Müssen wir durchaus eine Poesie der Verzweiflung haben?

Da wenden wir uns, um uns auszuspannen und wieder einmal zu lachen, recht gern zum Schalk und gutmüthigen Spötter.

Ganz kurze Zeit ist es, seit die Blätter Kunde brachten vom Ableben des unermüdlichen Schriftstellers A. von Winterfeld, der in unserer neuesten Literatur eine ausgeprägt eigenartige, völlig ausnahmsweise Stellung einnahm; ein Humorist, der in dieser Art und mit diesem Stoffgebiet unter uns ein zweites mal nicht da ist. Wir haben also im „Bunten Jakob" (Nr. 5) ein letztes Vermächtniß vor uns und kein schlechtes; er hat sich da noch einmal zur Höhe seines besondern Talents erhoben.

Die Bezeichnung komisch paßt höchstens auf einen kleinen Theil des Buchs, und das ist nicht einmal der beste; humoristisch wäre passender, eine starke Reihe von Scenen und Bildern haben eben gar nicht ausgesprochen komischen Charakter, sind aber dafür voll des reinen, frischen, lebensfrohen Humors in Anschauung des irdischen Gerümpels, ja sie werden recht herzlich gemüthvoll. Auch der „Bunte Jakob" ist fast willkürlich zum Titel genommen, denn er spielt eine Hauptrolle blos in dem allerdings entscheidenden Momente, wo der Held der Geschichte — wofern überhaupt ein solcher da ist — seine gewichtigste Handlung begeht. Uebrigens kitzelt es uns schon ein wenig zum Lachen, wenn wir nur vernehmen, wer und was denn dieser „bunte Jakob" ist. Nun — ein buntscheckig gflecktes, im Grunde mehr einem Ziegenbocke gleichsehendes Militärroß von lustiger Erscheinung, bockbeinigem Wesen und etwas tückisch-eigensinnigem Temperament, was der verschiedene male unsanft abgesetzte, lange, spindeldürre französische Lieutenant erprobt, der darauf reiten möchte. Der Jakob ist nämlich ein gut norddeutsch patriotischer Gaul, der sich nur von seinem angestammten jungen Herrn, dem Krautjunker, reiten läßt, und diesen unwillkürlich zum Helden macht, weil er in der großen Schlacht mit ihm durchgeht und mitten in die Feinde hineinsprengt. Im übrigen hätte Teckel, der originell häßliche, tückische, faulenzende Haushund, von dessen stillen Heldenthaten im Schlafen und Wachen uns ein gelungen derbkomisches Bild in verschiedenen Färbungen entworfen ist, fast ebenso viel Anrecht darauf, im Titel genannt zu werden, wenn's eben ein Vierbeiner sein soll. Das alles ist freilich für den Werth des Buchs von minderer Bedeutung.

Wir sind es gewöhnt, daß in den Winterfeld'schen Romanen so wenig als möglich geschieht; so auch hier, trotzdem wir im Verlaufe mitten in den russischen Feldzug des Jahres 1812 hineingeworfen werden, in welchem so riesig Weltumstürzendes geschehen ist. Wie gewohnt, löst sich das Ganze in eine am dünnen Faden der Geschichte aufgereihte Zahl von Genrebildchen auf, die in ihrer Tonart vom derbgelaunten Lachen bis zum Friedlich-Stillen, ja zum Gemüthvollen gehen; Bildchen, die wir komische und ernste Idyllen heißen möchten, zum Theil so im innersten Wesen ihrer Natur getroffen, so sprechend und ursprünglich, daß ein talentvoller Illustrator sich daran machen sollte; er hätte ein prächtiges Feld und könnte viel Geist entwickeln.

Eigentliches Thema ist hier das altväterlich patriarchalische, mit einer mächtigen Portion von uneingefleischter Langerweile ausgestattete, gutmüthig inhaltsleere norddeutsche Gutsherrenleben auf dem flachen platten Lande, mit träge hinschleichenden Tagen und langen Nächten, die sich alle zum Verzweifeln ähnlich sehen. Nichts geschehen! ist da die leierkastenartig sich abspielende Lebensparole, und auch die kleine Unterbrechung durch die vorüberstreifenden französischen Soldaten ändert an dem duseligen Traumleben gar wenig. Sie sind gelungene Typen: der alte Herr von Finkenstein, riesig rauchend und gemüthlich polternd; seine seelengute, immer herumtrippelnde Frau; der belfernde Onkel Suse; die mit ihren ziemlich ausgewachsenen und abgeblaßten Reizen kokettirende Tante Tilde, welche die Hoffnung auf einen Mann noch nicht aufgegeben und in dem Skelett von langem Lieutenant wirklich den Erlöser findet; der gesunde Junker Hans als flotter Militär, bis auch er behäbig einschläft; der mehr im Essen als im Predigen starke fette Pastor und seine

zimperlich piepende Frau. Und ebenso gelungen wie die Figuren sind die witzigen Einfälle und familiären Auftritte, die sich da abspielen, zum lauten Ergötzen und zur stillen Erbauung. Oder wie sie da untereinander herzbrechend französisch-deutsch parliren, das ist zum verzweifelten Entzücken. Nicht weniger schön, wie Tilde und der Lange die Liebe betreiben. Und so Dutzende von gleich launigen Streichen. Die Auftritte können aber auch ernsten, tiefen Gefühls voll sein, so die Darstellung eines Weihnachtsabends vom alten Stile, mit treffenden Bemerkungen über die Wandlungen unsers Geschlechts.

Wer sich einige gute Stunden machen will, der lese den „Bunten Jakob", und wer Sinn dafür hat, für den sind sie nicht verloren. J. J. Honegger.

Memoiren.

Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren 1863—84. Von Feodor Wehl. Zweiter Band. Altona, Reher. 1889. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Trotz der obigen Erläuterungen des Titels enthält auch dieser Band neben den Tagebuchauszügen noch sehr vieles andere und zwar darunter Briefe von hohem Interesse. Wehl hatte eben durch seine langjährige kritische und dichterische Thätigkeit vielseitige Berührungen mit Leuten, deren Briefe auch für ihre Charaktere von maßgebendem Gehalte sind. Laube, Dingelstedt, Professor Schleiden, Geibel, Gutzkow, Kücken, Therese von Bacharacht und vor allem Ludmilla Assing seien hier nur genannt. Das Bild der letztern ist in diesem Bande durch Wehl, der ihr seit seiner Jugend befreundet war und bis zu ihrem Tode ihr befreundet blieb, liebevoll gezeichnet worden. Wie man sich erinnern wird, ist sie in Florenz unter unheimlichen Umständen gestorben. Nach einem Briefe ihrer Schwester Ottilie Assing, welchen Wehl ganz mittheilt, hatte Ludmilla einen Arzt und einen Advocaten — es waren Brüder und zwar Italiener — zu Testamentsvollstreckern ernannt „in beispielloser Verblendung", und als sie irrsinnig wurde, ließen sich dieselben durch Richterspruch zu ihren Curatoren bestellen. Das Weitere möge man in dem Buche nachlesen. — Wer bisher, wie ich selbst, der Herausgeberin des literarischen Nachlasses ihres Onkels Varnhagen von Ense keine sympathischen Seiten abzugewinnen vermochte, wird mit angenehmer Ueberraschung aus den zahlreichen, von Wehl mitgetheilten Briefen entnehmen, daß sie neben der ihr nie abgesprochenen Beobachtungsgabe und Schärfe des Verstandes auch ein warmes Gemüth und eine schöne Geradheit des Charakters besaß. Schon diese Briefe machen den zweiten Band von „Zeit und Menschen" der nachdrücklichsten Empfehlung werth.

Einige wenige Auszüge mögen hier folgen, nicht als Proben für die letztern Eigenschaften — sie sind mehr der Gesammteindruck der Lektüre ihrer Briefe —, sondern als Beleg für die Leichtigkeit, mit der sie zu erzählen verstand. So heißt es über einen Besuch Franz Liszt's bei ihrem Onkel Varnhagen:

Das Hauptgespräch bildete die Gräfin d'Agoult; Liszt wußte, daß der Onkel mit ihr in Briefwechsel steht; er sprach von seinen ehemaligen Beziehungen zu ihr mit großer Offenheit — wie dies auch die Gräfin ihrerseits in ihren Briefen gethan. Die merkwürdigen Details sind leider zu weitläufig zum Schreiben. Er sagte, er würde nie dem Verhältniß ein Ende gemacht haben, schon deshalb nicht, weil er es für eine Ehrensache angesehen habe, dies nicht zu thun. „Mais j'ai le malheur de lui déplaire horriblement; elle m'a mis à la porte. — Vous voyez que je ne suis pas fier! — Demandez-la; elle vous dira elle-même: j'ai mis Liszt à la porte!" — Sie mache sich aus ihren Töchtern nichts, obgleich sie sich immer den Anschein gebe: „elle a les allures d'un caractère". Er habe allein für seine Töchter sorgen müssen, er habe es gern gethan, aber er habe es auch gewußt, obgleich doch eigentlich die Töchter die Sorge der Mutter wären — „les garçons, c'est autre chose". — Als sie ihn fortgeschickt, habe er ihr gesagt, er würde noch drei Wochen lang zu ihr kommen, unterdessen möge sie es sich wohl überlegen; bliebe sie dabei, so würde er nach diesem Zeitraume nie wieder ihre Schwelle betreten. — Jetzt könne er von diesen Dingen leichter reden, die ihn damals sehr schmerzlich berührt hätten. Er rühmte ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und er bliebe ihr auch immer très-reconnaissant; wenn sie sich noch so heftig über ihn ausließe, er würde immer gut von ihr reden; es wäre doch nicht nöthig „d'éclater à tout moment; des relations comme les nôtres, on peut les traiter avec une certaine hauteur, et j'ai cette hauteur-là; je les ai traités toujours, je pense, galamment". — Von ihrer Schriftstellerei sagte er: „Je connais son literarisches Streben". Er habe sie zuerst zum Schreiben angeregt und ihre ersten Sachen durchgesehen und corrigirt. Wenn sie nun nach ihrer Nélida noch eine Pélida und eine Délida schreiben würde, er habe nichts dagegen.

Auch Bettina gehört selbstverständlich zu Ludmilla's brieflich hingeworfenen Augenblicksbildern:

Gestern war Bettina hier; sie sah mich mit gelblich schimmernden Augen ganz zärtlich an und sagte mir: „Oh, ich hab' Sie sehr lieb." — Sie setzte sich in einen Lehnsessel und zog mich plötzlich auf ihren Schos. Dann küßte sie mich und rief, auf den Onkel zeigend: „Der da ist neidisch auf uns!" — Darauf versicherte sie mir wieder, daß sie mich sehr lieb habe und setzte hinzu: „Oh, ich hab' Sie alle lieb, aber Sie am meisten, und den da (wieder auf den Onkel zeigend) am wenigsten!" — Ich sagte darauf: „Hätten Sie mir weniger gesagt, es wäre mehr gewesen!" — „Wie so?" fragte sie etwas stutzig, wie sie es immer wird, wenn sie sieht, daß man sich von ihrem Katzenwesen und ihren Schelmereien nicht blenden läßt. „Weil es wahrscheinlicher geklungen hätte", antwortete ich. Sie lachte nun mit uns. Ist das nicht die ganze Bettina?

Von den berühmten Stegreifwitzen der Gräfin Klothilde Kalkreuth einer, der sich auf ihr Ledigbleiben bezog:

Oh, ich würde gewiß in der Ehe sehr gut gewesen sein; das können Sie schon daran sehen, daß ich jeden alten Stuhl, jedes alte Sofa lieber habe, je älter sie werden; so würde mir also auch mein Mann immer lieber geworden sein, nur — ich kann nichts, auch das kleinste Stückchen Baumwolle nicht kaufen, ohne es erst

einmal wieder umzutauschen — so würde ich also auch erst meinen Mann einmal müssen umgetauscht haben!

Ein nicht übles Wortspiel kam heraus, als Gottfried Keller's Wortkargheit die Gräfin zur Verzweiflung gebracht hatte. Da meinte sie: „Ich sagte früher wol: stumm wie das Grab, künftig sage ich: stumm wie der Keller."

Und als Ludmilla den von der Gräfin besonders gern gesehenen Hofgeschichtenerzähler Vehse in Schutz nahm, der wegen vieler Arbeiten sich den ganzen Sommer nicht bei ihr hatte sehen lassen, sagte die Gräfin: „Ich mag aber solche Leute nicht, die es mit ihren Freunden wie mit ihren Pelzsachen machen: sie im Sommer zum Kürschner geben und im Winter erst wieder abholen."

Zu den häufig in Ludmilla's Briefen vorkommenden Schilderungen aus dem berliner Gesellschaftsleben der funfziger Jahre gehören auch Notizen über eine Theatervorstellung in dem von Olfers'schen Hause. Dem Herrn wie der Frau von Olfers hatte Gräfin Brandenburg je 50 Lose einer Lotterie zugeschickt, welche von ihr zum Vortheil einer Malerwitwe veranstaltet war. Um die 100 Thaler nicht allein zahlen zu müssen, ward praktischerweise jene Theatervorstellung, das Losbillet zu 1 Thaler, in Scene gesetzt, und die Freunde verfehlten denn auch nicht sich einzustellen. Hier einige Bruchstücke der ergötzlichen Schilderung, wobei Ludmilla wol kaum zu übertreiben brauchte — in Berlin ging und geht es bei solchen Veranstaltungen nicht anders zu als überall:

Die Gräfin St.-M., Tochter der Frau von H., eine schlanke, hochgewachsene Dame von dreistem, zuweilen jungenhaftem Wesen, war die einzige, der man eine Männerrolle zugetheilt; sie hatte einen jungen Bauernburschen zu spielen, und als sie in der letzten Probe in ihrem Costüm erschien, wurde dieses, ich weiß nicht ob mit Unrecht oder mit Recht, von den andern anwesenden Damen so anstößig gefunden, daß es ein wahres Entsetzen erregte und Frau von Olfers vor Schreck die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Unterdessen war die Mutter auf dieses Costüm ihrer Tochter ganz besonders eitel und hatte schon zuvor mehrern bekannten Herren mit verheißendem Lächeln angekündigt: „Morgen werden Sie etwas Reizendes sehen, Klara in Männertracht!" und die Herren belustigten sich denn in der That mehr, als es angenehm war, darüber. Gespielt wurde nicht besonders; eine junge Dame hatte die Lorelei vorzustellen und sollte mit den Worten auftreten: „Ich bin die Lorelei!" Unglücklicherweise versprach sie sich und sagte: „Ich bin nicht die Lorelei!" und, was noch schlimmer war, spielte ihre ganze Rolle so, daß man ihren ersten Worten vollkommen Glauben schenken mußte. Sehr dagegen wurde Gisela Arnim, die jüngste Bettinentochter, als eine „Salamandra" gerühmt. Diese aber hatte mit echt Arnimschen Leichtsinne erst im letzten Augenblicke an ihre Toilette gedacht. „Aber Mutter, was soll ich denn eigentlich morgen anziehen?" fragte sie endlich Bettina. Bettina sann einen Augenblick nach, warf dann einen prüfenden Blick auf ihre feuerfarbenen Gardinen, nahm sie herunter und rief: „Das wird passen!" Dazu wurden Fransen von einem Fußteppich abgetrennt, die Messingrosetten der Gardinen als Verzierungen benutzt und das Gewand, geschickt drapirt, war fertig. Amusant war es, den Fürsten Pückler, den ich seitdem beim Onkel wiedergesehen habe, über diese Komödie reden zu hören. Als artiger Gast wollte er nicht geradezu tadeln und sagte deshalb mit feinem Lächeln: „Nein, es war gar nicht schlecht, es war ganz charmant, es war allerliebst! Die Damen sprachen alle ganz andere Verse, als sie einstudirt hatten, es war reizend!"

Endlich noch einige Worte über die Schwiegertochter Goethe's:

Frau von Goethe ist hier auf einige Tage zum Besuch und geht von hier nach Wien. Ich war mit dem Onkel bei ihr und auch einen Abend bei Fräulein Solmar mit ihr zusammen. Man hatte sie mir oft als häßlich geschildert, daß ich sie nun viel besser aussehend fand, als ich erwartet hatte. In der schwarzen Kleidung — sie trauert um ihre Mutter — mit den weißen Haaren und den bedeutenden Augen nimmt sie sich ganz interessant aus; nur der untere Theil des Gesichts ist häßlich, weil sie sich vor langer Zeit durch einen Sturz mit dem Pferde die Lippe zerschlagen. Sie hat ein sehr angenehmes Wesen, ein liebenswürdiges Gemisch von Ruhe und Lebhaftigkeit, von Weichheit und Festigkeit. Sie war im „Prinzen von Homburg" gewesen, meinte aber, nachdem sie Madame Hoppé als Natalie gesehen, wenn man in Berlin so frostig liebe, könne man gar nicht hier bleiben. Auch klagte sie über den Mangel an Beifall, welchen das Stück gehabt und fragte, ob denn die Berliner ohne Hände geboren seien?

Aus dem übrigen Inhalt des Bandes sei auf Wehl's Aussprache über seine stuttgarter Stellung hingewiesen. Sein berechtigter Kampf für die deutschen Bühnendichtungen, unter scharfer Abwehr der verdeutschten, ursprünglich französischen Bühnenwerke der letzten fünf Jahrzehnte, wird mit Heranziehung Lessing's, Goethe's und Schiller's fortgesetzt. In gleicher Weise tritt Wehl für die hohe Bedeutung Geibel's als patriotischen Dichters ein, wol das Reifste und übersichtlich Beste, was über diese Seite des Dichters der „Heroldsrufe" geschrieben worden ist.

Robert Waldmüller.

Aus der Musikliteratur.

1. Echt oder Unecht? Zur Lucas-Passion. Von Erich Prieger. Berlin, Conrad. 1889. 8. 80 Pf.

Die vorliegende Schrift ist der Sonderabdruck eines in der „Deutschen Musiker-Zeitung", 1888, Nr. 21—23 erschienenen Aufsatzes in „verbesserter und theilweise vermehrter Form". Sie will „an einem wichtigen Beispiele zeigen, in welcher Weise heutzutage manchmal Musikforschung getrieben wird". Damit kündigt sie sich als eine polemische an — und ich gestehe offen, daß diese Bemerkung in der Einleitung das Einzige ist, was mir an dieser Schrift nicht gefällt. An der Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit eines Bach-Forschers, wie Ph. Spitta, wird sich nie und nimmermehr auch nur das Geringste ausstellen lassen, und gesetzt selbst den Fall, Spitta's Glaube an die Echtheit der Lucas-Passion stände auf schwachen Füßen, so würde selbst dies den in jenen Worten zwischen den Zeilen zu lesenden Vorwurf der Leichtfertigkeit keineswegs auch nur im geringsten rechtfertigen. Dormitat

interdum bonus Homerus! Und hätte wirklich Spitta's reinste und lauterste Begeisterung für den größten musikalischen Genius den Verfasser der Bach-Biographie einmal auf einen Irrweg geführt — er würde der erste sein, der sich einer bessern Ueberzeugung anschlösse, sobald diese nach Inhalt und Form nur objective Wahrheit und keinen subjectiven Unmuth zur Schau trüge. Das letzte tritt unleugbar in jener Aeußerung zu Tage.

Wir geben hiernach einen knappen Auszug der in der vorliegenden, höchst bemerkenswerthen, scharfsinnigen und auf äußerst genauer, umfassender, wie eingehender Kenntniß des Materials beruhenden Schrift.

Vor allem ist unzweifelhaft, daß eine von Sebastian Bach's eigener Hand geschriebene Lucas-Passion vorliegt. Damit ist allerdings noch nicht erwiesen, daß dieselbe ein Werk Bach's ist. Es existiren sehr zahlreiche Copien von Werken fremder Autoren von der Hand des Altmeisters. Die Vertheidiger der Echtheit setzen die Herstellung unsers Autographs in die Jahre 1731—34 und nehmen an, Bach habe seinerzeit die Lucas-Passion in der Thomaskirche aufgeführt. Der Verfasser setzt dem die Behauptung entgegen, daß dafür kein Schatten eines Beweises erbracht werden könne. Auch die Angaben Rochlitz' bezüglich der Aufführungen von drei Passionen Bach's *) unter Cantor Dolores, bei denen er als Singknabe mitgewirkt, sind so unbestimmt, daß niemand annehmen kann, unter jenen drei Passionen sei gerade die Lucas-Passion gewesen und nicht vielmehr vielleicht die Marcus-Passion, von der noch Bruchstücke vorhanden sind. Ich möchte noch weiter gehen und fragen: Hätte Rochlitz selbst die Lucas-Passion mitgesungen, war es dann diese, die jetzt als Lucas-Passion von S. Bach vorliegt? Die einzige Spur des Vorhandenseins einer Lucas-Passion von S. Bach gibt ein Buchhändlerkatalog vom Jahre 1761, in welchem sie angezeigt ist.

Man nimmt an, die genannte Passion sei in Weimar entstanden. Dafür spreche die Verwendung des Fagotts in derselben. Für dieses Instrument zeigte S. Bach in der weimarer Zeit eine ganz besondere Vorliebe, offenbar weil ihm dort ein tüchtiger Fagottist zur Verfügung stand. Der Verfasser führt dagegen an, daß die Art der Verwendung dieses Instruments in unserer Passion ganz verschieden sei von der weimarischen Zeit, eine Thatsache, der ich entschieden beipflichten muß, deren nähere Erörterung aber einer Musikzeitung zukommt. Die Schwächen und harmonischen Mängel, welche die Lucas-Passion mehrfach aufweist, erklären die Vertheidiger derselben aus dem Umstande, daß sie ein „Jugendwerk" S. Bach's sei. Dagegen legt der Verfasser an gutgewählten Beispielen dar, daß S. Bach auch in seiner Jugendzeit keinen so fehlerhaft gebildeten musikalischen Satz geschrieben habe, wie er sich häufig genug in der fraglichen Passion findet, namentlich daß man keinen einzigen echten Bach'schen Choral nachweisen könne, der gleich unschöne Stimmführungen aufweise wie die Choräle unserer Passion. Diese Thatsache ist darum besonders historisch interessant, als Mendelssohn bereits aus diesem „innern" Grunde von der Unechtheit des Werks so voll und ganz überzeugt war, daß er schrieb: „Wenn das von Sebastian ist, so laß' ich mich hängen"; aber er fügte dazu: „Und doch ist's unleugbar seine Handschrift." Einen Hauptbeweis für die Echtheit sah man endlich in den am Anfange der Partitur befindlichen Buchstaben I. I. (= Iesu, iuva!), „welche S. Bach nur eigenen Compositionen, niemals Abschriften fremder Werke beizufügen pflegte". Desgleichen das S. D. Gl. (= Soli Deo Gloria). Der Verfasser weist hier äußerst glücklich nach, daß nach den Zusammenstellungen, die Rust, gegenwärtig Cantor an der Thomaskirche zu Leipzig, im elften Jahrgange der Bach-Ausgabe gemacht hat, das I. I. auch bei Abschriften sich findet. Zudem bietet ein auf unserer königlichen Bibliothek befindlicher, von S. Bach geschriebener Sammelband mit 12 Cantaten von J. L. Bach elfmal die Signatur I. I. am Anfange und sechsmal S. D. Gl. am Ende. Den Schluß der Schrift bildet eine im ganzen berechtigte, abfällige Kritik des von A. Dörffel redigirten Klavierauszugs unserer Passion.

*) Sebastian Bach hat bekanntlich fünf Passionen componirt.

2. Gesammelte Werke über Musik und Musiker. Von Robert Schumann. Herausgegeben von Heinrich Simon. Zwei Bände. (Universal-Bibliothek Nr. 2472. 2473. 2561. 2562.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1889. 16. 80 Pf.

Ein Werk wie Robert Schumann's „Gesammelte Werke" bedarf heutigen Tags keiner Anpreisung mehr. Die Werthschätzung Schumann's als Schriftsteller ist eine bedingungslose, und selbst diejenige musikalische Richtung, welche Schumann's Lieder und Compositionen aus dem Concertsaale verbannt und lediglich dem innern Familienkreise vorbehalten wissen will, die seine musikalische Ausdrucksweise schwülstig, die instrumentalen Farben seiner Symphonien verblaßt und das Meiste hohl und ungenießbar findet: selbst diese Richtung stimmt ein in das Lob des Kritikers Robert Schumann. Somit war es ein äußerst glücklicher Gedanke, zu einer Zeit, wo durch das Freiwerden des Verlags der Schumann'schen Compositionen dieselben eine über alles Erwarten weite Verbreitung gefunden haben, neben den Volksausgaben seiner Musikwerke auch eine solche seiner schriftstellerischen Werke zu bieten und die Reclam'sche Verlagshandlung hat auch hier wieder ihre Rührigkeit und Schlagfertigkeit gezeigt, indem sie in schneller Aufeinanderfolge zwei Bände erscheinen ließ. Ein demnächst zu erwartender dritter Band soll eine Nachlese von solchen Artikeln bringen, die Schumann in die von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner gesammelten Werke nicht aufgenommen hat. Der Herausgeber ist zwar bisjetzt noch nicht selbständig als Schumann-Forscher aufgetreten, aber er zeigt sich doch im allgemeinen mit seiner Aufgabe gut vertraut und es bleibt nur zu wünschen, daß Schumann's herrliche kritische Aufsätze, seine „Schwärmbriefe", seine „Davidsbündlerbriefe" einen recht weiten

Leserkreis finden mögen und überall dazu beitragen, den Sinn für das ewig Bleibende, Wahre und Schöne in der Kunst neu zu beleben und zu stärken. Hoffen wir auch, daß die allgemeine Verbreitung der Schumann'schen Schrift unter das Volk dazu beiträgt, daß der stellenweise entsetzliche Zustand, in dem sich die musikalische Kritik unserer Tage befindet, an einem unvergänglich schönen und erhabenen Beispiele richtig erkannt werde. Solche Erkenntniß wäre dann sicher der erste Schritt zur Besserung.

3. Zur Aesthetik des Klavierspiels. Von Adolf Kullak. Dritte umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Hans Bischoff. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1889. 8. 6 M.

Als diese dritte Auflage des wohlbekannten und mit vollstem Rechte allgemein geschätzten Buchs in meine Hand gelangte, überkam mich das Gefühl der tiefsten Wehmuth. War doch die Herausgabe dieses Werks eine der letzten Arbeiten des für das Leben wie für die Kunst viel zu früh verschiedenen trefflichen Künstlers und unermüdlichen Musikforschers Hans Bischoff gewesen. Als Künstler wie als Mensch, als Musikgelehrter wie als Musikpädagoge war er „der Besten einer", und was er auf dem vielseitigen Gebiete seiner Thätigkeit geschaffen, die Eindrücke, die sein künstlerischer Vortrag hinterließ, die Gründlichkeit und peinliche Gewissenhaftigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit seiner Ausgaben alter und neuer Musikwerke, der belebende und anfeuernde Einfluß, den er auf seine Schüler übte: all dies sichert ihm ein gesegnetes, immerwährendes Andenken! Ueber das vorliegende Werk Kullak's selbst habe ich nur wenig zu sagen. Es ist allgemein bekannt und gegen seinen Werth hat sich bisjetzt noch nicht einmal die Stimme eines Zweiflers erhoben. Es soll eine Methodik des Klavierspiels, also ein Schulwerk sein, kein philosophisch-ästhetisirendes Buch, das den lesenden Schüler mit gelehrten oder mit schön klingenden Phrasen abspeist. Genau entsprechend dem Standpunkte unserer modernen Geisteswissenschaft, die sich aus der tiefsinnigen philosophischen Phrase zur Erkenntniß und Betrachtung des Realen in der Erscheinung aufgeschwungen hat, behandelt Kullak-Bischoff das Reale im Klavierspiel, die Technik in ihren mannichfaltigen Schattirungen und zeigt, wie der Geist diese an sich ja freilich nur maschinellen Vorgänge beleben kann. „Geist und Mechanik berühren sich in der Qualität und Quantität des Anschlags", war ein Hauptgrundsatz Kullak's wie Bischoff's. Gerade diese Auffassung der Bedeutung der Mechanik für den Vortrag zeigt so viel Neues und Interessantes, daß aus dem genannten Kapitel (S. 269 fg.) hier eine kleine Probe gegeben sei:

... (Die Mechanik unterscheidet sich) von jedem andern Materiale dadurch, daß sie in steter Lebendigkeit alle Lebenserscheinungen des Klavierspiels von Anfang an bis in die höchsten Regionen anschmiegend begleitet. Jedes andere Kunstmaterial, einmal beschafft, überhebt den Künstler ähnlicher Sorge und gestattet ihm, sich ganz der Idee hinzugeben. Die Klaviermechanik drängt sich auf allen Standpunkten mit in die ersten Fragen ein.... Der Künstler kann auf ihr nie so sicher fußen wie etwa der Maler auf Leinwand und Farbe... sondern muß in den geistigsten Höhepunkten einen Theil der vollen Kraft der Rücksicht auf dieses Material widmen.... Die durchgebildetste Technik, welche in den schwierigsten Passagen alle Stärkegrade, sämmtliche Schattirungen des Tones umfaßt, ist noch keineswegs das, was allein einen geist- und gemüthvollen Vortrag garantirt; doch ist sie ihrem Ziele für den Fall, daß der Spieler überhaupt ein musikalischer Mensch ist [d. h. also, daß ihm Gefühl und Geist überhaupt innewohnt! Der Ref.], beträchtlich näher als die klarste Erkenntniß von einer idealen Gestaltung des Vortrags, der ein mangelhaftes Fingergefühl den Ausdruck versagt.... Wenn nun aber wirklich sämmtliche geistigen Vorbedingungen zu einem durchaus künstlerischen Vortrage vorausgesetzt sind, so verlangt immer noch die bloße Verfeinerung des Tons bis zum ppp in vollster Klarheit, zum ff in reinster Klangschönheit, namentlich im Gesangstone, ein Studium, dessen Ende kaum abzusehen ist. Die Pflege der technischen Bravour hat ihre Grenzen... die Zahl der Anschlagsfeinheiten ist so unbegrenzt wie die Fähigkeit der musikalischen Charakteristik überhaupt.

Möge das treffliche Buch in der neuen Ausgabe sich neue Freunde erwerben und der Kunst neue und echte Jünger zuführen!

4. W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Erster Theil. Mit drei Bildnissen und vier Facsimiles. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1889. Gr. 8. 16 M.

Der Herausgeber der dritten Auflage der allbekannten und mit Recht hochgerühmten Mozart-Biographie von Otto Jahn, Hermann Deiters, ist ein hochgestellter und hoch angesehener Beamter der preußischen Schulverwaltung, der sich auf dem Gebiete der alten Musikwissenschaft durch gründliche Untersuchungen über die Quellen des Aristides Quinctilianus bekannt gemacht hat. Die moderne Musikwissenschaft verdankt ihm einen biographisch-kritischen Essay über Johannes Brahms und kleinere Beiträge zur Beethoven-Forschung. Auf dem Gebiete der praktischen Musik ist der Herausgeber hingegen augenscheinlich vollkommen Laie, bezw. Dilettant. Nicht blos einige Zuthaten des Herausgebers, die ich weiterhin bezeichnen werde, bestätigen dies, sondern auch das eigene Geständniß auf S. XLIII der Vorrede deutet dies an: „Wo mir in der technischen Beschreibung (der scil. Mozart'schen Compositionen) ein Versehen obzuwalten schien, ist es stillschweigend berichtigt; ich konnte mich hier der Beihülfe musikalischer Fachmänner erfreuen und erwähne mit Dank die Bereitwilligkeit, mit welcher Prof. Jadassohn u. s. w." Die vorliegende Neuauflage beruht auf der zweiten Auflage des von Jahn selbst auf Grund und mit eingehendster Benutzung des Köchel'schen „Chronologisch-thematischen Verzeichnisses sämmtlicher Tonwerke W. A. Mozart's" (Leipzig 1862) umgearbeiteten Werks. Ueber die Vortheile dieser zweiten knappern Auflage gegenüber der ersten kann nur der im Zweifel sein, dem für den Gebrauch dieser Auflage das genannte Köchel'sche Werk nicht zur Hand ist. Beide Werke ergänzen sich aber so vollständig, daß eins ohne das andere schlechterdings unbrauchbar erscheint. Bei der

dritten Auflage ist von eigentlicher Erneuerung, wie der Herausgeber selbst sagt, keine Rede:

Die Fundamente der biographischen Erzählung und der menschlichen Charakteristik sind so fest begründet, die Quellen für beides liegen so klar und umfangreich vor, daß sie für alle Zukunft als bleibend betrachtet werden können, und die künstlerische Beurtheilung des Mozart'schen Schaffens und seiner Entwickelung ist in solchem Grade aus dem Vollen geschöpft, so sehr der Ausfluß nicht allein umfassender Kenntniß, sondern auch der gesunden, an der Anschauung des Schönen in alter und neuer Kunst geläuterten Auffassung des Biographen, daß an derselben nicht wohl gerüttelt werden kann.

Man kann die Verdienste Otto Jahn's um die Mozart-Forschung sicher nicht hoch genug schätzen; man kann in vieler Hinsicht sein Werk als eine Musterbiographie, als ein „opus omnibus numeris absolutum" allen gleichartigen musikwissenschaftlichen Werken vorziehen und kann doch behaupten, daß in dem Vorstehenden der Herausgeber viel mehr gesagt hat, als er selbst und als überhaupt ein menschliches Wesen zu verantworten vermag. Ich sehe ganz davon ab, daß man Jahn, vielleicht nicht ganz ohne Grund, die Fähigkeit abgesprochen hat, den Menschen Mozart in vollständig naturgetreuem Lichte darzustellen, daß man also bei der allgemein menschlichen Charakteristik Mozart's durch Jahn manchen subjectiv gefärbten Urtheilen und Anschauungen des berühmten bonner Gelehrten begegnen mag: wer kann sagen, die Quellen für Mozart's Leben seien in solcher Weise abgeschlossen, daß sie „für alle Zukunft als bleibend betrachtet werden können"? Gibt es denn in Mozart's Biographie unbedingt keine dunkeln, noch unaufgeklärten Stellen, über die möglicherweise ein Zufall Licht und Aufklärung unvorhergesehen bringen kann? Oder ist alles Unechte an Mozart's Werken bereits zweifellos festgestellt, alles Echte so sicher bekannt, daß auch hierin die Quellen für alle Zukunft abgeschlossen scheinen? Hat man nicht erst vor kurzem Mozart's Ballettmusik zu Noverre's „Les petits riens" entdeckt und auch das „Concertanten-Quartett" ist erst neuerdings aufgefunden worden? Ist die Requiemfrage endgültig gelöst? Mozart's Begräbnißstätte bekannt? Und keine Möglichkeit, jemals eine dieser Fragen der Lösung und wenn auch nur ein kleines näherzubringen?

Was nun die „Beurtheilung des Mozart'schen Schaffens" durch Jahn betrifft, so wird kein Mensch in den betreffenden Ausführungen des Biographen den geistvollen, mit umfassender musikalischer Kenntniß und eindringendem Verständnisse ausgerüsteten gelehrten Forscher verkennen und dem wohlverdienten Ruhme auch nur ein kleines rauben wollen. Wenn aber der Herausgeber in versteckter, dem Wissenden aber leicht erkennbarer Polemik sagt: Jahn's musikalisches Urtheil sei der Ausfluß einer „gesunden, an der Anschauung des Schönen in alter und neuer Kunst geläuterten Auffassung" gewesen, so greift er damit weit über seine Aufgabe, die sich nur auf Mozart beschränken sollte, hinaus und will damit, wie es scheint, auch die verkehrten, einseitigen Urtheile als „gesunde, geläuterte Auffassung" hinstellen, die Jahn über unsere neue Kunst, über „Tannhäuser", „Lohengrin" und Wagner überhaupt gefällt hat. Hatte der Herausgeber diese Absicht nicht, so durfte er angesichts der Jahn'schen Aufsätze gegen Wagner, für die man heutzutage nur noch historisches Interesse haben kann, nicht einen Satz wie vorstehenden schreiben und damit unserer neuen deutschen Kunstrichtung die Kunstberechtigung, die ja in der Verwirklichung des „Schönen" besteht, absprechen. Mozart und Wagner — sind sie nicht beide Jünger und Geistesgenossen eines und desselben Meisters Gluck? Aus ein und derselben Wurzel sehen wir in geraumen Zeitabständen wie durch ein Wunder eine duftige Linde und eine starke, mächtige Eiche entsprießen. Zwei echt deutsche Bäume! Und hätten diese Bäume den Sinn und die Sprache der Menschen, wer verstünde wol die Sprache der Linde besser: das stärkere stammverwandte Geschwister oder die emsige Ameise, die ihr Nest in die Wurzeln der Linde gelegt hat? Die Fabel mag lehren, wer meines Erachtens am besten, treuesten und wahrsten über Mozart urtheilen konnte und — geurtheilt hat.

Der Herausgeber spricht ferner von Nohl's „Naivetät"; ich erkläre mich auch für so „naiv", zu glauben, daß Otto Jahn aus Nohl's Polemik gegen ihn — die ich übrigens keineswegs in allen Stücken vertreten will — doch manches hätte lernen können, wenn er den guten Willen gehabt hätte, in der Musik noch etwas von dem gelten zu lassen, was nach Mozart und Beethoven geschrieben worden ist.

Nach diesen allgemeinen Ausstellungen wende ich mich zu der speciellen Arbeit des Herausgebers, der ich nach der rein philologisch-kritischen Seite hin die unbedingteste und uneingeschränkteste Hochachtung zolle. Mit unglaublicher Sorgsamkeit und bewundernswerthem Geschick sind Nachträge und Zusätze oft von hervorragender Wichtigkeit in den Text, zum größern Theil aber in die Fußnoten eingefügt, und ich glaube nicht, daß von alledem, was auf dem Gebiete der Mozart-Forschung seit Erscheinen der zweiten Auflage (1867) bekannt geworden ist, etwas Erhebliches vermißt werden wird. Daß auch Nohl's Thätigkeit eine zuverlässigere war, als der Herausgeber „anfänglich annahm", ist ein offenes, ehrliches Geständniß, das als besonders charakteristisch hier hervorgehoben werden muß (vgl. S. XXXIX; die folgende S. XL hat allerdings Nohl's Verdienste schon wieder ganz vergessen). Außer diesen überaus werthvollen Ergänzungen des Textes ist dieser selbst in stilistischer Beziehung genau durchgesehen und wo durch Kürzungen und Zusammenschiebungen in der zweiten Auflage Härten und Unklarheiten im Texte entstanden waren, ist der Herausgeber auf die fließende und glatte Darstellung der ersten Ausgabe zurückgegangen und hat danach den Text verbessert. Ein Verfahren, dem allseitige unbedingte Zustimmung gesichert ist.

Größere eigene Zusätze des Herausgebers sind die Besprechungen des „Concertante-Quartetts" (S. 532) und der Balletmusik „Les petits riens". Wir haben hier zwei

Probestücke für die rein musikalische Befähigung des Herausgebers und müßten deshalb näher auf dieselben eingehen, wenn in dieser literarischen Zeitschrift der Ort dazu wäre. Unter den am Ende des Bandes gegebenen Zusätzen und Berichtigungen zum ersten Bande der dritten Auflage verweise ich besonders auf die Angaben über die erste Form der beiden Chöre aus der Musik zu „König Thamos". Ein verschollen geglaubtes Manuscript dieser Chöre in erster Fassung besitzt die königliche Bibliothek in Berlin. Die Abweichungen dieser ersten Fassung von der zweiten sind interessant genug, daß ihre Mittheilung in der Biographie sich verlohnt hätte. Daß übrigens der Zusatz auf der ersten Seite unsers Manuscripts: „Notabene. Ist eine ältere Arbeit und nunmehr nicht mehr gültig", von Mozart's Hand herrührt, gewinnt mir immer größere Wahrscheinlichkeit, je öfter ich mir diese Züge betrachte.

Endlich muß ich noch auf einige Ungenauigkeiten aufmerksam machen, die sich in den S. 130 fg. mitgetheilten Räthselkanons finden. In Kanon 3: Ad duodecimam clama ne cesses, fehlt ein halber Takt, wie der Augenschein unwiderleglich darthut. Im Kanon 4: Tertia pars si placet, sind die Textsilben (Do-)mi-ne in unter falsche Noten gesetzt: mi gehört unter die Achtelnote u. s. f. Im Kanon 5 ist die viertletzte Note (d) in eine Achtelnote zu verwandeln.

Das Gesammturtheil über die Neuauflage des ersten Bandes des altberühmten Buchs ergibt sich aus Vorstehendem von selbst: soweit die specifisch-musikalische Sachkenntniß des Herausgebers in Frage kommt, wird man nicht überall zugestehen können, daß derselbe seine Aufgabe vollkommen gelöst habe. Soweit jedoch der philologisch-kritische Theil der Bearbeitung in Betracht kommt, verdient die Arbeit des Herausgebers unumwundene Anerkennung, und man darf sich freuen, daß ein so kostbares Werk, wie Jahn's „Mozart", in dieser Hinsicht in so überaus zuverlässige, treue Hände gelegt ist.

Heinrich Reimann.

Zur deutschen Sprache.

1. Die deutschen Personennamen. Von H. F. Otto Abel. Zweite Auflage, besorgt von Walter Robert-tornow. Berlin, Hertz. 1889. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Man braucht nicht Purist zu sein, um der buntscheckigen Art von Namengebung, wie sie in Deutschland um sich gegriffen hat, keinen Geschmack abzugewinnen. Die Gestalt unserer Vornamen ist ja nur ein kleines Glied in der Kette, mit der wir unser Volksthum zusammenzuhalten haben, aber immerhin ein Glied, und als solches der Beachtung werth. Der Grund für die beschämende, ja empörende Ausländerei, die bei der Wahl der Vornamen auch jetzt noch, nachdem wir ein einiges, freies Volk geworden mit Kaiser und Reich, unter uns in Blüte steht, liegt zum guten Theile jedenfalls darin, daß Ursprung und Bedeutung unserer deutschen Vornamen noch immer mehr als billig selbst in den gebildeten Kreisen unbekannt sind. Und doch, welch eine reiche, goldene Fülle, welch ein stattliches Heer von schönen, kräftigen, wohllautenden und sinnigen Namen bietet uns unser germanisches Alterthum, bietet uns die Geschichte unsers deutschen Volks bis herab in die Zeiten des Staufengeschlechts! Der Anschauungskreis, in welchem sich die ursprünglichen deutschen Einzelnamen bewegen, ist, äußerlich angesehen, klein, aber von einem erhebenden, großartigen Inhalt erfüllt. Durchgehends ist die altgermanische Namengebung von einem idealen Zuge durchweht. Die höchsten Gedanken, die unser Volk in der Zeit seiner jugendlichen Kraft bewegen, helfen dabei schaffen. Nur hervorragende körperliche oder geistige Eigenschaften geben die Benennung ein. Unerhört ist es, daß ein leibliches Gebrechen oder geistige Mängel, wie so oft in lateinischen Namen, dabei herangezogen würden. Vielmehr was sie nur Hohes und Heldenhaftes zu ersinnen, was sie Edles, Frommes und Huldreiches von Männerehre und Frauentugend zu erdenken vermögen, das legten unsere Vorfahren in den hoffnungerfüllten Namen nieder, die sie den Ihren auf den Lebensweg mitgaben. Wenigstens einen echten, ursprünglichen Namen von deutschem Klange sollten auch wir darum unsern Kindern, und womöglich als Hauptnamen, beilegen. Die Namen der Pathen mögen, wenn's nicht anders sein kann, daneben als Beinamen geführt werden. Denn jawohl, das Kleid macht nicht den Mann; aber es deutet ihm doch an, wie er sich halten muß, um es mit Ehren zu tragen. Und der Name bezeichnet oder sollte doch bezeichnen das, was von allem uns das Nächste ist, unser eigenes Selbst. Und kleiden zweifellos ein jedes Volk dessen eigene Namen am besten, wir Deutschen sind wahrlich am allerwenigsten so arm an erb- und eigenthümlichen treffenden, sinnvollen Namen, daß wir, als hätten wir der unsrigen uns zu schämen oder reichte unser Vorrath nicht, beim Auslande, bei Franzosen, Spaniern, Russen und Polen betteln gehen und mit armseligem fremden Federschmucke uns behängen müßten.

Otto Abel's Buch über die deutschen Personennamen, zuerst im Jahre 1853 erschienen, war, woran sein Biograph Wilhelm Lang mit Recht erinnert, der erste zusammenfassende Versuch, unsere Namen als Denkmäler der ältesten Zeiten unsers Volks zu verstehen. Sie war die Frucht gründlicher germanistischer Studien, hatte aber zugleich einen volksthümlichen und vaterländischen Zweck. Und wenn gegenüber den werthvollen Arbeiten verdienter Forscher, welche Abel folgten, den Werken von Pott,

Förstemann, Weinhold, Strackerjan, F. Stark, L. Steub, P. Veit, Andresen u. a., Abel's Schrift sich bei der deutschen Lesewelt immer einer besondern Gunst erfreut hat, so verdankt sie diese Werthschätzung neben andern Vorzügen vornehmlich dem warmen patriotischen Empfinden, aus welcher sie geflossen, und demnächst dem wohlthuend fragmentarischen Charakter, den sie trägt. Denn gerade die auf einen größern Leserkreis berechnete Art des Buchs, die Voltaire's Wort: „Le secret d'ennuyer est celui de tout dire", beachtet, indem sie alles rein gelehrte Beiwerk beiseite läßt, mußte ihr zahlreiche Freunde gewinnen.

Die neue schmucke Ausgabe des Buchs, durch einige Zusätze aus Abel's Handexemplar und eine vom Herausgeber hinzugefügte Namensübersicht erweitert, darf deshalb auch von vornherein einer guten Aufnahme sicher sein. Zunächst muß sie ja wehmüthig stimmen als ein Gedenkblatt, welches uns die politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen eines Mannes ins Gedächtniß ruft, der, unserer Besten einer, vor nun schon 35 Jahren als hoffnungsreicher, hochbegabter Gelehrter in der ersten Blüte des Mannesalters abgerufen wurde aus der Fülle freudigsten Schaffens. Aber wie das Buch bei seinem ersten Erscheinen in trüber Zeit ein Mahnruf sein wollte an den Nationalstolz, eine Anklage gegen die Fremdländerei, eine Erinnerung daran, einen wie unerschöpflichen Schatz gehaltvoller Namen unsere Vorfahren besaßen, deren tiefinnigste und lebendigste Vorstellungen von Gott und Natur, deren Kampfeslust und Mannentreue, deren Hoffen und Sehnen, deren Sinnen und Minnen sich in ihren Namen widerspiegelt: so darf die Aufgabe, welche es sich gestellt hat, in der Gegenwart noch keineswegs als erfüllt angesehen werden. Und was den sprachwissenschaftlichen Werth der von Abel angestellten Forschungen betrifft, so gilt auch von diesen, daß sie auf zu fest gesicherte Ergebnisse gegründet sind, als daß mehr als blos Unwesentliches einer Verbesserung bedürfte. Am allerwenigsten ist Abel's Schrift durch die Dutzendbücher entbehrlich geworden, die sich in jüngster Zeit als sogenannte Vornamenbüchlein an die Oeffentlichkeit gewagt haben, und noch neulich in der Julinummer der „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins" von E. Lohmeyer auf ihren Werth geprüft worden sind. Auch wird vielen willkommen sein, daß Abel außer den Vornamen auch die Geschlechtsnamen wenigstens streift, daß er einzelne Ortsnamen behandelt, wie die auf die Elfennixen zurückgehenden und die in christlichem Gewande fortlebenden altgermanischen Sitten und Gottheiten zum Gegenstande seiner Besprechung macht.

In Betreff seines vornehmsten Stoffs, der deutschen Personennamen, meint Abel selbst:

> Es kann nicht davon die Rede sein, die fremden Namen ganz wieder zu verdrängen; ein solcher Purismus wäre noch lächerlicher als der, welcher unbesehen alle Fremdwörter aus unserer Sprache ausmerzen wollte. Unser Leben und unsere Geschichte ruht nun einmal nicht ausschließlich auf deutschem Grunde, die Wurzeln unsers Seins greifen weit hinein in die alte und in die christliche Welt; und das kann und soll nirgends künstlich verleugnet werden. Aber wie wir uns heutzutage angelegen sein lassen, aus unserer Sprache den Wust wieder fortzuschaffen, den die Geschmacklosigkeit und Altergelehrsamkeit der letzten zwei Jahrhunderte in sie hineingebracht hatte, so mögen wir einen kleinen Theil dieses deutschen Sinnes auch unsern Namen zuwenden und wieder zu gerechten Ehren bringen, was lange unverantwortlich vernachlässigt war. Und wenn im Laufe des 19. Jahrhunderts manche außer Brauch gekommene Namen sich wieder befestigt und neu eingebürgert haben, so steht zu hoffen, daß diesen noch viele nachfolgen und den Weg in unsere Familien und unser Leben finden werden. Möge dann mit den deutschen Namen auch deutscher Sinn einziehen und sich so das altrömische Sprichwort „Nomen et omen" als wahr erweisen.

Das ist ein gutes, beherzigenswerthes Wort, besonnen und doch voll Hoffnungsfreudigkeit, der Geschichte gerecht und doch voll Stolz auf den vaterländischen Besitz. Möge es sich immer reicher erfüllen, damit Otto Abel's scharfes Wort: „Am vornehmsten klingt dem Deutschen ja immer das Fremde", wie das auch die Vorrede zum Schlusse als Wunsch ausspricht, nicht lange mehr Gültigkeit habe!

2. Deutsche Redensarten. Sprachlich und culturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. Leipzig, R. Richter. 1889. 8. 2 M.

Seit dem Aufblühen der deutschen Sprachforschung ist die gelehrte wie ungelehrte Erklärung unserer sprichwörtlichen Redensarten zu einer Lieblingsbeschäftigung geworden, von welcher selbst die großen und kleinen Tageblätter gern zehren, weil sie sich sagen dürfen, daß sie den meisten Lesern damit eine immer willkommene Speise vorsetzen. Aber wie sind durch diesen günstigen Umstand derlei Erklärungen auch ins Kraut geschossen, was für ein fades, ungewaschenes Zeug wird uns oft vorgesetzt! Da ist es denn eine Freude ganz besonderer Art, wenn eine berufene Feder sich einmal wieder des Stoffs annimmt, um die gesicherten Ergebnisse zu ordnen und an der Hand culturgeschichtlicher, literarischer und sprachlicher Forschung neuen Boden zu gewinnen. Und an der vorliegenden Schrift hat solch eine Feder gearbeitet. Wir begrüßen in derselben die reife Frucht einer besonnenen, fleißigen und sorgfältigen Untersuchung, die sich in jeder Beziehung dem behandelten Stoffe gewachsen zeigt. Wie billig, hat der Verfasser die werthvollen Arbeiten, die schon vorlagen, Jakob Grimm's „Rechtsalterthümer", das Grimm'sche Wörterbuch u. a. berücksichtigt, ohne auf ein selbständiges Urtheil zu verzichten. Für die erläuterten 100 Redensarten, denen sich noch etwa 50 in den Ueberschriften nicht genannte beigesellen, sind zahlreiche Belege aus der vaterländischen Literatur, besonders, wie bei dem erörterten Gegenstande natürlich, aus der ältern, mittelalterlichen und neuzeitlichen, herangezogen. Manche Abschnitte lesen sich wie ein anziehendes Stück Culturgeschichte, zu dem unsere Dichter und Schriftsteller den Text liefern. Verhältnißmäßig groß ist die Zahl derjenigen Redensarten, welche durch altdeutsche Rechtsbestimmungen und Rechts-

gewohnheiten ihre Erklärung finden, wie „Hand und Fuß haben", „auf die lange Bank schieben", „auf den Hund kommen", „Jahr und Tag", „den Kürzern ziehen", „unter dem Pantoffel stehen", „sich die Finger verbrennen", das letztere beispielsweise aus dem uralten Rechtsgebrauche des Kesselfangs als Gottesurtheil. In andern wird die volksetymologische Umformung von Dialektwörtern als Erklärungsgrund aufgedeckt, z. B. bei „flöten gehn" (niederdeutsch fleiten = blasen), „Maulaffen feilhalten" (Mul apen = Maul offen). Wieder in andern liegt ein ursprünglich gemeindeutscher, aber nicht mehr verstandener Ausdruck vor, wie in der Redensart „nach Noten", die durch althochdeutsches nâch nôti, mittelhochdeutsches genôte (= eifrig, angelegentlich, in hohem Grade) verständlich wird, oder in der Wendung „trinken wie ein Bürstenbinder", die auf „bürschen" (= trinken) zurückführt, während dieses „bürschen" wieder aus mittellateinisch bursa, dem Stammworte für „Bursch" und „Börse", sich entwickelt hat. In den weitaus meisten Fällen finden unsere Redensarten in ältern, der Gegenwart fremd gewordenen Anschauungen und Sitten ihre Erklärung, mögen dieselben nun auf einen einzelnen Stand, der Ritter, Geistlichen, Studenten, Handwerker, beschränkt sein oder die Gesammtheit des Volks umfassen. Jenes gilt z. B. von den Redensarten „die Stange halten", „die Leviten lesen", „die Hörner abstoßen", „über die Schnur hauen"; dieses z. B. von „etwas ans Bein binden" (in Hessen sagt man: „einen Knüppel ans Bein binden"), „nicht viel Federlesens machen", „das Lebenslicht ausblasen", „ausbaden müssen", „einem heimleuchten". Hin und wieder haben auch ganz besondere zeitliche und örtliche Verhältnisse Pathenstelle zu vertreten. Das ist der Fall z. B. in „aussehen wie der dumme Junge von Meißen", „spanisch vorkommen", „der wahre Jakob", „ausgehen wie's hornberger Schießen", „aussehen wie der Tod von Ypern". Bei einigen der erläuterten Redensarten — wir denken an „aus dem ff", „in Bausch und Bogen", „im Stiche lassen" — ließe sich über die gegebene Erklärung vielleicht streiten. Doch unbedingte Sicherheit läßt sich eben nicht bei allen geben, und wir gedenken mit dieser Bemerkung die oben ausgesprochene aufrichtige Anerkennung der gebotenen Leistung nicht zu schmälern. Ungern haben wir ein Register vermißt, für welches die alphabetische Ordnung, die allerdings eingehalten ist, nur unvollkommen entschädigt. Dagegen soll um seiner saubern, feinen Ausstattung willen das Büchlein zu Festgeschenken noch ganz besonders empfohlen sein.

Karl Kallmann.

Neue Epik.

1. Sakuntala. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Friedrich Bodenstedt. Mit Randleisten und einem Titelbilde von A. Zick. Leipzig, Titze. 1889. 8. 3 M.

Es ist nicht eine Dichtung von Friedrich Bodenstedt, die hier vorliegt, wie man nach der Fassung des Titels vermuthen und erwarten wird, sondern eine Wiedergabe des Inhalts des weltbekannten Kalidasa'schen Dramas in fünffüßigen gereimten Trochäen. Warum sich der Dichter der Mühe dieser Nachdichtung unterzogen hat, obwol wir zahlreiche und zum Theil sehr ansprechende Uebersetzungen der altindischen Dichtung haben, ist nicht abzusehen und um so weniger zu begreifen, als der Zauber des Originals nirgends zu recht ergreifendem Widerscheine kommt. Im Gegentheil erscheinen nicht geringe Abschnitte vorliegenden Werks lediglich als rhythmisch gehobene Prosa, und das Einzelne ist zu weit gesponnen. Ein Hauptgeheimniß der Kunst besteht aber in dem Verhältnisse des Gesagten selbst zu seinem Inhalte; je geringer sich der sprachliche Aufwand und die Anzahl der ausgegebenen Verszeilen im Verhältnisse zu dem übermittelten Gedanken erweist, um so höher, weil um so unmittelbarer ist die poetische Wirkung. In dieser Thatsache beruht z. B. ein Hauptvorzug des gefälligen Wesens der Mirza Schaffy-Lieder. Dabei leiden die fünf Gesänge, in deren Trochäen der alte Mahabharata-Stoff ausgegeben wird, an mannichfach fühlbarer Eintönigkeit, und mitunter streift die Ausdrucksweise selbst den letzten poetischen Schimmer ab:

Und Sakuntala,
Da ihr alles so nach Wunsch geschah,
Widerstand nicht länger. Mit Geziem
Hingezogen, hing sie fest an ihm
Wie die reife Frucht am Mangobaume (?).

Oder:

Als Sakuntala den Brief gelesen,
Fühlte sie sich schnell vom Gram genesen,
Und den Heerzug anzusehn ging sie;
Vater Kanwa, Mutter Gautami,
Anassuja und Prijamwada
Waren alle zur Begleitung da.

Auch das maßlose Reimen auf König mit -tönig, z. B. liebetönig, zaubertönig u. s. f. wirkt übel, während anderes, wie die folgenden Verse, an Gespreiztheit leiden:

In des Ufersaumes Schluchten bilden
Schlinggewächse lauschige Verstecke;
Die dem Bad Entstiegenen zu umschilden.

So erscheint auch Sakuntala's Erwiderung auf des Königs feuriges Werben nicht eben glücklich eingeleitet:

Gleich als ich zum ersten mal dich sah,
Fühlt' ich Herz und Augen sich erhellen,
Meinen ganzen Bau vor Wonne beben,
Wie sich's nie zuvor mit mir begeben.

Und im Folgenden verliert die Sprache sogar völlig ihr grammatisches Pflichtgefühl:

In den Gärten vor den Siedelein
Sah der König von den ernsten Greisen
Manchen jungen Schüler unterweisen

Und auch älteren, lernbegierigen Leuten ...
Das Geheimniß heiliger Schriften deuten.

Das sind Flecken, über welche uns leider farbenprächtige Schilderungen, fesselnde Seelengemälde und gedankentiefe Weisheitssprüche nirgends hinwegtäuschen, bis wir ermüden, der Darstellung weltbekannter Vorgänge zu folgen, welche in der Dichtung Kalidasa's in so unnachahmlichem idyllischen Farbenschmelze mit allem lyrischen Zauber durch die Träume unserer Jugend zogen.

2. Die weiße Rose. (Nach einer Klostersage aus Arnoldstein.) Von Ernst Rauscher. Zweite Auflage. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 1889. Gr. 16. 1 M. 40 Pf.

Es ist eine traurige, rührende Klostergeschichte, in welcher die weiße Rose als Symbol nahen Todes das Leitmotiv bildet, wie sie auch den Schmuck der polychromen, fein stilisirten Callicodecke bildet. Die Reime fließen leicht dahin, sind jedoch weit entfernt von der Bodenstedt'schen Sauberkeit der Technik. Es mag das an des Verfassers süddeutscher Mundart liegen. Ein böser grammatischer Schnitzer begegnet auch hier (S. 49):

Ob ihm verwehrt auch zu genießen
Des Glückes je in Wirklichkeit,
Das lockend ihm der Traum verhießen —

„Verheißen" lautet das Participium Präteriti von verheißen. Liebliche landschaftliche Schilderungen dienen der anmuthigen Dichtung zur besondern Zier, und die seelischen Bewegungen finden in jeder Strömung angemessenen Ausdruck, der nur zu sehr durch harte Verwerfungen getrübt erscheint. Zur Veranschaulichung der Art des Dichters wähle ich eine Stelle aus dem Traumgesichte des jungen Priesters, in welchem ihm als schmuckem Ritter die Geliebte die verhängnißvolle Rose reicht:

Ha! Heroldsruf, Trompetenschallen!
Er spornt sein Roß, er sprengt herein —
Es blitzt der Helm, die Federn wallen,
Die Lanze legt er muthig ein,
Und nach der Reihe streckt er alle
Die tapfern Kämpen in den Sand,
Es braust im Jubelwiderhalle
Sein Name laut von Wand zu Wand.
Und sie — mit hoheitsvollem Grüßen
Die Stirne neigt und blickt ihn an,
Der hingekniet zu ihren Füßen,
Den Preis der Schönheit zu empfahn.
Ein rothes Röslein, drüber fächelnd
Ihr warmer, süßer Athem streicht,
Nimmt sie von ihrer Brust und lächelnd
In inn'ger Huld und Liebe reicht
Sie es ihm dar. Doch wie er selig
Die unschätzbare Blume faßt,
Verwandelt diese sich allmählich
In seiner Hand; im Kelch verblaßt
Der dunkle Purpur erst, und leise
Entfärben sich die Blätter — weh! —
Vom innersten zum äußern Kreise,
Bis schließlich alle weiß wie Schnee.

3. Nikephoros. Erzählung in Versen aus der Zeit der Christenverfolgung von Fritz Löwe. Halle, Mühlmann. 1890. 8. 2 M.

Auch hier ist es eine weiße Rose, welche dem Helden das letzte Lebensglück gewährt. Es ist im Circus — das Motiv erinnert an ein bekanntes Gabriel Max'sches Bild:

Da — ein weißes Rosenknöspchen
Flattert nieder aus der Höhe
Ihm zu Füßen, und er hebt es
Schnell empor vom blut'gen Sande.
Einen Tropfen sieht er flimmern —
Und er drückt es an die Lippen,
Schaut noch einmal selig lächelnd
Dann empor — jetzt nicht zum Himmel,
Bis ein Panther, der zum Sprunge
Lang gekauert, brüllt! — —
Ein Stürzen,
Drauf ein Wirbel gelben Sandes:
Droben tobt das Volk vor Freude!
„Denk', o Gott, daß ich gewürdigt,
Dir zu sterben! Denk', o Vater!"
Klingt's noch leis. — — —
Dann geht die Menge
Heiter plaudernd aus dem Circus.

Auch den Scenen dieses Dichters gebricht es, wie man sieht, nicht an Anschaulichkeit. Freilich hätten wir gewünscht, daß er seiner Dichtung eine feinere Abrundung der Form und ein peinlicheres Abwägen der Ausdrucksmittel gegönnt hätte. Um so überlegter erscheint die Gesammtanlage des Ganzen. Die Figuren athmen erregtes Leben, und die Idee, daß der Haß die Schwingen der Seele lähmt, während die Liebe triumphirt über Qual und Tod, tritt aus dem bunten Farbenspiele der freilich ziemlich widerspenstigen und deshalb mit liebevoller Härte behandelten Trochäen heraus in schöner Klarheit. Der junge Held der Erzählung ist etwas zu emphatisch und ekstatisch gerathen; der Freund, den er in schwerer Versuchung um seine Geliebte betrogen hat, um ihn sich zum unversöhnlichen Feinde zu machen, wirkt zu sehr als Theaterbösewicht, und das Mädchen selbst, die Tochter des Präfecten von Antiochia, ist zu arm an individuellen Zügen. Der Verlauf entwickelt sich in schneller Steigerung und führt hier und da zur Abgerissenheit, so in den Liebesscenen, die im Sturme zum Ziele eilen.

Adalbert Schroeter.

Technologisches.

Das Telephon und dessen praktische Verwendung. Von J. Maier und W. H. Preece. Mit 304 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Enke. 1889. Gr. 8. 9 M.

Die hochverdienten Verfasser des vorliegenden Handbuchs haben sich vorgenommen, einen ausführlichen und zuverlässigen Bericht über den jetzigen Stand des Fernsprechwesens zu liefern. Wir dürfen wol sagen, daß sie die Aufgabe durch das Entgegenkommen der verschiedenen Telephongesellschaften und der Erfinder telephonischer Apparate trefflich gelöst haben, und namentlich diejenigen Vorrichtungen mit Geschick aussuchten, welche sich in der Praxis bewährten.

Nach einer Schilderung der verschiedenen Telephonsysteme gehen sie zu der Anwendung desselben über und beschreiben insbesondere die Einrichtungen der Fernsprechämter in den verschiedenen Ländern Europas. Den Beschluß machen Mittheilungen über die Verwendung des Telephons zur Musikübertragung, zu Tauchervorrichtungen und zu ärztlichen Zwecken, sowie ein Abdruck des bezüglichen Kapitels des Werks von Meili über Telegraphen- und Telephonrecht.

Besonders interessant ist die Einleitung, in welcher sich die Verfasser über die viel bestrittene Frage des wahren Erfinders des Fernsprechers äußern. Danach gebührt wol die Ehre des ersten Gedankens dem französischen Gelehrten Ch. Bourseuil, welcher 1854 eine Abhandlung über elektrische Sprachübertragung veröffentlichte, während die Bezeichnung Telephon von Wheatstone herrührt. Sie kommt in einem Aufsatze dieses Gelehrten zum ersten male vor, welcher 1821 erschien. Ihm schwebte jedoch die Tonübertragung durch Gase vor.

Das erste Telephon baute, wie die Verfasser einräumen und dies auch von S. P. Thompson anerkannt wurde, Ph. Reis im Jahre 1868. Dieser bescheidene Gelehrte war bekanntlich Lehrer der Physik am Sarnier'schen Institute in Hamburg. Er schrieb damals wörtlich:

„Veranlaßt hierzu durch meinen Unterricht in der Physik nahm ich eine Arbeit wieder auf, die ich schon früher begonnen hatte, nämlich mit Bezug auf die Gehörsorgane, und bald hatte ich die Freude, meine Mühe von Erfolg belohnt zu sehen, da es mir gelang, einen Apparat zu erfinden, mittels dessen es möglich ist, die Functionen der Gehörsorgane klar und deutlich zu machen; aber nicht blos dies, sondern auch allerlei Töne in irgendwelcher Entfernung mittels des galvanischen Stroms hervorzubringen. Ich nannte dieses Instrument Telephon."

Daß Reis das erste Telephon baute, kann nicht oft genug wiederholt werden. Fehlt es doch, selbst in Deutschland, nicht an Leuten, die Graham Bell, oder gar Edison, das ganze Verdienst der großartigen Erfindung zuschreiben.

v. M.

Feuilleton.

Bei der glücklichen Rückkehr der so lange verschollen gewesenen Helden der Afrikaforschung, Emin-Pascha und Stanley, wird ein Hinweis auf ihre Schriften willkommen sein.

Was Emin-Pascha in der Aequatorialprovinz als Gouverneur und als Forscher geleistet, ist erst durch das von seinen Freunden Schweinfurth und Ratzel herausgegebene Werk „Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's" in weitern Kreisen bekannt geworden. In diesen Schilderungen voll frischer Ursprünglichkeit und plastischer Darstellungskraft ist dem deutschen Volke ein großer Schatz aufgethan.

H. M. Stanley ist dem deutschen Publikum aus seinen drei Werken seit langem bekannt. Wer sich rasch über seine wichtigste Reise unterrichten will, findet eine anziehende Schilderung derselben in dem Volksbuche „H. M. Stanley's Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berth. Volz", welches bereits in vierter Auflage vorliegt. Wie Stanley zur Auffuchung Livingstone's Afrika betrat, wie er seinen ersten Erfolg errang und der Welt die Nachricht brachte, daß Livingstone noch lebe, schildert er selbst meisterhaft in dem Werke „Wie ich Livingstone fand". Die Feststellung der Nilquellen und seine abenteuerreiche Fahrt auf dem Kongo bringt sein zweites Werk „Durch den dunkeln Welttheil" zu lebendiger Anschauung. An die Entdeckung des mächtigen Stromes reihte sich als Stanley's nächster Schritt die Gründung des freien Kongo-Staates, dessen Bedeutung im Anschluß an die wissenschaftliche Beschreibung seines an natürlichen Hülfsmitteln reichen Gebiets Stanley in seinem Werke „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung" kennen lehrt. Zahlreiche Abbildungen und Karten erläutern den Text in allen genannten Stanley-Werken, die gleich dem Werke Emin-Pascha's im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen sind.

— Da Henrik Ibsen gegenwärtig im Mittelpunkte des literarischen Interesses steht und um seine dramatischen Schöpfungen heiße Fehden ausgefochten werden, wird es vielen von Interesse sein, von der Gesammtausgabe seiner Werke, zunächst seiner Dramen zu vernehmen, die Prof. Julius Hoffory unter dem Titel „Moderne Dramen" (Berlin, S. Fischer, 1890) besorgt. Der erste Band enthält die „Komödie der Liebe", „Der Bund der Jugend", „Die Stützen der Gesellschaft"; der dritte Band: „Wildente", „Rosmersholm", „Die Frau vom Meere". Der zweite Band, der erst im nächsten Jahre ausgegeben wird, bringt „Nora", „Gespenster", „Der Volksfeind".

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 26. October 1889 berichtet über Sir Theodore Martin's Uebersetzungen deutscher Gedichte unter dem Titel „The Song of the Bell, and other Translations" (London, Blackwood and Sons). Die Hälfte der Sammlung besteht aus Schiller'schen Gedichten, deren Uebersetzung sehr gelobt wird, ebenso wie diejenigen einiger Uhland'schen Gedichte. Die Uebertragungen Goethe'scher Gedichte werden hier weniger gut befunden.

Ebenda werden die Karten (hergestellt auf Grund von Angaben Dr. Wolf's, Kling's und von François'), welche den von Dr. Danckelmann besorgten amtlichen „Mittheilungen" über deutsche Forschungen an der Guineaküste beigefügt sind, denen der englischen Blaubücher lobend zur Nacheiferung gegenübergestellt.

„The Athenaeum" vom 9. November 1889 urtheilt höchst ungünstig über Georg Ebers' „Gred", in der englischen Uebersetzung von Klara Bell, die das Werk „Margery" betitelt (2 Bde., London, Trübner u. Comp.), wie folgt: „Prof. Ebers kann man kaum dazu beglückwünschen, daß er Fortschritte im Romanschreiben mache, es sei denn Fortschritte nach rückwärts. Sein letztes Werk wird, fürchten wir, selbst von den Bewunderern des Verfassers langweilig gefunden werden.... Der dem Werke gegebene Rahmen der alten Handschrift ist abgenutzt. Es ist nichts Zeitgemäßes in der ganzen Erzählung zu erkennen, es seien denn die verschiedenen lustigen Wendungen, welche die Localfarbe vertreten sollen."

— In der „Revue des deux Mondes" vom 1. November 1889 schreibt G. Valbert über Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt's Werk: „London, Gastein und Sadowa, 1864—1866, Denkwürdigkeiten" (Stuttgart, Cotta, 1889), nach einer etwas spöttisch gehaltenen Einleitung: „Die Denkwürdigkeiten gehören nicht zu den Meisterwerken dieser Art diplomatischer Literatur. Der Verfasser hat Geist, Scharfsinn, und wenn er sich Mühe gibt (!), erzählt er anziehend; aber die Kunst zu schaffen ist ihm fremd." Ein Ausdruck Madame de Sévigné's, die von der „guten Tunke" eines Redners spricht, wird auf das kritisirte Werk angewandt und es heißt weiter: „Der Graf Vitzthum bringt auch viele Dinge in seiner Rede an, aber seine «Tunke» ist nicht so gut wie die des Pater Gaillard (eben jenes Redners), und wir können ihm nicht den Erfolg derselben versprechen. Er scheut sich nicht, allerlei Wust zu bringen; läßt nichts weg, kürzt nichts und schenkt uns weder ein Gedicht in Trochäen, das er 1865 bei seiner Rückkunft von einer Romreise verfaßte und im «Dresdener Journal» veröffentlichte, noch die Gesundheit, welche er auf die Königin von England am 26. August desselben Jahres ausgebracht haben würde, wenn sein König ihn nach Coburg geschickt hätte, um der Einweihung des Denkmals für den Prinz-Gemahl Albert beizuwohnen. Unter 520 Seiten befinden sich indessen mindestens etwa 100, welche voll Kraft und Saft sind, und aus denen man sich belehren kann." Graf Vitzthum beweist aufs neue, daß 1866 der Sieg denen gehörte, welche bereit, unterrichtet, vorsichtig und entschlossen waren. Napoleon ist von Graf Vitzthum nicht gerecht und mit genügend geschichtlicher Gründlichkeit beurtheilt. Er sieht in ihm nur die große Spinne, welche überall die Fäden ihres Netzes zieht, in dem sie sich schließlich selbst fängt. Seine Menschenfreundlichkeit, seinen Edelmuth, seinen Freisinn dem Volke gegenüber erwähnt Graf Vitzthum nicht. „Man kann sicher sein, daß Napoleon, wenn er jemals die Rheinprovinz erobert haben würde, er dieselbe ganz anders behandelt hätte, als Deutschland mit der unglücklichen Bevölkerung von Elsaß-Lothringen verfährt. Er hat immer der Ansicht gehuldigt, daß die Macht, wenn sie Rechte hat, dieselbe auch Pflichten hat, und daß man sich entehrt, wenn man dieselben nicht erfüllt" (!). Es wird hervorgehoben, daß die von Beust anerkannten Verdienste Napoleon's um Sachsen nach Kräften herabgemindert werden. Gelobt werden die Beweisstücke, welche Graf Vitzthum dafür beibringt, daß man mehr und mehr die Ohnmacht Napoleon's erkannte, und warum in Oesterreich alles schief gehen mußte, während Preußen Erfolg über Erfolg errang. Valbert erbost sich über die Art und Weise, wie Graf Vitzthum mit den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland sich abfindet. Er findet dieselbe charakterlos und meint, Bismarck habe mehr Achtung vor den Kleinstaaten gezeigt als Graf Vitzthum. Den Schluß bildet abermals ein bitterer Erguß darüber, daß der uneigennützige Edelmuth Napoleon's nicht einmal von einem Grafen Vitzthum anerkannt werde, dessen Vaterland der große Idealist so viel genützt habe. (Wir bedauern, erst im neuen Jahrgange selbst auf Graf Vitzthum's Buch eingehen zu können.)

Bibliographie.

Ehrenberg, H., Geschichte des Theaters in Posen, besonders in südpreußischer Zeit. Vortrag. Posen, Merzbach. Gr. 8. 60 Pf.

Finck, H. T., Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Deutsch von U. Brachvogel. 1ster Bd. Breslau, Schottländer. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

Gasner, E., Zum deutschen Strassenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts. Eine germanisch-antiquarische Studie. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 M.

Goltermann, H., Aus dem Volke an der Weser. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen, Kühtmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Goethe's Werke. Herausgegeben von W. Freih. v. Biedermann, H. Düntzer, G. v. Loeper und F. Strehlke. 27 Thle. in 16 Bdn. Berlin, Dümmler. 8. 30 M.

— — Dasselbe. Gedichte, Dramen und Novellistisches. Berlin, Dümmler. 8. 20 M.

Günther, L., Die Nachrede. Lustspiel. Neue Bearbeitung. Berlin, Kühling u. Güttner. 8. 2 M. 50 Pf.

Hansen, G., Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen. München, Lindauer. Gr. 8. 7 M.

Hansjakob, H., Dürre Blätter. II. Heidelberg, Weiß. 1890. 8. 2 M. 80 Pf.

Hofmann, R. H., Rechtfertigung der Schule der Reformation gegen ungerechtfertigte Angriffe. Leipzig, Edelmann. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Hübbe, H. W. C., Des Ochsenwärder Kirchspiels vier Lande Ochsenwärder, Spadenland, Moorwärder und Tatenberg im Hamburgischen Marschgebiet. Geschichtliche Mittheilungen. Hamburg, Gräfe. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jucker, A., Abd-el-Kader. Schauspiel. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 1 M. 60 Pf.

Keyser, Stefanie, Ein deutscher Liebesgott. Erzählung. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 3 M.

Kofahl, A., Schatzkästlein. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Sinnsprüchen und Singgedichten. Leipzig, Fock. Gr. 16. 1 M.

Kries, A. v., Geschichte des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1. Auf Befehl des Regiments bearbeitet. Berlin, Peters. Lex.-8. 16 M.

Kuhlenbeck, L., Liebe — Bürgin der Unsterblichkeit. Das Mysterium von Eros und Psyche. Eine Romanze. Leipzig, Rauert u. Rocco. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Lessing's Werke. Herausgegeben von R. Pilger, C. Ch. Redlich und G. Zimmermann. Nebst einer Biographie des Dichters. 10 Thle. in 4 Bdn. Berlin, Dümmler. 8. 8 M.

Loehnis, H. L., Briefe über Geschichte, Philosophie, schöne Litteratur, Staatswirtschaft und Gesellschaftslehre. Berlin, Siegismund. 1890. Gr. 8. 6 M.

Maaß, C. J. W., Erziehungsweisheit. Aussprüche berühmter Pädagogen, Dichter und Denker aller Zeiten und Völker. Für Eltern, Lehrer und Erzieher ausgewählt und systematisch geordnet. Breslau, Dülfer. 8. 2 M. 25 Pf.

Markéwitsch, B. M., Gährende Kräfte. Ein Roman-Cyclus aus der vornehmen russischen Gesellschaft. Frei bearbeitet von H. v. Lankenau. 3ter Bd.: Antonine. Nach des Verfassers Tode beendigt von H. v. Lankenau. Mit einem Vorwort von F. v. Bodenstedt. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 1890. 8. 6 M.

— — Marina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Aus dem Russischen übersetzt von W. P. Graff. Berlin, Wilhelmi. 8. 3 M.

Müller, G. A., Vater Joseph Loreye. Sein Leben und seine Gedichte. Gesammtausgabe der hinterlassenen Poesien. Aus Auftrag von J. Beck besorgt. Konstanz. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Paudler, A., Forschungen und Wanderungen im nördlichen Böhmen. Leipa, Künstler. Gr. 8. 1 M.

Pflüger, E. F. W., Die allgemeinen Lebenserscheinungen. Rede. Bonn, Strauss. Gr. 8. 1 M.

Pflugk-Harttung, J. v., Mein Fortgang von Basel. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 80 Pf.

Poelchau, A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1888. Riga, Kymmel. 12. 1 M.

Reimar, F. L., Auf eigenen Füßen. Novelle. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Remer, P., Die freien Rhythmen in Heinrich Heine's Nordseebildern. Ein Beitrag zur neuen deutschen Metrik. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rosegger, P. K., Martin, der Mann. Eine Erzählung. Wien, Hartleben. 8. 4 M.

Schiller's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. Nebst einer Biographie des Dichters. Neu herausgegeben von R. Boxberger und W. v. Maltzahn. 13 Thle. in 5 Bdn. Berlin, Dümmler. 8. 10 M.

Schlecht, J., Eichstätt im Schwedenkriege. Tagebuch der Augustinernonne Clara Staiger, Priorin des Klosters Mariastein, über die Kriegsjahre 1631 bis 1650. Nach dem Original der k. b. Hof- und Staatsbibliothek zu München herausgegeben und erläutert. Eichstätt, Brönner. Gr. 8. 7 M.

Wördemann, J. H., Krusemünter. Twee Geschichten von'n Dörp. Norden, Fischer Nachf. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von **Dr. G. Schweinfurth** und Dr. **Fr. Ratzel** mit Unterstützung von Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namensverzeichniß. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Name Emin Pascha's, unsers seit mehrern Jahren durch den Mahdi-Aufstand in Wadelai abgesperrt gewesenen deutschen Landsmanns Dr. Schnitzer, ist infolge der gegenwärtigen Ereignisse in aller Munde. Diese Sammlung der zahlreichen werthvollen Arbeiten Emin Pascha's wird daher allgemein willkommen sein.

Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre. Nebst einem Anhange: **Briefe Dr. Emin Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885.** Bearbeitet und herausgegeben von Richard Buchta. Mit Titelbild und 2 Karten. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dieses Werk bietet auf Grund der Tagebücher von Dr. Junker und sonstiger zumeist an Ort und Stelle gemachter Forschungen das beste Mittel zur Orientirung über die Ereignisse, welche zu dem Mahdi-Aufstand in den Sudanländern und zu der Absperrung Emin Pascha's führten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

In 12 Monatsheften. Preis des Heftes 1 M.

„Unsere Zeit", eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Artikel, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, philosophische, naturgeschichtliche sowie kunstwissenschaftliche Studien, Aufsätze über Politik, Militärwesen und Volkswirthschaft. Sie bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Das erste Heft des Jahrgangs 1890 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Dreiundzwanzigster Band.

8. Geh. 5 M.

Inhalt: Johann Hus. Sein Proceß und sein Tod. 1414—1415. — Ein Diebstahl beim Handelsmann Schüller in Blankenheim in der Eifel. Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Der Proceß wider den Dr. med. Flocken wegen Vergiftung aus Fahrlässigkeit. Straßburg im Elsaß. 1887 und 1888. — Die Vermögensberaubung des Kaufmanns Ssolodownikow. Petersburg. 1870. 1871. — Die Ermordung des Collegienassessors Tschichatschew. Petersburg. 1873. 1874. — Der Einbruch im Pfarrhof von Edlingham. Raub- und Mordversuch. England. 1879—1889. — Der Proceß wider den Tagelöhner Morand. Mord. Joigny in Frankreich. 1888.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Matzhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Grossartiges Lager Regulateure, Stand-, Wand- und Taschen-Uhren, Weckern, Uhrketten und Bijouterien. Nur solide Fabrikate unter Garantie. Illustrierte Preisliste gratis und franko.
E. Naumann,
Uhren-Fabrik [7218
Leipzig Königsplatz 6.

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk
7.—, 12.—, 18.—M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.
Illustr. Preisliste gratis. Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Die 117. Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter **100,000** Nummern **50,000** Gewinne im Betrage von **18,185,000** M., dabei Haupttreffer von
500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in **Leipzig** stattfinden wie folgt:

die erste	zweite	dritte	vierte	fünfte
am 7. und 8. Januar	3. und 4. Februar	3. und 4. März	8. und 9. April	vom 5.—27. Mai 1890.

Original-Lose dazu sind von dem Unterzeichneten zum Planpreise zu haben, welcher beträgt

für Voll-Lose:	für Klassen-Lose:
210 M. — Pf. für 1/1, 105 M. — Pf. für 1/2, 42 M. — Pf. für 1/5	42 M. — Pf. für 1/1, 21 M. — Pf. für 1/2, 8 M. 40 Pf. für 1/5.

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen **eingeschriebenen** Zusendung. — Wird solche **franko** und nach Beendigung der Lotterie **noch** die amtliche Gewinn-Liste gewünscht, so sind außer dem Planpreise noch 55 Pf., vom Ausland 75 Pf., für Porto und Liste beizufügen. — Für **Voll-Los-Nummern**, welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung des Gewinnbetrags gleichzeitig mit zurück vergütet. **Klassen-Lose** gewähren nur Anspruch auf Gewinne in der Klasse, auf welche solche lauten und sind daher zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — **Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit.** — **Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort. Verlosungs-Plan erfolgt franco im Couvert gegen Einsendung von 10 Pf.**

Reinhold Walther in **Leipzig**, Pfaffendorfer-Strasse No. 5, concessionirter K. S. Lotterie-Collecteur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.